UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY
X030737044
Digitized by Google

LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF VIRGINIA

PRESENTED BY
MRS. C. W. KENT

Digitized by Google

AP
30
N4

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

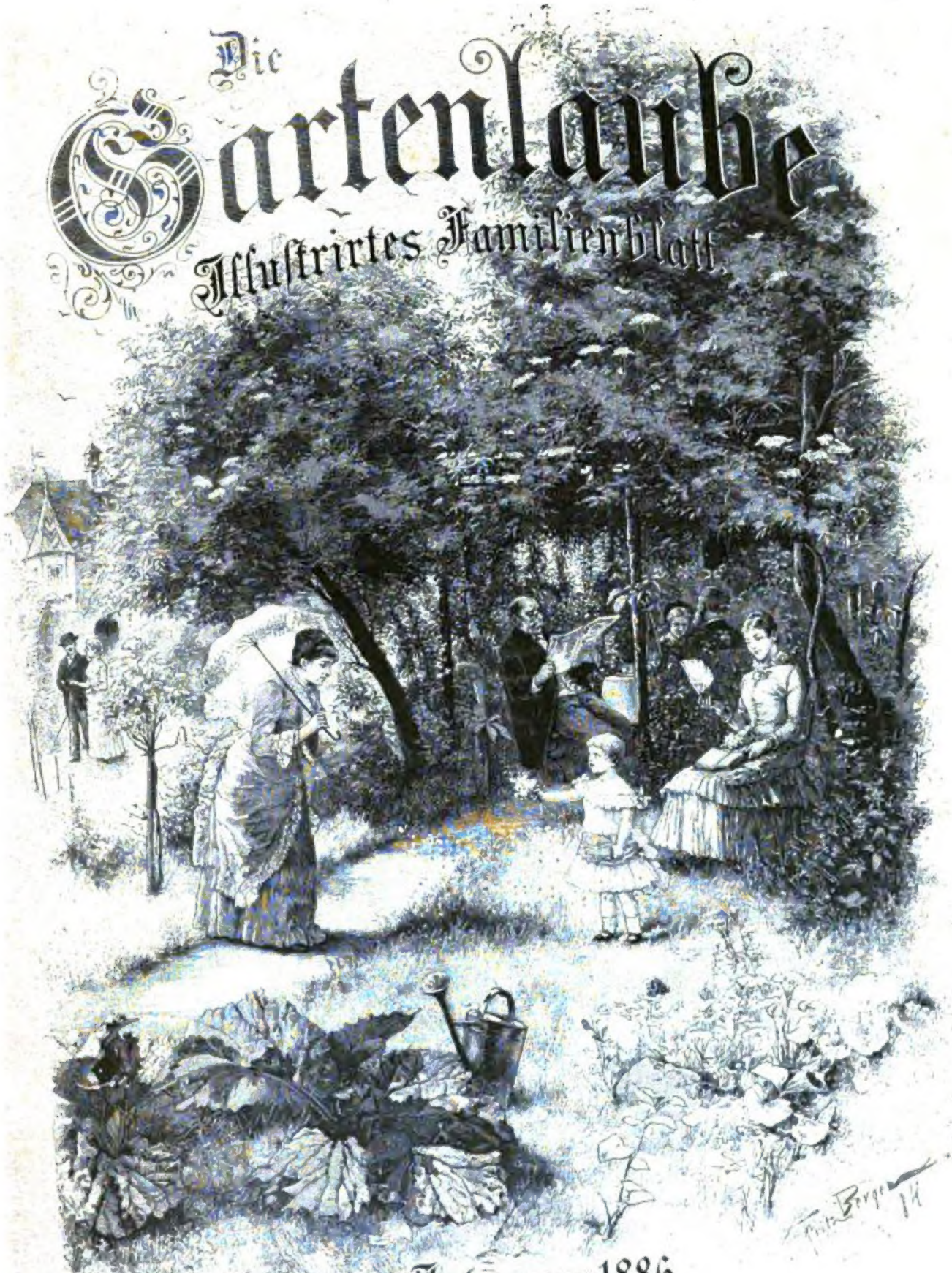
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt.



Jahrgang 1886.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Digitized by Google

GIFT
NOV 15 '37

AP
30
.N4
352848
1886
pt.1

UNIVERSITY
OF VIRGINIA

Digitized by Google

Inhalt.

Der Stern (*) zeigt an, daß der betreffende Artikel illustrirt ist.

Gedichte.

* Abschied. Von Anton Ohorn . . . 733
* Bauernregel. Von Uhland 125
* Dem Kaiser und König Wilhelm I. zum 25jähr. Regierungs-Jubiläum. Von Ernst Scherenberg 15
* Den Wald durchzieht ein Sterben. Von Karl Schäfer 807
* Die Traudel am Bach. (Oberbayerisch.) Von M. Haushofer 761
* Einsamkeit. Von Hermann Lingg . 280
* Frühlingslied. Von Albert Hartung 325
* Frühlingswehen. Von Victor Blüthgen 221
* Karneval, Hoheit, der Unsterbliche. Von Richard Schmidt-Cabanis . . . 173
* Kaufen Sie Kornblumen? Von Victor Blüthgen 387
Ludwig II. Von Karl Hecker 672
* Montenegrinerin, Wacht der. Von Frida Schanz 147
* Nadeln, die 29
* Ostermorgen. Von Julius Lohmeyer 265
* Pfingstmorgen, am 333
* „Phönix", der. Von Franz Herzfeld 412
* Schneelandschaft. Von Anton Ohorn 881
Sedantage, am. Von Rudolf v. Gottschall 614
Vogelmette. Von Ferdinand Avenarius 530
* Vorabend. Von Uhland 349
* Zum neuen Jahr. Von Hermann Lingg 1
* Zu Weihnachten 885

Biographien und Charakteristiken.

Caligula. (Römische Cäsaren 11
* „Ekkehard", Erinnerungen an den Dichter des. Von R. Artaria . 314. 340
* Flegel, Ed. Robert, zur Erinnerung an 828
* Fortuny und seine „Spanische Hochzeit" 812
Franklin's, John, zur Säkularfeier . 291
* Freytag, Gustav. Von C. Alberti . 514
* „Gartenlaube", ein Veteran der. (Friedr. Hofmann) 497
* Grimm, Gebrüder. Von Dr. Georg Winter 189
* Hoenika, v. (Ein Deutscher v. Roth. Kreuz) 352
* Hofmann, Friedr. 497
* Kainz, Josef. Von Josef Lewinsky 183
* Kaulbach, Fritz August v. Von Dr. Adalbert Svoboda 798
* Liszt, Franz. Von La Mara . . . 584
* Ludwig II. v. Bayern 458. 475 (Briefe . 484. 500. 628
* Piloty, Karl v. Von Carl Robert . 565
Römische Cäsaren. Von Johannes Scherr. Caligula 11. 34. 40. 67
* Sarasate, Pablo de 131
* Scheffel, Joseph Victor von . . 314
* Scherr, Johannes 877
* Schneckenburger, Max 563
* Schwarze Freunde. (Zur Erinnerung an Ed. Robert Flegel) 828
Weber, Carl Maria v. (Schlaf, Herzenssöhnchen) 882

Erzählungen und Novellen.

Die Andere. Von W. Heimburg . . . 9
Die beiden Schaumlöffel. Eine Künstlergeschichte von Klara Viller . . . 821
Die Insel der Seligen. Von H. Pichler 789
Die Lora-Nixe. Novelle von St. Kenser 237
Friedrich der Große in Kamenz. Von Rudolf v. Gottschall 579
Heidenhof, der. Von Fr. v. Bülow . 504
Sankt Michael. Roman von E. Werner 409
Schuh, der kleine. Von Isolde Kurz . 414
Ueber den Gartenzaun. Von A. Weber 705
* Unser Männe. Von W. Heimburg . 886
Was will das werden? Roman von Friedrich Spielhagen 2

Beschreibende u. geschichtliche Aufsätze.

* Babelsberg, Schloß. Von A. Trinius 843
Bastille, die. Von R. v. Gottschall 875. 910
* Böhmerwalde, im deutschen. Von Karl Pröll 206. 524. 728
* Breslau, unterm Rathhause zu (Schweidnitzer Keller). Von Emil König . . 283
Brigantaggio, aus den Zeiten des. Von Isolde Kurz 710. 730. 746
* Danzig 286. 312
* Entdecker in der Unterwelt. (Lauf der Rela). Von Heinrich Noe . . . 468
* Falkenstein (Königsbauten) . . 104. 184
* Fehmgerichte, die deutschen, in Wahrheit und Dichtung. Von Fr. Helbig 358
* Fingerhutes, zur Geschichte des, und seiner Verfertiger. Von Hans Boesch 779
Flußpiraten, eine Razzia auf (in New-York). Von Hermann Haardt . . 495
* Friedhof, ein, ohne Gleichen und vierzig auferstandene Könige. Von Georg Ebers . . 748. 762. 794. 810. 829
* Friedrich's des Großen, letzte Tage. Von Schmidt-Weißenfels 576
* Grab, das geheimnißvolle. Von Friedrich Hofmann 268. 280. 307. 322. 338
* Heidelberg, 500 Jahre der deutschen Hochschule 599. 624
* Die Karzer 533
Heiligendamm (Wohin?) 466
* Herrenchiemsee 560. 586
Hubertuspavillon (Königsbauten) . . 104
* Indische Dorf, das, im Albert-Palast zu London. Von Wilh. F. Brand . . 100
* Javanisches Frauenleben. Von C. W. L. Brauns 232
Kolonialbestrebungen Deutschlands.
* Die Marshallinseln. Von Dr. O. Finsch 37
Königsbauten im bayer. Hochlande . 104
* Linderhof, der . . . 104. 632. 661. 681
* Londoner Straßenpflaster, auf dem. Von W. F. Brand 179
* Marshallinseln, die 37
* Menschenopfer. Von C. Falkenhorst 390
Neugriechen, die. Von Eduard Engel . 388
* Neu-Schwanstein 515. 615
Ostseeküste, Bilder von der.
* Danzig. Von Fritz Wernick . . 296. 312
Polarforschung, 100jährige Wandlungen in den Zielen der. Von J. Loewenberg 291
* Rela, Lauf der 468
* Säckingen, an der Heimathsstatte des Trompeters von 901
„Samoa", Entdeckungsfahrten des deutschen Dampfers. Von Dr. O. Finsch (Bremen).
* I. Astrolabe-Bai bis Festungs-Bay 83. 111
* II. Vom Mitraflelien bis Finsch-Hafen 192
* III. Englisches Gebiet in Ost-Neu-Guinea 307
Schlössern, aus den, König Ludwig's II.
* I. Das Inselschloß zu Herrenchiemsee 560. 586
* II. Neu-Schwanstein . . . 515. 615
* III. Schloß Linderhof . . . 632. 661. 684
* Schrecklichen, die drei, von Venedig. Von Schmidt-Weißenfels 120
* Schweidnitzer Keller in Breslau . 283
* Spion, der. Von Heinrich Noe . . 861
Sylt (Wohin?) 466
* Thankmar's Tod. Von Fr. Helbig . 178
Thiere, hingerichtete und bestrafte . 892
* Venedig, die drei Schrecklichen von
Wohin? (Bäder von Sylt und Heiligendamm). Von Hermann Heiberg . . . 466

Medicin.

Blutarmuth und Bleichsucht. Von Dr. Fr. Dornblüth 680
Briefliche Kuren 138
* Elektricität im Dienste der Heilkunde 432. 508
Erfrieren. Von Geheimrath v. Nußbaum 892
* Gehörs, Pflege des. Von Dr. Joh. Hermann Baas 780. 792
Gretchen weint. Von Dr. Gustav Klein 736
Kind und Sonne 522
Knochenbau, wie erhält man dem Kinde einen gesunden? Von Dr. L. Fürst . 242
Magenleiden, nervöse. Von Dr. H. Risch 160
Morphiumsucht, die. Von Dr. Landenberger (Stuttgart) 90
Trunksucht, Geheimmittel gegen die. Von Dr. Fr. Dornblüth 551

Naturwissenschaften.

* Aquarium, Berliner, Thierbilder . 110
Auster, die. (Allerlei Nahrung) . . . 364
Gewitter und Blitzgefahr. Von Dr. J. Klein 289
* Himmels, Photographie des. Von Dr. Klein 128
Kamerun, Klima von. Von M. Buchner 108
* Krustenechse 110
Nahrung, allerlei. Von Carl Vogt. I 350
II. Die Auster 364
* Ornithologischen Vereins in Wien, die Ausstellung des 317
* Thierbilder aus dem Berliner Aquarium.
* Wasserwarneidechse und Krustenechse . 110
* Thierwelt, Raub in der. Von Adolf und Karl Müller 598. 625
* Tundra, die 49. 71
Vom Nordpol bis zum Aequator. Aus dem Nachlasse von Alfred Edmund Brehm.
* 1. Die Tundra und ihre Thierwelt 49. 71
* 2. Bilder aus dem Affenleben 268. 280. 308
Christnacht im Urwalde 902
* Waidwund verbellt 752
* Wasserwarneidechse 110
Wild, Wald- und Waidmannsbilder. Von Guido Hammer.
* 51. Mein erster Hirsch 668
* Zählen, über unbewußtes. Von W. Preyer 15. 36

Vermischtes.

Allotriophagie. Von Rud. Kleinpaul 98. 127
* Anschuß, auf dem. Von Karl Brandt 27
Arbeiter- und Heimathkolonien im Moor. Von A. Lammers 448
* Augsburg, Ausstellung in . . . 601
Bayerische Königstragödie.
* I. An der Todesstätte. Von R. Artaria 458
* II. Aufbahrung und Versetzung 484. 500. 628
Beerenwein. Von Emil Peschkau . . 818
Bergfexe und Erholungsreisende . 714
* Berliner Dienstmannschaft, Jubelfest der. Von Dr. Karl Aug . . 420
* Berliner Jubiläums-Ausstellung. Von Ludwig Pietsch 331
* Ausstellungsbriefe von Herm. v. Bandissin. * I. Ein Abend in der Ausstellung 456. * II. Das Fest der Künstler. 540
* Berliner Winter. Von P. v. Schönthan 17
Briefe, verlorene 421
* Buchhandels, ein Fest des deutschen, in Leipzig. (Das neue Buchhändlerhaus.) Von E. Siegfried . . . 423
* Bulgarien. (Ein Deutscher vom rothen Kreuz) 352
* Dienstmädchen, Heim für deutsche, in Paris 845
Dorrobst (von einer Kuchenrevolution) . 682
Druckfehlerteufel, der. Von R. Kleinpaul 597
Dunkle Gewerbe am Wege der Wissenschaft 447
Erholungsreisende und Bergfexe . 714
* Erzieherinnen, Heim für deutsche, in Paris 845
Ferienordnung, Reform der . . . 223
Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit.
* Unterseeboot, das neueste 146. — * Der Erfinder des Telephons 254. — Das Lick-Observatorium auf dem Hamilton Berge in Kalifornien 254. — * Ein Wettkampf zwischen Geschütz und Panzer. Von C. Falkenhorst 401. — * Die Elektricität im Dienste der Heilkunde 432, 508. — * Eine eigenartige Stadtbahn. Schnellokomotive 637. — * Fahrbare Panzerthürme. Von G. van Muyden . . . 662

Seite

* Goethe's Sterbe- und Arbeitszimmer . . . 553
* Heidelbergs Jubeltage. Von G. Waltz . . . 530, 533, 624
Karnevals Lust und Leid. Von Paul v. Schönthan . . . 171
Kindersymphonie, eine. Von Oskar Justinus . . . 190
Kleine Ursachen — große Wirkungen. Bühnenerinnerung von Marie Knauff . . . 523
Koulissen, hinter den, des Berliner Opernhauses . . . 701
Küchenrevolution, von einer herannahenden (Dörrobst). Von C. Falkenhorst . . . 682
Kunst, das Publikum der. Von Fritz Mauthner . . . 407
Lick-Observatorium, das . . . 254
Ludwig II., König, an Josef Kainz . . . 475
* Luftschiffahrtskunst, Fortschritte der . . . 720
* Milwaukee, Sängerfest in . . . 449
Münze, von klingender, und ihrem Werth. Von C. Falkenhorst . . . 263
* Panzerplatte, Gruson's . . . 401
* Panzerthürme, fahrbare . . . 692
* Paris, deutsche Elemente in. Von M. Calm . . . 845
* Picknick, das. Von Oskar Justinus . . . 551
* Pygmäen-Theater, ein. Von Hermann Pilz . . . 156
* Radfahren, vom. Von B. Grotier . . . 129
Räuberromantik . . . 651
* Rothen Kreuz, ein Deutscher vom (v. Hoenika). Von Karl Braun-Wiesbaden . . . 352
* Sängerfest, ein, im „Deutsch-Athen" Nordamerikas (Milwaukee) . . . 449
„Schlaf', Herzenssöhnchen, mein Liebling bist Du." Von Ernst Pasqué . . . 882
Schuljahr und Ostern. Von Dr. Georg Winter . . . 223
* Schutzpatron, der. Von Max Haushofer . . . 199
* Sempach, das Jubelfest der Schlacht bei. Von Dr. O. Henne-am-Rhyn . . . 479
Sommerferien in Berlin. Von Oskar Justinus . . . 428
Sparen, Etwas vom. Von Emil Peschkau . . . 860
Standesgemäß. Von Hermann Ferschke . . . 564
Studien nach dem Leben. Von Hermann Heiberg.
Gewohnheiten und Unarten . . . 384, 400
Ihre erste Gesellschaft . . . 768
Sylvesternacht, in der . . . 908
* Telephons, Erfinder des . . . 254
Trinker-Behandlung. Von A. Lammers . . . 826
* Unterseeboot, das neueste . . . 146
Vom kranken Mann und seinen lachenden Erben (Türkei). Von K. Braun-Wiesbaden . . . 662
Wachsfigurenkabinet, im, von Grévin. Von Eugen v. Jagow . . . 199
* Weihnachtsarbeiten. Von O. Justinus . . . 859
Wohnung, die neue. Von Emil Peschkau . . . 374
* Zwergtheater . . . 156

Blätter und Blüthen.

Altenburgisches Bauernhaus . . . 739
* Amsterdam, Fischmarkt in . . . 439
Andiquilla, Prinzessin . . . 851
Apfelsinenschalen, Erfrischungsmittel aus . . . 440
* Arm- und Bruststärker von Largiader . . . 480
Arzt und Spaßmacher . . . 459
* Auerbach's Hof in Leipzig . . . 360
* Auf Leben und Tod . . . 375
Ballmutter, eine tragische . . . 516
* Bauernphilosoph, der . . . 851
Bauernphilosoph, von Goisern, der. (Konrad Deubler) . . . 724
* Baumveredelung, Unterricht in der . . . 292
Begräbnißplatz, ein eigenartiger . . . 684
Berliner Hoftheater, das . . . 803
Berliner Hoftheaters, Jubiläum des . . . 868
„Bibliothek deutscher Geschichte" . . . 835
Biedermann, Karl, „Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte" von . . . 835
* Biedermayerzeit, aus der . . . 804
Bierbrauende Bäume . . . 772
* Blüthenzeit, schönste Zeit . . . 324
Börne's Gedenktag . . . 324
Boulanger, Kriegsminister . . . 739
Brat- und Back-Apparat, Heuß's . . . 804
* Brief, ein schwieriger . . . 754
Britische Museum, das . . . 131

Seite

Bronzell, der Trompeter von † . . . 292
Büchermarkte, vom deutschen . . . 292
Bulgarische Madame Adam, eine . . . 184
Chevreul (Ein greiser Gelehrter) . . . 703
v. Corvin-Wiersbitzky † . . . 215
* Damen, die, der Königin . . . 39
Dank und neue Bitte.
Fahrstühle 163. — Klaviere . . . 740
„Das wirthschaftliche Leben der Völker" von Karl v. Scherzer . . . 184
Denkmale, zwei (Fritz Reuter und Ottilie Wildermuth) . . . 92
Denkmäler deutscher Dichter . . . 643
Deubler, Konrad . . . 724
Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger . . . 344
Deutschenhaß, Ausbrüche von, in der französischen Presse . . . 131
Deutschlands, ein Bundesgenosse . . . 555
Dichter und Wahnsinn . . . 184
Die Anwesenden ausgenommen . . . 147
* Die Liebe höret nimmer auf . . . 164
* Drei Könige, die heiligen . . . 40
* Dresdener Turnverein (Turnfest) . . . 92
Düfte, Verbreitungsfähigkeit der . . . 644
Dynamitkreuzer, amerikanische . . . 920
Ebbe und Fluth, Ausnützung der . . . 256
Eiche, eine merkwürdige . . . 756
* Einbruch, mißglückter . . . 683
* Eine verfängliche Frage . . . 884
* Ein Storch! Ein Storch! . . . 536
Eisenbahn-Fundgegenstände . . . 724
Eisenbahnrads, Abnutzung des . . . 375
Eismeer, eine Märtyrerin der Expeditionen ins (Anna Prontschischeff) . . . 787
Eispalast, der Petersburger . . . 788
* Elisabeth, Krönung der heiligen . . . 722
* Erbgroßherzogin von Baden in Miesbacher Tracht . . . 124
Erdöfy, Eugenie . . . 722
Erzieherinnen, Heim für deutsche, in Paris . . . 163, 275
* Fahnen, das Abbringen der, zum kaiserlichen Palais in Berlin . . . 112
Fahrstühle, Dank und neue Bitte . . . 163
* Falkenstein, Ruine . . . 184
* Familien, zwei. Von C. Michael . . . 92
* Faschingsvferdes, Beschlagen des, im Gailthale. Von Thomas Schlegel . . . 147
„Faust", Goethe's, in London . . . 200
Federbusch der Maria Antoinette . . . 572
* Felde, Besuch im . . . 608
„Festspiele für Kinder" von Frida Schanz . . . 740
Feuerbestattung, die Anhänger der . . . 804
* Flitsiaden-Terzett . . . 755
Frankreichs Verwaltungspersonal . . . 756
Franz, Agnes . . . 851
Fridolin im Volkslied . . . 308
* Friedrich der Große . . . 592
Das Leichenhemd 592. — * Statue in der Berliner Jubiläums-Ausstellung 592. — * F. unter seinen Grenadieren 592. — F. und die Schauspielkunst . . . 755
* Frithjof und Ingeborg . . . 868
Frühjahrsfröste, Bekämpfung der . . . 360
* Frühlings-Einläuten . . . 235
* Fuchsthurm bei Jena . . . 480
Fußböden, Reinigen der, von Lackanstrich . . . 324, 408
Ganghofer, Dr. L. (Ehrenbürgerin) . . . 76
Gartenflora . . . 216
„Gartenlaube", eine Papierstatistik der „Gartenlaube-Kalender" für 1887 . . . 20
Einbanddecke . . . 592
* Gasquellen in Pennsylvanien . . . 904
Gefängniß der Anarchisten bei New York . . . 39
Geistigen Thätigkeit, Einfluß der, auf die Vertheilung des Blutes im Körper . . . 683
Gelehrter, ein greiser (Chevreul) . . . 572
Geschichtliche Parallele, eine . . . 703
* Gewitter, das heranziehende . . . 535
Glasuren, bleihaltige . . . 516
Glühlampenschießsport . . . 572
Goethe-Gesellschaft in Weimar . . . 641
Görlitz, Waareneinkaufsverein . . . 160
* Gradehalter . . . 408
Großstädte in Deutschland . . . 76
Gubitz, Friedrich Wilhelm . . . 118
* Gudden, Dr. B. von . . . 100
* Gustav Adolf's, Einschiffung der Leiche, im Hafen zu Wolgast . . . 787

Seite

* Gustav Adolf's Einzug in Nürnberg . . . 459
* Hamburg, Grundsteinlegung des neuen Rathhauses in . . . 408
Hamlet in Paris . . . 920
Handelsmarken, die . . . 644
* Hafen in Wassersnoth . . . 275
Haushaltungsschule . . . 324
Hechingen, die älteste Zollernstadt . . . 216
Hefe (die größten Zuchterfolge) . . . 56
* Heidelberger Schloßhof, der . . . 535
* Heimkehr vom Markt . . . 275
„Heitere Novellen" von H. Rosenthal-Bonin . . . 516
* Herbstmorgen im Hochgebirge . . . 787
* Historisches Unikum. (Wallenstein's Lampe) . . . 375
* Hohenschwangau . . . 515
* Holland, Herbstlandschaft in . . . 771
* Fischerflotille . . . 836
Holzknecht, Josef . . . 92
* Honoratiorenball . . . 147
Hopfens, Mißbrauch des . . . 131
Humboldt, Alexander v., und die bildende Kunst . . . 819
Hummern, frische . . . 216
Hundswuth, die Schutzimpfung gegen . . . 216
* In Erinnerung versunken . . . 704
Irland, eine deutsche Kolonie in . . . 664
Jockeys, Einnahmen der . . . 904
Johannisbeerwein . . . 276
Journalistische Bravourstücke . . . 723
* Jugendlust . . . 608
Jugendschriftstellerin, eine vergessene (Agnes Franz) . . . 851
* Kaiser, der, „Unter den Linden" . . . 215
* Kaisereiche zu Eppelborn . . . 418
* Kaisermanöver im Elsaß . . . 723
* Kaiserparade, von der . . . 628
Kartographie, Neues in der . . . 440
Kerner, Justinus, Jubiläum . . . 683, 723
* Kinderball . . . 904
Kinderstube, Heizung der . . . 132
* Klafsky, Katharina . . . 755
Klaviere (Dank und neue Bitte) . . . 740
Kompert, Leopold . . . 903
Kongogeschichte, zur . . . 183
* Könige, aus der Jugendzeit zweier (Ludwig II. und Otto I.) . . . 500
Königswürde, die verfluchte . . . 216
Konstantinopel, Frauenleben in . . . 919
Krankenpflegerinnen, Ausbildung v. . . . 804
Krieger, der älteste, der Rheinlande . . . 664
Kriegergräber bei Metz . . . 556
* Kronprinz des deutschen Reiches und seine Jagdgesellschaft . . . 803
* Krönung der heiligen Elisabeth . . . 722
Kulturgeschichte der Menschheit . . . 235
Kunst, die, im Kleinen . . . 740
Küstenbeleuchtung, elektrische . . . 131
Lampe, eine neue . . . 164
Lampenschirm . . . 132
Lassalle, Ferdinand, auf der Bühne . . . 771
* Lautenschläger, der . . . 40
Lebensalter der Dichter . . . 787
Lehrerinnen, ein Ferienheim für . . . 112
Leo XIII., Papst, als Dichter . . . 608
* Linderhof . . . 684
Liszt, Franz, Anekdoten von . . . 722
Lord und Witzbold . . . 131
* Ludwig's II., Bestattung des Herzens, in Alt-Oetting 628. — Leichenzug . . . 500
* Luisentempel zu Hohenzieritz . . . 703
* Luitpold, Prinzregent von Bayern . . . 536
Lungenkranke, Asyl für unbemittelte, nächst New-York . . . 755
Marienburg, die Wiederherstellung der . . . 275
* Markthallen in Berlin . . . 392
* Marokkanische Frauen . . . 55
Marshall-Inseln, die Frauen auf den . . . 572
Mendelssohn's, Moses, zum 100jähr. Todestag. Von Otto Sievers . . . 38
* Menzel's, Adolf, Illustrationen zu den Werken Friedrich's des Großen . . . 818
* Merseburg, der Dom zu . . . 920
Meyer's Konversations-Lexikon . . . 919
Michael, C. † . . . 164
Milchlocher . . . 132, 216
* Mit Onkel auf Reisen . . . 344
* Montenegrinerin, Wacht der . . . 147
* Moskau, das deutsche Theater in . . . 819, 904
Müller, die Gebrüder Adolf u. Karl . . . 76
Murillo's Bettelbuben . . . 19

	Seite
* Nach der Bescherung	904
Nähmaschinen, Stick- u. Stopf-Apparat	804
Napoleon III. und der Krieg von 1870	515
Napoleon IV.	664
* Neu-Schwanstein	515
Nordamerikanische Sonderbarkeiten	703
* Nürnberg, Gustav Adolf's Einzug in	459
Orgel, die größte der Welt	408
* Osterwasser	274
Papierstatistik der „Gartenlaube"	20
Paraguay, ein deutsches Fest in	724
Pariser Theaterskandal	836
Pflanzen, europäische, in Amerika	112
Philosophen und die Frauen	786
* Pionierübungen vor dem Kronprinzen bei Wernsdorf	607
* Plauderei	20
Pracht, die meiste	684
* „Präsentirt das Gewehr!"	56
* Praterfahrt in Wien am 1. Mai	344
Preißelbeeren, Verwendung	132
Professoren, zwei seltsame	440
Prontschitschess, Anna	787
Proselytin, eine jüdische	627
* Puppenausstellung, in der	868
Reisezeit, für die	424
Riesensprengung, Wirkung einer	628
* Rimini, Francesca da	480
Rittershaus, E., Neue Gedichte	424
* Rosenkönigin, Fest der, in Ungarn	424
Sanders, Daniel, Schriften von	852
Sansibar, Frauenleben in	771
* Sarasate, Pablo de	131
Scaria, Emil	572
Schach . . 276. 536. 684. 740. 788. 836.	884
* Schach dem König	572
Schachmeister, zwei	163
Schachwettkampf in Nordamerika	344
* Schäfflertanz, der	76
Schauspieler, Gehalt der	458
Scherenberg, Ernst, „Germania", von	256
Schiller-Denkmal in Chicago	460
Schlot, der höchste, der Welt	216
Schuhmacher und Entomologe	200
Schulbäder	92
Schulverein, nationaler deutsch-amerikanischer	418
* Schwarzwald, Mädchen vom	788
Schweidnitz, Jubelfeier der Schützengilde	459
* Schwestern, die	820
Selbstmord, der, und die heitere Muse (Erdösy, Eugenie)	722
Sibirien, die Deportation nach	739
* Siegesfest, auch ein	439
Stat-Aufgaben 308. 360. 460. 516. 644. 724. 772.	852
Statkongreß, der erste, in Altenburg	308
Spargelart als Zierpflanze	236
Spargelbereitung	276
* Spaßchen, ein	256
Speisekarte oder Speisenkarte	236
* Speiseschrank, zusammenlegbarer	556
Spielen und lernen	56
Spieloper, die neue	627
* Spittelmarkt in Berlin, die ehemaligen Fischstände auf dem	723
Sprache, die deutsche, in Oesterreich und Amerika 555. — Sprachreinigung, zur 459. — Sprache, über Entstehung der 836. — Sprachverein, ein allgemeiner deutscher	200
Sprechsaal, Heizung der Kinderstube. — Milchschützer. — Verwendung der Preißelbeeren. — Lampenschirm	132
Eine neue Petroleumlampe. — Bebrütete Eier von leeren zu unterscheiden	164
Milchkocher. — Wurstgift. — Frische Hummern. — Bleihaltige Glasuren der Thongeschirre	216
Johannisbeerwein. — Spargelbehandlung	276
Haushaltungsschule. — Reinigung der Fußböden von Lackanstrich. — Spaltflecke	324
Entfernung des Lackes von Fußböden.	
* Gradehalter	408
* Zimmerfontaine. — * Zusammenlegbarer Speiseschrank	556
Stick- und Stopf-Apparat bei Nähmaschinen. — * Waschmaschine von G. C. Warnstorff	804
* Stammhalter, der	704
Stick- und Stopf-Apparat bei Nähmaschinen	804
* Strafgericht, das	739
Strümpfe, zur Geschichte der	308
Taschentücher, die Einführung der	131
Tegetthoff-Denkmal, das, in Wien	771
Testament einer Zwergin	424
Theaterbrände	76
„Thiere der Heimath". Von Adolf und Karl Müller	308
Tiroler Freiheitskämpfer	92
* Traubenhändler	644
Tropfsteinhöhlen, die, zu Wolmsdorf	664
Trost für Baumeister	131. 184
* Truppen, Speisung der, auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin	255
* Turnfest (Dresdener Turnverein)	92
* Turnzwecke, ein neues Geräth für	480
Uhland, Ludwig, in Frankfurt	835
* Unangenehme Vorbedeutung	684
Unterschied zwischen Friedrich II. und Napoleon I.	516
Verlagsbuchhändler, der erste deutsche	555
Vermißten, die, und die „Gartenlaube" Vermißten-Liste 254. — (Aufgefundene)	820
„Verschollene Größen" von R. von Gottschall	644
* Virtuosin, die	836
* Visp	344
Vogelbuch, ein neues, von Karl Ruß	392
Volta-Preis, der	92
Vor der Schlacht	375
* Wallenstein's Lampe	375
* Wanderschaft, auf der	164
* Waschmaschine	804
* „Was schreibt er?"	112
Weihnachtsbüchertisch . . 867. 883.	902
* Weihnachtsspiel, der Prinz und die Fee im	884
* Weinlese an der Nahe	704
Wichert, Ernst, ein Roman von	755
* Wien, Praterfahrt in, am 1. Mai	344
Wieviel trank ein alter Römer auf einmal?	131
Winter-Ausflüge	200. 256
* Wirbelstürme	392
Wolmsdorf, die Tropfsteinhöhlen zu	664
Worte, die inhaltsschweren	164
„Wunder, moderne"	754
Wunderthäter, ein neuer	608
Wurstgift	216
* Zieten, Hans Joachim von	75
* Zimmerfontaine	556
Zuchterfolge, die größten, der Welt	56
* Zutraulich	920
Zwergen, ein Volk von, in Südafrika	803

Illustrationen.

	Seite
Abschied, der. Von R. Beyschlag	733
Adamaua, Waffen 2c., Behm's Berg	828
Alt-Oetting. Von R. Püttner	628
Amsterdam, Fischmarkt. Von H. Herrmann	437
Aennchen. Von Josef Zenisek	629
Anschuß, auf dem. Von Karl Hilgers	28
Arbersee, der große. Von R. Püttner	725
Arm- und Bruststärker von Largiader	480
Astrolabe-Bai	111
Athener, das Opfer der. Von A. Gendron	380. 381
Auch das noch. Von Fritz Reiß	185
Auerbach's Hof in Leipzig. Von E. Riesling	345
Auf Leben und Tod. Von Jul. Geertz	365
Augsburg, Ausstellung zu. Von R. Püttner	601
Baar, Braut aus der. Von Wilhelm Hasemann	784
Babelsberg, Schloß. Von F. Thieme	841
Barfüßele. Von F. von Thelen-Rüden	61
Bauernphilosoph, der. Von Koloman Dery	849
Bauernregel. Von Erdm. Wagner	125
Baumveredelung, Unterricht in der. Von Wilhelm Hasemann	289
Behm's Berg in Adamaua	828
Berg, Schloß	458
Berliner Jubiläums-Ausstellung. Von R. Warthmüller 331. 332. — Pergamontempel mit dem Obelisken. Von G. Theuerkauf 453. — Osteria 457. — Der ägyptische Tempel 457. — Griechisches Fest. Von A. v. Roeßler 540. 541. 542. 543. — Denkmal Friedrich's des Großen von J. G. Schadow 573. — Ausstellungsgebäude, Momentphotographie der. Von Freiherrn v. Seld	721
Berliner Dienstmannschaft, Jubelfest der	420
Berliner Markthallen	389
Berliner Winter. Von H. Schlittgen 17.	18
Bessarabisches Mädchen. Von Th. Kleehaas	837
Biedermaierzeit, aus der. 1820. Von R. Beyschlag	801
Bilibili, Junggesellenhaus auf. Von A. v. Roeßler 81. — Krieger 84. — Tepifabrikation	85
Blüthenzeit, schönste Zeit. Von F. Sperl	320
Brief, ein schwieriger. Von B. Vautier	745
Buchhändlerhaus, das neue deutsche, in Leipzig	423
Budweis	205
Bulgarische Trachten . . . . 352.	353
Catenhusen, E.	459
Cyklone, Zerstörung von Saint Davids durch eine	377
Damen der Königin. Von E. Gelli	25
Danzig. Von Robert Aßmus 296. 297. 298. 309. 312. 313.	314
Die Liebe höret nimmer auf. Von W. Kray . . . . 152.	153
Drei Könige, die heiligen. Von Georg Hahn	33
Dreiseffelberg. Von R. Püttner	525
Dresdener Turnverein	92
Edelfräulein, altdeutsches. Von Alexander Gierymski	8
Edelmarder auf der Taubenhatze	609
Eierkollektion	318
Einbruch, mißglückter. Von Salvatore de Gregorio	645
Eine verfängliche Frage. Von Mathias Schmid	873
Einsamkeit. Von Wilhelm Amberg	281
Eisfüchse	51
Eishausen, Schloß in	270
Grab der Gräfin	270
Elektricität im Dienste der Heilkunde. Elektrisationsmethode im vorigen Jahrhundert 425. — Krankenbehandlung auf der Salpêtrièrein Paris 433. — Nervenpunkte des Armes 509. — Elektrisches Bad	509
Elisabeth, Krönung der heiligen 708.	709
Erbgroßherzogin von Baden in Wiesbacher Tracht	409
Extrablatt. Von E. Limmer	673
Fahnen, Abbringen der, zum kaiserlichen Palais in Berlin	97
Falkenstein, Ruine	184
Familien, zwei. Von Max Weeie	89
Faschingspferdes, Beschlagen des, im Gailthale. Von F. Schlegel	137
Fehmgerichtes, Aufhebung des, in Baden	357
Felde, Besuch im. Von Ernst Henseler	597
Fingerhüte . . . . 773. 779.	780
Flisiacken Terzett. Von Robert Aßmus	741
Freytag, Gustav	501
Friedrich der Große. Erinnerungsblatt von R. Warthmüller 577. — F. und der Minister Herzberg 576. — F. auf der „grünen Treppe" 576. — F.'s Tod. Von A. Menzel 578. — F.'s Gruft. Von A. Menzel 579. — F. unter seinen Grenadieren. Von Warthmüller 580. — F.'s Grenadiere bei Mollwitz. Von A. Menzel 805. — Vignetten von Adolf Menzel zu den Werken F.'s.	819
Frithjof und Ingeborg im Tempel Baldur's. Von R. E. Kepler	865
Frosch, der zerstreute. Von C. Reichert	253
Frühlings-Einläuten. Von L. Febrenbach	217
Frühlingslied. Von H. Nestel	325
Frühlingswehen. Von H. Fechner jr.	221
Fuchsthurm bei Jena	461
Fuchs, wegelagernder. Von A. Müller	635
Garde-Pionier-Bataillons, Uebungen des, vor dem Kronprinzen in Wernsdorf. Von E. Hosang	605
Gasquelle, brennende, bei Pittsburg	30
Gehörgangs, schematische Darstellung des	792
Gewitter, das heranziehende. Von H. Moser	505

Seite

Goethe's Sterbe- und Arbeitszimmer 553
Gradehalter 408
Grimm, Jakob und Wilhelm . . . 133
Gudden, Dr. Bernhard v. 500
Gustav Adolf's, die Einschiffung der Leiche, im Hafen zu Wolgast. Von C. G. Hellqvist 776. 777
Gutachthal, Mädchen aus dem. Von Wilhelm Hasemann 785
Guten Morgen, mein Liebchen. Von R. Wehle 305
Hahn, sechszehiger. Von G. Jasanrek 317
„Halt, nicht so viel!" Von G. Igler 757
Hamburg, die Grundsteinlegung des neuen Rathhauses zu 405
Hasen in Wassersnoth. Von C. F. Deiker 269
Heidelberg. Schloßhof. Von Bernhard Mansfeld 529. — Universität 532. — Karzerbilder 533. 534. — Festzug. Von H. Klein 621. 624. 625
Heimkehr vom Markt. Von Wilhelm Diez 275
Heimwege, auf dem. Von Karl Bantzer 657
Herbstmorgen im Hochgebirge. Von A. Fink 781
Hermelin, einen Hasen überfallend 589
Herrenwörth, Schloß 509
Latona-Anlagen 561. — Das Prachtbett 568. — Das Marmor-Schwimmbad 569. — Eingang in das Schloß 586. — Vergoldete Jagdgruppe 587. — Spiegelgalerie 588. — Fortuna-Brunnen 589
Himmels, Photographie des . . . 128
Hochbahn nach dem Meigs'schen System 637
Hofmann, Friedrich 497
Hohenschwangau u. Neu-Schwanstein 513
Hohenzieritz, der Luisentempel zu . 685
Holland, Herbstlandschaft in. Von Hans Herrmann 769
Holländische Fischerflottille. Von H. Grobe 825
Honoratiorenball. Von H. Albrecht . 145
Ibis nipon, von G. Jasanrek . . . 318
„Indische Dorf", das, im Albert-Palast zu London 100
In Erinnerung versunken. Von Fritz Strobentz 702
Jahr, zum neuen. Von Erdm. Wagner 1
Japanisches Frauenleben . 232. 233. 234
Jugendlust. Von E. Kayser 593
Kainz, Josef, als Don Carlos . . . 165
Kaiser, der, „Unter den Linden" . . 213
Kaisereiche, die, zu Eppelborn . . 148
Kaiserparade bei Lommersum 1884. Von Emil Hünten 612. 613
Kaiser Wilhelm u. die Großherzogin von Baden im Parke zu Babelsberg 841
Karneval. Von Fritz Bergen 173
Karneval, zum. Von W. Hau . . . 169
Kaufen Sie Kornblumen? Von A. Kozakiewicz 384
Kaulbach, Fritz August von. Von Friedrich Kaulbach 780
Kinderball. Von E. Ravel . . . 888. 889
Kiwi. Von G. Jasanrek 317
Klafsky, Katharina 755
Kleine Freunde. Von J. Meroyer . 257
Korsofahrt im Wiener Prater am 1. Mai. Von W. Ganse. . . . 328. 329
Kronprinz des deutschen Reiches und seine Jagdgesellschaft 793
Krönung der heiligen Elisabeth. Von Hermann Kaulbach 708. 709
Krumau und Budweis, von R. Püttner 205
Krustenechse. Von G. Mützel . . . 110
Kunstausstellung, in der. Von H. Schlittgen 397
Kunstleistung, erste. Von G. Igler . 665
Lautenschläger, der. Von Hans Canon 10
Lemming, der 71
Linderhof, Schloß 632. 633. 634
Die blaue Grotte. Von Robert Aßmus. 648. 649. 661. — Spiegelsaal 652. — Vor Erbauung des Schlosses 683
Liszt, Franz 585
Lokomotive, System Estrade . . . 637
Londoner Straßenpflaster, auf dem. Von H. Friedrich . . . . . 179—182
Lucken-Urwold. Von R. Püttner . . 525

Ludwig II., König von Bayern. . . . 485
Aufbahrung der Leiche. Von H. Albrecht 488. — Leichenzug. Von F. Bergen 492. 493. — L. u. König Otto I. im Knabenalter 481
Luisentempel zu Hohenzieritz . . . 685
Luitpold, Prinzregent von Bayern. Von Prof. Chr. Roth 517
Mantelpaviane. Von Fr. Specht . . 209
Markgraf Christoph von Baden hebt das Fehmgericht in seinen Landen auf. Von Hugo Knorr 357
Markthallen in Berlin, die neuen. Von E. Hosang 389
Marokkanische Frau. Von Ric. de Madrazo 53
Marshall-Inseln, Pantomime auf den. Von A. von Roeßler 37
Insulanerin (Jalut) — Insulaner (Jalut) 38
Mein Lieblings. Von Carl Fröschl . . 821
Melonenesser, die. Von L. B. Murillo 13
Mendel, H. M. 450
Merseburg, der Dom zu 913
Milwaukee vor fünfzig Jahren . 441. 449
Mit Onkel auf Reisen. Von Albert Conrad 337
Mitternachtssonne in der Tundra . 49
Montenegrinerin, die Wacht der. Von Richard Lindorum 141
„Morgen muß ich fort von hier." Von E. Hesse 705
Moskau, das deutsche Theater in . 820
Mumien, ägyptische 748. 749. 750. 762. 795. 796. 797. 829. 830. 831
Nadeln, die. Von Rudolf Cronau . . 29
Neckereien. Von Alexander Rontini . 361
Neu-Guinea, Transport lebenden Schlachtviehes auf. Von A. v. Roeßler . . 85
Neu-Schwanstein . . 513. 515. 615. 617
Nordlicht in der Tundra 74
Nürnberg, die alte Schau in, zur Zeit des Einzuges Gustav Adolf's 1632. Von Paul Ritter 444. 445
Ostermorgen. Von Herm. Vogel . . 265
Osterwasser. Von R. Püttner . . . 261
Panzerplatte von Gruson . . 401. 402
Panzerthurm, fahrbarer 692
Paris, Heim für deutsche Erzieherinnen und die Hügelkirche, in 845
Pfingstmorgen. Von Erdm. Wagner 393
Picknick im Walde. Von E. Ravel 548. 549
Piloty, Karl von 565
Plauderei. Von Franz v. Defregger . 4. 5
Pollatschlucht. Von Robert Aßmus . 615
Prachatitz. Von R. Püttner 729
„Präsentirt das Gewehr!" Von Karl Spitzweg 45
Prosit Neujahr! Von A. Brunner . . 922
Puppenausstellung, in der. Von A. v. Roeßler 853
Pygmäen-Theater, ein 156
Rath der Drei in Venedig, vor dem. Von C. v. Pilotn 116. 117
Reka, unterirdischer Lauf der . . . 469
Rimini, Francesca da. Von Ludwig Hofmann-Zeitz 473
Römerin. Von Franz von Lenbach . . 713
Rosenkönigin Von F. Schlegel . . . 416
Säckingen 896. 897
„Samoa", Entdeckungsfahrten des deutschen Dampfers. Von A. v. Roeßler.
Finsch-Hafen, der 189. — Mann von Parsi-Huk 192. — Mitrafelsen, der 192. — Ahnenfiguren, Grab und Haus in Sfuam 193. — Eingeborene von Finsch-Hafen 194. — Häuptling mit Taramütze in Finsch-Hafen 194. — Canu in der Weihnachtsbucht 367. — Häuser in der Weihnachtsbucht 368. — Catamarans 369. — Die „Fingerspitze" in der Chads Bai 369. — Großes Haus in Hihiaura 373
Sarasate, Pablo de 113
Schach dem König. Von H. Kaulbach 557
Schäfflertanz im 16. Jahrhundert. Von H. Heim 68. 69
Scheffel, Joseph Victor von . . . 316
Wohnhaus. Von R. Püttner 340. — Faksimile einer Handzeichnung 341. — Scheffel am Hohentwiel. Von A. v. Werner 343
Scherr, Johannes 877

Schneckenburger's, Max, Geburtszimmer und Geburtshaus 563. — Ruhestätte . 564
Schneelandschaft. Von Ernst Schmitz . 881
Schneewittchen. Von J. G. Gentzsch . 201
Schutzpatron, der. Von Mathias Schmid 197
Schwarzensee, der. Von R. Püttner . 732
Schwarzwälderin. Von C. Bantzer . . 537
Schweidnitzer Keller in Breslau. Von Fritz Bergen 277. 280. 281
Schweinauskegeln, der Steger im. Von W. Zimmer 429
Schwestern, die. Von Fr. A. v. Kaulbach 817
Sofia, der Palast des Fürsten in . . . 252
Sonntagmorgen. Von Hugo Mühlig . 229
Spanische Hochzeit. Von José Maria Fortuny 808. 809
Spätzchen, ein. Von L. Blume-Siebert 240. 241
Speiseschrank, zusammenlegbarer . . 556
Spielkameraden. Von F. Thöne . . . 609
Spion, der 861
Spittelmarkt in Berlin, die ehemaligen Fischstände auf dem. Von Hans Herrmann 717
Spottbild, Augsburger, auf die Modethorheiten des 18. Jahrhunderts . . . 903
Stammhalter, der. Von Aurelie Werner 689
Stechmücke, die. Von Emil Schmidt . 73
Stifter Denkmal am Plockensteinsee Von R. Püttner 524
Storch, der. Von H. Salentin . . . 520
Strafgericht, das. Von Carl Schloeßer 737
Straßburg, elsässische Landleute vor dem Kaiserpaar, in. Von H. Luders 723
Strickerin, die kleine. Von Adolf Echtler 21
Studienkopf. Von E. Eismann-Semenowsky 293
Telephon von Philipp Reis 254
Thankmar's Tod. Von A. Bierdimpfl 177
Tirolerin. Von Mathias Schmid . . 93
Traubenhändler. Von Viktor Tobler 641
Traudel am Bach. Von Hans Fechner jr. 761
Trompeter von Säckingen. Von Robert Aßmus 896. 897
Truppen, Spetinng der, auf dem Tempelhofer Felde. Von E. Hosang 249
Tundra, die 49. 71. 73. 74
Turnverein in Neustadt Dresden. Vereinshaus und Neue Turnhalle . . 92
Unangenehme Vorbedeutung. Von Hans B. Schmidt 677
Unser Männe 386
Untergang des „Phönix". Von Johs. Gehrts 413
Unterseeboot, das, von C. Goubet . . 146
Vavel, Graf 271
Velociped von 1817, 1868 u. 1885 129. 130
Venetianerin, junge. Von E. v. Blaas 149
Versuch, der erste. Von G. del Torre 77
Virtuosin, die. Von H. Albrecht . . 833
Vorabend. Von Erdm. Wagner . . . 349
Waidwund verbellt. Von G. von Maffei 753
Waldmann stellt den Hirsch. Von Guido Hammer 660
Wallenstein's Nachtlampe 375
Wanderschaft, auf der. Von E. Daelen 161
Waschmaschine. Von G. C. Warnstorff 804
„Was schreibt er?" Von W. Hasemann 105
Wasserwarneidechse. Von G. Mützel 110
Webernester 317
Weihnachten 885
Weihnachtsarbeiten. Von E. Wagner 856. 857
Weihnachtsidyll. Von C. Rickelt . . 893
Weihnachtsmorgen am Bergsee bei Säckingen. Von Robert Aßmus . . . 901
Weihnachtsspiel, der Prinz und die Fee im 869
Weinlese an der Nahe. Von R. Geibel 697
Wiener Prater, Korsofahrt im . 328. 329
Wiesel, dem Gejeck Beute zutragend . 589
Wildkatze, Haselhühner beschleichend. Von Adolf Müller 636
Winkelried, Arnold, in der Schlacht bei Sempach. Von Konrad Grob . . 404. 405
Winterlandschaft. Von R. Püttner . 41
Winterszeit, in harter. Von H. Werner 917
Wurfelspieler, die. Von L. B. Murillo 12
Zählen, unbewußtes 16
Zieten, Hans Joachim von 57. 75
Zimmerfontäne 556
Zukunftsmusiker, ein. Von F. Streit 237
Zum neuen Jahr. Von Erdm. Wagner. 1
Zutraulich. Von R. Berichlag . . . 909

Nº. 1. 1886.

Die Gartenlaube.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernſt Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

1886
Wagner

Zum neuen Jahr.

Von

Hermann Lingg.

Bring', Neujahr, im Strauß gewunden,
Was dein holder Gruß verſpricht:
Hoffnungslicht in bangen Stunden,
Troſt den Thränen, Heilung Wunden,
Friedens frohe Zuverſicht!
Liebenden mög' deine Schwinge
Nicht ſo raſch vorüberweh'n,
Haſt du Kränze, bringſt du Ringe?
Laß auch Treue fortbeſteh'n!

Augenblick an Sonnenzeigern
Wie kein andrer goldbeſchwingt,
Woll' auch keinen Wunſch verweigern
Seebefahrern, Bergbeſteigern,
Deren Glas dir heut' erklingt!
Einen Sommer wie vergang'nen
Flicht in unſer Erdenglück,
Den Entfloh'nen als Gefang'nen
Bring' in Roſen uns zurück!

Digitized by Google

Was will das werden?

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten

Roman von **Friedrich Spielhagen.**

Erstes Buch.

Sie entsetzten sich aber Alle, und wurden irre, und sprachen Einer zu dem Andern: Was will das werden?
Apostelgeschichte II, V, 12

Ich habe es später stets als seltsam, aber auch als für mich charakteristisch angesehen, daß ein wirklicher Traum die Pforte war, durch welche ich aus der traumhaften Dämmerung der Kinderzeit in das hellere Licht getreten bin, welches das erwachende Bewußtsein über die Knabenjahre breitet.

Es mag da auch eine Täuschung unterlaufen: ich habe gewiß auch schon vorher die Menschen und die Dinge gesehen und mir meine kindischen Gedanken darüber gemacht; aber was ich, und was um mich her vor dem Traum war, und das Nachher — es sind doch für meine Erinnerung zwei scharf gesonderte Sphären, wie des Mondes beleuchteter Rand und sein übriges Rund, das sich nur kaum in matterem Blau von dem dunklen Azur des nächtlichen Himmels abhebt. Ja, ich habe die Empfindung, als ob jener Abend nur deßhalb nicht, wie alle, die vorhergingen, für mich in der Nacht der Vergessenheit versunken ist, sondern deutlich vor meinem inneren Auge steht, weil er gleichsam schon die Schwelle ist jener Traumespforte. Und selbst auf das Bild der goldenen Mondessichel mit der mattblauen Scheibe dahinter wäre ich schwerlich jetzt verfallen, nur daß gerade an jenem Frühlingsabend das himmlische Gestirn eben diesen Anblick bot, und ich, der ich das Wunder zum ersten Male bemerkte, meinen Kameraden Emil Israel darauf aufmerksam machte, mit dem ich in dem Gäßchen vor den Thüren unserer benachbarten elterlichen Wohnungen spielte. Aber Emil sagte, er könne das nicht sehen und auch nicht den Stern, der rechts unter der Mondsichel stand, und der Mond habe auch keine Messingränder, sondern Fransen nach allen Seiten — rothe und gelbe — wie seiner Mutter Umschlagetuch — und wir wollten lieber weiter spielen. Da ich keine Ahnung hatte, was das ist: kurzsichtig sein, wie es doch der gute Emil schon damals in hohem Grade war, so ärgerte ich mich ein wenig über ihn, und dann hatte ich den Mond und den Aerger vergessen, und wir spielten weiter.

Das Gäßchen hinauf und hinab — hinauf, bis es in den kleinen stillen Platz vor der Johanniskirche einmündete, und hinab, bis aus der ersten der drei oder vier Matrosenkneipen an dem anderen Ende nach dem Hafen Gesang und Lärm unsere lauschenden Ohren trafen. Weiter durfte Emil nicht; sein Papa hatte es ihm streng verboten, und es hätte des Verbotes wohl nicht einmal bedurft bei dem schüchternen Jungen, den ein Zittern befiel, wollte ich ihn einmal verführen, die geheiligte Grenze zu überschreiten. Dann sagte er: thu's nicht, Lothar, es sind böse Menschen! und faßte mich bei der Hand. Und wir liefen die Gasse wieder hinauf und lachten über die ausgestandene Angst, an der ich, trotz meines gespielten Wagemuthes, doch wohl mein gemessenes Theil hatte; und waren glücklich, wie es eben nur Kinder sein können, zumal in solcher Stunde, wo in der hereinbrechenden Nacht ihre kleinen Lebensflammen aufleuchten wie die Sterne; die frischere Luft ihre zarten Busen wie mit himmlischem Athem und die feinen Gliederchen mit elastischer Kraft füllt, daß sie sich nicht wundern würden, wenn sie plötzlich von dem holprigen Pflaster sich heben und hinüber und herüber durch den Aether schweben könnten wie zwitschernde Schwalben.

Dann sitzen wir auf der Bank neben den Hausthürstufen unter dem Fenster von „Großmutters Stube"; aber Großmutter ist halb taub und macht ihr Fenster nie auf, so können wir uns ungestört unsere kleinen Geschichten erzählen. Vielmehr ich erzähle und Emil hört zu. Emil erlebt nie etwas; mir begegnet Merkwürdiges zu allen Zeiten. Ich habe freilich in diesem Augenblick eine Ahnung davon, daß ich den schwarzen Kater mit den feurigen Augen auf dem Schimmel in Nachbar Hopp's Pferdestall weder gestern Abend, wie ich behaupte, noch jemals habe sitzen sehen; aber indem ich es erzähle, werde ich immer dreister; denn nun sehe ich ihn doch leibhaftig mit dem krummen Buckel und dem hochgestellten Schweif, und er faucht mich an, und der alte Schimmel schnaubt vor Angst und schüttelt sich — da fällt der Kater herunter und fliegt als Fledermaus zum Stallfenster hinaus.

Emil drückt sich bei dieser grausigen Geschichte näher an mich, sagt aber doch: „Weiter, Lothar!" wie jedesmal, ich mag nun erzählen, was ich will. Es fällt mir just nichts ein, und ich schlage vor, noch ein bischen zu spielen; da kommt der „Malle Heinrich" und setzt sich zu uns auf die Bank, die wohl nur für zwei Personen ist. Aber Emil und ich brauchen zusammen nicht viel Platz und der „Malle Heinrich" nimmt auch keinen großen Raum ein: ein fadendürrer, schlottriger alter Mensch, der von der Stadt das Gnadenbrot empfängt, und den man frei umher laufen läßt, weil sein Blödsinn völlig harmlos ist.

Es ist die zweite der Stunden, an denen der „Malle Heinrich" umgeht: die neunte Abendstunde; die andere ist die sechste des Morgens. Was er in der Zwischenzeit vornimmt, weiß kein Mensch. Zu diesen Stunden aber schweift er durch die Gassen, immer still vor sich hin lächelnd und mit sich selbst halblaut schwatzend, glückselig, wenn ihn, was selten geschieht, einer des Wortes würdigt und er demselben aus der großen Zeit seines Lebens erzählen kann. Das war aber vor einem Lebensalter, als er die Stadtmusikanten, die von dem Thurm der Hauptkirche den Tag an- und abblasen mußten, regelmäßig begleitet hat zu ihrem lustigen Orchester oben, nachdem er ihnen unten die Thurmthür aufgeschlossen. Er ist schon damals blödsinnig gewesen; aber die Musikanten haben sich die Gesellschaft des kleinen Küsterjungen gern gefallen lassen, besonders des Winterabends, wenn er wie eine Katze mit der Laterne die steilen Treppen vor ihnen her hinaufhuschte, plappernd und glückselig lachend, daß auch dem furchtsamsten Neuling die Angst darüber vergehen mußte.

Denn die Musik, die schöne Musik da oben auf dem Thurm hören zu dürfen, das ist seine Glückseligkeit. Er kennt keine andere, er verlangt nach keiner anderen, er denkt an keine andere, er träumt, er spricht von keiner anderen, heute wie vor dreißig Jahren. Nur daß heute in seinem armen wirren Kopfe Alles sich verändert hat — ganz verändert! Zum Beispiel die Nikolaikirche selbst. Seitdem die schöne Musik oben nicht mehr gemacht wird, ist der Thurm kaum größer als die anderen; damals hat er bis halb in den Himmel gereicht. Und aus den Schallluken heraus hat man am hellen Sommermorgen die ganze Welt sehen können von einem Ende bis zum anderen, Alles im wunderschönsten Sonnenschein, während oben sich der blaue Himmel aufgethan hat. Den lieben Gott kann man nicht sehen; der sitzt auf der Sonne in lauter Glanz und Schimmer, daß man die Augen schließen muß. Aber die Engel hat er dann manchmal gesehen durch die geschlossenen Augen: sie haben rothe und grüne und blaue Flügel und tanzen Ringel-Ringel-Rosenkranz. Sobald man aber die Augen wieder aufmacht, sind sie gleich wieder im Himmel. Ein paarmal, als sie nicht schnell genug hinaufkonnten, haben sie sich in weiße Tauben verwandelt und sind mit den anderen Tauben geflogen — Konsul Riekelmann seinen Tauben — ein paarmal rund herum um den Thurm. Dann haben sie sich aufgeschwungen und husch! durch die blaue Luft wieder zurück in den Himmel. Es giebt aber auch böse Geister, die können sich verwandeln in schwarze Dohlen und glotzäugige Eulen. Sie kommen des Abends in der Dunkelheit und krächzen und schreien um den Thurm und klappern mit den Läden an den Luken und pfeifen und heulen aus Leibeskräften immer gegen die schöne Musik an. Denn die können sie für den Tod nicht leiden und möchten sie zerreißen, sobald sie aus den Luken herauskommt. Manchmal haben sie auch ganze Stücke abgerissen von der schönen Musik, und die Musikanten haben dann blasen müssen aus Leibeskräften gegen die bösen Teufel: Nun danket alle Gott! Da sind die Teufel gar wild geworden und haben an den Thurm geschlagen und ihn gerüttelt, daß er gewackelt hat; aber die Musik, die schöne Musik ist ihnen immer über gewesen, und am andern Morgen hat Gottes Sonnenthron noch einmal so herrlich geglänzt, und die Luft ist ganz voll von schönen Engeln gewesen, und haben Ringel-Ringel-Rosenkranz getanzt zu der Musik, der schönen Musik.

„Hast Du denn auch blasen können, maller Heinrich?" frage ich.

Ich weiß aber ganz genau, daß er das nur hören will, wenn er auch sehr verschämt thut und sich bitten läßt: „Blase einmal, maller Heinrich: ‚Wie schön leucht' uns der Morgenstern!'"

„Das kann man nur am Morgen blasen," sagt der Malle Heinrich.

„Dann was Anderes!"

„Horch!"

Von der nahen Johanniskirche schlägt es neun. Der Malle Heinrich lauscht und zählt, und sobald der letzte Schlag verklungen, beginnt er auf der hohlen Hand zu blasen: Nun danket alle Gott! und wenn die Töne zu hoch oder zu tief werden, singt er den Text mit dünner meckernder Stimme, und dann bläst er wieder, und ich höre eifrig zu und blicke nach der Mondsichel hinauf, an der Wölkchen vorüberziehen mit gelben und röthlichen Rändern, die wie Flügel aussehen, und denke an die Engel, die des Morgens um Gottes Sonnenthron tanzen und manchmal sich in weiße Tauben verwandeln. Dabei mag ich wohl die Augen geschlossen haben — vielleicht in der Hoffnung, dann auch Engel zu sehen — als ich plötzlich einen Schritt neben uns höre und der Malle Heinrich jäh verstummt.

Vor uns aber steht mein Stiefbruder August, der Schlosserlehrling, die Mütze schief auf dem Krauskopf, die beiden Hände in den Taschen. Er kommt gewiß wieder aus einer von den Matrosenkneipen und ist berauscht. Nun schlägt er ein Gelächter auf, das mir häßlich durch die stille, mit Engelsträumen gefüllte Seele schrillt, und ruft: „Was thust Du hier auf unserer Bank, maller Heinrich?" Und in demselben Augenblick hat er den alten Mann mit kräftigen Fäusten an den Schultern gepackt und von der Bank gerissen. Der arme Mensch taumelt ein paar Schritte seitwärts, stolpert und fällt, wobei er in ein klägliches Weinen ausbricht, wie ein kleines Kind. In dem Moment stürze ich mich auf August und schlage blindwüthend auf ihn los. Er ist so viel älter als ich, und ich könnte eben so gut hoffen, den Thurm der Johanniskirche umzuwerfen, als den Riesen niederzuringen. Es ist ein lächerlicher Kampf und ist doch ein Kampf, denn so oft er mich auch, halb lachend, halb ärgerlich, von sich abschüttelt: ich schnelle wieder empor, springe gegen ihn an, klammere mich an seine Beine, krampfe mich um seinen Hals, bis er mich wüthend von sich schleudert und ich mit der Stirn auf die scharfe Kante einer der Stufen der Hausthürtreppe schlage. Einen Schmerz fühle ich nicht, wohl aber ein fürchterliches Dröhnen durch den Kopf und rasse mich sofort wieder auf; aber die Häusergiebel tanzen um mich her, die Mondsichel fällt vom Himmel, mir gerade auf die Stirn; durch die Gasse vom Hafen saust und braust das Meer heran und schlägt über mir zusammen.

Als ich erwache, liege ich in meinem Bett und sehe beim matten Schein der Lampe, vor die irgend etwas gestellt ist, das Gesicht des Vaters, der an meinem Bett sitzt und gesenkten Hauptes bekümmert vor sich hinstarrt. Ich mag mich wohl geregt haben, denn er blickt schnell auf; ein freudiges Lächeln fliegt über das liebe blasse Gesicht, während er schnell in ein Waschbecken greift, das auf dem Stuhle bereit steht, die heiße Kompresse auf meiner Stirn mit einer frischen zu vertauschen. Das thut so wohl, und ich habe die Empfindung, daß keine andere Hand so leicht und zart sein könnte, wie des Vaters Hand, und will ihm danken und ihm sagen, daß ich gar nicht krank sei und er sich nicht ängstigen solle. Aber ich bringe es nicht über die Lippen. Plötzlich steht auch meine Mutter an dem Bett; sie mag wohl eben erst aus der Tiefe des Zimmers herangetreten sein oder hat auch zu meinen Häupten gesessen und sich just erhoben. Meine Blicke gehen von dem Vater, der dasitzt, zu der Mutter, die neben ihm steht, und ich bin sehr verwundert, denn der Vater bringt mich wohl oft zu Bett, aber die Mutter hat es schon lange, lange nicht mehr gethan, und ganz gewiß habe ich sie zusammen nie vor meinem Bette gesehen. Ich bin also wohl recht krank und will aus großem Mitleid mit mir anfangen zu weinen, bis mir plötzlich einfällt, daß, wenn ich sehr krank bin, ich gewiß morgen nicht zur Schule zu gehen brauche und den ganzen Tag spielen darf im Hof und in dem Wallgarten, oder beim Vater in der Werkstatt, während er hobelt und schneidet und leimt, und ich auch hoble und schneide und leime, aber keinen Sarg für Nachbar Hopp's Gustav, sondern ein schönes großes Segelboot, das ich hinter dem Wall im Wasser schwimmen lassen kann.

So lächle ich denn dem guten Vater zu, ganz schon im Geist bei dem schönen Spiel morgen, und schlafe wieder ein und spiele weiter im Traum.

Aber nicht im Hof, im Wallgarten oder bei dem guten Vater in der Werkstatt, sondern in einem großen grünen Walde. Es kann aber auch eine Wiese sein, nur daß dann die Gräser so hoch wie Bäume sind, die sich geschmeidig aus einander thun, wenn ich hindurch will, die bunten Blumen zu pflücken, die unten wachsen. Manchmal aber sind die Blumen hoch über mir, daß ich nicht hinaufangen kann, und wiegen die großen Kelche hin und her, während bunte Vögel mit breiten weichen Flügeln um sie flattern. Ich weiß freilich, daß es keine Vögel, sondern Schmetterlinge sind, nur daß ich so große und bunte nie gesehen habe. Dann ist der Wald zu Ende, und vor mir breitet sich ein großes Wasser, das blitzt und blinkt im Sonnenschein, indem es an mir vorüberschießt. Oder ist es unter mir? Wohl unter mir, denn die großen Vögel, die unten auf dem Wasser schwimmen und, sich aus dem Wasser aufrichtend, mit den Flügeln nach mir schlagen und dazu die Schnäbel aufsperren und laut quaken, schießen unter meinen Füßen weg, und ich schwebe wie in der Luft und staune den mächtigen Wasserberg an, in dem sich immer etwas Dunkles klappernd dreht, und oben über dem klappernden Wasserberg hängt eine weiße Wolke, in der schimmert es bunt, und manchmal fliegt von der schimmernden Wolke etwas zu mir herüber und näßt mir das Gesicht und das Kleidchen. Es ist ein weißes Kleidchen, und ich wundere mich, wie ich in das weiße Kleidchen komme, das sich doch gar nicht für einen Quintaner schickt. Ich will das rothe Schälchen, das ich um den Leib habe, abknüpfen, um damit nach den Enten zu schlagen, und knie auf dem Brückensteg, der auf einmal unter mir zittert, und dann hat mich ein Mann von dem Rande weggerissen und trägt mich von der Brücke und über den grünen Wald, in welchem ich vorhin gespielt habe, der aber nun, wie mich der Mann in seinen Armen trägt, tief unter mir liegt. Ich habe mich unterdessen von meinem Schrecken erholt, und weil die blauen Augen des Mannes so dicht über mir sind und so glänzen, fasse ich danach, so oft er den Kopf zurückbiegt, und ich nur noch bis an seinen Bart langen kann, an dem ich ihn zause. Er lacht und legt mich lachend einer Frau auf den Schoß, die mich mit Küssen bedeckt, während der Mann dabei steht und mit den glänzenden blauen Augen von seiner Höhe auf uns herabsieht.

Der Traum wandelt sich. Wieder schimmern die glänzenden Augen über mir, aber jetzt nicht in Güte, sondern in Zorn, und der Mann hebt sich aus einem Stuhle auf, vor dem meine Mutter auf den Knieen liegt und mich an sich zieht, und ich kniee neben ihr, wie des Abends in meinem Bettchen, wenn ich ihr das Gebet nachspreche. Ich weiß nicht, wie wir dahin gekommen sind; ich weiß auch, daß ich noch nie in dem Raum gewesen bin, der mir endlos scheint und in welchem ich mich verwundert umsehe, während ich so auf den Knieen liege mit gefalteten Händen. Auf dem Tisch steht eine Lampe, und der ungeheure Raum ist mit einem goldigen Halbdunkel gefüllt, aus dem hier und da Gesichter blicken, und in welchem seltsame Gestalten stehen, vor denen ich mich fürchte, so daß ich die Mutter am Kleid zupfe und sie bitte, daß wir wieder fort möchten. Die Mutter hört nicht auf mich, und ich fange an zu weinen, und die Mutter weint auch, während der Mann sie aufhebt und an sich zieht und auf die Stirn küßt. Dann ist es nicht mehr in dem goldschimmernden Raum mit den Gesichtern und Gestalten, die aus dem goldigen Halbdunkel quellen, sondern draußen im Freien, und die Mutter schluchzt immer leise vor sich hin, während sie mich durch die Nacht trägt und die Sterne oben flimmern. Zuletzt sind wir vor dem klappernden Wasserberg. Ich weiß es, obgleich es jetzt dunkel ist und ich den Wasserberg nicht sehe, sondern nur sein Klappern höre, und fühle, wie er mich mit seinem kalten Athem anhaucht. Die Mutter steht mit mir an dem Geländer des Stegs, und ich sehe unten im Wasser die Sterne tanzen. Sie biegt sich über das Geländer; ich fange an, mich zu ängstigen, ich weiß nicht, ob deßhalb, weil sie so weint, oder weil ich fürchte, sie wird mich fallen lassen, und ich klammere die Aermchen fest um ihren Nacken. Sie drückt und preßt mich an sich, und dann verschlingt sie und mich etwas Fürchterliches, das ganz schwarz und kalt ist und saust und braust.

Ueber dem Fürchterlichen fahre ich mit einem Schrei aus meinem Fieberschlaf auf und starre um mich her. Es dauert einige Zeit, bis ich mich zurecht finde. Der Traum ist so sonderbar deutlich gewesen. Ich blicke nach den Gesichtern, die aus dem goldigen Halbdunkel hervorgeschimmert haben, und frage den Vater, wo sie geblieben sind? und der Mann mit den blitzenden Augen und der klappernde Wasserberg? Der Vater murmelt etwas von

Digitized by Google

F. Defregger 1884.

Plauderei. Von Franz von Defregger.

Photographie im Verlage von Fr. Hanfſtängl in München.

Digitized by Google

Wiederschlafensollen, während er mir eine frische Kompresse auf die Stirn legt, in der ich jetzt arge Schmerzen habe. Wie er sich dabei über mich beugt mit seinem lieben guten blassen Gesicht, ist es mir, als ob ich ihn zum ersten Male sähe. Und ich sehe, daß er ein alter Mann ist und nicht der Mann mit den blitzenden blauen Augen gewesen sein kann, vor dem meine Mutter und ich auf den Knieen gelegen haben.

Ich richte mich auf dem Ellbogen auf und sehe mich nach der Mutter um, als ob ich ihr diese sonderbare Entdeckung mittheilen müßte. Aber die Mutter ist nicht mehr da. Der Vater fragt mich, ob ich trinken wolle? Ich sage: ja, und trinke gierig ein paar Schlucke aus dem Glas, das er mir an den Mund hält. Dann sinke ich auf das Kissen zurück und starre in das gute, blasse, bekümmerte Gesicht des alten Mannes, und denke an den schönen Mann mit den blitzenden Augen, bis ich, was wohl schon nach wenigen Sekunden geschehen sein mag, wieder in meinen Fieberschlaf verfalle.

2.

Ich weiß nicht, wie lange meine Krankheit gewährt hat, aber es mögen Wochen gewesen sein, und als ich wieder aufstehen und auf dem Wall hinter dem Gärtchen spielen durfte, war ich ein ganz Anderer, als der an jenem Abend mit Emil Israel in der dunklen Gasse gespielt hatte.

Auf dem Wall aber hinter dem Gärtchen brachte ich jetzt in der Zeit der Genesung manche Stunde zu, mit den durch die Krankheit und die Nachwirkung des Traumes verwandelten Sinnen in die Welt blickend, die ich jetzt zum ersten Mal wirklich gesehen haben kann, denn wie ich sie damals sah, so ist sie in meiner Erinnerung geblieben; und will ich sie mir in ihrem vollen Glanze zurückrufen, stehe ich sicherlich im Geist auf dem Walle hinter dem Gärtchen und blicke in die Zauberwelt hinein.

Ja, die Zauberwelt! Süßer können die Vögel im Paradiese nicht gesungen, heller kann der Himmel nicht geblaut, kann die Sonne nicht geglänzt haben! Die Vögel aber sangen in der Wildniß der Haselsträuche, mit denen der Wall überdeckt ist, hier dünner, dort dichter; und zwischen den Haselsträuchen nickte langes Gras, das niemals geschnitten wurde, und gelbe Butterblumen, über denen große weiße Schmetterlinge sich in der blauen Luft wiegten.

Der Wall mochte in der Befestigung der Stadt einmal eine Rolle gespielt haben — in den Schwedenzeiten vielleicht, als es galt, diese Seite des Hafens vor einem Angriff von der See her zu schützen. Jedenfalls hatte er seit unvordenklicher Zeit jede fortifikatorische Bedeutung verloren und war herrenloses Terrain geworden, auf dem die Anwohner der Hafengasse, als auf ihrem Eigenen, schalteten, mit ihren Gärtchen bis auf die Höhe hinaufkletternd und oben auf den sonnigen Stellen ihre Wäsche trocknend, ihr Leinen bleichend, während die Kinder in den Büschen Räuber und Gendarmen spielten oder auch an hellen Sommermorgen, während die anderen in der Schule saßen, ein kleiner Träumer wie ich das ganze Gebiet für sich allein hatte und ungestört nach allen Richtungen durchschweifen mochte.

Nach der Seeseite fiel der Wall steiler ab, so daß man nur auf einigen Stellen, wo das Erdreich über die Futtermauer unten bis an das Wasser gerutscht war, sicher hinab gelangen konnte. Das Wasser aber bildete hier eine Bucht, die früher wohl ein Stück vom Hafen gewesen, jetzt aber völlig versandet und verschlammt war, so daß die paar kümmerlichen, den Anwohnern gehörigen Boote nur wenn der Wind von Westen, von der See, kam, flott gemacht werden konnten. Hatte aber der Wind ein paar Tage vom Lande geweht, so staken die Boote halb oder ganz in dem schwarzen Schlamm, über den man auf Steinen, die nun hervor traten, bis zu den Booten und über dieselben hinaus auf reinlichen Sand gelangen konnte, um da alle möglichen merkwürdigen Dinge zu finden: todte Fische, Muscheln, die das Meer zurückgelassen; dazu Tauenden, zerbrochene Ruder, Korkstöpsel, zerfetzte Bastkörbe, zerbrochene Cigarrenkästen und der Himmel weiß, was noch sonst von dem eigentlichen Hafen herübergetrieben war. Der Hafen lag zur Linken vor der eigentlichen Stadt, durch ein Stück freies Wasser, das für das Kinderauge außerordentlich breit schien, von uns getrennt: mit seinen großen und kleinen Schiffen, von deren Masten die bunten Wimpel flatterten, und dem Gewimmel der Boote, die zwischen den Schiffen hin und her fuhren, während von der Werft, je nach dem Stand des Windes, das Klopfen der Hämmer und Schlägel und der Duft des Theeres mehr oder weniger deutlich und scharf herüberkam. Hinter dem Hafen die Stadt mit ihren Häusermassen und ragenden Thürmen, alles umflossen von goldigem Morgensonnenschein.

Denn im Morgensonnenschein sehe ich, was ich hier zu schildern versuche, nur im goldigsten Morgensonnenschein, als hätten die bösen Geister des Mallen Heinrich gestern Abend gar schlimm gegen den Nikolaithurm und die schöne Musik gewüthet, und der liebe Gott lächle über die gerettete Erde mit seinem gütigsten Lächeln. Ueber die Erde und das Meer! Ueber das noch besonders! Wie blaut es in seiner stolzen Breite, zwischen dem Festlande und der Insel drüben sich westwärts in das Endlose dehnend! Wie glitzert und blinkt es in der Nähe, übersäet von Millionen hüpfender goldener Sternchen! So, daß es die ganze Schärfe des Kinderauges erfordert, um die Möve wiederzufinden, deren schneeweiße Fittige eben noch durch die blaue Luft schwingten, und die sich jetzt, die Fittige zusammenlegend, niedergelassen hat in dem Meer von goldnen Sternchen. Und von des Mallen Heinrich schöner Musik ist noch ein gutes Stück übrig geblieben; ja, das ganze wonnige Erden- und Meeresrund ist von ihr erfüllt. Ist es nicht Musik, das dumpfe taktmäßige Geräusch der zwischen den Pricken sich reibenden Ruder von dem Boot, das da durch das glitzernde Wasser gleitet? Die Entfernung ist nicht gering — — ich kann nur eben noch unterscheiden, daß ein Mann rudert und im Stern eine Frau mit einer hohen Kiepe sitzt, die sie vor sich gestellt hat; aber die Stille ringsumher ist so groß — — ich kann hören, wenn sie von Zeit zu Zeit mit einander sprechen. Ist es nicht Musik, das leise Plätschern der Wellchen unten an der Futtermauer? Denn es ist heute Hochwasser, obgleich das Meer ganz ruhig ist; und ich habe nicht hinabgekonnt, sondern bin oben auf dem Wall und kaure da auf meinem Lieblingsplatz im Schatten von ein paar besonders hohen und dichten Haselsträuchen, in denen zu meinen Häupten auf schwankem Zweig ein Vögelchen sitzt und, ohne sich durch meine kleine, stille Gegenwart stören zu lassen, sein Liedchen singt; wenn es schweigt, antwortet sofort ein zweites aus einem etwas hinter mir stehenden Gebüsch. Das ist gewiß Musik. Aber für mein empfängliches Kinderohr ist es auch das Gezwitscher der Spatzen, die sich durch die Büsche jagen; und ganz gewiß auch das Gackern des Huhns, das eben, häufig den Kopf mit dem gerötheten Kamm wendend, durch das nickende Gras herankommt. Es ist eines von Nachbar Hopp's schwarzen Hühnern (wir haben keine) und will gewiß ein Ei legen und hat sich dazu vermuthlich meine Büsche ausgesucht, denn, wie es meiner gewahr wird (trotzdem ich mich ducke und den Athem anhalte), kräht es ordentlich vor Schrecken und Aerger, macht Kehrt und läuft in der Richtung, aus der es gekommen, zurück, lauter und ängstlicher als zuvor gackernd. Ich folge ihm und sehe nur noch eben, wie es von dem Wall hinab in den Hopp'schen Hof fliegt zum Schrecken der andern Hühner, die auseinanderrennen und, des Hahns, der einen durchdringenden Warnruf erschallen läßt und, als er sieht, daß die Sache nichts zu bedeuten hat, sich aufrichtend, mit den Flügeln schlägt und dazu mächtig kräht.

Aber meine Aufmerksamkeit ist bereits von den Hühnern weg nach dem Leichenwagen gerichtet, der aus dem Schuppen gezogen ist und von Karl Brinkmann, dem Fuhrknecht, abgewaschen wird. Die schwarzen Tücher, die sonst von dem Verdeck herab gardinenmäßig nach den Seiten zusammengenommen sind, hat Karl Brinkmann, um sie nicht naß zu machen, über das Verdeck hinauf geschlagen, so daß man nur die nackten vier Säulen sieht. Dazu pfeift Karl Brinkmann, während er mit dem leeren Eimer nach der nahen Pumpe geht, den kreischenden Schwengel schwingt, mit dem gefüllten nach dem Wagen zurückkehrt und das Wasser durch die Räder gießt, daß es klatscht. Ich wundere mich, ob das wirklich derselbe Wagen ist, in welchem sie vor meiner Krankheit meinen Freund Gustav, eines der vielen Kinder des Fuhrherrn, auf den St. Johanniskirchhof gefahren haben: und Karl Brinkmann selbst hat ihn gefahren, und hinterher kamen sämmtliche vier Hopp'sche Kutschen mit Vater und Mutter Hopp in der ersten, und die Verwandten und Befreundeten, zu denen auch mein Vater gehörte, in den anderen. Und Karl Brinkmann, der jetzt in bloßem Kopf und in Hemdärmeln ist, hatte einen großen Dreispitz auf, von dessen Ecken Trauerflore herabhingen, und einen großen schwarzen Mantel mit vielen Kragen an und hatte ein so feierliches Gesicht gemacht! Denn Gustav war sein großer Liebling gewesen, und unter seiner Anleitung schon fast ein richtiger

Kutscher geworden, der die Pferde an- und abspannen konnte und mit ihm zu dem Schmiede Papendiek unten in der Hasengasse oder in die Schwemme draußen vor dem Schwedenthore ritt. Das ist alles so kurze Zeit her — als wenn es gestern gewesen — und Karl Brinkmann ist in Hemdärmeln und kann pfeifen, während er den Wagen wäscht, auf dem er Gustav Hopp nach dem Kirchhof gefahren vor dem Schwedenthore!

Was dem kleinen Träumer da oben durch den Kopf geht? Er bringt es nicht recht zusammen, aber eine Ahnung der Vergänglichkeit des Irdischen mag es doch gewesen sein, wohl erklärlich und begreiflich bei dem Zehnjährigen, der eben erst aus einer schweren Krankheit erstanden ist, in welcher er so wunderliche Dinge geträumt, und dem die Großmutter in ihrer häßlichen Weise erst gestern gesagt hat, der kleine gelbe Sarg, der eben fertig in der Ecke von Vaters Werkstatt stand, sei für mich gewesen, und es sei schade, daß er nun leer bleiben sollte.

Ich habe dem Vater die bösen Worte der Großmutter weinend wiedererzählt, und er hat mich in seiner milden Weise beruhigt: die Großmutter meine es nicht so schlimm; sie meine überhaupt gar nichts, denn sie habe einen schwachen Kopf und rede nur, um zu reden. Den kleinen gelben Sarg aber habe er auf Vorrath gearbeitet, und leer werde derselbe wohl nicht lange bleiben: es stürben heuer gar viele Kinder.

Ist es der Gedanke an den immer Gütigen und Liebevollen, den ich in der Werkstatt zu finden sicher bin; oder bin ich des Umherschweifens oben auf dem sonnigen Wall müde — ich gehe den schmalen abschüssigen Pfad durch unser Gärtchen, in welchem es süß nach Reseda duftet, hinab in den Hof, mich der schattigen Kühle freuend, die mich da umfängt. Es ist in meiner Erinnerung immer schattig und kühl in dem schmalen Hof, denn auf der einen Seite ragt die kahle hohe Hinterwand von Nachbar Hopp's Wagenremise mit dem steilen Dache darüber, und auf der andern steigt über des Vaters Werkstatt und dem Holzschuppen die Mauer von Nachbar Israel's Kornspeicher noch viel höher, kahler und steiler empor. In Wirklichkeit ist der so eingeschlossene Raum wohl etwas dumpf und feucht gewesen und erfüllt von einem leichten Modergeruch, der aus dem mit Gras und Lattich hier und da übersponnenen Pflaster, den frisch geschnittenen Brettern, den verrottenden Spähnen und den Oelfarbetöpfen aufstieg. Aber ich weiß nichts davon, vielmehr athme ich den Duft mit Behagen ein, und ich brauche nur die Augen zu schließen und mir den Duft zurückzurufen, um mich im Geiste an den Ort zu versetzen und in die wohlige Empfindung, mit der ich an jenem Morgen aus der Sonnenhelle oben in den kühlen Schatten des Hofes trete.

3.

Der Vater ist in der Werkstatt und ich sehe ihn durch die jetzt im Sommer stets offene Thür ein Brett hobeln. Er ist allein; mein ältester Bruder Otto, den er sich zum Gehilfen und Gesellen heranzieht, wird eine Kommission in der Stadt haben. Das Brett, an welchem der Vater hobelt, ist die Rück- oder Vorderwand eines Sarges. Der Vater arbeitet fast nur Särge; er hat in der Stadt dafür das Monopol, welches er, wie er mir selbst gesagt, der Nachbarschaft des Fuhrherrn Hopp verdankt. Denn weil man nothwendig den Leichenwagen von Herrn Hopp nehmen muß, da es kein anderes Geschäft der Art in der Stadt giebt, bestellt man gleich den Sarg nebenan bei Tischler Lorenz: es ist dann nur ein Weg. Auch fragt es sich, ob Nachbar Hopp die Leiche fahren würde außer in einem Sarge von Nachbar Lorenz. Die Särge aber sind unweigerlich gelb, während sie, bevor mein Vater in die Stadt kam, ausnahmslos schwarz waren. Er hat die Mode eingeführt. Er meint, der Tod sei ohnedies, wenn auch nicht für den Todten, so doch für die Zurückbleibenden traurig genug und das Grab dunkel genug; so möge der Todte über und unter der Erde ein freundliches Haus haben. Deßhalb ist auch jeder Sarg, der aus seiner Werkstatt kommt, ein kleines Kunstwerk mit zierlichen Hohlkehlen, Knäufen und sonstigen schmuckhaften Zuthaten, die man nicht bestellt hat und auch nicht bezahlt, und die er deßhalb mit Vorliebe gerade an den Särgen der armen Leute anbringt.

Ich gehe nicht direkt in die Werkstatt, sondern sehe erst nach meinen Kaninchen, denen ich an der Ecke des Hofes (da, wo die Werkstatt an das hölzerne Gartengitter stößt) eine Wohnung bereitet habe, in welcher meine Augen den Triumph der Erfindsamkeit erblicken. Der Haupttheil besteht aus einer großen umgestülpten Kiste, deren Vorderwand sich in der oberen Hälfte aufklappen läßt, so daß man einen vollen Einblick in den Familiensaal hat, ohne daß doch die Bewohner ohne Weiteres heraus können. In der Hinterwand aber ist unten auf jeder Seite je eine viereckige Thür, durch welche man, das heißt die Kaninchenfamilie, in die eigentlichen Wohnräume gelangen kann, die sich in einer zweiten, aber flacheren Kiste befinden. Das Ganze ist mit Erde und Rasen bedeckt, so daß es als ein kleiner grüner Berg erscheint, auf welchem auch Blumen wachsen; dazu sind die Pflastersteine unten entfernt und so der minirenden Thätigkeit der Bewohner keine Schranke gesetzt, was sie sich denn auch durchaus zu Nutz und geheimnißvolle Hinter- und Ausfallspforten in das Wallgärtchen gemacht haben, durch die sie aber nur des Abends und mit großer Diskretion schlüpfen, zu meiner größten Verwunderung und zum Ergötzen des Vaters, der mit mir seine Freude an den Thierchen hat, wenn sie im Halbdunkel zwischen den Büschen herumhuschen. Daß er sie während meiner Krankheit gemeinschaftlich mit meinem Freunde Emil Israel treulich gepflegt und abgewartet hat, versteht sich für mich von selbst.

Ich habe ihnen jetzt das vom Walle mitgebrachte frische Futter gegeben und gehe zum Vater in die Werkstatt. Er nickt mir freundlich zu und fährt in seiner Arbeit fort; ich setze mich ermüdet still hin und blicke unverwandt in sein liebes Gesicht, als ob ich es noch nie gesehen hätte, und ich glaube, ich habe es an diesem Morgen im eigentlichen Sinne wirklich zum ersten Male gesehen. Denn, wenn ich jetzt des guten Mannes denke, erscheint mir sein Bild sicherlich stets, wie ich es zu jener Stunde sah, während ein schräger Sonnenstreifen, in welchem Millionen Staubatome tanzen, über dem Dache von Nachbar Hopp's Wagenremise durch die beiden oberen, in allen Farben schillernden Scheiben des verstäubten Fensters in der Werkstatt fiel und, wenn er sich gelegentlich von seiner Arbeit aufrichtete, um die Kante des Brettes, an welchem er hobelte, zu prüfen, seinen Kopf streifte. Der Kopf erglänzte dann aber in dem Sonnenlichte, denn er war ganz kahl bis auf einen schmalen Kranz grauen krausen Haares, von dem ich jetzt, wo er mir das Gesicht zuwandte, nichts sah, als je einen Tupfen über den Ohren. Das schmale blasse, in der unteren Hälfte von einem grauen krausen Bart bedeckte Gesicht hatte stets einen ernsten, aber keineswegs wehmüthigen oder kummervollen, vielmehr eigentlich heiteren Ausdruck, besonders wenn er, was sehr oft, aber immer nur für Momente, geschah, lächelte, wobei sich dann um die Ecken der hellblauen Augen, die fast keine Brauen hatten, kleine freundliche Fältchen zogen, welche mit dem Lächeln gleich wieder verschwanden. Die Augen waren groß, aber für gewöhnlich halb von den Lidern bedeckt, was mit daher kommen mochte, daß sie so viele Stunden auf die Arbeit gesenkt blieben. Wenn er sie aufschlug, hatten sie einen zugleich träumerischen und erstaunt fragenden Ausdruck, wie ich ihn später nur noch in Kinderaugen beobachtet habe. Kein Wunder freilich, da keines Kindes Seele reiner und harmloser sein konnte, als dieses guten Mannes, der so viel erduldet hatte und erduldete, ohne daß die Fülle seiner Liebe auch nur durch einen Gran von Menschenhaß abgemindert, oder die Taubenfrommheit seiner Seele durch ein Minimum von Schlangenklugheit getrübt worden wäre.

Und diese guten Augen mit dem träumerisch erstaunt fragenden Blick richtet er nun auf mich.

„Wo bist Du gewesen, Kind?“

Er nennt mich immer „Kind“, im Gegensatz zu meinen Geschwistern, die so viel älter sind als ich und die er stets bei ihren Vornamen nennt.

Ich fange an, meine kleinen Erlebnisse zu erzählen, und unterbreche mich, weil ich bemerke, daß der Sarg, welcher nach Aussage der Großmutter für mich bestimmt gewesen ist, sich nicht mehr in der Werkstatt befindet.

„Ich sagte Dir ja, er würde nicht lange leer bleiben,“ erwidert der Vater auf meine Frage, „und es ist ein recht trauriger Fall, aus dem Du auch lernen kannst, Kind; denn Dir hätte dasselbe schon hundertmal passiren können.“

Ich höre mit gespanntester Theilnahme, was nun der Vater berichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Altdeutsches Edelfräulein.

Originalzeichnung von Alexander Gierymski.

Digitized by Google

Die Andere.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von W. Heimburg.

An die gnädige Frau!“ sagte das Stubenmädchen und überreichte meiner Großmutter, der Frau von Werthern, einen Brief. Die alte Dame fuhr aus ihren strickenden und nickenden Träumen empor; ließ die Arbeit sinken, zog die über die Stirn hinaufgeschobene Brille vor die Augen und studirte die Aufschrift.

Es war still im Zimmer, so unheimlich still, wie es nur sein kann nach Tagen des lautesten Schmerzes, nach den Stürmen trauriger Schicksale; seit zwei Wochen war wohl kaum ein Wort gesprochen, das nicht gerade zu den allernothwendigsten gehört hätte. Nun erschrak ich beinahe, als die Stimme der alten Frau so energisch zu mir sagte:

„Tone!“

„Liebe Großmama?“

„Rufe die Lotte!“

Ich erhob mich und ging in das Nebenzimmer. Es war unser sogenanntes Boudoir; die Meubel meiner verstorbenen Mutter standen darin, meine Blumen, Lottens Klavier und Staffelei, und den Boden deckte ein weicher Teppich.

„Lotte?“ fragte ich, als ich sie nicht gleich erblickte; da richtete sie sich vom Sofa empor und sah mich mit verweinten Augen an, deren Glanz doch alle Thränen nicht hatten verdunkeln können.

„Was soll ich denn?“ fragte sie mit ihrem hellen, eigenthümlich klangreichen Organ und schüttelte die langen Zöpfe in den Nacken zurück. „Ist Besuch gekommen?“

„Nein, Lotte; Großmama will mit uns reden.“

Sie seufzte und folgte mir; wir kamen zusammen zu der alten Dame. Sie betrachtete uns erst ein Weilchen kummervoll über die Brillengläser hinweg, dann reichte sie mir das Schreiben. „Vorlesen, Tone!“ sagte sie kurz.

„Von wem?“ fragte Lotte.

„Abwarten, Prinzeßchen!“ lautete die Antwort. „Hierher setzen, Kind!“ scholl es gleich darauf. Lotte hatte eine fluchtartige Bewegung gemacht; nun sank sie aber gehorsam auf den nächsten Stuhl, senkte den Kopf und hielt die Hände gefaltet auf dem Trauerkleide. Es sah sehr ergebungsvoll aus, aber ich kannte das verrätherische Zucken um die feinen Nasenflügel nur allzu gut. Nun las ich:

„Meine beste Frau von Werthern!

Ihr lieber Brief hat mich recht aufgeregt und erschreckt. Was ist der Mensch — mußte ich mich fragen — daß er den Kopf so hoch trägt und sich so groß dünkt? Ein kleiner Zufall — und vorbei ist's mit aller Pracht und Herrlichkeit! Ach, gute Werthern, es ist schwer, einen Menschen sterben zu sehen, aber das Allerschwerste, wenn es ein Kind ist, das Gott zu sich fordert. Und darum drücke ich Ihnen im Geiste die Hand und sage, daß ich mit Ihnen fühle und mit Ihnen traure um Ihren Sohn. Ich habe auch Drei hergeben müssen, drei große prächtige Jungen — aber, still davon, liebe Werthern. Sie sind auch noch schlimmer daran; er war Ihr Einziger!

Was Sie nun sonst noch an mich geschrieben, will ich gleich beantworten. Leben läßt sich's hier bei uns, theuer ist's nicht. Wohnungen sind da; zwar keine Berliner Etagen im Geheimrathsviertel, aber gemüthlich und traulich. Mein Fritz hat ausgerechnet, mit dem, was Sie zu verzehren haben, leben Sie hier wie die Frau Fürstin selbst. Na, das heißt, besser jedenfalls wie in der Großstadt. Es sind doch fünfhundert Thaler ganz nett für drei Damen, und wenn die jungen Mädchen thätig im Hause, und Sie begnügen sich mit einer Bedienung, so können Sie sich aller Ihrer Sorgen entschlagen. Was uns anbetrifft, so stehen wir Ihnen mit Rath und That gern zur Verfügung. Ich weiß auch ein nettes Quartier in unserer Nähe, und wenn Sie kommen mit den Enkelinnen, so wohnen Sie zuerst bei uns.

Es ist lange her, seit wir uns zuletzt gesehen! Da waren Sie noch die Seele, der Mittelpunkt unserer Geselligkeit, und ich eine junge lebenslustige Frau; da lebte mein guter Mann noch, und die Jungen waren klein, und in Borsfelde tanzten wir auf der Tenne beim Erntefest. Nun sind die Blätter von den Bäumen gefallen, gute Frau von Werthern, und die Schwalben fortgezogen; Borsfelde ist in fremden Händen und der junge lebenslustige Officier, der so tapfer mit uns tanzte dazumal — todt, und seine Töchter stehen als Waisen vor Ihnen. Aber —“

Hier brach der Brief ab, und eine Thränenspur zog sich bis zur Unterschrift:

„Fritz und ich grüßen herzlich. Unverändert Ihre treu ergebene

Friederike R.“

Dann kam noch ein Postskriptum: „Die Wohnung, die ich meine, kostet jährlich sechszig Thaler.“

„Das wäre recht,“ nickte die Großmutter nach einer langen Pause. „Setze Dich hin, Tone, und schreibe, sie soll das Quartier miethen und ich lasse für freundliche Auskunft danken.“

„An wen?“ stammelte ich erschreckt, und wir sahen Beide verständnißlos das alte Frauengesicht an, das so ruhig wieder auf ihr leise klappendes Strickzeug blickte.

„An die Amtsräthin Roden.“

„In?“

„In Rotenberg.“

„Wir wollen dahin ziehen, Großmama?“ forschte ich.

„Ja wohl, zum Oktober.“ Sie ließ das Strickzeug wieder sinken und sah von mir zu Lotte hinüber. Das schöne Mädchen war dunkel erröthet, und ihre Lippen bissen auf den Zipfel des feuchten Taschentuches, das sie zusammengeballt in der Hand hielt.

„Hier bleiben können wir nicht,“ sprach die alte Frau sanft, „diese Etage kostet genau so viel, als wir fortan jährlich zu verzehren haben. Mit Eurem Vater verlort Ihr auch das sorgenfreie Leben, und den letzten Rest seines Vermögens nahm der Haus in Gestalt mühsam bezahlter Wechsel und Rechnungen mit nach Amerika. Ihr wißt Euch aber zu schicken und zu fügen, hoffe ich, und werdet mir das tragen helfen, was mich am Rande des Grabes noch so hart getroffen. Auch Du, Prinzeßchen — wie? Gieb mir die Hand.“

Das Mädchen hatte sich erhoben, legte einen Moment seine Hand in die verwelkte Rechte der Sprechenden, riß sich dann hastig los und schritt hinaus. Vom Nebenzimmer drang ein kurzer Laut herüber, es war halb wie Lachen, halb wie Schluchzen, dann ward es still. Ich saß am Schreibtisch und hielt die zitternde Feder über dem Papier; es wollte mir gar nicht gelingen zu schreiben an diese unbekannte Frau Amtsräthin, nach diesem unbekannten Orte, wohin das Schicksal uns werfen wollte und von dem ich weiter nichts wußte, als daß in seiner Nähe Borsfelde liegt, das ehemalige Werthern'sche Familiengut, welches schon vor vielen Jahren unglückliche Verhältnisse uns genommen hatten.

Als ich endlich fertig war und das Schreiben der Großmutter zur Durchsicht brachte, sah die alte Frau bekümmert zu mir empor. Ich habe nie wieder ein Paar so kluge alte Frauenaugen gesehen; — freilich fehlte ihnen für gewöhnlich jede Spur von Milde, und einen feuchten Schimmer erblickte ich nie darin. Selbst am Begräbnißtage meines Vaters, ihres einzigen Sohnes, war keine Thräne aus ihnen geflossen. Und dennoch sah ich gern in diese hellen Augen; man mußte Vertrauen zu ihnen fassen, es spiegelte sich in ihnen ein ganzes Menschenleben, vergangen in peinlichster Pflichterfüllung und Ehrenhaftigkeit. Streng, klar, bewußt war ihr Ausdruck, wie die Frauen ihn bekommen, die in ihrem Gatten nur ein großes Kind besitzen und, statt einen Halt zu finden, in ewiger Sorge und Unruhe über ihn zu wachen genöthigt sind, damit Alles seine Ordnung behält, das Haus, die Wirthschaft, die Kinder. Mein Großvater war ein solches Kind gewesen, leichtsinnig, heftig bis zum Jähzorn und herzensgut. Es lag so in der Werthern'schen Art.

„Es ist gut, Tone. Jetzt sage mir, wie denkst Du über unseren Plan?“

„Mir ist Alles recht,“ gab ich zurück, völlig verwundert; ich war so selten im Leben um meine Meinung befragt worden.

„Gut; Du bist ja auch vernünftiger als die Lotte. Sie kann freilich nichts dafür, daß sie gegen Alles revoltirt; sie hat's von ihrer Mutter, die war so ein Tollkopf.“

Lotte war meine Stiefschwester; Hans, um zwei Jahre älter als sie, ihr rechter Bruder. Ich, die älteste der Schwestern, hatte meine Mutter nicht gekannt, sie starb schon bei meiner Geburt.

Und kaum anderthalb Jahre später verheirathete sich mein Vater zum zweiten Male.

„Sie ist erst achtzehn Jahre, Großmutter," entschuldigte ich das Mädchen.

„Und Du bist schon eine Greisin, nicht?" fragte die alte Dame. „Zweiundzwanzig Jahre sind allerdings ein Alter."

„Aber ich kenne die Welt, die Lotte jetzt verlassen muß, jetzt, wo sie gerade so verlockend vor ihr liegt."

„Freilich, es ist hart!" bestätigte die Großmutter und sah in die stille vornehme Straße hinab, in der unsere Wohnung lag. „Aber," setzte sie wie verloren hinzu, „es ist das Schlimmste noch nicht. Es ist weit schlimmer, hier zu sitzen und unter den Augen Derjenigen zu darben, die uns einst in besseren Tagen gesehen; es giebt überhaupt noch tausendmal Schlimmeres. Wenn man so alt geworden wie ich, weiß man das!" Und sie nickte still vor sich hin. „Wer muß, hat keine Wahl," fuhr sie fort. „Morgen wollen wir überlegen, welche Meubel wir mitnehmen dürfen und können; das Andere wird verkauft."

Jetzt war es doch, als schwanke ihre Stimme. Ach, ob es nicht auch wehmüthig genug ist, auf die alten Tage noch in das Elend zu gehen, wenn man ein langes Leben ohne zu darben verbrachte? Der Hans, er war an Allem schuld! Schuld, daß wir mittellos dastanden, schuld, daß der Vater todt, schuld, daß sich zwei unversorgte Mädchen wie Kletten an eine alte Frau hingen, die sonst, allein für sich, ohne Noth ihre Tage hätte beschließen können. Mit Gewalt stürmte der Gedanke auf mich ein: Das darfst Du nicht! Du mußt Dir selbst helfen!

„Großmama," begann ich rasch, „ich gehe nicht mit nach Rotenberg; ich werde — ich will irgend eine Stelle annehmen; Du weißt, ich habe auch hier den Haushalt geführt."

Sie schüttelte den grauen Kopf. „Nein, Tone, Dich kann ich nicht entbehren, Du mußt bei mir bleiben. Und Lotte — die ist noch lange nicht reif dazu, und überhaupt — so lange ich sorgen kann, sorge ich; Gott wird weiter helfen. Ihr bleibt Beide bei mir! Geh' nur jetzt und sieh, daß sich Lotte nicht aus einander weint, der Kindskopf."

Ich fand sie aber nicht weinend. Sie hatte mit fieberhaft rothen Wangen einen Band von Meyer's Konversationslexikon vor sich, und mich erblickend rief sie: „Da, Tone, höre, staune! ‚Rotenberg, Kreis X, Regierungsbezirk Y, Landstädtchen von fünftausend Einwohnern' — Tone, fassest Du es, fünftausend Einwohner? ‚Treibt Ackerbau und Viehzucht; hat eine Realschule, zwei Kirchen und eine Nähnadelfabrik' — Himmel, eine Nähnadelfabrik und, o Wunder! — ‚ein fürstliches Schloß mit schönem Park, steht jedoch völlig unbewohnt, seit 1815 die Residenz nach Kerrburg verlegt wurde.'"

Sie hatte in steigender Erregung gelesen. „Daß sich Gott erbarm! Dort soll ich mich vergraben!" rief sie nun.

„Es kann ja ganz niedlich dort sein?" begütigte ich sie.

„Ganz niedlich? Du gute Seele! Ich finde, daß das, was man für gewöhnlich ‚ganz niedlich' nennt, immer recht langweilig ist."

„Paß auf, Prinzeßchen, es wird besser, als wir denken."

Sie antwortete nicht; es lag wie Hohn um ihre Lippen.

„Ich gehe jetzt auf den Kirchhof," sagte ich. „Willst Du mit?"

Sie stand auf, nahm, ohne ein Wort zu erwidern, den Hut, der bald wie ein schwarzer Heiligenschein das Gesicht umrahmte, strich sich vor dem Spiegel die dunklen Löckchen, die tief über die Stirn fielen, zurecht und ergriff die Handschuhe. Finster, mit zusammengezogenen Brauen ging sie neben mir, und doch flogen unzählige Blicke bewundernd zu ihr hinüber; ich selbst konnte es ja nicht lassen, sie immer wieder anzuschauen. Ja, meine Schwester Lotte war unbestritten das lieblichste, anmuthigste Geschöpf unserer ganzen Großstadt; so meinte ich, so meinten wir Alle, und ich glaube fast — sie selbst auch. Sie war des Vaters Liebling gewesen, unser Aller Verzug, das Prinzeßchen, wie sie bei uns hieß von dem Tage an, wo sie in den kleinen Schuhen zum ersten Male so reizend zierlich durch die Stube trippelte. Von je her war ich mir, ihr gegenüber, wie eine Mutter vorgekommen, sorgend und wachend, aber auch staunend, daß dies feine Geschöpfchen meine Schwester sei.

Sie erwiderte meine leidenschaftliche Zärtlichkeit wohl, aber nach Art verwöhnter Kinder, die fühlen, daß sie uns völlig in der Gewalt haben, mit Launen und Thränen und mit gelegentlichen stürmischen Liebkosungen. Sie erreichte damit Alles. Ihre ernsthafte schwärmerische Zuneigung aber koncentrirte sich nach dem Tode ihrer Mutter auf Hans; die Beiden standen wie eine geschlossene Mauer dem Vater, der Großmutter und mir gegenüber. Es war, als habe ich nicht das mindeste Anrecht darauf, mich „Schwester" zu nennen, als ob wir nicht einen Vater zu lieben hätten. Die Beiden waren immer einig, sie vertheidigten Einer den Andern förmlich aufgeregt, und als die schlimmen Tage mit dem Hans begannen, als ein Beweis seines ungeregelten Lebens nach dem andern eintraf, als es die heftigsten Scenen mit dem Vater gab und es endlich über ihn zusammenbrach, da war Lotte Diejenige, die mit Thränen und Verzweiflung nicht daran glauben wollte und ohnmächtig ward, als Hans den Dienst quittiren und das Vaterland verlassen mußte. Selbst der Tod des Vaters hatte sie aus dem starren Schmerz nicht aufrütteln können, sie sprach nur davon, daß Hans nun ganz verlassen sei; und während Großmutter und ich in bitteren vorwurfsvollen Thränen seiner gedachten, beklagte sie ihn, als trage er ein schweres unverschuldetes Geschick.

Der Sommerabend war schon weit vorgeschritten, die letzten Strahlen der Sonne fielen dunkelglühend über die breite Promenade und ließen die zahllosen Spaziergänger, Wagen und Reiter wie in einer transparenten Staubwolke erscheinen. Das Laub der Bäume zu beiden Seiten des Weges war aschgrau, und selbst in den zierlichen Gärten der Villen bekämpfte der Wasserstrahl vergebens die immer neu sich lagernden Schichten des Staubes auf Blättern und Blüthen.

Zum Ersticken sei es, bemerkte ich, aber Lotte schien diese Meinung nicht zu theilen. Ihre dunklen Augen sahen fast durstig hinein in dieses farbenbunte sonnendurchglühte Bild; hier und da erwiderte sie, stolz den Kopf neigend, den Gruß eines Bekannten, und einmal erröthete sie flüchtig, als ein junger Reiter, in der Uniform des Xten Garderegiments, die Hand zum Gruß erhob.

„Eberhard von Stolten, Hansens bester Freund," sagte sie. „Armer Hans!"

„Der mit schuld ist an seinem Untergange," ergänzte ich bitter.

„Schuld?" erwiderte sie, „schuld sind unsere Verhältnisse, unsere jammervollen Verhältnisse! Hätten wir Vermögen, so wäre Hans der ehrenwertheste Mensch."

Ich schwieg; es war immer dieselbe Antwort.

Endlich lag der frische grüne Kirchhof vor uns; wie tiefer Friede überkam es mich. Weit hinter uns war das Gedränge, der Lärm der Straßen geblieben, nur wenige Gestalten weilten an einzelnen Gräbern, und in der breiten Mittelallee, langsam auf und ab wandelnd, die beiden alten Damen, die, wie der Todtengräber uns einmal erzählte, jeden Tag ihre Promenade hier zu machen pflegten. Als ein wunderlicher Spaziergang war es mir sonst immer erschienen; jetzt, seit den letzten schweren Wochen, begriff ich es: hier war Friede, Ruhe und Hoffnung auf das Ende aller Erdenqualen.

Wir saßen stumm neben einander auf dem Bänkchen vor den drei Hügeln: dort meine Mutter, dann Lottchens Mutter, und dieses neue Grab das unseres Vaters. Weinen thaten wir Beide nicht, auf unseren Gemüthern lag es wie Trotz: wir dachten Beide an Hans. Jetzt ahnt er noch nicht, daß hier ein neuer Hügel — oder hatte die Trauerkunde ihn schon erreicht, nachdem er kaum den Fuß auf festen Boden gesetzt? Eine schwere furchtbare Botschaft für ihn! Ich konnte ihn mir vorstellen, wie erschüttert er war, wie er sich anklagte, schuld an des Vaters raschem Tode zu sein; ich wußte, er würde weinen, toben, sich die Haare raufen, und eine halbe Stunde nachher würde er, ein lustiges Liedchen pfeifend, nach irgend einem Amüsement ausschauen. Unbegreiflicher, liebenswürdiger, kindlich guter Hans!

Lotte war plötzlich aufgestanden und näher zu dem Grabe getreten, und auf einmal kniete sie nieder, warf die Arme über den Hügel des Vaters und begann still, aber heftig zu weinen; ihr schlanker Körper bebte und zuckte im verhaltenen leidenschaftlichen Schmerz. Wohl eine Viertelstunde lang verharrte sie so, und ich störte sie nicht: endlich erhob sie sich und trocknete ihre Thränen: „Es hilft doch nichts, man muß versuchen, was aus solchem erbärmlichen Dasein zu machen ist."

„Wie meinst Du?" fragte ich sie.

Sie sah unendlich gleichgültig in das Blättergewirr hinein. „Hans sagte immer," kam es von ihren Lippen, „wir Menschen seien wie die Puppen auf meinem Kindertheater, die unsere Hand am Draht hinschob, wie es uns beliebte; er war in seinem Glauben der reine Türke."

Ich sah sie noch immer fragend an.

„Aber ich," setzte sie rasch hinzu und wischte über ihre gerötheten Augen, „ich will mich nicht schieben lassen, ich will nicht! Ich mag nicht so weiterleben!"

Und sie wandte sich kurz und schritt zwischen den Hügeln hinunter, so rasch, daß ich kaum zu folgen vermochte.

Schweigend kehrten wir nach Hause zurück; Lotte, um sich sofort auf die Chaise longue zu werfen und „Schnips", Hansens zurückgelassenen Pinscher, zu streicheln, zu küssen und zu necken und ihm dabei von seinem Herrn vorzuplaudern. Und das Thier horchte bei dem Worte „Herrchen" hoch auf, sprang vom Sofa und lief zur Thür, als warte es auf den bekannten Tritt, und kam zu Lotte zurück und sah sie fragend an mit den klugen glänzenden Augen. Da nahm sie das Thierchen empor und drückte ihr Gesicht in das gelbe Fell. „Nein, ich will nicht!" hörte ich sie noch einmal sagen.

Die nächsten Wochen vergingen mit Vorbereitungen für den Umzug. In ihrem Zimmer studirte die alte Frau den Rotenberger Wohnungsplan, legte das Centimetermaß an diesen und jenen Gegenstand und bezeichnete diejenigen Meubel, die verkauft werden sollten, auf einem großen Bogen Papier. Es gab furchtbare Thränenscenen, wenn Lotte erfuhr, daß irgend ein Lieblingsstück in fremde Hände wandern müßte; das Speisezimmer mit den geschnitzten Eichenmeubeln wurde stückweise von ihr vertheidigt, allein vergebens; es wäre ja nicht möglich sich davon zu trennen, meinte sie.

„Am leichtesten doch davon," entschied die Großmutter; „was wir behalten, sind Andenken an Eure Mütter, den Firlefanz da schaffte der Wilhelm" — so nannte sie den Verstorbenen — „erst an, als er Regimentskommandeur wurde und in seiner Stellung repräsentiren mußte. Ich nehme meine alten lieben Sachen, Ihr Euer Boudoir; wir haben dort nur drei Zimmer, also beruhige Dich, Lotte!"

Aber Lotte beruhigte sich nicht. An dem Tage, wo ein Händler die Meubel abholte, lag sie in Weinkrämpfen auf dem Sofa; sie schluchzte Tag und Nacht, sie wurde blaß und elend, und schließlich mußten wir zum Arzt schicken.

„Nerven!" meinte der freundliche Mann. „Luftveränderung! Es paßt ja ganz vortrefflich, daß Sie Berlin verlassen; Landluft, aus der Großstadt hinaus, das wird's thun!"

Aber die Angst wich doch nicht von mir. Als am letzten Abend unseres Berliner Aufenthaltes das Kind noch immer weinte, setzte ich mich zu ihr an das Bette und nahm ihre kleine heiße Hand in die meine.

„Lotte, Herzensliebling," bat ich, „habe doch einmal Vertrauen zu mir — nicht wahr, Du läßt Etwas hier zurück, das —"

„Ja, ja," schluchzte sie, „mein ganzes Glück —"

„Und Dein Herz, Prinzeßchen?"

„Ach Unsinn!" antwortete sie in ganz verändertem Ton und hörte auf zu weinen.

„Ich dachte es, weil Du so unglücklich bist; mir kam der Freund vom Haus in den Sinn; weißt Du, der Eberhard von Stolten, Du hast soviel getanzt mit ihm. Ach, Lotte!"

Sie schwieg, aber sie lachte leise.

„Was sollte ich mit dem," sagte sie dann, „er hat ja beinah eben soviel Schulden wie Hans."

„Ja freilich! Aber wenn Du ihn lieb hast, wäre das noch ein Grund mehr zum Weinen."

„Ich einen armen Mann heirathen?" fragte sie fast empört; „aber, Tone, Du bist närrisch! Es ist ja so schrecklich, arm zu sein, es ist ein Unglück! Und wenn er ein Halbgott wäre — niemals! Nein, das hieße ‚sich schieben lassen', und ich lasse mich nicht schieben!"

„O!" sagte ich erstaunt und vorwurfsvoll, denn mir schwindelte einen Moment der Kopf. Sie hatte ja jede seiner augenfälligen Huldigungen mit ihrem reizendsten Lächeln in Empfang genommen.

„Was habe ich denn verbrochen?" erkundigte sie sich.

„Du hast ihn nicht gerade entmuthigt!"

„Ja, als sein Onkel noch lebte," bemerkte sie trocken.

Ich wußte, was das hieß. Der Neffe hatte für den künftigen Erben des alten reichen Mannes gegolten; nun war dieser gestorben und hatte des Neffen nicht gedacht.

„So ist es doch völlig aussichtslos," setzte Lotte hinzu und gähnte. Mir stockte das Herz vor solcher Vernunft.

„Ich glaubte, Du hättest ihn lieb und Deine Thränen wären um ihn geflossen?"

Sie sagte weiter nichts als: „Das ist ja alles Einbildung, ich bin nicht sentimental."

„Dann kann ich mich also beruhigen?" fragte ich kühl.

„Völlig!" erwiderte sie kurz und legte den schönen Kopf auf die andere Seite.

Ich ging fast bestürzt hinaus und in das Zimmer unseres verstorbenen Vaters. Der Vollmond sandte sein bläuliches Licht in die Fenster, durch keinen Vorhang mehr gehindert, und zeigte mir die völlig leeren Wände. Es war mir unbeschreiblich traurig zu Muthe. Was war aus Charlotte geworden in den letzten Wochen? Hatte das Unglück so verfinsternde Schatten über ihr junges Gemüth geworfen, oder brachen die Zeichen eines häßlichen Charakters jetzt hervor, wo die Sonne nicht mehr strahlend über unserem Hause stand? Es giebt Menschen, die das Unglück weich und gut macht, es giebt auch Seelen, die sich verlieren im Leid.

(Fortsetzung folgt.)

Römische Cäsaren.

Nachdruck verboten

Von Johannes Scherr.

Caligula.*

Gaii turbata mens et furiosa inconstantia.
Des Gajus Irrsinn und rasende Unstätheit.)
Tacitus und Seneca.

1.

Im März des Jahres 37 der christlichen Zeitrechnung zog auf der Straße von Misenum nach Rom eine Procession einher, welche der fünfundzwanzigjährige Gajus Cäsar, genannt Caligula, führte und deren Mittelpunkt der Sarg des Tiberius bildete.

Der Zug glich weit mehr einer Triumphalpompa denn einem Bestattungsgeleite. Die geräuschvoll festlichen Sympathiebezeigungen, womit die Procession den ganzen Weg entlang empfangen und begleitet wurde, galten nicht dem todten Kaiser, sondern dem lebenden, seinem Nachfolger. Bei Gelegenheit von Regierungswechseln haben ja die Menschen von jeher es geliebt, ihren thörichten Hoffnungen überschwänglichen Ausdruck zu geben. Aus allen Ortschaften von rechts nach links strömte das Volk scharenweise herbei, um den Weg Caligula's mit Blumen zu bestreuen. Ihm zu Ehren dampften an der Straße errichtete Altäre von Weihrauchsopfern. Die Menge rief Heil und Segen auf sein Haupt herab und überschüttete ihn mit Schmeichelnamen wie „Augenstern", „Püppchen", „Bübchen", „Pflegekindchen".

* Verkleinerungswort von caliga, Soldatenstiefel. Caligula bedeutet also Soldatenstiefelchen. Der Sohn des Germanicus und der älteren Agrippina hat, wie jedermann weiß, diesen Spitz- oder vielmehr Rosennamen in seiner Kindheit im Feldlager in Germanien von den Soldaten zugelegt bekommen, weil seine Mutter den Knaben kleine Soldatenstiefel tragen ließ. Später war ihm aber die Benamsung Caligula sehr unliebsam. Die alten Quellenschriftsteller nennen ihn übrigens nicht Caligula, sondern Gajus Cäsar. Der „Caligula" in der Ueberschrift von Suetons Biographie ist ein späterer Zusatz. — Ich will gerade noch anmerken, daß die Quellen zur Geschichte dieses Kaisers leider nicht so reichlich fließen, wie zu wünschen wäre. Am empfindlichsten trifft uns, daß die Bücher 7—10 der „Annalen" des Tacitus bekanntlich verloren gegangen. Davon waren zwei oder drei Bücher der Regierung des Gajus Cäsar gewidmet und wir dürfen keklich annehmen, daß uns hier ein Bild desselben geboten war, wie es eben nur Tacitus zu malen vermochte. In Ermangelung dieses Führers sind wir auf Dion und Sueton angewiesen und zur Ergänzung derselben auf die gelegentlichen Mittheilungen, Bemerkungen und Winke, die sich in den taciteischen „Historien", sowie bei den beiden jüdischen Autoren Philo und Josephus, endlich beim Seneca, dem älteren Plinius und Anderen finden.

Die Würfelspieler. Von J. B. Murillo.

Digitized by Google

Die Melonenesser. Von S. B. Murillo.

Digitized by Google

Der Gefeierte benahm sich diesen Huldigungen gegenüber anständig und bescheiden. Sein Gebaren ließ das Unvortheilhafte seiner Persönlichkeit vergessen. Um so leichter, als die Vergleichung seiner Erscheinung mit der des finsteren Einsiedlers von Capri doch immerhin sehr zu seinen Gunsten ausfallen mußte.

Als die erste Botschaft vom Tode des alten Tyrannen nach Rom gelangt war, hatte der städtische Janhagel das Gebrüll erhoben: „In den Tiber mit dem Tiberius (Tiberium in Tiberim)!“ Davon war aber keine Rede mehr bei der Ankunft des Leichengeleites in der Hauptstadt. Macro, der kommandirende General des Gardecorps, hatte in Verbindung mit der senatorischen Polizei dafür gesorgt, daß die Exequien dessen, vor welchem noch so eben das römische Reich gezittert hatte, in aller Ordnung vonstatten gingen. Caligula hielt, „bitterlich weinend“ (cum plurimis lacrimis), seinem Großoheim auf dem Forum die Grabrede, in welcher er mehr vom Augustus und vom Germanicus als vom Tiberius sprach und das römische Volk nicht ungeschickt zu bekomplimentiren verstand. Darauf wurde der todte Kaiser unter Entfaltung großen Pompes nach dem Marsfeld getragen und auf den dort errichteten Scheiterhaufen gelegt. Mit der Verbringung der Asche in das cäsarische Mausoleum war die Feierlichkeit zu Ende und hob das Regiment des Caligula an, welches schon nach wenigen Monaten den Römern sehr fühlbar machte, daß „selten etwas Besseres nachkommt“.

Der neue Kaiser vereinigte in sich das Blut des julischen und des claudischen Geschlechts und leider hatte er mit diesem Blut zugleich weit mehr die Verkehrtheiten und Laster der Julier und der Claudier als ihre guten Eigenschaften und Vorzüge überkommen. Insbesondere vergeilte sich in ihm der angestammte claudische Hochmuth rasch zu größewahnwitzigem Dünkel und schlug zu so märchenhafter Ueberhebung aus, daß er nicht allein für einen Gott angesehen sein wollte, sondern auch selber alles Ernstes an seine Göttlichkeit glaubte. Er verdient daher als eins der merkwürdigsten Exemplare, welche jemals in dem riesigen Narrenhause der sogenannten Weltgeschichte rumorten, unsere volle Aufmerksamkeit. Auch in modernen Zeiten haben Völker die Regierung von notorischen Narren geduldet, aber Narren von solcher Kolossalität wie Caligula, Nero und Elagabal hat doch nur das in Grund und Boden verderbte Römervolk ertragen. Nur aus dem riesigen Sumpfe der kaiserlichen Roma konnten solche Kolosse von Upasbäumen aufschießen.

Von den zwei Schwestern des Octavius Augustus hatte (die jüngere) Octavia den Mitkaiserwir ihres Bruders, den Marcus Antonius, geheiratet und demselben zwei Töchter geboren. Die jüngere, Antonia, war dem Prinzen Drusus, dem Bruder Tibers, vermählt worden und hatte zwei Söhnen das Leben gegeben, dem Volksliebling Germanicus und dem Halbtrottel Claudius, von welchem seine Mutter zu sagen pflegte, er wäre „von der Natur nicht fertiggenäht, sondern nur zu Faden geschlagen“, und den sein Oheim Augustus einen „Defekten“ an Leib und Seele, einen „Tropf“ und „Fex“ nannte — was alles jedoch den „nur zu Faden Geschlagenen“ nicht hinderte, eines Tages Imperator urbis et orbis, ja sogar der Gemahl der Valeria Messalina zu werden. Germanicus heiratete die kaiserliche Prinzessin Agrippina, welche den großen Minister Agrippa zum Vater und des Augustus Tochter Julia zur Mutter hatte. Diese Agrippina, welche, um sie von ihrer gleichnamigen Tochter, der Mutter Nero's, zu unterscheiden, die ältere heißt, gebar ihrem Gemahl am 31. August des Jahres 12 zu Antium den Gajus Cäsar Caligula.

Die Erziehung des Prinzen war sehr mangelhaft. Sein Vater nahm ihn mit in die Feldlager in Germanien und Syrien, starb aber zu vorzeitig (i. J. 19), als daß er auf die Entwickelung des Sohnes hätte einwirken können. Der Knabe kam dann unter die schlaffe Zucht von Frauen: erst seiner Mutter, hierauf, als diese beim Tiberius in Ungnade gefallen und ins Exil geschickt war, seiner Urgroßmutter Livia und endlich, als diese gestorben, seiner Großmutter Antonia. Im Jahre 32 rief ihn sein Großoheim Tiber zu sich nach Capri, wo er bis zum Ableben des Kaisers zumeist verweilte, mit sklavischer Unterthänigkeit in alle Tyrannenlaunen des düsteren Greises sich fügend. Dieser hielt nicht viel von dem Großneffen, sondern sehr wenig, und der Prinz hatte weder das Zeug noch den Willen, diese üble Meinung in eine bessere umzuwandeln. Er war ein beschränkter, aufgeblasener Junge, dem die Vorstellung von seiner Wichtigkeit schon frühzeitig zur fixen geworden war, träge zum Lernen, stumpf für alles Bessere und Höhere, mit einem starken Hang sowohl zur Liederlichkeit als zur Grausamkeit behaftet, dabei einer Dosis jener gemeinen Schlauheit nicht entbehrend, welche sich zu ducken, zu kriechen und zu heucheln versteht, bis die Zeit gekommen, wo sie stolziren, despotisiren und bramarbasiren darf. Der Urgrund von all seiner Verkehrtheit mag wohl in dem ererbten Blut zu suchen gewesen sein. Er litt darum in Knabenjahren an einer schrecklichen Krankheit, der Fallsucht, und obzwar später seine Körperkräfte so zunahmen, daß er Anstrengungen auszuhalten vermochte, so warf ihn maßlose Ausschweifung doch immer wieder in eine solche Schwäche zurück, daß er zeitweilig weder stehen noch gehen konnte und seine Gehirnnerven den Dienst versagten. Es ist kennzeichnend, daß der Prinz schon auf Capri, sobald das kalte Auge des Großoheims nicht auf ihm ruhte, seinen schlechten Instinkten freien Lauf ließ. Seine bevorzugten Gesellschafter waren Komödianten, Schnurranten und Saltanten. Die Qualen Gefolterter oder Hinzurichtender mitanzusehen, war eine seiner Freuden.

Beschmeichler der Prinzenschaft des jungen Menschen haben ihn frühzeitig glauben gemacht, er wäre ein Genie. Die barocken Einfälle, die er mitunter hatte, wurden von seinen Schranzen als Proben höchster Witzigkeit belacht und beklatscht. So, wenn er seine Urgroßmutter Livia einen „Ulysses im Unterrock (Ulyssem stolatum)“ nannte. Der verderblichste seiner Schmeichelfreunde war aber der jüdische Prinz Herodes Agrippa, welcher als Exulant in Rom lebte und mittels maßloser Verschwendung die vornehme römische Jugend in alle Ueppigkeit und Lasterfülle orientalischer Höfe einweihte. Die größte Gefahr vonseiten des Einflusses, den er auf Caligula übte, lag darin, daß er die enge Gehirnfülle desselben mit der Wahnvorstellung zu füllen suchte und wußte, ein orientalischer Monarch wäre etwas ganz Anderes, etwas unendlich viel Besseres und Erhabeneres als ein römischer Cäsar und Princeps, dessen Macht ja durch die noch immer bestehenden Formen und Formeln der Republik eingeschränkt sei. Ein orientalischer König der säße auf seinem Thron als der wirkliche und leibhafte Gott seiner Unterthanen, Herr über aller Gut und Leben, unumschränkt, unfehlbar, allmächtig und sacrosanct. Einer derartigen Unterweisung bedurfte es gerade noch, um den schwachen Kopf des Prinzen schwindelig und wirbelig zu machen.

Der alte Tiberius, welcher aller Verdüsterung ungeachtet bis zuletzt ein starkes Bewußtsein seiner Herrscherpflichten besaß, erkannte zum voraus das Unheil, welches das Regiment seines Großneffen über den römischen Staat bringen könnte und würde. Deßhalb trug er sich wiederholt mit dem Gedanken, den Caligula abthun zu lassen. Er hätte auch wohl diesen Gedanken zur That gemacht, wenn sein doch immerhin lebhaftes dynastisches Gefühl anderweitige Hoffnungen hätte hegen dürfen. Aber es sah ja hinsichtlich der Thronnachfolge schlimm aus in der kaiserlichen Familie. Des Kaisers i. J. 19 geborener Enkel Tiberius Gemellus, Sohn des Drusus, stellte sich so sehr als Schwächling an Geist und Körper heraus, daß er kaum weniger Fex war als sein Vetter Claudius. Der General Macro, Caligula's Militärgouverneur, welcher hoffen durfte, unter der Cäsarschaft seines Zöglings die erste Rolle im Staate zu spielen oder vielleicht gar die Entwürfe Sejans mit mehr Glück wieder aufnehmen zu können — Macro wußte seinen Gebieter zu überreden, daß Caligula nicht umgebracht werden dürfe, weil dessen Dasein zur Sicherung der Thronnachfolge nothwendig sei.

Für den General sollte ein Tag kommen, welcher ihn seine hilf- und erfolgreiche Dazwischenkunft bitter bereuen ließ. Der greise Kaiser mag sich den Beweisgründen seines Ministers achselzuckend gefügt haben, und es ist vielleicht gestattet, anzunehmen, daß der grimmige Menschenverächter bei dieser Gelegenheit das grausam schadenfrohe Wort habe fallen lassen, sein Großneffe Gajus „lebe zu seinem und aller Verderben“ und er, Tiberius, „erziehe in Caligula dem römischen Volk eine giftige Natter und dem Erdkreis einen Mordbrenner“ (se natricem populo romano, Phaëthontem orbi terrarum educare).

Er machte auch noch einen Versuch, die Macht, welche er seinem Großneffen hinterlassen mußte, durch Theilung derselben einigermaßen einzuschränken. Denn er setzte ein Testament auf, kraft dessen er den Principat und alle seine Besitzthümer seinem

Enkel Tiberius Gemellus und seinem Großneffen Gajus gemeinsam vermachte, und sorgte auch dafür, daß die Existenz und der Inhalt dieser seiner letzten Willensbestimmung in Rom bekannt wurde. Aber es half nichts. Macro erkannte zwar, das liberische Testament ließe sich, weil zum voraus bekanntgeworden, nicht beseitigen. Aber er war entschlossen, einen Mitprincipat des jungen Tiberius nicht aufkommen zu lassen, und setzte zu diesem Zwecke die bekannte Maschinerie des „vernünftigen Volkswillens“ in Bewegung. Er brachte das Testament Tibers in der Sitzung des Senats vor, führte aber zugleich aus, dieser letzte Wille des verstorbenen Kaisers beruhte auf der ganz unstatthaften Voraussetzung, daß sein Enkel, bekanntermaßen ein unreifes, schwächliches, untaugliches Jüngelchen, zum Mitprinceps das Zeug hätte. Während er noch redete, brach der Janhagel als Sprachrohr der „vox populi vox dei“ in die Curie herein, brüllend, das römische Volk wolle den Sohn des Germaniens, nur den Sohn des Germaniens zum Cäsar und Princeps haben, und die „versammelten Väter“ sagten Ja und Amen dazu.

Das Testament des Einsiedlers von Capri wurde in den Papierkorb der Weltgeschichte geworfen und Caligula war von Stund' an Alleinherrscher.

(Fortsetzung folgt.)

Dem Kaiser und König Wilhelm I.

zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum.

— 2. Januar 1886. —

Winter war es im Land, und Winter war's in den Herzen,
Als zu gewaltigem Amt Gott Dich in Schmerzen geweiht.
Unerforschlich Geschick! Dem sterbenden Bruder und Dulder
Nahm es die Krone und drückt' Dir sie aufs trauernde Haupt.
Doch Du ermannteſt Dich stark, und königlich trugſt Du die Bürde;
Fast an Jahren ein Greis, schienſt Du ein Jüngling an Kraft.
Also botest Du Trotz den Stürmen, die Dich umtobten,
Und wie Siegfried einst, schufſt Du Dir selber Dein Schwert.
Als es gehärtet zu Stahl im Feuer des schmerzlichen Streites,
Schwangſt Du die Waffe zuerſt wider den inneren Feind,
Schlugſt Du vernichtend daheim aufs Haupt den Drachen der Zwietracht,
Daß er vom tödtlichen Streich nimmer ſich wieder erhob.
Weise dann warſt Du bedacht auf Schutz der errungenen Güter,
Legteſt zu künftigem Bau sorglich granitenen Grund.
Emſig planten die Meiſter, und freudig baute Dein Volk mit;
Sieh', schon strebten zum Licht mächtige Pfeiler empor!
Aber der tückiſche Nachbar schaut es mit gierigem Neide;
Mitten in friedlicher Raſt warf er ins Haus Dir den Brand.
Hui, wie flog bei Seite da Hammer und anderes Werkzeug,
Hornig in jeglicher Hand blitzte das rächende Schwert.
Ströme des Nordens und Südens durchbrachen die trennende Schranke,
Brauſten, ein einziges Meer, über das feindliche Land.
Winter wiederum war's; da, König, standſt Du als Sieger
Strahlend in Feindes Palaſt, um Dich in Waffen Dein Volk.
Ein Jahrzehnt erſt trugſt Du die Königskrone der Väter,
Jubelnd bietet man Dir, Kaiſer, die Krone des Reichs!
Heil uns, daß Du ſie nahmſt! — Wen könnte ſie würdiger ſchmücken? —
Frage die Fürſten im Kreis, alle ſie huldigen Dir,
Der ein Held Du zugleich und erſter Bürger des Staates,
Pflichtſtreng gegen Dich ſelbſt, Anderen gütig und mild.
Mäßig im Siege dereinſt, nun ſchirmſt Du den Frieden der Erde,
Nimmer ermüdend daheim, rüſtig zu krönen den Bau.
Hüter der Arbeit, des Rechts, und Schützer der Armen und Schwachen,
Schütze ein gütiger Gott lang noch Dein Leben dem Reich! — —
Winter iſt es im Land, doch Frühling rings in den Herzen.
Heil ihm, der ihn geweckt! Kaiſer und König, Du biſt's!

Ernſt Scherenberg.

Ueber unbewußtes Zählen.

Von **W. Preyer.**

I.

Auf den ersten Blick scheint die Ueberschrift „Unbewußtes Zählen“ sich selbst zu widersprechen. Denn wer von 1 bis 100 zählt, weiß bei jeder einzelnen Zahl, daß er zählt; aber es giebt in Wirklichkeit so viele Fälle, in denen der gebildete Mensch zählt, ohne es zu wissen, daß es ihm unmöglich sein würde, sich in der Welt zurecht zu finden, falls er plötzlich diese Fähigkeit verlieren sollte.

Liegen drei Geldstücke neben einander auf dem Tische, so wird Jeder, der sie sieht, auf die Frage „wie viele es seien?“ nach einem einzigen Blicke antworten „3“; auch wenn 4 oder 5 Münzen nur einen Augenblick angesehen werden, erfolgt fast jedesmal die richtige Antwort ohne Zögern. Sie wird so schnell gegeben, daß zum Überlegten, wenn auch noch so beschleunigten Zählen keine Zeit bleibt.

Also ist unbewußtes Zählen nicht nur nichts in sich Widersprechendes, sondern etwas Alltägliches. Man darf nicht einwenden, das sei kein Zählen mehr; denn wenn Jemand bestimmt angeben kann, ob 3 oder 4 oder 5 Gegenstände sich vor ihm befinden, so muß er Zahlen unterscheiden können, und gewiß ist, daß, wer nicht zählen kann, auch jene Fragen nicht zu beantworten vermag. Kinder müssen, um 3 Kugeln von 4 Kugeln zu unterscheiden, anfänglich die eine Kugel zur anderen fügen; manche lernen aber dadurch zählen, ehe sie die Zahlwörter kennen.

Hierdurch ist bewiesen, daß Zählen die Kenntniß der Zahlwörter nicht nothwendig voraussetzt, wie denn auch ungebildete Taubstumme, die noch nicht lesen und schreiben können, ohne Ziffern nur mittels ihrer Finger zählen.

Dann folgt aber weiter aus dem Verhalten des Kindes, welches die Bedeutung der Zahlwörter erlernt hat, daß nur durch Uebung, das heißt durch sehr oft wiederholte Zählung von wirklichen Dingen, die Sicherheit des unbewußten Zählens beim bloßen Anblick von 1, 2, 3, 4 bis 5 Dingen erreicht wird. Wer sich nicht übt, wie der Blödsinnige, kann nicht, ohne die Eins zur Eins zu fügen, bis 3 zählen und bleibt auf der niedrigsten Entwickelungsstufe des Kindes stehen.

Nun ist aber bekannt, daß Niemand, wenn etwa 50 Stahlfedern oder einzelne Markstücke ungeordnet vor ihm liegen, in einem Augenblicke sagen kann, wie viele zu sehen sind. Der Eine zählt schneller als der Andere, der Lehrling macht Gruppen von drei, von fünf, von zehn und faßt die Gruppen zusammen, der erfahrene Geldwechsler übersieht mit großer Sicherheit vielleicht in wenigen Sekunden die ganze Summe, ohne das Geld zu berühren, aber auch er wie jeder Andere muß aufmerksam zählen, sowie die Anzahl der Stücke über eine gewisse Grenze hinausgeht. Wo liegt diese Grenze?

Der bekannte Rechenkünstler Dase, welcher im Jahre 1861 starb, sagte, für ihn wären einige dreißig gleichartige Gegenstände ebenso sicher in einem einzigen Augenblicke gesondert wahrnehmbar, wie für andere Menschen drei oder vier, und es ist oftmals bestätigt worden, daß er nicht übertrieb; denn wenn er schon durch seine kaum von den besten Rechenmaschinen seiner Zeit übertroffene Sicherheit im Kopfrechnen das größte Aufsehen erregte, so ist doch seine Art zu sehen, die Geschwindigkeit, mit der er die Anzahl von Schafen in einer Herde, von Büchern in einem Repositorium, von Fensterscheiben in einem großen Hause richtig angab, noch erstaunlicher.

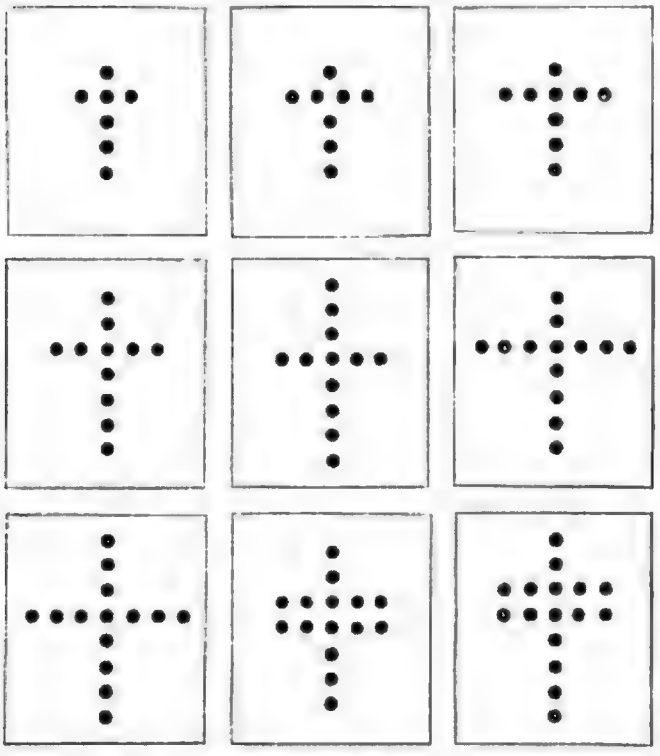
Weder vor ihm noch nach ihm hat man von einem solchen Talent etwas gehört. Da aber jeder Mensch dasselbe Vermögen in geringem Grade besitzt und, wie ich hier zeigen will, durch Uebung steigern kann, so ist es wohl möglich, daß in Zukunft mehrere derartige Zählkünstler auftauchen werden. Die Meisten wissen nur nicht, wie leicht es ist, sich zu üben.

Zunächst kann man sich schon durch wenige Proben davon überzeugen, daß ohne Uebung nicht Jedermann 6 und 7 ebenso sicher unterscheidet, wie 3 und 4. Aber man braucht nur mit bekannten kleinen Gegenständen, wie Zündhölzchen oder Stecknadeln, die in unbekannter Menge unter einem Blatt Papier liegen und die man während der Dauer einer Sekunde enthüllt und ansieht, Rathversuche anzustellen, so merkt man bald, daß nicht viel dazu gehört, um 6 bis 7 und dann bis 9 ebenso sicher jedesmal richtig zu taxiren, wie 3 bis 5. Aber man muß sich wohl hüten, bei diesen Bemühungen bewußt zu zählen — dazu darf man sich gar nicht

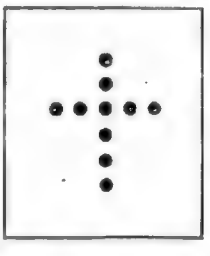
Zeit nehmen — oder nachher in der Erinnerung zu zählen, das würde viel zu lange dauern, vielmehr ist es nothwendig, einfach mit größter Anspannung der Aufmerksamkeit zu schätzen.

Wer sich jedesmal ernstlich bemüht richtig zu rathen, wundert sich, nachdem er sich an dem unterhaltsamen Spiele öfters betheiligt hat, daß ein falsches Errathen immer seltener vorkommt, während es anfangs häufig war. Erst wenn die Zahl der angeschauten Gegenstände größer als 9 wird, kommen wieder Fehler in größerer Häufigkeit und größere Fehler als 1 zuviel oder 1 zuwenig vor. Jedoch weitere Uebungen im Schätzen auch größerer Mengen kleiner Gegenstände vermindern auffallend schnell die Größe und Häufigkeit der Fehler. Manchem will es freilich nach vielen Proben nicht glücken über die 10 hinauszukommen, wahrscheinlich wegen mangelhafter Anspannung der Aufmerksamkeit, welche anfangs groß sein muß und erst nach Erwerbung der neuen Fertigkeit im Schnellsehen nicht mehr besonders anstrengend ist. Dann hat man ein Gefühl, als wenn die richtige Zahl blitzschnell in den Kopf hineinfähre.

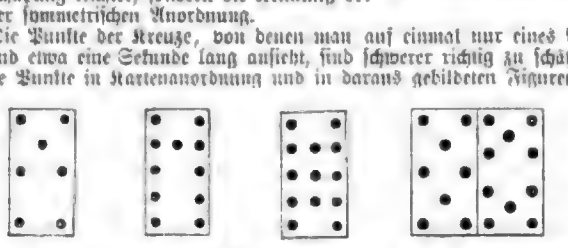
Um diese Art der Zählung methodisch einzuüben, zeichnete ich auf weiße Karton-Vierecke (vergl. beifolgende Abbildungen) unregelmäßig



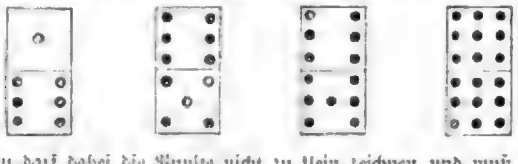
und regelmäßig vertheilte Punkte und kleine schwarze kreisförmige Felder, welche einen Augenblick angesehen werden und sich vorzüglich zur Erlernung des unbewußten Zählens eignen. Es zeigte sich dabei, daß sehr viel auf die Anordnung der Punkte ankommt. Ein Kartenspieler erkennt sofort, ohne zu zählen, daß auf der Karte „Herz-zehn" zehn Herzchen dargestellt sind, nicht aber ebenso schnell und ebenso sicher zehn Herzen oder Punkte, die z. B. ein Kreuz bilden. Die Symmetrie der Anordnung allein macht also nicht die Schätzung leichter, sondern die Kenntniß der Art der symmetrischen Anordnung.



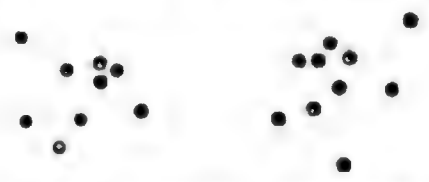
Die Punkte der Kreuze, von denen man auf einmal nur eines freilegt und etwa eine Sekunde lang ansieht, sind schwerer richtig zu schätzen, als die Punkte in Kartenanordnung und in daraus gebildeten Figuren:



Noch leichter aber sind die Punkte zu schätzen in der Anordnung der Dominosteine und in derselben entsprechenden Figuren:



Man darf dabei die Punkte nicht zu klein zeichnen und muß sie tiefschwarz auf weißem Grunde oder umgekehrt vor sich haben. Alle Felder außer dem zu betrachtenden bleiben verdeckt. Am schwersten gelingt die Schätzung ungeordneter Punkte, zum Beispiel in folgenden Figuren:



Uebung, welche nur geduldige und aufmerksame Wiederholung ist, macht auch hier den Meister. Indessen ist schon durch den Fall Dase dargethan, daß noch so lange fortgesetzte Uebung über eine gewisse Grenze nicht hinausführt. Für die rasche Schätzung oder unbewußtes Zählen von Punkten in unbekannter symmetrischer Anordnung oder beliebigen gleichartigen ungeordneten Gegenständen scheint die Summe der Finger und Zehen, also 20 die Grenzzahl zu sein. Jenseit 20 hört wahrscheinlich, jenseit 30 zweifellos die Sicherheit auf auch nach der größten Uebung, an welcher es Dase nicht fehlte.

Damit ist nun nicht gesagt, daß mehr als 30 Punkte überhaupt nicht mit Sicherheit fast gleichzeitig unter besonderen Umständen aufgefaßt werden könnten; aber sie müssen dann schon in längst bekannter, förmlich auswendig gelernter Anordnung vorliegen. So können sehr geübte Karten- und Dominospieler in Neunern und Zehnern oder Fünfern und Sechsern ꝛc. gegen 40 Punkte so schnell übersehen, daß sie sich der Addition nicht bewußt werden. Hierbei ist es aber nicht mehr die unmittelbare Anschauung der einzelnen Punkte, sondern die der Bilder, welche entscheidet. So wenig Jemand beim Anblick der Zahl 8 von 1 bis 8 zählt, zählt der Spieler beim Anblick der Herz-acht. Das Kind, welches die Karten noch nicht kennt, zählt die einzelnen Herzen, indem es jedes derselben mit dem Finger betastet.

Um es schnell möglichst weit zu bringen, ist sehr bequem für Anfänger die Einübung mittels eines Buches. Wer mit geschlossenen Augen ein Buch aufschlägt und den größeren Theil einer Seite verdeckt oder durch einen Andern verdecken läßt, hierauf einen schnellen Blick auf die freigelassenen Zeilen wirft, um sofort zu errathen, wieviele es sein mögen, wird nach öfterer Wiederholung des einfachen Versuches, jedesmal mit einer andern Seite und ohne zu zählen, verwundert sein über die Sicherheit im Schätzen, welche dadurch sich ausbildet. Das kleine Kind aber ist völlig außer Stande, auch nur drei Zeilen mit einem Blick von einer Sekunde richtig zu schätzen.

Während der geistigen Entwickelung findet also eine Abkürzung, Vereinfachung und Beschleunigung des Zählens statt. Was zuerst mit Langsamkeit und Bedacht, mit gespannter Aufmerksamkeit und in mehreren Abtheilungen vorgenommen wurde, wird später sehr schnell ohne Anstrengung, ohne besondere Anspannung der Aufmerksamkeit, fast „wie von selbst" oder „mechanisch" ausgeführt.

Allemal ist mit einer ganz neuen geistigen Erregung von Gehirntheilen der höchste Grad des Bewußtseins verbunden, daher das Packende einer neuen Idee, während mit der Wiederholung derselben Erregung, je mehr also der Reiz des Neuen schwindet, auch um so weniger Bewußtsein in Anspruch genommen wird. Das Zählen wird schließlich durch immer wiederholtes Fortschreiten von 1 zu 2 zu 3 zu 4 ꝛc. unbewußt wie zum Beispiel das schnelle Bewegen der Finger beim Klavierspielen, welches anfangs große Mühe und Willenskraft erforderte. Es wird in allen ähnlichen Fällen Bewußtsein erspart.

Was beim erstmaligen Eindruck höchst überraschend erschien, kann sogar, wenn es gar zu oft wiederkehrt, wie das ABC, trivial werden, nämlich abgenutzt. Am Scheideweg, wo drei häufig begangene Wege zusammentreffen, ist der Boden mehr abgetreten, als auf jedem einzelnen Wege, daher das Wort (aus dem Lateinischen tres, tria „drei" und via „Weg"). Geradeso die einfache Verstandesthätigkeit des Zählens, deren zugehörige Bewegung schließlich die sehr oft benutzten Nervenfasern und Nervenzellen im Gehirn unbewußt durchläuft. Auf neu angelegten Eisenbahnen fahren nur langsame Züge; je älter die Bahn, je besser sie sich bewährt, um so schneller saust der Kourierzug dahin, ohne an Zwischenstationen zu halten. Aehnlich der Eilzug menschlicher Gedanken im Gehirn.

Und hierauf beruht auch die praktische Bedeutung der Schnell-Zähl-Uebungen.

Wer bis 20 oder nur bis 12 unbewußt sicher zählt, hat einen großen Vortheil vor Anderen voraus, welche nicht einmal 6 von 7 unfehlbar unterscheiden können, ohne zu zählen, weil er sein Bewußtsein anderen Dingen zuwendet und namentlich durch die Uebung im Schnellsehen überhaupt seine Kenntnisse wesentlich erweitert, wo ein Anderer nur ganz langsam von der Stelle kommt.

Diejenigen Bewegungen des Menschen, welche durch einen äußeren Eindruck ohne Betheiligung des Bewußtseins geschehen, wie z. B. die Verengerung der Pupille, wenn helles Licht in das Auge fällt, nennt man bekanntlich Reflexbewegungen. Dieselben kommen zum Theil dadurch zu Stande, daß oft wiederholte willkürliche Bewegungen (z. B. das Schließen des Auges, wenn man mit der Hand dagegen fährt, ohne zu berühren, das Hutabnehmen beim Grüßen) immer schneller ohne Willen und Ueberlegung verlaufen. So wird auch das Zählen von 1 bis 5 bei jedem durch Wiederholung unbewußt und nähert sich der Reflexbewegung. Und wenn viele solcher einfacher geistiger Vorgänge, bei deren bewußter Wiederholung man nichts Neues lernt und nur Zeit verliert, immer schneller und mehr wie Reflexe ablaufen, dann wird das Gehirn frei für höhere Geistesthätigkeit.

Berliner Winter.

Plauderei von **Paul von Schönthan**. Mit Illuſtrationen von **H. Schlittgen**.

Der Winter iſt die haute saison, das eigentliche Lebenselement des Großſtädters, im November beginnt die Zeit der Geſellſchaften, die Theater aber ſpielen in dieſer Epoche ihren Trumpf aus, wenn ſie einen haben, die Hochfluth der Koncerte durchbricht etwas ſpäter alle Dämme, das Kneipenleben florirt, und die „Vereinsmeierei“ ſteht in voller Blüthe.

Die Berliner „Geſellſchaften“ genoſſen ehedem einen eigenartigen Ruf. Vor vierzig Jahren ungefähr erlebte der Berliner Salon ſeine Blüthezeit, als Geibel ſang:

> „In der Geſellſchaft, wo am blanken Theetiſch
> Das Waſſer brodelt und der Blauſtrumpf glänzt,
> Und wo proſaiſch bald und bald poetiſch
> Des Geiſt's Rakete durch die Luft ſich ſchwänzt.“

Es gab muſikaliſche, äſthetiſche, philoſophiſche Zirkel, in deren Mittelpunkt die Eigner gefeierter Namen ſtanden: Tieck, Schelling, Cornelius, Eichendorff, Humboldt, Franz Kugler, Varnhagen von Enſe, Bettina von Arnim und Andere. Der Glanz dieſer berühmten Salons erloſch allmählich, wichtige politiſche Themata, die ſich in den Vordergrund drängten, verſcheuchten das ſchöngeiſtige Geplauder über Meyerbeer's neue Opern, Heine's Poeſien und Hegel's Philoſophie. Die Berliner Geſelligkeit hat nicht aufgehört, aber jene ſchöngeiſtigen Salons ſind verſchwunden, und der „blanke Theetiſch“ iſt zur Mythe geworden. Kein Wirth unternimmt es heut zu Tage — wie einſt Ludwig Tieck — ſeine Gäſte durch eine Vorleſung zu ergötzen, und wenn wirklich einmal von ein paar Leuten ein künſtleriſches oder litterariſches Thema aufgegriffen wird, ſo nehmen die Urtheile alsbald eine Schärfe an, die dem leichten Ton des geſelligen Geplauders entgegengeſetzt iſt. Dagegen hat der Jourfix, die Geſellſchaft, in der Oberflächliches geſchwatzt, mittelmäßig muſicirt und ohne wahre Begeiſterung vielleicht auch noch getanzt wird, eine bemerkenswerthe Verbreitung ſelbſt in jenen Kreiſen gewonnen, die ſich ſonſt keinen Aufwand erlauben zu dürfen glaubten. Die Nachſicht, die man gegenſeitig übt, erleichtert das Mitmachen der Mode ſelbſt für ſolche Familien, die nur vorübergehend ſich in der Hauptſtadt aufhalten oder aus irgend einem andern Grunde eine Wirthſchaft nicht führen: zwei bis drei Wohnräume, die ſich ſehen laſſen können, ſtehen bald zur Verfügung, und die Miethinſtitute, deren Thätigkeit jetzt eben beginnt, ſind ſo vortrefflich organiſirt, daß ſich die Hausfrau wegen der mangelnden Dinge, der Unvollſtändigkeit ihrer Beleuchtungsapparate, der Beſchränktheit ihres Beſitzes an Porcellan oder Silbergeräth keine Skrupel zu machen braucht. Unter dem Schutze der Dämmerung fährt der Wagen des Leihinſtitutes vor, und im Nu ſind Tafelaufſätze, zwiebelgemuſterte Service und ein Nibelungenhort von Alfenide-Beſtecken in die „Geſellſchaftsräume“ hinaufgeſchafft; Tiſche und Stühle, Leuchter und Lampen folgen — wenn man will, auch Bilder, und es iſt, wie ich neulich gehört habe, ſogar geplant, auch für ein entſprechendes Lager tadelloſer Herren, die im Nothfalle als „Vierzehnte“ zu verwenden ſind, wenn ſich im letzten Augenblicke herausſtellt, daß nur dreizehn Perſonen am Tiſche ſitzen, Sorge zu tragen. Ach, wenn es doch ſo weit käme, daß dieſe Inſtitute auch noch die ſchützende Begleitung einzelner Damen, welche in

entfernteren Stadttheilen wohnen, übernehmen wollten — glauben Sie mir, verehrte Leserin, es gehört — wie hoch man auch von dem Werth des weiblichen Umganges und seinem bildenden Einfluß denken mag, viel Selbstverleugnung dazu, mit unbefangener Miene in kalter Winternacht seinen schützenden Arm einer Dame zu leihen, die vielleicht Berlin N oder O wohnt, während wir uns in Berlin W befinden. — Zum Glück ist der Westen der Brennpunkt des geselligen Lebens, und ich erwähne als Kuriosum die Thatsache, daß die Theilnehmer einer Herrengesellschaft, etwa 25 den Kunst- und Finanzkreisen angehörige Herren, vor Kurzem konstatirten, daß sie, so oft sie sich auch seit Jahren da und dort in den verschiedenen Berliner Salons begegnet waren, die westliche Zone nicht überschritten hatten.

Der bürgerliche Jourfix ist als schädlicher Auswuchs unserer großstädtischen Verhältnisse hingestellt und in letzter Zeit auf der Bühne bis zum Ueberdruß gegeißelt worden. Man hat wahre Karikaturen von „Gesellschaften" inscenirt, und der gute Ruf der reichshauptstädtischen Geselligkeit mag durch diese Zerrbilder nicht gehoben worden sein. Dagegen ist es noch nicht unternommen worden, die unendlich komischen Bemühungen Derjenigen zu schildern, die entweder aus Eitelkeit, aus mißverstandenen Rücksichten des Standes, oder aus wahrer Freude an der Geselligkeit Soupers und Thees veranstalten, bei denen alles geborgt ist und — doch so viel fehlt. Es wird zu Hause gekocht, nur die Mayonnaise ist vom Koch, und auf dem Tische steht ein Bannerträger aus Cuivrepoli, der die gemüthliche Devise „Genöthigt wird nicht" hochhält. Oft treiben die Leute die Eleganz so weit, noch einen Diener zu bestellen oder den Portier in die Livrée zu stecken.

Um elf Uhr setzt sich dann auch wohl ein vor dem Examen stehender Referendar an das Pianino und erschreckt das an schüchterne Etüden gewöhnte Instrument durch einen brausenden Galopp, und im Nu sind die leicht transportabeln Möbel aus dem Speisezimmer hinausgeschafft, und die Schläfer im ersten und im dritten Stockwerke fahren erschreckt aus ihren Träumen auf und seufzen: „Jetzt tanzen sie auch noch!" Gegen ein Uhr verläßt der letzte Gast das Haus, — erst zwischen der Hausthür beim Schein der im Luftzuge flackernden Kerze bedachtsam nach einem nicht zu großen Silberstücke suchend, zu dessen Empfangnahme sich die Hand der fröstelnden Hausfee unter der Schürze bereits gekrümmt hat.

Die Freuden des Karnevals werden anticipirt. Der Karneval selbst tritt in Berlin ziemlich bescheiden auf, über seine Dauer urtheilt ein älterer Humorist:

„Die Bälle, Kränzchen, Picknicks, Kind,
Von Weihnachten bis Ostern sind"

und

„Was nicht ein Jeder haben kann,
Sieht man als Subskriptionsball an."

Freund Schlittgen hat auf seinen Skizzen dieser fashionablen Karnevalsveranstaltung ebenso liebevoll gedacht, wie der Tanzvergnügungen, an welchen sich hauptsächlich die bevorzugten Träger von „zweierlei Tuch" betheiligen. Eine gewisse Uebereinstimmung ist indeß hier und dort bemerkbar. Die Scene im Foyer des eleganten Ballsaales ist etwas steifer, das ist wahr, während die Garde unten mehr Temperament entwickelt. Aber überall bleibt der Wehrstand Sieger und Hahn im Korbe. Um dem in galanten Angelegenheiten ein wenig hintangesetzten Civil einen Trost zu bieten, hat Schlittgen auch der Kehrseite des Militarismus, — im wörtlichsten Sinne — des Wind und Frost trotzbietenden Wachpostens, der freudlos seine Bahn wandelt, bis die Ablösung naht, gedacht.

Man hat von dem wuchernden Kneipenwesen, von der wachsenden und jedes Vergleiches spottenden Popularität des Münchener Bieres befürchtet, daß das Berliner Gesellschaftsleben dadurch empfindlichen Abbruch erleiden wird — aber seitdem das bayerische Bier salonfähig geworden ist, seitdem an der vornehmsten Tafel der altdeutsche kühle Bierkrug kreist, während die Weinflaschen zum großen Theil unberührt wieder in den Keller hinabwandern, ist die Befürchtung, unsere Herren könnten fahnenflüchtig werden, nichtig geworden.

Auch dem „Skat" hat man die Salons geöffnet, nachdem man seine unbezwingliche Macht, die er über unsere männliche Generation gewonnen, erkannt hat, und selbst die Damen kommen mitunter in die Lage, sich des 3. Kapitels der Epistel St. Jacobi „vom Gebrauch und Mißbrauch der Zunge" zu erinnern und — an die Stelle mittheilender Unterhaltung eine stille Bezique-Partie treten zu lassen. Daß in den Reihen des zarten Geschlechtes auch sehr tüchtige Skatgenossen stehen, ist selbstverständlich; es giebt Skatspielerinnen, die gefürchtet sind — ihrer Ueberlegenheit wegen.

Die Kreise der Kommerzienräthe und Börsenaristokraten, die ihre Soupers von Huster beziehen, pflegen auch für die geistige Bewirthung ihrer Gäste in exquisiter Weise zu sorgen. Sie laden Künstler und Künstlerinnen ein, die zu gelegener Zeit ein paar Lieder singen, ja selbst professionelle Gedankenleser, Bauchredner und Eskamoteure, die sich gerade in der Residenz aufhalten, werden zu einem solchen Abend engagirt. Man erzählt, einer unserer glücklichsten Börsenspekulanten, der Banquier B., habe vor einigen Jahren seinen Gästen nach dem „Pückler-Eis" die Ueberraschung bereitet, den berühmten Klaviervirtuosen ** erscheinen zu lassen, von dem man wußte, daß er eben in Petersburg Konzerte veranstaltet. Der reiche Financier hatte den Virtuosen eigens kommen lassen, um die „Aufforderung zum Tanz" und eine andere Pièce zu spielen. Am nächsten Morgen reiste ** mit dem Schnellzug wieder nach Rußland zurück. Der Spaß soll 30000 Mark gekostet haben. Da das Honorar in einem Kouvert verwahrt war, kann ich für die Richtigkeit dieser Ziffer nicht einstehen. Dieser verschwenderische Streich eines Mannes, der so reich ist, daß man von ihm sagt, er rauche nur die abgeschnittene Spitze der Cigarren und werfe die Cigarre selbst weg, erinnert an die allerdings unverbürgte Erzählung von der reizenden Ueberraschung, die der Wiener Rothschild bei einem Ballfest in seinem Palais den Geladenen bereitete. Der Krösus führte den Kotillon an, die Paare folgten ihm über die Treppe hinab, es ging nach dem Südbahnhofe, wo ein festlich dekorirter Separatzug bereit stand, der die Tänzerpaare nach Triest führte, von da ging's nach Venedig, und erst nach drei vergnügten Tagen zog man wieder unter Musikklängen in den Rothschild'schen Ballsaal ein.

Bis die Geselligkeit Alles in ihren Strudel zieht, behaupten die Theater das Feld. Die Reichshauptstadt steht in dem Ruf, zwanzig und mehr Theater zu besitzen, aber die Rechnung ist falsch, es bleiben — wenn man von Theatern im eigentlichen Sinne spricht, doch nur acht, und diese besseren Kunstinstitute genügen am Ende auch dem Unterhaltungsbedürfnisse von 50000 Menschen, und höher ist das Berliner Theaterpublikum nicht zu veranschlagen. Dazu gesellen sich zwei elegante vom besten Publikum besuchte Specialitätentheater, der unverwüstliche Renz'sche Cirkus, die Vorstadt- und sogenannten Au-Theater, periodische Theaterunternehmungen und Tingel-Tangel schier ohne Zahl. Diese zuletzt genannten Vergnügungsanstalten haben die Erbschaft der zum großen Theil vom Schauplatz

Digitized by Google

verschwundenen „Nikotin-Theater" angetreten, nur in den Tingel-Tangels, wo schöngebaute Spanierinnen den „noch nie von einer Dame gesehenen Luftsprung" ausführen und dressirte Seehunde Proben ihrer hohen Bildungsfähigkeit ablegen, wird der aromatische Tabaknebel geduldet. Die Rauchtheater, in welchen seiner Zeit Sensationsstücke vom Schlage des „Geschundenen Raubritter" und „Hirsch in der Tanzstunde" hundertmal und öfter vor einem stimmungsvollen Auditorium über die Bühne gezerrt wurden, waren eine Berliner Specialität.

Es ging so gemüthlich zu in diesen Hallen. Theaterdirektor und Bierwirth waren gewöhnlich in einer Person vereinigt, weil sonst ihre Interessen leicht kollidirt hätten. Es soll vorgekommen sein, daß ein rücksichtsloser Wirth durch die unzeitgemäße Verbreitung der Kunde, es sei soeben „frisch angestochen", die Bühnenwirkung der herrlichsten Dichterwerke grausam zerstörte, weil Alles schleunigst das Büffett aufsuchte, wo die frische Quelle rieselte. In einem dieser Theater hatte man noch vor zwei Jahren die Chance, auf sein Billett eine Pendüle zu gewinnen, es war dies dasselbe Theater, in welchem ich einmal eine „Große Atlas-Programm-Festvorstellung" angekündigt fand, — der Theaterzettel war nämlich an diesem Abend auf Atlas gedruckt. In einem andern den Musen geweihten Hause gab man den „Lumpensammler von Paris", zum Schlusse wurde ein „Riesensprung durch den Saal" versprochen; diese Auswüchse am Baume des Theaterwesens sind verschwunden, und die Theateratmosphäre ist in den letzten 10 Jahren in dankenswerther Weise gereinigt worden.

Erst im December und gar im Januar schwillt die Hochfluth der Konzerte mächtig an, die Kreuzzüge der Virtuosen nach der „heiligen Kunststadt" beginnen. Nach einer ungefähren Berechnung sollen auf jeden Berliner in der Saison ein halbes Dutzend Symphonien, fünf Geigen- und zwei Cello-Soli entfallen, von den Klavierkonzerten gar nicht zu reden. Die Klaviermanufaktur — in des Wortes eigentlicher Bedeutung — blüht ja in Berlin, die Klavierarbeit wird am Ende noch besser bezahlt als jede andere weibliche Handarbeit. Neben der Hochschule für Musik bestehen noch drei oder vier Klavier-Lehrinstitute ersten Ranges, Kullak an der Spitze mit vielen hundert weiblichen Schülerinnen, die sich zum allergrößten Theil wieder dem Lehrfach widmen. Das ist der Fluch der bösen That . . .

Der größte und vornehmste Theil unserer Konzerte findet im Saale der Sing-Akademie statt. Es ist dies ein Raum von beispiellose Nüchternheit, und es herrscht da immer eine Stimmung wie im Wartezimmer eines vielbeschäftigten Arztes. Alles nimmt still und mit einer gewissen Feierlichkeit Platz, und vergeblich sucht das Auge in dem kahlen Raum einen gefälligen Ruhepunkt. Ich habe die größte Hochachtung vor dem Ernst, dem tiefen Verständniß, mit dem diese Versammlung die Musik, die hier erklingt, in sich aufnimmt. Freilich, es giebt auch unter den andächtigen Zuhörern in der Sing-Akademie Heuchler, nichtsnutzige Tartüffes, die wahrscheinlich gezwungenermaßen das Konzert besuchen und denen der harte Klappstuhl noch härter erscheint, die durch eine ausdrucksvolle Rhetorik ihrer Gliedmaßen das brennende Verlangen nach Erlösung unwillkürlich verrathen und mit der Hand bald die zufallenden Augen, bald den weit geöffneten Mund bedecken müssen. Ja es giebt unter diesen angeblichen Verehrern seriöser Kammermusik Verworfene, denen das „Komm herab o Madonna Theresa . . ." aus der neuesten Operette über alle A-moll und C-dur Sonaten der Welt geht.

Auch im Konzerthaus, der Stätte der ehemaligen Bilse-Konzerte, schwingt wieder ein Veranstalter populärer Konzerte den Taktstock, und der Saal ist allabendlich dichtgefüllt. Die Zuhörer sitzen eng an einander gefügt, wie die Feigen in der Kiste, und nur der aalglatten Gewandtheit der Kellner, die ihre Körperverhältnisse allen Umständen anzupassen wissen, ist es zu danken, wenn Hunger und Durst nicht in bedenklicherem Grade überhand nehmen. Es gewährt einen eigenthümlichen Anblick, wenn man während der C-moll Symphonie Beethoven's ringsherum Gänseklein, Hühnerfrikassee, ja sogar Klappstullen mit duftendem Harzer Käse verzehren sieht; ein unerschütterlicher Ernst drückt sich in den rhythmischen Kaubewegungen aus und geräuschlos gleiten Gabel und Messer durch Schnitzel und Koteletten, so geräuschlos wie die stählernen und hölzernen langen und kurzen Nadeln in den Händen der Damen, die dem Herkommen gemäß unter Mannsfeldt ebenso wie unter „Bilse" die weibliche Tugend des Fleißes bewähren und, der Musik lauschend, endlose Tischläufer, zierliche Theeservietten, warme wollene Capuchons und Schlummerrollen entstehen lassen. Einmal hieß es, am Donnerstag weile die Liebe, die poetische Milchschwester der Musik, im Saale, Verlobungsabende nannte man diese Konzerte schlechtweg. Dieser Abend gehört der Jugend und ihren Beschützerinnen. „Die Mädchen" — meint der weise Montesquieu — „sind von selber hinlänglich zur Ehe geneigt, die Jünglinge nur bedürfen der Aufmunterung" — und die Musik, die nach Shakespeare „der Liebe Nahrung" ist, auch die einfachste, wirkt mächtig auf die Sinne; — ich brauche die Thatsache nicht durch den Hinweis auf kriegerische Fanfaren und Kampfgesänge zu belegen, — bei den Klängen eines schwärmerischen Liedes, eines Wiener Walzers schmilzt die Herzensrinde selbst desjenigen, der sich, wie fast jeder von uns, vorgenommen hatte, als Hagestolz zu sterben.

Ich müßte auch noch von den Vereinen sprechen, die für das winterliche Leben in der Großstadt nicht ohne Bedeutung sind. Die Vereinsmeierei liegt den Deutschen nun einmal im Blute, es ist eine oft bestätigte Erfahrung: „Wenn man in Deutschland irgend etwas nett findet, so entsteht daraus ein Verein". — Ungefähr 800 Vereine weist das Berliner Adreßbuch nach, und dabei ist eine Menge kleinerer Gesellschaften, Klubs ꝛc. noch gar nicht angemeldet. Es kommen bei dieser Gelegenheit natürlich nur die geselligen Vereine in Betracht, obwohl auch die „Tage", Berathungen und Sitzungen der politischen, gelehrten und ungelehrten Fachvereine in das öffentliche und das Familienleben eingreifen. Unter den geselligen Vereinen nehmen die humoristischen einen hervorragenden Platz ein, und dann die Theatervereine, deren Wirksamkeit von den Vorstadttheatern übrigens wohl gefühlt wird. Die humoristischen Gesellschaften, die den „Ulk" auf ihre Fahne geschrieben haben, sind über ganz Berlin verbreitet; sie legen sich die räthselhaftesten Namen bei, z. B. „Blaue Zwiebel", „Grüne Brille", „Lustiger Spund", „Dampfwalze"; verständlicher sind die Bezeichnungen „Eulenspiegel", „Humor" ꝛc. Der Zweck der Rauchklubs, die auch recht bezeichnende Titel führen, z. B. „Gemüthlicher Qualm", „Fidibus", „Weichselrohr", ist mir nicht recht klar. Das Rauchen ist am Ende doch kein geselliges Vergnügen? — Unübersehbar ist die Menge der Vereine „Ehemaliger": Da giebt es, „ehemalige Kameraden des zweiten Garderegiments zu Fuß" — „ehemalige Schwedter Dragoner, Husaren, Ulanen" ꝛc., ehemalige Frequentanten dieser oder jener Lehranstalt, und man hat bereits die Gründung eines „Vereins ehemaliger Vereinsmitglieder" vorgeschlagen.

Die meisten dieser Vereine, die in den Wintermonaten mit ihren Sitzungen und Zusammenkünften so wichtig thun und das Gute haben, daß sie dem Ehrgeiz zahlreicher organisatorischer, gesellig hochbegabter, rhetorisch gewandter Menschen ein Feld zur Bethätigung eröffnen, sind, wenn wir ganz ehrlich sein wollen, in vielen Fällen doch nur auf den ewigen „Durst", das germanische Nationalleiden zurückzuführen, und sie bezwecken nicht viel mehr, als einen Vorwand zum gemeinsamen Zechen.

Mithin schlägt das Vereinsleben des Berliner Winters in das Gebiet des Kneipenwesens, das leider den Ruhm des deutschen Familienlebens recht gründlich zu erschüttern beginnt. So unvollständig diese nur in großen Zügen entworfene Liste der Berliner Wintervergnügungen ist, so wird sie doch bewiesen haben, daß in der deutschen Reichshauptstadt, wo man so ausdauernd und emsig zu arbeiten weiß, auch dem Vergnügen sein Recht wird.

Blätter und Blüthen.

Murillo's Wettesjungen. (Mit Illustrationen Seite 12 und 13.) Zu den größten Schätzen der Münchener Pinakothek gehören bekanntlich die fünf Kindergruppen Murillo's, von denen wir hier die beiden berühmtesten in Holzschnitt-Nachbildung wiedergeben, da sie zugleich auch für den Entwickelungsgang des Künstlers selbst am bezeichnendsten sind. Ist doch das Leben dieses größten aller spanischen Maler neben dem Correggio's eines der eigenthümlichsten Räthsel der Kunstgeschichte. Zunächst durch die allen Traditionen widersprechende Art seiner Ausbildung, denn außer einem zweijährigen Aufenthalt in Madrid hat er seine Vaterstadt Sevilla, wo er am 1. Januar 1618 geboren oder doch getauft ward, nie auf länger verlassen, mußte sich also ganz selbständig ausbilden, da sein Meister Juan de Castillo weit unter ihm stand. Wenn er dann auch in den reichen Sammlungen von Madrid die schönsten Werke des Titian und Rubens kennen lernte und von dem auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Hofmaler Velasquez jedenfalls viele Einflüsse erfuhr, so konnte das bei so kurzem Aufenthalt doch nicht viel mehr als den Werth von einer Orientirung in seiner Kunst haben. Murillo ist daher eines der glänzendsten Beispiele für den berühmten Goethe'schen Satz: „Es bildet ein Talent sich in der Stille."

Die Folgen dieses von dem unserigen so sehr verschiedenen Bildungsganges sieht man nun bei unserem Esteban Murillo in ganz besonders glänzender Weise, speciell an diesen weltbekannten Kindergruppen, die der Meister offenbar alle in Sevilla auf der Gasse aufgelesen hat. Weil sie so unmittelbar aus dem Leben gegriffen sind, finden wir in ihnen eine Poesie des Proletarierthums entwickelt, wie sie eben nur der Süden kennt und möglich macht, wo man mit einem Stück Polenta oder Kürbiß sich einen ganzen Tag ernähren kann und seinen Durst am nächsten Brunnen löscht. Daß ihre Garderobe ihnen auch keine großen Auslagen verursacht, das sieht man bei den zwei Schlingeln des einen unserer Bilder nur zu deutlich, von denen der eine die Melone, der andere ein Körbchen mit Weintrauben wohl in des Nachbars Garten erbeutet hat und die nun nach dem alten Sprichwort: „Bräust Du mir eine Wurst, so lösch' ich Dir den Durst" ihre Schätze mit einander austauschen. Denn der Besitzer der Melone hat, wie man sieht, seinem Genossen bereits ein Stück derselben gegeben und erwartet nun die Bezahlung aus dessen Traubenkorb. Der glückliche Inhaber desselben scheint sich indeß viel zu sehr in den eigenen Genuß vertieft zu haben, um den Wünschen des Andern sofort zu entsprechen. Er wirft ihm im Gegentheil einen Blick zu, als wenn er das bischen Melone bei Weitem nicht ausreichend für seine herrlichen Trauben fände. Unübertrefflich ist die Wonne geschildert, mit der die Beiden sich Gottes Gaben schmecken lassen, es ist die lautere Natur, wie sie mit solcher rücksichtslosen Wahrheit und zugleich so bezauberndem Humor eben nur einer der größten Künstler aller Zeiten wiederzugeben vermochte. Nicht eine Spur von süßlicher Idealisirung ist zu entdecken an den halb verhungerten kleinen Raubthieren, ihre Glieder, wie ihre Lumpen, starren von Schmutz. Man sieht an diesem mit der ganzen Frische der Jugend aufgefaßten Bilde denn auch noch deutlich den Einfluß des großen Landsmannes Murillo's, des damals schon hochberühmten Ribera oder Spagnoletto, der zwar schon lange in Neapel lebte, dessen in Sevilla und Madrid befindliche Bilder aber offenbar mächtig auf den jungen Murillo wirkten.

Auf seiner vollen Höhe sehen wir Murillo dann in dem andern, etwa zehn bis fünfzehn Jahre später entstandenen Bilde, den „Würfelspielern", wo er abermals die Proletarierjugend verherrlicht. Hier entwickelt er aber bereits neben noch größerer Meisterschaft in der Zeichnung zugleich einen Reiz des die Figuren umspielenden Lichtes und der Luft, einen Zauber der Färbung, jenes wunderbar fein nüancirte Grau, in dem ihn nie wieder

Jemand erreicht hat. Jede Spur der früheren, bis zur Härte gehenden Bestimmtheit ist hier verschwunden, Alles schwimmt in magischem Lichte. Dabei ist der Ausdruck ebenso wahr. Wie der vordere als der einfältigere der beiden spielenden Jungen sich über das Glück seines triumphirenden Gegners wundert, mit welcher Unbekümmertheit der daneben stehende kleine Galgenstrick sein Stück Brot verzehrt und den Spitz vergeblich auf einen Brocken spekuliren läßt, das ist alles mit einer großartigen Meisterschaft gegeben, die selbst den dürftigen, ewigen Hunger verrathenden Gliederbau der zerlumpten und auch sonst nichts weniger als schönen, halbwilden Jungen mit einem poetischen Reiz zu übergießen weiß.

Man muß die Welt in irgend einer Weise, sei's mit dem Pinsel, der Feder oder dem Degen erobern oder sich nicht um sie kümmern, um vollkommen glücklich zu sein; zwischen Diogenes und Alexander giebt es keine halbwegs befriedigende Mittelstufe — unsere kleinen Weltbürger aber haben die Höhe des Ersteren hier schon vollständig erklommen.

Leider hat der herrliche Künstler, der uns diese Meisterwerke geschenkt, die Vergänglichkeit alles irdischen Glückes auch an sich selbst erfahren müssen. Als er auf der Höhe des Ruhmes durch eine lange Reihe von unsterblichen Meisterwerken angelangt war, genügte im Jahre 1686, während er an eine „Vermählung der heiligen Catarina" in der Kapuzinerkirche zu Cadiz die letzte Hand anlegte, ein einziger falscher Tritt, ihn vom Gerüste stürzen und sein ruhmvolles Leben plötzlich einbüßen zu lassen. Fr. Pecht.

Plauderei. (Mit Illustration S. 4 u. 5.) Plaudern! Das ist seit jeher eins der Hauptbedürfnisse der Menschheit. Die höheren Schichten unserer Gesellschaft haben sogar die Plauderei zu einer besonderen Kunst ausgebildet, und je glatter der Parkettboden, auf dem sich der Mensch bewegt, desto gewandter muß er zu plaudern verstehen. Dasselbe Gesetz waltet auch in der entgegengesetzten Schicht der Gesellschaft, wo es keine strahlenden Kronleuchter giebt. Es äußert sich allerdings hier etwas anders als dort. Die dichterische Kunst hat jedoch die beiden Arten des Plauderns, trotz ihres diametralen Unterschieds, nach Kräften ausgenützt, und wer sie im Leben nicht genau studiren konnte, der findet sie mit gewissenhafter Treue in den Dialogen zahlloser Romane und Dramen phonographirt. Nur die Maler gehen diesem Thema zumeist beharrlich aus dem Wege; denn es ist ein kühnes Unterfangen, mit den stummen Farben Worte und Gespräche zu malen. Nur einem Meister kann dies gelingen, und ein Meister ist es auch, der das Bild, welches unsere heutige Nummer schmückt, getrost „Plauderei" nennen durfte.

Wie packt uns auf den ersten Blick die anmuthige Scene! In dem alten Mathias mit dem weißen Schnurrbart und der Hahnenfeder auf dem morschen Hut erkennen wir sofort einen guten Bekannten und glauben von seinen Lippen eine seiner Jagdgeschichten zu vernehmen, und auch die lebfrische Emmerenz ist uns nicht fremd und scheint wirklich von der scheckigen Kuh zu erzählen. Gewichtige Dinge sind es gewiß nicht, über die hier so leicht hinweg geplaudert wird.

Aber eine tiefe, wenn auch stumme Zwiesprach wird doch an dem Tische geführt. Die Augen der schmucken Lilly mit dem runden Hütchen erzählen viel Schöneres, als man je im Leben hören kann, und der hübsche Hansel dort im Hintergrunde läßt sich kein Jota dieser geheimnißvollen Sprache entgehen. Was sonst geplaudert wird, dafür haben die beiden jungen Leute kein Ohr, aber wenn alle aufbrechen und sich zum Abschied rüsten, werden sie gewiß dem alten Mathias das wärmste Lob spenden für seine schöne Unterhaltung.

Eine Papierstatistik der „Gartenlaube". Ein Leser unseres Blattes richtete vor Kurzem an uns die Frage, wie viel Papier zum Drucke der „Gartenlaube" seit ihrer Gründung wohl verbraucht wurde. Um seine Neugierde zu befriedigen, stellten wir eine Berechnung zusammen, die zu so überraschenden Resultaten führte, daß wir beschlossen haben, sie auch weiteren Kreisen an dieser Stelle bekannt zu geben.

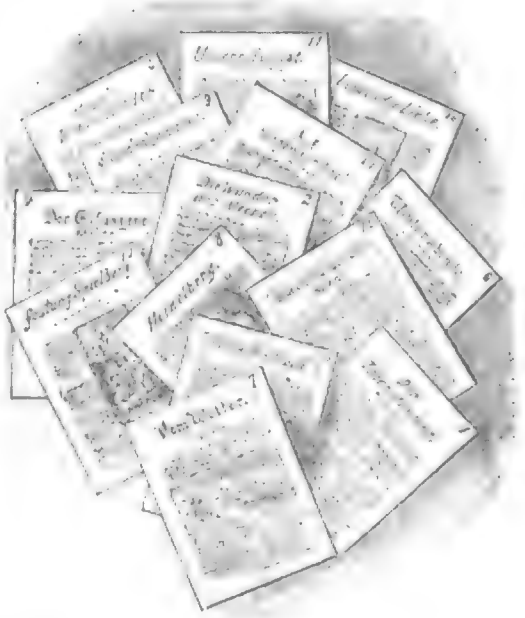
Vom Jahre 1853 bis zum Schlusse des Jahres 1885 sind von der „Gartenlaube" zusammen 356 980 000 Nummern gedruckt, welche die Zahl von 6 865 000 Jahrgängen oder Bänden ergeben, während die Zahl der Druckbogen rund 900 000 000 beträgt. Würde man diese Bogen in einer Linie an einander legen, so könnte man mit denselben 14½ Mal die Erde am Aequator umspannen. Die Länge dieses Papierstreifens würde die Länge sämmtlicher Eisenbahnlinien der Welt nicht nur decken, sondern dieselbe noch um rund 200 000 Kilometer übertreffen. Mit diesem Papierstreifen könnte man auch den Mond mit der Erde verbinden und dann den Rest desselben noch fünfmal um die Erde wickeln.

Würden wir aber alle Bogen ausbreiten und mit denselben eine Fläche zu bedecken suchen, so kämen wir zu dem gewiß überraschenden Resultat, daß wir mit ihnen nicht einmal den Bodensee überspannen und kaum das 316 Quadratkilometer große Fürstenthum Reuß älterer Linie bedecken könnten.

Noch überraschender fällt folgender Vergleich aus: Legen wir die einzelnen Bände auf einander, so erreichen wir dadurch die imposante Höhe von etwa 320 000 Metern, welche die Höhe des höchsten Berges der Erde, des Gaurisankar 36 Mal und diejenige des Mont-Blanc beinahe 67 Mal übertrifft. Würden wir aber alle Bände in einem Raum unterbringen, welcher der großen Cheopspyramide entspricht, so müßten wir wahrnehmen, daß diese ganze Papiermasse nur hinreichen würde, um den dreißigsten Theil derselben vollzupfropfen! Wenn ferner das größte deutsche Kriegsschiff „König Wilhelm" vor die Aufgabe gestellt werden sollte, alle Bände nach einer Insel zu schaffen, so müßte es 16 Mal vollgeladen werden, bis es den Transport bewerkstelligte. Und das Gewicht dieser Bände? In runder Summe dürfte es 190 000 000 Kilogramm betragen und, auf gewöhnliche Lowrywagen der Eisenbahn verpackt, 4250 derselben füllen. 85 Eisenbahnzüge zu je 50 Wagen wären nöthig, um diese Gewichtsmasse zu befördern. Wollte aber ein Mensch versuchen, alle Seiten, die in den 6 865 000 Bänden enthalten sind, zu zählen, so würde er das niemals zu Stande bringen; denn selbst wenn er Tag und Nacht zählte und zur Nennung jeder Zahl nur eine Sekunde brauchte, so würde diese Arbeit doch die Zeit von 228 Jahren, 3 Monaten, 23 Tagen und 8 Stunden erfordern.

Allerlei Kurzweil.

Bilder-Räthsel.



Inhalt: Zum neuen Jahr. Gedicht von Hermann Lingg. Mit Illustration S. 1. — Was will das werden? Roman von Friedrich Spielhagen. S. 2. — Die Andern. Von L. Heimburg. S. 9. — Römische Cäsaren. Caligula. Von Johannes Scherr. S. 11. — Dem Kaiser und König Wilhelm I. Zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum. 2. Januar 1886. Gedicht von Ernst Scherenberg. S. 16. — Ueber unbewußtes Zählen. Von W. Preyer. I. S. 15. Mit Abbildungen S. 16. — Berliner Künstler. Plauderei von Paul von Schönthan. S. 17. Mit Illustrationen S. 17 und 18. — Blätter und Blüthen: Murillo's Darstellungen. Von Fr. Pecht. S. 19. Mit Illustrationen S. 13 und 14. — Plauderei. S. 20. Mit Illustration S. 4 und 5. — Eine Papierstatistik der „Gartenlaube". S. 20. — Allerlei Kurzweil: Bilder-Räthsel. S. 20.

In unserem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

„Gartenlaube-Kalender"

für das Jahr 1886.

251 Seiten mit zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt. Oktav-Format. In rothem Leinwandband mit Bronze- und Golddruck. Preis ℳ 1,50.

Allen Lesern der „Gartenlaube" als Ergänzung der letzteren empfohlen! Man bittet beim Kauf des Kalenders genau auf die Verlagsfirma zu achten, da von anderer Seite her ein sogenannter „Gartenlauben-Kalender" verbreitet wird.

Leipzig, im Januar 1886. **Ernst Keil's Nachfolger.**

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redakteur Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger, Druck von A. Wiede, sämmtlich in Leipzig

No. 2. 1886.

Die Gartenlaube.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernſt Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis $2^1/_2$ Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Was will das werden?

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Friedrich Spielhagen.

(Fortſetzung.)

Ernſt von Vogtriz, der Sohn des Majors, um ein paar Jahre älter als ich, war in dem Stalle von einem der Reitpferde ſeines Vaters geſchlagen worden und, gegen die Schläfe getroffen, auf der Stelle todt geweſen. Ernſt hatte bereits in Oberquinta geſeſſen, während ich noch Unterquintaner war; aber ich kannte ihn wohl: er hatte große blaue Augen und braune Locken gehabt, die ihm weich und lang auf den breiten Hemdkragen fielen, und ein roſiges, immer freundliches, wunderhübſches Geſicht. Ich hatte nie ein Wort mit ihm geſprochen, ihn dafür aber immer aus der Ferne mit ſcheuer Bewunderung angeſtaunt — als eine Art von überirdiſchem Weſen, das ſich natürlich um den armen Tiſchlerjungen und Unterquintaner nicht bekümmert hatte und nicht zu bekümmern brauchte. Und nun war er todt, und wer fütterte nun ſeine Kaninchen?

„Hat er denn welche gehabt?“ fragt der Vater.

Darauf bleibe ich die Antwort ſchuldig: ich weiß es nicht. Möglicherweiſe hat er keine gehabt: es haben ja viele Knaben keine; aber es ſcheint mir, daß es viel hübſcher ſei, welche zu haben und ſie füttern zu können, als keine zu haben und noch dazu todt zu ſein. Darüber fällt mir ein, daß Karl Brinkmann drüben auf dem Hopp'ſchen Hofe den Leichenwagen gewiß für Ernſt von Vogtriz aus dem Schuppen gezogen hat und zurecht macht.

Die kleine Strickerin. Nach dem Oelgemälde von Adolf Echtler.

Ich theile dieſe Entdeckung, auf die ich ſehr ſtolz bin, dem Vater mit, der ſie mit einem Kopfnicken beſtätigt, um, während er jetzt eifrig weiter arbeitet, eine dringende Warnung daran zu knüpfen vor Pferden im allgemeinen und den Hopp'ſchen Pferden im beſonderen: und daß er ſich immer geängſtigt habe, wenn ich mit Guſtav drüben im Pferdeſtall und auf dem Heuboden geſpielt; und daß er hoffe, ich werde nun, da Guſtav todt ſei, und die übrigen Hopp'ſchen Kinder älter oder jünger als ich, dieſe gefährlichen Spiele nicht wieder anfangen.

Ich habe mich bereits gewöhnt, nach dem Vorgang des wilden Bruders Auguſt auf die Aengſtlichkeit des guten Vaters, die uns überall von Gefahren umgeben ſieht, kein großes Gewicht zu legen: aber in dieſem Falle finde ich ſeine Sorge doch ganz gerechtfertigt. Daß ich geſund geworden bin, während zwei beinahe gleichalterige Knaben, von denen der eine noch dazu mein intimer Freund geweſen iſt, kurz hintereinander dem Tode erlegen ſind, hat mir einen bedeutenden Reſpekt vor mir ſelbſt eingeflößt und vor der Koſtbarkeit meines ſo erſichtlich geſchützten Lebens. Ich verſpreche alſo mit ordentlicher Rührung dem Vater, in Zukunft beſonders vorſichtig zu ſein, und berühre dabei mit dem Finger unwillkürlich die Narbe auf meiner Stirn, von der erſt ſeit einigen Tagen die

Digitized by Google

Binde entfernt ist, als wolle ich dieses Erinnerungsmal meines neulichen Unfalls zum Zeugen der Aufrichtigkeit meines Versprechens anrufen. Ja, ich glaube, ein übriges thun zu müssen, um dem guten Vater einen Beweis zu geben meiner Wohlgeneigtheit und des Wunsches, ihm gefällig zu sein, und erkläre, daß ich fest entschlossen sei, nicht mehr, wie früher, Kutscher werden zu wollen. Es sei der Gedanke dazu auch eigentlich mehr von Gustav Hopp ausgegangen, als von mir, und wenn Gustav gesehen hätte, wie Karl Brinkmann den Wagen, auf dem er ihn nach dem Johannisfriedhof gefahren, in Hemdärmeln gewaschen und dazu gepfiffen, würde er Karl Brinkmann auch nicht so lieb gehabt haben.

„Was möchtest Du denn nun werden?" fragt der Vater.

Ich sinne nach mit halbgeschlossenen Augen, vor denen die schöne Welt in ihrer Herrlichkeit auftaucht, an der ich eben erst da oben auf dem Wall meine morgenfrische Seele berauscht habe. Und es ist wohl aus diesem Rausche heraus, daß ich mit zitternden Lippen antworte:

„Ich möchte etwas Großes werden, etwas ganz Großes und Schönes, das blinkt und leuchtet, ich möchte König oder Kaiser werden!"

Der Vater, der den Hobel hat ruhen lassen, sieht mich so eigen mit seinen träumerischen Augen an. Ich breche deßhalb ab und füge schüchtern hinzu: „Das heißt, wenn Du es erlaubst."

Ich denke, der Vater wird nun etwas sagen und mir die Erlaubniß geben, König oder Kaiser zu werden — erlaubt er mir doch sonst alles! Aber er antwortet nicht, sondern blickt mich nur immer so weiter nachdenklich an, während die Linke langsam durch den Bart streicht.

Ich kenne die liebe runzlige braune Hand mit den arbeitstumpfen Nägeln so genau, und daß sie vierfingerig sei, ist bis heute für mich so selbstverständlich gewesen, wie, daß der eine der beiden Thürme der Nikolaikirche keine Kuppel hat; aber ich sagte schon: es war dies ein besonders merkwürdiger Tag in meinem Leben, an dem die kleine Menschenpflanze auf einmal einen großen Satz that, der dann wieder für lange Zeit reichen mochte und auch wohl gereicht hat.

So sind denn meine Königsträume plötzlich zerflattert bei dem Interesse, das mir des Vaters Hand einflößt, und ich frage so plötzlich, daß ich mich selbst darüber verwundere:

„Warum hast Du nur vier Finger an Deiner Hand?"

Der Vater legt den Hobel weg, setzt sich — ein Zeichen, daß er in der Arbeit eine Pause machen will — auf den dreibeinigen Schemel und drückt das abgetragene rothe Fez, welches stets neben ihm auf der Hobelbank lag, auf den kahlen Scheitel. Ein Lächeln spielt um die Augen und um die nachdenklich herabgezogenen Winkel des Mundes, indem er erst die obere und dann die untere Fläche der Hand betrachtet, als ob er selbst heute zum ersten Male den Schaden bemerkte.

„Sie haben ihn mir abgeschossen," sagt er.

„Wer?"

Der Vater bleibt die Antwort schuldig.

Ein fremder, langsamer und leiser Schritt kommt über den Hof, und in der offenen Thür steht der Major von Vogtritz. Er faßt an die Mütze und fragt: Tischler Lorenz?

Der Vater sagt: ja, indem er sich schnell von dem Schemel wieder erhebt, das Fez abnimmt und sich, im Aufstehen, den Hobelstaub von der blaugrünen Schürze streift.

Der Major tritt durch die Thür, wobei er sich ein wenig bücken muß, und nimmt, die Höflichkeit meines Vaters erwidernd, ebenfalls die Mütze ab. Er läßt einen flüchtigen Blick durch die Werkstatt schweifen, der auch wohl mich streift, sich alsbald aber auf den Vater heftet, mit dem er an zu sprechen fängt — ich höre nicht worüber und was — so ganz bin ich in den Anblick des Mannes versunken, als hätte meine heute gereifte Seele die Ahnung durchzuckt, daß einst an dieses Mannes Geschick mein eigenes sich knüpfen sollte. Doch das ist ein nachträglicher Gedanke. Was in jenen Minuten mein Auge an ihn fesselte, war schwerlich etwas Anderes als seine Erscheinung, die mir unsäglich imponirte, der ich nichts Vornehmeres und Schöneres gesehen zu haben glaubte, vielmehr gesehen hatte, und — darf ich jetzt hinzufügen — später im Leben gesehen habe: eine so ritterlich hohe und zugleich so schlank anmuthige Gestalt, von der jede Bewegung das Auge wohlthuend berührte, wie das Ohr ein verschwebender Ton; so edel klare, vom reinsten Wohlwollen belebte Züge; so wundervolle dunkle mandelförmige Augen, die für gewöhnlich eine sanfte Schwermuth erfüllte, während sie in Momenten der Begeisterung von einem fast überirdischen Feuer erglänzten; dazu eine Stimme weich und mild, nur tiefer wie eine Frauenstimme, und die doch beim Kommandiren oder, wenn er erregt war, einen ehernen Klang hatte, vor welchem und vor dem Blitz, der dann aus seinen Augen zuckte, ich Gegner, die mit dem liebenswürdigsten der Menschen leicht fertig zu werden meinten, habe erbleichen sehen.

Das klingt wie die Schilderung eines Romanhelden — ich weiß es wohl; und ist doch nichts, als die lauterste Wahrhaftigkeit, die nach einem Ausdruck ringt, von dem sie fühlt, daß er hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Und wenn ihr Romanheld nennt, der für das Leben zu gut und zu edel ist, und dessen Gleichen man deßhalb im Leben schwerlich findet — nun, du Bester, Edelster, sie haben dir so oft gesagt, daß du in das Leben nicht taugtest! Und hast diese Untauglichkeit so schwer büßen müssen! Den Spott erdulden müssen, welchem der nicht entgeht, der den Schaden hat! Und erdulden müssen von solchen, die nicht werth sind, seine Schuhriemen zu lösen! So laß dir immer den Titel eines Romanhelden gefallen: er ist in meinen Augen dein höchster Ehrentitel.

Da sind meine Gedanken wieder bei dem Jetzt und sollten doch bei dem Damals sein. Ich weiß nicht, wie die Romanschreiber es machen, bei denen sich alles so glatt eines aus dem anderen entwickelt, und man auf der einen Seite nie weiß, was auf der nächsten stehen wird. Ich sehe jetzt, welch eine schwere Kunst das sein muß, und doch werde ich ein wenig in die schwere Kunst zu pfuschen lernen müssen, oder ich werde mein Vorhaben nicht ausführen: aus der Betrachtung meines Lebens zu entnehmen, wie sich aus dem Früher das Später, aus dem Damals das Jetzt entwickelt hat; wie ich werden mußte, was ich geworden bin.

So, du kleiner Kerl, da sitzest du wieder ein paar Schritte abseits und starrst mit großen Augen auf den Mann, der deiner staunenden Kinderseele ist, was dem Gläubigen eine himmlische Vision. Die Beiden haben ihre Unterredung beendet, die, wie ich mich dunkel erinnere, von dem Sarge gehandelt hat, der vorhin von Bruder Otto dem Major ins Haus gebracht ist, und an welchem dieser noch, ich weiß nicht was, verändert oder angebracht zu sehen wünscht. Indem er sich zum Gehen wendet, streift sein Auge mich zum zweiten Male. Er bleibt in halber Wendung stehen, während mein Blick, wie magnetisch angezogen, an dem seinen haftet, der auf mir mit einem unbeschreiblichen Ausdruck ruht. Und haften bleibt, als er jetzt an mich herantritt und mir die Hand auf den Kopf legt, während aus den schönen feuchten Augen, in die ich emporstarre, zwei große Thränen sich lösen und langsam die braunen Wangen hinabrollen in den glänzend schwarzen Bart, der, kurzgeschoren, Mund und Wangen des Mannes umrahmt.

„Wie alt bist Du?" fragt er.

Ich sage es.

„Mein Ernst war nur ein Jahr älter," murmelt er.

„Er hatte so große blaue Augen und so schön dunkle Locken," sage ich.

„Du hast ihn gekannt?" fragt er, indem er mich mit beiden Händen an den Schultern ergreift und vor sich hinstellt. Und jetzt rollen die Thränen unaufhaltsam über seine Wangen.

„Ja," sage ich; „er war aber in Oberquinta, ich bin erst in Unterquinta."

Der Major mag sich gewundert haben, wie das Tischlerkind auf das Gymnasium kommt, und hat dann wohl meinem Vater einen fragenden Blick über die Schulter zugeworfen, denn mein Vater antwortet: „Es ist mein Stiefsohn." Er hat es nur gemurmelt und ich bin überzeugt, ich habe es nicht hören sollen. Aber ich habe es gehört, das Wort — wohl zum ersten Male in meinem Leben und ohne seine Bedeutung zu kennen, oder darüber nachzudenken für den Augenblick, der ganz dem schönen Wundermann gehört. Der spricht jetzt wieder mit dem Vater und läßt sich, glaube ich, von diesem berichten, wie ich zu der Narbe auf der Stirn gekommen bin, und daß ich schon seit Wochen nicht in die Schule gehe.

Jetzt wendet er sich wieder zu mir.

„Was willst Du denn werden, mein Sohn?“

„Soldat!“

Ein wehmüthiges Lächeln zuckt über das schöne Gesicht.

„Auch mein Ernst wollte Soldat werden,“ murmelt er.

Er sinnt nach, indem er mich aufmerksamer als je betrachtet. Ich weiß jetzt, was er damals in seiner Seele erwogen hat. Aber er war nicht der Mann, eine Lücke, die das Unglück in sein Leben gerissen, auf Kosten eines anderen Menschen zu füllen, und ein Blick in das bleiche stille Gesicht meines Vaters, dessen gute Augen während dieser kleinen Scene zärtlich auf mich gerichtet gewesen sind, hat ihm gesagt, wer der sei, der die Kosten würde zu tragen haben.

„Und Du liebst Deinen Vater sehr?“ fragt er mich.

„Ja,“ sage ich treuherzig.

„Fahre fort ihn zu lieben, und Gott segne Dich!“

Er hat mich zu sich emporgehoben, mich geküßt, und will zur Thür hinaus.

Der Vater hat einen jener Momente, wie sie ihm häufig kommen, wo er, alles um sich her vergessend, in sich hinein träumt und mechanisch mit der Linken durch den grauen Bart streicht. Der Major sagt freundlich: „Adieu, Meister!“

Der Träumer erwacht und blickt dabei unbewußt auf seine Hand, da sie es gewesen, von der seine Träumerei ausgegangen ist. Der Major bemerkt die Verstümmelung und sagt in demselben freundlichen Ton:

„Das muß die Arbeit sehr erschweren, Meister.“

Der Vater wird roth und macht eine verlegene Bewegung, als wolle er die Hand verbergen.

„Ich habe mich daran gewöhnt,“ murmelt er.

„Ist es eine Schußwunde?“ fragt der Major; „es sieht so aus.“

„Ja,“ sagt der Vater zögernd.

„Soldat gewesen?“ fragt der Major.

„Nein“

„Jäger?“

Der Vater schüttelt den Kopf. Und als er den Blick des Majors noch immer fragend auf sich gerichtet sieht, murmelt er ein paar Worte, die ich nicht verstehe.

„Ah!“ sagt der Major.

Ueber sein schönes Gesicht zieht es wie eine Wolke, aber nur für einen Moment. Dann lächelt er wieder wehmüthig freundlich und sagt: „Aber nicht wahr? heute keinen Groll mehr!“ und dabei streckt er dem Vater die Hand entgegen.

„Nicht gegen Sie, Herr Major,“ antwortet der Vater, indem er seine Hand in die des Majors legt.

Wie oft, wie oft habe ich später dieses Augenblickes denken müssen, als der hohe Soldat in seiner schönen Uniform da stand und meinem armen Vater in seinem Werkeltagszeug die Hand reichte, und der Sonnenstreifen über beide fiel!

Aber jetzt denke ich nicht daran, und das Gespräch der Beiden hat keine Bedeutung für mich gehabt. Ein Funke ist in meine Seele gefallen und hat sie in Flammen gesetzt. Als der Vater, der den Major über den Hof und durch das Haus auf die Straße begleitet hat, in die Werkstatt zurückkehrt, findet er mich dort nicht mehr. Ich bin hinaus und hinauf auf den Wall geeilt und spiele Soldat auf eigne Hand mit imaginären Feinden, die ich mit Hurrah aus den Haselbüschen vertreibe und über den Wall hinab in die See werfe, um die eilig Davonrudernden mit höhnenden Reden zu verfolgen.

4.

Von dem Tage an Wochen oder auch Monate hindurch hatte Emil Israel einen schweren Stand.

Bis dahin hatte ich die wilden Spiele ausschließlich mit Gustav Hopp und seinen zahlreichen Geschwistern oder sonstigen Kameraden gespielt auf Hopp'schem Revier im Pferdestall, in der Wagenremise, eingeschlossen den darüber liegenden Heuboden bis zum obersten Balken hinauf; die zahmen Spiele ebenso ausschließlich mit Emil auf unserm kleinen Terrain, manchmal (wie an jenem denkwürdigen Abend) auf der Gasse, niemals auf Israel'schem Gebiet, das zum Spielen nicht verlockte.

Seit Gustav todt war und sich in mir ein Widerwille gegen Karl Brinkmann, den Kutscher, festgesetzt hatte — sehr mit Unrecht, denn es war ein braver Bursch und den spielenden Buben stets ein treuer Eckart gewesen — mußte Emil als Genoß für alle Spiele eintreten. Ich aber wollte nichts Anderes spielen als Soldat. Zum größten Kummer Emil's, dem es an jeglicher Sympathie für meine kriegerischen Gelüste fehlte und ebenso an der physischen Veranlagung zur regelrechten Ausführung einer militärischen Operation oder fortifikatorischen Anlage. So erschien mir in Anbetracht unserer gefährdeten Lage unabweislich, daß den Feinden, welche uns von der Seeseite angriffen, eine Schanze auf der Höhe des Walles entgegengethürmt werden müßte, von der wir ihr Nahen (das sie heimtückisch immer erst unter dem Schutz der hereinbrechenden Dunkelheit versuchten) beobachten und durch ein wohlgezieltes Feuer unsrer Kanonen abweisen könnten. Schon bei Errichtung der Burg (sie war kreisrund mit einer einzigen Oeffnung nach der Landseite, zwei Schießscharten nach der Seeseite, auswendig mit Rasen belegt, inwendig mit Heu und Stroh gepolstert, oben mit Stangen, Reisig und Haselzweigen überdeckt und mochte, alles in allem, einer Vogelhütte en miniature gleichen) hatte Emil bei dem besten Willen, den er offenbar zu dem Werke mitbrachte, an dem unser Heil hing, eine Ungeschicklichkeit an den Tag gelegt, die mich manchmal ergötzte, viel öfter aber empörte. Noch viel schlimmer aber wurde die Sache, als es nun galt, Abend für Abend, das große Werk zu vertheidigen, was selbstverständlich in der Weise geschah, daß einer als Besatzung in demselben blieb, während der andere die dichten Büsche absuchte, in welchen sich die heimlich Gelandeten versteckt haben konnten, oder, wenn in den Büschen schlechterdings nichts zu entdecken war, den Wall bis zum Strand hinabpatrouillirte, dort nach den zweifellos Kommenden, lautlos Heranrudernden (sie hatten die Ruder stets mit Stroh umwunden) auszuspähen. Emil erwies sich gleich unbrauchbar zum Wachdienst, wie zum Patrouillendienst. Anstatt in der Burg zu bleiben, was seine heilige Pflicht war, fand ich ihn, so oft ich von meiner Patrouille zurückkam, vor dem Eingange kauernd, bleich vor Sorge und Angst über mein langes Ausbleiben; kam nun die Reihe des Patrouillirens an ihn, so schlich er zaghaft und still um die dunkeln Büsche herum, während seine Ordre dahin lautete, mit wildem Geschrei in dieselben einzubrechen und wer sich ihm entgegenstellte, mit dem Bajonnet über den Haufen zu rennen. Nun gar den Streifzug bis zum Strande auszudehnen, konnte ich ihn durch nichts bewegen. Es ist wahr, die Piraten, mit denen ich da unten (auf meinen Patrouillen) oft Brust an Brust zu kämpfen hatte, waren gräuliche Mordgesellen mit schwarzen Bärten, funkelnden Augen, ellenlangen, haarscharf geschliffenen Schwertern und spitzigen Dolchen. Aber es war doch seine Pflicht, mir zu Hilfe zu kommen, wenn ich, zu hart bedrängt, von unten her um Hilfe rief, um dann freilich, da keine Hilfe kam, den Strauß allein auszufechten und die Mordgesellen mit blutigen Köpfen ins Meer zurückzuwerfen.

So schalt ich auf den guten Jungen ein und schämte mich meiner Grausamkeit (und meiner Lügen), wenn er bei meinem Bramarbasiren immer stiller und verlegener wurde, immer krampfhafter an der langen Unterlippe sog und ihm wohl gar die Thränen aus den kleinen braunen kurzsichtigen Augen an der langen fleischigen Nase herabliefen. Aber alle Angst, die ich ihn ausstehen machte, die schlechte Behandlung, welche ihm nur zu oft zu theil ward, Zweifel an meiner Glaubwürdigkeit, die ihm sicher schon in diesem militärischen Stadium unsrer Freundschaft kamen und ihm, der die Wahrheitsliebe selber war, schwere Skrupel bereiten mußten, — nichts konnte ihn in seiner Treue und Liebe zu mir erschüttern, nichts auch nur den Wunsch in ihm erregen, mir die für ihn oft so lästige Gefolgschaft und demüthigende Botmäßigkeit zu kündigen. Er war und blieb mein Höriger und Vasall, seinem Lehnsherrn zu aller Zeit hold und zu jeder Dummheit, die dieser zu dekretiren beliebte, gewärtig. Dafür darf ich denn ohne Ruhmredigkeit behaupten, daß ich meine lehnsherrlichen Rechte nicht ausübte, ohne der obligaten Pflichten eingedenk zu sein. Und diese Pflichten waren nicht immer leicht. Es kam meiner Eitelkeit oft schwer genug an, dem Spott der andern Knaben gegenüber mich zu dem häßlichen „Judenjungen“ als meinem Freund und Kameraden zu bekennen. Und blieb es doch nicht immer beim Spott! Wie manchmal habe ich ihn ritterlich aus einer Bande ihn mißhandelnder Gassenjungen herausgehauen, ohne der Knüffe und

Füße zu achten, die dabei für mich abfielen! Auch hatte ich immer Zeit, ihm, dem das Lernen entsetzlich schwer wurde, die Exercitia zu korrigiren, die Aufsätze Wort für Wort in die Feder zu diktiren, die Vokabeln Silbe für Silbe einzutrichtern. Und wenn ich mir dafür von ihm die Exempel rechnen ließ, so that das meiner Würde keinen Eintrag, da, in dieser Kunst zu excelliren, für einen, der Kaufmann werden sollte, selbstverständlich war, während es sich für einen künftigen Soldaten kaum geschickt haben würde.

Uebrigens wurden meine Verdienste um Emil nicht bloß von diesem, sondern auch von den Seinigen auf das Bereitwilligste anerkannt, und wenn ich das Nachbarhaus betrat, durfte ich mir schmeicheln, ein gern gesehener, ja, weit über seine kleine Person geehrter Gast zu sein.

Ich kam aber jetzt, seitdem Emil nach dem Tode Gustav Hopp's in den alleinigen Besitz meiner Freundschaft getreten war, öfter als vorher in das Israel'sche Haus, das sich von dem Hopp'schen in jeder Beziehung des Aeußeren und Inneren völlig unterschied, so daß auch dadurch das frühere Stadium meiner Kinderzeit von dem Stadium der Knabenjahre, das jetzt begonnen hatte, charakteristisch sich abhebt.

War aber das Hopp'sche Anwesen mit seinem geräumig niedrigen Wohnhaus und den Appendixen der Ställe, Scheunen und Wagenremisen in behaglicher, schier endloser Breite hingelagert, so hob sich das schmalbrüstige Israel'sche Haus mit seinem alterthümlichen Giebel schier endlos in die Höhe. Roch es dort beständig nach Pferden und frischem Heu, so herrschte hier ausschließlich der muffige Duft des Korns in seinen verschiedenen Species; schleppte man dort das zertretene Stroh des unsauberen Hofes bis in die Zimmer hinein, so war hier alles — in den Wohnzimmern mit ihren blank gescheuerten nackten Dielen, auf den Böden, wo das Korn in sorgfältig geschichteten Haufen lag — von der peinlichsten Akkuratesse und Sauberkeit. Widerhallte das Hopp'sche Anwesen vom Morgen bis in die Nacht hinein vom vieltönigen Lärm wiehernder Rosse, polternder Wagen, durch einander sprechender, schreiender Menschen, so trat man hier zu jeder Zeit in klösterliche Stille, die selbst von den Arbeitern respektirt wurde, welche wöchentlich ein paar Mal die vom Lande hereingekommenen Kornsäcke vom unteren Flur aus mittelst einer Winde in die sich über einander thürmenden Böden schafften, oder auf den Böden die Kornhaufen mit breiten hölzernen Schaufeln schichteten und worfelten.

Waren nun schon die beiden Nachbarhäuser, zwischen denen unser dürftiges Häuschen fast verschwand, in allen den beregten Punkten wie zwei verschiedene Welten, so gipfelte diese Differenz in Ausdruck, Betragen, Charakter und wahrlich nicht zum wenigsten in der äußeren Physiognomie der Bewohner, die sich auch numerisch Widerpart hielten. Wimmelte es doch in der Hopp'schen Familie förmlich von pausbäckigen, blondhaarigen Kindern beiderlei Geschlechts und jeden Alters! Auch vertrautere Freunde, ja, ich glaube, die Eltern selbst konnten ohne vorhergegangene Rechnung die Zahl derselben niemals genau fixiren; und wenn eines starb — wie mein Freund Gustav — wurde die Lücke kaum empfunden, jedenfalls in möglichst und für mich immer überraschend kurzer Zeit ausgefüllt. Dazu Onkel, Tanten, Vettern, Kousinen — Verwandte aller Grade, die kamen und gingen, wochen-, monatelang blieben, so daß keiner, und manchmal wohl sie selbst nicht, wußten, ob sie zum eigentlichen Hausstand gehörten, oder nicht — ein sorgloses, lebensfrohes, immer essendes und trinkendes, lärmendes, vielleicht ein wenig rohes, aber im Grunde gemüthliches germanisches Wesen, für das Vater und Mutter Hopp die wahren Repräsentanten waren. Er, jetzt noch ein Mann in den besten Jahren mit kurzgeschorenen starren Haaren über der niedrigen Stirn und dem rothen Gesicht, von mittelgroßer, stämmiger Figur, die wie sein Hauswesen durchaus ins Weite und Breite ging, beständig polternd, ohne es jemals bös zu meinen; sie ein behagliches, dralles, rundes Weibchen, dem die nicht immer saubere Mütze stets schief auf dem sehr flüchtig gemachten reichlichen blonden Haare saß, im linken Arm den jedesmaligen Säugling, in der rechten einen Kochlöffel, scheltend, scherzend, weinend, lachend — alles in einem Athem — im Grunde der Seele immer gut und immer vergnügt.

Die Israel'sche Familie bestand nur aus vier Personen: Vater, Mutter, meinem Freunde Emil und seiner um zwei Jahr älteren Schwester Jettchen. Während drüben der Personenstand fortwährend wechselte, schien hier der Gedanke der Möglichkeit einer Veränderung ausgeschlossen, als gehörten diese Vier nicht nur zusammen, sondern seien auch von Anfang an zusammen gewesen. Dies mochte wohl mit daher kommen, daß die beiden Kinder eigentlich ganz alte Gesichter hatten, und zwar genau die der Eltern: Emil das der Mutter, Jettchen das des Vaters, so daß sie nicht sowohl die Kinder, als etwa die jüngeren Geschwister ihrer Eltern zu sein schienen. Von der Mutter, welche mit ihrem Vornamen Sarah hieß, unterschied sich Emil zu seinem Vortheil nur dadurch, daß er nicht, wie diese, eine hohe rechte Schulter hatte, sonst waren sie gleich häßlich, aus braunen kleinen zwinkernden Augen kurzsichtig, mit denselben langen fleischigen Nasen, derselben dicken, stets in Verlegenheit zitternden Unterlippe, denselben platten, kurzfingerigen, stumpfnägligen Händen. Jettchen, ihres Vaters Ebenbild, war, wie dieser, ein kleines mages Wesen, mit krummer, wenn auch wohlgebildeter Nase und braunen runden Augen, was ihren Physiognomien etwas Vogelartiges gab, welcher Eindruck noch durch die dünnen zwitschernden Stimmchen und eine gewisse Rastlosigkeit in der Haltung vermehrt wurde.

Der Umstand, daß Herr Isidor Israel (auf den Säcken stand J. J., und so wurde er auch spottweise von den Nachbarn genannt und ausschließlich so von Herrn Heinrich Hopp, vermuthlich weil dieser sich für das H. H. entschädigen wollte, mit welchem er auf Kegelbahnen und sonst von seinen Freunden gerufen wurde) — ich sage, daß Herrn Isidor Israel's Kraushaar bereits anfing zu grauen, während Jettchen's wie die Hobelspähne in Vaters Werkstatt gewundene Löckchen in ursprünglicher Schwärze bläulich schimmerten, machte in meinen Augen keinen großen Unterschied, weil ich mich nicht eben gewundert haben würde, wenn die Kleine mit dem alten Gesicht auch eines Tages grau erschienen wäre.

Es gab allerdings auch physiognomische Unterschiede zwischen Vater und Tochter, und zwar sehr bedeutende, nur daß mir diese erst allmählich klar wurden, vielleicht auch erst im Laufe der Jahre schärfer hervortraten. Ich weiß nur, daß eine Zeit kam, wo ich nicht mehr begreifen konnte, wie ich die Beiden jemals auch nur ähnlich hatte finden mögen.

In Einem aber waren sich alle Mitglieder der Familie damals völlig gleich: in der ausgesuchten, wenn auch schüchternen Höflichkeit, mit welcher sie mich jeder Zeit empfingen und behandelten.

Das Haus war mit Ausnahme der Stunden, wo Korn abgeliefert wurde, stets verschlossen. Zog ich nun die Schelle, welche einen eigenthümlich ängstlich klappernden Ton hatte, so wurde der Riegel inwendig meist von Herrn Israel eigenhändig weggeschoben, der zu diesem Zweck aus seinem kleinen Komptoir zur Rechten des Hausflurs und von dem hohen dreibeinigen Schemel vor dem Pulte herabgerutscht war und mir stets zum Willkomm sein kleines dürres Händchen reichte, um mich bis an die Thür des etwas größeren Wohnzimmers zur Linken zu geleiten, welche er mir selbst öffnete.

Dort empfingen mich die Frauen, oder eigentlich immer nur die Mutter, da Jettchen sofort beim Eintreten in das kleine Hinterzimmer huschte, um Emil herbeizurufen. Meistens hatte die Mutter im Fenster (aber so, daß sie von der Straße nicht gesehen werden konnte) bei einer Näharbeit gesessen, und Jettchen am Klavier — einem alten Kasten mit abgegriffenen Tasten, dessen Ton einen dünnen, an die klappernde Hausthürschelle mahnenden Ton hatte, und dem ich doch gern lauschte, weil — was ich damals freilich nicht wußte — Jettchen bereits eine kleine Virtuosin war. Doch gelang es mir nur selten, und das kostete jedesmal eine beredte Bitte meinerseits und stumme ermuthigende Blicke und Zeichen von Seiten Emil's und der Mutter, um die Schüchterne wieder an den Platz zu bringen, von welchem ich sie durch mein Erscheinen verscheucht hatte. Dann öffnete sich auch wohl geräuschlos die Thür nach dem Flur, Herr Isidor huschte herein, das Köpfchen auf die Seite geneigt, andächtig lauschend, um, sobald der letzte Akkord verklungen war, ebenso geräuschlos wieder hinaus zuhuschen.

Unter diesen vier Menschen herrschte eine Einigkeit, die für mich etwas Feierlich-Mysteriöses hatte, wohl weil ich sie instinktiv in Gegensatz brachte mit dem Ton in dem Hopp'schen Hause, wo sich den lieben langen Tag Jeder mit Jedem zankte. Hier verstand man sich und sogar ohne Worte, erhob sich, setzte sich, ging, kam, brachte einander das Gewünschte, ohne daß auch nur für

Die Damen der Königin.
Nach dem Oelgemälde von E. Gelli.

menschliche Augen sichtbare Winke gegeben wurden, wie bei einer Schaar fliegender Tauben man vergeblich nach dem Zeichen späht, auf das hin alle zugleich steigen, fallen, einschwenken, umschwenken. Dies wort- und winkelose Sichverstehen und -verständigen schien mir um so merkwürdiger, als die Sinne bei allen mangelhaft ausgebildet waren; die Mutter hochgradig kurzsichtig wie mein Freund; die Tochter wie der Vater schwerhörig, wenigstens für menschliche Rede, während sie doch für Musik ein leises feines Ohr hatte. Diese Mängel mochten durch die enge Berührung ausgeglichen werden, in welcher sie beständig lebten, jahraus, jahrein und Tag und Nacht sich auf die kleine Wohnstube nach der Gasse und ein paar enge halbdunkle Kämmerchen nach dem schmalen Hof beschränkend, an einander drängend wie meine Kaninchen in ihrem Ställchen, an die sie mich auch sonst vielfach erinnerten. Besonders wenn sie, um den kleinen runden Tisch herumsitzend, ihr frugales Mahl knusperten, das, stets aus Brot, Salat, Früchten und dergleichen bestehend, wirklich ein kaninchenmäßig-vegetabilisches Ansehen hatte. Ich konnte mich nicht erinnern, jemals ein Stück Braten oder eine Flasche Wein auf ihrem Tische gesehen zu haben, wiederum im Gegensatz zu den Hopps, die fortwährend an ägyptischen Fleischtöpfen schmausten und dazu tranken wie homerische Phäaken.

So hätte denn, alles in allem, das düstere Haus mit dem muffigen Duft (welcher besonders in der Wohnstube stark ausgeprägt war) und seinen lichtscheuen, knusprenden Bewohnern keinerlei Anziehungskraft für einen lebhaften phantastischen Knaben gehabt, wäre nicht meine Freundschaft für Emil gewesen, die eben jetzt in voller Blüthe stand, und hätte das Haus nur ein Unten und kein Oben gehabt. Aber es hatte ein Oben, und welch prachtvolles: die vier über einander liegenden Kornböden in dem thurmartig aufragenden und sich zuspitzenden Giebel. Auf dem untersten und breitesten war der Weizen aufgeschichtet; dann kam der zweite, bereits etwas schmalere, mit dem Roggen, der dritte mit der Gerste, der vierte, oberste schmalste, mit dem Hafer. Von oben aber bis auf den Flur mitten durch das Haus schnurrten die Seile der großen Winde, deren mächtiges Rad unter den Dachsparren befestigt war, und die unten mit schweren eisernen Haken die zusammengeschnürten Säcke faßten, um dieselben, je nach ihrem Inhalte, in den verschiedenen Böden abzusetzen auf das von oben dumpf herabschallende Stopp! das Signal für die beiden Männer unten, vom Ziehen abzulassen. Stand man aber oben und blickte durch die offenen Luken (sie wurden hernach wieder geschlossen) niederwärts, so war es, wie wenn man von dem Deck eines mächtigen Auswanderungsdampfers durch die verschiedenen Etagen in den untersten Raum blickt, nur daß die Höhe noch viel beträchtlicher war und man schon vollständig schwindelfrei sein mußte, um sich über die aufgestellten Klappen der Luke zu biegen und auf die beiden Aufwinder hinab zu sehen, die dann nicht größer zu sein scheinen, als ich selbst. Und während ich dann mit wollüstigem Schauer in die Tiefe starrte, stand Emil hinter mir, mich ängstlich an der Jacke zupfend, mit weinerlicher Stimme anflehend, zurückzustehen, entsetzt zurückprallend, wenn nun das emporschwebende Säckebündel in der Oeffnung auftauchte und ich mit den Abnehmern oben lustig mein Stopp! in die Tiefe hinabschrie.

War das aber schon ein herrlicher Sport und das Wühlen mit den Worfelschaufeln in den breiten goldenen Getreidehaufen ein anderer — als der allerherrlichste erschien mir damals (und erscheint mir noch heute), da oben an einem schönen Sonntagssommermorgen in einem der Giebelfenster (es waren freilich keine Fenster, sondern nur mit hölzernen Läden verschließbare Oeffnungen) auf dem selbst noch hier oben mannsdicken Mauerrand zu sitzen und aus langen thönernen Pfeifen Seifenblasen in die blaue Luft zu schicken. Auch bei diesem Vergnügen starb der gute Emil fast vor Angst, ich könnte doch einmal, mich zu weit vorbiegend, von der Höhe auf das Hofpflaster hinabstürzen. Und dann: für sein kurzsichtiges Auge verschwanden die schillernden Ballons, auch wenn sie in windstiller Luft langsam davonschwebten, allzu bald, und für ihn vergebens überhauchte der Sonnenschein die luftigen Kugeln mit allen Farben des Regenbogens. Aber für mich! Guter Gott, ich könnte weinen, denke ich der Seligkeit da oben in freier schwindelnder Höhe, die ganze schöne Welt unter mir: braune Häuserdächer, schattige Höfe, die grüne Erde und das blaue Meer, über mir der blaue Himmel, an dem weißschimmernde Wölkchen schweben, wie unten auf dem Meere weißschimmernde Segel — ach, da zu sitzen, während die junge Brust, in unbewußter Wonne den sonnigen Aether athmend, von unaussprechlichen Empfindungen schwillt, und der reinen, morgenwindumfächelten Stirn Phantasien entschweben, luftig, bunt und zerflatternd wie die Seifenblasen, und in denen wir doch vielleicht schon alles Höchste und Größte vorträumen, was später jemals unsere Seele entflammen wird!

Und schon hatten die phantastischen Träume meiner jungen Seele angefangen, bestimmtere Formen anzunehmen. Das Bild des schönen hohen Majors, wie er da über die Schwelle in des Vaters Werkstatt trat (die mir in jenem Momente zum ersten Male klein und ärmlich erschien), war unverwischt in meiner Erinnerung geblieben, ja hatte nur noch stattlichere Dimensionen und leuchtendere Farben angenommen. Ich hatte ihn auch bereits zweimal wiedergesehen: aus der Nähe eines Morgens, als er an der Spitze des Bataillons zum Exerciren mit klingendem Spiele durch unsere Gasse kam; aus scheuer Entfernung das zweite Mal, als er bei der Parade auf dem Marktplatze unter den anderen Officieren stand eines Sonntagvormittags, er der Schönste und Herrlichste von Allen. Wie aber Phantasie und Gemüth eines Volkes von einer mächtigen Persönlichkeit, welche unter ihm aufsteht, so ergriffen und erfüllt werden kann, daß seinem mächtigen Willen nachzuleben höchste Ehre und Pflicht scheint, und Denken und Empfinden eines Jeden allmählich die Farbe seines Denkens und Empfindens annimmt, so war jetzt der Major für mich mein Ideal und mein Heros, nur daß ich mir schmeichelte, ihm dereinst nicht bloß ähnlich, sondern gleich zu werden, Major zu werden: an der Spitze einer Schar, die sich für meine Phantasie ins Endlose dehnte, zur Stadt hinaus zu reiten, während von dem Trommelschlag die Fenster klirrten und die Leute vor den Thüren alle nach mir schauen, wie ich jetzt nach ihm.

Es war ein keckes Vorwegnehmen zukünftiger Herrlichkeit, wenn ich mich bereits jetzt von dem guten Emil „Herr Major" bei unseren kriegerischen Spielen nennen ließ und in dieser meiner Würde (welche mir die höchste auf Erden schien) von unserer Bodenluke aus die Welt, die mir zu Füßen lag, und über welche meine bunten Seifenblasen dahinschwebten, vertheilte. Freilich zu ungleichen Theilen. Indem ich Emil alles, was diesseit des Wassers lag, großmüthig überließ, nahm ich für mich die Insel drüben, die ich noch nie betreten hatte, und in welcher ich, wenn ihre mit grünen Streifen durchschlängelten Sandufer im Sonnenschein herüber schimmerten, das Land erblickte, wo alles, was sich meine Seele träumte, vollste herrlichste Wirklichkeit war.

Und wenn man sie nun kennen lernt, diese Wirklichkeit, und sieht, daß die reinsten schönsten Träume unserer Jugend an ihrer Rauhheit zerflattern wie Seifenblasen; der Widerstand der stumpfen Welt, von welchem der Dichter spricht, sich mit nichten besiegen läßt (oder doch wiederum nur in der Phantasie); in Wirklichkeit aber uns besiegt, in den Staub tritt, uns den Fuß auf den Nacken setzt und, nachdem er uns vor der Welt die tiefste Schmach angethan, nun noch die allertiefste von uns heischt, der Sünden größte: das Abschwören unserer Ueberzeugung — ach! ist es für ihn, der so zurückschaut auf ein verfehltes und verfehmtes Leben — ist es lächerliche Feigheit, zu wünschen: wärst du doch an einem jener duftigen Sommermorgen aus deiner Sonnennähe und deinen Ikarusträumen hinabgestürzt und hättest dir den Kopf zerschellt unten auf den spitzigen Steinen des Hofes! Oder, es wäre dir beschieden gewesen, nie aus deinen Träumen zu erwachen zum Bewußtsein dessen, was ist, sondern, dem „Mallen Heinrich" gleich, so weiter durch das Leben zu gehen, das für dich nicht existirt, die Seele voll von Musik, der schönen Musik, vor der die Teufel heulend in den Abgrund stürzen, während sich oben die Himmel öffnen, wo Gott Vater auf seinem strahlenden Sonnenthron sitzt, umschwebt von Engeln, deren Flügel in allen Regenbogenfarben schimmern — wie Seifenblasen!

Ich denke schaudernd der Unglückseligen, aus deren verstörter Seele heraus ich diese Worte geschrieben habe.

Und wer von uns — uns Jüngeren zumal — darf sich berühmen, daß er nie zu diesen Unglückseligen gehören wird?

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Anschuß.

(Mit Illustration S. 28.)

Frost, Sturm und Schneegestöber — und dann allein mitten im Forste Schutz suchend hinter einer halb hohlen Zwergeiche, gehört eben nicht zu den behaglichsten Situationen. Hat man aber eine Büchsflinte bei sich und in jedem Laufe eine Kugel, und steht die alte Eiche auf einem Reviere, auf welchem Sauen und Rothwild nichts Seltenes sind, so läßt man sich auch einmal solches Unwetter gefallen — zumal wenn es nach Westen hin nicht so ganz grau in grau erscheint, sondern der sich in die sturmgepeitschten Schneeflocken stehlende röthliche Ton die Hoffnung erweckt, daß es lichter wird und Sturm und Schneegerieſel bald vorüber ziehen.

Die Eiche, welche mir bei diesem Unwetter Schutz gewährte, steht im Reinhardswalde auf einem Streifen zwischen dem „Alten Gehäge" und „Marzerkopfe". Früh hatte der Winter eingesetzt, am Martinstage 1869 lag der Schnee dort oben schon über spannehoch. Meine Hoffnung erfüllte sich bald. Nach Westen hin wurde es immer röther — es schien ein riesiger Purpurvorhang die Fernsicht zu verhüllen — die Schneeflocken fielen dünner, und endlich schimmerte durch dieselben der Feuerball der untergehenden Sonne. Sturm und Schneeschauer waren vorübergezogen. Nach solchem Schneesturme „tritt" alles Wild früh „aus" (der Dickung), und der Birschgang ist auch nicht allzu schwer, weil der Tritt durch den Daunenpelz, der die Erde deckt, gedämpft und fast unhörbar wird. Da stand auch schon ein Sprung Rehe jenseit der Thalschlucht in einer kleinen Lärchenschonung, und ein Stück Rothwild, vielleicht war es auch ein „Spießer" (Spießhirsch), zog langsam derselben Stelle zu und fing gleich den Schnee von der Haide zu scharren und zu äsen an. Um an das Wild heran zu kommen, mußte ich auf einer Bahn, welche durch die diesseitige Dickung führte, bis zu einem schmalen Wiesengrunde birschen. Von hier aus war es vielleicht möglich, meine Kugel anzubringen.

Kaum war ich aber auf der erwähnten Bahn 50 Schritte vorwärts gebirscht, so war Reh- und Rothwild vergessen. Die Schneise senkt sich hier ein wenig; rechts in dieser Bodenfalte war die „Verjüngung" (der junge Buchenbestand) sehr lückenhaft, und auf dieser lichteren Stelle wimmelte es von Sauen. Frischlinge, Ueberläufer, Bachen und Keiler — grobe und geringe, Alles bunt durch einander. Wo eben ein schwarzer Flecken gestanden, war es gleich wieder weiß oder von den beblätterten Buchenbüschen gelb — das wechselte wie ein dreifarbiges Kaleidoskop, immer schoben sich die drei Farben vor einander her, überall Leben, nirgends Ruhe, nirgends ein fest stehender schwarzer Umriß, den ich als Zielpunkt hätte nehmen können. Und das Jägerherz ist bei einer solchen Gelegenheit, die im Leben vielleicht nur einmal vorkommt, auch nicht so ruhig, als wenn man einen Hasen auf der Falge sitzen sieht — das hämmert und pocht in der Brust wie auf einem Hüttenwerke, man kann die Herzschläge hören, der ganze Körper bebt, und selbst die Augen zittern im Kopfe. Da heißt es alle Willenskraft zusammengenommen und das Jagdfieber gedämpft — sonst wird es nichts mit dem Schusse — aber rasch! denn wenn die Sauen — es waren 20 bis 25 Stück — aus dem lichten Buschwerk in die Dickung ziehen, so sind sie für mich verloren.

Es kam jedoch anders. Ein starkes Schwein, das stärkste Stück der Rotte, schlug sich plötzlich ab und trollte in der Gosse den Berg herab der Bahn zu. Jetzt kam ich fast sicher zu Schuß. Der schwarze Bursche blieb alle paar Schritte stehen und lauschte, aber immer gedeckt, daß ich nicht schießen konnte, und durch einen Busch schießt man auch nicht gern, die Kugel verschlägt sich zu leicht in ihm.

Jetzt stand der Keiler mit dem Gebrech, vor dem die langen Gewehre (Hauzähne) weiß hervorragten, im Freien, aber das Blatt war gedeckt durch die Eichenreihe, welche der Bahn entlang gepflanzt war, und durch einen lichten Busch schimmerten die Borsten der Keule. Noch einen Schritt! nur noch einen Schritt vorwärts, alter Basse, daß dein Blatt frei wird! — einen Schritt! Wie langsam doch in einem solchen Augenblick die Sekunden am Bewußtsein vorüberzogen werden! — Jetzt trollt der schwarze Gesell voran — der Finger berührt den Stecher — Knall — Kugelschlag — Pulverdampf — aufwirbelnder Schnee — das kaleidoskopische Gewimmel — Knacken und Brechen von Zweigen — — ja! ich hatte das Korn wohl in der Kimme — aber dasselbe auf einen dahinhuschenden und verschwindenden — und wieder auftauchenden schwarzen Schatten zu bringen, das war mir nicht möglich, die zweite Kugel blieb im linken Rohr.

Alles war wieder still und leblos, kein Laut störte den hereindämmernden Winterabend. Ich hatte wieder geladen und ging auf den Anschuß. Der Keiler hatte es nach dem Schusse eilig gehabt, tief hatte er „eingegriffen" (durchgetreten), und hinter jeder Fährte war der Schlamm über den weißen Schnee gespritzt. Das war kein schlechtes Zeichen. Auf dem Schnee lag ein Büschelchen Borsten, viele nur einen Zoll lang und noch kürzer. Sie waren „abgeschossen", wie der Jäger sagt, während sie bei einem Streifschusse in ganzer Länge bleiben, das war ein gutes Birschzeichen. Ich wickelte die Borsten in ein Stückchen Papier und folgte der Fährte über die Bahn einige Schritt in die andere Dickung — kein Tröpfchen „Schweiß" auf dem blanken Schnee, nicht ein einziges rothes Mal — das Zeichen wollte mir gar nicht gefallen. Ich umschlug die dreieckige Dickung, ob der Keiler wieder heraus sei. Ja! da war guter Rath theuer. Fährte an Fährte stand heraus, herein, starke und geringe flüchtige und von ruhig trollendem oder stehendem Stücke — es sah aus, als sei Eumäus, der berühmte Sauhirt Odysseus', hier mit seinen Pflegebefohlenen gewesen. Eine schweißige Fährte aber war nicht dabei. Für heute blieb mir nichts übrig als heimwärts zu gehen.

Eine Stunde später trat ich in die Wohnung des Försters.

„Na, Glück gehabt?"

Ich gab ihm das Papier mit den abgeschossenen Borsten.

„Die Kugel sitzt. War es ein starkes Schwein?"

Ich erzählte kurz die Geschichte.

„Kein Schweiß?"

„Kein Tropfen. Das einzige Birschzeichen sind die abgeschossenen Borsten."

Der Förster kratzte sich mit beiden Händen die schwarzen Locken hinter den Ohren. „Morgen früh muß ich erst Holz abnehmen. Um 12 Uhr wollen wir uns beim ‚dicken Förster' treffen."

Der „dicke Förster" ist die stärkste gesunde Eiche des Reinhardswaldes, ein Riesenbaum, wie es nur noch wenige giebt.

Schlag 12 Uhr war ich in Begleitung meines langhaarigen deutschen Hühnerhundes auf dem Rendez-vous-Platze, wo auch der Förster, seinen Schweißhund am Riemen, soeben angekommen war.

Dorthin, wo Hochwild steht, gehört der Schweißhund. Es ist eine specifisch hannöversche Rasse, die früher in drei ein wenig von einander verschiedenen Formen gezüchtet wurde. Heute werden jedoch nur noch zwei anerkannt, eine hochläufigere leichtere, die verschmolzene Jägerhof- und Harzrasse und eine kurzläufigere schwerere, welche Jahrhunderte lang auf dem Solling in der Oberförsterfamilie Steinhoff auf dem Winnefelde rein gezüchtet ist. Diese Hunde folgen noch nach 24 Stunden, ja noch länger, wenn es inzwischen nicht stark geregnet hat, der Fährte des kranken Hirsches, selbst wenn ein Rudel gesunden Wildes dieselbe gekreuzt hat, und bringen den Jäger sicher an den verendeten oder kranken Hirsch. Bei groben kranken Sauen ist die Sache jedoch etwas anders. Die nehmen fast regelmäßig den herankommenden Hund an, und da derselbe, weil er an einem 30 Fuß langen Schweiß- oder Birschriemen geführt wird, in der Dickung nicht ausweichen kann, würde derselbe unzweifelhaft „kaput" geschlagen, wenn der Jäger so leichtsinnig sein sollte, ihn zu einer solchen Arbeit zu benutzen.

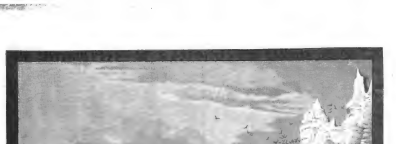
Wir standen auf dem Anschuß. Der Förster besah sich die Fährte, den vorwärtsziehenden Hirschmann am Birschriemen zurückhaltend, und zog dann einige Schritte auf ihr entlang: „Ein starkes Schwein, hoffentlich sitzt die Kugel gut. Ich glaube, es wird das Beste sein, Sie lösen Hektor und ‚suchen verloren', wenn ich mich unten angestellt habe." Krankes Wild hält fast regelmäßig bergab. Hektor war der vielseitigste Hühnerhund, den ich je besessen habe. Er stand Hühner und Hasen auf dem Felde, wurde bei Holzjagden als Treiber, bei Saujagden als Finder benutzt. Wie manche Ente hat er mir nicht aus Weser und Diemel geholt. Wild, was er nicht tragen konnte, „verbellte er todt". Veranlassung zu seinem Tode wurde ein angeschossener zweijähriger Keiler, der in den „Pottkaulen" auf mich zuhumpelte und dem verbellenden armen Hektor den Hinterlauf eine Sekunde früher aus der Pfanne schlug, als der Schwarzkittel meine Kugel in den Kopf erhielt.

Der Förster hatte sich angestellt, Hektor war gelöst, und wir zogen der Fährte nach in die Dickung. Zwanzig Schritt ging die Sache vorzüglich, dann hörte es aber auf. Die Büsche standen hier so dicht, daß ich mich kaum zwischen denselben hindurch pressen konnte, und der Schnee-Anhang rieselte mir in Nacken und Gesicht, daß es unmöglich war nur einen Schritt vorwärts zu sehen. „Such verloren, mein Hund!" Einen Augenblick, aber nur einen Augenblick war es noch still in den Büschen, dann ertönte „der grobe Hals" (tiefe Stimme) meines langjährigen Jagdgefährten in langsamen und so regelmäßigen Zwischenräumen, wie das Ticken einer Uhr — er war „standlaut". Das ist für einen Jäger das frohe Zeichen, daß sich krankes Wild vor dem Hunde gestellt hat, oder daß er todt verbellt. Sauen lassen sich freilich auch im Bewußtsein ihrer Kraft, wenn sie gesund sind, verbellen — hier war es aber unzweifelhaft der kranke oder verendete Keiler, den ich suchte. Auf Händen und Füßen kroch ich vorwärts, den Hirschfänger in der Scheide gelüftet — — in solcher Aufregung fühlt man keinen Frost. Endlich war ich bei Hektor. Die Haare auf dem Rücken gesträubt, die Ruthe halb eingekniffen — mit weit vorgestrecktem Halse stand er da und ließ sein wüthendes Gauß! Gauß! Gauß! erschallen. Ich lag lang auf dem Schnee, um unter den Büschen hinwegsehen zu können. Da saß an einem Erdstocke der Keiler — die Borsten halb gesträubt und mit gefrorenem Schnee behangen, die Läufe unter den Leib gezogen — die fingerlangen, weißen Gewehre zeichneten sich scharf vor dem schwarzen Gebrech ab — aber das Gebrech klatschte nicht wüthend auf und zu — der Keiler „wetzte" nicht mehr — — er war in sitzender Stellung verendet.

Karl Brandt.

Auf dem Anstand.
Nach dem Originalbilde von Karl Hilgers.

Digitized by Google



Originalzeichnung von **Rudolf Cronau**.

Die Nadeln.*

An Englands Grenze ragen
Drei Felſen aus dem Meer,
Man nennet ſie „die Nadeln“
Von alten Zeiten her.

Wie manche ſchöne Hoffnung
Sah'n ſie vorüber zieh'n,
Wie viele tief Betrübte
Dem Heimathland entflieh'n!

O Herz, du ſollſt nicht zagen,
Fährſt du vorüber hier;
Iſt Meer zu deinen Füßen,
Iſt Himmel über dir!

---

* Die „Nadeln“ (needles) ſind die äußerſten Kreideklippen der Inſel Wight, dem deutſchen Auswanderer der letzte Scheidegruß, wohingegen ſie dem von Amerika Kommenden den erſten Willkommgruß Europas bieten.

Die Andere.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **W. Heimburg**.

(Fortſetzung.)

Ich trat ans Fenſter und ſuchte nach allen möglichen Gründen, die für Charlottens Worte eine Entſchuldigung ſein könnten, und ich fand nur einen. Sie war allzuſehr verzogen, allzuſehr verwöhnt worden, von mir, von dem Vater, von der Großmutter und zuletzt von der Geſellſchaft. Ja freilich, wir trugen die Schuld! — Hand aufs Herz, Tone, wenn Dir alle Welt ſo zu Füßen gelegen wie der ſchönen Schweſter, wenn Dir jeder Wunſch erfüllt worden wäre, bevor Du ihn noch ausgeſprochen, was wäre aus Dir geworden? Hätteſt Du die Flügel ſo ſtill zuſammengelegt wie jetzt? Und kämſt Du Dir ſchon ſo alt vor, ſo vernünftig und ſo fertig mit dem, was die Welt zu bieten vermag? Es war mir freilich auch nicht leicht geworden, ſo „vernünftig“ zu werden, war ich doch ebenſo lebensfreudig wie ſie und hätte auch ſo gern gefallen im lichthellen Ballſaal; aber da tönte mir das Wort in die Ohren: „die Andere“.

Die ſchöne Werthern und „die Andere“ hießen wir. Ich hörte mich einſt im Geſpräch ſo nennen von einem Paar Lippen, deren Lachen und Plaudern ich ſo gern gelauſcht, faſt zu gern. „Die Andere“ — und welch ein Ton dazu! Und dann bemerkte einmal eine junge Frau hinter mir, daß die „Andere“ ſich auch juſt ſo anzieht wie ihre ſchöne Schweſter; „haben Sie je etwas Ungleichartigeres geſehen, wie die Wertherns?

Ich habe an jenem Abend in meinem ſtillen Zimmer ewig lange vor dem Spiegel geſtanden und habe mir gelobt, nie wieder Balltoilette zu machen, und die „Andere“ hat es gehalten. Es war, als ob dies Wort meine Selbſterkenntniß erſt geweckt hätte — oder mein Mißtrauen? Ich fand, daß der Vater, die Großmutter, Hans, ſelbſt die Dienſtleute mich als die „Andere“ betrachteten. Lotte, Lotte und immer zuerſt Lotte, und ich fand, daß ich unbewußt ganz ebenſo mit ihr gethan.

Wie traurig war ich damals, und wie ſchnell überwand ich doch Alles und fand mich, kraft meiner natürlichen Anlagen, in die Stelle der Hausmutter und der guten allzeit bereiten Rathgeberin, und wie nöthig ward es bald! Manchmal zwar kam heiß die alte thörichte Sehnſucht nach Lebensfreuden und nach Glück über mich, dann ließ ich Wirthſchaft und Stopfekorb und grub die thränenden Augen in die Kiſſen meines Bettes. Und wenn ich mich wieder ausgeweint, ſo ward es mir leicht, das Prinzeßchen zum Ball zu putzen und die Zügel der Wirthſchaft wieder feſt zu halten. Und immer ruhiger und zufriedener wurde ich — bis das Unglück kam; der Vater todt, der Bruder fort ins Elend und wir — mittellos, ganz mittellos, ſobald die hochbetagte Frau die Augen ſchloß. Wie bang, wie öde dehnte ſich die Zukunft vor mir! So ſtand ich am Fenſter in jener Mondnacht und ſah in

Digitized by Google

den winzigen Hof hinunter und auf die entblätterte Akazie, die des Vaters Freude gewesen. Der Anblick hatte mich sonst immer traurig gestimmt; wie ein Gefangener war mir der Baum erschienen zwischen den grauen Mauern der Hintergebäude; — heute dünkte es mich, als gäbe es keine schönere Aussicht auf der weiten Welt, als könnte ich mich nicht trennen von dem einsamen Baum, auf den nun fremde Menschen blicken würden von diesem Fenster aus.

Ja, sehr schwer ward das Scheiden, und wir ließen doch nichts weiter zurück, als todte Vergangenheit.

Es hatte gereift an jenem Morgen und empfindlich kühl war es während der Droschkenfahrt durch die schlummernde Stadt. Abschied hatten wir von Niemand genommen, die Stunde der Reise war sorgsam verschwiegen geblieben; so kam es, daß wir unbehelligt unser Gepäck besorgen und ungesehen in das Frauencoupé dritter Klasse schlüpfen konnten. Lotte, die ihr letztes Taschengeld an ein Hundebillet für Schnips gewendet hatte, setzte sich wie ein Opferlamm auf die harte Bank; sie war sehr blaß, aber sie weinte heute nicht. Ich machte der alten Dame einen bequemen Sitz aus Kissen und Schlummerrollen zurecht und schob ihr ein Bänkchen unter die Füße. Lotte rührte sich nicht; sie sah starr hinaus in das Häusergewirr, welches der Zug zunächst durchschnitt, und ihre Hände umfaßten ein großes Veilchenbouquett, das gestern Abend für sie abgegeben war mit einer wappengeschmückten Karte. Als der Zug an den letzten Häusern vorüberbrauste, warf sie die Blumen mit hastiger Bewegung hinaus, als sollte nichts sie erinnern an das, was hinter ihr versank. Dann holte sie tief Athem, legte den Kopf zurück, zog den Schleier vor das Gesicht, und so blieb sie während der ganzen langen Fahrt.

Da draußen aber war allmählich die Gegend immer schöner geworden und das Flachland längst einem hügeligen Terrain gewichen. Anmuthig lugten Dörfer aus dem bunten Laube des Herbstwaldes, wolkenlos blaute der Himmel über der Erde; nach langer Regenzeit der erste schöne Tag. Der September grüßte noch scheidend. — Wenn's so licht wird um uns herum, dann faßt das Herz wieder Muth, und was ich lange nicht gekonnt, ich begann Pläne zu machen, Hoffnung an Hoffnung zu knüpfen, Luftschlösser zu bauen. Wer weiß, welch Glück in dem Städtchen auf uns lauert? Es sitzt vielleicht schon auf der Schwelle der kleinen Wohnung und wartet nur auf unser Kommen, um uns seine Rosen in den Schoß zu werfen? Lotte findet vielleicht einen Prinzen, Großmama lebt auf in der schönen Luft, im Verkehr mit den alten Bekannten, und, ob es nicht eines Tages an die Stubenthür klopft und unser lieber Hans kommt wieder, ruhig, gesetzt, kein bißchen mehr leichtsinnig? Das wäre das Schönste! — Und als hätt' ich dies Alles schon fest an seinen vier Zipfeln, rückte ich näher zu der alten Großmama, drückte ihr die Hände und sah in ihr kleines verwelktes Gesichtchen. „Es wird noch Alles gut," sagte ich, „noch Alles!"

Und die alte Frau neigte ernsthaft den Kopf. „Warum auch nicht? Aber es ist dennoch gut, daß die Zukunft verborgen liegt."

Ehe die Sonne versank, hielt der Zug in Triebelsberg, der Station, wo wir das Coupé mit dem Omnibus vertauschen mußten, denn noch besaß Rotenberg keine Bahnverbindung. „Nun kommt das Anstrengendste der Reise," meinte die Großmutter. „Ihr könnt mich möglicherweise todt aus dem Marterkasten heben, wenn wir in Rotenberg gelandet sind. Aber das hilft denn nichts, also vorwärts! Lotte, gieb mir den Arm; Tone, besorge das Gepäck und belege Plätze in der Arche Noah."

Das lange schmale Fuhrwerk mit den zwei abgetriebenen Pferden repräsentirte sich in der That nicht gerade vertrauenerweckend meinen Augen, als ich eilig um die Ecke des Stationsgebäudes kam; aber daneben stampften ein Paar große kugelrunde Apfelschimmel den Kies des Platzes, und auf dem Bock der stattlichen Kutsche saß ein Rosselenker, der sogar eine Art Livrée trug, ein bildhübscher junger Bursche. Er hielt die Peitsche, an der oben eine hochrothe Schleife befestigt war, wie ein Posten sein Gewehr und pfiff dazu ein Liedchen. Das Gefährt imponirte mir sehr — oder war es Neid? Ich mußte mich im Vorübergehen noch einmal danach umsehen. „Wenn ich das hätte für die Großmama!"

Da trat Etwas zwischen mich und den Gegenstand meiner Bewunderung, und eine Männerstimme fragte: „Entschuldigen Sie, Fräulein, habe ich die Ehre, eine der Werthern'schen Damen zu sehen? Ich bin Fritz Roden, und gekommen, die Herrschaften mit unserem Wagen abzuholen."

Ich hatte schon während seiner ersten Worte freudig bejaht und legte nun meine Rechte in die treuherzig gebotene Hand des jungen Mannes. Es waren ein Paar ernste ehrliche Augen, die halb verlegen zu mir herunter sahen, denn Fritz Roden war ein junger Riese, der mich, obgleich ich ganz und gar nicht zu den Kleinen gehörte, um eine Kopflänge überragte. Und diese Augen schauten unter einer gewölbten Stirn hervor, über der sich starke blonde Haare krausten, genau so blond und dick wie bei unserem Hans. Ich hatte gar nicht das Gefühl, er sei ein völlig Fremder, und stellte ihn eiligst der herankommenden Großmutter und Schwester vor, ganz beglückt von der Aussicht, im bequemen Wagen fahren zu können und so freundliche Menschen in dem unbekannten Rotenberg zu finden.

Er hatte wirklich etwas Unbeholfenes, der Herr Fritz Roden, denn als er jetzt vor Großmama und Lotte stand, wußte er gar nichts zu sagen; er stotterte nur und schüttelte der alten Dame die Hand, als wäre sie sein Dutzbruder; und als Lotte, die den Schleier zurückgenommen hatte, ihn von oben bis unten betrachtete, wobei sich allmählich ein staunendes Lächeln über ihr reizendes Gesicht verbreitete, wurde er so roth wie Purpur und ging eiligst voran, dem Wagen zu. Als wir eingestiegen waren, lehnte er, noch mehr erröthend, die Einladung ab, neben mir — Lotte konnte nie das Rückwärtsfahren vertragen — Platz zu nehmen, und schwang sich zu dem Kutscher auf den Bock. Lotte hatte inzwischen mit demselben staunenden Blick, mit dem sie Fritz Roden betrachtete, den Kutscher, die Pferde und die gehäkelten Schutzdecken der Wagenpolster gemustert; nun lehnte sie im Fond, den Pinscher zwischen sich und der Großmama, ließ den schwarzen Kreppschleier um ihr blasses Gesicht flattern und vom Abendwind die Stirnlöckchen verwehen und versank in Träumereien, wie es so ihre Art war.

Die Großmutter schlief, und Schnips legte den Kopf in Lottens Schoß, blinzelte noch ein wenig und schlief dann ebenfalls; der Wagen fuhr in langsamem Trott in die sinkende Nacht hinein, und hinter uns versank die Sonne in feurigem Roth. Ich starrte so lange hinein, bis mir die Augen wehthaten; und als ich mich wie geblendet umsah, erblickte ich durch die grünen tanzenden Flecke vor meinen Augen Fritz Roden, der sich auf dem Bock halb herumgedreht hatte und Lotte anschaute. Als nun mein Blick zu ihr flog, bemerkte ich, daß sie ihn ebenfalls anstaunte; aber es war ein trotziger Ausdruck in diesen großen schönen Augen, als wollte sie fragen: „Wer bist Du? Was willst Du? Ist es auch der Mühe werth, Dich zu bemerken?"

Damals verstand ich sie nicht; mir verschwand nur plötzlich jenes beglückende Gefühl, das mich noch eben belebt hatte; mich fror, und ich ärgerte mich und konnte nicht sagen, über was? Nach einem Veilchen bog Lotte sich vor und raunte mir lachend ins Ohr: „Alles ein Schlag, Tone, die dicken Schimmel und der große Mensch in Stulpenstiefeln und Joppe; die Pferde werden nicht durchgehen und er —"

Sie verstummte, denn eben wendete er sich wieder zu uns und sagte: „Jetzt sind wir gleich daheim."

Es war völlig dunkel geworden, der Wagen fuhr schneller durch eine finstere Allee, dann rasselte er über ein entsetzliches Steinpflaster, so daß Großmutter unsanft geweckt wurde und sich räuspernd zurecht setzte. Und nun Häuser, erleuchtete Fenster; unter einem Thorbogen ging es hindurch, über einen weichen chaussirten Weg, an stattlichen Bäumen vorbei, hinter denen schwarz und massig ein langgestrecktes hohes Gebäude lag; zur Rechten ein wunderliches Gemisch von Mauern und verschnörkelten Giebeln, die in den dunklen Abendhimmel ragten, und nun noch einmal ein Thorbogen und wir fuhren in einen weiten Hof. Helle Fenster winkten uns, Hundegebell schlug uns entgegen, der Wagen hielt vor der gewölbten weit geöffneten Hausthür, und durch den erleuchteten Flur kam rasch eine kleine alte Dame, die sich eilends die Hände an der blendend weißen Schürze wischte, uns entgegen.

„Frau von Werthern!" rief sie, „welch große Freude! Ach, und die lieben armen Kinder! —" Dann brach ihr die Stimme im Weinen.

Das war Fritz Roden's Mutter. So mußte sie auch aussehen, dachte ich, als wir längst in der Wohnstube am gedeckten Tisch saßen

und ich noch immer nicht müde wurde, ihr freundliches Gesicht zu betrachten. Ja, wenn ich überhaupt nur die traute Gemüthlichkeit beschreiben könnte! Dieses weite, nicht allzu hohe Zimmer, die schneeigen Vorhänge der Fenster, die weißgescheuerten Dielen; in der Mitte des Raumes der Tisch mit dem feinen selbstgesponnenen Damast und den altmodigen Tellern und Schüsseln; die Schrankuhr an der Wand, der solide Mahagonischreibsekretär und der große gelbliche Kachelofen, der so lustig bollernd in der Ecke stand, neben sich den Sorgenstuhl. Dazu die zierlich behende Frau mit dem herzensguten Gesicht und den blauen Augen, die heute so oft in Thränen glänzten. Und wie behutsam der Riese mit seiner kleinen Mutter umging, als sei sie ein Kind, und wie die Mutter stolz auf den „Einzigen" blickte, wenn er durch das Zimmer schritt, oder wenn er gelassener Weise in ihr rasches Reden eingriff! Alle Befangenheit schien hier, wo er Herr im Hause, von ihm genommen, es umgab ihn plötzlich eine Art von Würde, die sein junges Antlitz eigenthümlich gut kleidete. Er saß oben an dem Ehrenplatz des Tisches und zerlegte bedächtig den Wildbraten, und vorher stand er hinter seinem Stuhl und sprach ein kurzes Tischgebet. Ihm zur Seite hatten die beiden alten Damen Platz genommen und Lotte und ich schlossen den Kreis. Lotte saß noch immer stumm, und ihre Blicke flogen hin und her zwischen Mutter und Sohn.

„Das sieht man, Frau von Werthern," meinte unsere freundliche Wirthin, „daß die lieben Mädelchen nur Halbschwestern sind; sie gleichen sich nicht eine Spur."

„Eine Familienähnlichkeit ist doch wohl vorhanden," erwiderte die Großmutter, die es immer peinlich berührte, wenn die Rede auf unsere so verschiedene Persönlichkeit kam.

„Auch nicht die Spur!" erklärte Fritz Roden und that einen durstigen Zug aus seinem Glase. „Ich glaube, es würde eine Unmöglichkeit sein, sie herauszufinden; die Eine der Damen ist zudem blond, die Andere brünett." — Dann hob er das Glas und stand auf. „Möge es den Damen gefallen," sagte er einfach, „zuerst in meinem Hause, sodann in Ihrer neuen Heimath überhaupt. Es ist nicht schlechter hier, als anderswo, es wohnen allerwärts Menschen mit guten Herzen, und die Sonne scheint über unser kleines Rotenberg ebenso golden, wie über Berlins Häusermeer. Ja, die Luft ist schöner hier, denn sie wehl über Wald und Feld, ehe sie in unsere Straßen dringt. Und der Schnee ist hier weißer und reiner als in der Großstadt, und mich dünkt, auch die Rosen blühen hier schöner und frischer. Mein Spruch ist der: Möchten Ihnen Allen hier die Rosen des Friedens und der Behaglichkeit blühen! Was wir, meine Mutter und ich, dazu beitragen können, das thun wir sicher und aus aufrichtigem Herzen."

Er stieß der Reihe nach mit uns an. Als er zu Lotten kam, flog wieder jenes leise Lächeln um ihren vollen kleinen Mund; er schien es aber nicht zu bemerken. Frau Roden hatte Großmutters Hände ergriffen und versicherte mit feuchten Augen, daß sie Alles, Alles aufbieten würde, um es uns in Rotenberg gemüthlich zu machen.

„Kennen Sie Berlin näher?" fragte plötzlich Lotte den jungen Mann. Es war das erste Wort, das sie sprach, und unwillkürlich erstaunte die alte Dame vor der schwingenden klangvollen Mädchenstimme.

„Ich habe dort mein Jahr abgedient," erwiderte er.

„Bei welchem Regiment?" examinirte sie.

„Bei dem Xten Garderegiment."

„Bei Hansens Regiment?" rief Lotte freudig.

„Ich kenne Ihren Herrn Bruder," bestätigte er und sah prüfend zu der Großmutter hinüber, als fürchte er, sie zu verletzen.

„Er war wohl Ihr Vorgesetzter und Sie standen vermuthlich bei seiner Kompagnie?" sagte Lotte und spielte mit dem silbernen Theelöffel auf ihrem Kompotteller.

„Es stimmt beinah," erwiderte er lächelnd. „Er war eben Fähndrich geworden."

„Hans hat uns schweren Kummer bereitet," begann die Großmutter plötzlich, „er hat seine Schwestern an den Rand der Armuth gebracht und seinen Vater in das Grab! Mein Sohn hatte ihn auf einen Bremer Lloyddampfer geleitet und kam krank vor Aufregung und Kummer zurück nach Berlin. — Am folgenden Tage machte ein Herzschlag seinem Leben ein Ende."

Es ward unheimlich still nach diesen Worten im Zimmer, nur unterbrochen durch das Klirren des Löffels, den Lotte heftig auf den Teller fallen ließ.

„Eine harte Beschuldigung!" sagte Fritz Roden endlich.

„Aber eine gerechte!" erwiderte die alte Frau. „Er war ein Spieler."

Lotte fuhr empor, wie ein verwundetes Reh, und ihre großen Augen füllten sich mit funkelnden Thränen.

„Davon weiß ich nichts," sagte Fritz Roden. „Ich weiß nur, daß er sein letztes Geld einem armen Soldaten gab, der nach Hause reiste, um die Mutter zu begraben, und daß er sich blindlings in die Spree stürzte, um irgend eine lebensmüde Person zu retten." Er sah plötzlich zu Lotte hinüber, und da traf ihn ein Blick, so dankerfüllt, so heiß, daß er verlegen inne hielt und in sein Glas blickte.

„Ja, das that Hans!" rief sie, „und ich weiß noch viel mehr solcher Züge von ihm. Aber das Ungewöhnliche, das, was nicht dem alltäglichen Schlendrian entspricht, das gilt heute für verwerflich, verachtenswerth! Hans war ein Mensch, der —"

„Der sehr leichtsinnig war," vollendete die Großmutter gelassen. „Gerade diese Züge, die Du betonst, bekunden einen Mangel jeden Ernstes, jeder reiflichen Erwägung. Es giebt ein Sprichwort: ‚Allzugut ist liederlich!'"

Lotte schwieg, aber sie sah zu dem jungen Mann hinüber, als erwarte sie Hilfe. Und als er stumm verharrte und nur leise und wie zustimmend das Haupt neigte, kam wieder ihr verächtliches Lächeln; sie lehnte sich in den Stuhl zurück, legte den Kopf an die hohe Lehne und betrachtete angelegentlich das braune geschnitzte Balkenwerk der Decke. Frau Roden aber suchte eifrig nach allerhand Trostgründen und führte ein Beispiel nach dem anderen an, in denen verlorne Söhne gebessert zurückgekehrt waren. Und so ging das Gespräch in der traurigen Bahn weiter, bis die Wanduhr zehn laute summende Töne hören ließ und gleich darauf draußen eine Thurmuhr ihr nachfolgte.

Sogleich erhob sich meine Großmutter; es wurden Lichter auf blitzblanken Messingleuchtern gebracht, und wir gingen durch den kühlen großen Hausflur, in dem es so eigen nach frischer Milch roch, die breite Treppe in das obere Gestock hinauf. Bis hierher gab uns auch Fritz Roden das Geleit, wünschte noch einmal alles Glück für den Rotenberger Aufenthalt und eine gute Nacht. Dann pfiff er seinem Jagdhund, der während des ganzen Abends neben ihm gelegen, und schritt aus der Hausthür.

„Er revidirt noch einmal, ob Alles wohl versorgt zur Nacht," erklärte die Mutter stolz. „Als mein Mann starb und er die Domaine übernahm, hatte ich begreiflicherweise Sorge, wie es werden würde; aber, so jung er noch war damals, es geht Alles genau so, wie bei dem Seligen, so schick und ruhig und glatt. Das Einzige, was ihm fehlt, ist eine Frau, denn ich kann zuweilen nicht mehr so recht, wie ich wollte. Aber — nun bitte, hier links, Frau Räthin!"

Wir waren über einen großen Vorsaal geschritten, auf dem mächtige Schränke breit und behäbig standen, und betraten nun die Logirstube, in der hochgethürmte blüthenweiße Betten unseren reisemüden Gliedern freundlich winkten. Auch hier prasselndes Holzfeuer im Kachelofen gegen die Herbstkühle, und ein feiner Lavendelduft; auch hier so traut und gemüthlich, wie unten im Wohnzimmer. Großmutter sollte nebenan im einfensterigen Zimmerchen wohnen. Und als unsere freundliche Wirthin noch tausend Fragen gethan, ob und wie wir zu liegen gewohnt seien? ob wir morgen früh Milch oder Kaffee wünschten? versprach sie, gleich früh mit uns die Wohnung zu besichtigen, die ganz in der Nähe — denn darauf hätte sie besonders Werth gelegt! — Und die Zimmer wären sehr hübsch; es seien ehemals fürstliche Gemächer gewesen. Das Gebäude, das Kavalierhaus geheißen, habe ein Regierender gebaut, ein prachtliebender Herr der lustigen Rokokozeit, welcher eine solche Menge von Gästen herzog, daß die Zimmer des Schlosses nicht ausreichten. Es liege diesem gerade gegenüber, und in der oberen Etage habe das kleine Quartier freigestanden; nur alte Akten hätten darin gelegen. Und der Fritz habe gleich schreiben müssen, ob das Logis nicht zu vermiethen sei? Und richtig, man habe es gestattet, und der Ertrag komme der Kleinkinderbewahranstalt zugute, die die Frau Herzogin hier ins Leben gerufen. Ja, so habe sich das gemacht; und freilich, die Tapeten seien alt, aber die schöne Fußbodentäfelung sei ganz deutlich wieder

zum Vorschein gekommen, nun Hanne und Rieke sie gescheuert und gebohnt. Es schaue ganz stattlich aus, und vom Hinterzimmer wäre Aussicht in ihren Garten. Im Frühjahr sei es dort blau von Fliederblüthen und vor Duft kaum auszuhalten, und just in dem Winkel kommen alle Nachtigallen von Rotenberg zusammen. Und nun wünschte sie vielmals „geruhsame gute Nacht“, und die kleinen Fräuleins möchten auf die Träume achten, es wäre gewiß etwas vom künftigen Bräutigam dabei und würde sicherlich wahr. Dann ging sie trippelnd hinaus und schloß so leise die Thür, als lägen wir schon allesammt im tiefsten Schlummer.

„Schlaft wohl!“ sagte nun Großmutter und ging in ihr Stübchen, und still begannen wir uns zum Schlummer zu rüsten. Lotte saß noch in ihrem weißen Frisirmantel auf dem Bette und bürstete die langen dunklen Haare, als ich schon halb im Schlafe war. Da hörte ich sie plötzlich leise vor sich hin lachen.

„Was ist denn, Prinzeßchen?“ fragte ich wieder munter geworden.

Da kam sie zu mir herüber und setzte sich auf meinen Bettrand. „Hilf mir einflechten,“ bat sie. Und während ich die wuchtigen Strähne in einander schlang, lachte sie wieder.

„Weßhalb lachst Du?“ fragte ich noch einmal.

„Weil ich mich amüsire,“ sagte sie und schüttelte aufstehend die Flechten in den Nacken zurück. „Ich finde, wir passen so ausgezeichnet gut in diese Idylle; ich wenigstens. Schlafe wohl, aber träume nicht von diesem ‚trefflichen Jüngling‘, der entschieden ein Jahrhundert zu spät auf die Welt gekommen ist. Morgen lese ich ‚Hermann und Dorothea‘ einmal wieder und denke dabei des ‚wohlgebildeten Sohnes und der sorglichen Hausfrau‘.“

„Mir gefällt es sehr gut hier, Lotte,“ erwiderte ich ärgerlich.

„Ja freilich. Es ist so urgemüthlich, so kuhstalldustig — Du hattest von jeher ein tendre für Dorfgeschichten.“

„Pfui, Lotte!“

„Ach, ich habe Sehnsucht nach Berlin, tödliche Sehnsucht!“ schluchzte sie auf einmal, „ich weiß es, ich sterbe, wenn ich hier bleiben muß!“ Und mit dieser schauerlichen Prophezeiung legte sie ihren schönen Kopf in die Kissen und weinte zum Herzbrechen.

Ich war schon wieder eingeschlafen, da hörte ich noch einmal meinen Namen rufen.

„Was denn, Lottchen — bist Du krank?“

Aber da schallte es leise kichernd durch das dunkle Zimmer: „Tone, hast Du die große Ledertasche gesehen, welche die wackere Hausfrau unter der Schürze hängen hatte? Ein großes rothes Herz aus Saffian ist darauf gesteppt. Da sind die Milchgroschen darin! sie verkauft eigenhändig das schäumende Naß. Was meinst Du, wenn sich der ‚wohlgebildete Sohn‘ in Dich oder mich verliebte und wir bekämen am Hochzeitsabend als Attribute unserer Würde nicht nur Pantoffel und Haube, sondern auch die Geldtasche?“ Und nun lachte sie so herzlich, daß ich mit einstimmen mußte, obgleich ich nichts Lächerliches darin fand.

Dann aber schlief ich ein und, o Wunder! ich stand im Traume an dem weißgescheuerten Milchtisch in dem Hausflur drunten und maß aus blitzendem Messinggefäß schäumende Milch, und auf der Geldtasche flammte das Saffianherz so roth und glühend; und ich war so glücklich im Traum, so ruhig und so dankbar!

Frau Roden hatte nicht zuviel gesagt von unserer Wohnung; es waren fürstliche Räume, die wir am anderen Tage betraten. Freilich mußten wir ein enges Hintertreppchen emporsteigen, das direkt in den Garten führte, der, ehemals wohl zum Kavalierhause gehörig, mit dem Schloßgarten zusammenhing, jetzt aber der Domaine zugetheilt war. Oben angelangt, befand man sich in einem kleinen durch Holzwände abgetheilten Flur, und auf diesen mündeten die drei weißlackirten mit schmalen Goldleisten verzierten Thüren unserer Zimmer. In dem kleinen Kabinett, welches nach dem Garten zu lag, waren die von Stuckguirlanden umrahmten Plafondgemälde noch völlig erhalten, Aurora in flatterndem rosigem Gewande auf Wolken schwebend, von blumenstreuenden Putten umgeben; in den Ecken Medaillons. Die Wände aber hatte man einfach weiß übertüncht, den Kamin vermauert, und daneben in den Winkel gedrängt, als schäme er sich seiner Dürftigkeit, stand ein kleines Kanonenöfchen, verrostet und schief.

„Hier würden die Kinder schlafen,“ entschied die Großmutter. Frau Roden aber öffnete eine Thür und hieß uns hinaustreten auf den winzigen, von zierlichem schmiedeeisernem Gitter umfaßten Balkon. Das war herrlich! In leuchtend bunten Farben lag der weite Garten zu unseren Füßen, und durch die halbentlaubten Aeste flog der Blick ins Land hinaus bis dorthin, wo eine ferne blaue Bergkette den Horizont begrenzt.

„Hier unten, diesen Theil des Gartens können Sie ruhig als Ihr Eigenthum betrachten,“ sagte die alte Frau, „es ist hier so ein bischen romantische Wildniß, aber das haben junge Menschenkinder gern, mein Fritz wenigstens. Wenn ich ihn suchen wollte, dann fand ich ihn immer hier unter den hohen Bäumen, irgend ein schönes Buch lesend. Na, jetzt hat er dazu keine Zeit mehr. Aber hier, liebste Frau von Werthern, das sind die Vorderzimmer.“

Zwei stattliche Räume in der That! Hohe Fenster, reicher Stuck an der Decke und ein Paar vertrauenerweckende Kachelöfen. „Das ist ja mehr, als mir erwarten durften!“ meinte die Großmutter erfreut.

„Ja, beste Werthern! Ein jeder hätte es auch nicht bekommen, oder meinen Sie, dem Fritz und mir wäre es gleichgültig, wer durch unsern Hof und Garten läuft, um hierher zu gelangen? Ja, nicht wahr, Fräulein Lottchen, das ist eine ganz vornehme Aussicht, die Beletage des herzoglichen Schlosses gegenüber, just die Zimmer, die immer bewohnt werden! Sehen Sie, die Anita benutzt noch einmal den schönen Herbsttag und sperrt die Fenster auf.“

Ich trat zu Lotte, und wir sahen hinüber. Dort bog sich eben aus einem der hohen Fenster eine weibliche Gestalt und schlug die grünen Jalousien weit zurück; aus den dämmerigen Räumen blitzten regenbogenfarbige Lichter herüber, die ein verirrter Sonnenstrahl den Bergkrystallen der Kronleuchter entlockte, der auch zugleich die reich vergoldeten Bilderrahmen streifte. Von dem gelbseidenen Vorhang, den der Zugwind eben aus einander blähte, hob sich die zierliche Figur des tief brünetten Mädchens, die jetzt sinnend verweilte; oder war es eine Frau? Jung war sie augenscheinlich nicht mehr, und doch frappirte dieses feingeschnittene Gesicht; es lag etwas Ungewöhnliches in der Erscheinung.

„Wer ist das?“ fragten Lotte und ich wie aus einem Munde.

Das Gesicht der alten Dame nahm einen ärgerlichen Ausdruck an.

„Die Pflegetochter des Kastellans,“ erwiderte sie, „aus Italien oder Griechenland ist sie hergekommen, man weiß nicht recht wie — so als siebzehnjähriges Dingelchen. Der alte Kastellan hat sie adoptiren müssen, denn —“ Sie machte der Großmutter eine Handbewegung zu, als wollte sie sagen: „Reden wir nicht davon.“

„Sie gefällt mir,“ sagte Lotte.

„Ei, das ist kein Umgang für Sie, Kindchen,“ eiferte ganz roth die Frau Amtsräthin. „Wenn Sie Verkehr suchen — da hat unser Pfarrer ein niedliches Töchterchen, und beim Bürgermeister giebt's sogar ihrer Drei, ehrbare, gute Kinder.“

Lotte hatte sich umgewandt und sah verwundert auf die hastig Sprechende hernieder.

„Ich — Umgang? Ich suche keinen hier!“ kam es von ihren Lippen.

„Nun! Nun!“ begütigte die alte Dame, „da haben wir uns falsch verstanden, Kindchen — nichts für ungut! Aber um Einsiedlerin zu werden, sind Sie noch viel zu jung, und Jugend drängt zu Jugend. Hier giebt's auch lustige junge Füße, die gern tanzen, und droben im Rathhaussaal, da klingen um Fastnacht herum die schönsten Hopser vom Orchester; Sie sollen einmal sehen, wie mein Fritz walzen kann. Nicht böse sein, Kindchen! So lange Einem das Herz weh thut, denkt man natürlich nicht an dergleichen, das versteht sich. Aber, so Gott will, kommt Jugendlust und Freude auch wieder zu Ihnen.“

Lotte hatte sich schon bei den ersten Worten umgewandt, auch jetzt würdigte sie die Sprecherin keines Blickes mehr, sondern betrachtete angelegentlich die lange Fensterreihe des fürstlichen Schlosses, das uns eine Seitenfront zuwendete. Ein schmales Boskett zog sich an der Mauer hin, die chaussirte Fahrstraße zwischen ihm und unserem Hause führte zum sogenannten Schloßplatz, dem das Gebäude seine Front präsentirte, und mündete geradeaus in den Domainenhof, dessen Einfahrt durch eine Gruppe herrlicher alter Kastanien fast versteckt ward.

Großmutter rief mich nach einem Weilchen in das zweite Zimmer, erklärte, hier wolle sie wohnen, und nun vertieften wir uns angelegentlich in die Vertheilung der Meubel, sprachen mit

Die heiligen drei Könige.
Originalzeichnung von Georg Hahn.

Digitized by Google

der Frau Roden wegen einer Aufwärterin und baldiger Holzeinkäufe, und kamen schließlich ganz befriedigt in das erste Zimmer zurück, wo Lotte noch unbeweglich wie ein schwarzer Schatten am Fenster lehnte. Als ich leise meinen Arm um ihre Taille legte, wandte sie sich nicht; sie neigte nur ein wenig das Haupt, als erwidere sie einen Gruß, und als ich hinunter sah, erblickte ich Fritz Roden, das Gewehr über der Schulter, den Jagdhund auf den Fersen, und an der Jagdtasche einige Feldhühner. Er hatte den Hut schon wieder aufgesetzt, sah nicht rechts noch links, sondern ging dem Hofe zu.

„Bär!“ sagte Lotte halblaut.

(Fortsetzung folgt.)

Römische Cäsaren.

Nachdruck verboten

Von Johannes Scherr.

Caligula.

(Fortsetzung.)

2.

Das Gemälde, welches uns Sueton und Seneca von dem Nachfolger des Tiberius geliefert haben, ist vielleicht mehr Zerr- als Ebenbild. So zurückstoßend kann die Persönlichkeit des neuen Kaisers wohl nicht gewesen sein. Wenigstens nicht in der ersten Zeit seiner Herrschaft, wo doch seine Erscheinung und sein Gebaren zu seiner unermesslichen Popularität auch etwas beitragen mußten. Wenn wir die allzu grellen Farben, welche die genannten Gewährsmänner angewandt haben, etwas abtönen, so gewinnen wir dieses Bild: — Hochaufgeschossen, war Caligula ganz ungewöhnlich breit von Schultern und dick von Leib („corpore enormi“). Zur Massenhaftigkeit des Oberkörpers standen aber die dünnen Schenkel und Beine in einem kläglichen Mißverhältniß. Darum war sein Gang, obzwar er auf sehr langen und breiten Füßen lebte, schlotterig und schlenkerig. Die Haare waren ihm, etliche Borsten im Nacken ausgenommen, schon in Jünglingsjahren ausgegangen und diese Kahlheit machte die unschöne Form seines Schädels noch auffallender. Das Antlitz mit seiner schmutzigen Blässe, mit den tiefliegenden und starrblickenden Augen, mit dem harten und mürrischen Ausdruck und mit der häufigen Muskelverzerrung, welche den Epileptiker verrieth, — dieses Antlitz vermochte die Unebenheiten der Statur nicht auszugleichen. Kam nun, wie es der Fall war, zu allen diesen Reizen noch eine heisere, in den höheren Tönen kreischende Stimme, so muß die Liebe, welche das römische Volk dem Sohne des Germanicus entgegentrug, so recht blind gewesen sein und taub obendrein. Aber wann und wo hätte die Liebe oder der Haß der urtheilslosen Menge je nach Gründen gefragt? Zudem suchte sich ja der neue Kaiser dieser selbigen Menge genehm und angenehm zu machen, indem er sich bemühte, in seinem ganzen Thun und Lassen jeder Zoll Pöbel zu sein und, einen süddeutsch-mundartlichen Ausdruck zu gebrauchen, als gar „gemeiner“ Herr sich aufzuführen.

Die Verhältnisse, unter welchen Caligula zur Herrschaft gelangte, hätten kaum günstiger sein können, als sie waren. Wir besitzen eine Schilderung derselben, die aus der Feder eines Zeitgenossen geflossen, aus der Feder des alexandrinischen Juden Philo. Das ist ein wahres Loblied auf die Regierung des Tiberius; denn nur der trefflichen Organisation und straffen Handhabung derselben waren Zustände zu verdanken, wie Caligula sie vorfand. „Das römische Reich,“ sagt Philo, „war ruhig und gut verwaltet, wohlgeordnet und festgefügt in allen seinen Theilen. Nord und Süd, Ost und West, Grieche und Barbar, Soldat und Bürger waren miteinander vereint im Genuß eines gemeinsamen Friedens und Behagens. Ueberall im Reiche war Ueberfluß an aufgesparten Gold- und Silberschätzen, an gemünztem oder künstlerisch gearbeitetem Edelmetall. Eine gewaltige Streitmacht stand bereit, Fußvolk und Reiterei, Landheer und Flotte. Die finanziellen Hilfsquellen flossen in ununterbrochener Fülle. In allen Städten sah man nichts als Altäre und von weißgekleideten und bekränzten Priestern dargebrachte Opfer, überall Festversammlungen und Fröhlichkeiten, Pferde- und Wagenrennen, musische Wettkämpfe und Vergnügungen aller Art. Der Reiche trat nicht den Armen, der Starke nicht den Schwachen, der Herr nicht den Sklaven, der Gläubiger nicht den Schuldner zu Boden. Denn die Unabhängigkeit jeder Bevölkerungsschichte fand die ihr gebührende Achtung und, alles in allem genommen, konnte das von den Dichtern gepriesene saturnische Zeitalter nicht mehr für märchenhaft, sondern für in dieser gesegneten Zeit zur Wirklichkeit geworden gelten.“

Solche Herrlichkeit währte von dem ersten Tage der Kaiserschaft Caligula's an noch ganze sieben Monate, länger nicht. Gerade so lange nämlich währte es, bis die wildwahnwitzigen Züge des wahren Caligula die Maske des gemachten, gekünstelten und geheuchelten durchschlugen.

Zuvörderst gleißte die Maske gar holdselig. Der Mund des neuen Herrschers trof von Honig. Er sei nichts als das Kind und Mündelkind des Senats, ließ er sich vernehmen; er sei nur dazu da, die Mühen und Sorgen der Regierung mit den versammelten Vätern zu theilen, und er wolle in allem und jedem von ihrer erprobten Weisheit sich leiten lassen. Weiterhin, wie bemühend es für ihn sei, der letzten Willensmeinung des verstorbenen Kaisers inbetreff des jungen Tiberius Gemellus leider nicht stattgeben zu können. Aber sein theurer Vetter wäre eben noch viel zu zarten Alters, um die Bürde des Regiments mit ihm, Caligula, theilen zu können. Der theure Vetter hätte noch Vormünder, Lehrer und Leiter nöthig und er selbst wollte ihm alles dieses, ja geradezu Vater sein. In der That, er war dem armen Jungen Vater, so ein Kater-Vater, welcher seine Sprößlinge vor lauter Liebe auffrißt.

Sinnlose Verschwendung verschafft bekanntlich bei der Menge Kredit. Wer „es recht nobel gibt“ — gleichviel, woher die Mittel dazu kommen — der imponirt dem großen Haufen. Caligula erfuhr das auch und die Mittel zur Vergeudung hatte ihm ja sein sparsamer Vorgänger bereitgestellt, welcher einen Staatsschatz von 500 Millionen Mark hinterließ, eine für dazumal, allwo es noch kein Papierschwindelgeld gab, ungeheure Summe. Binnen sehr kurzer Zeit wußte der „freigebige“ Gajus, der „großmüthige“ Gajus damit fertigzuwerden. Er warf das Geld mit vollen Händen aus, an die Gardesoldaten und Legionäre, an die Beamten und Bürger, an die Vornehmen und Geringen, an Gemeinden und Personen, an alle Welt. „Welch ein Kaiser! So einen müssen wir haben! Heil dem Gajus Cäsar!“ jubelte das gesammte Bettelpack in der Hauptstadt und in den Provinzen.

Und wie „liberal“ der neue Besen kehrte, will sagen der neue Kaiser regierte! Er gab eine große Amnestie: die Staatsgefängnisse leerten sich und die Verbannten kehrten aus dem Exil zurück. Das Geschäft der Angeber und Falschzeugen rentirte nicht mehr. Hätte es im damaligen Rom schon eine „Presse“ gegeben, so würde sich Caligula auch als ein Freund der Preßfreiheit aufgespielt haben. Einstweilen mußte er sich damit begnügen, den Wiederverkauf verboten gewesener Schriften zu gestatten. Weiterhin bemühte er sich um die Sicherung der richterlichen Selbständigkeit und Unabhängigkeit und wollte, daß die Bürger Einsicht in den Staatshaushalt bekämen, zu welchem Zwecke er die Veröffentlichung des Budget anordnete. Endlich that er sich auch als Eiferer für die guten Sitten auf, indem er notorische Lasterbuben und ihre gewissenlosen Helfershelfer und Werkzeuge aus der Hauptstadt verweisen ließ. Seine eigenen Sitten freilich, die ließen nicht viel, aber alles zu wünschen übrig. Seine Wüstlingsnatur war zu brutal, um eine Verschleierung ertragen zu können. Sein Verhältniß mit der Frau des Gardegenerals Macro, sein Verhalten zu seinen drei Schwestern, namentlich das zur Drusilla, der zweitältesten derselben, forderten die Kritik heraus. Aber sie schwieg vorderhand. Einem so trefflichen, so liberalen Fürsten mußte man seine kleinen Zerstreuungen nachsehen, ja sogar seine großen. Als die Verordnung erging, daß der dem Kaiser zu leistende Treueid der Unterthanen die Formel enthalten sollte:

„Ich selbst und meine Kinder sollen mir nicht theurer sein als Gajus Cäsar und seine Schwestern“ — wurde dieser Senatsbeschluß mit jauchzender Begeisterung aufgenommen. Die verknechteten Römer hatten überhaupt, ein triviales, aber zutreffendes Wort zu gebrauchen, an dem „Soldatenstiefelchen“ einen Affen gefressen. Während der drei ersten Monate seiner Herrschaft wurden für seine Gelangung zum Principat den Göttern 160 000, sage einhundert- und sechzigtausend Dankopfer dargebracht.

Es ist die Art borniter und halbwissender Menschen, sich für ungemein gescheid und für zu allem geschickt zu halten. Sie lieben es, ihre Unzulänglichkeit hinter einer lärmenden Vielgeschäftigkeit zu verstecken. So auch Caligula. Wenigstens zwei volle Monate durch that er so, als ob er alles verstände und alles allerhöchsteigenhändig anfassen, alles selber thun und machen wollte. Natürlich kam dabei nur „viel Lärm um nichts“ heraus oder, was noch schlimmer, eine bedenkliche Störung und Wirrung der Regierungsmaschine. Der Regierungseifer des kaiserlichen Konfusionärs ließ auch bald nach und seine fahrige Unruhe warf sich auf ein anderes Feld. Auf das der Lustbarkeiten nämlich. Er machte sich, so zu sagen, zum Maitre de plaisir und Oberceremonienmeister des römischen Volkes. Er wollte, sagte er, das goldene Zeitalter des Augustus zurückführen, eine Zeit allgemeiner Ergötzung und Freude, und er bot wirklich alles auf, Rom in eine Schlaraffei zu verwandeln. Wagenrennen, Thierhatzen und Fechterspiele jagten sich in den Cirken und Arenen, alles massenhaft, prunkvoll, riesig verschwenderisch, und der Kaiser ging seinen entzückten Unterthanen in gieriger Hingabe an maßlose Genußsucht voran. Die Folgen kamen rasch. Eine furchtbare Vergemeinerung und Verwilderung riß ein. Unerhörtes geschah: des kaiserlichen Beifalls gewiß, erniedrigten sich römische Senatoren zu Wagenlenkern im Cirkus und römische Ritter zu Gladiatoren in der Arena. Noch mehr, Caligula gab in seiner Schamlosigkeit den Römern das beispiellose Schauspiel, daß er unter der Leitung eines beliebten Komödianten öffentlich als Ballettänzer sich sehen und als Sänger sich hören ließ. Ob er, wie die Sage ging, auch als Cirkuskutscher und Gladiator aufgetreten sei, wollen wir dahingestellt sein lassen.

Gewiß ist dagegen, daß des taumelvollen Lotter- und Lasterlebens für seine Kräfte zu viel war. Er hatte seinen Muskeln und Nerven mehr zugemuthet, als sie auszuhalten vermochten. Er verlor den Appetit und aus dem kargen Schlaf, den er finden konnte („incitabatur insomnia maxime“), wurde er durch grausige Traumgesichte aufgeschreckt. Dann sprang er vom Lager auf und schwankte oder stürmte wie in Fieberdelirien durch die Hallen des Palastes, mit den dräuenden Schattengestalten ringend, welche seine kranke Phantasie ihm vorgaukelte, und angstvoll nach dem ersten Tagesschimmer rufend.

Im achten Monat seiner Kaiserschaft brach er zusammen und fiel in lebensgefährliche Krankheit. Da kamen seine Beliebtheit und die Knechtschaffenheit seiner Unterthanen drastisch zum Vorschein. In der Hauptstadt, wie in den Provinzen, waren Sorge und Traurigkeit geradezu gränzenlos. Bei Tag und Nacht umlagerte eine Volksmenge das Palatium, ängstlich harrend und theilnahmevoll dem Zustande des Kranken nachfragend. Und dabei blieb es nicht. Die Römer waren bekanntlich von jeher stark in der Leistung von Gelöbnissen aller Art und jetzt fanden sich Leute, welche gelobten, ihr Leben für das des Kaisers zu lassen. Ein gewisser Afranius Potitus gab bekannt, daß er das Gelübde gethan, sein Leben zu opfern, wenn Gajus Cäsar genesen würde, und ein sicherer Atanius Secundus that das Gelöbniß, für die Genesung des Kranken in die Arena hinabzusteigen und als Gladiator auf Leben und Tod zu kämpfen. Der wiedergenesene Caligula hat das, falls dem Sueton (Cal. 27) zu glauben ist, ernsthaft genommen und die beiden unterthänigen Gelober gezwungen, ihre Gelübde zu erfüllen. Das sieht freilich wie ein später erfundener „Witz“ aus; aber so ein Witz war dem Caligula schon zuzutrauen.

3.

Als Lotterbube und Halbnarr war er auf's Krankenlager gesunken, als Ganznarr und Tyrann der schlimmsten Art erhob er sich von demselben. Aus dem Genußfex war ein Blutfex geworden, ohne daß er aufgehört hätte, ein Schlemmer, Vergeuder und Wüstling zu sein. Was er als solcher verbrach, darüber mag der Schleier des Schweigens gebreitet sein. Auch über das Aergerniß seiner Heiraten und Scheidungen und es genüge, anzugeben, daß er vier Gemahlinnen hatte: Junia Claudilla, Livia Orestilla, Lollia Paulina und Milonia Cäsonia. Die letztgenannte hielt ihn aus, überlebte ihn jedoch kaum um eine Stunde.

Auch so, wie der Kaiser nach seiner Krankheit sich aufführte, blieb er noch lange der Volksliebling. Die Völker haben ja, wie bekannt, stets mehr auf ihre Quäler als auf ihre Wohlthäter gehalten. Diese mußten allzeit froh sein, wenn sie unverhungert, ungesteinigt und ungekreuzigt davonkamen. Jene aber wurden beschmeichelt, bejubelt, vergöttert, namentlich dann, wann sie es nicht verschmähten, mit der unverständigen Menge sich recht „gemeinzumachen“. Caligula machte sich erzgemein. Verrufenes Pack männlicher und weiblicher Sorte war sein liebster Umgang. In der Gesellschaft von Stallknechten und Wagenlenkern verbrachte er Tage und mitunter auch Nächte. Seine Leidenschaft für die Cirkusspiele war toll. Bei einem seiner tobenden Bachanale machte er einem Cirkuskutscher, Eutychus, welcher im Wettfahren die grüne Farbe — die Parteien des Amphitheaters waren die grüne, die blaue, die rothe und die weiße — siegen gemacht, das kolossale Geschenk von 2 Millionen Sesterzien, weil er, Caligula, zu den „Grünen“ sich hielt. Seinem Lieblingsrenner Heißsporn („Incitatus“) erbaute er einen eigenen Palast, gab ihm einen förmlichen Hofstaat, Purpurdecken, Halsbänder mit Juwelenschmuck und Krippen von Elfenbein. Er soll auch beabsichtigt haben, diesen Gaul zum Consul ernennen zu lassen, und das Biest wäre am Ende aller Enden nicht der schlechteste Consul gewesen, welchen die „stolzen“ Römer sich gefallen ließen.

Caligula's Cäsarenwahnwitz wechselte zwischen den Erscheinungsformen des sogenannten Verfolgungwahns und des sogeheißenen Größewahns.

In Stunden des Besessenseins von jenem gab er den ihm angestammten Trieben wildester Grausamkeit freien Lauf. Dann war das Morden ihm Wollust und in der Raserei derselben ließ er auch die Rücksichtsnahme auf die Volksgunst gänzlich außeracht. So, wenn er, wildgemacht durch den Anblick des strömenden Blutes, bei einem Thierkampfspiel, als die Anzahl der den wilden Bestien vorgeworfenen Verbrecher ihm unzureichend schien, plötzlich eine Anzahl von Zuschauern hinter den Schranken hervorzerren und die Unglücklichen den Löwen preisgeben ließ. Er quälte sein krankes Gehirn ab, raffinirte Marter- und Hinrichtungsarten zu ersinnen, und liebte es, seine Gräuelthaten mit rohen Späßen zu würzen und seine Opfer zu verhöhnen, bevor er sie schlachtete. Er pflegte sich seine „Gefühllosigkeit“ als höchsten Vorzug anzurechnen, und als ihm seine Großmutter Antonia einmal gerade dieser grausamen Fühllosigkeit halber Vorstellungen zu machen wagte, sagte er barsch: „Vergiß nicht, daß mir alles gegen alle zu thun erlaubt ist.“

Man sieht, die Unterweisungen des jüdischen Prinzen Herodes Agrippa hatten beim Caligula, welcher dafür seinen Präceptor mit Land und Leuten in Palästina ausstattete, ganz prächtig angeschlagen. Der Sultan war fertig, der Allmachtstaumel war tobsüchtig geworden.

Das erste Opfer von des Kaisers Verfolgungswahn ist sein junger Vetter Tiberius Gemellus geworden. Der Prinz war doch immerhin der Enkel des Tiberius und konnte sich einmal — wer weiß? — als Prätendent aufspielen wollen, also möglicherweise gefährlich werden. Schlußfolgerung aus dieser Voraussetzung: „Weg mit ihm! Einer meiner Gardehauptleute soll das in aller Geschwindigkeit und Stille besorgen.“ Und so geschah es. Wozu der Lärm einer gerichtlichen Untersuchung? Der dazu kommandirte Centurio vollzog seine Ordre und der arme Gemellus büßte sein schemenhaftes Dasein ein, ohne daß seine Ermordung etwas anders als ein halb mitleidiges halb verachtungsvolles Achselzucken erregt hätte.

Mehr Aufsehen, großes sogar, machte es, als Caligula dazu verschritt, den Gardegeneral Macro und dessen Gemahlin Ennia zum Orkus hinabzusenden. Die Frau Generalin, welcher er in zärtlichen Stunden versprochen hatte, sie zur Kaiserin zu machen, war ihm verleidet und dem Herrn General konnte er die riesige Summe von Dank, welche er ihm schuldete, nicht verzeihen. Zudem wagte es Macro, welcher ein tüchtiger Soldat und ein

fähiger Politiker war, den Kaiser mitunter an die demselben geleisteten Dienste zu erinnern, wie nicht minder, ihn mit Vorstellungen inbetreff kaiserlicher Herrscherwürde und kaiserlicher Herrscherpflichten zu langweilen. Solche Vermessenheit bewies denn doch klärlich, daß der General ein höchst gefährlicher Mensch war, der höchst wahrscheinlich mit Verschwörungsplänen sich trug. Also hinab mit ihm zur Unterwelt und die aufdringliche Frau Ennia, welche unsere kaiserliche Majestät an angebliche Versprechungen zu mahnen sich erdreistet, soll ihm auf dem Wege dahin Gesellschaft leisten! (Fortsetzung folgt.)

Ueber unbewußtes Zählen.

Von W. Preyer.

II.

Auch im Gebiete anderer Sinne zeigt sich die Richtigkeit der in der vorigen Nummer ausgesprochenen Schlußfolgerung.

Zwar hält es sehr schwer, beim gleichzeitigen Berühren einer Hautstelle mit mehreren Nadelspitzen oder kleinen Erhabenheiten zu unterscheiden, ob 4 oder 5 Berührungen stattfinden — weil die Erfahrung außer bei Blinden darüber fehlt — aber erstaunlich fein ist das Vermögen des unbewußten Zählens beim Hören, besonders in der Musik ausgebildet.

Wenn zwei Töne gleichzeitig oder schnell nach einander erklingen, so hat man entweder ein Gefühl der Befriedigung über das Zusammenklingen — dann bilden die Töne einen Wohlklang (eine Konsonanz) — oder ein Gefühl der Unbefriedigung — dann bilden sie einen Mißklang (eine Dissonanz). Im ersteren Falle ist stets das Verhältniß der beiden Töne ein einfaches und durch kleine Zahlen ausgedrückt. Das Verhältniß der Anzahl der Schwingungen, welche sie in der Luft und im Ohre in gleichen Zeiten bewirken, ist bei dem vollkommenen Wohlklang der Oktave 1 zu 2, bei der Quinte 2 zu 3, bei der Quarte 3 zu 4, bei der großen Terz 4 zu 5, bei der großen Sexte 3 zu 5, bei der kleinen Terz 5 zu 6 und bei der am wenigsten befriedigenden Konsonanz der kleinen Sexte 5 zu 8. Alle anderen Tonverhältnisse innerhalb der Oktave sind dissonant, so namentlich die Intervalle 15 zu 16 und 24 zu 25, der sogenannte große und kleine halbe Ton, auch die große Septime 8 zu 15. Woher diese auffallende Verschiedenheit?

Wenn man bedenkt, daß außerhalb des Ohres in der Luft die tonerzeugenden Schwingungen sich durch ihre Geschwindigkeit und Stärke von einander unterscheiden, so daß die kleinen und schnellen Schwingungen leise hohe Töne geben, die großen schnellen laute hohe, die kleinen langsameren leise tiefe, endlich die großen langsamen laute tiefe Töne hervorbringen, dann erscheint es natürlich anzunehmen, daß die im inneren Ohre vorhandenen elastischen Theilchen an den äußersten Enden der Hör-Nervenfasern abgestimmt seien und in ebenso viele Schwingungen gerathen wie die schallende Luft und das Trommelfell, und zwar wie diese stark und schwach. Jedem Ton entspricht eine Faser, welche allein am stärksten mitschwingt, wenn er erklingt. Eine solche Ansicht hat sehr scharfsinnig Helmholtz begründet. Wenn nun im Ohre eine große Anzahl von Nervenenden (nach den Zählungen guter Beobachter jedenfalls mehr als 16000, wahrscheinlich über 20000) wie die Tasten des Klaviers neben einander ausgebreitet sind und jeder Faser ein Ton entspricht, so erscheint es wohl annehmbar, daß man beim Hören der Töne, welche um gleichviel von einander abstehende Fasern in Thätigkeit setzen, ein anderes Gefühl, und zwar ein befriedigenderes habe, als wenn sie ohne Rücksicht auf die Anzahl der zwischenliegenden unerregten Nervenfaserenden durch einander erklingen. Wenn also z. B. ein Ton von 64 Schwingungen in der Sekunde, ein tiefes C, ertönt und mit ihm oder sogleich nach ihm das ungestrichene C^{II} mit 128 Schwingungen, so wird dieses Tonpaar vor allen anderen mit dem C gebildeten ausgezeichnet sein dadurch, daß der Ton, vom Anfang der Tastatur im Ohr an gerechnet, gerade so viel unerregte Nervenenden unter sich hat, wie bis zum zweiten Ton über ihm liegen.

Diese Gleichheit des Abstandes kann sehr wohl eine Befriedigung gewähren, wie Jeder sie beim Hören der Oktave hat und wie sie in ähnlicher Weise beim Sehen eines Kreises auftritt. Die Kreislinie zeichnet sich ja dadurch aus, daß jeder Punkt in ihr vom Mittelpunkt die gleiche Entfernung hat. Auch im Auge sind die lichtempfindlichen Enden des Sehnerven für die Beurtheilung der Schönheit einer Figur unerläßlich, auch da wird der Abstand zweier Punkte durch die Anzahl der zwischenliegenden Nervenenden unbewußt geschätzt, und auch da bewirken gewisse Verhältnisse eine größere Befriedigung als andere, z. B. das Quadrat, das gleichseitige Dreieck eine größere als das Trapez oder das ungleichseitige Dreieck. Es kommt bei der Beurtheilung der Schönheit eines Gebäudes, eines Schrankes, einer Landschaft, eines Gesichtes vor allen Dingen auf das Verhältniß der einzelnen Theile zu einander an, auf die Dimensionen. Sowie dieses Verhältniß in einem Punkte erheblich gestört ist, nähert sich das Ganze der Karikatur oder der Mißgeburt und ist häßlich. Immer kommt es auf die Abstände der einzelnen Punkte, der Grenzen, der Linien von einander im Gesehenen an, das heißt auf die Schätzung der Anzahl der zwischen ihren Bildern auf der Netzhaut des Auges befindlichen Nervenelemente.

Wie bei dem bewußten Taxiren ist natürlich auch bei diesem ganz unbewußten erblichen, schon in der Jugend ausgebildeten Zählvermögen die Schätzung der Verhältnisse 1 : 2 und $1 : 1^1/_2$, auch $1 : 1^1/_4$, viel leichter als die Schätzung der Verhältnisse $1 : {}^1/_7$ und $1 : 1^1/_9$ oder $1 : 1^1/_{11}$. Ich meine: dasselbe muß für das Gehör gelten. Erstere Zahlen entsprechen angenehmen, letztere unangenehmen Tonpaaren. Erstere sind leicht zu verstehen, letztere unverständlich. Das Unverständliche hat immer etwas Unlusterregendes an sich.

Wenn daher zwei Töne erklingen, von denen der eine die 100., der andere die 170. Faser vom Anfang der Klaviatur an gerechnet trifft, so wird man, meine ich, deßhalb unbefriedigt von dem Intervall sein, weil man nicht den Abstand von $^7/_{10}$ der ersten Strecke genau beurtheilen kann, während die 100. und 125. und 150. Faser, wenn sie zusammenschwingen, die Beurtheilung von $^1/_4$ und $^1/_2$ der ersten Strecke verlangen und eine große Befriedigung gewähren, entsprechend dem Wohlklang des Akkords c e g, der in Zahlen durch $1 : 1^1/_4 : 1^1/_2$ ausgedrückt wird.

Aehnlich alle anderen Konsonanzen und Dissonanzen. Sowie die Verhältnisse der Schwingungszahlen der beiden Töne (die zugleich oder nach einander erklingen) und damit die der Mengen der im Ohre zwischen den entsprechenden Hör-Nerventasten liegenden ruhenden Tasten (Stäbchenzellen) verwickelt sind, nicht mehr durch kleine ganze Zahlen (1, 2, 3, 4, 5) ausgedrückt werden können, lassen sich die Unterschiede der beiden Strecken (vom Nullpunkt bis zur Taste des ersten Tons und von dieser bis zur Taste des zweiten Tons) und das Verhältniß der Anzahl der Nervenfaserenden beider Strecken zu einander nicht mehr leicht beurtheilen, daher die Unbefriedigung, welche alle Dissonanzen geben.

Für die Oktave ist die Schätzung am leichtesten, weil die ganze Strecke vom Anfang bis zum ersten (tieferen) Ton gleich ist der von diesem zum zweiten (höheren); sie heiße 1; für die Quinte ist sie dann $^1/_2$, da $2 : 3 = 1 : 1^1/_2$, für die Quarte $^1/_3$, da $3 : 4 = 1 : 1^1/_3$, für die große Terz $^1/_4$, da $4 : 5 = 1 : 1^1/_4$. Die Abstände der unvollkommenen Konsonanzen sind aber etwas schwieriger zu schätzen, nämlich die Bruchtheile $^1/_5$, $^2/_5$, $^3/_5$ des ersten Abstandes und vollends die aller Dissonanzen noch viel schwieriger zu erkennen, weil sie kleineren Bruchtheilen entsprechen.

In der Musik zählt man nur bis 5.

Schwierige Rechenexempel sind dem Kopfrechner unangenehm, während leichte ihm Vergnügen bereiten. Dem Künstler geht es ebenso. Ihm ist nur das Kopfrechnen unbewußt. Von Schwingungszahlen, Nervenfaserenden, Abständen der Stäbchenzellen weiß der Musiker nichts, wenn er innerlich die herrlichsten Akkorde hörend seine Symphonie komponirt. Auch der Maler und Architekt, der Bildhauer und Kupferstecher wissen nichts von den vielen hunderttausend Sehnervenfaserendigungen im Auge, nichts von der Kraft und Zahl der Aetherschwingungen des Lichts und zählen doch unbewußt die mikroskopischen Entfernungen des einen Mosaikfeldchens der Netzhaut vom anderen mit einer Genauigkeit, die den übrigen Sterblichen wunderbar erscheint, weil sie es nicht können und nicht verstehen.

Der große Denker Leibniz hatte Recht, als er im Jahre 1712 mit einer merkwürdigen Vorahnung künftiger Forschungsergebnisse schrieb: „Die Musik ist ein verborgenes Rechnen des Geistes, welcher nicht weiß, daß er zählt. Denn er thut Vieles mit unklaren oder unmerklichen Perceptionen, was er in deutlicher Apperception nicht wahrnehmen kann. Die irren, welche meinen, es geschehe nichts in der Seele, dessen sie selbst nicht bewußt sei. Obwohl also die Seele nicht fühlt, daß sie zählt, fühlt sie doch das Ergebniß dieser unmerklichen Zählung, das heißt das aus ihr fließende Vergnügen bei den Konsonanzen, Mißvergnügen bei den Dissonanzen. Denn aus vielen unmerklichen Uebereinstimmungen entsteht das Vergnügen.“

In ähnlichem Sinne hatte sich auch der jugendliche Descartes schon 1618 und gerade ein Jahrhundert später der Mathematiker Euler ausgesprochen. Aber keiner, auch unter den Forschern der Gegenwart keiner, dachte daran, daß es höchst wahrscheinlich beim unbewußten Zählen die Endigungen der Nervenfasern sind, deren Anzahl geschätzt wird. Alles Andere, was außerdem beim Hören in Betracht kommt, namentlich die Schwebungen der Obertöne und die Differenztöne, obwohl sehr wesentlich, kann doch nicht von solcher Wichtigkeit für die Unterscheidung der Konsonanzen von den Dissonanzen sein, weil diese auch beim Nacheinandererklingen der zwei Töne sofort vom musikalischen Ohre unterschieden werden, Schwebungen und Differenztöne und Rauhigkeit aber nur beim gleichzeitigen Erklingen zweier Töne entstehen. Sie erleichtern jenes schnelle Zählen.

Auch beim Schätzen der Entfernung zweier nach einander berührter Hautstellen von einander kommt es auf das unbewußte Zählen der zwischen ihnen liegenden Hautnervenendigungen an, wie beim Sehen zweier nach einander aufblitzender Sterne von gleicher Farbe, Größe und Lichtstärke an verschiedenen Orten auf das unbewußte Zählen der zwischen ihren Bildern im Augenhintergrunde liegenden unerregten Netzhautelemente. Andernfalls würde man den zweiten Stern an derselben Stelle wie den ersten sehen. Nur Blinde, welche mit den tastenden Fingerspitzen zählen gelernt haben, bringen es aber dahin, mit diesen 3 von 4 und 5 kleinen erhabenen Stellen einer Fläche ebenso sicher ohne bewußtes Zählen zu unterscheiden, wie Sehende durch einen einzigen Blick.

Es ließe sich ein ganzes Buch über das im praktischen Leben in mannigfaltiger Weise sich bethätigende unbewußte Zählen schreiben. Doch werden die besprochenen Fälle schon genügen, um seine Bedeutung erkennen zu lassen.

Jena, im December 1885.

Deutſchlands Kolonialbeſtrebungen.

Die Marſhall-Inſeln.

Von Dr. O. Finſch (Bremen).

Neben den Karolinen ſind die Marſhalls, auf welchen vor Kurzem die deutſche Flagge gehißt wurde, die bedeutendſte Inſelgruppe des weſtlichen Stillen Oceans. Sie erſtrecken ſich, zwiſchen dem 5. und 12. Grade nördlicher Breite, über einen ungeheuren Flächenraum von nahezu ſieben Breiten- und zwölf Längengraden und zerfallen in eine weſtliche und eine öſtliche Inſelkette. Erſtere, Ralik genannt, zählt elf, letztere, Ratak, dreizehn Atolle, Ring- oder Lagunen-Inſeln. Der Geſammtflächeninhalt dieſes Archipels wird auf etwa 2000 Quadratkilometer berechnet, die Bevölkerung auf etwa 10000 Seelen, was jedenfalls viel zu hoch gegriffen iſt.

Pantomime auf den Marſhall-Inſeln.

Nach Skizzen von Dr. O. Finſch für die „Gartenlaube“ auf Holz gezeichnet von A. von Roeßler

Ein Atoll, das bekanntlich mikroſkopiſch winzigen Korallthierchen ſeine Entſtehung verdankt, beſteht aus einer größeren oder geringeren Anzahl von Inſeln, die meiſt ring- oder eiförmig eine ruhige Waſſerfläche, die Lagune, umſchließen. So wird die an 27 Seemeilen lange und circa 17 Seemeilen breite Lagune des Atoll Jaluit (Dſchaluit) oder Bonham von nicht weniger als 58 Inſeln und Inſelchen umrahmt. Die Geſammtzahl des ganzen Inſelreiches iſt eine noch ungezählte. Die Inſeln, von denen keine eine hervorragendere Größe erreicht, beſtehen meiſt aus länglichen, aber ſchmalen Streifen Land, die ſich nur wenige Fuß über die höchſte Fluthmarke erheben und ſelbſt vom Deck eines größeren Schiffes ſelten weiter als 10 bis 14 Seemeilen erkennbar ſind.

Der vielen Riffe halber, welche die Inſeln umgeben und die zum Theil bei Ebbe trocken laufen, hat die Schifffahrt mehr Fährlichkeiten als anderwärts. Denn auch die Lagunen ſind nicht frei von „Patches“, wie Korallen-Untiefen genannt werden, und die oft ſehr ſchmalen Paſſagen, welche die Lagune mit dem Ocean verbinden, zuweilen gefährlich. Ihre Einſegelung erheiſcht daher große Vorſicht und Lokalkenntniß, ſchon der herrſchenden Strömungen wegen, die je nach Ebbe und Fluth ſehr wechſeln. Manche Atolle beſitzen mehrere praktikable Paſſagen, andere gar keine; das Landen iſt daher ſelbſt für Boote zuweilen nicht ganz gefahrlos.

So ſehr auch der Anblick von Land mit grünen Bäumen nach langer ermüdender Seereiſe das Auge erfreut, bald lernt man einen der Hauptcharaktere der Atolle, ihre Einförmigkeit, kennen. In der That gehören ſie zu den armen Gebieten unſeres Planeten, wie dies bei einer vorherrſchend ſteinigen, mit Korall- und Muſcheltrümmern bedeckten Erdoberfläche nicht anders ſein kann. Nur an wenigen Plätzen hat ſich ſo viel Humus gebildet, daß Brotfrucht und andere Bäume gedeihen, oder daß die Eingeborenen in beſchränkter Weiſe Arrowroot bauen können und ſo die einzige Landwirthſchaft betreiben, ſoweit von ſolcher überhaupt die Rede ſein kann. An Viehzucht iſt natürlich nicht zu denken; nur Schweine und Hühner finden ſich in beſchränkter Anzahl. Aber das Thierreich entfaltet im Meere einen wunderbaren Reichthum, namentlich an buntfarbigen Fiſchen, vor deren Genuß übrigens ernſtlich zu warnen iſt, denn viele ſind, wenigſtens zu gewiſſen Zeiten, giftig, und ich habe ſelbſt Eingeborene in Folge einer Fiſchmahlzeit ſterben ſehen.

Dieſe in groben Zügen gegebene Schilderung eines Atolls, die ich ſowohl in der Südſee als im Indiſchen Ocean kennen lernte, paßt im Weſentlichen auf alle. Sie alle verdanken die Möglichkeit, Menſchen überhaupt ernähren zu können, einem Baume, der unter dieſen beſcheidenen Bodenverhältniſſen gerade ſehr gut gedeiht und wohl mit zu den nützlichſten zählt, welche die Natur hervorbrachte: der Kokospalme! Sie iſt es, welche wiederum den weißen Mann veranlaßte, ſich auf dieſen einſamen Inſeln niederzulaſſen. Denn Kopra, das heißt der in Stücke geſchnittene, getrocknete Kern, das Fleiſch der Kokosnuß bildet für die Atolle, wie faſt für die ganze Südſee überhaupt, den einzigen bedeutungsvollen Ausfuhrartikel nach Europa. Hier wird ſie in Fabriken, von denen in Deutſchland Harburg und Magdeburg ſolche beſitzen, zu Oel und Seifen verarbeitet, während die Preßrückſtände der Viehzucht werthvolle Oelkuchen liefern. Der Preis der Kopra iſt ſtetigen Schwankungen unterworfen. Er betrug vor mehreren Jahren noch 400 Mark pro Tonne, iſt aber auf 200 bis 250 herabgegangen. Die Geſammtausfuhr der Marſhall-Inſeln mag, je nach dem Ausfall der Ernte, zwiſchen 1000 bis 1500 Tonnen betragen und wird, wie der ganze Handel, faſt ausſchließlich von zwei deutſchen Firmen: der Handels- und Plantagen-Geſellſchaft und Robertſon und Hernsheim in Hamburg betrieben. Beide Häuſer haben ihre wohleingerichteten Etabliſſements auf der Inſel Dſchabwor des Atoll Jaluit, welches ſomit nicht allein für die Marſhalls, ſondern für ganz Mikroneſien den Centralpunkt des Verkehrs bildet. Auf Jaluit kann man nicht nur ungefähr Alles kaufen, was der civiliſirte Menſch zum Leben bedarf, von der Segelnadel bis zur Nähmaſchine und vom Schiffsbrot bis zur Straßburger Gänſeleber-Paſtete, ſondern auch in einem regelrecht eingerichteten Hôtel Unterkommen finden.

„Black Tom", der schwarze Thomas, ein Neger aus Süd-Karolina oder daherum, der, wie er selbst sagt, „der erste Weiße" war, der sich auf Samoa niederließ, hat endlich auf Jaluit ein ruhiges Plätzchen gefunden, nachdem er Samoa wegen Einbruchs schleunigst verlassen mußte und später auf Madjuru von den Eingeborenen fast erschlagen wurde, weil er ihre Kopra für die seinige hielt. Black Tom ist jetzt ein wohlsituirter Mann und eine jener Südsee-Typen, die hoffentlich immer seltener werden. Und dazu wird das neue deutsche Protektorat jedenfalls das Seinige beitragen, damit auch hier jene unlauteren Elemente verschwinden, welche bisher in der Südsee eine oft nur allzu große Rolle der Willkür spielten und den Eingeborenen in keiner Weise als Vorbild dienten.

Außer Jaluit besitzen nur noch Ebon, Namerik, Milli, Madjuru und Arno Stationen von Kleinhändlern, welche für die genannten Firmen oder auf eigene Rechnung Kopra von den Eingeborenen tauschen oder kaufen, denn in den Marshalls ist vielfach bereits Geld und zwar der chilenische Dollar eingeführt. Auf Ebon verlangen die Eingeborenen bereits einen solchen als Tagelohn! Die Mission, welche schon an 25 Jahre und mehr in den Marshalls thätig ist, über die vorher genannten Inseln aber bisher nicht hinauskam, hat die Eingeborenen eben klug gemacht, im Ganzen aber keine großen Erfolge zu verzeichnen. Die Gesammtzahl der Getauften geht über mehr als 300 wenig hinaus; auf Jaluit mit angeblich an 1400 Einwohnern giebt es kaum 20 Kirchengänger.

Marshall-Insulanerin (Jaluit).

Nach einer photographischen Aufnahme von Dr. O. Finsch.

Von Plantagenwirthschaft kann auf den Marshalls nur die der Kokospalme in Betracht kommen. Adolf Capelle, ein Braunschweiger, der Erste, welcher sich vor mehr als 20 Jahren als Kaufmann in der Gruppe niederließ und die Eingeborenen Kopra machen lehrte, hat eine solche Kokospflanzung auf der ihm gehörigen Insel Liekip angelegt.

Ueber die Eingeborenen, welche der braunen, schlichthaarigen Südsee-Rasse, den eigentlichen Polynesiern angehören, da eine Absonderung in „Mikronesier" ganz unhaltbar ist, läßt sich im Ganzen wenig sagen. Ich habe schon früher in diesem Blatte (Jahrg. 1881, Nr. 42, S. 700) ein anschauliches Bild ihres Lebens, ihrer Sitten, socialen Zustände und ihres Charakters entworfen, das noch heute zutreffend ist, nur daß die Eingeborenen noch mehr an Originalität verloren haben. Auch König Lebon Kabua hat die Regierungssorgen aufgegeben und sich seinen Gläubigern auf eine der nördlicheren Inseln entzogen. Loiak, sein damaliger Gegner, führt gegenwärtig die schattenhafte Macht eines „Iroidsch-lablab" oder „Ober-Häuptlings", welche hauptsächlich in der Oberaufsicht der heirathsfähigen Mädchen besteht, die einen erheblichen Theil seiner Revenuen bilden.

Auf den nördlichen Inseln der Gruppe mag noch heutigen Tages mehr Originalität herrschen, wie ich sie vor fünf Jahren fand. Hier kleidet man sich zum Theil noch in die schönen Matten, deren Rand mit zierlichen Mustern in aufgenähter Arbeit versehen ist. Oder der Mann und Krieger schreitet in dem charakteristischen „Jhn", einem langen, aus Pflanzenbast verfertigten Rocke einher, das lange Haar auf dem Wirbel in einen Knoten geschürzt. Tätowirung und Blumenschmuck sind zur Verschönerung noch im Schwange, wozu auch die oft enorme Ausdehnung des Ohrlappens gehört, wie ihn unsere Abbildung nach einer von mir gefertigten Photographie zeigt. Hier konnte man noch originelle und lebensvolle Bilder des Volkslebens sehen, Scenen, wie die auf unserem Hauptbilde (S. 37) dargestellte. Sie betrifft eine jener mimischen Vorstellungen, wie sie gerade für die Marshall-Insulaner charakteristisch sind. Der Hauptacteur, gewöhnlich ein Häuptling oder Vornehmer, sitzt fein geschmückt in der Mitte und giebt seine Künste zum Besten, die in nichts bestehen als zitternden Armbewegungen, Kopf- und Augenverdrehungen! Die Frauen und Mädchen singen dazu eine einfache Strophe, welche mit ohrenzerreißendem Gellen endet und bei der mächtige hölzerne, mit Haifischhaut überzogene Trommeln die wirksame Begleitung und den Takt abgeben. Ein solches Musikfest, dessen Schönheit zu begreifen man geborener Kanaker sein muß, dauert oft eine ganze Nacht.

Marshall-Insulaner (Jaluit).

Nach einer photographischen Aufnahme von Dr. O. Finsch.

Im Anschluß an meine frühere Schilderung des Krieges von 1880 will ich ergänzend noch bemerken, daß derselbe auf Jaluit zwar kein Opfer, dagegen im Norden der Ralikkette einen blutigen Abschluß fand. Die beiden kleinen Inseln Ronelap und Ronerik, je mit etwa 100 Einwohnern, hatten kaum erfahren, daß ihre beiderseitigen Herren Kabua und Loiak in Fehde lagen, als sie über einander herfielen. Dabei wurden die Bewohner der einen Insel fast sämmtlich erschlagen und zwar nur mit den landesüblichen Waffen, denn Gewehre besaßen diese Insulaner noch nicht.

Blätter und Blüthen.

Zum hundertjährigen Todestag Moses Mendelssohn's († am 4. Januar 1786). Was Moses Mendelssohn, der jüdische Kaufmann und Weltweise, seinen wissenschaftlichen Fachgenossen, den Philosophen, war und ist, das ausführlicher darzulegen ist hier nicht der Ort. Aber den gebildeten Laien, insofern er sich für philosophische Betrachtungen interessirt, wollen wir am heutigen Tage an Mendelssohn's „Phädon" erinnern, in welchem der scharfe Denker für den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele eintritt und die Lücken der Beweisführung in dem gleichnamigen und denselben Gegenstand behandelnden Dialog des Plato mit den Ergebnissen der neueren Philosophie auszufüllen unternimmt. Moses Mendelssohn war kein Philosoph in der strengsten Bedeutung des Wortes, sondern ein Popular-Philosoph, kein Denker von urwüchsiger Eigenart, sondern ein Eklektiker, der, hervorgegangen aus der Leibniz-Wolff'schen Schule, sich mit wichtigen Ueberzeugungen anderer Philosophen, wie Locke's und Shaftesbury's, in Einklang zu setzen suchte. Er gehört der Periode vor Kant an und mußte es mit vielen anderen Fachgenossen über sich ergehen lassen, durch jenen Riesen in den Hintergrund geschoben zu werden.

Weit interessanter ist uns Mendelssohn als Freund Lessing's. Man hat die Beziehungen der beiden Männer zu einander mit denen Goethe's und Schiller's verglichen, und abgesehen davon, daß der letztere Freundschaftsbund von zwei vollkommen ebenbürtigen Geistern geschlossen wurde, während Mendelssohn an Lessing's Höhe nicht hinanreicht, hat man auch Grund zu diesem Vergleiche. Wie wir der Freundschaft Goethe's und Schiller's einen Briefwechsel von unschätzbarem Werthe verdanken, so hat auch der Briefwechsel Lessing's und Mendelssohn's in Rücksicht auf bedeutenden Inhalt wenige seines Gleichen. Diese briefliche Unterhaltung dreht sich namentlich um Lessing's und Mendelssohn's Schriften, behandelt im Zusammenhang damit wichtige Fragen der Philosophie und besonders der Aesthetik, z. B. Mendelssohn's Lehre von den vermischten Empfindungen, giebt interessante Aufschlüsse über Fabel und Drama, Aristoteles und Spinoza 2c. Die Verdienste der beiden Männer um einander sind der wichtigsten und mannigfaltigsten Art. So waren die Freunde einander die ersten Kritiker, die Kritiker vor dem Abschluß und Druck ihrer Werke, die zugleich mit liebendem und strengem Auge die geistigen Sprößlinge des Anderen aufwachsen sahen. Ferner hat Lessing Mendelssohn als Schriftsteller eingeführt, er hat seinen Bestrebungen Concentration gegeben, er hat ihn zurückgehalten, an ein halbes poetisches Talent seine Zeit wegzuwerfen, er hat seine hervorragenden Geisteskräfte auch für die Kunstkritik fruchtbar gemacht.

Und andererseits hat Mendelssohn an verschiedenen Hauptwerken Lessing's einen sehr erheblichen Antheil, wie z. B. am Laokoon, einen ganz eigenartigen Antheil aber am Nathan. Denn wenn man bei einer solchen Idealfigur überhaupt von einem Modell sprechen will, so war dieses Niemand anders als Moses Mendelssohn, der wie Nathan Kaufmann und Weltweiser zugleich war und wie Nathan, treu dem Glauben seiner Väter, doch durch Vernunft und Gemüth auf die Höhe vorurtheilsfreiester Duldsamkeit emporgehoben wurde. Wie hoch Lessing die Bedeutung dieses edlen und dabei durch und durch deutschen Juden anschlug, einen wie großen Werth er auf seine Freundschaft legte, lehren seine Briefe. „Möchte ich Ihrer Wahl so würdig sein, als Sie der meinigen sind." — „Werden Sie nicht müde, mich zu bessern, so werden Sie auch nicht müde werden, mich zu lieben." — „Schreiben Sie, mein lieber Moses, so viel, als Ihre

Digitized by Google

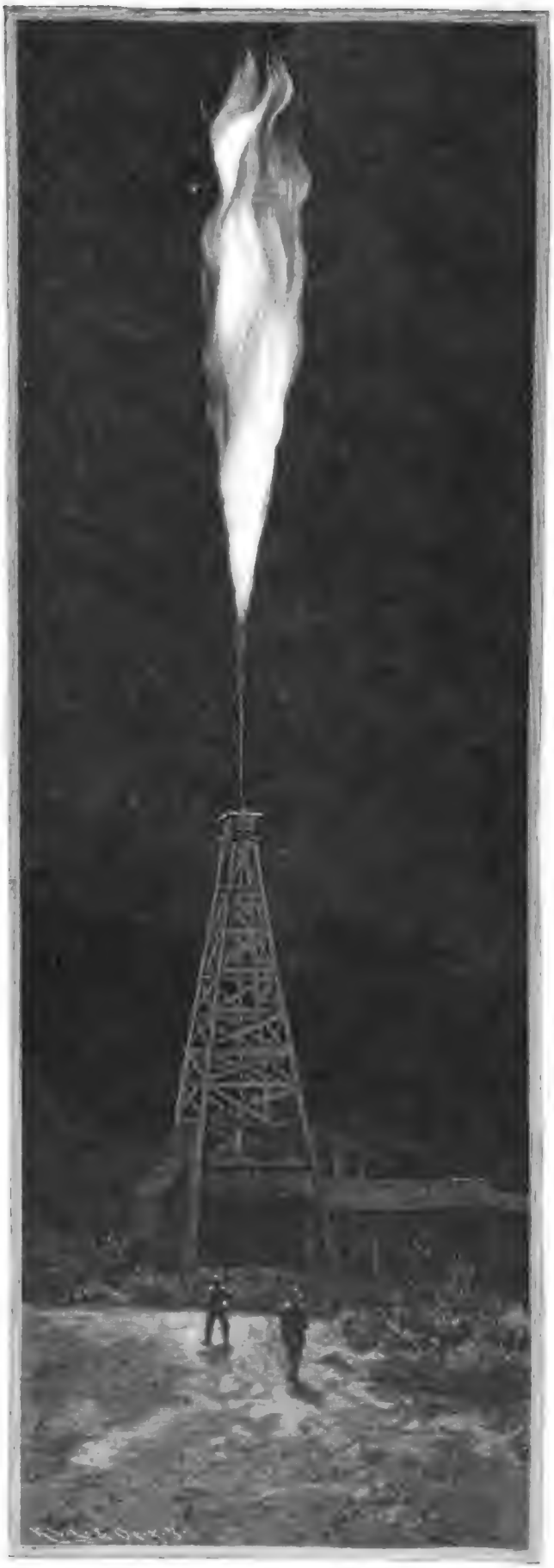
gesunde Hand nur immer vermag, und glauben Sie steif und fest, daß Sie nichts Mittelmäßiges schreiben können — denn ich habe es gesagt." — „Verlieren Sie mich ja nicht ganz aus den Augen; lassen Sie mich ja an allen Ihren Beschäftigungen noch ferner den Antheil nehmen, den ich zu meinem großen Nutzen bisher daran genommen habe. Das wird das einzige Mittel sein, wenn ich nicht ganz in Nichtswürdigkeiten versinken soll." Solches und Aehnliches schreibt Lessing zu verschiedenen Zeiten an seinen Freund — und Lessing liebte keine Phrasen.

Endlich verdient Mendelssohn unsere Anerkennung als wissenschaftlicher selfmade man. Aus den kümmerlichsten Verhältnissen hervorgegangen, Sohn eines israelitischen Lehrers und Thorarollen-Schreibers in Dessau, ließ er sich durch die Armuth nicht zu Boden drücken, sondern erlangte infolge eines außergewöhnlichen wissenschaftlichen Eifers und einer ebenso außergewöhnlichen Begabung, theils als Autodidakt, theils von intelligenten Männern privatim unterwiesen, ohne Gymnasium und Universität jene imponirende geistige Ausbildung. Und als es ihm dann später vergönnt war, seinen leiblichen Hunger vollauf zu stillen, als er in Berlin von Stufe zu Stufe als Buchhalter, Dirigent und Theilhaber einer Seidenwaarenfabrik sich eine mehr als auskömmliche kaufmännische Stellung eroberte, blieb doch sein geistiger Hunger ungestillt und bewirkte, daß Mendelssohn nach wie vor das seltene Beispiel einer glücklichen Vereinigung kaufmännischer und philosophischer Spekulation gab.

Otto Sievers.

Die „Gasquellen" in Pennsylvanien. Die Söhne kommender Jahrhunderte werden auf uns gewiß als auf sinnlose Verschwender mit Geringschätzung herabblicken, wenn sie die Beschreibung unserer Oefen lesen und dabei herausrechnen, daß wir von dem Heizwerth, der in den Brennmaterialien vorhanden ist, nur den zehnten Theil als Wärme ausnützen und den Rest als Ruß und Rauch in die Luft steigen lassen. Es ist nicht lange her, daß dieser Uebelstand entdeckt wurde, der für London z. B. folgende Verluste ergiebt: In der Weltstadt an der Themse werden jährlich 8000 Millionen Kilo Steinkohlen verbrannt, dabei aber nur der Heizwerth von 800 Millionen Kilo in Wärme verwandelt, während der Rest von 7200 Millionen nicht ausgenützt wird und 400 Millionen Kilo sogar als Ruß geradezu schädlich wirken. Außerdem aber entsteigen noch den Londoner Schloten und verpesten die Stadtluft die Verbrennungsprodukte von 120 Millionen Kilo Schwefel, die in den Steinkohlen enthalten sind.

Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß die Projekte verbesserter Heizungsmethoden überall lebhaft erörtert werden. Die radikalste Besserung versprechen uns diejenigen, welche vorschlagen, daß man unsre heutigen Oefen abschaffe und keine Kohlen mehr ins Haus liefere. Dieselben sollen in Anstalten vor den Thoren der Städte in Heizgas verwandelt werden und dieses soll ebenso wie jetzt das Leuchtgas den einzelnen Häusern in Röhren zugeführt und hier in eigens konstruirten Gasöfen verbrannt werden. Die Aussichten dieser Neuerung sind in der „Gartenlaube" in einem besondern Artikel im Jahrgang 1883, Seite 122 besprochen worden und in demselben ist auch darauf hingewiesen worden, daß die Anlage neuer ausgedehnter Gasleitungen das Haupthinderniß für die Verbreitung der neuen Heizmethode bilde.



Brennende Gasquelle bei Pittsburg in Pennsylvanien.

Nach einer amerikanischen Vorlage.

Diese Reformbewegung hat ohne Zweifel findige Amerikaner auf die Idee gebracht, Brenngase, die in Petroleumdistrikten dem Schoß der Erde entsteigen, zur Heizung nahe gelegener Städte zu verwenden. In Pennsylvanien ist der Versuch geglückt; einige Gesellschaften haben in der Nähe von Pittsburg bereits gegen 50 „Gasquellen" gebohrt und umfangreiche Röhrenleitungen von denselben nach der Stadt gelegt.

In den unterirdischen Hohlräumen, die Erdöl enthalten, befinden sich über demselben die Brenngase in stark verdichtetem Zustande. Trifft man mit dem Bohrer auf eine solche Gasschicht, so erfolgt zunächst eine heftige Explosion; der Bohrer fliegt in die Luft, eine Sandwolke folgt ihm nach, und dann entweicht das Gas, oft mit dröhnendem Gebrüll, das meilenweit gehört wird.

Man hat nun sinnreiche Apparate konstruirt, welche die dem Bohrloch entströmenden unbändigen Elemente auffassen und den Röhrenleitungen zuführen. Die überschüssigen Gasmengen werden einfach verbrannt, und das Schauspiel, das sich dabei dem Beschauer bietet, wird besonders großartig, wenn das Bohrloch eine Zeit lang verschlossen bleibt und nach Eröffnung desselben das mit erneuerter Kraft aufschießende Gas entzündet wird. Unsere nach „Harper's Weekly" wiedergegebene Illustration veranschaulicht den Erfolg eines solchen Experimentes.

An Abnehmern des billigen Brennmaterials fehlt es in den benachbarten Städten Pennsylvaniens augenblicklich nicht, aber auch die Gasquellen versiegen mit der Zeit ebenso wie die Petroleumquellen. Wird dann auch die ganze Röhrenleitung unbenutzt bleiben und werden die Gasöfen aus Fabriken und Wohnungen verschwinden müssen? Man glaubt nicht daran und hegt die Hoffnung, daß diejenigen, welche die Vortheile der Gasheizung einmal kennen gelernt haben, niemals zu der „veralteten" Kohlenfeuerung umkehren werden. An den versiegten Gasquellen werden alsdann Anstalten aus dem Boden wachsen, in denen aus rohem Petroleum oder Steinkohlen Heizgas fabricirt wird. In dieser Hinsicht sind die pennsylvanischen Gasquellen auch für die Heizfrage im Allgemeinen von Bedeutung; sie können als ein großartiger Versuch mit dem Heizgas angesehen werden, und Vielen erscheinen sie in der That als Pioniere der Gasheizung.

Die Damen der Königin. (Mit Illustration S. 25.) Die edle Herrin hatte sich wegen Unwohlseins in ihr Schlafgemach zurückgezogen, und ihre Hofdamen waren dadurch dienstfrei geworden. In dem stillen Palast war es recht langweilig, und eine der jungen Schönen nach der anderen suchte nach einem Einfall, um sich mit den Genossinnen die müßige Zeit zu vergnügen. Da kam mit seinem Recht, überall bei Hofe sein Spiel zu treiben, der Hofnarr zufällig in den Saal, wo die Damen sich aufhielten und eben dem Spiel der Einen auf der Laute und ihrem Gesange zuhörten. Er kam in seinem vorschriftsmäßigen Kleid, mit dem Narrenbarett, dem großen Radhalskragen und dem Scepter, dem Zeichen seiner närrischen Würde, in der Rechten, und in der anderen Hand

Digitized by Google

hielt er ein Joujou, mit dem er ſeine leichten Kugelfangkünſte trieb, um doch für einen richtigen alten Narren nichts fehlen zu laſſen. Uebermüthiges Gelächter und Neckreden der aufgeräumten jungen Damen begrüßten ihn. Der Narr kam ihnen gerade recht und war ja dazu da, ſich Scherz gefallen zu laſſen und anzugeben. Er ſolle einmal die Laute ſpielen und ſingen, rief die Eine. Ja, ja! die Andere — und ein Liebeslied! Sie klatſchten dem übermüthigen Vorſchlag Beifall mit den Händen und reichten ihm die Laute hin.

Der Narr ſtutzte eine Weile, ließ ſeine Augen auf der Jüngſten der Hofdamen ſchmachtend ruhen, als wolle er ſagen, daß er für ſie Alles zu thun bereit ſei, was ſie wünſche, warf Scepter und Joujou auf den Teppich, ergriff die Laute und ſtellte ſich in theatraliſcher Haltung in einiger Entfernung vor den Damen auf, die auf einer Bank an der Wand in luſtiger Erwartung Platz nahmen. Und er ſang, der drollige Geck; es kam ſo ſüß, ſo innig ſeine Liebesklage heraus, daß er ein homeriſches Gelächter damit erregte. Sichtlich, er richtete ſein Lied an die Jüngſte. Welch ein Spaß, daß ſie eine förmliche Liebeserklärung von dieſer aufgeputzten Mißgeburt erhielt! Was für ein pikantes Geheimniß offenbarte ſich da! Der Narr verliebt, und er that ſo, als ſei es ihm Ernſt damit, als erflehe er wenigſtens ihr Mitleid. Zum Todtlachen! Nur ſie, der es galt, mochte ihn nicht deßwegen verſpotten und kränkend verlachen. Erſtaunen und Mitleid nahmen ſie vielmehr in Bann. Am Ende hatte auch dies Geſchöpf da, dieſer Narr, dieſer berufsmäßige Spottvogel ein Herz mit edlen Empfindungen. Ihr Blick voller Antheil verrieth ihm, was ſie dachte, und ſeine Augen, in denen es ſchmerzlich zuckte, antworteten ihr darauf: Ja, ja, ſo iſt's! Auch ich bin ein Menſch und fühle wie ein ſolcher. Dank Dir, holdes Weib, wenn Du dies würdigteſt! Z

Der Lautenſchläger.
Nach dem Oelgemälde von Hans Canon

Der Lautenſchläger. Mit Hans Canon († 12. September 1885) hat die heutige Wiener Malerei den bedeutendſten Meiſter verloren, welchen ſie nach Hans Makart noch verlieren konnte. Von tſchechiſchen Eltern in Wien geboren, war er auch ein echtes Wiener Kind geworden, mit all der reifen Begabung, aber auch dem ſtürmiſchen ungleichen Naturell eines ſolchen und der vollkommenen Gleichgültigkeit gegen nationale Forderungen, wie ſie aus ſolchen Antecedentien leicht erklärlich wird. Dabei hatte er ſich aber eine überaus reiche Bildung angeeignet, die zwar die [illegible] ſeines Temperaments in keiner Weiſe zu mäßigen vermochte, aber bei ſeiner angeborenen Wohlredenheit ſeinem Umgang oft großen Reiz verlieh. Ohne als Künſtler eigentlich originell zu ſein, ſondern vielmehr ſich beſtändig an klaſſiſche Muſter lehnend, hat er doch eine wahrhaft ſtaunenswerthe Produktivität entfaltet, ja er ſoll, die zahlloſen Portraits eingerechnet, über tauſend Bilder gemalt haben. Eine große Anzahl derſelben, ſowie eine große Reihe intereſſanter Zeichnungen und Skizzen gelangt im Anfang dieſes Jahres im Wiener Künſtlerhauſe zur Ausſtellung, die im Großen und Ganzen nach den drei Hauptperioden ſeiner künſtleriſchen Wirkſamkeit, der ſogenannten Stuttgarter, Karlsruher und Wiener Periode, arrangirt wurde. Urſprünglich Schüler von Rahl, hat Canon mit dieſem Meiſter auch viel Aehnlichkeit darin, daß bei allem hervorragenden maleriſchen Talent doch jene gewiſſe innere Kälte in ſeinen Werken ſteckt, wie ſie allen bloßen Klaſſiciſten eigen iſt.

Er verliert dieſelbe nur da, wo er, ſtatt einem klaſſiſchen Vorbild, der Natur unmittelbar gegenüberſteht, das heißt bei den Bildniſſen. Sie ſind das weitaus Werthvollſte an ſeiner ungeheuren Produktion, da ihn ſein großer Verſtand und ſeine Menſchenkenntniß befähigten, tiefer in den Charakter ſeiner Modelle einzudringen, als dies den meiſten Salonmalern möglich iſt. Auch ſeine vielen Halbfigurenbilder, wie unſer Lautenſpieler, der zu den Hauptwerken der Karlsruher Periode zählt, ſind oft von großem Reiz, obwohl ſpeciell bei dieſem die Nachahmung des Frans Hals und anderer Niederländer auf der Hand liegt. Alles aber, was er ſchuf, hat einen großen imponirenden Zug, der freilich bei den hiſtoriſchen Gemälden den Mangel der Urſprünglichkeit nicht immer vollſtändig erſetzen kann.

Die heiligen drei Könige. (Mit Illuſtration S. 33.) In vielen Gegenden Deutſchlands, Deutſchöſterreichs und Tirols ziehen am Vorabende des 6. Januar als des den heiligen drei Königen gewidmeten Feſttages Knaben mit goldpapierenen Kronen auf dem Kopf, lange Hemden über ihre Kleider gezogen und bunte Tücher als Mäntel um die Schultern geworfen, in den Dörfern von Haus zu Haus. Einer von ihnen trägt einen Lampion in Sternform an einer Stange und ein Anderer hat ſein Geſicht mit Ruß beſchmiert und repräſentirt den Mohrenkönig Balthaſar, im Volksmunde „Waldhauſer" genannt. Sie ſingen ein mehrſtrophiges altes Lied bald ein- bald dreiſtimmig, das von der Reiſe der drei Könige aus dem Morgenlande nach Bethlehem, von ihrer Unterredung mit Herodes und von ihrer dem neugeborenen Jeſuskinde dargebrachten Huldigung erzählt. Meiſt in die Wohnſtube gerufen, heiſchen ſie kleine Gaben ein und danken dann mit einem längeren Spruche, in welchem ſie den Anweſenden naive Wünſche darbringen.

In ſeiner heutigen Geſtalt trägt das „Sternſingen" unleugbar den chriſtlichen Stempel, dürfte aber gleichwohl ins alte germaniſche Heidenthum zurückreichen. Zur Zeit der Winterſonnenwende, in den Losnächten, erſchienen die Himmliſchen auf der Erde und miſchten ſich unter die Menſchen, welche der nahende Frühling von dem Uebel der langen Winternächte erlöſte, wie Chriſtus von dem Uebel der Sünde, welche Analogie von den chriſtlichen Sendboten in ihrem Intereſſe verwerthet wurde. Goethe hat bekanntlich das alte Volkslied in ſeinem „Epiphanias" benützt.

Karl Albert Regnet.

Inhalt: Was will das werden? Roman von Friedrich Spielhagen (Fortſetzung). S. 21. — Die kleine Strickerin. Illuſtration. S. 21. — Auf dem Anſchuß. S. 27. Mit Illuſtration S. 28. — Die Nadeln. Gedicht. Mit Illuſtration. S. 29. — Die Andere. Von W. Heimburg (Fortſetzung). S. 29. — Römiſche Cäſaren. Von Johannes Scherr. Caligula. (Fortſetzung.) S. 34. — Ueber unbewußtes Zählen. Von W. Preyer. II. S. 36. — Deutſchlands Kolonialbeſtrebungen. Die Marſhall-Inſeln. Von Dr. O. Finſch (Bremen). S. 37. Mit Illuſtrationen S. 37 und 38. — Blätter und Blüthen: Zum hundertjährigen Todestag Moſes Mendelsſohn's. Von Otto Sievers. S. 37. — Die „Gasquellen" in Pennſylvanien. Mit Abbildung. S. 38. — Die Damen der Königin. S. 39. Mit Illuſtration S. 25. — Der Lautenſchläger. Mit Illuſtration S. 40. — Die heiligen drei Könige. Von Karl Albert Regnet. S. 40. Mit Illuſtration S. 33.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redakteur Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernſt Keil's Nachfolger, Druck von A. Wiede, ſämmtlich in Leipzig.

Digitized by Google

Nº 3. 1886.

Die Gartenlaube.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernſt Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Was will das werden?

Roman von **Friedrich Spielhagen.**

(Fortſetzung.)

5.

Während ich ſo in dem hochgegiebelten Israel'ſchen Hauſe aus- und einging — ein ſtets willkommener, durch Höflichkeiten und Zuvorkommenheiten von allen Gliedern der Familie ausgezeichneter und verwöhnter Gaſt — verſank für mich mein dürftiges Elternhaus gleichſam in tiefen Schatten, wie der, welcher an jenem Maienmorgen über dem Hofe lag, nur daß er den heranwachſenden Knaben nicht mehr wohlig berührte.

Den heranwachſenden Knaben! Denn, wie jetzt zum andren Male mein Elternhaus und ſeine Inſaſſen in meiner Erinnerung auftauchen, müſſen ſeit der Zeit, die ich vorhin zu ſchildern verſuchte, Jahre vergangen ſein — zwei oder drei oder vier — ich weiß es nicht, es kommt auch nichts darauf an. Sind es doch die, in welchen die junge Menſchenſeele nach dem erſten kecken Ausblick in die Welt, wie unbefriedigt von dem, was ſie ſah, ſich wieder in ſich zuſammenſchließt, zu ſinnen, zu grübeln, zu erſtaunen, zu erſchrecken über die Wunder der Welt, welche, erſt in dämmernden Umriſſen, dann heller und heller, ſich aus der Tiefe der Seele hebt. Wenigſtens war es ſo bei mir. Das Draußen kann mich nicht gekümmert haben. Ich wüßte nicht zu ſagen, wann und wie jener troglodytiſche Prachtbau meines Kaninchenheims aus der Ecke zwiſchen der Werkſtatt und dem hölzernen Gartenſtaket verſchwunden iſt, und wo die lieben Thierchen geblieben ſind. Jedenfalls ſind ſie den Weg aller Kaninchen gegangen, und an der Stelle, wo der Prachtbau ſich wölbte, ragt ein luftiges Vogelhaus, das aber auch bereits wieder halb zerfallen iſt, und in welchem nach einander (vielleicht auch neben einander) Strandläufer, Kampfhähne, Kanarienvögel, Stieglitze, Dompfaffen, ein junger Thurmfalke und eine alte vermauſerte Dohle geſeſſen haben. Letztere ein Geſchenk des „Mallen Heinrich“, der ſie wiederum von einem Schieferdecker geſchenkt bekommen und mir triumphirend gebracht hat als einen Beweis, daß die böſen Teufel noch immer um den Nikolaithurm flögen und das Geheimniß beſäßen, ſich in krächzendes Federvieh zu verwandeln.

Winterlandſchaft. Originalzeichnung von R. Püttner.

So iſt auch von der ſtolzen Burg auf dem Wall nichts geblieben als eine kleine Erhöhung, die aber ſchon wieder Gras und Lattich überwuchern. Haben ſie — wie ich Emil erzählt — die Piraten unter wildem Geſchrei, das ich bis in meine Kammer gehört, in der Nacht erſtiegen und dem Erdboden gleich gemacht; hat, was ich glaube, Bruder Auguſt

Digitized by Google

sie zerstört, um mir einen Possen zu spielen — ich weiß es nicht und kümmere mich nicht darum.

Ich kümmere mich auch um viel größere Dinge nicht, zum Beispiel um den Krieg, der zwischen Preußen und Oesterreich entbrannt ist, und in welchen mein ältester Bruder Otto hat ziehen müssen — von Berlin aus, wo er — ein überlanger und überschlanker Jüngling — vorher bereits ein Jahr lang in der Garde gedient hatte. Ich vermisse ihn nicht. Er war zwar immer freundlich zu mir gewesen und hatte mich stets gegen August in Schutz genommen; aber die große Differenz des Alters hatte ein eigentliches Verhältniß nicht zwischen uns aufkommen lassen, um so weniger, als er, bei aller Herzensgüte, ein lässiger, schlaffer Mensch war, der an nichts ein wirkliches Interesse hatte, sondern nur so mit seinen wasserblauen Augen in den Tag hinein träumte. Man hätte ihn für den echten Sohn und das Abbild des Vaters halten können, und viele nahmen ihn dafür — mit Unrecht, denn er war nur die Karikatur des einzigen Mannes. Dennoch bedauerte ich ihn aufrichtig, als ich vernahm, daß er bei Königgrätz durch die Brust geschossen sei und nun in Berlin im Lazareth liege, von den Aerzten aufgegeben. Es wäre ihm besser gewesen, die Aerzte hätten Recht gehabt. Aber die Aerzte hatten einmal wieder nicht Recht, und er wurde aus dem Lazareth entlassen — als Vollinvalide, um uns vier Wochen — oder waren es Monate? — später mit der Nachricht zu überraschen, daß er die Tochter des Meisters, bei dem er in Dienst getreten war, geheirathet habe. Er wolle sich nun selbständig etabliren, eine Tischlerei errichten, vorausgesetzt, daß ihm der Vater dazu Geld schicke; denn das habe er nicht, wie sich der Vater wohl denken könne, und seine Frau auch nicht; aber der gute Vater —

Jawohl, der gute Vater! Ich sehe ihn noch, wie er dastand in der Werkstatt, das rothe Fez schief auf dem Kopf, mit der vierfingerigen Linken sich durch den grauen Bart streichend, während die herabgesunkene Rechte den Brief hielt, welchen er mir so weit vorgelesen, und ein melancholisches Lächeln um den Mund spielte.

„Da werde ich wohl noch etwas mehr arbeiten müssen," murmelte er, indem er wieder zu seinen Werkzeugen griff, an einem halbfertigen Sarge weiter zu schaffen.

„Noch mehr arbeiten?"

Ich befand mich in dem glücklichen Alter, wo man sich seine Gedanken über alles Mögliche macht, nur nicht darüber, woher das Geld kommt. Auf den Bäumen wächst es nicht, auf der Gasse findet man es auch nicht — das ist sicher; es kommt eben irgend wo her. Vielleicht stieg in diesem Augenblicke sogar die Vermuthung in mir auf, es möchte das Wort des Vaters vom Mehr-arbeiten-müssen mit der von Bruder Otto angeregten Geldfrage in Zusammenhang stehen, aber wie es geschehen möge, daß er, der bereits jetzt den ganzen Tag vom frühen Morgen bis zum späten Abend in der Werkstatt sich mühte, noch mehr arbeiten könne, fragte ich mich nicht. Ich wußte nichts von Lampen, welche die Nacht hindurch brennen und deren tödliches Licht über Stirnen flimmert, von denen kalter Schweiß rinnt, und in starren Augen wiederscheint, die vom Fieber glänzen.

In dieser Zeit muß es auch gewesen sein, daß der zweitälteste Bruder August zum Soldaten ausgehoben wurde und, ich glaube, seiner krummen Beine wegen, zur Kavallerie in eine entfernte Garnison kam. Zwei Menschen kannte ich, denen mit seinem Fortgange ein Alp von der Seele wich, das waren der „Malle Heinrich" und ich. Seit jenem Abend vor der Hausthür, als er den armen Blödsinnigen von der Bank auf das Straßenpflaster warf, hatte er denselben, so oft er ihm begegnete, verhöhnt und insultirt. Und leider begegneten sie sich nur zu oft, da Beide sich des Abends regelmäßig auf den Straßen umhertrieben — der „Malle Heinrich", um in seinen himmlischen Phantasien zu schwelgen, der „tolle August" (wie er jetzt von Allen, die ihn kannten, genannt wurde), um mit harmlosen Vorübergehenden Händel anzufangen, die nicht selten einen blutigen Ausgang nahmen, und sonst in allerhand wilden Streichen seine Kraft und seinen Uebermuth auszutoben. An mir hatte er sich seit jener Nacht nicht wieder thätlich vergriffen, aber er blieb mir feindlich gesinnt und gab dieser Gesinnung jeden sonst nur möglichen Ausdruck, trotzdem ich es um ihn in keiner Weise verdiente. Ich hatte ihm jene Unbill, die er mir angethan, nicht nur nicht nachgetragen, sondern mich ihm, liebebedürftig wie ich war, in Liebe wieder zu nähern gesucht. Denn ich hatte einen gewaltigen Respekt vor seiner Kraft und seiner Kühnheit, und bei nicht un großmüthigen, phantasievollen Knaben grenzen ein solcher Respekt und Liebe dicht an einander. Das Gemüth des „tollen August" war dadurch nicht gerührt worden. Er neidete mir die Liebe des Vaters, trotzdem er für sein Theil nach derselben nicht das mindeste Verlangen trug; schnödelte über meine Mutter; verhöhnte mich „das Mutterjöhnchen, das Milchgesicht, den Zuckerprinz, den Bruder Joseph, dem er den tiefsten Brunnen graben möchte, um ihn da hinabzuwerfen und — nicht wieder herauszuholen, darauf könne ich mich verlassen". Und als er fort mußte und ich ihm zum Abschied einen Kuß geben wollte, hatte er mich hohnlachend von sich gestoßen: „er danke schön für den Judaskuß von so einem bleichsüchtigen, glattzüngigen verdammten Aristokraten."

Mir traten die Thränen in die Augen, indem ich scheu zurückwich, weniger vor seiner Wuth, als weil ich mich in die Seele des wilden Gesellen hinein schämte. Und dann hatte ich das letztere Wort noch nie gehört und hielt es in meiner Unschuld für ein neues, besonders schlechtes gemeines Schimpfwort, mit dem er mich zu guterletzt so recht habe kränken wollen. Ich hatte nicht weit vom Ziel geschossen: auch für ihn war das Wort neu, und es war in seinem Sinn das Aergste, was er einem verhaßten Menschen ins Gesicht schleudern konnte.

Das kleine Haus wird stiller: auch die Großmutter in der Vorderstube ist todt. Sie war mein Schrecken gewesen, so lange ich denken konnte; und es mochte wohl auch nicht leicht etwas Schrecklicheres geben, als die lange, hagere, altergekrümmte Gestalt mit den starren verglasten Augen und den von körperlichem Schmerze und Seelenangst gräßlich verzerrten Zügen, wie sie von Zeit zu Zeit die Vorderstube, in der sie sich sonst eingeschlossen hielt, verließ, um einen schauerlichen Rundgang durch Haus und Hof zu halten, immerfort unverständliche Flüche und Schimpfworte vor sich hinmurmelnd, Jedem, der ihr begegnete, die Faust vor dem Gesicht schüttelnd, und dann wieder auf lange Zeit in ihrem Verließ zu verschwinden. Und dies Grauengespenst, von dem, Gott sei Dank! kein Tropfen Blut in meinen Adern floß, hatte der arme Vater zwanzig Jahre lang in seinem Hause gehabt, ohne daß vorher oder nachher das leiseste Wort des Unmuths, der Ungeduld über seine Lippen gekommen wäre! Und der Sarg, den er ihr dann baute, war um nichts geringer als der reicher Leute. Im Gegentheil, eher noch kunstvoller und mit ganz besonders glänzender gelber Farbe angestrichen und extra blank lackirt. Und Nachbar Hopp mußte seinen vornehmsten Leichenwagen aus der Remise ziehen, obgleich er dazu etwas von „alter Hexe" in sein Doppelkinn brummte und Karl Brinkmann, der dabei stand, ein Uebriges von des „Teufels Großmutter" in seine Bartstoppeln murmelte, als ich hinüber gegangen war, die Bestellung auszurichten. Der Vater aber, als ob er wüßte, was ich darüber zu hören bekommen, sagte, als ich zurückkam:

„Wir dürfen ihr nicht noch über den Tod hinaus bös sein. Sie ist sehr unglücklich gewesen, denn sie konnte keinen Menschen lieben. Das ist schon die Hölle auf Erden."

So ist es denn ganz still geworden in dem kleinen Hause. Wenn ich in meinem Kämmerchen, dessen Fenster nach dem Hof hinausgeht, über meinen Schularbeiten sitze, höre ich Zug um Zug des Vaters Säge und jeden Strich seines Hobels. Auf dem Wall drüben, der mir die weitere Aussicht versperrt, nicken die langen Grashalme und wiegen sich die Zweige der Haseln und Erlen. Weht der Wind von Osten, vernehme ich das dumpfe Rauschen des Wassers, das bis an die Futtermauer gestiegen ist. Manchmal kommt auch wohl eine Krähe geflogen, setzt sich auf einen der schwanken Wipfel, läßt ein ärgerlich heiseres Krächzen erschallen, als könne sie dem Orte heute, wo der Strand überfluthet ist, keinen Geschmack abgewinnen, und schwingt jählings davon. Dafür hebt sich über den Wall eine Möve unregelmäßigen Fluges, wie vom Winde auf- und niederwärts geschaukelt, den spitzen Schnabel nach unten gekehrt, der Beute lauernd, auf die sie herab stößt, plötzlich hinter dem Rand des Walles verschwindend, wie ein Stein, der fällt.

Es ist sehr still in dem kleinen Hause. Ich höre jetzt nichts als das Kritzeln meiner Feder, die in fliegender Eile auf dem Papier weiter hastet an meinem Aufsatz über „Die Freuden der Jugend", und den gleichmäßigen Zug von Vaters Hobel an irgend einem Brette zu einem Sarge. Ich bin an einen schwierigen Punkt gerathen und lege sinnend die Feder hin; der Vater mag

auf eine schlechte Stelle im Brette gestoßen sein, die er jetzt prüfend betrachtet, während der Hobel ruht.

Es ist lautlos still in dem kleinen Hause.

Und in der lautlosen Stille hebt ein Singen an, leise und süß wie Aeolsharfenklang, und ach! so klagend, so schmerzlich klagend! so sehnsuchtsvoll, so voll schmerzlicher Sehnsucht!

Ich lausche dem süßen leisen Gesang, der die Stille nur noch stiller zu machen scheint.

Und wie ich so lausche, quillt es auch in meinem jungen Busen auf von Klage und Sehnsucht — Klage um mich, der ich hier einsam sitze; Sehnsucht nach ihr, die einsam sein will, nichts von der Liebe ihres Kindes wissen will, das doch sie so grenzenlos liebt!

Meine starren Augen werden feucht. Ich drücke das Gesicht in die Hände und weine heiße Thränen auf den Aufsatz über „Die Freuden der Jugend".

6.

Nicht Zufall ist es, wenn ich in diesen Aufzeichnungen jetzt erst ausführlich auf sie zu sprechen komme, der in der Herzensgeschichte eines jeden gutgearteten Menschen der erste Platz gebührt. Ich bin um dies Kapitel herumgeschlichen, wie ich oft um ihr Zimmer schlich; und habe jetzt wieder gezögert, die Feder dazu anzusetzen, wie ich immer erst mein Herzklopfen überwinden mußte, bevor ich zögernden Fingers an ihre Thür klopfte. O dreimal glückselig ihr, die ihr eine Mutter habt, die euch liebt und, wenn sie bös auf euch ist und euch schilt (wie ihr es gewiß verdient), euch erst recht liebt! Und habt ihr sie nicht mehr, die hehre Göttin eurer Kinderzeit, die liebereiche, helfende, rettende, tröstende beste Freundin eurer späteren Jahre — glückselig auch dann, die ihr das Höchste doch einmal besaßt und nun zu ihm aufschaut als zu dem strahlenden Leitstern für den Rest eures Lebens!

Meine Mutter, ach! sie hat mich nie gescholten, aber sie hat mich auch nie geküßt. Ihr wißt ja nicht, was Furchtbares in dem Worte liegt für ihn, der es von sich sagen muß. Das heißt, eine Pflanze sein, die nie ein Sonnenstrahl traf; das heißt, als ein Krüppel geboren sein; das heißt, kein glückliches Kind gewesen sein, kein fröhlicher Knabe; das heißt, die Anwartschaft erhalten haben auf ein Leben jenseit der Schranken, innerhalb deren es sich gut wohnen und friedliche Hütten bauen läßt!

Betrat ich dann aber auf ihr leises Herein! das Zimmer, so sah sie mich, von ihrer Stickerei oder ihrem Buche aufblickend, an, nicht eigentlich unwillig, aber gewiß auch nicht gütig, sondern mit jener fürchterlichen, höflichen Gleichgültigkeit, die dem, welcher liebevoll und nach Liebe sich sehnend herantritt, das Herz zuschnürt, auf ihn fällt, wie Mehlthau auf eine junge Pflanze. Auch hatte ich längst die traurige Klugheit gelernt, mir die Beschämung, abgewiesen zu sein, dadurch vor mir selbst zu verschleiern, daß ich nie kam außer mit einem bestimmten Auftrage, etwa vom Vater, oder unter einem Vorwande, den ich mir vorher sorgfältig ausgedacht und einstudirt hatte, um ihn möglichst unbefangen vorbringen zu können. Hatte ich dann mein Gewerbe ausgerichtet, nickte sie mir zu — wiederum mit jener grausam gleichgültigen Höflichkeit — und warf ich noch einen scheuen Blick zurück, bevor ich die Thür schloß, sah ich sie bereits wieder über ihre Stickerei oder ihr Buch gebeugt. Selten, sehr selten, daß sie dann noch einmal die Augen hob und mit ihrer leisen Stimme fragte: „Möchtest Du noch etwas, Lothar?" und ich mit einem gestammelten: „Nein, Mama! Doch nicht, Mama!" mich eilig hinausdrückte.

„Nein, Mama! Doch nicht, Mama!" — Großer Gott, ich wußte ja, daß sie das, wonach meine Seele schrie, nicht gewähren konnte oder wollte!

Warum nicht?

Ich zermarterte mein Gehirn nach diesem fürchterlichen Warum. Ich flehte Gott an in heißen Gebeten, er möge mir es offenbaren. Aber mein Gehirn fand keine Antwort und mein Flehen keine Erhörung. Oder das, was mir auf Stunden und Tage eine Antwort, eine Lösung des Räthsels schien, mußte ich doch bald wieder kopfschüttelnd als unzutreffend oder unzugänglich aufgeben und fahren lassen. Ich hatte mir dann vielleicht einreden wollen, ich sei ein böser wilder Knabe, an dem eine Mutter kein Wohlgefallen haben könne. Aber die Hopp'schen Rangen waren noch viel böser und wilder und wurden doch von ihrer Mutter gescholten und geküßt nach Herzenslust. Oder vielleicht war ich häßlich, und häßliche Kinder wurden von ihren Müttern nicht geküßt; zum Beispiel Emil: ich hatte nie gesehen, daß er von seiner Mutter geküßt wurde. Das hielt, so viel ich mich erinnere, eine geraume Zeit vor. Dann fragte ich einmal Emil, während mir die Wangen brannten und die Kehle mir wie zugeschnürt war — so ganz aus dem Stegreif: ob ihn seine Mutter manchmal küsse? und der gute Emil erwiderte unbefangen: ja, oft! So war es auch damit nichts: ich mochte nicht schön sein, aber so häßlich wie Emil war ich sicher nicht.

Freilich, wie konnte es mir auch beikommen, meine Mutter und ihr Thun und Lassen nach anderen Müttern und ihrem Thun und Lassen beurtheilen zu wollen? Ist doch, oder sollte doch jedem Kinde seine Mutter eine Gottheit sein, die keine anderen Gottheiten neben sich hat, und meine Mutter war ein so besonderes Wesen, daß sie mir nichts ihr Aehnliches, geschweige denn ihres Gleichen zu haben schien. Alle Göttinnen des griechischen Olymp, dessen Glanz jetzt zum ersten Male die verwunderten Knabenaugen traf — mochte es nun die stolze Here sein, oder die strenge Pallas, oder die holdlächelnde Kypris — sie erschienen mir wohl in besonderen Gewanden und mit verschiedenem Ausdruck, aber im Grunde waren es doch nur ein wenig veränderte Abbilder meiner Mutter. Und hörte oder las ich in der Geschichte von einer hohen Frau, welche die Herzen der Männer entflammt und ihren Muth zu kühnen Thaten begeistert — so war es wiederum meine Mutter. Und die Dichter mochten ihre Herzenskönigin mit braunen oder blonden Locken schmücken, aus dunkeln oder blauen Augen schmachten lassen — es war und blieb immer meine Mutter.

Wie wäre es auch anders möglich gewesen! hatte ich doch in Wirklichkeit keine schönere Frau gesehen! und wenn das für meine kleine Welt von damals nicht viel bedeuten will — die große Welt, so weit ich sie kennen lernte, — hat mir eine schönere nicht gezeigt.

Keine wenigstens, deren Züge von Liebreiz so — darf ich sagen: durchsüßt gewesen wären? — es klingt läppisch — ich fühle es wohl — und doch weiß ich kein anderes Wort, den Zauber wiederzugeben, der von diesem Antlitz ausging. Es hätte, trotzdem sich in dem dunkeln Haar schon einzelne silberne Fäden zeigten, das eines bildschönen Mädchens sein können, welches eben zur Jungfrau heranreift, und deren Herzensreinheit noch von keinem leisesten Anhauch dieser Welt getrübt ist, — wären die Augen nicht gewesen. Sie und sie allein schienen gelebt und — erlebt zu haben; sie und sie allein schienen zu wissen, daß es eine böse Welt giebt, auf die man nur mit trüber Gleichgültigkeit oder bitterer Verachtung blicken soll. Und eine andere Welt, zu der man aufschauen darf in flammender Begeisterung, in gluthvoller Liebe, in brünstiger Sehnsucht. Ich hatte wenigstens den Abglanz dieser Gluth gesehen, ein- oder zweimal, als ich trotz meiner gewöhnlichen Vorsicht allzuschnell in ihr Zimmer trat, und sie, von dem Betschemel, auf welchem sie gekniet hatte, sich erhebend, mir gegenüberstand mit jenen Augen, vor welchen eben die Glorie der Himmel aufgethan gewesen war und über die nun rasch der dichte Schleier fiel, den Kindesliebe nicht zu lüften vermochte.

Ich wußte jetzt, daß meine Mutter Katholikin war. Es gab sehr wenige Katholiken in unserer streng protestantischen Stadt, so wenige, daß sie kein eigenes Gotteshaus hatten, sondern sich mit einem kleinen Betsaal, der möglichst zu einer Kapelle umgeschaffen war, begnügen mußten.

Den Gottesdienst und die Seelsorge in der kleinen Gemeinde leitete ein Geistlicher, den innerer Drang oder oberer Befehl muthig oder doch standhaft auf diesem verlorenen Posten ausharren ließ. Er war selbstverständlich auch der Beichtiger meiner Mutter und kam, däucht mir, jetzt öfter als sonst zu ihr, immer in der Abenddämmerung, wo er dann, dunkel und lautlos, wie der Schatten der Nacht, durch das stille Haus die schmale steile Treppe hinaufhuschte. Doch war ich ihm auch ein und das andere Mal draußen begegnet und hatte mit scheuen Augen auf ihn geblickt: ein bereits älterer Mann, — so erschien er mir, obgleich er noch in den Dreißigern stand, — der den langen dürren Leib bis an den mit einem schmalen weißen Streifen umgebenen Hals in den schwarzen Rock geknöpft hatte, unter welchem eben nur ein wenig von den schwarzwollenen Strümpfen und den

plumpen Schnallenschuhen hervorsah. Er hatte ein scharfgeschnittenes bartloses Gesicht, das ganz blutleer zu sein schien, und trug den aristokratisch feinen kleinen Kopf immer tief gebeugt. Auch war er von Adel: ein Herr von Ruver, aus einem alten niederrheinischen Geschlecht. Ich hatte eine große Scheu vor ihm, trotzdem er bei unseren flüchtigen Begegnungen immer sehr freundlich zu mir war, gelegentlich mir auch die schlanke, wohlgepflegte Hand reichte und ein paar Worte an mich richtete. Ich sollte später erfahren, daß es nicht an ihm gelegen hat, wenn ich nicht zu seiner Heerde gekommen bin — meine Mutter wollte es nicht. Hätte sie doch fürchten müssen, mir im Himmel wieder zu begegnen und an die leidige Erde und den Erdenrest, den von sich abzustreifen ihr einziges Verlangen war, schmerzlich wieder gemahnt zu werden! Guter Gott, ich wollte ihr ja nicht im Wege stehen, weder hüben noch drüben; ich, der ich beglückt gewesen wäre, hätte sie mich nur still neben sich geduldet, mich satt zu schwelgen an ihrer Holdseligkeit; und der seine Anwartschaft auf den Himmel und seiner Seelen Seligkeit mit Freuden hingegeben haben würde für einen Kuß von ihrem geliebten Munde!

Nun freilich, da mir das brennende Verlangen ewig unbefriedigt blieb, erfaßte mich allmählich ein immer tieferes Grauen vor der katholischen Religion, in welcher ich die Ursache meines Leides zu erkennen glaubte. Vielleicht verbot sie den Müttern, ihre Kinder zu lieben und zu küssen, wie es andere Mütter dürfen: protestantische und jüdische, und heidnische in den Kauf, denn aus dem Alterthum wurde doch von so mancher heroischen Liebe berichtet, die zwischen Mutter und Sohn gewaltet. Nicht zwischen erdgeborenen Menschen nur! Hatte doch selbst Thetis, die göttliche Mutter, sich ihres unglücklichen Sohnes erbarmt! Ach, noch fühle ich die brennenden Thränen, die ich vergoß, als ich zum ersten Male las, wie sie, eilenden Schwunges der finsteren Fluth entsteigend, sich zu dem Thränenbenetzten setzt und, ihn sanft mit der Hand streichelnd, die tröstenden mitleidigen Worte spricht:

„Kind, was weinest du doch? Was rühret dein Herz mit Betrübniß?"

Wie viel heiße Thränen hatte ich nicht schon vergossen in der Stille meines Kämmerleins, und die Thür hatte sich nicht aufgethan, und sie war nicht hereingeglitten, hatte sich nicht auf den Bettrand gesetzt und mitleidsvoll gefragt:

Kind, was weinest du doch?

Ja, die Religion verbot es ihr, die katholische, grausame, welche die Ketzer zu Tausenden verbrannt hatte und schöne Jungfrauen als Nonnen in ein dumpfiges Kloster sperrte und, wenn die Unseligen sich wieder hinaussehnten in die Sonne zu den Menschen, lebendig einmauerte.

War meine Mutter eine Nonne?

Ich wußte, daß sie ihre Nachtwachen und ihre Fasten mit grausamer Strenge hielt; daß sie nur geistliche Bücher las, nur geistliche Lieder sang, daß selbst die Teppiche und Tücher, an denen sie in den freien Stunden stickte, für Kirchen und Kapellen bestimmt waren. Aber Nonnen lebten doch nur in einem Kloster, und gesetzt auch, sie durfte draußen leben, weil wir in unserer Stadt und in unserer Provinz, so viel ich wußte, vielleicht im ganzen preußischen Lande (was ich nicht wußte) keines hatten — Nonnen durften doch nicht verheirathet sein, was doch die Mutter war! Und durften gewiß keine Kinder haben, und ich war doch ihr Kind! Und wenn ich nicht das Kind des alten guten Mannes da hinten in der Werkstatt, wenn er nur mein Stiefvater war, wie er an jenem Morgen zu dem Major gesagt hatte, — einen wirklichen Vater mußte doch jeder Mensch haben — so viel wußte ich nun mittlerweile auch — wer aber war dann mein Vater gewesen?

Hier hätte ja nun scheinbar nichts näher gelegen, als daß ich mich mit dieser Frage vertrauensvoll an meinen Stiefvater gewandt hätte; in Wirklichkeit lag nichts ferner — wenigstens für mich. Es war mir einfach unmöglich. Er hätte es wahrlich nicht um mich verdient. Er, der mich, so lange ich denken konnte, mit der rührendsten Sorgfalt gehegt und gepflegt — noch in meiner letzten schweren Krankheit, — der nie, nie einen unfreundlichen Blick, ein rauhes Wort, immer nur Liebe und Güte und herzlichen Zuspruch für mich gehabt hatte; ja, dessen Liebe zu mir auf Kosten der Liebe zu seinen beiden rechten Kindern von Jahr zu Jahr gewachsen war — ihn hätte ich fragen sollen: wer war der Mann meines Traumes mit den blitzenden Augen, vor dem meine Mutter und ich auf den Knieen gelegen in jener Nacht, in die er uns hinaustrieb aus dem goldschimmernden Raum mit den geheimnißvollen Gesichtern und Gestalten unter die flimmernden Sterne, die plötzlich vor dem klappernden Berge in dem Fürchterlichen erloschen, das ganz schwarz war und sauste und brauste?

Ich hätte ebenso wohl ein kleines Kind mißhandeln, ein hilfloses Thier quälen können, als ihn mit der Frage angehen, wenn ich ihn, der emsig weiter schaffte, auf meinem alten Kinderplatze in der Werkstatt sitzend, still beobachtete, oder er mir jetzt, für einen Moment rastend, mit dem schwermüthigen Lächeln um den guten Mund und in den treuen blauen Augen freundlich zunickte:

Ist es gut gegangen in der Schule, Kind?

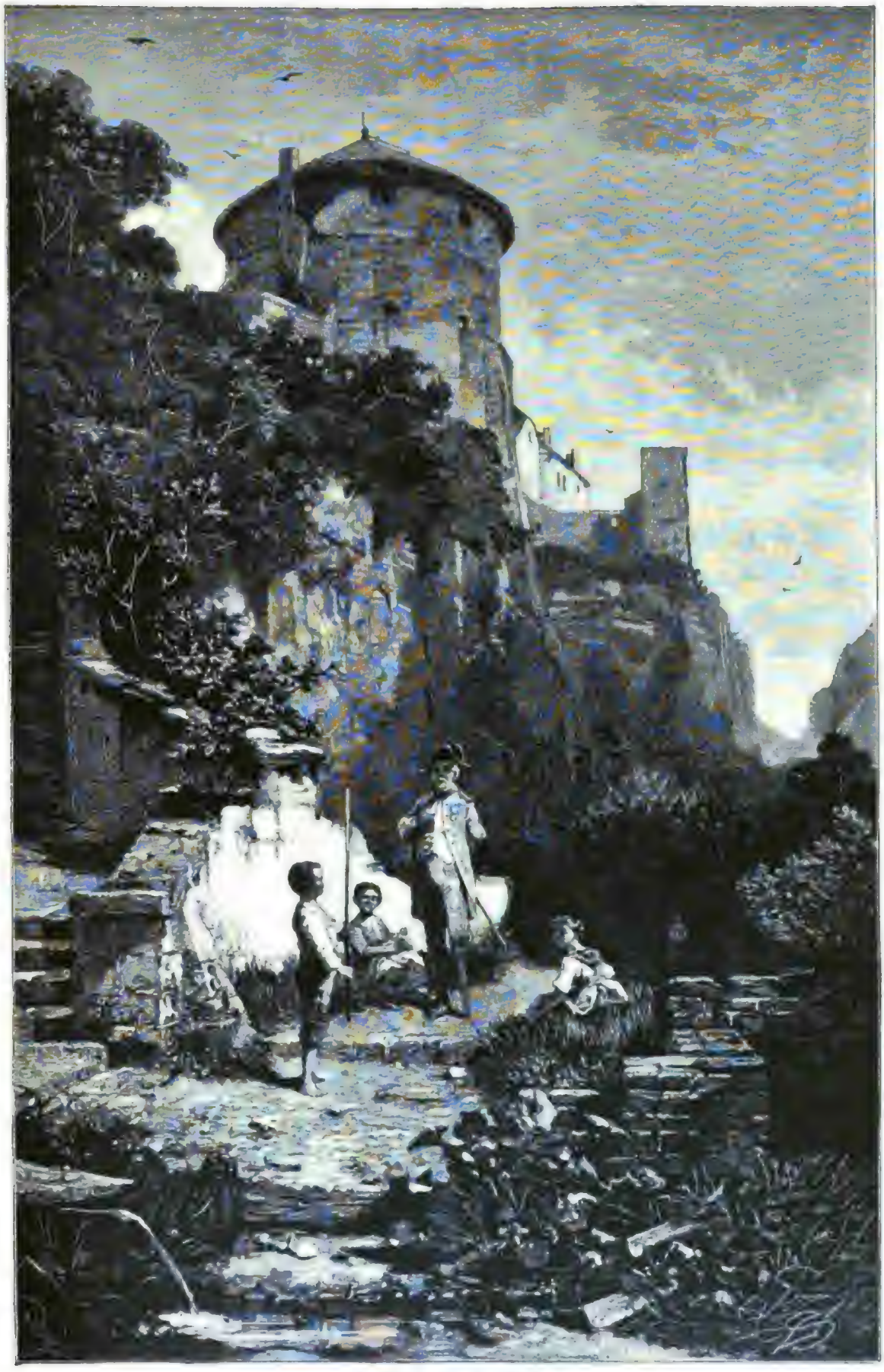
Ja, Vater, aber mit der Mathematik wird es immer schlimmer.

Und ich erzähle ihm getreulich all' meine Schulleiden und Freuden. Und daß ich einen großen Respekt vor unserem Ordinarius, Herrn von Hunnius habe, der in Wirklichkeit ein Böhme sei, von dem die Jungen aber sagten, daß er von den Hunnen abstamme, und der auch wie ein Hunne aussehe mit seinen wirren krausen Locken und seiner aufgestülpten Nase, aber Latein spreche wie Wasser, und bei dem man tüchtig was lernen könne, wenn man nur aufpasse. Und von Ulrich von Vogtriz, der neu hinzugekommen und mit seinen sechzehn Jahren so groß und stark sei wie ein Mann. Sei aber sonst ein guter Junge trotz seiner Täppigkeit. Es sei auch noch ein Vogtriz gekommen, aber älter als Ulrich und gleich nach Prima, und beide seien von der Ritterakademie auf der Insel und Neffen des Majors und bei dem Direktor selbst in Pension.

So mochte ich stundenlang sprechen, ohne daß der gute Vater je müde geworden wäre zuzuhören. Im Gegentheil: wie er des Kindes treuer Hüter und bester Spielgesell gewesen war, indem er dem schweifenden Triebe erst die feste Richtung, den zerflatternden Phantasien Form und Gestalt gab, so nahm er jetzt denselben innigen Antheil an allem, was der Knabe erlebte und erstrebte, und sein einziger Kummer war, daß er mir bei den Exercitien und den vertrackten Exempeln nicht mehr so ausgiebig helfen könne, wie beim Bogenschnitzen und Drachenkleben oder bei dem Bau des Kaninchenpalais oder der Errichtung des Vogelhauses. Und wenn ich früher gemeint hatte, daß er trotz aller Theilnahme an meinem Wohl und Wehe doch für die brennende Frage meines jungen Lebens kein Verständniß habe, so war ich mittlerweile eines andern belehrt worden. Darüber belehrt worden, daß ich an dem Treuen auch bei dem Leide meines jungen Lebens einen Gefährten habe, dessen weiches Herz sich in diesem Leide verzehrte, wie die Kerze in der Flamme.

Ein sonderbarer Zufall hatte mir diese Entdeckung gebracht.

Neben der Werkstatt nach dem Wohnhause zu war ein kleines Gelaß, das seinen einzigen Eingang nach der Werkstatt hatte und von oben durch ein schräg gestelltes Fenster ein kümmerliches Licht empfing. Es hatte keine Dielen, sondern einen von Alter zermürbten, in wirren Spalten klaffenden Estrichfußboden und war, wenn schon im Sommer kühl, so im Winter bitter kalt, denn der kleine Kanonenofen in der Ecke wurde selten oder nie geheizt. In der anderen Ecke, unter dem schrägen Fenster im Dache, stand ein altes Stehpult, dessen Klappe man aufheben mußte, um zu dem darunter befindlichen Kasten zu gelangen. An diesem Pult besorgte der Vater seine wenigen Schreibereien. Sonst war nur noch Platz für einen ebenfalls alten Schrank, in welchem seine paar besseren Kleider hingen (die er kaum jemals anzog), einen großen Koffer voll allerlei Kram und ein niedriges schmales Gurtenbett mit einer durchgelegenen Seegrasmatratze, über welche eine wollene Decke gebreitet war, die der Vater einst als überflüssiges Exemplar einer Pferdedecken-Lieferung vor langen Jahren von Nachbar Hopp — das Hopp'sche Zeichen „H. H." schmückte in jetzt halb verblichenen großen rothen Buchstaben den einen Zipfel — für ein Billiges erstanden hatte. Die drei gekalkten Wände (die vierte nach der Werkstatt war nur ein bretterner Verschlag) entbehrten jeglichen Schmuckes, man hätte denn die drüberhin zerstreuten Feuchtigkeits-Flecke, in denen ich bald — je nach der Laune — Drachen und sonstige Ungeheuer, oder die vielgezackten



„Präsentirt das Gewehr!“
Nach dem Oelgemälde von Karl Spitzweg.

Ufer vom Meer umflutheter, von der Brandung umtobter Robinson-Filande sah, als solche nehmen wollen. Ein armseliges, trauriges Gemach, das ich dennoch kaum jemals ohne ein Gefühl betrat, welches ich mir damals nicht recht klar machen konnte: jenes Gefühl zugleich ehrfürchtiger und neugieriger Scheu, mit welchem, glaube ich, gutgeartete Kinder immer das Zimmer des Vaters betreten, und in das sich bei mir nur noch eine Empfindung des Mitleids mischte, oder, wenn das zu viel ist: des Bedauerns, daß der gute Vater es nicht einmal, daß er es lange nicht so gut hatte wie ich. Denn war mein Kämmerchen unter dem Dache auch nicht minder klein, es hatte doch blaue Tapeten mit zahllosen kleinen Blumen, in denen man bei einigem guten Willen Rosen und Rosenknospen erkennen konnte, ein handgroßes Spiegelchen über der Kommode, auf der meine kleine Bibliothek in Reih und Glied stand, und vor dem Fenster einen Kornelkirschbaum, der unten längst ausgegangen war, aber auf den obersten Zweigen im Spätfrühling noch Blätter trieb und manchmal sogar Knospen, nur daß die Früchte nie reif und selbst von den Spatzen als zu bitter verschmäht wurden. Das Gemach hinter der Werkstatt nun gar mit dem Zimmer zu vergleichen, welches (nebst einer daran stoßenden Schlafstube) den oberen Stock des Hauses ausmachte und von der Mutter bewohnt wurde, kam mir niemals in den Sinn. Es verstand sich für mich von selbst, daß sie für ihr Theil so viel Raum hatte als die übrige Familie, selbst zur Zeit, da die Großmutter noch lebte und die Brüder im Hause waren, zusammengenommen; und wenn ich über ihre Schwelle nicht in ein klösterlich einfach ausgestattetes niedriges Zimmer mit drei kleinen gardinenverhängten Fenstern, sondern in einen prachtvollen Königssaal oder meinetwegen auch in einen hohen, von magischem Dämmerlicht durchflutheten Kirchenraum getreten wäre — es würden in meinen anbetenden Augen die rechten Räume für die Einzige, Unvergleichliche gewesen sein.

Es war an einem Sonnabend-Nachmittage im Winter. Ich saß bei dem Vater in der Werkstatt und erzählte ihm von der ersten Konfirmationsstunde, die ich heute Morgen bei Pastor Renner, dem neuen Prediger an der Johanniskirche, gehabt hatte. Ich war in großem Eifer, denn, was ich da gehört, hatte mein Innerstes gar mächtig aufgeregt. Der Pastor, schien es, hatte die jungen Seelen gleich scharf angreifen wollen und von der Nachfolge Christi gesprochen, in die wir jetzt alles Ernstes zu treten hätten, und den Bedingungen, unter denen diese Nachfolge, an welcher das Heil unserer Seele hange, einzig möglich sei. Daß zu den ersten dieser Bedingungen das Aufgeben der irdischen Schätze gehöre, — dagegen hatte der Fünfzehnjährige nichts einzuwenden, dem die Erinnerung an seine weißen Kaninchen längst schattenhaft geworden war und der die Grabstätte der vermauserten Dohle, der letzten Bewohnerin des Vogelhauses, unter den Haseln auf dem Wall mit Sicherheit nicht mehr anzugeben vermochte. Aber der Pastor hatte auch von einem Besitz gesprochen, auf welchen jenes Wort von dem Rost und den Motten nicht gemünzt, der im Gegentheil an und für sich höchst wünschenswerth, ehrwürdig und heilig sei und dennoch anfange, zweifelhaft und bedenklich zu werden, sobald es sich um den Ruf handle, dem wir folgen müßten. Und mit dem die Stimmen derer, die wir auf Erden am meisten liebten, nicht oder doch nicht immer im Einklang seien: die Stimme des Vaters, der Mutter, der Brüder, der Schwestern. Denn es stehe geschrieben: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht werth. Und wer Sohn oder Tochter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht werth."

In meinem trefflichen Gedächtnisse hatte ich alles, wie es der beredte Geistliche in feuriger Rede vorgetragen, treulich behalten; den angeführten Spruch hatte ich auch schon vorher gekannt. Und während ich nun, ohne es zu wollen und zu wissen, des Geistlichen Ton und Sprechweise nachahmend, das Gehörte recitirte, klopfte mein Herz wieder vor Zweifel und Unwillen.

„Und das kann ich nicht glauben," rief ich; „und das ist auch nicht für uns; das ist bloß für die Katholiken."

„Wieso für die?" fragte der Vater, ruhig weiter arbeitend.

„Weil die einander überhaupt nicht lieben dürfen."

„Das habe ich nie gehört," erwiderte der Vater kopfschüttelnd; „das kann auch nicht so sein."

„Und doch ist es so," rief ich, „denn, wenn es nicht so wäre, wenn sie einander lieben dürften, wie ich Dich liebe und Du mich liebst, weßhalb —"

Ich hatte jäh abgebrochen; der Vater schaute ein wenig erstaunt auf.

„Nun?" fragte er.

Sollte ich es ihm sagen, mein trauriges Geheimniß? Aber wie durfte ich es, wenn er es nicht einmal ahnte? seine blauen Kinderaugen mich so ruhig freundlich anblickten?

Aber plötzlich ging eine Veränderung in den Augen vor; ich sah es deutlich. Der freundliche Blick wurde trüber und ernst und irrte verlegen ab und wandte sich dann wieder auf mich mit einem Ausdruck halb des Schreckens und halb des Mitleids, während ich mit brennenden Wangen da saß und starren Augen, aus denen Thränen brechen wollten.

Die sonderbare Scene wurde durch einen Kunden unterbrochen, der in die Werkstatt kam, eine Rechnung zu fordern, nach welcher er schon mehrmals vergeblich geschickt habe. Der Vater bat um Entschuldigung: er habe gerade in den letzten Tagen so viel zu thun gehabt; die Rechnung solle sofort ausgeschrieben werden. Aber der Mann, der sehr laut sprach und heftig gestikulirte, hatte keine Zeit zu warten; habe auch noch zu Herrn Hopp zu gehen, von dem man ebenfalls keine Rechnung bekommen könne, wolle in einer Viertelstunde wieder kommen. Damit war er wieder davon gestürzt.

Ich hatte mich bereits auf einen Wink des Vaters in die Kammer begeben, die Rechnung zu schreiben. Ich besorgte dies Geschäft jetzt öfter für den Vater. Es war einfach genug: „Ein Sarg mit Zuthaten so und so viel", je nach der Größe, bloß daß die Särge der Armen immer ein gut Theil billiger waren.

In der Kammer war es bereits dämmerig, indessen noch hell genug, um schreiben zu können. Aber in meiner Erregung verdarb ich ein paar Blätter und mußte nach reinem Papier in dem Kasten des Stehpultes suchen. Ich fand nicht sogleich welches, und als ich hastig und ungeschickt weiter kramte, kam mir, ich weiß nicht wie, ein kleiner Gegenstand in die Hände, dergleichen ich noch nicht gesehen hatte, wenigstens sicher nicht so schön und kostbar: ein oblonges goldnes Kapsel-Medaillon mit einem verschlungenen Namenszuge auf der einen und einem in Email ausgeführten Wappen auf der anderen Seite. Habe ich die Feder absichtlich berührt, ist es von selbst aufgesprungen, ich wüßte es nicht mehr zu sagen. Ich weiß nur, daß mich ein jäher Schrecken durchzuckte, als ich in dem Bilde der Dame, welches es enthielt, meine Mutter erkannte. Nicht auf den ersten Blick, denn ich hatte sie nie anders als in einem schwarzen Kleide gesehen, das ihre zierliche schlanke Gestalt bis an den Hals umschloß, während ein schwarzer Spitzenschleier das braune gescheitelte Haar bedeckte und, unter dem Kinn leicht geschürzt, das köstliche Oval des blassen anmuthigen Gesichts umrahmte. Und hier sah ich sie mit freiem, eigenthümlich an den Schläfen bauschig toupirtem Haar, welches im Nacken zusammengenommen war, aber nicht so fest, daß nicht ein paar flatternde Locken sich rechts und links über die runden Schultern auf den Busen gestohlen hätten; um den Hals eine Perlenschnur, Perlengehänge in den zierlichen Ohren; das holde Antlitz, das ich niemals auch nur hatte lächeln sehen, ganz durchglänzt von Heiterkeit, die sich doch wieder in den strahlenden braunen Augen zu koncentriren schien; die rosigen Lippen des entzückenden Mundes leicht geöffnet und auch wieder gerundet wie zu einem zärtlichen Kuß.

Es mußte ein Maler ersten Ranges gewesen sein, der in dieses kleine Rund diese Welt von Anmuth und Schönheit zu bannen verstanden hatte; aber davon wußte meine junge Seele ja nichts, so wenig wie von der Welt, zu deren Vorrechten es gehört, in dem Glanz und Zauber solcher Anmuth und Schönheit zu schwelgen, sich zu berauschen, zu rasen, so lange bis — ach! ich wußte ja nichts, als daß meine Mutter so wonnig hatte lächeln können und diese strahlenden Augen mir nie geglänzt hatten, diese holden Lippen mich niemals hatten küssen wollen!

Und nun brachen die Thränen, deren ich mich vorhin nur noch eben enthalten, in Strömen aus meinen Augen; und, mir das Taschentuch gegen das Gesicht drückend, daß der Vater mein Schluchzen nicht hören möge, weinte ich, über das Pult gebeugt, das Medaillon in der herabhängenden krampfhaft geschlossenen Linken.

Ich hatte ihn nicht kommen hören und sehen, aber ich fühlte plötzlich, daß der Vater neben mir stand. Ohne aufzublicken und nur noch heftiger weinend, hielt ich ihm das Medaillon hin. Er nahm es mir sanft aus der Hand, ohne ein Wort zu sagen. Ich sah durch die geschlossenen Augen, während ich, jetzt leiser, weiter schluchzte, wie er das Bild betrachtete, und fühlte nun, daß seine Augen sich zu mir hoben. Ich blickte empor. Seine Augen ruhten auf mir schmerzenreich, unendlich mitleidsvoll.

„Sie hat mich nie geküßt!“ schrie ich und stürzte mich an seinen Hals.

Er drückte mich fest an seine Brust, die sich stürmisch hob und senkte. Und dann brach aus der treuen verschwiegenen Brust ein Stöhnen, das mich erschreckte. Ich wollte mich aus seinen Armen lösen; aber er preßte mich nur noch heftiger an sich. Ich sollte die Thränen nicht sehen, die der verlassene, liebekranke Mann auf das Haupt des verlassenen, liebekranken Knaben weinte.

7.

Seit jenem Wintermachmittage war in meinen Gefühlen zur Mutter eine Wandlung eingetreten. Nicht, als ob ich sie nicht noch geliebt hätte — ich hätte ebensowohl aufhören können zu athmen — aber in meine Liebe hatte sich ein Etwas gemischt, das ich früher nicht gekannt hatte. Mir war es früher nur als ein Verhängniß erschienen, daß ich von ihr nicht geliebt wurde, jetzt fing ich an, darin ein Unrecht zu erblicken, welches sie mir anthat. Ich wäre darauf sicherlich nicht für mein Theil verfallen. Aber ich hatte mein Leid in dem des Vaters wie in einem Spiegel gesehen, und es stand nun in einem anderen, klareren Lichte vor mir. War doch, was da an dem guten Vater geschah, das baare Unrecht. Warum war sie seine Frau geworden, wenn sie nichts mit ihm zu schaffen haben wollte? ihn sich von Morgen bis in die Nacht hinein in der dunklen Werkstatt abmühen ließ, ohne ihm ein freundliches Wort, einen freundlichen Blick zu gönnen, ja, ohne ihn tage-, was sage ich: wochenlang auch nur zu sehen? Denn sie nahm, was sie früher wenigstens nicht gethan hatte, jetzt auch ihre Mahlzeiten allein, und das Geschirr, dessen sie sich dazu bediente, durfte von Niemand sonst benutzt werden, als wenn eine Berührung von anderer Hand es verunreinigt haben würde. So durfte ich auch, wenn ich zu ihr kam, nur immer auf einem bestimmten Stuhle sitzen, den ich dann in eine Ecke zu tragen hatte, wo ich ihn das nächste Mal wieder vorfand — ein für sie unbrauchbares, durch mich entheiligtes Möbel. Der Vater sagte: „Es liegt in ihren Nerven. Sie hat einmal ein schweres Unglück gehabt, das sie in eine lebensgefährliche Krankheit warf. Davon ist sie nie wieder völlig genesen, und nun treten die schlimmen Folgen nur deutlicher auf. Wir müssen Mitleid mit ihr haben.“

Ach, er hatte ja mit aller Kreatur Mitleid: mit einer Fliege, die er sorgsam aus der Schale Wasser rettete und in die Sonne setzte; mit einem zertretenen Wurm im Wege, den er lieber, so schwer es ihm ankam, selber tödtete, damit das arme Geschöpf nicht länger sich zu quälen brauchte! Wie sollte er nicht Mitleid haben mit ihr, welche er, wie ich jetzt weiß und damals wenigstens ahnen konnte, mit der Gluth eines Jünglings hoffnungslos liebte?

Woher ich das ahnen konnte?

Aber hatte es sich denn nicht auch bereits, ihn jetzt mit verwunderter Neugier, jetzt mit ahnungsvollem Bangen erfüllend, in Sinnen und Herzen des Knaben-Jünglings zu regen begonnen? und war jenes Bild der Mutter und die heißen Thränen, die er bei dem Anblick desselben vergossen, für sein junges Herz nicht gewesen, was ein Frühlingsgewitter für die sprossende dürstende Saat? (Fortsetzung folgt.)

Römische Cäsaren.

Nachdruck verboten

Von Johannes Scherr.

Caligula.

(Fortsetzung.)

Mit dem Blutrinken steigerte sich der caligula'sche Blutdurst. Nach Macro und seiner Frau kam die Reihe des „Expedirt werdens“ an den hochangesehenen Marcus Junius Silanus, dessen Tochter Junia Claudilla die erste Gemahlin des Kaisers gewesen war. Diese Schwiegervaterschaft schützte den alten Herrn nicht vor dem Befehl, sich mit einem Rasirmesser den Hals abzuschneiden, weil er seinen kaiserlichen Schwiegersohn, „als dieser bei stürmischer See zu Schiffe ging, nicht habe begleiten wollen, offenbar in der Absicht, sich, so dem Kaiser im Sturme ein Unglück zustieße, der Herrschaft zu bemächtigen.“ Nun folgten einander die Hinrichtungen um so zahlreicher und rascher, als mit denselben die höchst einträglichen Confiscationen der Vermögen der Hingeschlachteten verbunden waren und der Wegfall gerichtlicher Weitläufigkeiten das lohnende Mordgeschäft so höchst bequem erscheinen ließ. Reich zu sein, wurde ein Verbrechen in dem immer rascher sich vergrößernden Maß, in welchem die rasende Verschwendung des Kaisers sein Geldbedürfniß unersättlicher machte. Die „stolzen“ Römer ließen diese Raubmördereien über sich ergehen ohne zu mucksen.

Mitten in seiner blutigen Finanzerei traf nun den Wütherich ein Schlag, welcher den kaiserlichen Narren zu neuen Tollheiten stachelte. Seine Lieblingsschwester Drusilla erkrankte und starb. Der Kaiser wurde toll darob. Er befahl nicht nur, der Todten eine Bestattungsfeier von beispielloser Pracht zu rüsten, sondern verordnete zum Zeichen allgemeiner Landestrauer einen vollständigen Gerichts- und Geschäftsstillstand, während dessen es als ein todeswürdiges Verbrechen angesehen und bestraft werden sollte, so jemand lachte, badete oder Familientafel hielte. Dann verbarg er sich in der Einsamkeit seiner Villa zu Albano, in allerhand Kindereien Zerstreuung suchend, brach plötzlich von dort auf, durcheilte wie im Fluge Campanien, fuhr von dort hinüber nach Syrakus und kehrte stracks nach Rom zurück. Hier erklärte er die Trauerzeit für geschlossen, befahl aber dem Senat, für die allerhöchstselige Drusilla göttliche Ehren einzusetzen. Hören und gehorchen war für diese Versammlung von Lakaien dasselbe. Einer der Herren Senatoren — Livius Geminus hieß der Wackere — that sogar noch ein übriges in der Niedertracht. Er leistete aus freier Hand einen feierlichen Eid, daß er mit seinen eigenen Augen die allerhöchstselige Drusilla gen Himmel fahren gesehen habe. Ein Senatsschluß erging, Drusilla sollte im Himmel Panthea, d. i. Allgöttin, heißen und es sollte ihr ein Tempel gebaut werden; ein goldenes Standbild der neuen Göttin sei in der Senatscurie, ein zweites von gleicher Art im Tempel der Venus aufzustellen, denn sie sollte der gleichen Verehrung genießen wie diese Tochter Jupiters. Darum sollten die römischen Frauen fortan nur noch bei der Panthea schwören. Der Kaiser selbst schwur von jetzt an nur noch bei der Gottheit Drusilla („per numen Drusillae“). In das Finale dieser ekelhaften Posse mischte Caligula eine Dosis brutalen Humors, indem er dekretirte, von Stund' an sei jeder zu bestrafen, wer noch über den Tod der Drusilla traure; denn freuen müsse man sich vielmehr darüber, maßen sie ja dadurch eine Göttin geworden.

Die Bereitwilligkeit, ja Beiferung, womit Senat und Volk den Drusilla-Cult angenommen hatten, forderte zu weiteren Leistungen in dieser Richtung auf. War es doch allzeit und überall die Knechtschaffenheit der Völker, was den Despotismus zur Veranstaltung seiner Orgien ermuthigte, und nur auf der Basis des Sklavensinns der Menschen vermag sich ein Schwindelbau der Tyrannei zu erheben. Das Rom, welches einen Narren von Despoten wie Caligula ertrug, verdiente ihn.

Wenn ich — so mochte der Kaiser kalkuliren — im Hand umdrehen aus der theuren Drusilla eine Göttin und die Leute an diese Gottheit glauben machen konnte, warum sollte ich nicht mich selber zu einem Gott machen können?

Gedacht, gethan. Hätte es dazumal einen shakspeare'schen Polonius in Rom gegeben, so würde er wohl auch in diesem Wahnsinn „Methode“ gefunden haben — („Though this be madness, yet there's method in it“). Denn, in Wahrheit, der caligula'sche Größewahn ging schrittweise und, so zu sagen, logisch vor: zuerst erhob er sich in seiner Einbildung über alle andern Menschen, dann machte er sich zum Halbgott und von diesem ließ er sich zum Ganzgott vorrücken. Beim Alexandriner Philo finden wir diesen Narrenlauf in aufsteigender Linie in seinen Anfängen so gegeben: „Seine, Caligula's, ihm von der Natur überwiesene Aufgabe und Bestimmung sei die Obhut über die Menschen. Wie nun aber der Geißhirt kein Geißbock, der Rinderhirt kein Stier, der Schafhirt kein Widder sei, sondern ein Wesen höherer Ordnung, so stehe auch er, der Imperator urbis et orbis, der Herr der Welt, seiner Wesenheit nach hoch über den Menschen.“ Die Praktik dieser Theorie war, daß er sich den größten und besten Kaiser („Caesarem optimum maximum“) nannte und die „stolzen“ Römer, ohne alle Rücksicht auf Stand und Rang derselben, wie eine Heerde von Ziegen, Rindern und Schafen behandelte. Mit Vorliebe that er den Vornehmen, den Herren senatorischen und consularischen Ranges, an, was von Demüthigungen nur immer auszusinnen war. Wir werden an den Uebermuth Napoleons erinnert, welcher Rheinbundsfürsten neben seinem Wagenschlag hergaloppiren ließ, wenn wir hören, daß Caligula römische Senatoren zwang, in ihren schweren Togen neben seinem Wagen herzurennen. Alle die grausamen Tollheiten und mörderischen Späße aufzuzählen, welche er als „Völkerhirt“ verübte, müßte Langeweile und Ekel erregen.

Er fand es jetzt an der Zeit, der eigentlichen Vergottungsprocedur Raum zu geben, und spielte sich zuvörderst als Halbgott Hercules auf. Dann legte er sich den Namen und die Attribute des Bacchus und weiterhin die des Apollo bei. Schließlich fand er, daß damit seiner Göttlichkeit noch immer kein rechtes Genügen gethan wäre, und ließ die Erklärung ausgehen, er sei der höchste römische Nationalgott, nämlich der Jupiter Latiaris, und folglich an Rang dem Jupiter Capitolinus, mit dessen Standbild Zwiesprache zu halten er sich den Anschein gab, durchaus ebenbürtig und gleichstehend. Er erbaute seiner Gottheit einen prächtigen Tempel, in welchem als Priester amten zu dürfen für Römer der adeligsten Geschlechter eine eifrig gesuchte Ehre war. In der Cella dieses Tempels stand seine aus Gold gegossene Porträtstatue, welche täglich mit einem dem seinigen ganz gleichen Anzuge bekleidet wurde, und vor welcher täglich Flamingos, Pfauen, Fasanen, Perlhühner und andere kostbare Vögelarten als Opfer fielen. Dem Gotte ziemte auch eine Göttin zur Gemahlin. Daher lud der „Jupiter Latiaris“ in Vollmondnächten die Selene-Luna zum Ehebündniß ein.

Der Senat, Rom und die Provinzen fügten sich dem Willen und Befehl des tollen Tyrannen, daß sein Jupitersstandbild in allen Tempeln aufgestellt werde und daß die Anbetung seiner Göttlichkeit vor den Culten aller andern Götter den Vorrang haben müßte. Nur ein Volk unter allen im römischen Reiche gab es, welches den ehrenwerthen Muth hatte, dieser wahnwitzigen Ueberhebung sich nicht fügen zu wollen: das jüdische. Den Juden, deren strenger Monotheismus und Spiritualismus nicht einmal eine bildliche Darstellung ihres Nationalgottes Jahve duldete, mußten die Vergötzung eines Menschen und die Aufstellung von Standbildern des Vergötzten in ihren Synagogen der Gräuel aller Gräuel sein. Ueberall, wo sie in größerer Zahl niedergelassen waren, erklärten sie kühn und entschieden, der Vollziehung des bezüglichen Senatsbeschlusses Widerstand entgegenstellen zu wollen. Und sie thaten so, wo immer sie es vermochten. Namentlich in Alexandria, in welcher Welthandelsstadt sie ja ein Drittel der Bevölkerung bildeten. Ihr mannhafter Widerstand gegen den befohlenen Blödsinn führte zu einem heftigen Tumult und blutigen Straßenkampf, wodurch die Juden allerdings besiegt, aber doch nicht zur Idololatrie bekehrt wurden. Als für ihre Volksgenossen in Judäa selbst sowohl als für die überall zerstreuten nochmals der förmliche Befehl erging, das caligula'sche Idol im Tempel zu Jerusalem und in allen Synagogen aufzustellen, machten die alexandrinischen Israeliten noch einen Versuch, diese Todsünde von Israel abzuwenden, indem sie wagten, den tollen Kaiser die Sprache der Vernunft und Gerechtigkeit vernehmen zu lassen.

Das versuchte jene alexandrinisch-jüdische Abordnung, an deren Spitze der berühmteste Jude von dazumal, der gelehrte Philo, als Sprecher stand. Dieser griechisch schreibende jüdische Autor hat uns einen Bericht über seine Sendung hinterlassen, welcher fraglos zu den interessantesten zeitgenössischen Aufzeichnungen gehört. Nach vielen vergeblichen Bemühungen gelang es endlich den jüdischen Abgeordneten, eine Audienz bei dem fahrigen Kaiser zu erlangen, aber nur zugleich mit einer andern alexandrinischen Deputation, einer heidnischen, antisemitischen, welche, geführt von einem gewissen Isidorus, den Auftrag hatte, die Juden zu verklagen und denselben entgegenzuwirken. Die feindlichen Abordnungen wurden in den weitläufigen Villen- und Parkanlagen der sogeheißenen Gärten des Mäcenas bei Sr. verrückten kaiserlichen Majestät vorgelassen, welche gerade jetzt neben ihren übrigen Suchten auch noch die Bausucht hatte und beständig von einem Schwarm von Bau- und Gartenkünstlern umgeben war, Pläne besichtigend, den und jenen billigend, um denselben im nächsten Augenblick wieder zu verwerfen, stündlich etwas wollend und wieder nicht wollend, Befehle hervorsprudelnd und sofort widerrufend, umgetrieben wie ein Kreisel, unstät wie Wind und Welle. „Da fanden wir — meldet Philo — den Tyrannen, umgeben von Höflingen, Intendanten, Architekten und Werkleuten aller Art. Alle Säale und Hallen waren weit aufgethan und er rannte aus einem Gelaß ins andere. Als wir vorgerufen wurden und der Kaiser in seinem wilden Herumfahren einen Augenblick innehielt, begrüßten wir ihn ehrerbietig als Augustus und Imperator.“ Er runzelte sie an mit den Worten: „Aha, ihr also seid die Gotthasser, welche meine doch von der ganzen Welt anerkannte Göttlichkeit leugnen?“ Sprach's, hob die Hände gen Himmel und fluchte gräulich. Die alexandrinisch-antisemitischen Abgeordneten klatschten Beifall, sprangen und tanzten vor Freude, begrüßten schmeichlerisch sklavisch den Gott-Kaiser und ihr Sprecher Isidor sagte: „Du wirst, o Herr, die Juden noch mehr verabscheuen, wenn du erfährst, daß sie sich geweigert haben, für deine Wohlfahrt zu opfern.“ Darauf schrien ihrerseits die Juden: „Herr Gajus, wir werden verleumdet. Wir haben geopfert für dich, haben dargebracht Hekatomben für dich, und zwar nicht einmal, sondern dreimal.“ Worauf Caligula: „Nun wohl, gesetzt, ihr habt geopfert, so habt ihr doch nur für mich geopfert, nicht aber mir.“ Damit wieder auf und davon. Die Juden und die Antijuden ihm nach, Trepp' auf Trepp' ab, von Gemach zu Gemach, immer hinter dem Kaiser her und einander mit umgekehrten Liebenswürdigkeiten überhäufend. Plötzlich blieb Caligula wieder stehen und schnarrte, zu den Juden gewendet: „Sagt mir mal, warum eßt ihr kein Schweinefleisch?“ Die Antisemiten lachten, aber Philo gab auf die höhnische Frage des Tyrannen die ganz verständige Antwort: „Jedes Volk hat seine besonderen Sitten, auch unsere Feinde haben ihre Eigenheiten und es gibt ja auch Völker, welche Lammfleisch nicht essen mögen.“ Darauf der Herr Gajus: „Das begreift sich, Lammfleisch schmeckt schlecht.“ Er lachte, überzeugt, daß er einen guten Witz gemacht hätte, und fügte nach einer Pause hinzu: „Laßt mal hören, wie stellt ihr euch denn eigentlich zum römischen Staat?“ Eine verfängliche Frage, allein ein so gewandter Wortschaumschläger wie Philo schrak vor der Beantwortung derselben nicht zurück. Er stellte sich in Positur und begann eine gelehrte Auseinandersetzung der religiösen und politischen Anschauungen und Grundsätze seines Volkes, kam aber damit nicht weit. Denn der Kaiser rannte abermals weg, um die Einsetzung eines aus durchsichtigem Stein geschnittenen Fensters in einem der Säale zu überwachen. Die Juden immer hinter ihm her. Wieder zu ihnen gekehrt, befahl er: „Fahrt fort!“ Allein kaum hatte der jüdische Redner angesetzt, so stürzte der Kaiser wieder fort, um die Aufstellung von etlichen Gemälden anzuordnen. „Wir gingen ihm immer nach — sagt Philo — mehr todt als lebendig vor Angst, und während wir rechtfertigende und flehende Worte an den Kaiser zu richten wagten, wandten wir uns in stillem Gebet an den großen Gott unserer Väter. Und siehe, der blickte gnädig und erbarmungsvoll auf uns und lenkte des Kaisers Herz zum Mitleid.“

In der That endete die Audienz besser, als zu erwarten war. Nach langem Hin- und Herlaufen blieb Caligula schließlich vor den Juden stehen und entließ sie, halb mitleidig halb vorwurfsvoll, mit den Worten: „Menschen, welche mich nicht

für einen Gott halten, sind im Grunde mehr nur unverständig und unglücklich als bösartig und straffällig."

Freilich, die Juden hatten mittels ihres Muthes und ihrer Zähigkeit nur einen Aufschub der ihnen angedrohten Tempelschändung erlangt, allein dieser Aufschub währte doch gerade lange genug, d. h. bis zum Untergang des Tyrannen, mit welchem natürlich auch seine Göttlichkeit starb. Immerhin haben sich die Juden durch ihren Widerstand gegen den nichtswürdigen Götzendienst vor der übrigen Bevölkerung des römischen Reiches höchst vortheilhaft ausgezeichnet. Denn nicht dieses war das Aergste, daß der Narr Caligula sich für einen Gott hielt — so etwas kommt in jedem Irrenhause vor — sondern das Aergste war vielmehr, daß Millionen und wieder Millionen von „vernunftbegabten" und „denkenden" Wesen in feiger Niedertracht so thaten, als glaubten sie an eine Gottheit solcher Sorte.

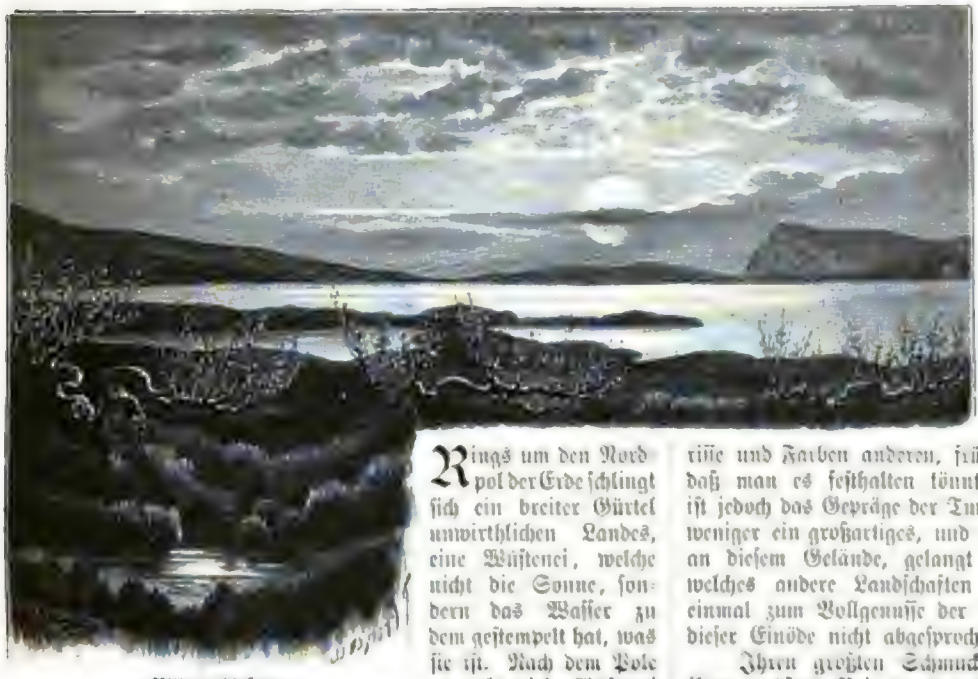
(Schluß folgt.)

Vom Nordpol bis zum Aequator.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Populäre Vorträge aus dem Nachlaß von Alfred Edmund Brehm.

1. Die Tundra und ihre Thierwelt.



Mitternachtssonne.

Rings um den Nordpol der Erde schlingt sich ein breiter Gürtel unwirthlichen Landes, eine Wüstenei, welche nicht die Sonne, sondern das Wasser zu dem gestempelt hat, was sie ist. Nach dem Pole zu geht diese Wüstenei allmählich in eisige Gefilde, nach Süden hin in halbverkrüppelte Waldungen über; zu Schnee- und Eisgefilden aber wird sie selbst, wenn der lange Winter in ihr einzieht, wogegen krüppelhafte Bäume nur in den tiefsten Thälern, auf den sonnigsten Gehängen den Kampf um das Dasein wagen. Dieses Gebiet ist die Tundra.

Es ist ein eintöniges Bild, welches ich zu zeichnen versuche, indem ich mich anschicke, die Tundra zu schildern, ein Gemälde Grau in Grau, und dennoch nicht aller Schönheit bar; es ist eine Einöde, um welche es sich handelt, aber eine solche, in welcher trotzdem das monatelang schlummernde, gleichsam verbannte Leben zeitweilig in wundersamer Fülle sich regt.

Unsere Sprache besitzt keinen deckenden Ausdruck für das Wort „Tundra", weil es in unserem Vaterlande solches Gelände nicht giebt. Denn die Tundra ist weder Heide noch Moor, weder Sumpf noch Bruch, weder Geest noch Dünenland, weder Moos noch Morast, an so vielen Stellen sie auch an das eine oder andere dieser Gebiete erinnern mag. „Moossteppe" hat man sie zu nennen versucht; der Ausdruck genügt aber nur dem, welcher den Begriff „Steppe" im weitesten Sinne aufzufassen vermag. Meiner Ansicht nach ähnelt die Tundra am meisten jenen Mooren, welche man auf breiten Sätteln unserer Hochgebirge antrifft und — meidet; sie unterscheidet sich in vielen und wesentlichen Stücken aber auch von diesen versumpften Flächen, weil ihr Gepräge in jeder Beziehung eigenartig ist. Wenn man will, kann man sie in Tief- und Hochtundra eintheilen; die Unterschiede zwischen dem Lande unter und über einhundert Meter unbedingter Höhe sind in der Tundra jedoch mehr scheinbar als wirklich vorhanden.

Durch flache Wellenlinien begrenzt, liegt die Tieftundra vor dem Auge; als flache Mulden senken die Thäler sich ein, als flache Hügel erweisen sich selbst die, von fern gesehen, als Berge, ja förmliche Gebirge erscheinenden Höhen, sobald man ihrem Fuße sich genähert hat. Flachheit, Gleichförmigkeit, Ausdruckslosigkeit herrscht vor; ein gewisser Wechsel der Landschaft, Abänderung einzelner ihrer Theile läßt sich jedoch eben so wenig in Abrede stellen. Tagelang die Tundra durchwandernd, wird man oft gefesselt durch niedliche, selbst liebliche Kleinbilder: aber nur sehr ausnahmsweise prägt sich solches Bild der Erinnerung ein, weil bei genauer Prüfung das eine doch wiederum in allen wesentlichen Einzelheiten, durch seine Umgebung und Umrahmung, seine Umrisse und Farben anderen, früher gesehenen allzu sehr gleicht, als daß man es festhalten könnte. Ungeachtet solcher Einförmigkeit ist jedoch das Gepräge der Tundra kein einheitliches und noch viel weniger ein großartiges, und eben deßhalb erwärmt man sich nicht an diesem Gelände, gelangt man nicht zu jenem Hochgefühle, welches andere Landschaften in uns wachrufen, vielleicht nicht einmal zum Vollgenusse der wirklichen Schönheiten, welche auch dieser Einöde nicht abgesprochen werden können.

Ihren größten Schmuck erhält die Tundra vom Himmel, ihren größten Reiz durch das Wasser. Ganz rein und heiter ist der Himmel selten, obwohl auch hier die monatelang ununterbrochen scheinende Sonne heiß herabbrennen, drückend herniederstrahlen kann auf die flachen Hügel und in die seichten Thäler. In der Regel blickt das Blau des Himmelsgewölbes nur an einzelnen Stellen durch lichtweiße, locker geschichtete Wolken; diese aber verdichten sich oft zu Haufenwolken, welche allmählich ringsum, auf allen Seiten des unermeßlich scheinenden Gesichtskreises auftreten, fortwährend sich ändern, verschieben, neu gestalten, entstehen und vergehen, und deren wechselvolle Beleuchtung dann das Auge so bezaubert, daß man die unter ihnen liegende Landschaft fast vergißt. Droht nach heißen Tagen Regen gewitterhafter Art, dunkelt der Himmel hier oder dort bis zum tiefsten Graublau, senken sich dunstschwere Wolken unter die lichteren nieder und strahlt die Sonne doch noch rein und glänzend zwischen ihnen hindurch: so erscheint die so öde, einförmige Landschaft zauberisch geschmückt. Denn Licht und Schatten malen jetzt Hügelrücken und Thäler, und das sonst ermüdende Einerlei ihrer Farben gewinnt Wechsel und Leben. Und wenn um die Mitte der Hochsommernacht die Sonne groß und tiefroth am Himmel steht, wenn alle Wolken von unten her purpurn gesäumt werden, wenn Bergrücken, welche das leuchtende Gestirn verdecken, eine auf weithin reichende, flammende Strahlenkrone tragen, wenn ein rosiger Dufthauch sich über die braungrüne Landschaft legt, wenn, mit einem Worte, der unbeschreibliche Zauber der Mitternachtssonne die Seele umstrickt: dann wandelt sich diese Wüste in ein wunderreiches Gefilde, und wonnevoller Schauer erfaßt das Herz im Tiefinnersten.

Wechsel und Leben bringen aber auch die Kleinodien der Tundra, zahllose Seen, in das Gelände. Einzeln oder gruppenweise vertheilt, neben oder über einander liegend, zu meilenweiten Wasserbecken sich ausdehnend und zu kleinen Teichen zusammenschrumpfend, erfüllen sie die Mitte jedes Kessels, schmücken sie

jedes Haupt-, ja fast jedes Nebenthal, beleben sie sich im allerheiternden Sonnenscheine und täuschen sie, so grau und farblos sie auch sein mögen, von der Spitze eines Hügels aus gesehen, dem Auge nicht selten die Bläue tiefer Gebirgsseen vor. Und wenn dann die Sonne auf ihren spiegelnden Wellen blitzt und flimmert, oder wenn um die Mitternachtszeit auch sie von rosigem Hauche berührt werden, treten sie als so lebendige Lichter aus dem sie umgebenden Düster hervor, daß das Auge gern auf ihnen weilen mag.

Weit großartigere, wenn auch noch immer düstere und eintönige Landschaftsbilder rollt die Hochtundra dem Blicke des Wanderers auf. Jedes wirkliche Gebirge schmückt sich auch hier mit allen Reizen der Höhe. Die Berge steigen fast immer steil empor, und die Ketten, welche sie bilden, zeigen reich bewegte Linien; das schneeige Dach, welches sie deckt, vereist überall, wo die Verhältnisse es gestatten, zu Gletschern. Wirkliche Tundra bildet sich nur da, wo das Wasser nicht raschen Abfluß findet; das ganze übrige Gelände scheint von dem der Tiefe so verschieden zu sein, daß nur die hier wie in der Höhe im Wesentlichen gleiche Pflanzendecke die Tundra verbürgt. Das unten in der Tiefe mit dicken Schichten abgestorbener Pflanzenreste übertorfte Geröll tritt hier fast überall zu Tage: endlose, aus riesigen Blöcken zusammengesetzte Halden überlagern die Gehänge und erfüllen die Thäler; Geröll bildet den Untergrund weiter, beinahe ebener Flächen, über welche der Fuß des Wanderers auch aus dem Grunde zögernd schreitet, als hier selbst dem tiefblickenden Forscher Räthsel aufgegeben werden hinsichtlich der Gewalten, welche die Blöcke über weitere Flächen mit fast unabänderlicher Gleichmäßigkeit vertheilten. Dazwischen aber sickert und gleitet, rieselt und fluthet, strömt und rauscht, braust und donnert überall das Wasser der Tiefe entgegen. Von den Gehängen herab rinnt es in tropfenden Fädchen, gesammelten Adern, murmelnden Bächlein; aus den Thoren der Gletscher hervor bricht es in milchigen Bächen; in die Wasserbecken strömt es in trüben Flüßchen; den klärenden Seen entfließt es in krystallhellen Flüssen, und wirbelnd und schäumend, zischend und tobend eilt es weiter thalabwärts, einen Sturz und Tobel an den andern reihend, bis es die Tieftundra, einen Strom oder das Meer erreicht hat. Die Sonne aber übergießt auch diese so eigenartige Gebirgswelt, so oft sie durch die Wolken bricht, mit ihren Zauberfarben, trennt und scheidet Berge und Thäler, beleuchtet jedes Schneefeld, bringt jeden Gletscher, aber auch jede Schlucht zur Geltung und Wirkung, läßt jede Spitze, jeden Grat, jede Wand deutlich hervortreten, jeden See als klares, freundlich blickendes Bergesauge strahlen, legt um die Morgen- und Abendstunden den blauen Duft der Ferne als zarten Schleier über den Hintergrund des Bildes und überfluthet um Mitternacht mit ihren tiefsten Strahlen das Ganze, bis es förmlich aufleuchtet in rosigem Lichte. Gewiß, selbst die Tundra ist nicht aller Reize bar.

An einzelnen, obschon nur sehr wenigen Stellen greift auch die Pflanzenwelt gestaltend und verschönernd ein. Fichten und Föhren blieben entweder im Süden zurück oder finden sich nur in den geschütztesten Thälern. Selbst die hier und da noch auftretenden Föhren, welche aussehen, als ob eine Riesenfaust sie am Wipfel gepackt und schraubenförmig um und um gedreht habe, können in den höheren Lagen der Tundra nicht gedeihen. Auch die Birken, welche weiter vordringen als jene, kümmern und krüppeln, daß sie greisenhaften Zwergen gleichen. Einzig und allein die Lärche behauptet hier und da das Feld und wächst zu wirklichen Bäumen empor; aber auch sie kann nicht mehr als Charakterpflanze der Tundra bezeichnet werden. Als solche stellt sich vor allen anderen die Zwergbirke dar. Sie, welche nur auf ganz besonders günstigem Boden Meterhöhe erreicht, herrscht im weitaus größten Theile der Tundra so unbedingt vor, daß die übrigen Sträuche und Sträuchlein nur zwischen sie als eingesprengt erscheinen. Sie überzieht alle Strecken, auf denen sie Wurzel fassen kann, vom Ufer des Sees oder Flusses an bis zu den Gipfeln der Berge hinauf mit einer mehr oder minder dichten Decke von so gleichmäßiger Höhe, daß weite Strecken aussehen, als ob sie oben mit einer Scheere abgeschnitten worden wären; sie tritt nur da zurück, wo der Boden so von Wasser getränkt ist, daß er zum Bruche, Sumpfe oder Moraste wurde; sie verkümmert einzig und allein da, wo fettiger, in der Sonne leicht erhärtender Lehm oder unfruchtbarer Kies die Höhen deckt; sie ringt aber noch mit dem über alle Tiefen verbreiteten Wassermoose wie mit der alle Höhen deckenden Renthierflechte um die Herrschaft. Viele Geviertkilometer neben oder nach einander werden so dicht von ihr übersponnen, um nicht zu sagen überfilzt, daß nur das unvertilgliche Wassermoos neben, beziehentlich unter ihr sein Anrecht auf den Boden noch zu behaupten wagt, wogegen an anderen, minder feuchten Stellen Zwergbirke, Lorbeerweide und Rosmarinheide gemischte Bestände bilden. Ebenso mischen sich oft verschiedene Beerengesträuche, insbesondere Moos-, Preisel-, Rausch- und Sumpfheidelbeere, ein.

Wird der Boden, indem er unter die umgebenden Flächen sich einsenkt, sehr naß, so gelangt nach und nach das Wassermoos zur Uebermacht, verdrängt allmählich die Zwergbirke gänzlich und bildet nun große, schwellende Polster, welche in Folge der raschen Vertorfung ihrer abgestorbenen Wurzeltheile fortwährend höher werden und ebenso weiter sich ausbreiten, bis endlich das Wasser ihr ferneres Vordringen hemmt oder die Polster zu kaupenartigen Hügeln zerreißt.

Ist die Einsenkung sehr flach, so bildet das in ihr zusammengeströmte Wasser nur ausnahmsweise einen See oder Teich, meist nicht einmal einen Pfuhl, durchsickert vielmehr den Boden bis zu unbestimmter Tiefe und erschafft so einen Morast, dessen dünne, wenn auch zähe, aus den verwobenen Wurzeln des Riedgrases bestehende Decke gefahrlos nur das breithufige Ren zu beschreiten wagen darf, obgleich sie auch bei dessen Schritten wie Gallerte schwankt und zittert oder unter den Kufen des von Renthieren gezogenen Schlittens tief sich einsenkt.

Neigt sich die Einsattelung zu einer kurzen, nicht ausgehenden Mulde, fließt in ihr, und sei es noch so langsam, ein Wässerchen, so geht solcher Morast unabänderlich in Sumpf und weiter unten in Bruch über. In ersterem gelangt das Ried, in letzterem die Wollweide, eine zweite Charakterpflanze der Tundra, zu üppigem Wachsthum. Obwohl nur im günstigsten Falle Manneshöhe erreichend, bildet diese Pflanze doch Dickichte, welche im buchstäblichen Sinne des Wortes undurchdringlich sein können. Mehr noch als bei den Legföhren des Hochgebirges verschlingen sich ihre Aeste und Wurzeln zu einem selbst dem Auge unentwirrbaren Ganzen, welches man am richtigsten einen aus allen Bestandtheilen der Weide verwobenen Filz nennen möchte. Es hält den kräftigsten Arm zurück, welcher es bis zu Pfadbreite zur Seite drängen möchte, und bereitet dem Fuße so viele Hemmnisse, daß auch der beharrlichste Mann bald von dem Versuche, es zu durchdringen, absteht und sogar dann zurückkehrt, wenn der Boden nicht, wie gewöhnlich, Morast ist oder eine kaum unterbrochene Reihe von versumpften schlammigen Lachen, deren Ergründlichkeit man ungern prüfen möchte, zwischen den Gebüschen sich einsenkt.

Durchreist man die Tundra, so erkennt man, daß das ganze Gebiet in ununterbrochenem Wechsel und ewig sich gleichbleibender Wiederholung die geschilderten Einzeltheile vor das Auge bringt. Einzig und allein da, wo ein großer wasserreicher Fluß die Tieftundra durchströmt, können die Verhältnisse sich ändern. Ein solcher Fluß legt zeitweilig von ihm herbeigeschleppte Sandmassen auf Bänken bloß; der fast beständig und meist heftig wehende Wind thürmt diese allmählich am Ufer zu Dünen auf, und ein der Tundra fremder Boden ist geschaffen. Auf den Dünenhügeln erwächst sogar in Sibiriens Tundren die Lärche noch zu stattlichen Bäumen und kann dann im Vereine mit Weiden- und Zwergerlengebüschen zum Schmucke der Landschaft werden. Ja, es kann sogar geschehen, daß sie in der Nähe kleiner Seen zu Gruppen zusammentritt und mit den letztgenannten Gebüschen Naturparke bildet, welche auch in reicheren und lebensvolleren Gegenden nicht unbeachtet bleiben würden, hier aber so außerordentlich wirken, daß sie einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen.

Unter dem Schutze der Lärchen siedeln sich überall da, wo letztere auf Dünen wurzeln, auch andere hochstämmige Pflanzen an: spitzblättrige Weiden, Ebereschen, Faulbaum- und Geisblattgebüsche z. B.; und ebenso entsprießen dem Sande mancherlei Blumen, welche man weit im Süden zurückgeblieben wähnte. Hier leuchtet dem überraschten Südländer die rothe Blüthenpracht des Weiderichs entgegen; hier klammert die liebliche Haideröse ihre dünnen Zweiglein dicht an die mütterliche Erde, sie mit jenen und ihren Blumen schmückend; hier lacht das freundliche Vergißmeinnicht heimathlich entgegen; hier finden Nießwurz und Schnittlauch, Baldrian und Thymian, Nelke und Glockenblume, Vogelwicke und Alpenerbse,

Hahnenfuß und Immortelle, Schaum-, Sperr-, Finger- und Blutkropfkraut und andre mehr noch eine Heimath in der Wüste.

Es gedeihen auf solchen Stellen viel mehr Pflanzen, als man erwarten konnte, aber freilich wird man auch bescheiden in seinen Ansprüchen, wenn man tage- und wochenlang immer nur dieselbe Armuth um sich her wahrnimmt, immer nur Zwergbirken und Wollweiden, Rosmarinheide und Riedgras, Renthierflechte und Wassermoos um sich sieht, schon an verkümmerten halb im Moose versteckten, halb auf dem Boden dahinkriechenden Rausch- und Preiselbeeren sich erquickt und die Moltebeeren, welche die Moospolster anmuthig schmücken, als Blumen hinnehmen muß, wenn man tagelang über sie hinweg, zwischen ihnen dahin schreitet, immer auf Wechsel hoffend und immer sich täuschend. Jede bekannte Pflanze aus dem Süden erinnert an glücklichere Gegenden; man begrüßt sie wie einen lieben Freund, dessen Vorzüge man erst erkannte, nachdem man fürchten gelernt, ihn zu verlieren.

Das scheinbare Räthsel, weßhalb alle die genannten und andere Pflanzen einzig und allein dem dürren Sande der Dünen entsprießen, ist gelöst, wenn man weiß, daß nur der zu Dünen gehäufte Sand von der monatelang ununterbrochen vom Himmel herabstrahlenden Sonne so durchwärmt zu werden vermag, daß jene Pflanzen überhaupt gedeihen können. In der ganzen übrigen Tundra ist dies nicht der Fall. Moor und Sumpf, Morast und Bruch, selbst die mehrere Meter tief mit Wasser erfüllten Seen bilden nur eine dünne Sommerdecke des ewigen Winters, welcher in der Tundra seine ertödtende wie erhaltende Macht offenbart. Wo man auch in die Tiefe des Bodens zu dringen suchen mag, überall stößt man, meist kaum einen Meter unter der Oberfläche der Erde, auf Eis oder doch gefrorenen Boden, und gegen hundert Meter tief soll man graben müssen, bevor man die Eisrinde der Erde durchbrochen hat. Sie ist es, welche höheren Pflanzen freudiges Gedeihen verwehrt und nur solchen zu leben gestattet, welche an der dünnen im Sommer aufthauenden Bodenschicht sich genügen lassen. Erst wenn man gräbt, erkennt man die Tundra als das, was sie ist: als einen unermeßlichen und unwandelbaren Eiskeller, welcher seit Hunderttausenden von Jahren bestand und ebenso lange Zeit bestehen wird. Daß wenigstens das Erstere nicht bestritten werden kann, beweisen uns die Reste vorweltlicher Thiere, welche in ihm eingebettet und uns so erhalten wurden.

Aus dem Eise der Tundra grub Adams im Jahre 1807 das riesige Mammuth, von dessen Fleische die Hunde der Jakuten sich gesättigt hatten, obgleich es vor vielen Jahrtausenden lebte, seit unbestimmbar langer Zeit schon aufgehört hatte, zu sein. Die eisige Tundra hatte den Leichnam des Vorweltselefanten aufgenommen und durch die Jahrhunderttausende getreulich bewahrt. Viele gleichartige und sicherlich auch andere Thiere der Vorzeit hat sie in ihrem Eise eingebettet. Auch sie ist einst im Stande gewesen, eine reichere Thierwelt zu ernähren, als sie solche gegenwärtig beherbergt. Wisent und Moschusochse durchzogen sie in allen ihren Theilen noch lange nach der Zeit des Mammuth; Riesenhirsch und Elenthier haben einst ihr angehört. Heut zu Tage ist ihre Thierwelt ebenso arm, ebenso eintönig wie ihre Pflanzenwelt, wie sie selbst. Doch gilt dies nur hinsichtlich der Arten, nicht aber der Einzelwesen. Denn auch sie ist, mindestens im Sommer, die Heimath zahlreicher Thiere.

Erst spät im Jahre bevölkert sich die Tundra in ersichtlicher Weise. Von denjenigen Thierarten, welche sie auch im Winter nicht verlassen, nimmt man um diese Zeit wenig wahr. Die aus dem Meere in ihre Flüsse aufsteigenden Fische deckt das Eis, die in ihr überwinternden Säugethiere und Vögel verbirgt der Schnee, unter welchem sie leben oder dessen Färbung sie tragen. Nicht früher, als er auf den südlichen Gehängen zu schmelzen beginnt, regt sich das thierische Leben. Zögernd nur halten die Sommergäste ihren Einzug. Dem wilden Ren folgt der Wolf, den treibenden Schollen auf den Strömen das Heer der Sommervögel. Einzelne von letzteren verweilen auch jetzt noch unentschieden in südlicher gelegenen Gegenden, gebaren sich, als ob sie brüten wollten, verschwinden plötzlich aus der Herberge am Wege, fliegen eilfertig der Tundra zu, erbauen unmittelbar nach ihrer Ankunft ihr Nest, legen ihre Eier und brüten eifrig, als wollten sie die Zeit einholen, welche ihre in südlicheren Geländen lebenden und brütenden Artgenossen ihnen voraus haben. In wenige Wochen drängt sich ihr Sommerleben zusammen. Treu innig vereint, gepaart für das ganze Leben oder doch den einen Sommer, kommen sie an; das Herz erregt durch die allmächtige Liebe, singend oder doch jubelnd schreiten sie zum Nestbau; unablässig geben sie sich ihren Elternpflichten hin, erbrüten, erziehen, unterrichten die Jungen, mausern und wandern wieder in die Fremde hinaus.

Eisfüchse.

Die Anzahl der Arten, welche die Tundra als ihre Heimath ansehen müssen, ist gering, noch weit mehr aber die derjenigen, welche wir als Charakterthiere des Gebietes bezeichnen dürfen.

Digitized by Google

Als ein solches möchte ich zunächst den Eisfuchs angesehen wissen. Ihn beherbergt die Tundra, soweit sie sich erstreckt; ihm gewährt sie mindestens im Süden neben unserem Fuchse und anderen Arten seiner Sippschaft Unterhalt und Nahrung; er trägt auch ihre Farben: im Sommer ein Felsen-, im Winter ein Schneekleid; denn felsengrau oder graulichblau entsprießen die Haare seines überaus dichten Felles, und schneeweiß färben sie sich im Winter. Schlecht und recht nach anderer Füchse Art schlägt er sich durchs Leben, und doch ist sein Wesen und Gebahren gänzlich verschieden von dem Auftreten und Treiben unseres Reineke und seiner ihm ebenbürtigen Verwandtschaft. Ihm thut man schwerlich Unrecht, wenn man ihn als ausgeartetes Mitglied einer ausgezeichneten, ungewöhnlich veranlagten, geist- und erfindungsreichen Familie bezeichnet. Von der findigen Klugheit, berechnenden List und nie versagenden Geistesgegenwart seiner Sippschaft bethätigt er kaum die Anfänge. Plumpdreist ist sein Auftreten, zudringlich sein Wesen, unklug sein Gebaren. Als frecher Bettler, als unverschämter Strolch, nicht aber als listiger, alle Umstände wohl erwägender und alle ihm irgendwie möglichen Hilfsmittel nutzender Dieb oder Räuber tritt er auf. Unbesorgt schaut er dem Jäger in das Feuerrohr; ungewarnt durch die ihm geltende, dicht über seinem Leibe dahinsausende Kugel, folgt er seinem furchtbarsten Feinde; unbedenklich dringt er in das Innere der Birkenrindenhütte des wandernden Rentierhirten; sorgenlos naht er sich des Nachts dem im Freien schlafenden Menschen, um von diesem erbeutetes Wild zu stehlen oder sinnlos nach einem entblößten Gliede desselben zu schnappen. Mir selbst ist begegnet, daß ein Eisfuchs, nach welchem ich in der Dämmerung mehrere Male vergeblich schoß, wie ein Hund meinen Schritten folgte; mein alter Jagdfreund Erik Swenson vom Dovrefjelde mußte erfahren, daß ihm ein solcher Nachts die Wilddecke, auf welcher er ruhte, anfraß, und der alte Steller berichtet wahrheitsgetreu noch von ganz anderen Streichen des Thieres, von Streichen, welche Jedermann für unmöglich erklären würde, wären sie nicht durch übereinstimmende Beobachtungen hinlänglich verbürgt. Wohl mag ungenügende Kenntniß des in der Tundra nur spärlich auftretenden Menschen eine wesentliche Ursache des wundersamen Gebarens dieses Fuchses sein; der alleinige Grund aber ist jene Unkenntniß nicht. Denn weder der Rothfuchs noch irgend ein anderes Säugethier der Tundra benimmt sich so unklug wie jener; nicht einmal der Lemming kommt ihm in dieser Beziehung gleich. (Schluß folgt.)

Die Andere.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **W. Heimburg.**

(Fortsetzung.)

Nun waren schon Wochen verstrichen, die Meubel gekommen und die Wohnung eingeräumt; Gardinen verhüllten die Fenster, Teppiche lagen auf dem Parkett und Großmütterchens roth verhangenes Himmelbett stand in einer tiefen Nische ihres Zimmers, als wäre diese extra für das riesige Meubel geschaffen. In dem Ofen brannte ein Holzfeuer, auf dem Nähtischchen lag meine Handarbeit, Großmutter strickte am Fenster, Lotte saß an ihrer Staffelei, und Schnips lag blinzelnd im Korbe am Ofen. Es ist alles wie in Berlin, und doch so anders, so viel schöner, dachte ich, und das Herz begann mir stürmisch zu klopfen, denn draußen ächzte die Holztreppe unter schweren Tritten und bald darauf klopfte es an die Thür.

Lotte sah von ihrer Leinwand auf. „Großer Gott, da ist er schon wieder!“ murmelte sie.

Dann öffnete sich die Thür, und Fritz Roden trat über die Schwelle.

„Guten Tag, meine Damen! Guten Tag, Frau von Werthern!“ Er betrachtete aufmerksam drei Rosen, die vom letzten Nachtfrost etwas angekränkelt erschienen, reichte eine der Großmutter, eine Lotte und eine mir. „Das sind die Letzten,“ sagte er dabei, „ich fand sie an einer geschützten Stelle — und nun, wie geht es Ihnen?“ Er zog einen Stuhl in die Nähe des Fensters, nahm Platz und beantwortete sich die Frage selbst, indem er hinzufügte: „Gut natürlich, wie könnte es auch anders sein in diesem behaglichen Stillleben?“

„Wir sind rasch heimisch geworden, lieber Roden,“ erwiderte die Großmutter freundlich, „und das danken wir Ihnen und Ihrer Mutter, meiner guten Friederike.“

Er wurde verlegen, machte eine kurze Verbeugung und schwieg. Er vertrug einmal keine Komplimente.

„Sie haben so treu geholfen bei unserer kleinen Einrichtung,“ sagte trotzdem auch ich.

„Wie ist's denn mit dem Küchenherd?“ fragte er ablehnend, „raucht er noch?“

„Nein! Danke; ich werde ganz gut damit fertig.“

Lotte's Staffelei erhielt eben einen kleinen Ruck; sie ward immer ungeduldig, kam die Rede auf Wirthschaftsangelegenheiten.

„Was malen Sie denn jetzt, Fräulein von Werthern?“ erkundigte er sich und betrachtete die kleine Landschaft auf der Staffelei. „Die obligaten Gletscher? Warum denn nicht ein Motiv aus unserer Gegend, zum Beispiel die alte Stettenburg, die so trotzig auf ihrem steilen Felsen liegt?“

„Das ist Geschmackssache,“ gab sie unartig zur Antwort, und ihr feines Näschen blähte sich auf.

„Was machen Sie denn mit all den Bildern, die Sie malen?“ fragte er unbeirrt weiter.

Sie wurde purpurroth, und ein Zornesblitz streifte ihn. Er bemerkte es nicht; sein Blick flog über unsere mit Bildern von Lotte allerdings reich dekorirten Wände. „Ah!“ sagte er, „welch eine Fülle! Beinah wie drüben in den Zimmern des Prinzen Otto.“

„Sind gute Bilder darunter?“ fragte Lotte in einem völlig veränderten Tone.

„Ich verstehe zu wenig davon,“ erwiderte Fritz Roden und nahm wieder Platz, „aber ich hörte einmal das Urtheil eines Düsseldorfer Malers. Er sagte, es seien drei oder vier wirklich werthvolle Gemälde drüben, das Meiste wäre unbedeutend. Es sind eben viele Dilettantenarbeiten dazwischen, Prinz Otto selbst hat Einiges gemalt während der zwei Jahre, die er hier verbrachte — verbringen mußte.“

„Wer ist Prinz Otto?“ fragte Großmutter.

„Der jüngste Sohn unseres Regierenden,“ berichtete Fritz Roden, „der Verzug seiner fürstlichen Mama, und sonst — ein wenig der Schreck seiner Umgebung.“

„Was thut er denn?“ erkundigte sich Lotte.

Fritz Roden überhörte diese Frage und wandte sich mit einem andern Gesprächsthema zur Großmutter. „Wie gefällt Ihnen unser Prediger, Frau von Werthern?“

Lotte aber sah starr zu den Fenstern des Schlosses hinüber, hinter denen die verhüllenden Vorhänge schimmerten. „Sind es diese Zimmer?“ fragte sie dann in unser Gespräch hinein.

„Welche meinen Sie?“ sagte er, „die, wo die vielen Bilder hängen?“

„Ja. Ich vermisse das Berliner Museum bitter, wo ich kopiren konnte,“ setzte Lotte plötzlich hinzu und stand auf.

„Dafür haben Sie ja die herrlichste Natur hier herum, Fräulein von Werthern. Sie glauben nicht, welch köstliche malerische Punkte sich in nächster Nähe befinden, und noch so wenig ausgenutzt.“

Sie schüttelte den schönen Kopf.

„Ich kopire lieber. Würde — dürfte ich jene Bilder wohl einmal sehen?“

„Sicher! Das Schloß wird gezeigt. Wollen Sie, so gehe ich hinüber mit Ihnen.“

„Ja, gleich! Ich bitte!“ rief sie lebhaft.

„Gleich?“ meinte er lächelnd. „Es ist drei Uhr, und es wird zeitig dunkel.“

„Bitte, gleich!“ wiederholte sie, flog lebhaft in das Schlafzimmer und kam bald im Mantel zurück, ein Spitzentuch um den Kopf geschlungen. „Gehen wir!“ rief sie munter.

„Wollen Sie uns nicht begleiten?“ fragte Fritz Roden, als er schon die Thür in der Hand hielt, um sie hinter sich zu schließen.

Marokkanische Frau.
Nach dem Originalbild von Alex. de Modrzejo.

Digitized by Google

„Ich danke," sagte ich, „ich will den Kaffeetisch indessen rüsten. Wollen Sie mit uns trinken?"

„Werde leider keine Zeit haben, Fräulein Tone," erwiderte er freundlich. „Ein andermal, morgen oder übermorgen. Auf Wiedersehen!"

Sie waren fort, und ich nahm den Schlüsselkorb und ging in das winzige Kämmerchen, das man uns zur Küche eingerichtet hatte. Es war eine recht häßliche Gemüthsstimmung, in der ich mich plötzlich befand. Seit Jahren war ich es gewohnt, die „Andere" zu sein, und heute zum ersten Male rebellirte etwas in mir dagegen; ich hätte, Gott weiß, etwas gegeben, wenn ich einer Andern das Schlüsselbund vor die Füße werfen und ihr sagen konnte: „Quäle Du Dich mit der Prosa des Lebens, bereite Du den Kaffee und das Abendbrot — ich habe keine Zeit, ich muß fort, ihnen nach!" Aber der kleine Raum war todtenstill, nur die Küchenuhr tickte und mahnte an meinen Marthaberuf. Die Thränen, die sonst gar fest bei mir saßen, drängten sich in die Augen und fielen auf das bräunliche Fell des Hasen, der mitten auf dem weißgescheuerten Küchentisch lag. Gedankenlos strich ich über den Pelz. Ich wußte es, den hatte Fritz Roden heimlich dorthin gelegt. Fast kein Tag verging, an dem ich nicht eine ähnliche Ueberraschung vorfand, Wild, Obst, köstliche frische Butter — und wie hatte es mich stets erfreut!

Heute erschien es mir wie Hohn; ich hätte den armen Lampe am liebsten aus dem Fenster geschleudert. „Empörend!" schalt ich es, „aufdringliches Almosenspenden!" — Wie ich unmuthig das arme Opfer meines Zornes emornahm, um es nothgedrungen vor das Fenster in die kühle Luft zu hängen, da trug es in seinem blutigen leblosen Mäulchen eine Rose, und diese Rose ließ mich plötzlich lachen wie ein glückliches, reich zu Weihnacht beschenktes Kind; so hell und froh, daß es befremdend von den Wänden zurückscholl. Vorsichtig nahm ich die blasse Blume aus den Zähnchen des Hasen und steckte sie auf mein schwarzes Trauerkleid, und als ich nach einer Weile wieder in das Zimmer trat, bemerkte Großmutter sie und sagte: „Ei, ei, Tone!" Und als ich roth wurde, neckte sie mich:

„An seiner Mutter hast Du auch schon eine Eroberung gemacht; ich darf es Dir ja sagen, Du wirst nicht eitel darum, Tone; mein Gott, es wäre solch großes Glück!"

„Ach Großmama!" stammelte ich athemlos.

„Ich bin recht müde, Kind," sprach sie weiter und streckte mir die Hand entgegen. „Es kommt Alles nach; der Aufregung und des Kummers war es zu viel im letzten Jahre. Ach, Tone, es wäre ein sehr großes Glück!" wiederholte sie.

Und sie winkte hinüber nach dem weit geöffneten Fenster des Schlosses; dort stand unser Prinzeßchen, zwei Kußhände herüber und trieb allerhand Possen, und hinter ihr erschien Fritz Roden's lächelndes Gesicht. „Sie ist sehr schön, die Lotte," sagte die alte Frau, „ich meine, sie wird es alle Tage noch mehr." Und als fürchtete sie, mich zu verletzen, wendete sie sich zu mir: „Schönheit hat Vieles voraus, Tone, aber —" und sie streichelte sanft über mein Haar — „aber darum ist sie noch nicht die Beneidenswerthere."

Ich küßte ihre liebe Hand; ich gönnte ja dem Prinzeßchen ihren Liebreiz neidlos und aufrichtig.

Der Oktober ging vorüber, der November kam und neigte seinem Ende zu, und häßliche, finstere Nebeltage brachte er uns, Sturm und Regen. In der Großstadt wirkt solch Wetter nicht so unmittelbar; die Gasbeleuchtung der Straßen, die geschützten, von Häusern eingeschlossenen Wohnungen lassen Alles milder erscheinen; man kennt nicht den Sturm, der sich von den Bergen herabstürzt und das einsame Haus umtost; vor den Fenstern rauschen und ächzen nicht hohe Bäume, und das Käuzchen klagt nicht in finsteren Nächten vom Giebel des steilen Daches, wo es seinen Schlupfwinkel hat. Es giebt keine Schauergeschichten, keine Geister, die in solchen Nächten lebendig werden — es ist Alles so hell, so strahlend und so nüchtern, nicht der kleinste Märchenzauber will gedeihen.

Hier aber war noch Poesie in allen Winkeln. Der Wind sang seine wilden Lieder, und lange konnte ich wachend liegen, ihm zu lauschen und der alten Rotenberger Geschichten zu gedenken, die uns Frau Roden erzählte, wenn sie zur Dämmerzeit ihre gute Werthern besuchte. Mit Fritz Roden machten wir Spaziergänge in den nahen Wald; er zeigte uns die Stelle, wo einst eine Burg gestanden und jetzt nur noch Schlehengestrüpp wucherte auf grünem Grunde. Feierlich still war der Wald, den ich im Winterschlaf noch nicht kannte; nur das dürre Laub raschelte unter unseren Füßen, und zuweilen flog eine Krähe schreiend empor, sonst kein Laut. Und wenn wir in die Tannen kamen, welch herzerfrischender Duft! Die ganze Wonne der Kinderzeit umwehte mich und mahnte an glückliche Weihnachtsabende. Und wie Fritz sprechen konnte, so einfach, so wahr und schlicht; von den Spielen, die er mit den Brüdern und Kameraden im Walde getrieben, wo sie ihre Ritterburg gehabt und ihre Räuberhöhle, wie sie Eichkätzchen gejagt und Buchnüsse gesammelt; und von der Heimkehr Abends mit rothen Wangen und furchtbarem Hunger, und wie ihm doch nirgends in der Welt ein Apfel so gut geschmeckt habe, als die Reinetten aus Mutters Keller.

Wir waren viel zusammen, fast täglich. Jeden Sonntag, das war ausgemacht, speisten wir auf der Domaine; die Martinsgans mußten wir mit verzehren und zum Schlachtfest beim Frühstück helfen. Es war mir Alles so reizvoll, so anheimelnd, ich konnte mir nichts Schöneres denken. Wie der Wind trugen mich die Füße zu der alten lieben Frau, wenn sie fragen ließ, ob mich dies oder das interessire? Und dann streichelte sie mir die Wangen. „Wie das blüht! Gelt ja, unsere Luft ist besser wie die Berliner."

„Ach, tausendmal!" sagte ich dann aus vollstem Herzen und lief hinter ihr drein, wie der Schnips hinter Lotte. Zuweilen spielten wir Abends vierhändig, Lotte und ich, und dann saßen Mutter und Sohn andächtig lauschend, und hinterher erzählte die alte Frau von den Liedern ihrer Jugend und wie sie so gar gern gesungen: „Von der Alp ertönt das Horn", worüber Lotte ihre stumme Hoheit gelegentlich vergaß und herzhaft lachte.

Ja, es waren schöne Tage, trotzdem Frau Sorge uns von Berlin auch in das kleine bescheidene Daheim gefolgt war und ich oft bittend vor Großmutter stand mit leeren Händen.

„Tone, Tone, wir leben noch immer zu üppig!" meinte sie, „Du mußt Alles noch einfacher einrichten."

„Noch einfacher?"

Großmutter sah — Gott sei Dank — schlecht; sie konnte es nicht bemerken, wie Lotte das Näschen rümpfte über das „Leute-Essen", wie sie es nannte. Zwar legte ich ihr heimlich die allerschönsten Stücke hin, aber ihre Laune wurde in demselben Grade schlechter, wie die meinige frischer und frischer. Für mich war es Frühling, hellster grüner Mai, wie er jedem Menschenkinde einmal beschieden ist, ein Festtag jeder Tag. Denn regelmäßig klang draußen der liebe wohlbekannte Schritt auf der Treppe, und wenn er eintrat, dann stand das Zimmer voller Sonnenschein.

„Es wäre ja ein großes, großes Glück," sagten beständig die Augen der alten bekümmerten Frau auf dem Lehnstuhl am Fenster.

Es war zu Anfang December; ich kam mit Frau Roden aus dem Städtchen zurück, sie hatte schon einige Einkäufe auf Weihnacht gemacht. Wir waren überall mit einem an Ehrfurcht grenzenden Respekt aufgenommen worden, und mir war so recht die Achtung vor einer angesehenen sorgenfreien Existenz in das Herz gekommen. So gesund, so herzerfrischend, so behaglich war das Wesen dieser Frau, die Niemand mehr gab, als ihm zukam, die so richtig mit den Leuten umzugehen verstand, immer das rechte Wort findend. Ich erinnerte mich beschämt der zwei letzten schweren Jahre, in denen der Vater so oft sagte bei diesen oder jenen Einkäufen: „Wenn es nöthig ist, Tone, so nimm es auf Rechnung; ich kann's jetzt nicht." Und ich erinnerte, wie befangen ich in die Läden trat und die unerhörtesten Preise auf unsere Rechnung setzen ließ, die ich nimmermehr bezahlt hätte, wenn die Börse in meiner Tasche nicht so trostlos leer gewesen wäre.

„Nun wollen wir heim," sagte endlich Frau Roden, als wir aus einem Fleischerladen traten. „Wahrhaftig, Kindchen, es giebt Schnee — da sind die ersten Flocken!" Und in der That, es taumelten große weiße Sterne durch die Luft und legten sich auf die schwarze Straußfeder, die Frau Räthin auf dem Hütchen trug. „Und, liebes Kind," setzte die alte Dame ein vorher begonnenes Gespräch fort, „da hat mir der Fritz gesagt, daß die Lottchen ganz leidlich malt; — könnte sie denn nicht ihr Talent verwerthen, Ihnen ein wenig zu Hilfe kommen?"

Ich sah die Sprecherin starr an

„Ich meine, die Bilder verkaufen," erklärte sie.

„Lotte für Geld malen? Niemals!" sagte ich bestimmt.

„So! Niemals! — Nun, Sie plagen sich und arbeiten und sorgen, während die kleine Prinzessin zu ihrem Vergnügen in den Farben manscht; Sie thun bitter unrecht!"

„Ach, Lotte ist so eigenartig," entschuldigte ich.

„Eigenartig? So! Was soll denn werden, wenn Sie sich einmal verheirathen?"

Ich fühlte, wie ich unter ihren Blicken verlegen wurde.

„Oh — ich!" stammelte ich.

„Ei, denken Sie denn, es giebt nicht noch Männer, die ein vernünftiges Mädchen zu schätzen wissen? Was thut denn Einer mit solch' verzogenem Püppchen, wie die Lotte ist? — Heiliger Gott, wenn ich dächte, so ein Prinzeßchen käme mir in meine Wirthschaft! Ja, da könnte ich doch gleich den Fritz als unzurechnungsfähig erklären lassen! Stellen Sie sich doch vor, wenn sie um neun Uhr aufstände und den Tag über malen wollte und allenfalls noch mit ihrem Hunde spielen — nicht einmal zu fressen giebt sie dem Viehchen und will ihn dabei erdrücken vor Zärtlichkeit. Nein, Kindchen, davor behüte Gott jeden rechtschaffenen Mann! Sie ist Ihre Schwester, ja — doch da sind wir —. Hören Sie, Kindchen, ich habe das immer so gehalten, am Tage des ersten Schnee giebt's Bratäpfel und Punsch; kommen Sie heute Abend mit Großmutter und Lotte und feiern Sie das Eintreffen des Winters mit uns. Und grüßen Sie mir die Werthern."

Wir standen vor der Thür des Gutshauses, und ich schüttelte der alten Dame die Hand. „Auf Wiedersehen!" sagte sie noch einmal, nickte mir freundlich zu und stieg die Stufen empor in ihrem schwarzseidenen Mantel, und als ich mich an der Gartenpforte noch einmal wandte, sah ich sie neben ihrem Sohne auf der Freitreppe stehen, und sie schauten mir nach und grüßten.

Die Worte der alten Frau hatten mich wunderbar bewegt, sie kamen wie die Botschaft aus einer andern Welt; und während ich unter den kahlen Bäumen des Domainengartens unserer Wohnung zuschritt, ergriff mich der eine Gedanke, den ich bis jetzt noch immer mühsam beschwichtigt hatte, mit nicht zu bekämpfender Gewalt. Ich sah mich in dem Hause dort, vor dem ich eben gestanden; ich ging durch alle seine Räume; ich wußte, daß ich ein Recht dazu hatte, ein süßes heiliges Recht. Ich sagte „Mutter" zu einer alten lieben Frau, ich stand an der Seite — an seiner Seite —. Vom ersten Tage, vom ersten Augenblick des Sehens an, war es so gewesen; ich, die nie eine Neigung gehabt, die schon lange geglaubt, über solche „Jugendschwärmereien" hinaus zu sein, ich war rettungslos gefangen von den ernsten Augen, von dem stillen, ruhigen Wesen Fritz Roden's.

Und heute — sagte nicht die eigene Mutter, ich könnte wohl einem Manne gefallen? Einen Mann beglücken? — Heiß drängte sich das Blut in meine Wangen, mir war fast schwindelig, und halb betäubt setzte ich mich auf eine kleine Steinbank unter einer breitästigen völlig kahlen Linde und sah mit brennenden Augen hinüber nach den Giebeln des Herrenhauses. Ach, die „Andere", das Aschenputtel, mich könnte vielleicht ein Glück treffen, wie es Millionen Frauen vergeblich erhoffen und ersehnen? Mich könnte der Mann wählen, dem mein Herz gehört, um mich heimzuführen in ein Haus voller Frieden, Behaglichkeit und Liebe? — „Ach nein, nein um Gotteswillen, denke nicht daran, denke nicht daran!" flüsterte es in mir, „die Enttäuschung wäre zu furchtbar!"

Aber ich liebe ihn — ja — daran ist nichts zu ändern! Ich liebe ihn, das bleibt wahr und wenn Alles dawider spräche! Ich liebe ihn, liebe sein grades ungelenkes Wesen, ich liebe sein grundgutes Herz, seine pedantische Würde — ich liebe Fritz Roden!

Und ich sprang empor von der Bank mit glühendem Gesicht und lief durch die köstliche reine Schneeluft, als müsse ich flüchten vor mir selber, und stand dann herzklopfend vor unserer Stubenthür.

Dort innen eine fremde, scharf accentuirte Stimme. Und als ich eintrat, erhob sich mit einer Verbeugung die kleine schwarze Kastellanstochter aus dem Schlosse. Was das für ein paar flammende leidenschaftliche Sterne waren, die unter den langen Wimpern hervorschimmerten! Das einzige Jugendliche in dem schmalen blassen Antlitz, dessen scharfe Züge einst wunderschön gewesen sein mußten.

Lotte aber kam mir mit einem Freudenruf entgegen; das Fräulein Anita habe die Erlaubniß vom Hofmarschallamt gebracht, sie, Lotte, dürfe nach Herzenslust da drüben in den Zimmern des Schlosses kopiren.

„Da drüben?" fragte ich beunruhigt, „vertraut man meiner Schwester nicht ein Bild an, um hier zu malen?"

„Bedaure sehr," sagte Anita, „es ist nicht gestattet."

„Aber die Kälte in den Zimmern," wagte ich einzuwenden.

„Ich habe die Befugniß, zu heizen," antwortete sie ruhig.

„Du wirst Dich fürchten, Prinzeßchen," scherzte ich, „da drüben giebt es sicher eine weiße Frau — denke, wenn Du so allein —"

„Ich werde mir erlauben im Nebenzimmer zu bleiben," unterbrach mich die kleine Schwarze.

Ich erinnerte mich plötzlich an die Worte der Frau Roden: „Das ist kein Umgang für Sie, Kindchen." — „Und ich werde mir erlauben, meine Schwester zu begleiten," sagte ich, und da trafen sich meine und Anita's Augen, ein paar Augen, die mir auf den Grund der Seele zu dringen versuchten, als wollten sie fragen: „Wer hat Dir erzählt von mir, von meiner Vergangenheit? Was weißt Du von Menschenlieb' und Haß, von Leidenschaft?" Aber sie sagte nur: „Wie Sie wollen!" grüßte mit einer leichten Verbeugung, wünschte wie in Zerstreuung auf Italienisch a rivederci und war verschwunden. (Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Marokkanische Frauen. (Mit Illustration S. 53.) Wenn wir in den von Wasser durchrauschten Gartenhöfen der Alhambra umherschlendern, die phantastische Pracht dieses märchenhaft schönen Maurenschlosses anstaunen, gelangen wir auch wohl in einen grotesk gewölbten, mit dem üppigsten Arabesken-Ornament rings bekleideten Saal, aus dessen Fenstern man hinabblickt in einen stillen Garten voll Jasmin und Rosen, Orangen- und Myrthendickicht. Um diesen Garten liegen die Gemächer der schönen, unglücklichen Königin Lindoraja, welche arabische Poesie besungen hat in Sprüchen und Liedern. Wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht muthen uns diese stillen Räume an. Alle Pracht des Orients ist da einst aufgehäuft worden, um die Herrin zu erfreuen. Kostbare Stoffe, seltene Wohlgerüche, Blumen, Möbel von Perlmutter und Rosenholz, schwellende Polstersitze statteten die maurischen Gemächer mit den schlanken Hufeisenbogen aus. Durch Gesang und Saitenspiel suchten talentvolle Sklaven der Gebieterin die Zeit zu kürzen, deren einzige Beschäftigung war, sich in Sammt und schwarz Brokat zu hüllen, den schlanken Leib mit prachtvollen Stickereien, mit Perlen und Geschmeide zu schmücken, dann aber alle diese Ringe, die brennenden Augen, die zarten Glieder in weite Schleiertücher zu verbergen, schön zu sein nur für sich selbst und den Mann, der mehr Gebieter als Gatte war. Denn kein freier Ausblick in die paradiesisch schöne Welt, kein Verkehr mit anderen Menschen ist ihr gestattet; mag das Gitter, welches Fenster und Wendelgänge des Mirador schließt, noch so kunstvoll sein, es macht den glänzendsten Harem doch zu einem wohlbewachten Gefängnisse.

Viele Jahrhunderte sind vergangen, seit die holdselige Königin Lindoraja in ihrer Einsamkeit diesen Wänden ihr Leid geklagt, seit sie den frevelhaften Versuch gemacht, die Fesseln zu brechen, das glühende Herz, das dem düsteren Herrscher niemals gehört, dem geliebten Manne in dem heimlichen Dickicht der Laube von Jasmin zu offenbaren. Mit grausiger Todesqual hat sie ihre Schuld büßen müssen, seitdem sind die Gemächer der Lindoraja leer und verödet. Die Mauren haben den christlichen Eroberern hier wie überall in Europa weichen müssen, das Maurenschloß auf den Rosenhügeln der Sierra Nevada allein erzählt von der fernen Vergangenheit.

Viele Jahrhunderte sind vergangen. Heute müssen wir weit wandern, über das Meer fahren, um Aehnliches zu finden. Weder in Algier noch in Tunis hat arabische Art sich so rein erhalten wie in Marokko, dessen Bevölkerung noch kaum von abendländischen Einflüssen berührt ist. Dieselben Sitten, dieselbe Volksart, dieselbe Strenge in der gesellschaftlichen Stellung der Frauen, die in dem spanischen Granada ehemals geherrscht, haben die arabischen Stämme in Marokko sich zum großen Theil treu bewahrt. Vor Allem bei den Mächtigen, Vornehmen und Reichen des Landes können wir heute die ehemalige Lebensführung in reiner Form beobachten. Bei den niedern Ständen finden wir schon Spuren neuer Wandlung, denn überall, wo Volksstämme von früherer Höhe abwärts steigen, lockern sich zuerst in den niederen Schichten, bei Armen und Ungebildeten, die ungeschriebenen Gesetze der Sitte und des Herkommens. So sehen wir neben Jüdinnen und Kabylinnen die Weiber des gemeinen Volkes auch in Marokko scheu durch die engen Gassen huschen, gierig vor den in den Bazaren aufgehäuften Kostbarkeiten kauern, in den Apotheken und Spezereigewölben bei einander hocken, um lustig zu plaudern und zu klatschen.

Weit weniger gut hat es die vornehme, mit allem erdenklichen Luxus umgebene marokkanische Frau. Gleich der schönen Lindoraja erblickt sie die Außenwelt nur durch die engen Vergitterungen der Fenster oder der

Sänfte, die Natur nur in den Laubgängen des von hoher Mauer umſchloſſenen Gartens. Was hilft ihr aller Schmuck, alle Pracht, womit die Orientalen ihre Weiber zu umgeben lieben? Die ſchwellenden Teppiche, die mit Elfenbein inkruſtirten Möbel, die ſchweren Vorhänge, das wundervolle Geräth, welches die orientaliſchen Kunſtgewerbe unnachahmlich ſchön bilden, vermögen die Leere nicht auszufüllen, welche die vornehme und geiſtig entwickelte mauriſche Frau empfindet.

Die Türkin, das Weib aus mongoliſchem Stamme, iſt gröber geartet. Plump und derb in der äußeren Erſcheinung, fett, mit gewulſteten Lippen, ohne jene Raſſenſchönheit der ſemitiſchen Frauen, läßt ſie ſich auch an materiellem Dahinleben genügen. Ihr bereiten die Juwelen, die geſtickten Gewänder Freude, mit denen der Gatte ſie behängt, ſie naſcht mit Leidenſchaft Süßigkeiten, verſchmäht gelegentlich auch wohl den Haſchiſch nicht und träumt auf dem Divan geſtreckt vom Paradieſe, von den Entzückungen ewigen Wohllebens, ewiger müßiger Sorgloſigkeit. Sie fühlt ſich glücklich im Harem in wunſchloſem Verkehr ihres Gleichen.

Die arabiſche Frau, wie der Harem vornehmer Marokkaner ſie in ſeinen Gemächern birgt, iſt von edler, höherer Raſſe. Gertenhaft ſchlank und geſchmeidig, mit zarten Gliedern, feinem Schnitt der Züge, kleinem Kopfe, mit feurigem, ſehnſuchtsvoll ins Ungewiſſe blickendem Auge, kann ſie von großer Schönheit ſein, die ſich faſt immer mit Anmuth paart. Iſt ſie aber zufrieden und glücklich? Nur ſelten dringt ein profaner Blick in das Innere marokkaniſcher Frauengemächer, nur ſelten lüftet ſich ein Zipfel der verhüllenden Schleiertücher. Was wir aber auf ſolche Art von dem Weſen dieſer Frauen erhaſchen, das nöthigt uns, dieſe armen Reichen eher zu bemitleiden als zu beneiden. Auf weißem Kameele, vermummt in gelbe, die ganze Geſtalt umhüllende Schleier, folgt die Braut ihrem Gatten in ſein Heim, folgt ihm vielleicht als koſtbarſte Habe, aber doch immer als ein Eigenthum, über das der Herr unbedingt gebietet, das er vor jeder Berührung mit der Außenwelt ſtreng behütet. Glücklich, wenn das junge ſchöne Weſen niemals zum Bewußtſein ſeiner Abhängigkeit gelangt, wenn es dahinlebt in kindlicher Harmloſigkeit, ſeine Welt ſieht und genießt in den Räumen des Harem, in Saitenſpiel, Geſang und Erfüllung ihrer kaum drückenden Pflichten. Erwacht aber die Seele der Gefangenen zu ſelbſtändigem Leben, zu freieren Regungen, und dringt vielleicht ein zündender Funken von außen her in das arme Herz, dann muß die fein und zart organiſirte arabiſche Frau ſchwer leiden, tief und ausſichtslos unglücklich werden, ſo unglücklich wie Lindoraja auf ihrem Königsthron von Granada.

Fritz Wernick.

„Präſentirt das Gewehr!“ (Mit Illuſtration S. 45.) Einer der beſten Menſchen, der humorvollſten Schilderer unſeres Volkslebens und einer der trefflichſten Künſtler iſt mit Karl Spitzweg, dem ſüddeutſchen Ludwig Richter, am 23. September v. J. aus dem Leben geſchieden. Die Nachricht von ſeinem Tode war eine Trauerkunde für alle Freunde der Kunſt in ganz Deutſchland, denn überall haben ſeine lebensvollen Darſtellungen dem „Dichter in Farben“, dem Meiſter, der nie eine Akademie oder Malſchule beſucht und doch es verſtanden hat, ſich einen ehrenvollen Namen in der deutſchen Kunſt zu ſichern, aufrichtige Anerkennung — hat der ſchalkhafte, packende und doch behagliche Humor, mit welchem er die kleinen Schwächen der Menſchen ſo unwiderſtehlich komiſch zu zeigen wußte, ihm die Herzen gewonnen. Will man die ganze Liebenswürdigkeit Spitzweg'ſcher Kompoſitionen kennen lernen, ſo iſt das hier mitgetheilte „Präſentirt das Gewehr!“ ein vortreffliches Muſter des vollendeten künſtleriſchen Reizes der Gattung. Wie der Junge vor dem alten Invaliden mit drolligem Ernſte präſentirt und dieſer ſich ebenſo martialiſch in die Bruſt wirft, das paßt unübertrefflich zu dem prächtig maleriſch auf ſeinen Felſen aufgethürmten altdeutſchen Städtchen, welches, den köſtlichen Mittelgrund des Bildes füllend, uns ſofort an Landsberg, Dachau, Freiſing oder ſonſt eines jener urgemüthlichen altbayeriſchen Neſter erinnert, von denen Landshut mit ſeiner herrlich maleriſchen Trausnitz den gelungenſten Typus bildet. Ueberall neues Leben aus den Ruinen erblühen laſſend, das Alte nicht in unverſöhntem Gegenſatze zum Neuen, ſondern in freundlichem Verhältniſſe zu demſelben zeigend, erinnert Spitzweg hier direkt an Salomon Roos oder Geßner. Es iſt eben eine Idylle der köſtlichſten Art, voll Sonnenſchein, Munterkeit und feinen Blickes für alle die Schönheit und tiefe Gemüthlichkeit, an der unſer Vaterland gerade in ſeinen weltvergeſſen abſeits von der Eiſenbahn liegenden alten Städtchen ſo überreich iſt, daß man nur bedauert, ſie nicht am Arno ſtatt an der Iſar oder dem Lech liegen zu wiſſen, da dann die Deutſchen ſie weit eher beachten und ſchätzen lernen würden. Oder wer hätte jemals außer jenem herrlichen Landshut, Ueberlingen am Bodenſee, Rothenburg ob dem Tauber, Miltenberg am Main oder gar das köſtliche Meißen geſehen und ſich nicht geſagt, daß ganz Italien in ſeinen Bergſtädtchen keine ähnliche Vereinigung von hiſtoriſchem Dufte, maleriſchem Reiz und tiefer alles mit Liebe umfaſſender und verklärender Gemüthlichkeit habe. Dieſe Art von herzerquickender Poeſie eines ſtill befriedigten, harmoniſchen, abgeſchiedenen Daſeins aber hat nie einen beſſeren Darſteller gehabt als unſeren Spitzweg.

Fr. Pecht.

Die größten Züchterfolge der Welt haben ohne Zweifel die Preßhefefabriken nachzuweiſen. Die Hefe beſteht bekanntlich aus mikroſkopiſchen Pilzen, von denen 20 Millionen aufs Pfund gehen. In einer großen Preßhefefabrik, die täglich 100 Centner Hefe herſtellt, werden ſomit Tag für Tag 200 000 Millionen dieſer nützlichen Pilze gezüchtet.

Allerlei Kurzweil.

Spielen und lernen. Die Freunde der Rubrik „Allerlei Kurzweil“ werden es gewiß gern ſehen, wenn wir ſie von Zeit zu Zeit auf ſolche Spiele aufmerkſam machen, die neben der Unterhaltung auch den Zweck der Belehrung verfolgen. Der Gedanke, das Kinderſpielzeug in gewiſſem Sinne zu einem Lernmittel zu geſtalten, iſt allerdings nicht neu, er iſt aber keineswegs tiefer in unſere Geſellſchaft gedrungen; die wenigſten Eltern beachten bei der Auswahl des Spielzeugs für ihre Kleinen die Nützlichkeit desſelben und verſäumen dadurch die Gelegenheit, den Wiſſenskreis des Kindes durch das einfache Mittel der Selbſtunterhaltung zu erweitern. Darum ſcheint uns eine kleine Rundſchau der neueſten Spiel- und Bildungsmittel gerade an dieſer Stelle nicht zwecklos zu ſein.

Wir beginnen dieſelbe mit einem uralten Spielzeuge, dem Baukaſten, der wegen ſeiner Dauerhaftigkeit namentlich Knaben ſo gern beſchert wird. Schon ſein erſter unbekannter Erfinder hat demſelben den Charakter eines Lernmittels gegeben; denn ſelbſt der einfachſte Baukaſten vermag die Anſchauungen des Kindes über Raum, Größenverhältniſſe ꝛc. zu ſchärfen und zu entwickeln. Man hat aber bis jetzt nicht beachtet, daß dieſes Spielzeug nur einer planmäßigen Reform bedurfte, um zu einem Bildungsmittel erſten Ranges geſtaltet zu werden. Dieſe Reform hat in neueſter Zeit Major von Noſtiz in ſehr geiſtvoller Weiſe durchgeführt, und ſein „Spiel- und Bildungs-Baukaſten für Kinder jedes Alters“ (Verlag von Fr. A. Perthes in Gotha) verdient nach dieſer Richtung hin die vollſte Anerkennung.

Schon auf den erſten Blick unterſcheidet ſich derſelbe weſentlich von unſerm alten Bekannten. Die Hölzer ſind in der Mitte mit Einſchnitten, „Nuten“, verſehen, in welche kleine vernickelte Blechſtreifen eingezwängt werden. Durch dieſe einfache Vorrichtung werden die Hölzer unter einander dauerhaft verbunden, die aufgeführten Bauten fallen nicht zuſammen, ſodaß die Kinder ſelbſt ſehr verwickelte Konſtruktionen mit vorſpringenden Erkern ꝛc. leicht ausführen können. Ferner ſind die einzelnen Hölzer aus verſchiedenen Holzarten — aus Fichten-, Eichen- und Buchenholz verfertigt, wodurch das Kind eine für das praktiſche Leben nicht unwichtige Kenntniß erlangt. Sonſt iſt die Ausſtattung ſchlicht und einfach; bunte Farben, feine gedrechſelte Geſimſe und ähnliche äußerlich beſtechende Beigaben fehlen gänzlich, dagegen iſt die Mannigfaltigkeit der einzelnen Stücke ſehr groß, und es gehören zu dem Baukaſten zwei ſtarke Hefte mit Erläuterungen, Plänen und Vorlagen, mit deren Hilfe der kleine Baukünſtler fortſchreitend die einfachſten Häuſer und die ſchönſten Tempel, Triumphbögen, Pyramiden, Gräber, Baſiliken, überhaupt Bauten verſchiedener Stilarten zuſammenſtellen lernt. Selbſt geometriſchen Anſchauungen wird für reiferes Alter Rechnung getragen und ſpielend prägt ſich hier der Knabe das Verhältniß des Kreiſes zum Quadrat, den Pythagoras ꝛc. ein. So iſt der v. Noſtiz'ſche Baukaſten in der That ein treffliches Bildungsmittel für Kinder verſchiedenen Alters und verdient die weiteſte Verbreitung in deutſchen Familienkreiſen.

Der Sternſchnuppenfall.

Laurentiusſtrom

Was ſind Sternſchnuppen?

Auflöſung des Bilder-Räthſels in Nr. 1: Die Ziffer, welche bei jedem Blatte die Seitenzahl bedeutet, zeigt an, der wievielte Buchſtabe im Titelworte des betreffenden Blattes abzuleſen iſt. Die ſo gefundenen Buchſtaben, in der Reihenfolge der Seitenzahlen zuſammengeſetzt, geben die Worte: „Die Gartenlaube“.

Kleiner Briefkaſten.

(Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.)

Verlobung von Franziska und Hans. Wir haben die uns überſandten 50 Mark für die Hinterbliebenen der Mannſchaft der „Auguſta“ an die Sammelſtelle der Expedition des „Leipziger Tageblattes“ überwieſen.

E. S. in Hannover. Das von Turpin in Paris erfundene Panklaſtit beſteht aus Stickſtoff-Superoxyd und zeichnet ſich unter Anderem dadurch aus, daß es in freier Luft ruhig verbrennt. Um es zum Explodiren zu bringen, bedarf es erſt der Zündung, z. B. durch ein Zündhölzchen. Panklaſtit hat eine bedeutend höhere Sprengkraft als Dynamit, beſonders nach unten. Es verhält ſich zum Dynamit etwa wie dieſes zum gewöhnlichen Schießpulver. Man kann es nach Bedarf kräftiger oder ſchwächer herſtellen.

A. Z. R. Wenden Sie ſich an einen Arzt in Ihrem Wohnort!

Inhalt: Was will das werden? Roman von Friedrich Spielhagen (Fortſetzung). S. 41. — Winterlandſchaft. Illuſtration. S. 41. — Römiſche Cäſaren. Von Johannes Scherr. Caligula. (Fortſetzung.) S. 47. — Vom Nordpol bis zum Aequator. Populäre Vorträge aus dem Nachlaß von Alfred Edmund Brehm. 1. Die Tundra und ihre Thierwelt. S. 49. Mit Illuſtrationen S. 49 und 51. — Die Andere. Von W. Heimburg (Fortſetzung). S. 52. — Blätter und Blüthen: Marokkaniſche Frauen. S. 55. Mit Illuſtration S. 53. — „Präſentirt das Gewehr!“ Von Fr. Pecht. S. 56. Mit Illuſtration S. 45. — Die größten Züchterfolge der Welt. — Allerlei Kurzweil: Spielen und lernen. — Der Sternſchnuppenfall. — Auflöſung des Bilder-Räthſels in Nr. 1 — Kleiner Briefkaſten. S. 56.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redakteur Dr. Fr. Hofmann. Verlag von Ernſt Keil's Nachfolger, Druck von A. Wiede, ſämmtlich in Leipzig.

Digitized by Google

Nº 4. Die Gartenlaube. 1886.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernſt Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Was will das werden?

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Friedrich Spielhagen.**

(Fortſetzung.)

Ich hatte das Bild meiner Mutter nicht wieder geſehen und ſcheute mich, den Vater zu bitten, es mir noch einmal zu zeigen. Es bedurfte deſſen auch nicht, denn, als wäre es nun in meiner Seele, ſah ich es vor mir mit den kleinſten Eigenheiten, ſobald ich nur die Augen ſchloß. Beſonders des Abends vor dem Einſchlafen. Sogar des Nachts im Traum; nur daß ich es dann nicht feſtzuhalten vermochte, wie im Wachen, ſondern es ſich verwandelte, immer wieder in weibliche Geſtalten: in Frau Hopp oder ihre Tochter Chriſtine, die mir im Alter gleich war, oder in Frau Israel oder Jettchen. Und am Tage, wenn ich ihnen begegnete, ſah ich ſie, von denen ich geträumt hatte, mit ſcheuen Augen darauf an, ob ſie mir wohl, was ſie doch im Traum gethan, einen Kuß geben würden, wenn ich ſie darum bäte.

Hans Joachim von Zieten.

Nach dem Townley'ſchen Kupferſtiche aus dem Jahre 1786.

Denn dies, ein einziges Mal von einem weiblichen Munde geküßt zu werden, war bei mir zur fixen Idee, zu einem Verlangen geworden, das mich verfolgte, wie den Gelehrten, den Dichter das Problem, deſſen Löſung ihnen vorſchwebt, nur daß ſie die fliehende, zerflatternde nicht ergreifen und feſthalten können. Mein Problem wäre ſcheinbar leicht zu löſen geweſen: das Mädchen, das unſere kleine Wirthſchaft beſorgte, war ein hübſches leichtfertiges Ding mit blitzend weißen Zähnen in dem immer lächelnden großen Munde und großen grauen begehrlichen Augen. Sie hätte mich ſicher geküßt, wenn ich ſie darum bat, ja, es fehlte nicht viel, ſo hätte ſie es ungebeten gethan; aber ich hatte ſie einmal des Abends in der Dämmerſtunde auf dem Wall zwiſchen den Haſelbüſchen den tollen Auguſt küſſen ſehen — von ihr wollte ich keinen Kuß. Und wenn ich es mir recht überlegte, von den Anderen auch nicht. Am wenigſten von Frau Israel, deren kleine kurzſichtige Augen beſtändig zwinkerten und ſtets etwas geröthet waren, und in deren Munde zwei obere Schneidezähne über die Unterlippe ſo weit vorragten, daß ich alles Ernſtes zu überlegen begann, ob die gute Frau beim beſten Willen wirklich einen Kuß geben könne und Emil, der „oft“ von ihr geküßt ſein wollte, nicht aus Pietät gelogen habe. Bei Frau Hopp waren dergleichen Ausſtellungen nicht zu machen; auch wußte ich, ſie würde den armen Jungen aus reiner Gutherzigkeit ſo oft geküßt haben, wie er wollte. Aber gerade das war es. Ihr Kuß hätte mir immer noch viel höher geſtanden, als der der hübſchen Marie; aber ein rechtes Verdienſt wäre doch dabei nicht geweſen. Sie küßte eben Mann und Kinder, Onkel und Tanten, Vettern und Couſinen — alles, was ihr in den Weg kam. Und dann, ſie hatte ihr dickes blondes Haar nie ordentlich gemacht und trug beſtändig ausgetretene Schuhe. Und darin glich ihr Chriſtine wie ein kleineres Ei dem größeren, nur daß dazu der Wildfang immer ein Kleid anhatte, das irgendwo aus der Naht geplatzt und ebenſo irgendwo zerriſſen und — wenigſtens während des Sommers — mit den

Flecken derjenigen Kirschen betupft war, die gerade reif standen, und die sie sich mit Vorliebe selbst aus den Bäumen holte.

So blieb denn freilich Niemand übrig, als Jettchen Israel, und sie war es, welche ich als Königin auf den leerstehenden Thron meines Herzens setzte. Nicht ohne einiges Zaudern. Denn in Wirklichkeit trug ich nicht das mindeste Verlangen danach, gerade von ihr geküßt zu werden, worauf es mir doch, als auf die Lösung des Problems, in erster Linie ankam. Aber eben weil der Preis des Sieges ein rein idealer war — die Tilgung eines Unrechts, das an mir geschah, und das ich immer mehr als eine Schmach zu empfinden begann — desto rühmlicher schien mir der Sieg, desto heroischer der Kampf. Es war die reine Don-Quixoterie. Der edle Don ist ja nicht blind, er sieht die Windmühlen, er sieht die Schafheerde, so gut wie Sancho; aber er will sie nicht sehen; sie sollen nicht sein, was sie sind; sie sollen das sein, wozu er sie macht und machen muß, oder er ist nicht der Ritter ohne Furcht und Tadel, der eine aus den Fugen gegangene Welt einzurichten hat, sondern mag ruhig nach Hause gehen und mit seinem Sancho Kohl pflanzen und Schweine hüten.

So sah ich denn auch Jettchen vollkommen, wie sie war: ein in seinem Wachsthum verkümmertes, linkisches, verschüchtertes Mädchen, das, wenn sie sprach (was sie selten that), stark lispelte und dazu mit ihren sanften scheuen braunen Augen überall hinblickte, nur nicht auf den, welcher mit ihr redete. Aber ich wollte sie so nicht sehen; in meines Geistes Aug' war sie die Rose von Saron, eine schlanke Palme in der Wüste, ein Reh, das unter Lilien weidet; war sie vor allem Rebekka, die Tochter Isaak's von York. Hieß doch ihr Vater wirklich Isaak und konnte ich mir doch einbilden, daß in den stets verschlossenen Räumen des oberen Stockes im Giebelhause all' die märchenhaften Schätze aufgehäuft waren, welche das Auge des treuen Schweinehirten blendeten, als sich ihm die Geheimnisse des Judenhauses in York öffneten. Da zu der Rebekka selbstverständlich ein Ivanhoe gehörte, so war ich offenbar der nächste zu dieser rühmlichen Rolle, in die ich mich mit um so größerer Leidenschaft warf, als ich bald heraus fand, daß sie nicht minder schwierig als rühmlich sei. Denn woher in aller Welt die belagerte Burg nehmen, in deren Erkerzimmer die schöne Jüdin den kranken Helden pflegt (während der grimme Front de Boeuf ihren alten Vater auf einem Rost braten will)? woher das stolze Templerschloß, in dessen Hof ich um sie, die bereits auf dem Scheiterhaufen steht, auf Tod und Leben mit dem wilden Templer kämpfe? Es fehlte eben in traurigster Weise an allen und jeden Requisiten, aber wann hätte sich ein Knaben-Jünglingsherz durch den Mangel an dergleichen Kleinigkeiten irre machen und von seinem Ziele abschrecken lassen! Zuerst konnte ich noch immer indirekt dadurch mich als Jettchens Ritter erweisen, daß ich ihren Bruder vor seinen diversen Feinden in Schutz nahm, und das that ich denn auch auf die geringste Veranlassung hin in so übertriebener Weise, daß ich mit meiner Freundschaft für den „Judenjungen" binnen kurzem zum Gespött der gesammten Sekunda geworden war. Sodann, wenn die Abenteuer dem Helden nicht in den Weg kommen wollen, muß er sie eben aufsuchen und bei dem Bestehen derselben daran festhalten, daß er mit jeder kühnen That, auch wenn die Beziehung auf seine Dame unerfindlich ist, doch stets seiner Dame dient und einen Schritt weiter thut auf dem steilen und rauhen Wege zu dem erhabenen Ziel.

So war es ein steiler Pfad, den ich auf Wendeltreppen und Leitern mit dem „Mallen Heinrich" bis auf die oberste Galerie des Nikolaithurms hinaufklomm und weiter bis in die höchste Spitze unter dem Wetterhahn. Das Letztere aber that ich mit ganz augenscheinlicher Gefahr meines jungen Lebens, weil der „Malle Heinrich" von der Galerie aus, trotzdem die Sonne glorreich leuchtete und eine große Flucht Tauben den Thurm umkreiste, so weit er auch die blöden Augen aufriß oder mit den zugekniffenen in die Sonne blinzelte, keine Spur von blauen, grünen und rothen, Ringel-ringel-rosenkranz tanzenden Engeln entdecken konnte. Ach, er entdeckte sie auch oben durch die schmale Luke unter dem Wetterhahn nicht und fing, während er da auf der Leiter hockte (die ich der sehr fraglichen Sicherheit wegen unten hielt), so bitterlich an zu weinen, daß mir vor Mitleid mit dem armen Menschen und vor Sorge um ihn (und auch wohl ein wenig um mich), trotzdem ein fürchterlicher Wind durch die Ritzen pfiff, der helle Angstschweiß von der Stirn tropfte und ich trotz meines Heldenthums Gott dankte, als wir endlich aus der wackelnden Thurmröhre heraus und die Leitern und Treppen hinab wieder unten auf dem grasdurchwachsenen Pflaster des Kirchhofs standen.

Und rauh war auch der Pfad, den ich mit Fritz Brinkmann (Kutscher Brinkmann's Sohn) gegen Sturm und Wellen nach unserm Ankerplatz unter dem Wall an einem dunkeln Herbstabend zurückkreuzte. Fritz Brinkmann, mit dem ich das alte halbverrottete Boot in wochenlanger Arbeit kalfatert und segelfertig gemacht hatte, war der Meinung gewesen, wir sollten uns zu der Probefahrt einen stilleren Tag mit Nord-West wählen, da wir heute bei dem scharfen Süd-Ost leicht zu weit vom Lande ab- und in die See treiben könnten, auch wenn sich „die" Boot regieren lasse, was er für sein Theil noch gar nicht beschwören wolle. Das war gewiß sehr verständig, und da Fritz bereits Halbmatrose war (sein Schiff lag im Hafen, um Israel'schen Weizen nach England einzunehmen), so mußte er die Sache auch kennen. Aber wo wäre das Abenteuer geblieben, wenn man die Gefahrlosigkeit des Unternehmens beschwören konnte! So that er mir denn den Willen (wie ich auch sonst das fragliche Glück hatte, die Menschen mir leicht willfährig zu machen), und wir segelten stolz aus unserer Bucht, um drei Stunden später, nachdem wir Mast und Segel verloren, heimzukehren, dem Tode nur um eines Haares Breite entronnen und von der fürchterlichen Arbeit des Ruderns so erschöpft und zerschlagen, daß, als wir „die" Boot endlich wieder auf den Strand gezogen hatten und nun vom Strand aus den Wall hinauf mehr krochen als schritten, die verthierten Piraten, welche ich so oft an eben dieser Stelle bekämpft, Mitleid mit den armen Schiffbrüchigen gehabt haben würden.

Wenn ich nun so die Genossen zu meinen Abenteuern nahm, wie diese selbst, aus dem Stegreif, so bleiben jene Streifereien in meiner Erinnerung die herrlichsten, wo ich auszog, Niemand zur Begleitung als meine allzeit geschäftige Phantasie. Und ich dann, müde vom Umherstreifen, im dichten Forste dem Winde lauschte, der in feierlichen Cadenzen durch die hohen Fichtenwipfel strich, hingelagert am Rande des Grabens in dessen braunklarem Wasser die Käfer geschäftig ruderten, während das Abendroth immer tiefer zwischen den dunklen Riesenstämmen entglomm und am grünlichen Himmel über dem Walde die goldene Sichel des Mondes heller erglänzte, den Träumer zur Heimkehr mahnend, und nun dem Heimkehrenden, ehe er sich's versah, die Nacht hereinbrach, die ihm vertraute Gegend in Dunkel und Geheimniß hüllend, aus der die Möglichkeit aller Gefahren von rechts und links hervorzulugen und zu wispern schien, und der melancholisch ahnungsvolle Ruf der wilden Schwäne, die unsichtbar hoch über ihm gen Süden zogen, in seinem jungen Herzen ein Bangen und Sehnen wachrief nach einem Glück jenseit der Erdenschranken, für das Menschenworte keinen Ausdruck haben.

Und für das er nun doch, war er in sein Kämmerchen zurückgekehrt, beim Schein des Lämpchens über Büchern und Papier nach einem Ausdruck suchte in holperigen Versen und unreinen Reimen, die, wenn sie keine Poesie waren (für die er sie hielt), im Gebiet der Prosa gewiß ebenso wenig eine Stelle fanden.

Bei diesem ritterlich-poetischen Mühen war nun das eigenthümlich, daß ich über den Mitteln anfing das Ziel aus dem Auge zu verlieren. Apoll schien mir zuzuwenden, was Amor, in dessen Dienst ich mich doch wußte, nicht gewähren mochte, bis der Gott seinen Heiligen doch auf einem seiner wunderbaren Wege dahin führte, wohin er selbst nun schon gar nicht mehr wollte.

Es war an einem Frühlingstage in der Dämmerstunde. Ich war drüben bei Israels. Der Vater Isaak arbeitete in seinem Komptoir, die Mutter schaffte in der Küche an dem bevorstehenden Abendessen, Emil war auf irgend eine Kommission in die Stadt geschickt, so war ich mit Jettchen allein in der Wohnstube, wo es niemals sehr hell war und jetzt schon zu dunkeln begann. Ich erinnere mich nicht, mit ihr jemals vorher allein gewesen zu sein; aber ich kann nicht sagen, daß mir deßhalb heute das Herz lebhafter klopfte. Im Gegentheil: ich dachte gar nicht an sie, sondern saß in meine Träumereien

verloren da, während sie an dem klappernden Klavier leise, wie um mich nicht zu stören, phantasirte. Sie hätte mich gern stören mögen: es waren keine goldenen Träume, die mich umgaukelten. Ich hatte die Mutter wieder einmal eine volle Woche nicht zu Gesicht bekommen, und seit einigen Tagen war auch der Vater, verstimmt über eine dringende Arbeit, die ihm mißrathen war, gegen seine Gewohnheit theilnahmlos oder zum mindesten wortkarg für mich gewesen. Ich fühlte mich allein und verlassen wie noch nie in unserm einsamen Hause und war eben deßhalb hinüber zu Israels geflüchtet. So, in mich hinein brütend, hatte ich Jettchens Gegenwart und ihres Spiels gar keine Acht mehr gehabt, als sie plötzlich zu singen begann. Ich hatte sie noch niemals singen hören, und das war es auch wohl, was mich aufhorchen machte. Sie sang mit ganz leiser, überaus zarter Stimme, daß es wie Schwalbengezwitscher war und nur durch die rhythmische Folge und herrliche Reinheit der Töne zu Menschengesang zu werden schien. Auch verstand ich erst, trotzdem ich ihr ganz nahe saß, den Text nicht, bis auch der dem betroffen Lauschenden zum Bewußtsein kam: ein Lied, das ich nie zuvor gehört hatte und seitdem nie wieder gehört habe, ohne voll Rührung jener Stunde zu gedenken, das schöne Volkslied von jenem Armen, der sich so allein und verlassen weiß „wie der Stein auf der Straßen". Wie paßte das doch so sonderbar auf mich und in meine Stimmung! Ich saß da mit starren Augen und klopfendem Herzen und regte mich nicht, als sie jetzt endete und die zarten Hände von den Tasten auf den Schoß gleiten ließ. Ein paar Momente blieben wir so still neben einander, bis sie auf einmal die Hände vor das herabgeneigte Gesicht drückte und bitterlich zu weinen anfing.

„Warum weinest Du, Jettchen?" fragte ich erstaunt.

„Weil auch Du so allein und verlassen bist," flüsterte sie.

Das Wort, das ich nicht erwartet hatte, traf mich ins Innerste.

„Jettchen!" stammelte ich.

„Du armer Junge!" rief sie schluchzend.

Und plötzlich hatte sie mich, der ich in meiner Erregung vom Stuhl aufgesprungen war, mit beiden Armen umschlungen und mich geküßt.

Und war dann, einem verschüchterten Vögelchen gleich, aus dem Zimmer gehuscht.

Ich aber stand an allen Gliedern zitternd da und suchte mir klar zu machen, daß Jettchen mich geküßt hatte, daß mich ein weiblicher Mund zum ersten Mal geküßt hatte.

8.

So war denn das große Problem auf eine für mich völlig unerwartete Weise gelöst, und wirklich kam von jenem Abend an nach dieser Seite eine gewisse Beruhigung über mich. Die Ritterthaten im Dienst der unbekannten Herzenskönigin waren für die Zukunft unnöthig geworden; an Stelle der glänzenden Träume war die bescheidene Wirklichkeit getreten; die in so viel Gedichten angeschwärmte Geliebte hatte sich in eine Schwester verwandelt. Denn das war mir Jettchen geworden: eine Schwester und Freundin, von der ich wußte, daß sie in ihrer bescheidenen Weise an meinem Wohl und Wehe herzlichen Antheil nahm, und auf die ich deßhalb einen Theil des Vertrauens und der Liebe übertrug, welche ich bis dahin ausschließlich dem guten Vater entgegengebracht hatte. Daß ich in diesem Verkehr, wo ich im Grunde immer nur Rath heischte und das kluge Mädchen Rath ertheilte, viel mehr der Empfänger als der Geber war, bemerkte ich nicht. Ich sah für jetzt und später in dem allen eine Art von Herablassung meinerseits und wurde in diesem Hochmuth durch das schüchterne Kind bestärkt, welches jede Gutthat in Worten und Werken, die sie mir erzeigte, als eine Ehre darstellte, welche ich ihr erwies.

Wie dem aber auch sein mochte, ich hatte nun eine Schwester, die nicht meine Schwester war, wie ich einen Vater hatte, der nicht mein Vater war; und von denen ich doch nur Liebes und Gutes empfing, das einzige Gute und Liebe, das mein liebebedürftiges Herz als solches anerkennen wollte: ein kostbarer Besitz, an den ich mir nicht rühren lassen durfte, es sei auch, von wem es sei.

Und nun mußte jener feurige Prediger, zu welchem ich seit einem Jahre in die Konfirmationsstunde ging, gerade an dieses mein Heiligstes rühren und mit, ach! wie rauher Hand! Da ich ihm auch später auf meinem wirren Lebenswege begegnet bin, als er und ich andere geworden waren, ist es mir nicht leicht, mir sein Wesen von damals zu vergegenwärtigen — ich sehe ihn eben zu deutlich, wie er heute ist. Und ich meine, er war damals der bessere Mann, trotzdem mir durch ihn viel Leid angethan ist. Denn er that es mir jener Zeit an aus seiner Ueberzeugung heraus, zur Rettung meiner Seele, die er auf dem Wege, welchen ich trotzig gehen wollte, verloren sah.

Er war aber damals noch ein junger Mann, der Pastor Renner, wenn auch natürlich nicht in meinen so viel jüngeren Augen, mittelgroß, schlank mit einem von nächtlichen Studien bleichen Gesicht, das oft die tiefste Abspannung und Erschöpfung zeigte, bis es sich im Feuer der Rede wieder belebte und die trüben Augen unter den buschigen Brauen zu glänzen und zu glühen begannen. Wie er selbst von seinem nichts weniger als dumpfen Verstande jedes Opfer forderte, welches der Glaube erheischte, so schenkte er seinen jungen Zuhörern nichts — nicht die Forderung der Entsagung von jenem Wissen, das Stückwerk ist; nicht die Furcht vor dem Teufel, der umgeht wie ein brüllender Leu und suchet, wen er verschlinge. Nun schienen ja die übrigen Knaben, welche größtentheils aus der armen und rohen Bevölkerung der Hafengasse stammten, weiches Wachs in seinen starken Händen zu sein. Oder bestanden ihre Seelen auch nur aus jenem Stoff, von welchem der Dichter sagt, daß er „breit und nicht stark" werde, man mag ihn treten, wie man will? Jedenfalls waren sie keine Fauste, wenn sie sich auch weder vor Hölle noch Teufel fürchteten und von Skrupeln und Zweifeln irgend welcher Art völlig frei wußten. Sie saßen geruhig da, es mochten sich über ihnen die Himmel öffnen oder zu ihren Füßen der Abgrund gähnen; sagten ihre Artikel und Sprüche auf schlecht und recht und beantworteten die Fragen des eifrigen Lehrers je nach ihrer Fähigkeit, das Gehörte zu reproduciren, aber immer in seinem Sinne, das heißt, in dem Sinne, von welchem sie wußten oder muthmaßten, daß es der seine sei.

Mit mir hatte er einen schwereren Stand. Nicht als ob in meiner Seele nicht jenes Streben gewohnt hätte, sich dem Höheren, Unbekannten vertrauensvoll hinzugeben, und das wir mit dem Dichter „fromm sein" nennen. Es wohnte mir sogar in einem vielleicht nicht gewöhnlichen Maße bei, und er erkannte es auch willig an. Aber ich hatte mich spät und nach langem bangen Bedenken zur Konfirmation entschließen können, stand mit meinen sechzehn Jahren im Begriff nach Prima versetzt zu werden, war ein guter Grieche und Lateiner, und der Herr Pastor meinte, meine religiöse Empfindung, das sei im besten Falle die Frömmigkeit der Heiden. Keinesfalls die echte christliche Frömmigkeit, der Glaube nicht, der Berge versetzen könne und das noch viel Schwerere vollbringe, uns bis an die Pforten des Himmels zu tragen, die sich freilich nur dem öffneten, der die Liebe habe. Und die doch eben wieder ohne den Glauben nicht die rechte Liebe sei, abermals nur die Liebe, wie sie etwa auch ein weiser Heide empfinden mochte: ein Sokrates, ein Platon; und die bei all ihrer relativen Würdigkeit an Werth unter der wahren christlichen so weit stehe, wie böhmisches Glas unter dem echten Diamanten. Ich vermochte nicht einzusehen, was doch der Glaube mit der Liebe zu schaffen habe; ich kannte solche, die jenen Glauben, von dem der Herr Pastor spreche, nicht hätten, und die doch die Liebe selber seien, und kannte wieder solche, die des Glaubens voll und dabei lieblos wären wie ein Stein.

Es war nicht das erste Mal, daß wir so an einander geriethen, natürlich nicht vor den anderen Konfirmanden, sondern nach der Stunde, oder zu einer besonderen, die er mir anberaumt hatte, um mir gewisse Fragen, die ich während des Unterrichts gestellt, gewisse Zweifel, die ich bescheidentlich geäußert, ausführlicher zu beantworten, gründlicher zu beseitigen, als es dort geschehen könne. So war es auch heute. Die Konfirmation sollte in Kurzem sein. Mein Geburts- und Taufschein waren nicht zu beschaffen gewesen. Der Pastor hatte darüber wegsehen zu wollen erklärt, aber es müsse zu einer Entscheidung kommen, ob meine Seele in ihrem dermaligen Zustande verharren dürfe, oder eine Wandlung in ihr vorgehen müsse, bevor ich zur Einsegnung würdig und reif sei.

Ich dachte aber, indem ich so hartnäckig auf der Möglichkeit einer derartigen glaubenlosen Liebe bestand, an den Vater, von dem ich, obgleich er mit mir nie von diesen Dingen gesprochen, zweifelte, daß er jenen Glauben habe, und an Jettchen Israel, die ihn doch, als Jüdin, in dem Sinne des Pastors gewiß nicht hatte.

Und ich dachte an eine, die ihre Tage in Beten und Fasten verbrachte, und sich wochenlang nicht darum kümmerte, ob ihr Kind lebte oder todt war.

„Nein, Herr Pastor," wiederholte ich; „der Glaube hat mit der Liebe nichts zu schaffen."

Er ging vor dem armen Sünder, der, die flachen Hände zwischen den Knieen zusammengeklemmt, auf seinem Stuhle saß, mit ungleichmäßigen Schritten in dem großen, von dem Schein einer Studirlampe mäßig erhellten Zimmer hin und her, bald die blutlosen Finger ringend, daß sie krachten, bald mit denselben durch das starre kurzgeschorene Haar fahrend; jetzt leise flüsternd, jetzt Unverständliches vor sich hinmurmelnd.

Plötzlich blieb er mitten im Gemache stehen und rief, die beiden Arme in gewaltsamer Bewegung nach oben schleudernd:

„Schweigen Sie! Ich darf das nicht hören, und ich will's nicht hören! Wer bist Du, der Du ein Herz hast, Dein Ohr zu verschließen gegen die sanfte Stimme, die da sprach: kommt her zu mir alle! Der Du wagst, Dich aufzulehnen gegen die Autorität der Evangelisten und Apostel: eines Johannes, eines Paulus; gegen das Beispiel all' der heiligen Männer, die früher und später, ihrem Meister folgend, die Kraft ihres Glaubens durch den Märtyrertod besiegelt haben? Und wenn Du, wie ich fürchte, bereits genascht hast von jener gräulichen Irrlehre, die in dem Buche der Bücher nicht Gottes Wort sieht, sondern ein profanes Werk, an dem man deuteln und kritteln kann, und mit ihnen sprichst: dies sei erwiesen und jenes nicht — sieh mich an, der ich kein Evangelist und kein Apostel und kein Heiliger bin, sondern ein sündiger Mensch, wie Du, und gezweifelt habe, wie Du, und der ich mich losgerungen habe von Zweifel und Teufel und von der Hölle, die mich schier verschlingen wollte, durch die Kraft des Gebetes! Und der ich Dich losringen will durch des Gebetes Kraft. Auf die Kniee! nieder, nieder auf die Kniee!"

Er hatte, meinen Arm packend, mich vom Stuhle zu sich auf die Kniee gerissen mitten im Zimmer auf die nackten Dielen und begann zu beten mit lauter, fast schreiender Stimme, während ich, halb in Schauder vor dem Feuereifer des Mannes, der mir wie Wahnsinn erschien, halb voll Unwillen über den Zwang, der mir offenbar angethan wurde — denn er hielt mich während der ganzen Zeit fest am Arm gepackt, außer ein paar Mal, wo er in höchster Ekstase die Hände zusammenkrampfte — wohl oder übel neben ihm auf den Knieen verharren mußte. Endlich ließ er mich los, indem er sich zugleich erhob und nach seinem Arbeitssessel schwankte, in welchem er, wie gebrochen, zusammensank.

Ich stand wieder auf den Füßen in einiger Entfernung von ihm, zitternd an allen Gliedern, nun von dem Anblick des fast Ohnmächtigen, der doch seine letzte Kraft für mich hingegeben hatte, zum ersten Mal während dieser sonderbaren Scene wirklich gerührt. Ich bin überzeugt, er hätte mich jetzt für ein einziges Wort haben können. Ich darf sagen, ich wartete nur auf das Wort, das mir die Brücke schlagen sollte von dem Unglauben, den ich frei geäußert, zu dem Glauben, welchen ich jetzt, da ich mir wie ein Gefangener und Gefesselter erschien, bekennen sollte.

Und plötzlich schnellte er, einer sich bäumenden Schlange gleich, aus dem Sessel auf und rief mit einer heiser zischenden Stimme:

„Was stehst Du da, wie der Feigenbaum an dem Wege, da der Herr wieder in die Stadt ging und ihn hungerte? Und fand nichts daran, denn allein Blätter. Weißt Du, was da der Herr zu ihm sprach? Weißt Du es?"

Er war unmittelbar vor mir, mich mit glühenden Augen anstarrend. Ich stand in dumpfem Schweigen. Er schrie, indem er mich an beiden Schultern ergriff und bei jedem Worte schüttelte:

„Weißt Du, was weiter geschrieben steht in selbigem Verse?"

Ich wußte es; aber verharrte in meinem Schweigen, nicht aus Trotz, denn ich fühlte mich bis ins Innerste erschüttert, nur daß mir die Zunge wie gelähmt war.

So vergingen ein paar bange Sekunden. Endlich vermochte ich zu stammeln:

„Lassen Sie mir Zeit!"

„Jetzt oder nie!" schrie er. „Ja, oder nein?"

Ich wollte Ja sagen und wieder versagte die Zunge mir den Dienst. Er murmelte etwas durch die Zähne — es mochte der Fluch des Herrn sein, den auszusprechen er sich doch wohl scheute — und stieß mich von sich. Ich wankte nach der Thür, ohne zu wissen, daß ich es that. Aber bevor ich sie erreichte, stand er wieder vor mir, mir den Weg vertretend, nicht mehr der eifrige zornige Priester, der trotz alledem mein Freund war — ein anderer Mann, den ich mir zum Feinde gemacht hatte, und dessen feindliche Gesinnung schon aus seinem Auge schielte, bevor er noch die zuckenden Lippen öffnete, um in bitterem Hohn zu sprechen:

„Und nun geht es hin, das Produktlein modernen Aufklärichts, in seines Vaters Werkstatt, des glauben- und kirchenlosen Mannes, sich die Särge anzusehen, in welchen die Todten ihre Todten begraben, sie, die auch einst erwachen werden, aber in der Hölle, und wird daselbst sein Heulen und Zähneklappen. Oder in das Haus nebenan zu schleichen, wo die Abkömmlinge derer wohnen, die den Herrn gekreuzigt haben, auf daß sie weiter tanzen können um das Goldene Kalb. Geh! Du bist des Einen und der Anderen werth!"

Er hatte mir Raum gegeben; ich wankte aus dem Zimmer, aus dem Hause und stand auf der Gasse, ohne zu wissen, wie ich dahin gekommen war, es erst bemerkend, als der Nachtwind, der rauh vom Meere herauf kam, mir um die heiße Stirn, die glühenden Wangen strich, daß es mich schüttelte wie im Fieber.

9.

Und wie im Fieber wankte ich weiter durch die dunkle Gasse, nicht nach Haus, wohin ich nur wenige Schritte hatte, sondern hinauf in die Stadt. Ich wußte wohl: der Vater wartete in dieser Stunde mit dem Abendbrot auf mich; aber ich konnte ihm jetzt nicht gegenübertreten. Ich hätte ihm alles gesagt — das fühlte ich, und das wollte ich nicht. Ich wollte keinen Helfer in dieser Sache, und das wäre er mir zweifellos gewesen; ich wollte einen unparteiischen Richter; aber wo den finden? Einen Augenblick hatte ich an Jettchen gedacht; aber sie war ja auch Partei, gerade wie der Vater, und dies ging doch wohl so wie so über ihr Verständniß. Dann fiel mir der Beichtvater meiner Mutter ein. Der höfliche Mann würde mich gewiß nicht so rauh anfassen, und ich gönnte dem Pastor den Schrecken, wenn er hörte, daß er, den er aus seiner Schaar vertrieben, in das andere Lager gegangen sei. Aber es stand ja bei mir fest, daß meine Mutter, die sich von mir losgesagt hatte, auch die religiöse Gemeinschaft mit mir von sich wies, daß, zu ihrer Konfession übertreten, mich bei ihr einschleichen, eindrängen wollen heiße. Und dagegen sträubte sich mein ohnehin bereits durch ihre hartnäckige Zurückweisung meiner Liebe tief verletzter Stolz.

So kehrte ich denn auf dem Wege, den ich bereits nach der Wohnung des Geistlichen in einer Gartenvorstadt auf der entgegengesetzten Seite der Stadt zum größten Theil zurückgelegt hatte, wieder um und irrte rath- und ziellos weiter; vorbei an unserm Gymnasium und an der nahegelegenen Wohnung des Ordinarius meiner Klasse. Plötzlich blieb ich stehen: das war der rechte Mann. Er war unerbittlich streng, aber auch unbedingt gerecht, und ich hatte stets das vollste Vertrauen zu ihm gehabt. Ueberdies kannte er den Vater, und dieser ihn aus dem Handwerkerverein, dessen Vorsitzender er war, nachdem er selbst die für unsere Stadt völlig neue Schöpfung erst vor wenigen Monaten ins Leben gerufen. Wie er denn überhaupt an der Spitze aller gemeinnützigen städtischen Unternehmungen und ebenso der liberalen Partei stand, welche mit dem umliegenden Landkreis ihn sogar im vorigen Jahre zum Abgeordneten für den Norddeutschen Reichstag erwählen wollte, nur daß er das Mandat abgelehnt hatte. Er wisse ja schon nicht, wie er seine Arbeit bewältigen solle. Ja, das war der Mann!

Ich zog die Schelle und trat in das Haus auf den von einer spärlichen Lampe kaum erhellten Flur. Als die Magd ging, mich, der ich ein dringendes Anliegen an den Herrn Professor habe, zu melden, und zu dem Zweck die Thür eines Zimmers

Barfüßele. Nach dem Oelgemälde von F. von Thelen-Rüden.
Photographie im Verlag von C. G. Steiner u. Komp. in Wien

Digitized by Google

rechter Hand öffnete, von wo ein vielstimmiger dumpfer Lärm erschallte, hatte ich den flüchtigen Blick auf die lange Tafel, an welcher der Professor mit seiner zahlreichen Familie und seinen sechzehn Pensionären saß. Es fuhr mir durch den Kopf, daß man in der Stadt sprichwörtlich sagte: „Sie sind so eng verpackt wie Herrn von Hunnius' Pensionäre". Man drängte sich eben zu ihm.

Der kleine Mann — ich war bereits um einen halben Kopf größer als er — erschien alsbald auf der Schwelle, noch ein paar Worte mit seiner eigenthümlich durch die Nase schnarrenden Stimme in das Speisezimmer zurückrufend, trat dann rasch auf mich zu und sagte:

„Sie kommen zu mir, wie Nikodemus in der Nacht. Was bringen Sie mir?"

Das letztere fragte er immer, wenn man zu ihm kam. Ich wußte es und hatte mich darauf vorbereitet.

„Ich bringe nichts, Herr Professor," antwortete ich; „ich komme etwas zu holen: Rath in einer für mich wichtigen Angelegenheit."

Es mochte wohl in dem Tone etwas Besonderes gelegen haben. Er fixirte mich einen Moment durch die großen runden Brillengläser und sagte kurz:

„Dann kommen Sie mit mir auf mein Zimmer."

Er schritt mir voran, die Treppe hinauf, in sein Arbeitszimmer, schob die Oellampe, welche auf einem mit Büchern und Papieren überdeckten Tisch, dem Verlöschen nahe, dämmerte, in die Höhe; nahm in seinem Korbsessel vor dem Tische Platz und sagte, indem er für mich auf einen Stuhl in der Nähe deutete:

„Setzen Sie sich und sprechen Sie!"

Ich brauchte nicht nach Worten zu suchen; mir war das Herz so voll. Ich sagte ihm alles: wie ich mit meinem Unglauben, meinen Zweifeln gerungen hätte, lange, bevor mir der Herr Pastor so ins Gewissen geredet, wie heute; und daß ich auf dem Punkte gestanden, ihm den Willen zu thun, aber nicht, weil ich überzeugt, sondern weil ich durch seinen Eifer um mein Seelenheil gerührt und erschüttert gewesen sei; und wie der Herr Pastor durch den Fluch, den er über meinen Vater und die Israels ausgestoßen, die immer so gut zu mir gewesen, alles wieder verdorben habe; und wie wir dann geschieden seien.

Der Professor hatte mir, von Zeit zu Zeit die große Brille mit dem Zeigefinger auf die kleine Nase hinaufschiebend, zugehört, ohne mich ein einziges Mal zu unterbrechen. Auch jetzt, als ich nun endlich schwieg, antwortete er nicht sogleich, sondern blickte starr vor sich hin. Ich hatte das Gefühl, daß ich ihn durch meine sonderbare Beichte in Verlegenheit gesetzt habe, und sagte daher:

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Professor, daß ich Sie belästige. Aber ich wußte mir keinen andern Rath."

Er hob rasch den großen Kopf und sagte lebhaft:

„Von Verzeihen kann hier keine Rede sein. Im Gegentheil: ich danke Ihnen, daß Sie zu mir gekommen sind, denn es beweist mir, daß Sie etwas von mir halten, was ich wohl nur von wenigen Ihrer Kommilitonen sagen kann, die mich einfach hassen. Nun: oderint, dum metuant! Und ich halte etwas von Ihnen. Sie haben einen offenen Kopf und ein offenes Herz und machen keine Phrasen, was mir ein Gräuel ist, selbst im Lateinischen, obgleich sie da für euch arme Schelme fast unvermeidlich sind. Ich soll Ihnen also rathen in diesem kritischen Falle. Nun wohl, ich will es thun, so gut ich es vermag. Zuerst: haben Sie Ihrem Vater von dem allen gesagt?"

„Wäre ich dann zu Ihnen gekommen, Herr Professor?"

„Bono dixisti: Ihr Vater wäre auch nicht die geeignete Person gewesen — für diesmal aus zwei Gründen. Einmal ist er hier gewissermaßen Partei, und zweitens ist er kein konfessioneller Christ. Nicht wahr?"

„Ich weiß es nicht, Herr Professor, er hat mir noch nie ein Wort über Religion gesprochen."

„Eben darum. Gleichviel, nehmen wir es an, wie es jedenfalls der Herr Prediger annimmt. Er ist ein zu eifriger Seelsorger, als daß er nicht, trotz der kurzen Zeit, die er hier im Amte ist, bereits sämmtliche Glieder seiner Heerde genau kennen und auf ihren kirchlichen Werth taxiren sollte. Und Freidenker und Juden — das ist Wasser auf seine Mühle. Er nimmt sie ja, wie ich höre, in jeder Predigt vor, zum Exempel soll er in der letzten auf Herrn Isaak Israel, Ihren Nachbarn und meinen sehr würdigen Freund und Parteigenossen, fast unverblümt exemplificirt haben. Nun, er kann es auf diesem Wege noch weit bringen. Doch das gehört nicht hierher. Ihr Vater ist nicht Ihr rechter Vater. Wer war das?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte ich; „es wird nie über ihn gesprochen; mein Vater hat mich adoptirt."

„Ganz recht. Ihre Mutter ist Katholikin — hat mir irgend Jemand gesagt; und daß Ihnen Ihr Vater — ich meine Ihr rechter — einiges Vermögen hinterlassen hat?"

„Ich glaube, ja," sagte ich zögernd. Ich fand, daß dies doch auch ‚nicht hierher gehöre'.

„Man muß in solchen Lagen auch die Verhältnisse beachten," fuhr der Professor, der offenbar meinen Gedanken errathen hatte, fort. „Zum Beispiel, daß Sie, so viel ich weiß, und wofür ich andererseits durchaus bin, studiren wollen. Nun wäre es doch sehr schade, wenn Sie sich, indem Sie sich mit der Staats-, also mit der herrschenden Kirche überwerfen, von vornherein jede Staatskarrière kompromittirten, ja, wie die Dinge liegen, unmöglich machten. Selbst in Ihrer Schullaufbahn kann Ihnen das hinderlich sein. Man wird Ihnen freilich trotzdem die Versetzung zu Ostern nicht verweigern — dazu fällt meine Stimme, als Ihres jetzigen Ordinarius, zu schwer ins Gewicht; aber die Zukunft, mein lieber junger Freund, die Zukunft! Sie sehen, ich möchte Ihnen gern Ihre Zukunft retten."

„Aber doch nicht auf Kosten meiner Ueberzeugung, Herr Professor," wagte ich einzuwerfen.

Er schob die Brille hoch, die von der kleinen Nase fast herabzugleiten drohte, und räusperte sich.

„Die Ueberzeugung!" sagte er; „freilich, das ist eine schöne, ehrwürdige Sache und werth, daß man ihr hohe Opfer bringt. Aber Ueberzeugungen, besonders die von jungen und so jungen Köpfen, wie der ist, der auf Ihren Schultern sitzt, die können wechseln. Ihr Vater ist ein alter Achtundvierziger, ich auch. Ich habe im Frankfurter Parlament gesessen auf der äußersten Linken und war der Ueberzeugung, daß Deutschland nur durch die Republik zur Einigkeit gelangen könne. Nun sind wir zur Einigkeit auf dem besten Wege, der ein ganz, ganz anderer Weg ist; ja, wir haben sie eigentlich bereits, die heißersehnte Einigkeit, und ich habe mich überzeugen müssen, daß meine damalige Ueberzeugung ein Irrthum war. So war ich überzeugt und habe daraufhin meine Doktordissertation geschrieben, daß eine gewisse Schrift dem Cicero ab- und dem Atticus zuzusprechen sei, und mich überzeugen müssen, daß ich einen Bock geschossen. Mit einem Worte: unsere Ueberzeugungen können wechseln, müssen wechseln: politische, wissenschaftliche, weßhalb also nicht auch religiöse? Ist nicht aus dem Saulus ein Paulus geworden? Sind Sie so sicher, daß nicht auch Ihnen einmal ein Tag von Damaskus kommt?"

„Gewiß nicht, Herr Professor," sagte ich; „aber eben deßhalb bin ich auch nicht sicher, daß er mir kommt."

Ein flüchtiges Lächeln zog über die wunderlichen Züge. Das machte mir Muth, weiter zu sprechen:

„Sagen Sie mir nur das Eine, Herr Professor: glauben Sie, Sie selbst denn an das alles, wozu ich mich bekennen soll?"

Das Lächeln war sofort verschwunden.

„Ich meine, es handelt sich hier nicht um das, was ich glaube, sondern um das, was Sie glauben, respektive nicht glauben," sagte er mit Nachdruck und fuhr, als er meine bittere Verlegenheit sah, in milderem Tone fort: „Lieber junger Freund, ich gehöre wahrlich nicht zu denen, welche, wenn ihr Kind zu ihnen kommt, sie um ein Stück Brot zu bitten, ihm einen Stein reichen. Sie sind nicht mein Kind, und sind kein Kind mehr — das beweist der Muth, den Sie in dieser Angelegenheit an den Tag legen. Aber Sie sind doch auch noch kein Mann, und so ist es schwer, Ihnen die Wahrheit zu sagen und so zu sagen, daß Sie sie verstehen. Ich will es versuchen und will Ihnen bis an die äußerste Grenze entgegenkommen, die ich freilich nicht überschreiten darf. Sehen Sie, die Sache ist die, daß heutzutage wenige — ich meine von den wahrhaft Gebildeten, die nicht bloß studirt, sondern auch gedacht haben — den Lutherischen Katechismus, wie er da steht, in Bausch und Bogen mit gutem Gewissen und aus voller Ueberzeugung unterschreiben könnten. Dennoch bekennen sie sich zur Kirche und mit Recht. Die Kirche

mag ihnen hier und da als ein alter Schlauch erscheinen, für den ein neuer dringend noth thäte, aber der Inhalt des Schlauches — das Christenthum — ist ein so kostbarer, unschätzbarer Saft, der seit nun beinahe zwei Jahrtausenden die Menschheit erquickt hat und noch Jahrtausende erquicken wird; und was wir sind und haben, hat in ihm seine Wurzel und Kraft, wie alle Organe des Leibes in dem Blute, das sie speist — es darf von diesem kostbaren Blutsaft kein Tropfen verloren gehen, geschweige denn das Ganze, wie wir fürchten müssen, wenn wir es aus dem alten Schlauch in einen neuen umfüllen wollten. Darum lassen wir es bei dem alten und bekennen uns als Christen, gleichviel, ob wir mit einem oder dem anderen Glaubenssatze in unserer Vernunft fertig werden können; oder ob dieser oder jener Heißsporn der Kirche um dieses einen oder anderen Satzes willen seine Vernunft zu Tode hetzt und die unsere gleichfalls zu Tode hetzen möchte. Es ist damit wie im politischen Leben, wo wir auch je zuweilen auf den Ausdruck unserer Ueberzeugung verzichten oder unser besseres Wissen dem schlechteren der Partei unterordnen, um diese zu erhalten, die im Ganzen und als Ganzes doch klüger, besser und zumal mächtiger ist als wir. Ich darf so reden, denn ich habe in meinem Leben um meiner Ueberzeugungen willen viel gelitten, habe bis auf den heutigen Tag darunter zu leiden, und wer weiß, was noch über mich verhängt ist! Nun ziehen Sie — Sie sind klug genug dazu — für sich die Konsequenzen aus dem, was ich gesagt habe. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen."

Er machte eine Bewegung in seinem Stuhle; die Unterredung sollte zu Ende sein; ich erhob mich. Er war ebenfalls aufgestanden und reichte mir die Hand. Ich dankte ihm mit zitternder Stimme für seine Güte und ging nach der Thür, als er mich beim Namen rief. Ich wandte mich. Er stand noch an seinem Stuhl, den großen Kopf, um den das krause Haar in widerspänstigen Locken nach allen Richtungen starrte, tief gesenkt; das wunderliche Gesicht, welches ein sogenannter Zimmermannsbart einrahmte, in nachdenkliche Falten verzerrt; den Zeigefinger der Linken fest gegen den Bügel der Brille drückend, welche durchaus nicht mehr auf der kleinen Nase halten zu wollen schien.

„Im Falle Sie sich nicht sollten entschließen können —"

Er machte eine Pause, ob ich etwas antworten würde, und fuhr, da dies nicht geschah, fort:

„In diesem Falle müßten wir auf einen Ausweg denken, wie Sie wenigstens nicht mit dem Gesetz in Konflikt kommen. Ist Ihr Vater vielleicht Mitglied der Freien Gemeinde?"

„Ich weiß es nicht, Herr Professor."

„Ich halte es nicht für unmöglich. Ich liebe, offen gestanden, die Freien Gemeinden nicht. Sie gedeihen nicht. Was nicht gedeiht, beweist schon dadurch, daß es nicht aus einer machtvollen Idee hervorgeht. Gleichviel, es wäre ein Ausweg. — Uebrigens für den äußersten Fall, von dem ich wünsche und hoffe, daß er nicht eintritt: eine gesetzliche Nöthigung, daß evangelische Eltern ihre Kinder konfirmiren lassen und dazu eventuell zwangsweise anzuhalten sind, liegt nicht vor. Ich weiß das zufällig aus einer Debatte über den fraglichen Punkt im Gustav-Adolf-Verein, dessen Mitglied ich bin."

„Ich danke Ihnen, Herr Professor."

„Und noch eines. Was Sie auch beschließen sollten — ich weiß, daß Sie etwas auf mich geben — Sie werden in meinen Augen nicht einbüßen."

„Ich danke Ihnen von Herzen, Herr Professor."

„Ein Letztes!"

Er war an mich herangetreten, legte mir die Hand auf die Schulter und sagte mit einer Stimme, die anders — weicher und weniger zuversichtlich — klang, als die, in welcher er bisher gesprochen:

„Es liegt mir auch an Ihrer Achtung. Und wenn Sie als ein reifer Mann an diese Stunde denken, wie Sie zweifellos thun werden, und ich dann ebenso zweifellos todt bin — und Sie dann in meinen Worten deutlicher lesen werden, als Sie es jetzt im Stande sind — dann lassen Sie mir Gerechtigkeit widerfahren und denken und sagen Sie: er konnte nicht anders sprechen."

Er ließ die Hand von meiner Schulter und hatte sich schnell von mir gewandt. Ich murmelte noch einmal meinen Dank und Gute Nacht und eilte hinaus.

10.

Als ich auf die Gasse trat, schlug es von dem Thurme der Nikolaikirche, an der ich vorüber mußte, gerade neun. Ein heftiger Wind, der, vom Meere her, durch die Stadt brauste, zerriß die Töne, daß einzelne wie mit Gewalt zu mir herabfielen, andere fast klanglos nach oben flogen. Wirres Gewölk, dessen Ränder der unsichtbare Mond hier und da mit schmutzigem Roth färbte, jagte über den Thurm, von dem jetzt, als ich dicht unter ihm hinschritt, das mißtönende Gekreisch eines Uhus erscholl, in das sich das Krächzen vom Sturm aus ihren Ruheplätzen aufgescheuchter Dohlen mischte.

Ich starrte und horchte hinauf und es durchschauerte mich bis ins Mark von der eisigen Luft, die um den Thurm pfiff, und von einer entsetzlichen Empfindung, die mich wie ein Schwindel jäh befiel. Es war mir aber, als stünde ich oben auf dem Thurme, wie neulich mit dem Malle Heinrich, aber allein in der wilden Sturmesnacht, und die Teufel rissen sich nicht um die Glockentöne, sondern um meine arme Seele und rissen ganze Stücke ab und flögen damit kreischend und krächzend hinaus in die wilde Nacht.

Und wie Jemand, der von einem Abgrund zurückprallt, in welchen ihn die nächste Sekunde stürzen würde, eilte ich weiter mit gesträubtem Haar und wildbewegtem Herzen, dessen Klopfen ich bis in die Kehle fühlte. Dann war es vorbei. Das Grausen wich von mir; ich knöpfte den dünnen Rock, den ich in meiner Angst aufgerissen hatte, wieder zu und drückte mir die Mütze fest in die Stirn.

Nein! es war nichts damit: ein Spuk nur für den, der sich fürchtet. Der Malle Heinrich neulich da oben hatte, wie sehnsüchtig er auch durch die Thurmritze starrte, keine Engel gesehen, aus dem einfachen Grunde, weil es keine gab. Gab es aber keine Engel, so gab es auch keine Teufel, die sich um meine Seele stritten; und meine Seele flatterte nicht da oben in der Luft, sondern war hier in meinem Kopf und in meinem Herzen. Und wenn ich es nicht begreifen konnte, so war es nicht meine Schuld — ich konnte doch mit keinem anderen Kopfe denken, als mit meinem eigenen. Und wenn mein Herz so unruhig hin und her zuckte, so war es, weil sie es nicht zur Ruhe kommen ließen, weil sie alle an ihm rissen: der Pastor mit seiner fanatischen Wuth und der Professor mit seiner weltweisen Güte. Denn überzeugt hatte auch er mich nicht, das fühlte ich ganz klar. Und wenn ich ihm folgte, so that ich es doch wieder nicht aus Ueberzeugung. Und eine Ueberzeugung, wie er sie meinte, von der man ein Stück preisgab und ein anderes zurückbehielt — das war ja ebenso schlimm wie die arme Seele, von der die Teufel so viel abrissen, als sie ergattern konnten. Gab es denn keinen Menschen, dessen Kopf mit dem Herzen in Frieden war? in dessen Seele die Ruhe war, nach der mich doch so innig verlangte?

Auf einmal, als fiele es mir wie Schuppen von den Augen, stand das Bild des guten Vaters hell vor mir da. Wie hatte ich nur einen Augenblick schwanken können, an wen ich mich wenden sollte in meiner Noth! Ihn hätte ich fragen sollen, ihn allein; ihn, aus dessen Munde keine Lüge ging und keine halbe Wahrheit, in dessen Seele immer stiller Friede war, und der so oft durch sein sanftes Wort, ja nur durch den Blick seiner treuen Augen die Unrast und Verstörtheit meines Herzens zur Ruhe gebracht hatte!

Und wie ein Kind, das zum Schoß der Mutter flüchtet, lief ich durch die menschenleeren Gassen zu ihm, der nicht mein Vater war und der mir doch Vater und Mutter gewesen von meinen Kindesbeinen an.

Er wartete auf mich in der Werkstatt mit dem Abendbrot. Seitdem die Mutter nicht mehr mit uns speiste, nahmen wir unsere frugalen Mahlzeiten oft in der Werkstatt ein, zumal an Tagen, wo es dem Vater mit der Arbeit pressirte. Das war auch heute der Fall gewesen. Ein Sarg, der morgen in der Frühe abgeliefert werden mußte, hatte fertig werden sollen. Und da war er fertig und stand mitten in der Werkstatt auf der Drehscheibe, auf welcher der Vater immer die einzelnen Stücke zum Ganzen zusammenfügte: groß und gelb mit kräftigen gedrechselten Knäufen und feiner kunstvoller Täfelung, besonders sorgfältig ausgeführt, wie ich auf den ersten meiner durch lange Uebung geschärften Blicke sah.

„Für die Mutter Möllern," ſagte der Vater als Erläuterung, ſein Werk mit zufriedenen Blicken betrachtend. „Die alte Seele hat nicht Kind, nicht Kegel und keinen Menſchen, der ſich um ſie gekümmert hat, die dreißig Jahre, die ſie im Spittel war. Sie wird natürlich auf Spittelkoſten begraben; wir werden unſern kleinſten Satz nehmen müſſen."

Er hatte ſich die blaugrüne Schürze abgebunden, in der Kammer die Hände gewaſchen und kam nun wieder in die Werkſtatt mit einem noch beſonders freundlichen Lächeln auf dem lieben ſanften Geſicht.

„Nun," ſagte er, „da ſtehſt Du noch gerade wie vorhin? Biſt Du nicht hungrig, Kind?"

Ich raffte mich aus meiner Verſtörung auf. Der Vater hatte vom früheſten Morgen bis jetzt ununterbrochen ſich abgemüht; war es recht, ihm nun, wo er der Ruhe, der Erholung ſo bedürftig war, ſich nach einem ſtillen friedlichen Beiſammenſein mit mir ſehnte, mit meinem Leid, mit meiner Noth zu kommen? ihm, dem Mitleidigen? ihm, der Anderer Noth ſtets tiefer empfand, als ſeine eigene? Was mir noch vor einem Augenblick als ſelbſtverſtändlich und als einziger Ausweg erſchienen war, däuchte mir nun eine egoiſtiſche Grauſamkeit. Nein, lieber mochte es werden, wie es wollte.

Ich hatte eben Zeit zu dieſer Ueberlegung gehabt. Der Vater hatte ſich geſchäftig nach dem Tiſchchen in der Ecke der Werkſtatt gewandt, auf welchem unſere Mahlzeit hergerichtet war, über die er ſorgſam die Zipfel eines reinen Tiſchtuches nach allen Seiten in die Höhe geſchlagen hatte. Jetzt nahm er dieſelben vorſichtig auseinander: zwiſchen Brot, Butter und kaltem Aufſchnitt ſtand ſtatt des üblichen kleinen irdenen Kruges mit Bier eine Flaſche Wein und zwei Gläſer.

Er blickte mich lächelnd an.

„Was ſagſt Du, Kind, zu dieſer Verſchwendung? Ich fand ſie heute, als ich da" — er deutete nach der Kammer — „in der großen Kiſte eine Zeichnung ſuchte. Weiß nicht, wie ſie da hinein gekommen iſt; aber es muß lange her ſein; ich erinnere mich nicht, ſeitdem wir hier ſind, Wein gekauft zu haben, oder daß mir wer welchen geſchenkt hätte. Gleichviel! Und da dachte ich, die willſt Du mit dem Kinde ausſtechen, wenn es nach Hauſe kommt. Weißt Du, auf weſſen Wohl?"

Ich ſchüttelte den Kopf.

„Deines, Kind, Deines!" rief er triumphirend; „es iſt ja heute Dein Geburtstag."

Er hatte die Arme ausgebreitet; ich warf mich an ſeine Bruſt. Die gewaltſame Spannung, in welcher meine Nerven dieſe letzten Stunden hindurch geweſen waren, löſten ſich in einer Thränenfluth.

Er war erſchrocken über meine ſtürmiſche Heftigkeit, die er ſich in ſeiner Weiſe auslegte.

„Laß gut ſein, Kind, laß gut ſein!" bat er, indem er mir wie einem wirklichen Kinde die naſſen Wangen ſtreichelte und die wirren Locken aus der heißen Stirn ſtrich. „Sie iſt eben krank, ſonſt hätte ſie es ſicher nicht vergeſſen. Und ich, ſchlechter Kerl, hätte es auch beinahe vergeſſen über all' der Arbeit. Laß gut ſein, Kind! laß gut ſein!"

Ich fühlte, wie ich ihn quälte, und richtete mich entſchloſſen aus ſeinen Armen auf.

„Ja, Vater," ſagte ich, „es iſt gut. Du und ich! Wenn ich Dich nur habe, das iſt mir genug. Das iſt beſſer als alles Andere. Laß uns eſſen; ich bin ſchrecklich hungrig."

Ich war es gar nicht; ich mußte mir die Biſſen hinunterwürgen. Er bemerkte es glücklicherweiſe nicht, um ſo weniger, als ich mich zu einer Geſprächigkeit zwang, welche mir der Wein erleichterte. Ich hatte drüben bei Hopps oft Wein zu trinken bekommen, ſo trefflichen nie. Er glänzte in den Gläſern wie flüſſiges Gold, und ein herrlicher Duft ſtieg aus ihm empor. Auch der Vater erlabte ſich ſichtlich daran. Eine leichte Röthe, die ihm ſchon nach dem zweiten Glaſe in die ſonſt bleichen Wangen ſtieg, und das ſanfte Licht, das ſich in den guten blauen Augen entzündete, ließen ihn um viele Jahre jünger erſcheinen. Zum erſten Mal in meinem Leben fiel mir ein, daß auch er einmal jung geweſen ſein müſſe. Und weiter, daß ich doch ſo gar nichts von ſeinem Leben wiſſe. Und weiter, daß, wenn ich den Muth fände, ihn zu bitten, mir von ſich und was er erlebt zu erzählen, und er, woran ich nicht zweifelte, es thäte, dabei doch irgend einmal eine Gelegenheit ſich ergeben werde, wo ich die Rede auf meine Angelegenheit bringen könne.

Ich hatte den Gedanken, wie er in meinem von dem Feuerwein erregten Gehirn aufgeſtiegen war, kaum erfaßt, als ich nur noch auf eine Wendung in dem Geſpräch wartete, die es mir möglich mache, meine Bitte vorzubringen, ohne mich zu verrathen. Und der Augenblick ſollte bald kommen. Der Vater hatte wieder von der Zeichnung angefangen, die er ſuchte, als er den Wein fand. Das Blatt lag mir zur Hand auf dem Werkzeugtiſch. Ich langte darnach und ſah zu meinem Erſtaunen, daß es nicht nur mit zierlichen Ornamenten bedeckt war, wie ſie die Kunſttiſchler brauchen, ſondern auch mit ſchönen Figuren, männlichen und weiblichen, theils nackt, theils in prächtigen faltenreichen Gewandungen. Ich hatte mich ſelbſt hin und wieder im Zeichnen verſucht und wußte wenigſtens, wie ſchwer ſo etwas zu machen ſei.

„Iſt das auch von Dir, Vater?" fragte ich.

Er nickte mit beſcheiden vergnüglichem Lächeln.

Ich ſtarrte wieder auf das Blatt, entſchloſſen, jetzt, wo die Gelegenheit ſo günſtig war, meine Bitte vorzubringen, als ich plötzlich nicht mehr die Figuren vor mir auf dem Blatte ſah, ſondern die geheimnißvollen Geſtalten und Geſichter, die auf mich herabgeblickt hatten aus dem golddurchblitzten Halbdunkel jenes großen ſchönen Gemaches, in welches mich der ſeltſame Traum geführt, der mir meine Mutter und mich gezeigt hatte, wie wir vor dem Manne mit den blitzenden Augen auf den Knieen lagen.

Dieſelbe abergläubiſche Furcht, die mich ſchon einmal befallen hatte, als ich Emil Iſrael den Traum erzählen wollte — ich hatte es ſonſt gegen Niemand gethan — befiel mich wieder. Aber jetzt war ich kein Kind mehr, und die letzten Stunden hatten zu hart in meine Seele gegriffen. Der Augenblick war gekommen, wo ich mit den Zweifeln, die mich ſo lange gemartert, ein Ende machen mußte, mich nicht mehr ſchrecken laſſen durfte von heiligen oder unheiligen Geheimniſſen. Und geſetzt auch, der gute Vater konnte mir das Geheimniß des Glaubens nicht löſen, ſo doch vielleicht das jenes Traumes.

Dies alles muß binnen wenigen Sekunden durch mein Gehirn gezuckt ſein, denn, als ich jetzt aufblickte, hatte des Vaters Geſicht noch genau denſelben lächelnden Ausdruck, mit dem er vorhin meine Frage bejaht, die mir nun erſt wieder einfiel.

„Aber wenn Du ſo Schönes machen kannſt," ſagte ich, „das viel viel ſchöner iſt als unſere ſchönſten Vorlegeblätter in der Schule, wie kommt es —"

„Daß ich Sargtiſchler geworden bin?" vervollſtändigte er, mich unterbrechend, meinen Satz. „Das möchteſt Du wiſſen?"

„Ja," ſagte ich, „das möchte ich wiſſen."

„Das iſt zwar keine lange Geſchichte," ſagte er, „aber ich fürchte, Du würdeſt nicht ſo viel Freude daran haben, als an den Märchen, die ich Dir ſonſt zu erzählen pflegte. Es war einmal ein König — weißt Du?"

„Gleichviel," ſagte ich eifrig. „Ich bin heute ſechzehn Jahre alt, und — thu's mir zu Liebe! Das wäre mir das rechte Geburtstagsgeſchenk."

Er blickte nachdenklich vor ſich nieder.

„Ein wunderliches Geſchenk," murmelte er.

Und dann, das Geſicht wieder hebend und mich mit den treuen Augen liebevoll anlächelnd, ſagte er:

„Du haſt Recht, Kind. Ich hätte es ſchon früher thun ſollen: Du und ich, wir ſind ja wie zwei gute Kameraden. Aber Du weißt, welch' ein ſcheuer Kauz ich bin. Und wenn Du es noch nicht wüßteſt, würdeſt Du es erfahren, wenn ich Dir erzählen ſoll, wie ich Sargtiſchler ward. Will Dir's erzählen, als wär's juſt nicht ich, dem's paſſirte, ſondern irgend einem armen Jungen von den vielen Tauſenden; da wird es, glaube ich, beſſer gehen."

Er nippte an dem herrlichen Wein, ſtrich mit der Linken durch den grauen Bart und begann.

(Fortſetzung folgt.)

Die Andere.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten

Von W. Heimburg.

(Fortsetzung.)

Prinzeßchen," sagte ich zu Lotte, die mit leuchtenden Augen vor ihrer Staffelei stand, „ich finde es komisch, daß Du drüben malen willst."

„Weil Du mir nicht die geringste Abwechselung gönnst!" fuhr Lotte heraus, und ihr schönes Gesicht wurde blaß. „Weil Du gar nicht begreifst, wie ich darbe und leide in dieser Abgeschiedenheit, in diesem Winkel! Du nicht, und die Großmutter nicht und die da drüben nicht! Du kannst es nicht begreifen, was ich entbehre; Du kochst und bratest und bist hochbeglückt, wenn Dir ein Pudding geräth — ich, o ich erstide!"

Und sie sank auf einen Stuhl und begann so herzzereißend zu weinen, daß Großmutter erschreckt aus dem Nebenzimmer herbeikam.

„Aber Lotte!" Das war Alles, was sie sagte.

Diese hatte sich aber in Zorn geredet; sie richtete das thränenüberströmte Gesicht auf, und die Worte stürzten ihr nur so aus dem Munde. „Was ist denn unser Leben? Früh aufstehen und Abends schlafengehen, und dazwischen eine entsetzliche Spanne Langeweile! Was höre ich denn? Tone's wirthschaftliche Fragen oder ein Kapitel aus einem Roman von Scott oder Friederike Bremer! Wer verkehrt bei uns? Der nüchterne Weisheitskrämer, der — o, wie ich ihn hasse, diesen kleinstädtischen Bären! Oder denkst Du, es ist mir ein Genuß, wenn der große wichtige Pedant in seinen Stulpenstiefeln dahergetrappt kommt, Kaffee bei uns trinkt und mit uns spazieren geht? Was sehe ich denn an dieser Stadt? Es ist mir so gleichgültig, daß dort der Pastor wohnt und hier der Bürgermeister, und daß Martin Luther diese Handvoll rother Dächer inmitten der Bäume mit einer Schüssel gekochter Rrebse verglichen hat, die mit Petersilie garniert sind. Denkt Ihr, daß es mir ein Vergnügen ist, Sonntags den Oberprediger sprechen zu hören, der keinen Zahn mehr im Munde hat, wobei man nothwendig die sündhaftesten Gedanken bekommen muß? Oder die spießige Sonntagstoilette der Rotenberger Hautevolée zu bewundern? Sicher nicht! O, ich hasse dieses Krähwinkel, dieses Eulennest bis zum Verzweifeln. Und nun soll ich nicht einmal dort hinüber, weil jene Person irgend eine Vergangenheit hat! Kann mir das etwas schaden? Bin ich denn ein Kind?"

Sie schwieg völlig athemlos.

„Ach, Prinzeßchen!" bat ich ängstlich.

„Laßt mich gewähren!" drohte sie, „oder ich thue Etwas, was ich —"

„Nun, nun, Du kleine Furie!" Die alte Frau lächelte. „Was denn zum Beispiel?"

„O, es giebt alles Mögliche," zürnte das Mädchen; „denkt doch an Erna von Wallwitz, die aus Verzweiflung einen Bierbrauer geheirathet hat."

Ich lachte hell auf, und Großmutter meinte ernsthaft: „Sie hat eine gute respektabele Partie gemacht; er ist ein braver, gebildeter Mann."

Lotte zuckte die feinen Schultern.

„Ihr werdet mich nicht hindern, hinüber zu gehen," sagte sie halb befehlend, halb fragend, „oder —"

„Oder sie heirathet einen Bierbrauer," scherzte die alte Dame und nahm ihr Strickzeug wieder zur Hand.

„Es kann ja auch ein ungeschlachter Oekonom sein," murmelte Lotte und warf mir einen Blick zu, der mich bis ins Herz traf. Und plötzlich breitete sie die Arme aus und flog mir an den Hals. „Nein, Tone, wie ist es möglich! Wie ist es möglich!" lachte sie.

„Was denn?" fragte ich streng, als dies Kind mit unvorsichtiger Hand an mein heiligstes Geheimniß rühren wollte.

„Was denn? Wie Du Dich verstellen kannst!

„O wie freu ich mich, mein Liebchen,
Daß Du so natürlich bist —
Unsre Mädchen, unsre Bübchen
Spielen künftig auf dem Mist!"

und sie hielt sich noch immer lachend das Näschen zu. „Ich kann nichts dafür — das sagt Goethe, Tone! Es ist zum Todtlachen!"

Großmutter und Lotte hatten die Einladung zum Bratäpfel feste abgelehnt. Großmutter war in der That angegriffen, und Lotte hatte keine Lust. „O Gott, es ist zu langweilig," seufzte sie, „verschone mich mit diesen heidnischen Gebräuchen und diesen Weisheitskollegien; höre Du es allein, Seele, und iß die Bratäpfel für mich mit."

„Und was willst Du unterdeß beginnen?"

„Schlafen!" lachte sie, „was sonst? Viel Glück, Schwester Tone, und grüß mir Deinen —"

„Lotte!" sagte ich streng.

„Na, gute Nacht!" gähnte sie, warf ihre schöne Gestalt auf das Sofa und griff zu einem Buche.

Ich stand noch eine Weile still vor dem Spiegel im Schlafzimmer und studirte mein Gesicht. War ich denn wirklich so ganz und gar nicht hübsch? „Zu viel Couleur," sagte Großmutter immer. „Gar keine aparte Haarfarbe," hatte einst meine Stiefmutter bemerkt. Ja freilich, so wie Lotte war ich nicht: wer kann auch immer gleich schön sein! Ich strich über mein einfach gescheiteltes Haar, fühlte den dicken Knoten im Nacken und band seufzend den Mantel um; welches Mädchen ist sich schön genug, wenn sie Ihm gefallen will?

Es war schon spät, und ich lief durch die Wege des Gartens und über den finstern Hof; der Decemberwind heulte in den hohen Bäumen und trieb mich noch rascher vorwärts; ich flog förmlich in den Hausflur hinein und vermochte kaum die schwere Thür zu halten.

„Holla!" sagte Frau Roden, „so allein durch Nacht und Wind?" Und sie leitete mich freundlich in die warme helle Wohnstube, wo auf schneeweißem Tuche Punschgläser, Pfefferkuchen und die bewußten Bratäpfel prangten.

Ich richtete meine Entschuldigung aus, so gut ich konnte.

„Sagen wir, Lotte will nicht, Kindchen. Immer ehrlich! Wär's eine Theaterloge in Berlin, die ich ihr heute statt meiner Wohnstube angeboten, so würde sie wohl wollen. Nun, desto mehr danke ich Ihnen für Ihr Kommen."

„Ich sah sie erstaunt an. Auf dem gütigen Gesicht lag eine hohe Röthe, und die Art, wie sie sich in die Sofa-Ecke setzte, die Gläser und Teller rückte und das Strickzeug erfaßte, hatte etwas Hastiges, das ungewöhnlich bei ihr war.

„Setzen Sie sich, mein gutes Kind; der Junge wird gleich kommen." Und sie winkte mich neben sich auf das Sofa.

„Sind Sie nicht wohl, Frau Räthin?" fragte ich, denn ihre Hände zitterten.

„Doch!" erwiderte sie, „aber — ich kann es Ihnen nicht erzählen. Da denkt man nun, man schwimmt auf spiegelglattem Meere, man hat vergessen, daß es Stürme giebt — und hui! auf einmal bläst uns ein Orkan ins Antlitz; als ob ein Meer ohne Wellen, ein Leben ohne Kämpfe möglich sei. Aber daß der Sturm von der Seite kommt —" Sie schwieg eine ganze Weile, dann fuhr sie fort: „Was man Alles an Lebenserfahrungen sammelt, das möchte man so gern seinen Kindern geben, ihnen damit rathend und fördernd zur Seite stehen; aber die Jugend will selbst erfahren, sie wirft das gesammelte Gold in den Staub und sucht sich unter Mühsal und Enttäuschung neue Körner, die den verschmähten aufs Haar gleichen. Es soll wohl so sein, und wir haben es nicht anders gemacht. Aber er dauert mich unbeschreiblich, er und sie und wir Alle! — Da kommt er," setzte sie hinzu, und ihre Mienen suchten sich zu beherrschen, während ich fühlte, wie mir das Blut zum Herzen stieg und es zu zersprengen drohte. Im nächsten Moment stand er im Zimmer.

„Allein?" war seine erste Frage, als er mir die Hand gab.

„Das Prinzeßchen hatte wohl etwas Besseres vor," sagte die Mutter.

Er setzte sich schweigend auf den Stuhl, auch sein Gesicht war finster. Es vergingen peinliche Minuten, in denen kein Wort gesprochen wurde. Endlich stand er auf, klingelte und hieß den Punsch bringen, füllte die Gläser und reichte sie uns. Und nun hielt er seine große Rechte über den Tisch hinüber seiner Mutter hin und sah sie an mit bittenden Blicken.

Sie strickte eifrig weiter, aber aus den milden blauen Augen fielen rasch ein paar Thränen auf die Arbeit.

„Mutter!“ bat er.

Da bog sie sich über den Tisch und flüsterte ihm etwas zu; aber so leise es war, hörte ich es doch; nur drei Worte, deren Sinn ich nicht gleich zu erfassen vermochte: „Die Andere, Fritz, die Andere!“

Er schüttelte den Kopf.

„Die Andere!“ bat sie noch einmal. Aber er rührte sich nicht, nur seine Hand lag noch auf dem Damasttuche, bereit die Mutterhand zu umschließen.

„Laß uns morgen darüber reden, Fritz,“ sagte sie in höchster Unruhe und setzte sich.

Er blieb unbeweglich. „Gieb mir Deine Hand,“ bat er, „es wird nicht anders, niemals!“

Da legte sie aufschluchzend ihre Rechte in die seine, hielt sich das Taschentuch vor die Augen und ging hinaus; wir waren allein in dem großen Gemach. Draußen rüttelte der Sturm an den hölzernen Läden und rauschte durch die entlaubten Kronen der Kastanien; hier innen Lampenschein, Wärme und zwei junge klopfende Herzen, so wie ich es mir ausgemalt tausendmal, tausendfach, er und ich. Er nahm sein Glas und rührte an das meine. „Trinken Sie, Tone,“ bat er zerstreut.

Einen Moment trafen sich unsere Augen; er sah aus wie berauscht. „Tone,“ begann er stockend, und es war ein Klang in seiner Stimme, daß ich meinen Kopf wie betäubt zurücklegte, athemlos vor Glück! „Tone, seien wir ehrlich gegen einander.“

„Ja!“ sagte ich.

Er erhob sich und begann im Zimmer auf- und abzugehen. „Warum kam Lotte nicht?“ fragte er, jäh vor mir stehen bleibend.

Ich sah in seine gespannten Züge und wurde verwirrt. „Sie — ich glaube, sie ist angegriffen,“ stotterte ich.

Er wendete sich und schritt wieder heftig auf und ab. Endlich kam er zurück, setzte sich mir gegenüber und ergriff meine Hand. Aber er ließ sie blitzschnell fallen, als in diesem Moment seine Mutter eintrat. „Ich sehe sie später noch,“ murmelte er und ging hinaus.

„Sie wundern sich über unser sonderbares Wesen,“ begann die alte Frau, „ich darf Ihnen aber jetzt den Grund wohl sagen, es geht Sie ja auch an. Der Fritz — Ist Ihnen schwach?“ fragte sie angstvoll. „Ach, Tone, ich hatte Anderes gewünscht, mein liebes Kind. — Es ist nun einmal so, Fritz liebt Ihre Schwester!“

Sie war ein Erbtheil vom Vater, diese Geistesgegenwart in der Noth. Die Ahnung des Glückes hatte mich schwach gemacht vorhin bis zur Ohnmacht; jetzt fuhr ich empor und sah das thränenumflossene alte Gesicht, dessen Augen angstvoll in den meinen forschten. Sie nahm meine Hand; sie hielt meine starre Miene wohl für Erstaunen.

„Ja, Sie wundern sich, Herzenskind,“ fuhr sie fort, während die Thränen ihr still auf den Wangen herabflossen; „ich habe mich auch gewundert, als ich es erfuhr. Wir standen und sahen Ihnen nach heute früh, und da sagte ich — warum sollen Sie es nicht erfahren? — Fritz, das ist ein Kind nach meinem Herzen. Da wurde er blaß und wandte sich rasch um; und als ich nachher in meinem Lehnstuhl saß und so zwischen fünf und sechs Uhr mein Dämmerstündchen hielt, da kam er und setzte sich auf die Estrade zu meinen Füßen, wie er als Junge gethan und nie mehr nachher, und da — die Liebe macht ja den Vernünftigsten zum Narren,“ fuhr sie fort, „ihm hat sie völlig den Sinn verdreht. Vom ersten Augenblick, da er die Lotte erblickt, sei er entschlossen gewesen, erzählte er; als sie den Schleier des Reisehütchens zurückgenommen, habe er gemeint, ein Blitzstrahl fahre vor ihm nieder. Anfänglich habe er sich wohl gesagt, es sei keine Frau für ihn, es wäre Unsinn, wenn er sie freite, aber jetzt sähe er es deutlich ein, ohne sie kein Leben! Ach Kind, was redet eine angstvolle Mutter nicht? Aber hole vom Himmel die Sternlein herunter und lege sie ihm zu Füßen, er wird doch nur das Eine wollen — das Mädchen, das er liebt. Ach, ich weiß, wie es endet, Tone, er wird unglücklich, sehr unglücklich; aber er will nicht folgen.“

„Und glauben Sie, daß Lotte seine Neigung erwidert?“ fragte ich leise.

„Nein! Aber was schadet's? Sie wird sein Weib werden aus — Berechnung.“

Ich schwieg. Mir kamen Lotte's Worte in den Sinn: „Es ist ja so schrecklich, arm zu sein!“

„Ich will heimgehen,“ sagte ich und stand auf. Ich meinte zu ersticken. Frau Roden trocknete sich die Augen und half mir den Mantel umbinden.

„Gutes, gutes Kind,“ sprach sie und strich mir über die Wange, „ich habe Sie sehr lieb, wir wollen zusammenhalten; ich habe eine Ahnung gehabt, daß mit Euch eine Aenderung in mein Leben kommen würde — aber so meinte ich es nicht.“

Als ich in den Flur trat, erblickte ich Fritz Roden im Mantel und Hut.

„Ich begleite Sie,“ sagte er, und wir gingen zusammen hinaus. Der Wind hatte sich gelegt, der Mond schaute aus schwarzen Wolken, und gespenstisch ragten die kahlen Aeste der Bäume in den Nachthimmel empor. Todtenstille lag über Haus und Garten, und unsagbar weh war mir zu Sinn. Ich schritt rasch vorwärts; nur allein sein mit meinem quälenden Schmerz! Nur allein!

„Tone,“ begann er da, „Sie wissen Alles — zürnen Sie mir?“

Zürnen, daß er Lotte liebte? Und dieses eine Wort zeigte meinen Wahn, mein thörichtes Hoffen im grellsten Lichte. Mich lieben, mich nur bemerken, wenn sie neben mir? — „Nein, wahrlich nicht!“ erwiderte ich bitter.

„Wollen Sie für mich bei ihr sprechen?“ fragte er. Und als ich schwieg, bat er dringend: „Ich kann es nicht, Tone: wenn sie mich ansieht unter den langen Wimpern hervor, dann ist's vorbei. Ich bin blöde und ungeschickt; sagen Sie ihr, wie lieb ich sie habe, daß ich jeden ihrer Wünsche erfüllen will; sie soll den rauhen Boden des Lebens nie berühren, ich will sie auf meinen Armen darüber tragen, ich will Alles, Alles, Tone.“

Er hatte meine Hand ergriffen und zwang mich, stehen zu bleiben. Der Mond schien ihm voll ins Antlitz, und ich sah die ernsten lieben Augen und sah seinen zuckenden Mund. Und noch einmal wiederholte er mit bebender Stimme: „Alles, Tone!“

„Ich will es versuchen,“ sagte ich, kaum fähig zu sprechen.

„Ach, danke, Tone, danke!“ rief er und faßte meine Rechte. „Wenn Sie wüßten, welch schlaflose Nächte ich ihretwegen verbracht, welch eine Marterzeit ich durchlebt habe, seitdem ich das Mädchen gesehen! Hundertmal war ich auf dem Wege, mich Ihnen zu entdecken; — Sie lieben sie ja auch so zärtlich.“

„Ich muß heim,“ stammelte ich und zog meine Hand aus der seinen. Aber er faßte sie dennoch wieder.

„Lassen Sie mich nicht allzu lange auf Antwort warten,“ bat er, „sprechen Sie bald mit Lotte, heute noch,“ und ich fühlte, wie er zitterte. „Ich bin sonst nicht so ein stürmischer Mensch, Tone, aber die Ungewißheit reißt an jedem Nerv — ich bin wie ein Gefolterter. Nicht wahr, Sie reden mit ihr, gleich, auf der Stelle?“

„Und wenn Lotte Ihre Liebe nicht erwidert?“

Er blickte mich starr an. „Das ist nicht möglich! Diese Neigung kann nicht einseitig sein, sie ist zu stark, zu ernst und wahr, Tone!“

Ich mochte wohl bitter aufgelacht haben, denn er forschte mißtrauisch in meinen Zügen. „Es klingt anmaßend, was ich sage, nicht wahr?“ fuhr er fort, „aber ich glaube genau zu wissen, daß Lotte mich nicht gleichgültig ansieht. Sie haben wohl nie darauf geachtet, Tone; es fühlt das auch nur der — — Aber nun gehen Sie, und seien Sie mein guter Engel!“

Er drückte noch einmal meine Hand. „Morgen früh schreiben Sie ein einziges Wort; die Ausgeherin kann es vorreichen bei uns. Gute Nacht!“

Ich tastete mich das dunkle Treppchen hinauf; aber dann war es, als versagten mir die Füße den Dienst, und ich setzte mich auf eine der Stufen und versuchte meiner tobenden Gedanken Herr zu werden. Das Erste, was ich empfand, war eine brennende Scham, das Gefühl einer tiefen Demüthigung. Wo hatte ich nur meine Gedanken gehabt, ich eitles, eingebildetes, thörichtes Geschöpf? Tag für Tag dieses kurzen Aufenthaltes hier durchlebte ich wieder, jedes Zusammensein mit ihm — und keinen Moment fand ich heraus, der mich berechtigte zu glauben, er liebe

mich! Um Lotte war er gekommen, um Lotte gegangen, für Lotte nur hatte er Augen gehabt; das, was für mich abfiel, das hatte ihrer Schwester gegolten, der treuen Pflegerin des Prinzeßchen. Ach Lotte, ich gönne Dir ein jedes Glück; nur dieses nicht! Nur dieses nicht!

Und nun sollte ich hinauf und für ihn sprechen bei ihr! Als ob das Schicksal mir den Trank noch bitterer machen wollte! Was hatte ich denn verbrochen, daß mir der liebe Gott von allen Rosen nur die Dornen gab?

So saß ich in der Kälte auf der Treppe; eisig die Füße, glühend der Kopf und die Hände geballt; ich hätte ersticken mögen vor Zorn und Weh und Scham, und ich fand weder Thränen noch Worte. Darum war ich hierher gekommen, darum? Endlich erhob ich mich, ein lähmendes Gefühl in allen Gliedern, und kam durch die Stube in unser Schlafzimmer. Am Plafond brannte die Ampel aus mattrothem Glase, ohne deren Licht Lotte nicht schlafen zu können behauptete, die sie mit tausend Thränen vor der Versteigerung gerettet hatte. Ein rosiger Schein erfüllte das Gemach, ließ das Deckengemälde in alter Frische aufleuchten und webte mild verschönernd über die Stuckguirlanden der Wände und die alten Meubel meiner Mutter. Lautlos still war es hier innen; Lotte schlief. Sie lag in den weißen Kissen, die Haare, die ich ihr nicht wie sonst eingeflochten heut Abend, unordentlich über den Pfühl verstreut. So unhörbar athmete sie, daß man meinen konnte, es sei keine Spur von Leben in dem schönen Geschöpf.

Ich setzte mich an ihr Bett und wandte kein Auge von ihr: ich kam mir selbst unheimlich vor, wie ich sie so betrachtete. Sie sah freundlich aus im Schlafe, ein weicher Zug lag um den Mund, den sie sonst nur selten hatte; es war etwas in ihrem Gesichtchen, das mich rührte, wider Willen rührte. Was konnte sie für ihren Liebreiz? Was dafür, daß der große „Bär" sich so rettungslos in sie verliebt, wie in jenem Märchen das Unthier in die Prinzessin? Es ist ihr Verhängniß, ihr Schicksal — ihr durfte ich nicht zürnen!

Und ihm? — Nein! flüsterte ich und sank neben der Schlafenden nieder. Niemand hatte mir weh gethan, nur ich allein trug die Schuld. Und da kamen die heißen Thränen, und wie ich sie mit Gewalt zu hemmen versuchte, klang es wie ein unterdrückter Schrei.

(Fortsetzung folgt.)

Römische Cäsaren.

Nachdruck verboten

Von Johannes Scherr.

Caligula.

(Schluß.)

4.

Was vom „Gott Gajus" noch zu melden, ist nur eine ununterbrochene Reihe von Tollheiten. Wenn die römische Gesellschaft von damals nicht gewesen wäre, wie sie war, müßte man noch jetzt, nach achtzehn Jahrhunderten, erstaunt fragen: Aber warum hat man denn das Unthier nicht in eine Zwangjacke gesteckt und in eine Tobzelle gesperrt? Daß man daran nicht entfernt dachte, beweist unwidersprechlich den Umfang und die Abgrundtiefe der moralischen Pestilenz, von welcher die antike Welt durchseucht war. Man muß die römische Cäsarenwirthschaft kennen, um die Möglichkeit vom Aufkommen des Christenthums zu verstehen. Die Entwickelung der Menschheit schreitet ja nicht auf dem göthe'schen Wege „ruhiger Bildung" voran, sondern sie wirft sich vielmehr in Extremen hin und her und macht sich gar nichts aus Sprüngen, wie, beispielsweise zu reden, der Sprung von einem Caligula zu einem Simeon Stylites einer war.

Dies gesagt, werfen wir noch einen Blick auf den kaiserlichen Narren, von dem zu berichten ist, daß er in seiner Art auch ein zärtlicher Vater gewesen. Da seine drei ersten Ehen kinderlos geblieben, hatte er eine unbändige Freude, als ihm seine vierte Frau, die Milonia Cäsonia, eine Tochter gebar — am dreißigsten Tage nach der Hochzeit. Das wäre, erklärte er, ein Wunder, was eben wiederum bewiese, daß er, der Vater, ein Gott. Er ließ das Kind, welchem er die Namen Julia Drusilla gab, in den Tempeln aller Göttinnen herumtragen und es dann in dem der Minerva dem Bilde derselben auf den Schoß legen, weil diese Göttin die richtige Amme für einen Sprößling des Jupiter Latiaris sein müßte.

Die Baumuth des Kaisers ging auf das Kolossale, nämlich auf das kolossal Verrückte. Was sonst soll und kann man von dem berühmten, rein nur einer tollen Laune entsprungenen Brückenschlag über den Golf von Bajä sagen, wodurch Bauli und Puteoli für kurze Zeit mitsammen verbunden wurden? Warum? Weil während Caligula's Jugend der angesehene Wahrsager Thrasyllus geweissagt hatte, der Knabe Gajus würde so wenig Kaiser werden, als derselbe jemals zu Wagen über den Golf von Bajä fahren könnte, und der Kaiser Gajus diese Prophezeiung lügenstrafen wollte. Er that so, ritt, angethan mit der angeblichen Rüstung Alexanders des Großen, unter großem Gepränge und mit zahlreichem Heergefolge von Bauli auf der mit unsinnigem Aufwand improvisirten Brücke nach Puteoli, allwo er wie ein Eroberer einzog, und dann fuhr er im Anzug eines Circuskutschers der „Grünen" auf einem Triumphatorwagen von Puteoli zurück nach Bauli, laut sich rühmend, daß er das Meer besiegt und Größeres vollbracht habe als Dareios und Xerxes mit ihrem Brückenschlagen über den „miserabeln" Hellespont. Es mag erlaubt sein, zu vermuthen, daß er, zu seinen vertrauten Höflingen gewandt, noch hinzugefügt habe: „Dem alten Esel, dem Thrasyllus, hab' ich seine Orakelei tüchtig versalzen — hab' ich nicht?"

Auch Fraß und Völlerei — man darf, so man bei der Wahrheit bleiben will, dafür keinen anständigeren Ausdruck gebrauchen als diesen biblischen — trieb er ins Ungeheuerliche, ins Gargantuahafte. Seine Narrheit war, im Tafelluxus zu leisten, was vor ihm noch nie geleistet worden, und so brachte er es glücklich dazu, die Kosten einer einzigen Mahlzeit auf die unglaubliche Höhe von 2 Millionen Franken hinaufzurasen. Um die Möglichkeit einer solchen Vergeudung begreiflich zu finden, muß man sich erinnern, daß ein älterer Zeitgenoß Caligula's, der Eßkünstler Apicius, ein Vermögen von hundert Millionen Sesterzien (20 Millionen Franken) verschleckt und verschlemmt hatte und sich das Leben nahm, weil er die ihm noch verbleibenden 2 Millionen Franken zur anständigen Ernährung für unzulänglich hielt.

Seine Großthat von Bajä scheint dem Kaiser-Narren Geschmack an Triumphalpompen erregt zu haben. Großmannssucht und immer wachsende Geldnoth vermochten ihn, Feldzüge oder vielmehr Raubzüge nach Germanien und Gallien zu unternehmen. Was uns darüber überliefert ist, klingt so unerhört, so absonderlich, so läppisch, daß wir versucht sind, anzunehmen, wir hätten es hier nicht mit Berichten von Thatsachen, sondern nur mit mehr oder minder witziger Karikaturmalerei zu thun. Wir wollen darum diese Schnurrpfeifereien, welche den Uebergang von Caligula's Wahnwitz zum Blödsinn angekündigt haben würden, hier nicht wiederholen. Diese Dummheiten, wahr oder erfunden, waren doch gar zu dumm. Daß der Kaiser für seine „Feldzüge" in Germanien und Gallien, sowie für seine sogenannte „britische Expedition" — er kam gar nicht nach Britannien — die Ehre eines Triumphes beanspruchte, verstand sich von selbst. Zu einem lichten Moment scheint ihm aber die ungeheuerliche Lächerlichkeit dieses Anspruchs doch so eingeleuchtet zu haben, daß er, was ja nur eine possenhafte Travestie gewesen wäre, unterließ und bei seiner Rückkehr nach Rom mit einer „Ovation" sich begnügte. Uebrigens ist der Erwähnung werth, daß es, wenn nicht im versklaven Rom, so doch in den Provinzen da und dort einen Menschen gab, welcher die caligula'sche Gottheitspossе für das

Der Schäfflertanz zu Münch

Nach einer Aquarellskizz

Digitized by Google

…gen im 16. Jahrhundert.

von H. Heim.

Digitized by Google

hielt, was sie war. Beim Dion ist zu lesen, daß ein Gallier spottlächelte, als er eines Tages den Kaiser, mit allen Insignien des höchsten Gottes Jupiter angethan, auf seinem Tribunale sich spreizen sah. Caligula bemerkte es und that an den Mann die Frage, was selbiger von ihm dächte. „Daß du ein abgeschmackter Narr seiest," lautete die unverblümte Antwort. Auch dazumal mag der nachgeäffte Jupiter einen lichten Moment gehabt haben, denn der aufrichtige Provinzbewohner kam nicht nur mit dem Leben, sondern überhaupt ungestraft davon.

Soweit die Lückenhaftigkeit des uns zu Gebote stehenden Quellenmaterials es gestattet, mit einiger Sicherheit zu urtheilen, scheint nach der Rückkehr des Kaisers von seinen „Feldzügen" der Wahnwitz desselben die letzte Kraft angespannt und ausgetobt zu haben. Caligula, nur auf die theuer erkaufte Zuverlässigkeit seiner aus „barbarischen", d. h. gallischen, belgischen und germanischen Landsknechten bestehenden Leibgarde sich verlassend, machte jetzt den herkömmlichen Formen und Normen des römischen Staatswesens keinerlei Zubilligung mehr, sondern gab sich auch äußerlich als das, was er innerlich war, als vollendeter Sultan und Tyrann. Der Schrecken herrschte in Rom, und wie so ganz dieser Terrorismus dem Sinne des Kaisers entsprach, läßt sich daraus errathen, daß er häufig und gern die bekannte Phrase aus einer Tragödie des Attius im Munde führte: „Mögen sie mich hassen, wenn sie mich nur fürchten." Das Material zu unausgesetzten Hinrichtungen mußten ihm Komplotte liefern, wirkliche oder auch à la Bonapartismus gemachte. Delatoren und Denuncianten hatten einen größeren Stand als je. Der gesammte Senat kroch und wedelte hündisch vor dem Freigelassenen Protogenes, dem infamsten der Angeber. Die Mordsucht Caligula's gefiel sich immer mehr in der Austiftelung von Grausamkeiten. Er pflegte den Abschlachtungen anzuwohnen und, so der Henker ein Opfer unter den Händen hatte, zu jenem zu sagen: „Triff ihn so, daß er das Sterben auch recht fühle (ita feri, ut se mori sentiat)!" Jeder Schuljunge weiß dem Sueton nachzuerzählen, daß, als eines Tages im Cirkus ein Wettfahrer von einer andern Farbe als der kaiserlichen den Preis errungen hatte und die Zuschauermenge dem Sieger zuklatschte, der Kaiser wüthend aufgeschrieen habe: „Oh, ich wollte, das ganze römische Volk hätte nur einen Hals!"

Der gute Sueton, dessen starke Seite die Kritik bekanntlich nicht gewesen ist und der die gränzenloseste Leichtgläubigkeit mit seinem antiquarischen Wissen und Gewissen in Harmonie zu bringen verstand, weiß von allerhand Vorzeichen des bevorstehenden Untergangs Caligula's zu berichten. Unter anderem, daß im Tempel zu Olympia das weltberühmte Zeusbild, welches auseinanderzunehmen und nach Rom zu schleppen der Kaiser-Narr befohlen hatte, plötzlich in ein schütterndes Gelächter ausgebrochen sei, so daß die Arbeiter entsetzt von dem wankenden Abbruchsgerüste wegflüchteten. Es bedurfte jedoch weder dieses noch eines anderen „Omens", um erkennen zu lassen, daß es mit der Dauerhaftigkeit eines Kaisers wie Caligula übel bestellt sei und sein Ende schwerlich ein friedliches sein werde. Zumal mit dem wachsenden Steuerdruck die Popularität des Tyrannen sichtbarlich abgenommen hatte.

Indessen hätte Caligula bei der jämmerlichen Verknechtung von Senat und Volk wohl noch lange den Prasser, Prasser und Wütherich spielen können, falls er es über sich gewinnen konnte, seinen Witz zu zügeln. Ja, es ist kennzeichnend für das damalige Rom, daß nicht die schandbare Mißregierung des Kaisers seinen Fall herbeiführte, sondern vielmehr die plumpe Spottsucht, welche er auch an den Herren seiner nächsten Umgebung auszulassen liebte, an Leuten, von welchen doch seine Sicherheit vorzugsweise abhing.

Da war ein Bataillonskommandant von der Garde (tribunus cohortis praetoriae), Cassius Chärea, welchen der Kaiser zur Zielscheibe seines Spottes gemacht hatte. Dieser schon in vorgerücktem Alter stehende Officier besaß ein mangelhaftes Sprachorgan, eine dünne Weiberstimme, welche beim Kommandiren leicht in widrige Fisteltöne umschlug. Caligula, welcher doch selber mehr kreischte und krächzte als sprach, ließ keine Gelegenheit vorübergehen, den Gardetribun darob zu verhöhnen. Selbst bei dienstlichen Vorkommnissen, wann der Kommandant die Tages- oder Nachtparole bei dem Kaiser holte, mußte er sich bitterkränkend unsaubere Anspielungen gefallen lassen. Cassius Chärea war aber nicht der Mann, das zu verzeihen oder lange zu dulden. Er faßte den Entschluß, sich selbst von seinem Verspotter und Rom von seinem Tyrannen zu befreien. Zu diesem Zwecke Mitverschworene zu finden, konnte ihm nicht schwer fallen. Denn das Wüthen Caligula's war zuletzt so launisch geworden, daß niemand mehr auch nur für eine Stunde seines Lebens versichert sein konnte. Hatte der verrückte Wütherich doch kürzlich den Lieblingsgenossen seiner Wüstlingschaft, den Komödianten Apelles, in einem Augenblick des Unbehagens umbringen lassen. Und hatte er nicht unlängst zu seiner Frau Cäsonia, während er ihren Hals betrachtete, gesagt: „So hübsch er ist, ein Wink von mir und er wird abgeschnitten" —? Auch der Günstling des Tages, der Freigelassene Callistus, traute der kaiserlichen Gunst so wenig, daß er sich schon einmal in ein Komplott eingelassen hatte und jetzt den Eröffnungen Chärea's williges Gehör schenkte. So that weiterhin Chärea's Waffenkamerad, der Bataillonskommandant Cornelius Sabinus, und so thaten noch verschiedene Stabsofficiere und Hauptleute von der Garde. Es war die richtige Militärverschwörung. Auf die kürzeste Formel gebracht, war ihre Losung: Morden, um nicht gemordet zu werden.

Verschiedene Mordanschläge erwiesen sich als unausführbar. Aber zögern durfte man nicht länger. Denn schon ging ein Geraune vom Bestehen des Komplotts im Palast und in der Stadt um. Also sollte bei Gelegenheit der zum Gedächtniß des Augustus und der Livia Augusta eingesetzten sogenannten palatinischen Festspiele, für welche eigens ein Theater neben dem kaiserlichen Palatium erbaut worden war, der Schlag geführt werden.

Er wurde am 24. Januar des Jahres 41 geführt, dem fünften und letzten Festtag.

Der Kaiser saß in seiner Loge, von denselben Officieren und Kämmerlingen umgeben, die zu seinem Verderben verschworen waren. Er hatte am vorhergegangenen Abend bis tief in die Nacht hinein geschlemmt und litt daher an jenem Uebelbefinden, welches man die Reue des Magens nennt. Er war appetitlos und hatte, als es Mittag geworden, keine Lust, zum Prandium (Frühmahl) ins Palatium zu gehen. Auf Zureden der Hofleute that er es aber doch, erhob sich und verließ das Theater, welches mittels einer unterirdischen Galerie mit dem Palast in Verbindung stand. In dieser Galerie hielt gerade ein aus Asien verschriebener Chor vornehmer Jünglinge, welcher auf der Bühne mitwirken sollte, eine Gesangprobe ab. Caligula, dem sein Oheim Claudius und sein Schwager Vinicius, welche von dem Bevorstehenden keine Ahnung hatten, voranschritten, hielt inne und hörte dem Gesange zu, welcher eine auf seine liebwerthe Person komponirte Lobhudelhymne war. Er wollte dieselbe wiederholen lassen, als die verschworenen Officiere, welche derweil ihre Schwerter in den Scheiden gelockert hatten, sich an ihn herandrängten. Der Tribun Sabinus sprach den Kaiser an, damit derselbe geruhte, das Losungswort für den Tag auszugeben. „Jupiter," sagt Caligula. „Nimm das von seinem Zorn (accipe iratum)!" schreit Chärea und durchhaut von hinten mit einem Schwertstreich dem Kaiser den Nacken. Der Getroffene macht eine halbe Wendung, da ruft Sabinus „Noch eins!" und durchbohrt ihm die Brust. Caligula stürzt zu Boden und „Noch eins!" schreien die übrigen Verschworenen und machen mit dreißig Hieben und Stößen ihrem zappelnden und wimmernden Opfer den Garaus.

So starb Gajus Cäsar Caligula, neunundzwanzigjährig, nachdem er 3 Jahre 10 Monate und 8 Tage lang geherrscht hatte. Auch er ging nicht allein zum Orkus hinab: seine Frau Milonia Cäsonia erstach ein Gardehauptmann, der armen kleinen Julia Drusilla zerschmetterte ein anderer den Kopf an einer Mauer.

So war denn auch hier die zaudernde Nemesis schließlich doch erschienen. Freilich, das ist eine recht altfränkische Anschauung, welche in der jetzt, namentlich in Deutschland, modischen „Geschichtewissenschaft" keinen Kurs mehr hat. Was soll uns noch die „wissenschaftlich abgethane" Vorstellung von Schuld und Sühne als von Motiven der Tragödie Weltgeschichte? Die Propheten neuester Sorte haben uns ja den Staar gestochen, haben uns belehrt, daß der Mensch keinen freien Willen, keine Wahl zwischen recht und schlecht, gut und bös, Tugend und Laster hätte und folglich auch keine Verantwortung seines Thuns und Lassens. Demzufolge sei die Weltgeschichte nichts anderes als eine mechanische

Aufeinanderfolge von naturnothwendigen Geschehnissen. Der Mensch könne weder etwas dazu noch etwas davonthun, und darum sei es einfach lächerlich, die Geschichte vom „sogenannten" sittlichen Standpunkt zu betrachten, zu fassen, zu lehren und zu schreiben. Das sagen zwar die Herren nicht so gerade heraus, aber sie glauben und bethätigen es.

Nun, die Menschheit mag zusehen, wohin sie mit einer solchen „Geschichtewissenschaft" kommen wird.

Vom Nordpol bis zum Aequator.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Populäre Vorträge aus dem Nachlaß von **Alfred Edmund Brehm.**

1. Die Tundra und ihre Thierwelt.

(Schluß.)

Ein absonderlicher Geselle ist auch der Lemming, gleichviel, um welche Art seiner Sippschaft es sich handeln mag. Ihn oder wenigstens seine Spuren gewahrt man überall in der Tundra. Kreuz und quer durchziehen diese, zumal die von der Zwergbirke überwucherten Stellen, schmale, in das Moos eingetretene, glatt und sauber gehaltene Pfädchen, oft mehrere hundert Meter weit so ziemlich eine und dieselbe Richtung verfolgend, oft nach rechts und links abschweifend und erst nach vielen Umwegen wieder zur Hauptstraße zurückkehrend. In ihnen sieht man von Zeit zu Zeit, in trockenen Sommern massenhaft, ein kleines, kurzschwänziges, hamsterähnliches Thierchen behend dahinhuschen und meist bald dem Auge entschwinden. Dies ist der Lemming, eine Wühlmaus von weniger als Ratten- aber mehr als Mausgröße und bunt aber unregelmäßig gezeichnetem, meist braunem, gelbem, grauem und schwarzem Felle. Zergliedert man das Thierchen, so bemerkt man nicht ohne Verwunderung, daß es, so zu sagen, fast ganz aus Fett und Eingeweide besteht. Seine Knochen und seine Muskeln sind fein und zart, seine Eingeweide ungeheuerlich entwickelt. Aus diesem Befund erklären sich Lebenserscheinungen, welche lange Zeit für räthselhaft gegolten haben: fast plötzliche und gleichsam unbegrenzte Vermehrung und großartige, anscheinend geregelte Wanderungen des Thieres. Unter gewöhnlichen Verhältnissen führt der Lemming ein sehr behagliches Leben. Weder im Sommer noch im Winter leidet er an Nahrungssorgen. Allerlei Pflanzenstoffe, im Winter Moossprossen, Flechten und Rinde, bilden seine Nahrung. Höhlungen im Sommer, ein warmes, dickwandiges, weich ausgefüttertes Nest mitten im Schnee im Winter seine Wohnung.

Der Lemming.

Zwar dräuen von allen Seiten Gefahren: denn nicht allein die behaarten und gefiederten Räuber, sondern sogar die Rentiere verschlingen Hunderte und Tausende seines Geschlechtes; dieses aber mehrt sich demungeachtet stetig und erheblich, bis besondere Umstände eintreten, welche binnen wenig Wochen entstandene Milliarden binnen wenig Tagen vernichten. Zeitiger als gewöhnlich erscheint ein Frühling, und trockener als üblich herrscht ein Sommer in der Tundra. Alle Jungen des ersten Wurfes eines, sämmtlicher Lemmingweibchen gedeihen, um höchstens sechs Wochen später selbst ihre Art zu vermehren. Die Eltern haben inzwischen ein zweites, drittes Geschlecht geboren, und auch dieses folgt ihrem Beispiele. Binnen drei Monaten wimmeln Höhen und Tiefen der Tundra ebenso von Lemmingen wie unter ähnlichen Umständen unsere Felder von Mäusen. Wohin man sich wendet, gewahrt man die geschäftigen Thiere; Dutzende von ihnen erfaßt man mit einem einzigen Blicke, Tausenden begegnet man im Laufe einer Stunde. Auf allen Pfädchen und Wegen rennen sie dahin; in die Enge getrieben, setzen sie sich, belfernd, die Zähne wetzend, selbst dem Menschen gegenüber zur Wehre, gerade, als ob ihre unendliche Anzahl jedem einzelnen trotzigen Uebermuth verliehen habe. Aber die unendliche, noch immer sich steigernde Menge wird ihnen zum Verderben. Ihrem gefräßigen Zahne bietet die arme Tundra bald nicht genügende Beschäftigung mehr. Hungersnoth nähert sich, tritt vielleicht wirklich ein. Da rotten sich die geängstigten Thiere und beginnen zu wandern. Zu Hunderten schaaren sich andere Hunderte, Tausenden gesellen sich andere Tausende: die Trupps wachsen zu Haufen, die Haufen zu Heeren an.

In bestimmter Richtung ziehen diese dahin, erst wohl ihren früher ausgetretenen Pfädchen folgend, später neue bahnend; in unabsehbaren, jeder Schätzung spottenden Reihen eilen sie weiter, über die Felsen stürzen sie sich hinab, in die Gewässer hinein. Tausende erliegen dem Mangel, dem Hunger; über ihre Leichen hinweg strömt das Heer der Nachzügler, Hunderte, Tausende ertrinken in den Gewässern, zerschellen am Fuße der Felsen, die übrigen stürmen über sie hinweg; andere Hunderte und Tausende finden in dem Magen der ihnen folgenden Eis- und Rothfüchse, Wölfe und Vielfraße, Rauchfußbussarde und Raben, Eulen und Raubmöven ihr Grab; die übrigen lassen sich nicht beirren. Wohin diese wandern, wie sie enden, vermag Niemand zu sagen; wohl aber weiß man, daß hinter ihnen die Tundra wie ausgestorben erscheint, daß oft eine Reihe von Jahren vergeht, bevor die wenigen, welche zurückblieben und auch fernerhin gediehen, langsam sich vermehrend, wiederum ersichtlich ihr heimathliches Gefilde bevölkern.

Ein drittes Charakterthier der Tundra ist das Ren. Wer diesen an und für sich unschönen Hirsch nur in gefangenem Zustande, dem der Sklaverei, zu sehen bekam, vermag sich allerdings keinen Begriff zu machen von dem, was er ist in seiner Freiheit. Hier lernt man es schätzen, hier in der Tundra, als ein Glied seiner Familie, welches diese nicht schändet, erkennen und würdigen. Der Tundra gehört das Ren an mit Leib und Seele. Ueber die oft unabsehbaren Gletscher wie über die schlotternde Decke der unergründlichen Moräste, über die Geröllhalden wie über die verfilzten Wipfel der Zwergbirken oder doch die Moospolster hinweg, über die Flüsse, die Seen trägt oder rudert es sein breithufiger, schaufelartiger, in ungewöhnlicher Weise beweglicher, bei jedem Schritte knisternder Fuß; im tiefsten Schnee schaufelt derselbe ihm Nahrung bloß. Gegen die grimmige Kälte der langen Nordlandnacht schützen es sein dichtes, den Pfeilen des Winters undurchdringliches Fell, gegen die Leiden des Hungers seine Wahllosigkeit hinsichtlich der Nahrung, welche es genießt, gegen den Wolf, welcher ununterbrochen an seinen Fersen hängt, bis zu einem gewissen Grade wenigstens Sinnesschärfe und Wachsamkeit, Schnelligkeit und Ausdauer. Den Sommer verlebt es in den

reinen Höhen der Hochtundra, da wo auf den Halden in unmittelbarer Nähe der Gletscher dem von der Renthierflechte oft auf weithin übersponnenen Boden auch saftige, leckere Alpenpflanzen entsprießen; im Winter zieht es in der Tieftundra von einem Hügelabzuge zum anderen, die vom Winde bloßgelegten, schneearmen Stellen aufsuchend. Kurz vorher hat es mit dem vereckten Geweih seine volle Kraft erlangt, ist im Vollgefühl derselben auf die Brunst getreten und hat mit gleichstarken und gleichgesinnten Nebenbuhlern gekämpft auf Tod und Leben, gekämpft, daß vom Schalle der gegen einander gestoßenen Geweihe die stille Tundra wiederhallte; jetzt zieht es, ermattet vom Kampf und Liebesrausch, mit anderen seiner Art friedlich gesellt und zu starken Rudeln vereinigt, durch sein Gebiet, um den Kampf mit dem Winter zu bestehen. Wohl steht das Ren an Schönheit und Adel weit hinter dem Hirsche zurück; wer es aber, unbedrängt durch Sklavenfesseln, in starken geschlossenen Rudeln, die Hochberge schmückend, vom blauen Himmel oder der weißen Schneedecke wirkungsvoll abstechend, in der heimathlichen Tundra sieht, bekennt gern, daß es ebenfalls zu den stolzen Wildarten zählt und ein Weidmannsherz schneller schlagen lassen kann, als dasselbe jemals vermuthen konnte.

Für die Tundra bezeichnende Erscheinungen bietet aber auch die Klasse der Vögel. Wer die nordische Wüste durchzogen hat, ist wenigstens einem von ihnen begegnet: dem Schneehuhn.

„Im Sommer bunt vom Kopf zur Zeh',
Im Winter weißer als der Schnee."

Es ist nicht das Schneehuhn unserer Hochgebirge, welches ich meine, sondern das neben ihm, dem auch hier auf den Gletschergürtel beschränkten Gebirgsvogel vorkommende, aber ungleich häufigere Moorhuhn. Wo die Zwergbirke gedeiht, ist es zu finden und immer, namentlich aber wenn die Nachtruhe eintritt in der Tundra, ob auch die Sonne vom Himmel strahle, läßt es sich sehen. Niemals verläßt es seine Heimath gänzlich, höchstens aus der Hochtundra, aber nur bis in die Tiefe hinab, drängt es der Winter. Munter und regsam, keck und selbstbewußt, eifersüchtig und streitlustig dem Nebenbuhler, zärtlich und hingebend der Gattin, den Kindern gegenüber tritt es auf. Sein Leben ähnelt dem unseres Rebhuhnes; sein Wesen und Gebahren übt jedoch ungleich höheren Reiz. Es verkörpert das Leben in der Oede. Sein herausfordernder Ruf durchhallt die stille Sommernacht, seine Ketten beleben die von fast allen übrigen Vögeln gemiedene winterliche Tundra, sein Erscheinen erfreut und entzückt den Forscher wie den Weidmann.

Während des Sommers gesellt sich ihm fast aller Orten der Goldregenpfeifer. Auch er muß als getreues Kind der Tundra bezeichnet werden. Wie der behende Läufer zur Wüste, wie das Flughuhn zur Steppe, das Steinhuhn zum Hochgebirge, die Lerche zum Getreidefelde, gehört er zur Tundra. Sein Kleid trägt, so bunt es auch erscheinen mag, der Tundra Farben; sein schwermüthiger Ruf ist der geeignetste Stimmlaut dieser Einöde. So gern man ihn bei uns zu Lande sieht, so wenig freundlich begrüßt man ihn in der Tundra. Sein Ruf, welchen man bei Tage wie bei Nacht vernimmt, stimmt traurig wie sie.

Weit lieber lauscht man den Stimmlauten eines anderen Sommergastes des Gebietes. Nicht die zarten Weisen des Blaukehlchens, welches gerade hier zu den häufigsten Brutvögeln zählt und mit Recht der „hundertzüngige Sänger" genannt wird, nicht die schallenden Lieder der bis zur Tundra vordringenden Wacholderdrossel, nicht die kurzen Gesänge des Schnee- oder Sporenammers, nicht die gellenden Schreie des Wanderfalken oder Rauchfußbussards, nicht das jauchzende Bellen des Seeadlers oder das ähnliche Geschrei der Schneeeule, nicht der schmetternde Trompetenlaut des Singschwanes oder der klagende Hornton der Eisente sind es, welche ich meine, sondern der Paarungs- und Liebesruf des einen oder anderen Seetauchers: eine wilde, ungeregelte, und gleichsam zügellose, aber dennoch klang- und tonreiche, hallende und schallende Nordlandsmelodie, vergleichbar dem tönenden Brausen der Brandung, dem donnernden Rauschen der zur Tiefe stürzenden Wasserfälle. Wo immer ein fischreicher See sich breitet und in ihm ein heimliches Plätzchen im Riede, dicht genug, um ein schwimmendes Nest zu verstecken, gefunden werden mag, wird man ihnen begegnen, diesen Kindern der Tundra und des Meeres, diesen ernstfröhlichen Fischern der stillen Süßgewässer und furchtlosen Tauchern der Meere des Nordens. Von letzteren kamen sie herein in die Tundra, um zu brüten, und zu den Meeren führen sie ihre Jungen, sobald diese im Stande sind, das Meer zu beherrschen wie sie. So weit die Tundra sich erstreckt, folgen sie deren Gewässern; lieber noch aber als die weiten Binnenseen sind ihnen die kleinen Teiche auf den Küstenbergen der Tundra, von denen aus sie alltäglich unter wildjauchzendem Meeresgesange hinabstürzen können in die wogende, ihnen Nahrung spendende heimische See.

Dem Meere entstammen auch noch andere Charaktervögel der Tundra. Mit wahrem Wohlgefallen folgt das Auge allen Bewegungen der Schmarotzermöwe, mit Entzücken denen des Wassertreters. Beide brüten ebenfalls in der Tundra: die eine auf freien moosigen Mooren, der andere am Uferrande der heimlichsten zwischen der Wollweide verborgenen Teichen und Lachen. Wenn man andere Möwen als die „Raben des Meeres" bezeichnen will, darf man die Schmarotzermöwen „Falken der See" benennen. Mit Fug und Recht führen sie die Namen „Raub- und Schmarotzermöwen"; denn als tüchtige Räuber treten sie auf, wenn sie nicht schmarotzen können, und zu Schmarotzern werden sie, wenn eigene Jagd ihnen keine Beute bringt. Falkengleich durchfliegen sie im Sommer die Tundra, im Winter die Küstengebiete der nordischen Meere; rittelnd stellen sie sich über dem Boden wie über dem Wasser auf, um Beute aufzufinden, gewandt und zierlich stoßen sie herab, um sie aufzunehmen, und behend und sicher packen sie das ins Auge gefaßte Opfer: aber diese so tüchtigen Räuber nehmen keinen Anstand, unter Umständen frech zu betteln. Wehe der Möwe, dem Seevogel überhaupt, welcher angesichts einer Schmarotzermöwe Beute erhob! Pfeilschnell jagt diese unter bettelnden Rufen hinter dem glücklichen Räuber einher, wie spielend umgaukelt sie ihn von allen Seiten, listig vereitelt sie versuchte Flucht, muthig bekämpft sie jede Abwehr, und unermüdlich, unablässig quält und peinigt sie ihn, bis er die gewonnene Beute ihr zuwirft, sollte er eine solche auch wiederum aus seinem Schlunde hervorwürgen müssen. Ihr Wesen und Treiben, ihre Gewandtheit und Behendigkeit, Kühnheit und Dreistigkeit, unermüdliche Wachsamkeit und unabwendbare Zudringlichkeit fesseln ungemein; selbst ihre Bettelei will Entschuldigung finden: so anmuthend ist ihr Auftreten. Und doch ist der Wassertreter noch anziehender als sie. Er ist ein Strandvogel, welcher die Eigenschaften seiner Ordnung und die der Schwimmvögel in sich vereinigt und theils auf dem Lande, theils im Wasser, selbst im Meere lebt. Leicht und gefällig, an Zierlichkeit der Bewegung jeden anderen Schwimmvogel übertreffend, schwimmt er über die Wellen; eilfertig und hurtig läuft er längs des Ufers dahin; mit der Schnelligkeit einer Sumpfschnepfe streicht er im Zickzackfluge durch die Luft. Vertrauensvoll und harmlos läßt er sich in nächster Nähe beobachten; ängstlich besorgt um seine Brut, verräth er meist selbst sein Nest mit den vier birnförmigen Eiern, so sorgsam er dieses auch am Uferrande zu verstecken pflegt. Vielleicht darf man ihn die anmuthigste Erscheinung unter allen Vögeln der Tundra nennen.

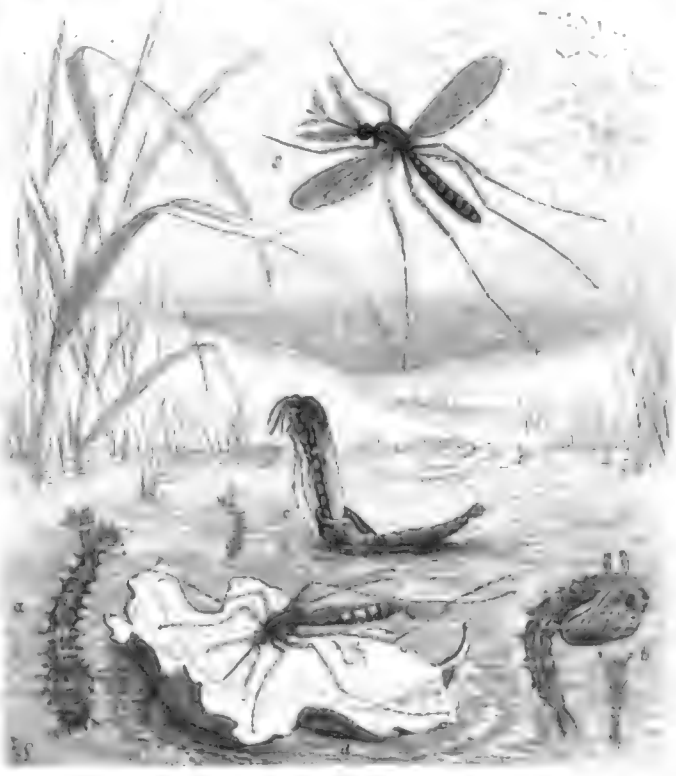
Bezeichnend für die Tundra sind ferner die Raubvögel, bezeichnend mindestens die Art und Weise, wie sie hier leben. Denn nur am südlichsten Rande des Gebietes oder oben in der Hochtundra finden sie Bäume oder Felsen, auf denen sie ihren Horst errichten können, müssen sich daher wohl oder übel entschließen, auf dem Boden zu brüten. Zwischen dem rankenden Geäst der Zwergbirken steht der Horst der Sumpfeule, auf den Kronen selbst der des Rauchfußbussards; auf dem nackten Boden liegen die Eier der Schneeeule wie des Wanderfalken, nur daß letzterer so viel als möglich wenigstens den Rand einer Schlucht zum Nistplatze wählt, fast, als wolle er sich selbst täuschen, indem er vergeblich strebt, die ihm fehlende Höhe zu ersetzen. Daß ihm und ihnen allen die Unsicherheit des Horststandes wohl bewußt ist, beweisen sie durch ihr Gebahren angesichts eines der Brut nahenden Menschen. Von fern schon wird der Wanderer mit Mißtrauen beobachtet und mit lautem Geschrei begrüßt; je näher er kommt, desto mehr steigert sich die Angst der besorgten Eltern. Bisher kreisten sie in doppelter Schußweite über dem so selten sich zeigenden, gefährlichen Feinde; jetzt aber stoßen sie muthig auf ihn hernieder, fliegen so dicht an dem Haupte desselben vorüber, daß man das scharfe Sausen ihrer Schwingen deutlich vernimmt, zuweilen sogar fürchten muß, thatsächlich

angegriffen zu werden. Die Jungen aber, schon von Weitem als weiße Ballen ersichtlich, ducken sich ängstlich nieder und verharren bei Annäherung des, wenn nicht erkannten, so doch geahnten Feindes so regungslos in der gewählten oder sonstwie vielleicht durch Umfallen angenommenen Stellung, daß man sie zeichnen kann, ohne fürchten zu müssen, sie würden durch eine einzige Bewegung stören: — ein reizendes Bild!

Manche Thiere noch könnte ich aufzählen, erschienen sie mir nothwendig zur Kennzeichnung der Tundra. Bezeichnend für letztere ist aber vor Allem eines: die Mücke. Wer sie als das bedeutsamste aller Lebewesen der Tundra bezeichnet, dürfte kaum des Irrthums geziehen werden können. Sie ermöglicht nicht wenigen höheren Thieren, insbesondere Vögeln und Fischen, zu leben; sie zwingt andere, wie den Menschen, zeitweilig zu wandern; sie ist die alleinige Ursache, daß die Tundra im Sommer für gesittete Menschen unbewohnbar wird. Ihr Auftreten übersteigt alle Begriffe, ihre Macht besiegt Mensch und Thier; die durch sie verursachte Qual spottet jeder Beschreibung.

Es ist bekannt, daß die Eier aller Stechmücken in das Wasser gelegt werden, und daß die binnen wenigen Tagen jenen entkriechenden Larven bis zu ihrer Verwandlung im Wasser leben. Hieraus erklärt sich, daß die Tundra mehr als jedes andere Gebiet ihre Entwickelung, ihr massenhaftes Auftreten begünstigt. Sobald die wiederum aufsteigende Sonne Schnee, Eis und die oberste Kruste der Erde ab- und aufgethaut hat, regt sich das im Winter wohl gebundene, nicht aber vernichtete Leben der Mücken. Den im vereisten Schlamme bewahrten, nicht aber zerstörten Eiern entschlüpfen Larven; sie wandeln sich binnen wenigen Tagen zu Puppen, die Puppen zu geflügelten Kerfen, und Geschlechter folgen in kürzesten Fristen Geschlechtern. Noch vor der Hochsommerwende beginnt, und bis zur Mitte des August währt die Schwarmzeit der fürchterlichen Thiere. Während dieser ganzen Zeit sind sie zur Stelle, vorhanden in der Höhe wie in der Tiefe, auf den Bergen oder Hügeln wie in den Thälern, zwischen dem Zwergbirken- oder Wollweidengestrüpp wie an den Ufern der Flüsse oder Seen. Jeder Grasstengel, jeder Mooshalm, jeder Zweig, jeder Ast, jedes Blättchen entsendet zu jeder Tageszeit Hunderte, Tausende von ihnen. Die Stechmücken oder Musquitos der Gleicheländer, der Urwaldungen und Sümpfe Südamerikas, Mittelafrikas, Indiens, der Sunda-Inseln, gefürchtet von allen Reisenden, aber nicht schlimmer als unsere Thiere, schwärmen nur bei Nacht: die Mücken der Tundra fliegen zehn Wochen lang und sechs Wochen hindurch thatsächlich so gut als ununterbrochen. Sie bilden Schwärme, welche aussehen wie dichter schwärzlicher Rauch; sie hüllen jedes Geschöpf, welches sich in ihr Bereich wagt, in Nebel ein; sie erfüllen die Luft in solcher Menge, daß man kaum zu athmen wagt; sie vereiteln jede Anstrengung, sie zu vertreiben; sie wandeln den thatkräftigsten Mann zum willenlosen Schwächling, den Grimm desselben zur Furcht, den ihnen geltenden Fluch zur stöhnenden Klage.

Sobald man die Tundra betritt, tönt einem ihr Summen entgegen, vergleichbar bald dem Singen des Theekessels, bald wiederum dem Klingen eines schwingenden Metallstäbchens, und wenige Augenblicke später ist man umringt von Tausenden und Abertausenden. Ein von ihnen gebildeter oder aus ihnen bestehender Strahlenkranz umschwärmt Haupt und Schultern, Leib und Glieder, folgt, so schnell man sich auch bewege, und ist durch kein Mittel zu vertreiben. Bleibt man stehen, so verdichtet er sich; geht man fürder, so zieht er sich in die Länge; läuft man, so schnell man vermag, so dehnt er sich zu einer langen Schleppe aus, ohne jedoch zurückzubleiben. Weht ein mäßiger Wind entgegen, so beschleunigt er seinen Flug, um die Luftströmung zu überwinden; verstärkt sich der Wind, so strengen sich alle Glieder solches Schwarmes aufs äußerste an, um ihr Blutopfer ja nicht zu verlieren, und prallen dann wie prickelnde Hagelkörner an Haupt und Nacken. Ehe man noch ahnt, ist man bedeckt vom Wirbel bis zur Sohle, bedeckt mit Mücken. In dichtem Gedränge, graue Kleider schwärzend, dunkle in eigenartiger Weise fleckend, setzen sie sich fest, laufen langsam auf ihnen hin und wider und suchen nach einer nicht überwachten Stelle, um Blut zu saugen. Zu dem unbeschützten Gesichte, dem Halse und Nacken, den bloßen Händen oder nur überstrumpften Füßen sind sie lautlos gekrochen, ohne daß man es fühlte, und einen Augenblick später senken sie langsam ihren Stachel in die Tiefe der Haut und flößen den brennenden Gifttropfen in die Wunde. Ergrimmt schlägt man den Blutsauger zu Brei; aber während die strafende Hand sich bewegt, sitzen bereits drei, vier, zehn andere Mücken auf ihr, im Gesichte, im Nacken, an den Füßen, um ebenso zu thun, wie die erschlagenen thaten. Denn wenn einmal Blut geflossen, wenn auf einer und derselben Stelle bereits mehrere Mücken ihren Tod gefunden, suchen alle übrigen gerade diese Stelle mit Vorliebe auf, und ob das Blachfeld nach und nach mit Tausenden von Leichnamen sich decke. Besonders beliebte Angriffsstellen sind die Schläfen, die Stirn dicht unter dem Hutrande, der Nacken und die Handbeuge, überhaupt solche Stellen, auf denen sie gegen Abwehr möglichst geschützt sind.



Die Stechmücke und ihre Verwandlung.
Originalzeichnung von Emil Schmidt.
a Larve. b Puppe. c Ausschlüpfende Mücke. d Eierlegendes Weibchen. e Männchen.

Gewinnt man es über sich, sie bei ihrer Blutarbeit zu beobachten, also nicht zu vertreiben noch zu stören, so bemerkt man zunächst, daß man weder ihr Aufsitzen noch ihre Bewegungen zu fühlen vermag. Unmittelbar nachdem sie sich gesetzt haben, beginnen sie ihre Arbeit. Gemächlich laufen sie auf der Haut dahin, sorgfältig tasten sie mit ihrem Rüssel; plötzlich halten sie still, und mit überraschender Leichtigkeit durchbohren sie die Haut. Während sie saugen, heben sie wohlgefällig, förmlich wollüstig, ein oder das andere Hinterbein und bewegen es langsam hin und her, um so entschiedener, je mehr ihr glashelles Leib mit Blut sich füllt. Sobald sie einmal Blut gekostet haben, achten sie auf nichts weiter, scheinen es auch kaum zu empfinden, wenn man sie belästigt oder quält. Zieht man mit Hilfe einer kleinen Greifzange den Rüssel aus der Wunde, so tasten sie einen Augenblick lang und bohren ihn an der alten oder an einer zweiten Stelle wieder ein; schneidet man den Rüssel rasch mit einer scharfen Schere ab, so bleiben sie in der Regel auch jetzt noch sitzen, als ob sie sich besinnen müßten, lassen hierauf die vorderen Beine tastend über den Rüsselstummel gleiten und bedürfen längerer Untersuchungen, um sich zu vergewissern, daß das Glied nicht mehr vorhanden ist; schneidet man ihnen jählings ein Hinterbein ab, so saugen sie fort, als ob nichts geschehen wäre, bewegen auch noch den Stummel; trägt man ihnen den blutgefüllten Hinterleib zur Hälfte ab, so verfahren sie wie Münchhausen's Pferd am Brunnen, ziehen endlich aber doch den Rüssel aus der Wunde, fliegen taumelnd davon und verenden binnen wenigen Minuten.

Sorgfältige Beobachtung ihres Thuns und Treibens ſtellt als unzweifelhaft feſt, daß ſie beim Auffinden ihres Opfers weniger durch das Geſicht als durch den Geruch, richtiger vielleicht einen Sinn, welcher Geruch und Empfindung in ſich vereinigt, geleitet und geführt werden. Mit Beſtimmtheit kann man wahrnehmen, daß ſie bei Annäherung eines Menſchen bis auf fünf Meter von ihren Ruheſitzen ſich erheben und ſodann, ohne zu zaudern oder zu irren, auf das Blutopfer zufliegen. Geht man über eine kahle Sandbank, welche von ihnen frei zu ſein pflegt, ſo kann man beobachten, wie ſie ſich um ihr Opfer ſammeln.

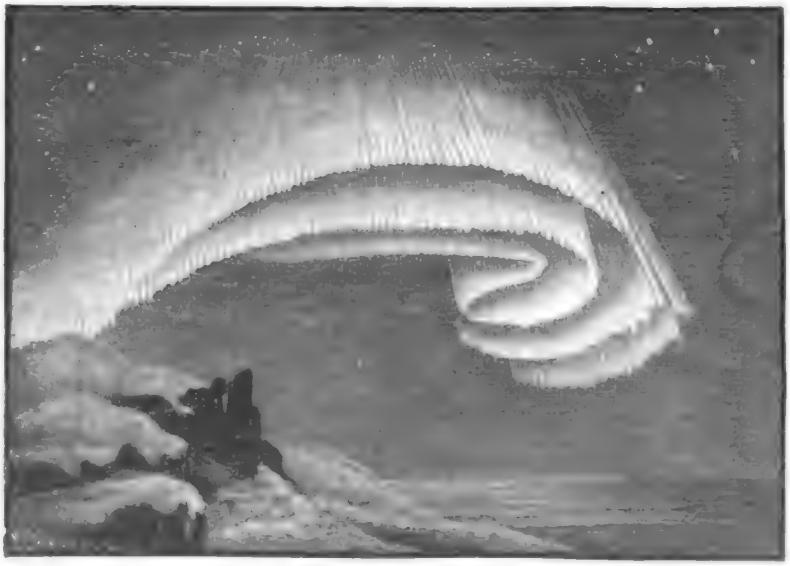
Anſcheinend halb vom Winde getragen, halb mit eigener Kraft ſich bewegend, jedenfalls ziellos wandernd, ſchweben auch über ſolchem Gnadenorte beſtändig einige von ihnen dahin und einzelne gelangen ſo in die Nähe des Beobachters. In demſelben Augenblicke endet ihre ſcheinbare Unthätigkeit. Jählings ändern ſie die Richtung ihres Fluges, und gradenwegs fliegen ſie auf den glücklich erkundeten Gegenſtand ihres Sehnens zu. Eine geſellt ſich zur andern, und ehe fünf Minuten vergehen, umgiebt wiederum ein Strahlenkranz den Märtyrer. Minder leicht finden ſie ſich in verſchiedenen Luftſchichten zurecht. Als ich, auf hoch gelegener Düne beobachtend, längere Zeit von Tauſenden verfolgt und gequält worden war, zog ich den mich einhüllenden Schwarm allmählich bis zu dem Rande des ſteilen Abhanges der Düne, ließ ihn hier ſich verdichten und ſprang plötzlich in die Tiefe hinab. Mit innigſter Befriedigung erfuhr ich, daß ich meine Quälgeiſter wenigſtens zum größten Theile abgeſchüttelt hatte. Oben auf der Höhe der Düne ſchwärmten ſie, gleichſam verdutzt, durch einander, über der Stelle, von welcher ich herabgeſprungen, noch längere Zeit eine dichte Wolke bildend. Einige hundert waren mir jedoch auch in die Tiefe gefolgt.

Wenn der Naturforſcher auch weiß, daß nur die weiblichen Mücken Blut ſaugen und daß dieſe ihre Thätigkeit unzweifelhaft mit der Fortpflanzung zuſammenhängt, wahrſcheinlich die Reife der befruchteten Eier bedingt, überwältigt die durch die Dämonen der Tundra verurſachte Qual ſchließlich doch auch ihn, und wäre er der gleichmüthigſte Weltweiſe unter der Sonne. Es iſt nicht der Schmerz, welchen die Stiche und mehr noch die ihnen folgenden Beulen mit ſich bringen, ſondern die fortwährende Beläſtigung, das ewig ſich wiederholende Ungemach, wodurch und worunter man leidet. Man erträgt den Schmerz, welchen die Stiche der Mücken bereiten, vielleicht ohne zu klagen, ſelbſt im Anfange der Plage, erträgt ihn noch leichter ſpäter, wenn die Haut gegen das ihr fort und fort eingeträufelte Gift allmählich abgeſtumpft wird: man iſt daher auch im Stande, geraume Zeit Widerſtand zu leiſten: aber man muß zuletzt doch eingeſtehen, daß man beſiegt und geſchlagen wurde durch die entſetzlichen Quälgeiſter der Tundra. Und ſo lähmen ihre an Zahl unſchätzbaren, allgegenwärtigen, jederzeit kampfbereiten Heere allgemach jeden Widerſtand. Ununterbrochen durch ſie beläſtigt, in jeder Handlung gehemmt, in jedem Genuſſe behindert, von jedem Gedanken abgelenkt, ermattet man nicht allein leiblich, ſondern erſchlafft endlich auch geiſtig. Der Fuß will dann nach kurzem Wege ſeinen Dienſt verſagen, der Geiſt keinen Eindruck in ſich aufnehmen; die Tundra wird zur Hölle und ihre Plage zu namenloſer Qual. Nicht der Winter und ſeine Stürme, nicht das Eis und ſeine Kälte, nicht die Armuth, nicht die Unwirthlichkeit, ſondern die Mücken ſind der Fluch der Tundra!

Während ihrer Schwarmzeit fliegen die Mücken faſt ununterbrochen, bei Sonnenſchein und ruhigem Wetter mit erſichtlichem Behagen, bei mäßigem Winde noch ſehr vergnüglich, bei geringer Wärme noch recht munter, vor drohendem Regen am ausgelaſſenſten, bei kühler Witterung kaum, bei kaltem Wetter gar nicht mehr. Auch heftiger Sturm bannt ſie in Gebüſche und Moos: ſobald er aber nachläßt, ſind ſie wiederum rege und thätig und auf allen unter dem Winde liegenden Stellen, ſelbſt im Toben des Sturmes, angriffsbereit. Eine Reifnacht fügt ihnen zwar merklichen Abbruch zu, räumt ſie jedoch nicht aus dem Wege: naßkalte Tage vermindern ihre Heere, darauf folgende Wärme ſtellt neu entpuppte Scharen ins Feld. Erſt die Herbſtnebel bringen ſie für das eine Jahr zur Ruhe.

Ebenſo langſam, als der Frühling eingezogen, ebenſo raſch kommt der Herbſt über die Tundra. Eine einzige kalte Nacht endet, meiſt ſchon im Auguſt, ſpäteſtens im September, ihr ſommerliches Leben. Die Beeren, welche noch in der Mitte des Auguſt kaum hoffen laſſen, daß ſie zur Reife gelangen werden, ſind zu Ende des Monats ſo ſaftig und ſüß geworden, als dies überhaupt möglich; einige naßkalte Nächte, welche die Berge bereits mit leichter Schneedecke belegen, beſchleunigen ihre Reife mehr als die Sonne, welche ſchon jetzt tagelang in Wolken ſich hüllt. Die Blätter der Zwergbirke färben ihre Oberſeite blaß und dennoch leuchtend lackroth, ihre Unterſeite lebhaft gelb; alle übrigen Sträucher und Sträuchlein erleiden eine ähnliche Verwandlung: und das düſtere Braungrün der Tundra geht über in ein ſo lebhaftes Braunroth, daß ſelbſt die gelbgrüne Renthierflechte nicht mehr zur Geltung kommt. Südwärts oder dem Meere zu fliegen die beſchwingten Sommergäſte, flußabwärts ſchwimmen die Fiſche der Tundra. Von den Bergen herab wandert das Ren, in ſeinem Gefolge der Wolf, zur Tiefe; zu den Bergen hinauf fliegt das jetzt zu Flügen von Tauſenden geſcharte Moorhuhn, um hier ſo lange zu weilen, bis der Winter es wieder in die Tiefundra hinabdrückt.

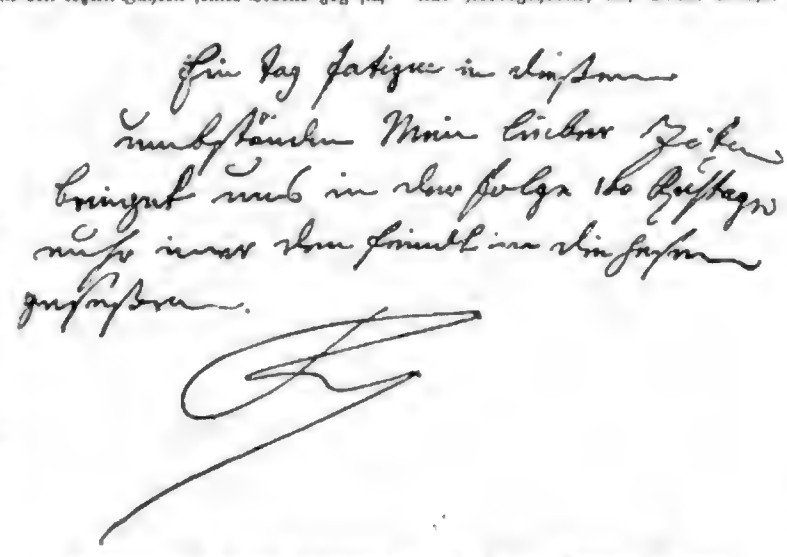
Noch wenige Tage, und dieſer Winter, von uns wie von den Wandervögeln gefürchtet, von den menſchlichen Bewohnern der Tundra herbeigeſehnt, zieht ein in das unwirthliche Land, um länger, viel länger als Frühling, Sommer und Herbſt im Verein in ihm ſeine Herrſchaft zu behaupten. Tage- und wochenlang nach einander fällt Schnee vom Himmel hernieder, bald leiſe rieſelnd, in ſcharfeckigen Kryſtallen, bald vom raſendſten Sturme gepeitſcht in großen Flocken. Berge und Thäler, Flüſſe und Seen verhüllen ſich allmählich mit dem einen und einzigen Winterkleide. Noch blitzt dann und wann um die Mittagszeit ein kurzer Sonnenblick auf der ſchneeigen Fläche wieder; bald aber kündet ſelbſt bei klarem Wetter höchſtens ein bleicher Schein im Süden, daß dieſem der ſonnige Tag bereits zur Hälfte vergangen. Die lange Winternacht iſt angebrochen. Monate nach einander flimmert nur der ſchwache Widerſchein der Sterne auf der Schneedecke wieder, giebt einzig und allein der Mond noch Kunde von dem allbelebenden Geſtirn unſeres Weltenringes. Wenn aber die Sonne der Tundra gänzlich entſchwunden, geht ihr leuchtend und ſtrahlend eine andere auf: hoch oben im Norden flimmert und kniſtert „Sormiud“, das Gottesfeuer, das flammende Nordlicht!



Nordlicht in der Tundra.

Blätter und Blüthen.

Hans Joachim von Zieten. (Mit Portrait S. 57.) Keiner von den Feldherren, die in den wechselvollen Kämpfen des Siebenjährigen Krieges unter Friedrich dem Großen um die Siegespalme stritten, ist in so hohem Maße vom Volke gefeiert worden, wie der kühne Husarengeneral Hans Joachim von Zieten. Schon in den letzten Jahren seines Lebens zog sich um seine Person ein dichter Kreis charakteristischer Sagen zusammen, und eine für die damalige Zeit nicht unbedeutende Zieten-Litteratur war bereits vorhanden, als der Tapfere am 27. Januar 1786 seine Augen schloß. Die Berliner Zeitungen brachten ausführliche Nekrologe; Zieten-Portraits und Zieten-Biographien tauchten auf, und selbst eine kleine für die großen Massen bestimmte Broschüre von G. W. Burmann wurde zu dem billigen Preise von einem Groschen herausgegeben und fand ungeahnten Absatz. Außerdem liefen von Mund zu Mund zahllose Anekdoten über kühne, kriegerische Thaten des Heimgegangenen, sowie es schon damals Zieten-Lieder gab, deren Zahl im Laufe der Jahre durch neue Dichtungen vermehrt werden sollte.



Eigenhändiges Postskriptum Friedrich's des Großen zu einem Schreiben an Zieten vom 9. December 1757.

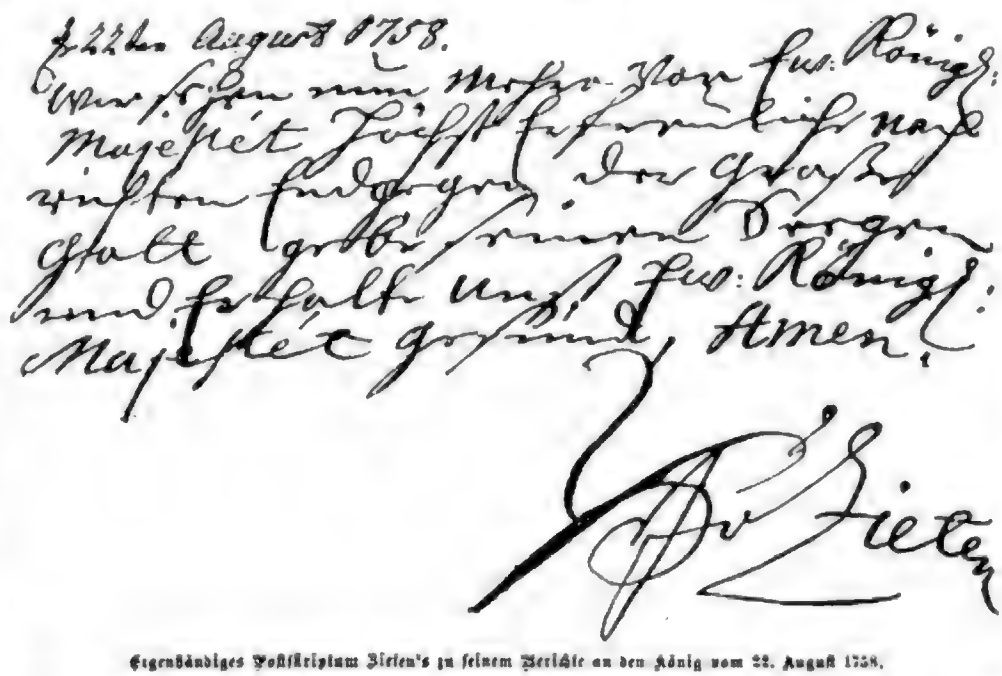
Eine Verwandte Zieten's, Frau von Blumenthal, sammelte später die Einzelheiten der mündlichen Ueberlieferung und gab im Jahre 1797 ihre bekannte Biographie Zieten's heraus, die lange Zeit für das Zuverlässigste und Beste galt, was über den Lebensgang des gefeierten Helden geschrieben wurde. Dagegen befaßte sich die ernste Geschichtsforschung nur wenig mit diesem hervorragenden Feldherren aus der ruhmvollen Zeit Friedrich's des Großen und, von kleinen Versuchen abgesehen, sind gerade seit seinem Tode hundert Jahre vergangen, bis ein Werk erschienen ist, welches uns auf Grund sorgfältiger und mühevoller Quellenstudien ein geschichtlich wahres Lebens- und Charakterbild Zieten's bietet.* Es ist der schönste Beitrag zu der bevorstehenden Säkularfeier, und um so leichter trennen wir uns, demselben folgend, von einigen noch so hübsch erdachten, aber unwahren Anekdoten, da im Lichte der strengen Forschung die Hauptzüge des „alten Husarengesichts" um so schärfer hervortreten und uns aus ihm nach wie vor ein Vorbild deutscher Schneidigkeit und Kühnheit im Sturm und Angriff entgegenleuchtet.

Friedrich der Große gab selbst die treffendste militärische Charakteristik Zieten's, indem er die folgenden Worte niederschrieb: „Ich habe meinen wachsamen Zieten; er hat Kraft und Kühnheit; Erfolge würden nicht im Stande sein ihn übermüthig zu machen, Mißgeschick ihn nicht niederdrücken; er ist zufrieden, wenn er nur mit dem Feinde zum Schlagen kommen kann. Vor Allem aber hat er eine ganz singuläre Eigenschaft: wenn er das Terrain nicht gesehen hat, ist er nicht im Stande, eine einigermaßen ausreichende Disposition zu entwerfen; wenn er das Terrain aber gesehen hat, macht er ausgezeichnete Dispositionen und zwar mit einer Schnelligkeit, Genauigkeit und Richtigkeit, welche in Erstaunen setzt. Er braucht nur einen Augenblick, um zu sehen und sich zu entscheiden."

In den letzten Worten des großen königlichen Feldherrn ist die Eigenschaft klar hervorgehoben, auf Grund welcher dem Helden der volksthümliche Beiname „Zieten aus dem Busch" beigelegt wurde und welche ihn zu den Kämpfen an der Spitze der vorrückenden oder im Rücken der weichenden Armee so überaus geeignet erscheinen ließ:

„Der Zieten immer erster,
wenn Preußen avancirt
Hingegen immer letzter,
wenn Preußen retirirt."

„Er hat Kraft und Kühnheit," schreibt der König, und diese zwei Tugenden eines echten Soldaten halfen Zieten jene verwegenen Streiche ausführen, welche den Feind überraschten oder täuschten, der eigenen Hauptarmee aber oft den bedeutendsten Nutzen brachten — jene Husarenstreiche, unter welchen der „Zieten-Ritt" bei Jägerndorf wohl der berühmteste genannt werden kann. Im zweiten schlesischen Kriege mußte Zieten an den Markgrafen Karl den Befehl überbringen, daß derselbe am 22. Mai 1745 aufbrechen und am 24. im Lager von Frankenstein eintreffen sollte. Der zwölf Meilen weite Weg zu dem Lager des Markgrafen führte aber mitten durch feindliche Linien, durch ein Terrain, das nach der Angabe der Oesterreicher von 14 000 Mann ihrer Truppen besetzt war. Und Zieten wagte mit einem aus nur 550 Mann bestehenden Trupp diesen Ritt, brach am 19. Mai von Gesäße auf und langte unter fortwährenden Gefechten am andern Tage um 4 Uhr Nachmittags glücklich in dem Lager des Markgrafen in Jägerndorf an. — „Ich habe meinen wachsamen Zieten" — Die Wachsamkeit im Vorpostendienst und eine seltene Kunst im Auskundschaften feindlicher Pläne gehörten ebenfalls zu den Hauptvorzügen Zieten's. Er rechtfertigte hierin den schönen Ausspruch Friedrich's:



Eigenhändiges Postskriptum Zieten's zu seinem Berichte an den König vom 22. August 1758.

„Wenn große Kommandos von 2-, 3- oder 4000 Husaren aus der Armee geschickt werden, so muß ein General oder Oberst, der das Korps kommandirt, sein wie eine Spinne in der Spinnwebe, welche man nicht anrühren kann, ohne daß sie es nicht fühlt; ebenso darf auf ihn nichts Feindliches kommen, ohne daß er nicht lange vorher davon avertiret ist." — Zieten war in der That diese feinfühlende Spinne, die ihr Netz durch gute Kundschafter selbst tief in die feindlichen Linien hineinzuziehen wußte.

Trotz seiner hervorragenden Betheiligung an großen Schlachten und entschiedener Verdienste um große Siege der preußischen Armee, trotz seiner ausgezeichneten Haltung bei Prag und bei Kollin, bei Liegnitz und bei Torgau, war doch Zieten keineswegs ein Feldherr, der einen großen Feldzug strategisch zu leiten vermochte. Dies schmälert aber nicht im Geringsten seinen Ruhm, seinen ihm richtig zugetheilten Platz füllte er aus wie ein ganzer Mann, und seine Verdienste wußte am besten der damalige Lenker preußischer Geschicke, Friedrich der Große, zu würdigen. In Bild und Wort sind der Nachwelt die hohen Ehren erhalten, die er in Friedens-

* „Hans Joachim von Zieten. Eine Biographie." Von Dr. Georg Winter (Leipzig. Verlag von Duncker und Humblot. 1886). Dieses Werk ist mit einer Radirung von Hans Meyer nach dem Tewaten'schen Kupferstiche geschmückt, nach welcher der Holzschnitt unseres Portraits auf S. 57 angefertigt wurde. Demselben Werke sind auch die beiden obenstehenden Faksimiles entnommen.

zeiten seinem greisen General erwies. Noch steht vor Augen Aller jenes erhebende Bild, da der König bei der letzten Revue, an welcher der 85jährige Zieten theilnahm, die Front des Zieten'schen Regimentes abritt „mit entblößtem Haupte, den Hut in der Hand, neben seinem General". Und nicht minder unvergeßlich ist die andere durch die Meisterhand Chodowiecki's uns erhaltene Scene, die sich bei der Parole im königlichen Schlosse am 25. December 1784 abspielte, wo der König einen Lehnstuhl herbeiholen ließ und vor Zieten stehen blieb mit den Worten: „Setze Er Sich nur, mein lieber alter Zieten, setz' Er Sich, sonst geh' ich weg; denn ich will Ihm durchaus nicht zur Last fallen." Und wie herzgewinnend klingen die Worte des Königs, die er abwehrend gesprochen hatte, als Zieten an der königlichen Tafel eingeschlafen war und man ihn wecken wollte: „Laßt schlafen mir den Alten, er hat oft genug für uns gewacht." Freilich am späten Lebensabend wußte der König seinen pflichttreuen General nur an eine Pflicht zu erinnern: „Wenn man zu Eurem Alter gelangt ist," äußerte er, „hat man nur noch die Pflicht sich zu erhalten zum Beispiel der Nacheiferung und Ehrfurcht für die Armee."

Früher, da beide noch im rüstigen Mannesalter standen, war er strenger, und Zieten mußte oft diese Strenge fühlen. Selbst den ungestüm vorwärts Dringenden trieb er in Feldzügen zu größerer Eile an. Ein Beispiel davon giebt das an dieser Stelle reproducirte eigenhändige Postskriptum Friedrich's des Großen vom 9. December 1757, dessen Schluß auch in so fern interessant ist, als das Wort „Hosen" („Hessen" ein Provinzialismus für Hacken) von früheren Forschern „Hosen" gelesen wurde, worüber ein kleiner gelehrter Streit entbrannte.

Durch das bekannte Gedicht, in welchem Zieten bei der Erklärung eines Schlachtplanes dem Könige sagt: „Der Klecks bin ich, die Punkte ringsherum die Feinde" — ist im Volke vielfach die Meinung verbreitet worden, daß es um die Schreibkunst Zieten's schlimm bestellt war. Das beifolgende Faksimile des Postskriptums zu dem Berichte, den Zieten wenige Tage vor der berühmten Schlacht bei Zorndorf an den König gerichtet hatte, zeigt uns, daß er nicht besser, aber auch nicht schlimmer mit der Feder umzugehen wußte, wie andere Säbelhelden seiner Zeit. Im Uebrigen zeichneten sich seine militärischen Relationen durch große Klarheit aus und wurden selbst in Friedenszeiten oft zu den besten gezählt.

Im Allgemeinen waren aber die Friedenszeiten nicht nach dem Geschmacke Zieten's, der schon „zufrieden war, wenn er nur mit dem Feinde zum Schlagen kommen konnte". Der Garnisonsdienst war die Veranlassung zu den Mißhelligkeiten, die ihm zeitweise die Ungnade seines Königs zugezogen hatten, und auch die Quelle jener Vorgänge, die im Anfang seine militärische Laufbahn ernstlich gefährdeten und zu seiner Entlassung und sogar Kassation führten.

Erst nachdem Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1730 die Potsdamer Husaren-Kompagnie gegründet hatte und der wieder zu Gnaden aufgenommene Lieutenant, der wegen seines kleinen Wuchses für eine andere Truppe nicht gern verwendet wurde, derselben zugetheilt worden war, begann sein Glücksstern zu steigen. Unter Prinz Eugen in der unthätig verlaufenden Rhein-Kampagne gegen die Franzosen hatte er sich die ersten Sporen verdient und hatte in kurzer Zeit so viel von den verbündeten österreichischen Husaren gelernt, daß der Schüler bald den Meister übertraf und Schlag auf Schlag der neuen preußischen Truppe unvergänglichen Lorbeer zu erringen wußte.

In Wustrau, wo er am 14. Mai 1699 das Licht der Welt erblickte, ruhen seine sterblichen Ueberreste; in dem Heimathsorte, in Rheinsberg und in der Hauptstadt Berlin wurden ihm von der dankbaren Nachwelt Denkmäler errichtet; aber länger als diese alle wird sein Andenken in den Herzen seines Volkes fortleben, das ihn in hundert Liedern als echten und rechten Husaren preist — als wahren Helden bewundert.

Der Schäfflertanz.* (Mit Illustration S. 68 und 69.) In einer Stadt, deren blühendste Industrie die Kunst der Bierbrauerei ist, muß begreiflicherweise das Gewerbe der Schäffler (Böttcher) eine hochwichtige Rolle spielen. Sind sie es doch, deren kunstfertige Hände aus harten Eichenbohlen die Fässer bauen, deren hohler Bauch das edle Naß zu bergen bestimmt ist. Die gute Stadt München hat denn auch von altersher ein berühmtes und wohlhabendes Schäfflergewerbe in ihren Mauern. So wichtig war dieses Gewerbe, daß heute noch eine eigene Schäfflerstraße besteht. Sie ist freilich längst nicht mehr die bevorzugte Heimathstätte der Schäffler, denn das Gewerbe, welches zum Lagern der Faßhölzer und wegen der Feuergefährlichkeit der Arbeit größerer Hofräume bedarf, hat sich mehr nach dem äußeren Umkreise der Stadt gezogen, und insbesondere haben die großen Brauereien alle ihre eigenen Schäfflerwerkstätten.

Ein gewisser Zug der Fröhlichkeit, ja des Uebermuthes muß den Schäfflern von jeher innegewohnt haben. Nach dem alten biblischen Worte, daß man dem Ochsen, der da drischet, das Maul nicht verbinden solle, konnte man es dem Schäffler nicht verargen, wenn er, der so fleißig Fässer baute, auch von ihrem Inhalt gerne trank und dadurch in frohe Stimmung gerieth. So muß es wohl stets gewesen sein, und dieser Frohmuth der Schäffler zeigte sich auch zu München im Jahre 1517. Damals hatte eine schwere Pest in der Stadt gewüthet; das Volk war durch den Tod, der in abschreckender Gestalt erbarmungslos durch die Häuser gegangen war, kleinmüthig und scheu geworden; Niemand wagte sich mehr vor die Thür, Handel und Gewerbe lagen danieder. Da suchte die Schäfflerzunft einen alten fröhlichen Handwerksbrauch wieder hervor, um durch ihn die geängstigten und freudlos gewordenen Münchener aus den Häusern zu locken und zutraulich zu stimmen. Aus ihrer Herberge zogen sie durch die Stadt, einen Wagen mit einem Fäßlein mit sich führend, Pfeifer und Trommler voraus, grün umwunden, mit bunten Bändern geschmückte Reifen tragend. Und nach dem Klange ihrer Musik führten sie einen Tanz auf, wobei sie aus den grünen Reifen kunstreich Gänge und Lauben schufen, um unter denselben durchzuschlüpfen. Während sie mit den Reifen einen Kreis um das Faß bildeten, stellte sich Einer aus ihnen auf das Faß, hing einen geschlossenen Fahreifen an den Finger, stellte ein Glas Wein in denselben und schwang ihn, ohne einen Tropfen zu verschütten, über den Kopf und unter den Beinen durch. Die übermüthigsten der Gesellen aber trieben sich als Spaßmacher umher, um durch ihre Späße die Zuschauer zu erheitern.

Was die frohen Gesellen planten, gelang ihnen. Aus den langverschlossenen Häusern lugten die Leute erst neugierig hervor, dann wagten sie sich auf die Straße, und zuletzt drängte sich Alt und Jung in wiedererwachter Lebensfreude um den lustigen Tanz. Seit jener Zeit schlief der Brauch nicht mehr ein. Es ward üblich, ihn alle sieben Jahre zu erneuern; bestimmte Formen bildeten sich für ihn aus.

Auch heuer wogte, wie vor sieben Jahren, am Tage der heiligen drei Könige der Schäfflertanz wieder durch die Straßen von München. Vor den Palästen der Prinzen wurde zuerst getanzt; dann folgten die höchsten Würdenträger des Staates und die angesehensten Bürger der Stadt. Nach jedem Tanze wurde das Hoch Derjenigen ausgebracht, denen die Huldigung galt. Die Tracht der tanzenden Schäffler ist die alte geblieben: rothe Jacken, kurze schwarze Sammtbeinkleider mit weißen Strümpfen und Schnallenschuhen, grüne Käppchen von charakteristischer Form mit Federschmuck. Die Tänzer sind durchgehends junge flotte Gesellen mit kecken Schnurrbärten, lachenden Augen und flinken Beinen. Und wie vor 370 Jahren durch die engen winkeligen Gassen Alt-München's, so scholl es auch diesmal wieder von Mund zu Mund, wenn der bunte Zug herannahte: „Die Schäffler kommen! Die Schäffler kommen!"

M. Haushofer.

* Vergl. „Gartenlaube", Jahrg. 1879, S. 96.

Großstädte in Deutschland. Die letzte deutsche Volkszählung — am 1. December 1885 — läßt ein auffallendes Wachsthum unserer Großstädte erkennen. Am Schlusse des Jahres 1875 besaß Deutschland nur 12 Städte mit über einhunderttausend Einwohnern, fünf Jahre später deren bereits 14, gegenwärtig aber nicht weniger als 21. Nach der Höhe der Einwohnerzahl geordnet ergiebt sich die nachstehende Reihenfolge: Berlin rund 1 316 400, Hamburg 312 000, Breslau 298 900, München 260 000, Dresden 245 500, Leipzig 170 000, Köln 160 900, Frankfurt a. M. 153 800, Königsberg 150 700, Hannover 138 900, Stuttgart 125 500, Bremen 123 000, Nürnberg 116 200, Düsseldorf 114 500, Danzig 114 200, Magdeburg 114 000, Straßburg 112 100, Chemnitz 110 700, Elberfeld 106 400, Altona 104 500, Barmen 102 900. —th.

Die Gebrüder Adolf und Karl Müller, unsere langjährigen Mitarbeiter und Verfasser des klassischen Werkes „Thiere der Heimath", wurden zu Ehrenmitgliedern der zoologischen Gesellschaft „Natura artis magistra" zu Amsterdam ernannt. Die Anerkennung, welche den verdienstvollen Leistungen dieser unermüdlichen Forscher jetzt auch im Auslande zu Theil wird, können wir nur mit Freude begrüßen und theilen bei dieser Gelegenheit unsern Lesern mit, daß neue sehr interessante Beiträge dieser durch so viele Jahre der „Gartenlaube" stets treu gebliebenen Mitarbeiter schon in den nächsten Nummern erscheinen werden.

Theaterbrände. Nach einer interessanten Statistik des Ingenieurs Franz Gilardone haben die Theaterbrände seit der traurigen Wiener Ringtheater-Katastrophe in Folge der umfassenderen Vorsichtsmaßregeln erheblich abgenommen. Im Jahre 1882 fielen dem verheerenden Elemente noch 25 Theater zum Opfer, 1883 deren 22, dagegen 1884 10 und 1885 nur 8, von welchen letzteren 3 auf England, 2 auf Nordamerika und je 1 auf Frankreich, Oesterreich und Belgien entfallen. —th.

Dr. L. Ganghofer ersucht uns bekannt zu machen, daß er das Recht der Dramatisirung seiner in der „Gartenlaube" erschienenen Novelle „Edelweißkönig" sich vorbehalte und gegen jede widerrechtliche Bühnenbearbeitung derselben Verwahrung einlege.

Auflösung: „Der Sternschnuppenfall" in Nr. 3: Ordnet man nach der Länge der einzelnen Sternschnuppen die Buchstaben, auf welche sie weisen, so erhält man das Wort: „Meteorsteine".

Kleiner Briefkasten.

A. H. in B. Die von zahlreichen Blättern reproducirte Nachricht, daß Verhandlungen wegen des Verkaufs der „Gartenlaube" an ein Berliner Konsortium beständen, beruht durch aus auf Erfindung.

W. in Schrimm. Auf Ihre Anfrage giebt uns Dr. Fr. Dornblüth folgende Antwort: „Die in meinem Artikel ‚Gefahren des Milchgenusses' (Nr. 7. Jahrgang 1880) erwähnte Scherff'sche eingedickte Milch ist nach meiner Erfahrung in stets gleichmäßiger Güte zu beziehen von Herrn Drenckhahn in Stendorf bei Schönwalde in Holstein, Bahnstation Eutin. In neuerer Zeit wird ähnlich präparirte Milch noch an verschiedenen anderen Orten verkauft, deren Güte ich nicht bezweifeln will, über die mir aber keine eigenen Erfahrungen zu Gebote stehen.

Die erwähnten Becker'schen Patentapparate sind durch die Firma Kirschbaum und Siebrecht in Hannover zu beziehen. Bei dieser Gelegenheit will ich des nach dem gleichen Princip eingerichteten ‚hygienischen Milchkochers' von Roeder (Karl Roeder jun. in Dresden, Striesener Straße 38) gedenken. Derselbe besteht aus zwei Töpfen, einem inneren für Milch, einem äußeren zum Wasser, und einem Deckel, der das Ganze schließt. In diesem kleinen Apparat kann man die Milch, so lange Wasser in dem äußeren Topfe ist, also (ca.) 1½ Stunde lang, starkem Feuer aussetzen, ohne daß die Milch anbrennt oder überläuft. Die Milch siedet dabei ohne Wallen ab; eine kleine Dampfpfeife in dem Deckel giebt das Sieden an, bleibt das Signal aus, so ist zu wenig Dampf vorhanden. Der Milchkocher ist in sieben Größen, von ½ bis 6 Liter Milch und ¼ bis 1½ Liter Wasser vorrätig. Die Anwendung ist sehr bequem und einfach, der Preis billig."

Inhalt: Was will das werden? Roman von Friedrich Spielhagen (Fortsetzung). S. 57. — Die Andere. Von W. Heimburg (Fortsetzung). S. 65. — Römische Cäsaren. Von Johannes Scherr. Caligula. (Schluß.) S. 67. — Vom Nordpol bis zum Aequator. Populäre Vorträge aus dem Nachlaß von Alfred Edmund Brehm. 1. Die Tundra und ihre Thierwelt. (Schluß.) S. 71. Mit Illustrationen S. 71, 73 und 74. — Blätter und Blüthen: Hans Joachim von Zieten. S. 75. Mit Portrait S. 67. — Der Schäfflertanz. Von M. Haushofer. S. 76. Mit Illustration S. 68 und 69. — Großstädte in Deutschland. — Die Gebrüder Adolf und Karl Müller. — Theaterbrände. — Dr. L. Ganghofer. — Auflösung: „Der Sternschnuppenfall" in Nr. 3. — Kleiner Briefkasten. S. 76.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redakteur Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger. Druck von A. Diede, sämmtlich in Leipzig.

No. 5. 1886.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Was will das werden?

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Roman von **Friedrich Spielhagen.**

(Fortsetzung.)

11.

Es war also einmal ein armer Junge, der hieß Peter Lorenz, gerade wie ich.

Er war aber ‚oben vom Walde', wie sie in jener Gegend sagen. Und er durft's gewiß sagen: sein heimisch Dorf lag nicht nur ganz ‚oben' auf dem Kamme, es war auch ganz ‚vom Walde' umgeben. Alles fürstlicher Wald. Es mochte eine Zeit gewesen sein, wo nicht aller Wald fürstlich war, oder aber die fürstlichen Hirsche hatten es zu arg getrieben. Jedenfalls ging einer seiner Aeltervăter zu schlimmer Stunde, da der Mond schien, in den Wald und schoß ein paar Hirsche todt, wofür er denn auf einen lebendigen Hirsch gebunden wurde, hinter dem man die Meute losließ, die das Thier zu Tode hetzte und zerriß und seinen Aeltervater auch, der aber hoffentlich vorher schon todt war.

Es mag der letzte Fall im Lande gewesen sein, wo man etwas so Gräßliches beging, und wohl schon ein paar Jahrhunderte her. Aber die Sage davon hatte sich erhalten, ja, war in einem Holzschnitte dargestellt worden, welcher in der einzigen Stube an der Wand dicht unter der Decke hing. Der arme Junge hatte ihn so oft angesehen: er konnte, wenn er wollte, die Augen fest zumachen und sah ihn doch: den Hirsch, der sehr lange, steife Beine hatte, mit dem armen nackten Menschen auf dem Rücken, voraufspringend vor vielen Hunden her, die auch alle auf sehr langen und steifen Beinen liefen, dem Walde zu, über welchem eine Sonne mit Strahlen nach allen Seiten aufging. Wieder über der Sonne war der liebe Gott mit Engeln und Teufeln zur Rechten und Linken und sonst noch Mancherlei, was der arme Peter aber nicht deutlich erkennen konnte, denn das Bild hatte an seiner Stelle schon viele, viele Jahre gehangen und war schier so schwarzbraun wie der wurmstichige Rahmen, von dem Rauch, der aus dem Flur, wo die Esse stand, fortwährend in die Stube kam. Sein Vater war aber Nägelschmied, und seine Väter waren Nägelschmiede gewesen, und wer weiß, ob auch nicht schon der unglückliche Aeltervater, und ob er nicht aus eben unserem Häuschen an jenem schlimmen Morgen hervorgegangen ist. Denn alt genug war es dazu: ganz klein, auf einem Unterbau von zerbröckelnden Steinen, mit einem steinernen Treppchen, dessen Stufen völlig ausgehöhlt waren; sonst aus Holz und Lehm, Alles so schief und krumm und durchlöchert und verwittert — es war ein Wunder, daß es so viele Winterstürme durchgehalten.

Der erste Versuch. Nach dem Oelgemälde von E. del Torre.

Denn es stürmte des Winters gar grausam da oben auf dem Walde, und es war dann bitterkalt und die Kinder froren erbärmlich, trotzdem das Feuer auf der Esse im Flure während des Tages nie ausging und die glühende Asche des Nachts sorgfältig zugedeckt wurde, bis der Vater sie, lange bevor der Morgen

graute, wieder anschürte. Er mußte aber wohl bei der Arbeit bleiben, der gute Alte: es waren da viele hungrige Münder zu stopfen, und Nägelschmieden ist ein kümmerliches Handwerk. Für einen Sack mit tausend Nägeln, von denen jeder einzeln auf dem Amboß gehämmert werden mußte, bekam er, wenn der Preis gut war, zehn Groschen und meistens weniger. Die Kinder wußten das am besten, denn wenn der Vater ein paar Säcke voll fertig hatte, mußten sie dieselben hinab in die Dörfer tragen, und es dauerte oft recht lange, bis sie ihre Waare los wurden, und hatten dabei gar viel von Wind und Wetter und schlechten Menschen auszustehen. Es gab aber auch hier und da gute, die Mitleid mit den armen Kindern hatten und ihnen die Nägel abnahmen, die sie manchmal gewiß nicht einmal brauchen konnten. Auch konnten die armen Schelme nicht sagen, daß sie sich unglücklich fühlten. An das Frieren und Hungern waren sie gewöhnt, und sie froren und hungerten ja nicht immer. Besonders des Sommers nicht, wenn die Schwämme und die Beeren im Walde wuchsen, die sie einsammelten und mit denen die Buben sich auch manch guten Groschen verdienten, ebenso wie die Mädchen mit ihren Zöpfen, die ihnen abgeschnitten wurden, wenn sie lang genug waren, und welche die Mutter dann in der Stadt verkaufen ging.

Und dann war es gar herrlich des Sommers oben im Walde: der Himmel so blau und die Bäume so hoch und grün, und durch die hohen grünen Bäume schlüpften die goldenen Sonnenstrahlen und flogen die Vögel, die so lieblich sangen und von denen die Kinder jeden kannten, wie auch jede Pflanze und jedes Moos im Walde. Nicht dem Namen nach, außer solchen, die sie ihnen selber gaben, denn irgend welchen Unterricht, außer etwa einem Bischen Lesen und Schreiben während des Winters hatten sie nicht, und von dem Bischen vergaßen sie das Meiste im Laufe des Sommers wieder, und im Winter lag der Schnee oft wochenlang so hoch, daß sie nicht in die Schule konnten, welche überdies eine Viertelmeile entfernt lag. Sie wuchsen eben halb wild auf. Manche von ihnen waren, glaub' ich, nicht einmal getauft, und daß der arme Peter nicht eingesegnet war, wußte er sicher. Du wolltest etwas sagen, Kind?"

Der Vater nippte an dem Wein. Ich hatte rufen wollen: Auch Du, Vater, bist nicht eingesegnet! aber ich mochte jetzt nicht an die Frage rühren. Ich mußte fürchten, daß darüber die Erzählung des Vaters von seinen Erlebnissen eine Unterbrechung erleide, und für den Augenblick flößte mir diese ein größeres Interesse ein, als meine eigenen Angelegenheiten. Dazu war in dem Ton des Vaters, während er, ohne zu stocken, ohne jemals nach einem Worte zu suchen, erzählte, etwas so erquicklich Schlichtes und Bescheidenes, daß es mir wie Musik klang und ich immer nur hätte zuhören mögen. Ich versicherte deßhalb heftig, daß ich nichts habe fragen oder sagen wollen, und schenkte ihm, obgleich er sanft abzuwehren suchte, das Glas wieder voll. Er nippte abermals mit sichtbarem Wohlbehagen und fuhr fort:

„Du kannst Dir denken, daß die Kinder aus dem kleinen Hause mußten, sobald sie zu groß wurden für das Hausiren mit den Nägelsäcken, denn ohne das Mitleid der Leute hätte das Geschäft schon gar nicht rentirt. So wurden sie durch das Land zerstreut; einer ist oben geblieben und setzt das armselige Gewerbe des Vaters in dem armseligen Häuschen fort bis auf den heutigen Tag. Die Mutter, von der Peter ein Bild in der Seele hatte, als ob sie eine steinalte Frau gewesen wäre, obgleich sie gar nicht alt geworden sein kann, war schon vorher gestorben. Nun hatte sich auch der Vater die letzten Nägel zu seinem Sarge geschmiedet. Es muß sich wohl irgend ein Nachbar der armen Verwaisten angenommen haben — oder ein Ortsvorstand, obgleich Peter nie von einem solchen gehört — genug, man hatte einen entfernten Verwandten der Mutter in einer kleinen sächsischen Stadt am Fuße des Waldes ausfindig gemacht, zu dem er in die Lehre kam. Der Onkel, so nannte er ihn, war Steinmetz. Er hatte keine leichte Zeit bei dem Onkel. Es war ein gewaltsamer, jähzorniger Mann, der fortwährend auf Gott und die ganze Welt, besonders auf die Regierung schalt und, was für den armen Peter viel schlimmer war, bei der geringsten Veranlassung zuschlug — Peter meinte: oft nur, weil es ihm ein körperliches Bedürfniß war. Im Grunde war es ein braver Mensch, der das Gute wollte, so weit er es eben verstand, und alles an seine Ueberzeugung setzen konnte, wie er es hernach bewiesen hat. Der arme unwissende Junge vom Walde suchte ihm möglichst zu Dank zu leben, und es wurde ihm das nicht schwer, denn er war von Natur fleißig und die Arbeit machte ihm Freude. Der Onkel fertigte zumeist Thürschwellen und Fensterrahmen aus Sandstein, aber auch Grabsteine und Kreuze aus Granit und einer schlechten Sorte Marmor. Manchmal wünschten die Kunden auch sinnbildliche Verzierungen: ein flammendes Herz oder ein Auge Gottes, schließlich sogar Engel und sonstige Figuren. Das war aber ein Kreuz und ein Leid für den Onkel, der sich auf dergleichen nicht verstand, und so war es denn eine große Erleichterung für ihn, als sich bald herausstellte, daß Peter für solche Dinge eine natürliche Begabung hatte. Ja, er brauchte in Kurzem selbst für die Engel nur noch eine ganz flüchtige Thonskizze zu machen und konnte dann sofort an die Ausführung in Marmor gehen. Der Onkel brummte freilich dazu, denn je bessere Sachen der Junge machen lernte, desto mehr Bestellungen der Art kamen; auch aus entfernteren Orten, einmal sogar aus Dresden. Dort hatte ein sehr berühmter Bildhauer eine seiner Arbeiten zu sehen bekommen und darauf bestanden, daß ein junger Mensch, der ohne alle Anleitung so etwas machen könne, ordentlich in die Lehre müsse. Der gute Mann hatte in seinem Leben mit ganz ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, und er ruhte nicht — der Onkel mochte weltern, wie er wollte — bis Peter zu ihm in das Atelier kam."

Der Vater brach ab, führte mit zitternder Hand das Glas an den Mund, nippte hastig ein paar Tropfen, setzte das Glas wieder hin und versank in jenen ihm eigenthümlichen Zustand, in welchem er alles rings um sich her vergaß. Aber wenn dann meistens seine Stirn umwölkt und seine starren Augen trübe waren, so leuchtete jetzt förmlich sein ganzes Angesicht, während sein Blick groß und still wie auf einer weiten schönen Ferne ruhte. Das dauerte wohl eine Minute, während derer ich mich nicht zu regen, kaum zu athmen wagte. Dann strich er sich mit der Hand über die Stirn, schaute auf mich, wie Jemand, der aus einem tiefen Traum erwacht, und sagte, nun in einem ganz anderen, helleren Ton und offenbar ohne sich zu erinnern, daß er bis dahin von sich als von einer dritten Person gesprochen hatte:

„Wo war ich doch stehen geblieben? Ja so, in Dresden, bei Meister Rietschel. Ja, das war eine schöne Zeit, eine goldige Zeit! Mir ging's wie dem Manne, der in eine Zauberhöhle kam, wo alles von Rubinen, Smaragden und Diamanten glänzt, daß er nicht weiß, wohin er zuerst greifen soll. Ich arbeitete Tag und Nacht, ich hatte ja so viel nachzuholen, wenn man das von einem sagen kann, der, wie ich, alles von Anfang an lernen mußte. Aber der Meister half, wo und wie er konnte, und ich fand gute Gesellen, die auch halfen; und machte solche Fortschritte, daß der Meister eines Tages sagte, was ich nun noch lernen könne, müsse ich aus mir selber lernen, Notabene, nachdem ich zuvor ein Jahr in Italien gewesen. Ein Stipendium hatte ich freilich nicht, brauchte ich aber auch nicht; ich hatte noch nicht verlernt, knapp zu leben und, wenn's sein mußte, zu hungern. Auch hatte ich mir etwas Geld verdient und damit ging's nach Italien. Ja, Kind, ich bin in Italien gewesen: in Florenz und Rom und weiter hinab bis Syrakus, wo ich eine herrliche Venus mit ausgraben half, von der ich an Ort und Stelle eine Kopie machte, die ich nach Hause schickte, und die mir ein tüchtiges Stück Geld eintrug, so daß ich noch ein zweites Jahr in Rom leben konnte wie ein Fürst. Bloß, daß der reichste Fürst gar nicht so glücklich sein kann, wie so ein armer Künstler, wenn er sich den Tag über rechtschaffen müde gearbeitet hat an einem Werk, von dem er sich Ruhm und Ehre verspricht; und nun des Abends auf dem Monte Pincio steht, wo einem die Stadt so zu sagen unter den Füßen liegt mit der grünen Campagna dahinter, in welche die Kuppel von St. Peter hoch hinaufragt — alles rosig und purpurn überglänzt von der untergehenden Sonne. Und er, der junge Mensch da oben, in all der Herrlichkeit doch eigentlich wieder nichts sieht, als das angefangene Thonbild, das er mit nassen Lappen zugedeckt hat, als er seine dunkle Werkstatt verließ. Nur ist es jetzt fertig und kein brauner Thon mehr, sondern glänzender Marmor, aus dem, wie aus einem Spiegel, all die Schönheit wiederstrahlt, die sich da tausendfältig vor ihm breitet."

Der Vater schwieg, für den Moment überwältigt von seinen Erinnerungen; ich saß da, berauscht von dem Feuerwein und dem Märchen, das ich da vernahm. Denn das war doch gewiß ein

aufgeschlagen. Und hätte ihn gesehen, wie er da stand, überflossen vom sanften Licht der Lampe, er, der lange vor der Zeit zum Greise gewordene Mann mit der kahlen Stirn, den verwitterten, vergrämten Zügen und dem grauen Bart — an dem Sarge, den sein emsiger Fleiß so sorgsam hergestellt für die alte verlassene Spittelfrau. Und als er jetzt die verstümmelte Hand, wie beschwörend, gegen mich streckte, während die träumerischen Augen von einem Glanze leuchteten, der nicht mehr irdisch schien — da war es der Anblick dieses guten, edlen Menschen, der eindringlicher zu mir sprach, als seine Worte. Da war es dieser gute, edle Mensch, vor dem ich, als er nun geendet, anbetend in die Kniee sank.

Und dann lag ich in meinem Bett mit gefalteten Händen und starr offenen Augen, während in einem breiten Mondstreifen auf der Wand die vom Wind durchzausten dürren Zweige des Kornelkirschbaums vor dem Fenster unheimlich tanzten — und wollte beten für alle Menschen. Ich konnte es nicht. Ich konnte für alle Menschen beten, für den Pastor, der dem Vater geflucht hatte, konnte ich es nicht. Nicht für ihn und nicht für den andern, der um meine Mutter schlich. Und nicht einmal für die Mutter selbst, die nichts von mir wissen wollte und nichts von dem Manne da unten, der jetzt auf dem harten Lager in der dumpfigen Werkstattskammer ruhte und der tausendmal besser war als sie.

Ich wälzte mich unruhig hin und her, und eine große Angst befiel mich, daß ich nun doch nicht die Liebe hätte, und daß mich der Vater umsonst gesegnet. Dazu fiel mir ein, was er von der Liebe gesagt, daß sie sich so wenig übertragen und lehren lasse, wie die Kunst; daß wir ihr wahres Geheimniß nur aus uns selber schöpfen, nur aus uns selber lernen können. Würde ich es je lernen?

So rang in bitterer Selbstqual die junge Menschenseele nach Licht und Klarheit, wie draußen über Land und Meer der Aequinoktiensturm wühlte und brauste.

Nur daß in der Natur die Zeiten des Jahres nach ewigen Gesetzen in unwandelbarer Folge sich aneinander reihen, und das arme trotzige Menschenherz nimmer weiß, ob seinem stürmenden Frühling je ein steliger Sommer folgen wird. (Fortsetzung folgt.)

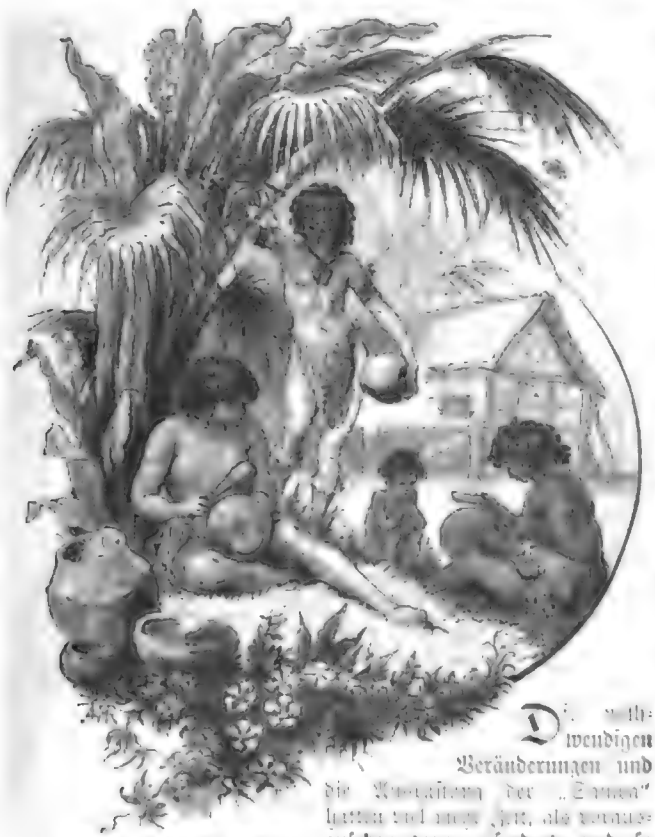
Entdeckungsfahrten des deutschen Dampfers „Samoa".*

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten

I. Astrolabe-Bai bis Festungs-Kap.

Für die „Gartenlaube" mitgetheilt von Dr. O. Finsch (Bremen).

Abfahrt von Sydney. — Mioko. — Ankunft in Astrolabebai. — Erste Begegnung mit Eingebornen. — Aeußeres. — Bekleidung. — Schmuck. — Kunstfertigkeiten. — Lebensweise. — Hausthiere. — Häuser. — Bevölkerung. — Insel Bilibili. — Junggesellenhaus, ein Kunstbau der Steinzeit. — Schönes Küstenland. — Töpferei.



Topffabrikation in Bilibili.

Die nothwendigen Veränderungen und die Ausrüstung der „Samoa" hatten viel mehr Zeit, als voraus zuzusehen war, erfordert, und so konnten wir erst in der ersten Hälfte des September 1884 Sydney verlassen. In Australien geht nämlich meist Alles langsam, und man scheint dort das Yankeewort „time is money" nicht zu kennen; wenigstens ließ sich in Sydney kein Handwerker finden, um bei einem Tagelohn von 14 Mark noch 4 Mark für eine Extrastunde zu verdienen.

Wir liefen zunächst Mioko, das Hauptetablissement der Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee-Inseln zu Hamburg, in der Herzog York-Gruppe an, um unsere Vorräthe zu löschen, und gingen in den ersten Tagen des Oktober nach Neu-Guinea weiter, und zwar war Astrolabe-Bai unser nächstes Ziel. So heißt eine ausgedehnte Einbuchtung ziemlich unterm fünften Grade südlicher Breite, die in den zwanziger Jahren zuerst von dem französischen Seefahrer Dumont d'Urville mit dem Schiffe „Astrolabe" gesichtet, seither aber erst 1871 von N. de Miclucho-Maklay, einem russischen Reisenden, besucht wurde. Er brachte hier fünfzehn Monate zu, hat aber über seine Erlebnisse kaum etwas veröffentlicht.

Die Reise verlief, mit Ausnahme eines kurzen Zusammentreffens mit Eingeborenen der French-Inseln, nördlich von Neu-Britannien, die sich sehr scheu zeigten, ereignißlos. Die See war, wie so häufig in diesen Breiten, glatt wie ein Spiegel und schien wie ausgestorben, denn nur selten ließen sich Meeresvögel sehen und zwar Fregattvögel, braune Tölpel (Sula) und schwarze Meerschwalben (Anous).

Am Morgen des vierten Tages hatten wir die Küste von Neu-Guinea vor uns — ein Anblick, der Alle befriedigte und überraschte, und dampften in die weite Astrolabe-Bai hinein. Sie ist von dicht bewaldeten Bergreihen umschlossen, hinter denen wiederum höhere Gebirgsketten, nach Süden zu das über 10 000 Fuß hohe Finisterregebirge, vorragen, welche das Landschaftsbild zu einem sehr anziehenden gestalten. Längs der Küste dampfend spähten wir vergebens nach Eingeborenen oder deren Niederlassungen, nirgends war eine Spur derselben zu entdecken! Astrolabe-Bai schien todt! Da, in weiter Ferne, zeigte sich plötzlich ein heller Fleck, den unsere Seefahrer für das Segel eines Schiffes ansprachen, und schon erging man sich in Betrachtungen über das bevorstehende Zusammentreffen mit Rassegenossen. Aber das angebliche Segel blieb unverändert und erwies sich später als eine Gruppe einfarbig gelbbelaubter Bäume. Solche gelbe Bäume, die sich schon von Weitem so auffallend in der meist einfarbig

* Die „Samoa" wurde im Auftrage des damaligen Komité der Neu-Guinea-Kompagnie in Sydney gekauft und ist ein hölzerner Schrauben-Dampfer von 121 Fuß (engl.) Länge, 111 Tons reg. und 35 Pferdekraft nom. Sie wurde 1883 in Neu-Süd-Wales gebaut und führte, ehe sie unter deutsche Flagge kam, den Namen „Sophia Ann". Die Besatzung bestand aus 14 Mann, das Kommando führte Kapitän Eduard Dallmann aus Blumenthal, einer der erfahrensten Kapitäne unserer Handelsmarine und in weiteren Kreisen durch seine Reisen nach der Arctic und Antarctic sowie Sibirien bekannt. Leiter des ganzen Unternehmens war Dr. O. Finsch. Sämmtliche Illustrationen zu diesen Artikeln sind nach Originalskizzen und Angaben des Verfassers von A. von Roeßler gezeichnet. Anm. d. Red.

dunkelgrünen Ufervegetation markiren, ſind, wie wir ſpäter inne wurden, ein ziemlich ſicheres Zeichen von dem gleichzeitigen Vorhandenſein menſchlicher Anſiedelungen und werden offenbar von den Eingeborenen kultivirt. Daſſelbe gilt für dieſen Theil Neu-Guineas, ja für die ganze Nordoſtküſte, bezüglich der Kokospalme, die in Aſtrolabe übrigens ſehr ſpärlich vorkommt.

Wir waren in der ſüdöſtlichſten Ecke der Bai, dem ſogenannten Conſtantin-Hafen, zu Anker gegangen, aber noch immer ließen ſich keine Eingeborenen ſehen; nur einige Vogelſtimmen machten ſich bemerkbar. Und dieſe noch ſpärlich genug, denn die heiße Nachmittagsſonne brannte mächtig herab, und dann ſchweigt die Vogelwelt meiſt; nur das Schäkern des nimmermüden Lederkopfes (Tropidorhynchus), die tiefe Baßſtimme des Raben (Corvus orru) und kreiſchende Papageien und Kakadus laſſen ſich vernehmen. Plötzlich wird die Ruhe durch den Ruf „Kanaka! Kanaka!“ unterbrochen! Das ſcharfe Auge unſerer Mioko-Schwarzen hat Eingeborene in dem Uferdickicht entdeckt. Und wirklich! Da hockt eine lange Reihe dunkler Geſtalten, regungslos und bewegungslos wie Bildſäulen; Pfeil und Bogen oder den Wurfſpeer ſorglich im Arm haltend. Ich ließ ſogleich das Boot klar machen und mich ans Ufer rudern. Aber unſere Schwarzen hatten keine Eile, denn ſie fürchteten ſich, wie ſtets bei ſolchen Gelegenheiten, und unſeren weißen Matroſen ging es nicht beſſer. „Es iſt doch nicht egal, ob man in die Bruſt oder in den Rücken geſpeert wird!“ meinte Peter und drehte ſeine Vorderſeite den gefürchteten „Wilden“ zu, als wir ihnen längſt in Pfeilſchußweite nahe waren. Und den „Wilden“ ging es ebenſo, das heißt, ſie fürchteten ſich nicht minder! Kaum ſtieß das Boot auf Grund, ſo ſprang ich ins Waſſer, ging unter unſere neuen Freunde, vertheilte allerlei Kleinigkeiten, ſchüttelte Dem die Hand, umarmte Jenen und hatte in kurzer Zeit ihr Vertrauen ſo gewonnen, daß ich gleich eine ganze Bootsladung Eingeborener mit an Bord brachte.

Was die Letzteren anbetrifft, ſo unterſcheiben ſie ſich in keiner Weiſe von Bewohnern der Südoſtküſte Neu-Guineas oder Papuas überhaupt, zu denen alle Melaneſier gehören. Wie dieſe ſind es mehr oder minder dunkelbraune, zuweilen faſt ſchwarze Menſchen, mit kräuslichem, wolligem Haare, machen alſo ganz einen negerhaften, aber keineswegs abſtoßenden Eindruck. Obwohl ſie im Ganzen ſchwächlicher ſind als ihre dunklen Brüder in Neu-Britannien, iſt ihre Erſcheinung ſchon deßhalb anſprechender, weil ſie Alle wenigſtens eine gewiſſe Bedeckung tragen, während jene völlig nackend einhergehen, wie wir dies zuletzt auf den French-Inſeln ſahen. Die Männer ſchlagen ein breites Stück Tapa, das heißt Zeug aus dem Baſte des Papiermaulbeerbaumes, ſorgfältig um die Hüften; die Weiber, ja ſelbſt ganz kleine Mädchen, ſind mit einem langen bis über die Kniee herabfallenden Röckchen aus geſpaltener Palmfaſer bekleidet. Im Uebrigen kommen noch verſchiedene Zierrathen, meiſt aus Muſcheln, Hundezähnen, Fruchtkernen u. dergl. in Betracht, und außerdem bei feſtlichen Gelegenheiten Bemalen mit rother, ſchwarzer und weißer Farbe, den Urfarben des Menſchengeſchlechts. Ausputz von Blumen und buntgefärbten Blättern, neben Federſchmuck, ſpielen eine Hauptrolle, und zwar wiederum vorzugsweiſe für das ſtarke Geſchlecht; denn die Weiber werden bei allen dieſen Völkern ſehr beſcheiden bedacht. Sie entbehren in Aſtrolabe-Bai ſowie faſt an der ganzen Nordoſtküſte ſogar der Tätowirung, die ſonſt für das ſchöne Geſchlecht eine beſondere Körperverzierung bildet. Ich könnte noch gar Mancherlei über dieſe Eingeborenen berichten, muß mich aber leider auf Weniges beſchränken. Vor Allem iſt hervorzuheben, daß ſie keine Menſchenfreſſer ſind, wie meiſt irrthümlich von allen Bewohnern Neu-Guineas geglaubt wird. Im Gegentheil, je mehr wir mit ihnen bekannt wurden, um ſo mehr lernten wir ſie als Menſchen ſchätzen, auf welche die landläufige Bezeichnung „Wilde“ in keiner Weiſe paßt, da ſie bereits auf einer gewiſſen Kulturſtufe, derjenigen der Steinzeit, ſtehen. Dafür ſprechen nicht nur ihre ſocialen Einrichtungen, ſondern auch ihre ſorgſam gepflegten Pflanzungen und die Geſchicklichkeit in Anfertigung verſchiedenartiger Geräthe und Zierrathen, die zuweilen von wirklicher Kunſtfertigkeit zeugen. So z. B. die geſchmackvollen Muſter, welche auf Bambusbehältern oder breiten Armbändern aus Schildpatt nur mit Hilfe von Muſchel und Steinwerkzeugen eingravirt werden. Auch in Holzſchnitzereien ſahen wir ſehr beachtenswerthe Leiſtungen, nicht bloß in Schüſſeln und anderen praktiſchen Geräthſchaften, ſondern in Erzeugniſſen, die ihre Herſtellung jedenfalls idealen Eingebungen verdanken. So fand ich im Dorfe Bongu eine an acht Fuß hohe menſchliche Figur, einen Papua darſtellend, welche ſich dreiſt mit den bewunderten Figuren der Maoris in Neu-Seeland meſſen durfte. Wie bei dieſen ſcheinen ſolche hier „Tſelum“ genannte Holzbildhauereien Ahnenfiguren darzuſtellen und haben mit „Götzenbildern“, für welche ſie das Laienauge ſo gern hält, offenbar nichts zu thun.

Krieger von Bilibili.

Wie alle Melaneſier ſind die Eingeborenen von Aſtrolabe-Bai hauptſächlich Vegetarianer, die je nach der Saiſon verſchiedene Feldfrüchte in ſorgfältig bearbeiteten und eingezäunten Plantagen ziehen. In erſter Linie kommen Yams, Taro, Bananen und Zuckerrohr als Kulturgewächſe in Betracht; außerdem liefern Sago- und Kokospalme reichlich Nahrungsſtoff. Neben Tabak, der in Neu-Guinea ohne Zweifel einheimiſch iſt und in Geſtalt von Cigarretten geraucht wird, iſt die Betelnuß ein beliebtes Reizmittel; bei feſtlichen Gelegenheiten wird Kawa, hier Keu genannt, getrunken. Es finden ſich alſo als ſeltene Ausnahme alle drei Anregungsmittel der Südſeevölker hier vereint vertreten. Salz iſt, wie faſt allenthalben in der Südſee, unbekannt.

Als Hausthiere züchtet man das Schwein, und zwar Abkömmlinge des wilden, von dem Neu-Guinea zwei Species beſitzt, ſowie den Hund, eine kleine unanſehnliche, dingoähnliche Raſſe, die, wie der Papuahund allenthalben, nicht bellt, ſondern nur heult. Hunde und Schweine werden übrigens nur bei Feſten aufgetiſcht, welche die Papua ſehr lieben und mit großer Beharrlichkeit, oft mehrere Tage lang, feiern. Da wird gar manchem Borſtenthiere der Garaus gemacht, und die Feſttheilnehmer bringen oft von weither ihren Antheil zu dem Picknick herbeigeſchleppt. Wie die Abbildung (S. 85) zeigt, wird dabei mit den Schweinen nicht gerade glimpflich verfahren. Die Kannibalen Neu-Irlands transportiren ihre Kriegsgefangenen, die zum Schlachten beſtimmt, in derſelben empörenden Weiſe.

Hühner werden nicht des Fleiſches und der Eier, ſondern mehr der Federn wegen gehalten, da auch hier lange, namentlich weiße Hahnenfedern für Kopfputze ſehr beliebt ſind. Von wilden Thieren iſt dem Papua wohl Alles recht, was ſeine Beute wird, und er iſt darin wenig heikel. Außer Kängurus, Kuskus und anderen Beutelthieren, faſt den einzigen Repräſentanten der Vierfüßler in Neu-Guinea, jagt man allerlei Vögel, beſonders den Kaſuar, deſſen hartes, zähes Fleiſch beliebt iſt, verſchmäht aber auch Saurier, namentlich Krokodile und die großen Eidechſen (Monitor) nicht, ebenſo wie große Inſekten (Käfer und deren Larven), allerlei Weichthiere ꝛc. Und daß der Fiſchfang eine nicht ganz untergeordnete Rolle ſpielt, dafür ſprechen die ſorgfältig geſtrickten Netze und allerlei Angel- und Fanggeräthe. Alle dieſe

Digitized by Google

Speiſen werden nur im gekochten Zuſtande genoſſen, und zwar kocht man in Töpfen, ein weiterer Fortſchritt gegen die öſtlichen Melaneſier!

Es erübrigt noch ein Wort über die Wohnungen zu ſagen. Die Häuſer ſind niedrige Pfahlbauten und beſtehen im Weſentlichen aus einem hohen, gradfirſtigen Dache, das aus einer Art Riedgras ſehr ſorgfältig hergeſtellt wird. Da die Häuſer hauptſächlich als Vorrathskammern oder zum Schutze während der Nacht oder bei ſchlechtem Wetter dienen, ſo iſt die innere Einrichtung ſehr einfach. Längs der Wand ſind Bänke aus geſpaltenem Bambus errichtet, Barla genannt, die Schlafſtätte der Männer; in der Mitte befindet ſich die Feuerſtätte; doch wird meiſt im Freien gekocht. Die Häuſer gruppiren ſich ohne beſondere Ordnung zu Dörfern, die ſtets etwas im Urwalde auf einem freien, von Kokospalmen beſchatteten Platze liegen. Sie ſind meiſt nur klein, wie die ganze Bevölkerung von Aſtrolabe-Bai nicht erheblich iſt: nach Mallay zählt ſie nur etwa 4000 Eingeborene, die in 84 Dörfern ſiedeln.

Transport lebenden Schlachtviehes auf Neu-Guinea.

Meine Geſchäfte waren beendet, die Eingeborenen hatten auf meinen Wunſch noch einen großen Tanz mit Geſang, Sel-mun, zum Beſten gegeben, wobei die zum Theil kunſtvoll geſchnitzten hölzernen, mit Monitorhaut überſpannten Trommeln zur Geltung kamen, und wir rüſteten zur Abreiſe. Für unſere Zwecke war es zunächſt von größter Wichtigkeit, einen guten Hafen zu entdecken, denn „Port Conſtantin" iſt kaum als guter Ankerplatz zu bezeichnen. Die Bai ſelbſt gleicht einer weiten offenen Rhede, iſt aber nicht frei von Korallriffen, auf welche die „Samoa" nahezu gerieth, als wir vor der Inſel Bilibili an- und ablagen. Die freundlichen Bewohner dieſer Inſel waren uns ſchon gleich bei unſerer Ankunft in ihren großen und ſchönen Segelkanus entgegen geeilt, hatten uns wiederholt im anderen ſüdlichen Ende der Bai beſucht, und ſo konnten wir ihre Einladung nicht ausſchlagen. Bilibili iſt eine kleine, nahe der Küſte gelegene Inſel aus Korallfels und mit üppiger Baumvegetation, darunter auch ziemlich viel Kokospalmen, bedeckt. An der Weſtſeite dehnt ſich ein weißer Sandſtrand aus, auf dem nicht weniger als dreizehn ſtattliche Kanus, bunt bewimpelt und mit allerlei Ausputz verziert, lagen. Das gab im Verein mit den idylliſch unter dem Gelaube mächtiger Bäume verſteckten Häuſern des Dorfes ein gar liebliches Bild. Dazu das Gewimmel fröhlicher brauner Menſchen, die mit grünen Zweigen winkten und bald in Kanus ankamen und uns an Land einluden.

Wir eilten, ihnen zu folgen, und waren überraſcht von der Fülle neuer und intereſſanter Eindrücke. Alles zeugte hier von Wohlhabenheit und Behaglichkeit, die Häuſer, obwohl von ähnlicher Bauart, waren größer und ſtattlicher, als wir ſie bisher ſahen, ebenſo die mit reichem Ausputze verſehenen Eingeborenen ſelbſt. Sie zeigten ſich anfangs ziemlich ſcheu, namentlich koſtete es Mühe, die ſchlanken braunen Mädchen heranzulocken, die in ihren bunten Grasſchürzchen, reich mit Schmuck und Muſcheln und Hundezähnen behangen, das Haar mit brennendrothen Hybiskusblumen geſchmückt, gar niedlich ausſahen. Einige kleine Geſchenke machten ſie bald zutraulicher, und Eine um die Andere kam zögernd heran, um ihre Gabe an Glasperlen oder rothem Zeuge in Empfang zu nehmen und dem weißen Fremdlinge ſchüchtern die Hand zu geben. Unter dieſen Mädchen gab es übrigens viele recht hübſche Geſtalten von tadelloſem Körperbau und mit recht artigen Geſichtchen.

Mehr als Alles dies erregte unſere Aufmerkſamkeit aber das große Verſammlungshaus, von welchem die beigegebene Abbildung (S. 81) eine gute Vorſtellung giebt. Wir hatten große Häuſer, die als gemeinſchaftlicher Verſammlungsort der Männer oder zur Beherbergung fremder Gäſte dienen, Buambramra genannt, ſchon in anderen Dörfern von Aſtrolabe-Bai geſehen, aber nie zuvor und, wie ich gleich hinzufügen will, auch ſpäter nie eins, welches ſich mit dieſem meſſen konnte. Wie die Abbildung zeigt, beſteht es im Weſentlichen aus einem bis zum Erdboden herabreichenden Dache, das in der Vorderfront von einem 25 Fuß hohen mit durchbrochenem Schnitzwerk verſehenen Mittelpfeiler getragen wird. Die Schnitzerei ſtellt vier männliche und zwei weibliche nackte Papuafiguren dar, die, wie die übrigen den Giebel zieren den Schnitzereien von Fiſchen und anderen Thieren, bunt bemalt ſind, wodurch der Reiz der Originalität nur noch erhöht wird. Die ſeitlichen Trägerbalken dieſes merkwürdigen Gebäudes ſind je mit einer an 5 Fuß hohen männlichen Papuafigur verziert, die in ſtaunenswerther Weiſe aus dem Balken ſelbſt gezimmert wurden und an dieſem gleich dem Gliede einer Kette hängen. In der That ein wahres Kunſtwerk für Steinbeile und Muſchelwerkzeuge, das den Erbauern zur hohen Ehre gereicht. Sie verſtanden mein Lob ſehr wohl, denn Jeder deutete mit Stolz an, daß er mitgeholfen habe. Ohne Anſtand geſtattete man den Eintritt in das Innere. Wie ſtets enthielt es nur wenige Gegenſtände. So die großen aus einem an 10 Fuß langen ausgehöhlten Baumſtamm gefertigten Trommeln, die mit einem Stock geſchlagen weithin Signale geben und ſonſt bei Feſtlichkeiten dienen, wie die kleineren ſanduhrförmigen Handtrommeln. Bemerkenswerth waren große runde, mit Schnitzerei und Malerei verzierte Kampfſchilde von gewaltiger Schwere, denn einzelne wogen 10 Kilo. Zahlreiche Unterkiefer von Schweinen dienten als Erinnerung an große Feſtlichkeiten, wie dies alle Melaneſier lieben. Den Haupttheil des Inneren bildete ein an 8 Fuß hohes Gerüſt aus geſpaltenem Bambu, welches als Schlafſtätte dient, denn dieſe großen Häuſer ſind der Aufenthalt der unverheiratheten Männer, alſo eigentliche Junggeſellenhäuſer! Aus dieſem Grunde iſt dem weiblichen Geſchlecht der Zutritt verwehrt, ein Verbot, das durch beſondere Tabuform erhöhte Bedeutung erhält und ſo leicht zu mythiſchen und religiöſen Betrachtungen verleitet.

Nachdem wir mit der Beſichtigung und dem Studium des Dorfes, das noch ein zweites Verſammlungshaus aufweiſt, fertig waren, machten wir einen Spaziergang durch die Inſel, die einem maleriſchen Park der Tropen zu vergleichen iſt. Auf den

Digitized by Google

gewaltigen Baumriesen, darunter vielen Brotfruchtbäumen, wimmelte es von weißen Fruchttauben (Carpophaga spilorrhoa), von denen uns bald eine Menge zur Beute fiel. Wie überall bei diesen Naturkindern hatte der erste Schuß immer dieselbe Wirkung: allgemeines Geschrei und wilde Flucht! Aber bald gewöhnte sich die reifere Jugend an den Knall und bewunderte staunend die Wirkung der ihnen unbekannten, unheimlichen Waffe. Bei einem späteren Ausfluge an der Küste bemühten sich die Eingebornen bereits, unsere Ueberlegenheit in ihrem Interesse nutzbar zu machen: wir sollten einen ihnen feindlichen Stamm bekämpfen und vernichten! Dabei hatten sich zahlreiche Krieger in vollem Waffenschmucke unserem Zuge angeschlossen, dem ich einige Skizzen verdanke, welche dem lebensvollen Bilde zu Grunde liegen.

Selbstredend beschränkten wir uns auf eine friedliche Exkursion, um die Küste kennen zu lernen, die Bilibili gegenüber aus niedrigerem Lande besteht, das von mäßigen Hügelreihen begrenzt wird, denen erst weiter im Innern höhere Gebirgszüge folgen. Wir bewunderten die sorgfältig angelegten Plantagen, welche die Insulaner hier besitzen und die beredtes Zeugniß für die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens ablegen. Ja! Diese Küste ist reich, und die Bilibiliten, geschützt auf ihrer Insel, scheinen die wahren Patrizier derselben zu sein. Dazu verhilft ihnen nicht allein ihr Ackerbau, sondern auch ihre Industrie, denn die Insel ist berühmt wegen ihrer Töpferei, deren Erzeugnisse von der Flotte weithin vertrieben werden. Die Fabrikation liegt ausschließlich in den Händen der Frauen und geschieht in derselben einfachen Weise wie an der Südostküste Neu-Guineas, wo Port Moresby das Centrum der Töpferei und des Topfhandels bildet. Die Töpfe werden nur mit Hilfe eines flachen Steines und eines flachen Schlägels verfertigt, gleichsam aus dem Klumpen Lehm getrieben, was ein ganz wunderbares Augenmaß erfordert. Der Brennproceß ist ein ziemlich oberflächlicher und demzufolge das Fabrikat nicht von bemerkenswerther Haltbarkeit.

(Schluß von Artikel I folgt.)

Die Andere.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **W. Heimburg.**

(Fortsetzung.)

Lotte fuhr jäh aus dem Schlafe und starrte mich entsetzt an, die ich, das Taschentuch gegen den Mund gedrückt, mich mit Gewalt zur Ruhe zwingen wollte. „Um Gotteswillen, Tone, was ist geschehen?“ rief sie und strich sich die wirren Haare aus den Schläfen.

„Nichts, Lotte, nichts; nur eine Bestellung habe ich für Dich, aber werde erst ruhig.“

„Eine Bestellung? — Hattest Du nicht geschrien?“

„Ich stieß mich, Prinzeßchen; darf ich sprechen?“

„Das klingt ja so feierlich, Tone.“

„Es ist auch etwas Ernstes, Lotte.“

Nun wurde sie unruhig. „So rede doch!“ rief sie.

„Fritz Roden liebt Dich, Lotte, und bittet, Du möchtest seine Frau werden.“

Lotte sah mich einen Augenblick starr an, dann warf sie sich zurück und lachte, lachte, bis ihr die Thränen aus den Augen flossen. Wie das vom Herzen kam! So wie Lotte, so ansteckend, so echt und hübsch habe ich nie wieder lachen gehört. Ich schlang meine Arme um sie und lachte ebenfalls — aber mit brennendem Weh; es war ein trauriges Lachen.

„O Gott, o Gott, ich sterbe!“ rief sie endlich und trocknete die Augen.

„Weißt Du denn nicht, daß er Dich liebt? Hast Du es nie bemerkt?“ fragte ich und barg mein Gesicht in ihre Hände.

„Ach, nun freilich! Er ist verliebt schon seit dem ersten Tage; ich müßte ja blind gewesen sein, hätte ich es nicht bemerkt. Aber daß er mich heirathen will, das ist so — so —“ und wieder brach sie in erstickendes Lachen aus.

„Aber da ist nichts zu lachen!“ rief ich empört und faßte ihre Schulter. „Lotte, sei ernsthaft, ich bitte Dich!“

Da wurde sie still und sah mich an.

„Wie siehst Du denn aus?“ fragte sie. „Weißt Du was — nimm Du ihn, bitte; ich — ich danke.“

„Liebst Du ihn denn nicht, Prinzeßchen, garnicht ein bischen?“ forschte ich. „Lotte, um des Himmels willen, sei ernsthaft! Meinst Du, es ist eine Rose, die Dir geboten wird? Es ist ein treues Herz, eine leidenschaftliche Liebe, das unbedingte Vertrauen eines ehrenhaften guten Menschen —“

„Ach, werde nur nicht sentimental,“ schmollte sie.

„Lotte,“ bat ich, „das ist doch keine Antwort! Ich will ja nur, daß Du überlegst. Niemals würde ich zureden, wenn ich nicht wüßte, er hat Dich lieb, wie nur ein Mann ein Mädchen lieb haben kann! Und daß Du ihn wieder lieben wirst, lieben mußt, denn er ist unbeschreiblich gut —“

„Ah bah! 's ist ein Unsinn, Tone; schlaf wohl!“ unterbrach sie mich.

„Nein, nein, Lotte, versprich mir, daß Du, wenn Du Dich mit ihm verlobst, Dir alle Mühe geben willst, seine Liebe zu vergelten; nur mit diesem Vorsatz, Lotte, — sonst sag ihm ein ehrliches Nein! Er darf nicht unglücklich werden.“

„Wie tragisch!“ rief sie, „laß Dir nur den Schlaf nicht darüber vergehen. — Ich bin recht müde und habe heute schon genug über mich nachdenken müssen auf Großmamas Befehl.“

Sie schlang die Arme um meinen Hals und gab mir einen Kuß; und ehe ich noch mit meiner Toilette fertig war, schlief sie schon tief und fest.

Armer Fritz!

Ich that kein Auge zu in dieser Nacht; erst gegen Morgen kam der Schlummer, traumlos, aber schwer und beängstigend. Als ich erwachte, erblickte ich die Großmutter an meinem Bette.

„Bist Du krank, Tone? — Um Gotteswillen, werde nur nicht krank!“

„Ich bin ganz gesund,“ gab ich zurück, indem mir langsam die Erinnerung an das Gestern kam. „Ich stehe sogleich auf!“

„Ich hörte Dich stöhnen,“ antwortete sie, „ich bin schon so lange wach; ich habe mit Dir zu sprechen, Tone — schläft sie?“ forschte die alte Frau und deutete nach Lottes Bette.

„Ja, sie erwacht nie vor acht Uhr.“

„Erschrick nicht, Tone, ich habe einen Brief von Hans,“ flüsterte Großmutter.

„Wie geht es ihm? Was will er — was sagt er zu Papas Tode?“ fragte ich.

Großmutter hob den Kopf, strich sich nervös die weißen Haare zur Seite und raunte mir zu: „Schlecht, Tone, es geht ihm schlecht; er war krank und verlangt Geld, umgehend Geld, eine nicht unbedeutende Summe.“

„Krank? Ach, Großmama — und wir, wir haben nichts!“

„Nein, wir haben nichts,“ wiederholte sie, „ich kann ihm nicht helfen, und wenn er stirbt und verdirbt, wie er droht, so — muß er sterben und verderben; ich bin am Ende!“

Ich antwortete nicht, ich wußte, daß sie Recht hatte.

„Ich wollte Dich nur bitten, daß Lotte nichts erfährt; Du weißt, wie sie an ihm hängt. Sie würde sich bis zur Exaltation gehen lassen und, wie gesagt, es ist ihm ja doch nicht zu helfen.“

„Willst Du antworten, Großmama?“

„Nein!“ erwiderte sie.

„Wie viel verlangt Hans?“

„Achthundert Thaler! Er habe Gelegenheit, sich an einem Geschäft zu betheiligen, von dem er sich reichen Gewinn verspricht. Ich würde ihm ja gern diesen letzten Versuch ermöglichen, aber —“ sie zuckte die Schultern — „wo soll ich es herbekommen? Du mußt auch auf Lotte einwirken; sie war gestern Abend recht ungebärdig, sie kann sich noch immer nicht klar machen, daß wir für Luxusausgaben nichts mehr übrig haben. Da kam sie plötzlich und hatte einen langen Bestellzettel an die Düsseldorfer Firma geschrieben, lauter Malutensilien, ich glaube für beinahe

zehn Thaler. Ich schlug es ihr ab; da hat sie geweint, als sei ihr das Schlimmste widerfahren. Mit Hans seinem Unglücksbrief erhielt ich aber zu gleicher Zeit auch noch eine Rechnung von Gerson über ein neues schwarzes Kostüm, das sich Lotte bestellt hat und das heute eintreffen muß. Es ist wahrlich unnöthig für Rotenberg; ich weiß nicht, wie ich es bezahlen soll! Nun, es geht, so lange es geht!"

Sie zuckte die alten müden Schultern, wandte sich und ging hinaus.

Es giebt Tage, an denen man meint, es könne nicht hell werden; Zeiten, da man glaubt, die Sonne scheine nie wieder; wie ein Alp liegt das Dasein auf der wunden Seele. —

Ich stand auf und kleidete mich an. In der Küche rumorte schon die alte Ausgeherin; nun kam sie in das Vorderzimmer, und ich hörte ihre Stimme:

„Fräulein! Fräulein Tone!"

Was war es doch, was sollte sie doch? Ach so — das Wort an Fritz Roden, das eine Wort, um das er gebeten — Ich hatte es nicht.

Vorsichtig wollte ich an Lottes Bette vorüber; da packte eine kleine Hand die Falten meines Kleides.

„Tone, einen Moment," bat die weiche Mädchenstimme.

„Was willst Du, Lotte?"

„Tone, ich habe furchtbar geträumt, aber ich weiß, das thut man zuweilen; ich wollte Dich jetzt nur fragen, hältst Du Fritz Roden für einen anständigen Charakter? Sag's ehrlich, Tone — Du weißt, was ich darunter meine — großmüthig, in keiner Weise egoistisch und kleinlich, ein Kavalier?"

„O Gott, Lotte, frage mich nicht!" bat ich. Ich hielt ihn ja für den Besten auf der Welt!

„Doch, antworte! Glaubst Du, daß er ein Gentleman ist?"

„Ja, das glaube ich," murmelte ich.

Sie schwieg und sah zu mir empor, das Antlitz weiß wie die Spitzen ihres Nachtjäckchens, erschreckend ernst das junge Gesicht.

„So laß ihn kommen," sagte sie und warf sich herum.

„Du wolltest?" stotterte ich. „Lotte, liebst Du ihn denn wirklich, sonst — — Mein Gott, Lotte —"

„Ich will!" klang es halb erstickt aus den Kissen zurück.

Fast schwindelnd trat ich in das Wohnzimmer. Die Frau stand noch dort und wartete auf Geld zum Einkaufen von Milch und Semmel. Ich riß ein Blättchen aus meinem Haushaltungsbuch, schrieb ein „Ja!" darauf, knickte es und fügte die Adresse hinzu.

„Geben Sie es auf der Domaine ab an Herrn Roden, aber ihm selbst."

Die Frau machte ein schlaues Gesicht und ging; an der Thür blieb sie stehen.

„Dann haben die Leute doch Recht," plapperte sie. „Na, ich spreche nicht darüber, Fräulein von Werthern."

„Worüber?"

„Daß der Fritz Roden Ihr Schatz ist! Aber das muß wahr sein, er kriegt 'ne gute Frau. Wenn Sie Hochzeit halten, da gehe ich in die Kirche. Sie glauben's nicht, Fräulein, aber Der hätte 'ne Jede kriegen können, die ganzen vornehmen Fräuleins sind ihm nachgelaufen; aber die Rodens haben sich immer etwas Apartes ausgesucht. Na, entschuldigen Sie nur, Fräulein, ich besorg's schon."

Sie ging. Ich hatte kein tadelndes Wort für die Dummdreistigkeit der Frau; ich schlug die Hände vor das Gesicht. Fritz Roden — mein Schatz! Ach, großer Gott!

Um elf Uhr war alles in Ordnung, den Freier zu empfangen. Großmutter saß im schwarzen Seidenkleid auf ihrem Lehnstuhl; sie hielt das Strickzeug in der Hand, aber die Nadeln rührten sich nicht; sie war noch immer starr ob der unerwarteten Thatsache, daß Fritz Roden und Charlotte Freiin von Werthern ein Paar werden sollten. „Die Lotte meint er, wirklich die Lotte?" hatte sie mich schon dreimal gefragt.

„Ja, liebste Großmama!"

„Und sie will ihn? Lotte, Du willst Fritz Roden heirathen?"

„Ja!" kam es zum wer weiß wievielten Male von den Lippen des Mädchens. Sie stand mit verschränkten Armen am Kachelofen, hatte die Schultern in die Höhe gezogen und sah aus, als ob sie fror, blaß und so eigen. Die prachtvollen Zöpfe, die sie sonst auf dem Rücken herabhängen ließ, hatte sie am Hinterkopf aufgesteckt. Sie machte den Eindruck, als sei sie um Jahre gealtert, und doch war sie wunderbar schön, schöner als ich sie je gekannt.

Als die bekannten Schritte auf der Treppe erklangen, ward sie noch um eine Schattirung bleicher; es war, als wollte sie davonlaufen; dann blieben ihre umherirrenden Blicke an einem Bilde hängen über dem Sofa — Hans in voller Uniform; eine große prächtige Photographie, die erst neuerdings bezahlt worden war von dem letzten Rest meines ersparten Taschengeldes. Sie schüttelte sich nervös und blieb.

Die Großmutter schritt zur Thür hinüber, und auf sein Klopfen öffnete sie selbst. In dem Augenblick, da er hereinkam, ging ich in das Schlafzimmer und zog die Thür hinter mir zu. Nichts hören! Nichts sehen! Nur allein — am liebsten todt! schrie es in mir. Konnte es möglich sein, konnte man solche Qualen erdulden und — nicht vergehen? Und so stand ich und hörte das Sprechen, das gedämpft und undeutlich an mein Ohr schlug, hörte den bewegten Klang heraus, der gestern in seiner Stimme bebte; ich sah sein Gesicht vor mir, so ernst, so zuckend vor Bewegung, und ich hielt den Drücker der Balkonthür krampfhaft gefaßt und schaute hinaus in das winterlich öde Land, arm an Allem, sogar an Hoffnung!

Dann leise Schritte hinter mir. Sie war an meiner Seite plötzlich auf einen Stuhl gesunken. So sieht doch keine selige Braut aus!

„Geh mit," stotterte sie und packte meine Hand, „ich soll zu seiner Mutter."

Sie sah mich so flehend an, ich konnte nicht widerstehen. Wir nahmen Hüte und Mäntel und kamen zusammen in das Wohnzimmer zurück. Er hielt Großmutters Hände und sprach. Ihn, den Stillen, hatte das Glück redselig gemacht; es waren Betheuerungen der innigsten Liebe und Dankbarkeit, und die alte Frauenhand strich über den blonden Männerkopf: „Ich glaube Ihnen, lieber Roden, ich glaube Ihnen!"

Ich reichte ihm die Hand, aber ich konnte ihn nicht ansehen. Er flüsterte mir herzlichen Dank zu und drängte nun zum Aufbruch. „Meine Mutter wartet," sagte er.

„Tone kommt mit," erwiderte Lotte wie ein ängstliches Kind. Er schwieg; er hatte sich gefreut, allein mit ihr zu sein, aber sie zog mich an den Falten des Kleides nach, und so schritten wir Drei den langen mit Buchsbaum eingefaßten Weg hinunter. Er führte die schlanke Gestalt, die kaum die Fingerspitzen auf seinen Arm gelegt hatte. Am Hofthor zog sie die Hand zurück. „Es geht sich besser allein auf dem Pflaster."

„O, thue mir den Gefallen!" flehte er und bot den Arm aufs neue, „dort steht die Mutter am Fenster."

Und nun gingen sie neben einander über den Hof, an den Ställen vorüber dem Wohnhause zu. Auf die Schwelle war Frau Roden getreten, als sich das junge Paar näherte. Die hellen Thränen rannen ihr aus den Augen, wie sie Lotte beide Hände entgegenstreckte. „Das walte Gott!" sagte sie und zog das Mädchen an ihr Herz. Und als wir im Wohnzimmer standen, da sprach sie noch einmal: „Das walte Gott! Ach, machen Sie den Jungen glücklich, er ist mein Einziger — —"

Sie setzte sich in ihren Stuhl und schluchzte in das große Taschentuch laut und bitterlich. Lotte stand ruhig daneben. Sie und wir Alle mußten fühlen, daß die alte Frau an ihrer Fähigkeit, den Sohn zu beglücken, zweifelte. Zumal der Bräutigam empfand es bitter.

„Mutter!" rief er fast streng.

Und nun trocknete sie die Augen, und um es gut zu machen, trippelte sie an den Schreibtisch und nahm aus einem Fach ein blitzendes Schmuckstück in Form eines Kreuzes, dessen Mitte ein sprühender Brillant bezeichnete.

„Das," sagte sie, und aus den Thränen leuchtete es freudig verschämt auf, „das schenkte mir mein guter Mann an unserem Verlobungstage; nehmen Sie es — möge es eine so herzlich glückliche Braut schmücken, wie ich es gewesen bin!"

Das schöne Mädchen hielt das funkelnde Kreuz in der Hand, ohne das geringste Zeichen von Bewegung; dann beugte sie sich, bot den Mund zum Kuß und stammelte einen Dank. Fritz Roden aber öffnete die Thür und rief in den Flur hinaus mit seiner Löwenstimme: „Heda, Leute! Mamsell, Rike, Minna! kommt

einmal herein!“ Und als das ganze Gesinde herzulief, bis auf die letzte Küchenmagd, die Knechte und den kleinen Stallbuben, da faßte er das Prinzeßchen um die feine Taille und sagte: „Da, seht meine Braut, Ihr Leute! Morgen könnt Ihr die Verlobung feiern, die Mamsell mag sich einrichten dazu. Na, David, komm her und gieb mir die Hand. Als wir beiden Liebesleute uns zuerst gesehen, da hast Du uns gefahren; Du hast die Braut hereingeführt, und zur Trauung sollst Du uns wieder fahren! Nicht wahr, Lottchen?“

Ob sie an jenen Abend dachte? Und an ihre spöttischen Bemerkungen? Sie starrte über die Leute hinweg ins Leere hinaus und mählich stieg eine Purpurröthe in ihr Gesicht. Mit einer hastigen Neigung des Kopfes schien sie zu bejahen, dann wandte sie sich rasch. Fritz Roden mußte allein die glückwünschenden Händedrücke in Empfang nehmen, und sie stand am Fenster mit finster zusammengepreßten Lippen. In ihrer Haltung lag etwas Ungeduldiges, als möchte sie eine Last von den Schultern werfen.

Zwei Wochen waren vergangen seit jenem Verlobungstage: eine wunderbare Spanne Zeit! Wie Blei lag es auf allen Gemüthern; das einzig Strahlende waren Fritz' Augen. Jeden Tag um fünf Uhr erschien er bei uns und blieb bis zum Abend. Gewöhnlich hatte er beim Eintreten die linke Hand, die ein Päckchen trug, auf dem Rücken versteckt, um dasselbe mit glücklichem Lächeln und möglichst unbemerkt in Lotte's Arbeitskörbchen zu verbergen oder ihr unversehens in den Schoß zu legen. Es waren wunderliche Präsente mitunter, wie sie eben ein Mensch, der à tout prix schenken will, in einer kleinen Stadt aufzutreiben vermag; elegante Papeterien mit bemalten Briefbogen, Arbeitstaschen mit unbrauchbaren Scheren und Fingerhüten, die viel zu groß waren für Lotte's Fingerchen, Parfüms, die geradezu schrecklich rochen, und dann mal wieder ein köstlich duftender Veilchenstrauß, der wohlthuend abstach gegen die anderen Sachen. Ich konnte mich nie entschließen, Lotte beim Empfange dieser Gaben anzusehen, sie paßten so ganz und gar nicht für sie, und doch waren sie alle freudig gegeben, mit so inniger Liebe ausgesucht, daß ich sie um jede einzelne beneidete.

Sie stellte sie alle mit einander in einen großen Kommodenkasten, den sie eigens zu diesem Zwecke leerte. Und sie konnte seinen fragenden zärtlichen Blicken mit einer Konsequenz ausweichen, die bei ihrem sonst so lebhaften Augen- und Mienenspiel zu einer förmlichen Leistung der Selbstbeherrschung wurde. Ueberhaupt war sie stiller geworden und hatte ein stolzes Wesen angenommen, das einen minder begeisterten Bräutigam, als Fritz Roden, schon nach drei Tagen zur Verzweiflung gebracht haben würde, womit sie ihn aber so unbemerkt lenkte, als sei er eine ihrer Puppen vom Kindertheater, die sie an seidenen Fädchen tanzen ließ. Nie nahm sie seinen Arm, wenn wir spazieren gingen, und sie hatte sanft, aber bestimmt abgelehnt, Besuche bei den Honoratioren zu machen, weil — sie noch in zu tiefer Trauer sei.

Er ließ es gelten, er ließ eben Alles gelten! Er kam nicht mehr in Stulpenstiefeln, weil sie geäußert hatte, er sehe aus wie ein Verwalter; er trug keine bunten Kravatten mehr, weil sie behauptete, es sei unfein. Er hatte ein langes Schreiben an die Domainenverwaltung gerichtet mit der Bitte, ihm den völligen Ausbau der oberen Etage des Gutshauses zu gestatten, und er wollte ihr künftiges Zimmerchen hellblau dekoriren, weil ihr das reizend stehen müsse und weil doch Blau ihre Lieblingsfarbe sei.

Großmutter saß apathisch dabei. Sie hatte sich sehr verändert, die alte Frau, gleichsam als ob die Folgen der traurigen Schicksale sich geltend machten, nun die Aufregung vorüber. Sie war zusammengesunken, geistig und körperlich. Frau Roden kam zuweilen mit dem Sohne, und dann blieben die beiden alten Damen in Großmutters Stube und sprachen von längst vergangenen Zeiten; Fritz saß der Lotte gegenüber, und ich allein an meinem Nähtische.

Nun war es dicht vor Weihnacht, ein häßlicher regnerischer Tag. Lotte hatte die Arme über einander geschlagen und sah zum Fenster hinaus; sie wandte dem Bräutigam das Profil zu, und er schien gänzlich in ihren Anblick versunken. Keiner sprach ein Wort.

Endlich wendete sie sich. „Nicht wahr, Fritz,“ sagte sie ganz unvermittelt, „Du bist ein sehr wohlhabender Mann?“

Er stutzte und lachte und reichte ihr die Hand. „Nun, Prinzeßchen, wir haben schon zu leben.“

„Ich will Dich etwas fragen,“ sprach sie weiter, „aber Tone soll es nicht hören.“

Ich stand auf und ging hinaus. „Ich werde unterdeß für den Kaffee sorgen,“ sagte ich freundlich.

Nach einer Viertelstunde kam ich in das Schlafzimmer und sah die Thür geöffnet nach der Wohnstube; im Begriff zu schließen, hörte ich Fritz sagen:

„Alles was Du willst, Lotte — das nicht! Es wäre ein Leichtsinn.“

Nach einer Weile kam Lotte herein, ging vor den Spiegel und ordnete die Löckchen; ich sah, wie ihre Hände zitterten und wie dunkelrothe Flecke auf ihren Wangen brannten.

„Tone,“ sagte sie, „wir glaubten doch einmal, er wäre ein Gentleman? Wir haben uns Beide geirrt.“ Mit einem heftigen Ruck stieß sie den Toilettekasten zu und nahm Hut und Mantel. „Ich komme bald zurück, Tone; übernimm Du derweilen die Unterhaltung meines Bräutigams.“ Und fort war sie.

Als ich ganz bestürzt in das Zimmer zurückkehrte, fand ich ihn vor den Familienbildern und mit zusammengezogenen Brauen Hans betrachtend.

„Wo ist Lotte?“ forschte er.

„Ausgegangen, Fritz. Wußten Sie es nicht?“

„Nein!“ Er schien unruhig. „Sie hat mir etwas übelgenommen,“ setzte er hinzu. „Wissen Sie, wohin der kleine Trotzkopf gelaufen ist?“

Ich schüttelte den Kopf. „Sie wird bald wiederkommen.“

„Nun, ich werde versuchen, sie einzufangen,“ meinte er ruhig und ging ebenfalls. Aber es gelang ihm nicht; sie kam allein zurück.

„Wo bist Du gewesen, Lotte?“ fragte ich.

„Da draußen — ein wenig herum,“ war die Antwort.

Nach einer kleinen Weile kam auch Fritz Roden. Er trug wie immer ein Paket in der Hand, legte es neben Lotte's Tasse und sah sie bittend an. Aber, siehe da! zum ersten Male war die Liebesgabe für sie gar nicht vorhanden; nicht einmal aus Versehen streifte sie ihr Blick, so dicht sie sich auch neben der Tasse befand.

„Nicht trotzen, Prinzeßchen!“ sagte er endlich scherzend.

Sie sah ihn groß an; eine namenlose Verachtung lag in dem Blicke. „O nein,“ sprach sie, „aber ich möchte Dich nicht zum Leichtsinn verleiten — ich nehme nichts wieder.“

Er lachte herzlich auf. „Lotte,“ rief er, „das war so recht wie ein Weib gesprochen, dem man einen Wunsch versagen mußte. Ihr Mädchen und Frauen seid kostbar in Eurem Gekränktsein! Sieh mal, Schatz, es sind Pralinées von Suchard, und die kleine niedliche Bonbonnière dazu!“ Er hatte das Paket geöffnet und hielt ihr die Schachtel hin.

„Ich bin kein Kind — ich danke!“ erwiderte sie, nahm einen frischen Zwieback und biß hinein, daß er zersplitterte.

„Soll ich fortgehen?“ fragte er, noch immer heiter.

„O bitte!“ erwiderte sie mit einer graziösen Handbewegung nach der Thür. — Es wäre allerliebst gewesen, hätte sie dazu gelacht. So mußte es verletzen.

Fritz Roden sprang auf. „Dann lebe wohl und besinne Dich eines Bessern.“

Sie erhob sich ebenfalls. „Adieu!“

An der Thür zögerte er; Aerger und Lachen kämpften in seinem Gesichte. Er kam nochmals zurück, hob ihr Kinn sanft in die Höhe und fragte: „Haben wir uns lieb — oder nicht, Lotte?“

„Ich glaube, es verlohnt sich, darüber nachzudenken,“ erwiderte sie.

„Lotte!“ rief er erschreckt. Aber sie entschlüpfte ihm und lief in die Schlafstube. Er stand noch ein Weilchen, dann ging er und vergaß, mir Adieu zu sagen. — —

Mir war die Scene völlig unverständlich. „Lotte,“ sagte ich und kam ihr nach, „ich will mich nicht in Eure Angelegenheiten mischen, aber es war nicht recht von Dir, ihn so zu verabschieden!“

„O, Der!“ klang es verächtlich. Sie saß vor dem winzigen Ofen, hatte die Füße gegen den Vorsprung der Thür gestemmt und ließ den Schein der Flamme über die zierlichen Stiefeletten

Zwei Familien.
Nach dem Oelgemälde von Max Weeſe.

Digitized by Google

spielen. Es war tief dämmerig in dem Raume, ich konnte ihre Gesichtszüge nicht mehr unterscheiden.

„Ach, Lotte!“ bat ich.

„Ich habe geglaubt, eine Stütze würde er für uns sein,“ sprach sie, „habe gemeint, er könne uns aus unserem Elende emporheben — was hat es mich gekostet, ehe ich es vermochte zu ihm zu sprechen! Und was antwortet er mir nach allen Liebesbetheuerungen, nach der Versicherung, daß ein jeder Wunsch von mir Befehl für ihn?“ Und nun kopirte sie seine Stimme: „‚Nein, mein Kind, das verstehst Du nicht, bitte mich darum nicht!‘ — Gott im Himmel, Tone, ich bin mir vorgekommen wie eine Bettlerin, die man mit den Hunden vom Hofe jagt.“

„Er ist doch so vernünftig, Prinzeßchen; — wenn er Dir etwas abschlug, war es zu Deinem Besten“

„O ja, sehr vernünftig!“ klang es schneidend. „Aber diese Vernunft ist kalt wie Eis, man erfriert dabei. Rasches, warmes, leidenschaftliches Thun; ein Handeln, daß die Linke nicht weiß, was die Rechte giebt, ein Funke von Edelmuth — Du suchst ihn vergebens bei diesen Menschen, die ihr Leben verbracht haben, wie der Wurm im mehligen Körnlein. Ach, und an solchen Philister mußte ich gerathen!“

„Jetzt sage, was hat es gegeben?“

„O, Du wirst mich ja auch nicht verstehen. Hans will Geld, muß Geld haben, oder er ist verloren.“

„Um Gotteswillen!“ rief ich, „Du hast ihn um — — für Hans — gebeten?“

„Ja, denn er steht mir am nächsten, und ich habe ihn am liebsten auf der Welt. Dein Gespräch mit der Großmutter habe ich angehört, am Verlobungsmorgen und —“ sie stockte — „aber ich hätte noch nichts gesagt, noch nicht; gestern Abend indeß, da erhielt ich einen Brief von Hans, und ich weiß nun, daß er dem Elend, dem Verderben anheim gegeben ist, wenn man ihm nicht hilft, bald hilft. Da,“ ihre Stimme war fast schrill, „da bat ich ihn, dem Hans zu helfen. Und er — er setzte sich aufs hohe Pferd; sprach davon, daß er für mich und Euch Alles thun wollte, daß er aber nicht leichtsinnig genug wäre, sein Geld auf die Art ins Wasser zu werfen, und daß man Hans nichts nützen, sondern ihm schaden würde, denn nur Elend, Hunger und Kummer könnten solche Natur zum ordentlichen Menschen machen, zu sich selbst zurückführen. O, er sprach sehr schön, sehr vernünftig und bürgerlich brav, aber er nahm dabei die Larve vom Gesicht, und ich sah in die Züge eines armseligen kleinlichen Menschen. Erbärmlichkeit — und kein Ende!“

„Nein!“ rief ich, „Lotte, Du übertreibst! Nein, er hat Recht, glaube mir, dem Hans hilft kein Geld, er würde es dort wie hier in einer Stunde verspielen. Habe Achtung vor dem Besitz, daran Arbeit und treue Pflichterfüllung hängen — das Geld wäre in einen Abgrund geworfen.“

Sie nahm die Kohlenzange und stieß sie in die Gluth, dann sprang sie auf und rang die Hände in einander. „Tone, ich glaube, ich hasse —“

Sie verstummte jäh, denn eben klopfte es an die Vorderthür. Ich ging hinüber, öffnete und erblickte den jungen Kutscher; er hielt ein Schreiben in der Hand und lachte verschmitzt.

„Für die Braut unseres Herrn,“ sagte er.

Ich zündete ein Licht an, nahm das Schreiben und ging zu Lotte. Sie wußte kaum, sollte sie zugreifen oder nicht. Dann nahm sie es zögernd, öffnete das Konvert und zog einen Brief hervor. Eine Postquittung über hundert Thaler lag darin, als Absender war Lotte vermerkt. Blaß wie der Tod ward sie, und hastig legte sie den Zettel auf die Kommode, an welcher sie stand. „Außerordentlich gütig!“ flüsterte sie ironisch. Nach mehreren Minuten erst las sie den begleitenden Brief und reichte ihn mir dann. „Auch jetzt noch Moralpredigt,“ sagte sie und wandte sich ab. Fritz Roden aber schrieb:

„Ich kann Dich nicht traurig wissen oder mir zürnend, und zudem war es Deine erste Bitte an mich, mein Liebling. So habe ich denn, Deines Bruders augenblickliche Verlegenheit zu mindern, hundert Thaler an ihn gesandt. Mit derselben Post geht ein Brief an einen mir befreundeten Herrn in New-York ab, die Bitte enthaltend, sofort den Herrn Hans von Werthern im Spitale aufzusuchen, mit ihm über seine Zukunftspläne zu reden und mir umgehend das Resultat mitzutheilen. Meiner Hilfe bei günstigem Bescheid ist er sicher. Ich hoffe, Dir bewiesen zu haben, daß ich nicht so engherzig denke, wie Du anzunehmen scheinst; leichtgläubig und allzu vertrauend bin ich freilich nicht, ich kenne immer gern den Boden, auf den ich meinen Fuß setzen muß.

Und nun sei diese Angelegenheit abgethan, und ich bitte Dich, bei unserem morgenden Wiedersehen sie nicht zu berühren. Schlaf wohl, mein Lieb, und sei gut Deinem Fritz.“

Ich sah zu ihr hinüber und wunderte mich, daß sie nicht schon längst auf dem Wege war, ihm zu danken. Aber sie stand noch immer unbeweglich, und als sie sich endlich umwandte, war ihr schönes Gesicht so gleichgültig wie immer. Sie setzte sich zum Lampenlicht, nahm ein Buch und las.

(Fortsetzung folgt.)

Die Morphiumsucht.

Von Obermedicinalrath Dr. **Landenberger** (Stuttgart).

In dem milchigen Safte, welcher in den grünen Samenkapseln und Stengeln der Mohnpflanze enthalten ist, findet sich ein beim Eintrocknen jenes Safts gewonnener, harzähnlicher Stoff, das Opium, gleichzeitig eines der bekanntesten Gifte und der wichtigsten Heilmittel. In der ganzen civilisirten Welt seit langen Zeiten nach beiden genannten Richtungen gekannt und verwendet, ist das Opium namentlich im fernen Osten auch zu einem Genußmittel geworden, dessen verbreiteter Gebrauch dort ungeheure Geldsummen verschlingt und aus dem Lande führt, indem das Rohprodukt meist aus Indien, wo eine starke Anpflanzung von Mohn statthat, in den Handel gebracht wird. Auch nach Europa, besonders nach einzelnen Seestädten, wie London, hat das Opium als Genußmittel seit langer Zeit Eingang gefunden, und es wird ihm dort in einzelnen „Opiumkneipen“ namentlich von Solchen gehuldigt, die seinen Genuß im Orient kennen gelernt haben. Der Verbrauch des Opiums — soweit es nicht in einem kleinen Bruchtheile medicinisch verwendet wird — geschieht dort in der Weise, daß dasselbe, in Pillen gedreht, aus Thonpfeifen geraucht wird, wobei der Raucher zunächst eine außerordentlich angenehme Aufregung der Sinne verspürt und hernach in traumreichen Schlaf versinkt, aus welchem er mit wüstem Kopf, abgespannten Nerven und allen Uebeln des mit „Katzenjammer“ bezeichneten Zustandes erwacht, welcher zunehmend so lange anhält, bis eine wiederholte Gabe des Mittels die traurigen Folgen wieder auf kurze Zeit verscheucht hat.

Der neuesten Zeit, den Fortschritten der Civilisation ist es vorbehalten gewesen, auch in die ganze alte Welt und nicht in die geringsten Schichten ihrer Bevölkerung ein dem Opium entnommenes Mittel einzuführen, welches seiner, aber auch gefährlicher als dieses, in kürzerer Zeit dieselben Wirkungen hervorruft und stets in weitere Kreise dringend eine nicht zu unterschätzende Gefahr für unsere Gesellschaft bildet. Das Morphium, dieser wirksamste Bestandtheil des Opiums, seit einer Reihe von Jahrzehnten den Aerzten als wohlthätigstes Mittel bekannt, wo es gilt, Schmerzen zu lindern und dadurch erregte Nerven zu beruhigen, ein Arzneimittel ersten Ranges, ohne welches man nicht Arzt sein möchte, wird leider in immer weiteren Kreisen als Genußmittel mißbraucht.

Dargestellt aus dem Opium durch einfache Scheidungsprocesse, erscheint das Morphium als krystallinisches weißes Pulver von geringem specifischen Gewicht und sehr bitterem Geschmack; es ist löslich in Wasser und in Weingeist, beim Erhitzen schmilzt es zunächst, um sodann vollständig zu verbrennen. Das Morphium ist demnach viel leichter verdaulich als das Opium, seine Löslichkeit in Wasser macht es geeignet zur Anwendung in Form von Einspritzungen unter die Haut, und gerade diese Anwendungsweise ist es, mit welcher am meisten Mißbrauch getrieben wird, aus welcher am häufigsten Morphiumsucht entsteht. Dies hat seine Ursache wohl darin, daß es keine Art der Anwendung des Morphiums giebt, welche gleich schnell und sicher wirkt, sodaß bei Leidenden schon nach der ersten Einspritzung und ihrer Wirkung das Vertrauen zu dem Mittel unbedingt feststeht. Die Einspritzung geschieht so, daß eine kleine Spritze, die ein Gramm

Flüssigkeit hält, mit der Morphiumlösung ganz oder theilweise gefüllt und dann nach einem Stich durch die Haut, welchen man mittels des nadelförmig zugespitzten Ausflußrohres der Spritze ausführt, unter die Haut entleert wird; der Einstich verursacht einen unbedeutenden Schmerz, der noch Niemand vom Morphiumgebrauch abhielt.

Die schnelle, sichere Wirkung der Einspritzung hat für Menschen, die an sehr schmerzhaften Uebeln leiden, etwas ungemein Bestechendes; sie sind glücklich, ein Mittel gefunden zu haben, durch welches sie ihre Qualen vertreiben, wenigstens auf Stunden vergessen oder den oft langentbehrten Schlaf wieder finden können. Kleinere, im Gefolge der Einspritzung auftretende Unannehmlichkeiten wie Uebelsein, Brechneigung und wirkliches Erbrechen kommen kaum in Betracht gegenüber der zauberhaft wohlthätigen Hauptwirkung, sie werden bald vergessen und bei wiederholter Anwendung leicht überwunden. So kommt es, daß bei fortdauerndem Leiden die erlösende Einspritzung stets mehr begehrt wird, der Kranke die Zeit derselben kaum erwarten zu können glaubt; noch nicht vertraut mit den traurigen Folgen des Morphiummißbrauchs, setzt er, um in den Genuß der angenehmsten Empfindungen zu kommen, auch dem abnehmenden Uebel zunehmende Morphiumgaben entgegen; um in deren Besitz zu kommen, scheut er sich nicht, seine Umgebung und den Arzt zu täuschen. Einmal bekannt geworden mit den lockenden Genüssen des Morphiumrausches, kommt der Mensch, wenn er nicht ungewöhnlich willensstark ist, kaum noch davon ab, ehe er die tiefen Qualen des Morphiumelends durchgekostet hat. Es ist etwas Dämonisches in diesem Mittel, was die häufig wiederholte Steigerung seiner Gaben fordert: auf ungenügende Mengen folgt bald der jämmerlichste Zustand, das Gefühl körperlichen und geistigen Elends, Zittern, weinerliche Verstimmung, Reizbarkeit hohen Grades, Schwächedelirien, während genügende und besonders zunehmende Gaben wie mit Zauberschlag all diese Uebel verscheuchen, die angenehmste, gehobene Stimmung herbeiführen, im Körper ein Gefühl des Wohlseins und der Kraft erzeugen und alle Sorgen weithin verscheuchen. So benutzt der richtige Morphinist das geliebte Mittel nicht, wie viel geglaubt wird, um sich Ruhe und Schlaf zu verschaffen, sondern vorzugsweise, um sich der furchtbar lästigen, eben aus dem Morphium entstandenen Uebel zu entledigen, ganz ebenso, wie der Schnapstrinker immer wieder trinkt, um sich dem immer drohenden Katzenjammer zu entziehen. Bei vieler Aehnlichkeit, welche der gewohnheitsmäßige Mißbrauch des Morphiums mit dem des Alkohols hat, giebt es doch auch wichtige Unterschiede, welche das Morphium viel gefährlicher erscheinen lassen. Ist der Branntwein vorwiegend das Berauschungsmittel der ungebildeten Klassen, so ist das Morphium am häufigsten bei den Gebildeten zu finden; dem Genusse des letzteren wird regelmäßig sehr geheim gefröhnt, der Alkohol treibt auf die Gassen; der letztere wird meist ohne Steigerung der Gabe länger ertragen, das Morphium häufiger rasch gesteigert, bis es nicht mehr wirkt oder unendlicher Ekel, Schlaflosigkeit, Nervenzerrüttung, Geisteskrankheit eingetreten sind.

Thatsächlich enthalten die genannten Zustände die Aussichten, welche jedem Morphiumsüchtigen drohen, wofern er nicht zeitig umkehrt, und am sichersten, wenn er sich zum beständigen Steigern der Gaben verführen läßt. Es ist kaum glaublich, zu welchen Mitteln die Morphinisten greifen, um in den Besitz des einmal nöthigen Giftes zu gelangen, wie entsetzlich elend oft ihr Zustand ist, wenn sie in die Behandlung der Aerzte gelangen, von denen sie Errettung hoffen und erwarten.

Ein Morphinist, den ich mit bleibendem Erfolg heilte, hatte lange Zeit hindurch täglich drei Gramm Morphium verbraucht, zu dessen Ankauf sein ganzes Gehalt eben ausreichte; als er in Behandlung trat, rang er mit dem Entschluß des Selbstmords. Zwei Damen aus den besten Ständen, beide in den dreißiger Jahren, das Morphium als Genußmittel mißbrauchend, sind gehäuften Gaben desselben zum Opfer gefallen, und erst nach ihrem unerwarteten Tode ergaben angestellte Nachforschungen, daß und wie viel dieselben dem Gifte fröhnten. In solchen Fällen wiederholt sich bei den „Einspritzern" die sittliche Schwäche der Schnapstrinker, alle Rücksichten opfern sie blind dem ersehnten Augenblicksgenuß, sie sind in diesem, nur ein Ziel der Befriedigung kennenden Zustande zu Allem fähig, wenn es nur zum Zwecke führt. Als körperliche Vergiftungserscheinungen beobachtet man: Muskelzittern, Krämpfe, Lähmung der Schließmuskeln der Blase und des Mastdarms, Nervenschmerzen jeder Art, neben der eigenthümlich fahlen auf Blutleere und schlechte Ernährung deutenden Farbe der Haut, besonders des Gesichts und der matten, tiefliegenden verschleierten Augen. Diese schweren Störungen der Ernährung erklären auch, daß bei den Unglücklichen die oft zwanzig- bis dreißigmaligen Einspritzungen häufig örtliche Gewebsentzündungen an den Einspritzstellen hervorrufen, so daß Eiterbeulen und Pusteln in unzähliger Menge den Körper bedecken und abschreckende Geschwüre und Narben entstehen an den zum Einspritzen zumeist gewählten Stellen, an den Armen, der Brust, den Oberschenkeln &c., welche jede Bewegung der betreffenden Stellen, sogar das Liegen im Bett unerträglich machen, bevor nicht wieder eingespritzt ist.

So treiben die Armen, zwischen Ueberreiz und trostloser Abspannung hin- und herschwankend, dem häufig absichtlich gesuchten Tode oder, wenn es gut geht, dem Irrenhause, sonst einer Anstalt, einem Spital entgegen, wo, um sie von ihren Leiden zu befreien, die Abgewöhnungs-, die sog. Morphiums-Entziehungskur an ihnen gemacht werden muß. Diese unter Umständen höchst unangenehme Behandlung besteht darin, daß entweder schnell, mit einem Schlage, oder, was die jetzt gewöhnlichere Methode ist, allmählich dem Kranken der Genuß des Morphiums entzogen wird, indem zunächst der innerliche Gebrauch desselben Mittels oder anderer Opiate, des Bromkalis, Chloralhydrats an Stelle eines Theils der Einspritzungen gesetzt wird.

Die Entziehungskur kann nur mit vollem Einverständniß der Leidenden vorgenommen werden und schlägt fast regelmäßig fehl, wenn letztere sich nicht entschließen, in eine geeignete Anstalt einzutreten und ihren Willen ganz dem des leitenden Arztes unterzuordnen. Trotz dieses stets erlangten Einverständnisses erlebt der abgewöhnende Arzt selbst von sonst ehrenhaften Menschen, welche die dringendste Noth zum Entschluß der Entziehungskur trieb, häufig die unerwartetsten Täuschungen; eine geheim gehaltene, verborgene Spritze, ein Vorrath von Morphium, dessen Vorhandensein regelmäßig geleugnet wird, begleiten oft genug den „Einspritzling" in die Klause der Entziehung, um bei geeigneter Zeit heimlich benützt zu werden.

Ein mir befreundeter, höchst ehrenwerther Kollege, starker Morphinist, an dem ich die Entziehungskur vornehmen sollte, da er durch Morphiumgenuß dienstunfähig geworden war, nahm es höchst übel auf, daß ich ihn aus dem zuerst für einige Stunden ihm angewiesenen Zimmer nach einem Bad, wo seine abgelegten Kleider durchsucht wurden, nun plötzlich in ein bereit gehaltenes anderes Zimmer bringen ließ. Die Nachforschung ergab aber, daß er in dem Ofen des ersten Zimmers eine Spritze und eine ganz bedeutende Quantität Morphium sorgsam versteckt hatte.

Ein Anderer, ebenfalls Arzt, scheinbar schon ganz abgewöhnt, benutzte den ersten freien Ausgang, um sich Morphiumpillen zu verschreiben, die er als Abführpillen mir gegenüber deklarirte. So sind auch die Rückfälle nach der Abgewöhnung so häufig, daß dieselben 40 bis 60 Procent der Abgewöhnten betragen. Ob das neuerdings bei der Entziehungskur in Anwendung gebrachte Cocaïn hierin eine Besserung bringen wird, bleibt bei den wenigen Erfahrungen, die mit demselben gemacht worden sind, noch abzuwarten.

Angesichts der großen Gefahren aber, die unstreitig der Mißbrauch des Morphiums in stets zunehmender Weise gerade für die gebildeteren Kreise der Bevölkerung mit sich führt, dürfte es sich verlohnen, darauf hinzuweisen, was von Seiten der Gesetzgebung und der Einzelnen zu deren Abwehr geschehen kann. Hierher gehörte die scharfe Handhabung des bestehenden Verbotes der Repetition von wirksamen Arzneivorschriften in den Apotheken ohne neue ärztliche Verordnung, sowie die angemessene Bestrafung bei Uebertretungen dieser Vorschrift. Sehr wünschenswerth wäre sodann die Ueberwachung des Handels mit den verderblichen Morphiumspritzen und ihren Bestandtheilen, eines Handels, der eine von den Meisten ganz ungeahnte Größe des Absatzes an Nichtärzte ausweist. Außerdem wäre sehr zu wünschen, daß die in neuester Zeit überall entstehenden nützlichen Vereine gegen den Mißbrauch der alkoholischen Getränke auch den Morphiummißbrauch in den Bereich ihrer Aufgaben ziehen möchten.

Blätter und Blüthen.

Ein Turnfest. Noch ist der Festjubel nicht verrauscht, der im verflossenen Sommer in den Straßen Dresdens widerhallte; noch zittern seine Klänge in den Herzen deutscher Turner nach, die jenseit der Reichsgrenzen heiß um die Erhaltung ihrer Nationalität kämpfen, und wiederum wurde während der letzten Tage in den Mauern der sächsischen Hauptstadt ein Turnfest abgehalten, welches trotz seines lokalen Charakters doch eine allgemeine Beachtung verdient.

Am 17. Januar feierte der „Turnverein für Neu- und Antonstadt-Dresden" das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seiner Gründung, nahm von Nah und Fern Glückwünsche entgegen und durfte mit Stolz zurückblicken auf ein Vierteljahrhundert ernster Arbeit und erfreulichster Erfolge.

Im Jahre 1861 begann der Jubilar seine Thätigkeit mit nur siebzig Mitgliedern, aber auf eigene Kraft vertrauend, wuchs er mit der Zeit zu einer stattlichen Gemeinschaft heran, die heute über 600 aktive Mitglieder zählt und dank ihrer vortrefflichen Einrichtung zum Brennpunkt der turnerischen Bestrebung der Heimathstadt geworden ist. Es ist ihm gelungen, aus den kleinen Mitgliederbeiträgen und Veranstaltungen zu Gunsten des Vereins ein Vermögen von ungefähr 60000 Mark anzusammeln, er besitzt ein eigenes Heim, ein großes mehrstöckiges Haus, an welches sich seit 1881 eine großartige Turnhalle anschließt — eine Halle, in welcher gleichzeitig 300 Mann den Turnübungen obliegen können, und welche die stattlichste und wohleingerichteiste unter allen Turnhallen Deutschlands sein dürfte.

Das Vereinshaus des Turnvereins in Neu- und Antonstadt-Dresden.

Wie selten ein anderer Verein, hat es gerade dieser verstanden, alle Stände, niedrige und höchste, in sich zu vereinigen, und war stets von einem Geiste beseelt, der, das Gute, Edle und Wahre hochhält und für allgemeine Interessen rege Theilnahme bekundet. So werden gegenwärtig außer den Mitgliedern 400 Kinder, 125 männliche Personen bis zu achtzehn Jahren und 60 Damen von dem Verein im Turnen unterrichtet, so ist in seinem Schoße eine Sängerschaft entstanden, deren Leistungen oft allgemeine Anerkennung fanden, und so verfügt er über eine reiche, fleißig benutzte Bibliothek.

Möge der Muster-Verein noch lange blühen, „frisch, frei, fröhlich, fromm" sein hohes Ziel verfolgen, möge er nach wie vor beitragen zur Kräftigung wahrer Vaterlandsliebe und Förderung echten Bürgersinnes!

Die „Alte Turnhalle".

Zwei Familien. (Mit Illustration S. 89.) Genau drei Wochen vor Ostern war es, als Mutter die sorglich gesparten Eier in das weiche Nest unter dem Herd legte und die große schwarze Henne darauf setzte. Drei Wochen sind eine lange Zeit. Wenn auch die Kinder anfangs noch oft unter den Herd geguckt und der Henne den und jenen Lederbissen zugesteckt hatten, schließlich war das stille reglose Thier von ihnen gänzlich vergessen worden. Da eines Tags, wie Mutter eben den großen Kessel mit dem Badewasser vom Feuer nehmen will, hört sie zu ihren Füßen ein leises Pieben. Vorsichtig hebt sie die Henne vom Neste und, o Freude! — da kribbelt und krabbelt es in allen Farben durch einander, schwarz, gelb, braun und scheckig zwischen den zerbrochenen Eierschalen! Die Mutter zählt und zählt wieder, ja — weiß Gott! — das ganze Dutzend ist vollzählig, nicht ein einziges taubes Ei war im Neste, und wie munter zappeln die kleinen Küken schon und purzeln, kopfüber, kopfunter, vom Neste herunter auf die Dielen. Nicht fünf Minuten vergehen, so ist die ganze Menschenfamilie in staunender Bewunderung versammelt um die piepende, picknde Hühnerfamilie, sogar der Vater verschmäht es nicht, die Sonntagspfeife im Munde, behaglich dem lustigen Treiben zuzuschauen.

Aber wie meisterhaft hat uns Weese die Art des Eindruckes geschildert, die jeder einzelne dieser Zuschauer empfängt! Das kleine Mädchen, welches so zärtlich das leptausgekrochene noch feuchte Küchlein in ihren Händen wärmt, wird die treueste Hüterin der Hühnerfamilie sein, während ihr bequem am Boden hingestreckter Bruder in seinen Schelmenaugen schon jetzt mehr als einen Schabernack ahnen läßt, den er sich später im Hühnerhof erlauben wird. Der älteste Knabe sieht mit ruhig gesetzter Miene zu, vielleicht überlegt er gar schon, wie viele Sonntagsbraten da mit der Zeit heranwachsen. Die Mutter aber drückt instinktiv ihr eigenes Nesthäkchen fester an die Brust und lächelt der treuen Mutter dort unten sympathisch zu. Entschieden kann es in der Thier- und Menschenwelt schwerlich zwei glücklichere Familien geben, als die beiden, welche unser Bildchen verewigt.

E. Michael.

Schulbäder. Unter den Reformen, die zum Zwecke der Gesundheitspflege in den Schulen angestrebt werden, verdient auch die Einrichtung einfacher Bäder in Schulgebäuden Beachtung und Nachahmung. Unter deutschen Städten besitzt Göttingen schon seit längerer Zeit Schulbäder, in welchen die Bade-Einrichtung aus drei Douchen mit ebenso vielen darunter angebrachten Zinkwannen besteht. Die Schüler und Schülerinnen baden während der Unterrichtszeit, und dank der eingeführten Bade-Ordnung kann eine mäßig stark besuchte Knabenklasse während einer Stunde unter den drei Douchen erfrischt werden. Für Mädchenklassen ist ein längerer Zeitraum erforderlich.

Zwei Denkmale. Während aus dem Norden unseres Vaterlandes eben ein warmer Aufruf ergeht, Beiträge für ein würdiges Fritz Reuter-Monument einzusenden, hat sich im Süden ein zweites Komité gebildet, welches die Verehrer der Muse Ottilie Wildermuth's dafür gewinnen will, dem Andenken an die beliebte Dichterin ebenfalls ein einfaches Denkmal zu widmen. Die tief gemüthvollen und von echtem Humor belebten Dichtungen Reuter's und die schlichten, innigen Erzählungen Ottilie Wildermuth's sind zum Gemeingut des deutschen Volkes geworden, das jetzt auch gemeinsam Gelegenheit zur Bethätigung seines Dankes hat. Beiträge für das Reuter-Denkmal sind an Dr. Gustav Moeries in Magdeburg, Gr. Münzgasse 2, für das Wildermuth-Monument an den Bankier Jäger in Tübingen, Uhlandstraße 2 zu richten.

Der Volta-Preis. Zu den höchsten Ehrenpreisen, welche für wissenschaftliche Arbeiten ausgesetzt sind, gehört der zu Ehren Volta's, des berühmten Forschers auf dem Gebiete der Elektricitätslehre, gestiftete. Er beträgt 50000 Franken und soll im Jahre 1887 für die beste Entdeckung zuerkannt werden, kraft welcher die Elektricität mit besonderem Vortheil zu verschiedenen Zwecken verwendet werden kann. Die Entscheidung ruht in Händen der Akademie der Wissenschaften in Paris; das Preisausschreiben ist jedoch gewissermaßen international, da Bewerber aller Nationen zugelassen werden.

—i.

Ein Tiroler Freiheitskämpfer, der im Jahre 1809 als Adjutant Hofer's eine hervorragende Rolle gespielt hat, ist am 28. December 1885 zu St. Leonhardt im Passeyer gestorben — Josef Holzknecht, der Schwiegersohn Andreas Hofer's und Kampfgenosse Speckbacher's und Haspinger's.

Kleiner Briefkasten.

(Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.)

Antrage. Ein tellertes Spiel der Kinder ist, mit Bildern überzogene Würfel nach entsprechenden Vorlagen zusammenzusetzen. Leider werden diese Spielzeuge gar bald beschädigt. Aber durch Aufkleben neuer Bilder könnte geholfen werden. Ueberzeugt, daß wir im Interesse vieler Hausfrauen sprechen, richten wir an Lieferanten solcher Bilder die freundliche Bitte, ihre Adresse gefälligst der Redaktion der „Gartenlaube" mittheilen zu wollen. B. in L.

Antiquarius in Kr. Wir werden das betr. Unternehmen fortführen, aber nicht in den Zwischenräumen von fünf, sondern von zehn Jahren, da sonst die Ergänzungsbände zu schwach ausfallen würden.

Postkarte aus Hamburg. Wir haben bereits Anordnung getroffen, daß vom Jahrgang 1886 ab statt der schwarzen Jahreszahl auf dem Rücken der Einbanddecke eine vergoldete kommen soll, wodurch das Finden der einzelnen Jahrgänge wesentlich erleichtert wird.

K. P. in P. Herr Musikdirektor G. Rauchenecker, dessen Kompositionen zu dem Ritterdahn'schen Oberlande preisgekrönt wurde, ist von Kassel nach Barmen verzogen.

Inhalt: Was will das werden? Roman von Friedrich Spielhagen (Fortsetzung). S. 77. — Der erste Versuch. Illustration. S. 77. — Entdeckungsfahrten des deutschen Kampfers „Samoa". 1. Aitutaki bis Festungs-Bay. Für die „Gartenlaube" mitgetheilt von Dr. O. Finsch (Bremen). S. 83. Mit Illustrationen S. 81, 83, 84 und 85. — Die Ahnerte. Von W. Heimburg (Fortsetzung). S. 86. — Die Merowingerstadt. Von Oberwegierungsrath Dr. Lotzenerzer (Stuttgart). S. 90. — Blätter und Blüthen: Ein Turnfest. Mit Abbildungen. S. 92. — Zwei Familien. Von E. Michael. S. 93 Mit Illustration S. 89. — Schulbäder. — Zwei Denkmale. — Der Volta-Preis. — Ein Tiroler Freiheitskämpfer. — Kleiner Briefkasten. S. 92.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redakteur Dr. Fr. Hofmann. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger. Druck von A. Wrede, sämmtlich in Leipzig.

№ 6. 1886.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Was will das werden?

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Friedrich Spielhagen.

(Fortsetzung.)

Zweites Buch.

1.

Meine Knabenzeit war völlig zu Ende mit jener Nacht. Ich wußte es nicht, obwohl ich etwas derart spürte an der festeren Kraft, mit der ich jetzt die Dinge angriff, und der größeren Sicherheit, mit der ich den Menschen gegenübertrat. Vergebens, daß der Pastor Renner, der seine Heftigkeit bereuen mochte, jetzt durch freundliches Zusprechen, zuletzt durch offene Bitte, das verscheuchte Schaf zur Heerde zurückzulocken suchte; vergebens, daß der Direktor, welchem er den bösen Fall anvertraut, wieder umgekehrt, zuerst mit Güte, dann gewaltsam und unter Androhung der Strafe der Nichtversetzung meine Hartnäckigkeit zu beugen oder zu brechen unternahm — ich blieb fest, ohne auch nur meine Dränger auf eine spätere Zeit zu vertrösten, in der ich etwa anderes Sinnes werden würde. Ich hörte später, daß man mich, als einen sittlich Unreifen, vom Examen habe ausschließen wollen und daß darüber in dem Lehrerkollegium eine stürmische Scene stattgefunden. Aber Professor von Hunnius war nicht der Mann, der sich durch Heftigkeit, der kein Recht zur Seite stand, einschüchtern ließ. Er bestand darauf, daß ich versetzt und als der Erste versetzt werden müsse; und sagte mir, daß er es gesagt, und daß ich mich nun zusammennehmen solle. Es hätte für mich der Mahnung nicht bedurft; ich wußte ohnedies, was auf dem Spiel stand, durchschiffte muthig und geschickt alle Scyllen und Charybden des Examens und löste das Wort, das der brave Mann für mich verpfändet, ehrlich ein. Die Stimme, mit welcher der Direktor das Resultat verkündete, klang etwas rauh, und er hätte mich bei dem „Qui profieit in litteris“, mit welchem er seine Ansprache an die Versetzten schloß, nicht so grimmig zu fixiren brauchen — ich und alle wußten, daß es auf mich gemünzt war.

So erschlossen sich mir widerwillig knarrend die Pforten der Prima.

Es war an dem ersten Tage nach den Ferien in der großen Zwischenviertelstunde. Die „Alten“

Fischerin. Studienkopf von Mathias Schmid

musterten im Vollgefühl der höheren Würde die „Füchse“ und schienen, nach ihren mißvergnügten Mienen zu schließen, an den neuen Acquisitionen keine besondere Freude zu haben, besonders nicht an Emil Israel, der sich, als der Letzte, noch eben durch das Examen gedrückt hatte und der, in Folge dessen, jetzt auch wieder als der Letzte still auf seinem Platze saß, verschüchtert durch so viel auf ihn gerichtete übelwollende Blicke, daß er nicht mehr die kurzsichtigen Augen aufzuschlagen wagte. Ich hatte mich mit einem ganz Neuen unterhalten, einem, der von auswärts gekommen und mir durch die ernste Miene seines blassen, feingeschnittenen Gesichtes aufgefallen war. Er hatte mir seinen Namen genannt: Adalbert von Werin, und wir wollten uns eben in eine schwierige Optativ-Frage, die in der eben stattgehabten Homer-Stunde nicht zum Austrag gekommen war, vertiefen, als meine Aufmerksamkeit auf unliebsame Weise abgelenkt wurde.

Vor dem armen Emil stand Astolf von Vogtriz, der Bruder von Ulrich (welcher ebenfalls zu den „Füchsen“ gehörte, während Astolf bereits ein Jahr in der Prima saß), und ließ es sich angelegen sein, den „Judenjungen“ nach Gebühr zu hänseln. Ich hatte das Wort über dem Lärmen, das in der Klasse herrschte, nicht gehört, aber ich las es dem schönen Astolf förmlich von den hochmüthig gekräuselten Lippen und sah, wie es den armen Emil gekränkt, an dem weinerlichen Zucken seines Mundes, das ich so gut kannte. Mit ein paar raschen Schritten war ich von meinem neuen Bekannten weg an Emil's Seite und ersuchte den Andern mit ruhiger Stimme, trotzdem mir bereits das Blut heftig wallte, „meinen Freund ungeschoren zu lassen“.

Die schönen, hochmüthigen Augen wandten sich auf mich mit einem Blick mehr des Erstaunens als des Zornes.

„Und wer bist Du denn?“ fragte er, mich von Kopf bis zu den Füßen messend; „ich habe, so viel ich weiß, noch nicht die Ehre gehabt.“

„Die Ehre würde allerdings auf Deiner Seite sein,“ erwiderte ich, „nach dem Betragen zu schließen, dessen Du Dich hier eben beflissen hast. Ich meinestheils sehe wenigstens keine Ehre darin, einen offenbar Schwächeren zu hänseln, noch dazu in einer so brutalen Weise.“

Wir standen uns dicht gegenüber mit blassen Gesichtern (wenn meines, wie ich vermuthe, so bleich war wie seines); und daß mein Athem in kurzen Stößen kam und ging, wie der seine, hörte ich deutlich genug. Und jetzt sprühten seine Augen hellen Zorn; ich mußte im nächsten Moment einen Schlag von seiner geballten Faust erwarten. Aber er bezwang sich zu meinem Erstaunen und sagte, sich auf den Hacken umdrehend, nur so über die Schulter:

„Wir sprechen uns ein andermal.“

„Ich trage kein Verlangen danach,“ rief ich hinter ihm her.

Ein paar „Alte“, die der Streit herbeigelockt, schienen einen andern Ausgang erwartet zu haben, und nahmen die Sache, die jener hatte fallen lassen, wieder auf. Höhnende Worte von allen Seiten, drohende Gesten. Und dann weiß ich nicht, hatte ich einen, der sich in beleidigend unbequeme Nähe herangedrängt, zurückgestoßen; hatte einer wirklich Hand an mich gelegt — plötzlich ertönte der Ruf „Hinaus!“ und zwölf Hände zugleich hatten mich erfaßt, die Exekution zur Ausführung zu bringen. Es war nicht so einfach, wie sie sich gedacht haben mochten: gewandt und für meine Jahre stark, wie ich war, hatte ich mich mit einer blitzschnellen gewaltsamen Bewegung von ihnen befreit und war meinerseits zum Angreifer geworden, so daß es mir gelang, mir meine sämmtlichen Gegner vom Leibe zu halten, freilich nicht, ohne die Kunst des Boxens, wie ich sie von meinen Freunden in der Hasengasse erlernt, ausgiebig zur Anwendung zu bringen. Dennoch hätte ich zweifellos der Uebermacht der Feinde in kürzester Frist erliegen müssen, wie der wackere Ivanhoe den seinen am zweiten Tage des Turniers von Asby, wäre mir nicht, eben wie dem „Deschidado“, ein „Schwarzer Ritter“ gekommen, auf den ich nicht gerechnet hatte.

„Hollah!“ rief eine helle Stimme, die den Lärm übertönte, „sechs gegen einen! Schämt Ihr Euch nicht?“

Und zwei Fäuste griffen in dem Schwarm einen und schleuderten ihn sechs Schritt links, und einen Zweiten und schleuderten ihn sechs Schritt nach rechts, und als sie so dem, welchem sie gehörten, freie Bahn gemacht, stand er selbst neben mir — Ulrich von Vogtriz — und seine helle Stimme rief:

„Kommt heran, wenn Ihr noch etwas wollt! Das sage ich Euch aber, den Ersten, der sich heranwagt, schlage ich nieder, daß er das Aufstehen vergessen soll.“

Es hatte offenbar Keiner Lust, mit dem Hünen anzubinden, als plötzlich Astolf, der sich übrigens an der Rauferei nicht betheiligt hatte, rasch auf seinen Bruder zuschritt, der ihn mit finster zusammengezogenen Brauen erwartete. Aber bevor noch die beiden Brüder aneinander kamen, hatte ich mich zwischen sie geworfen, Ulrich zurufend:

„Halte mir nur die Anderen vom Leibe! Mit Deinem Bruder werde ich schon selber fertig!“

„Hast Recht,“ sagte Ulrich, bei Seite tretend, und dann zu seinem Bruder in gutmüthigem Spott: „Sieh Dich vor, Astolf! es sollte mir um Deine Nase leid thun. Ich weiß, Du hältst große Stücke darauf.“

Astolf schleuderte ihm ein heftiges Wort zu und wandte sich gegen mich, aber es sollte uns glücklicherweise eine Fortsetzung der leidigen, für eine Prima unerhörten Scene erspart werden; der Ordinarius, Professor Willy, trat herein, ließ unter den halb gesenkten Lidern für ein paar Momente seinen Blick über unsere glühenden Gesichter schweifen, machte dann aber mit seiner sanften Stimme nur eine Bemerkung über den häßlichen Staub, welchen wir doch schon um unsertwillen zu erregen vermeiden sollten, bestieg das Katheder und die Lektion begann.

Eine Litteraturlektion, in der das Thema zu unserm ersten deutschen Aufsatz: „Schiller's Idealismus, mit besonderer Beziehung auf ‚Das Lied von der Glocke‘“ von ihm exponirt wurde in einem Frage- und Antwortspiel, das er geschickt zu leiten wußte und von Zeit zu Zeit durch Exkurse unterbrach, in welchem er schwierigere Punkte zusammenhängend erläuterte. Es war für mich ein eigener Zauber in diesen Ergießungen, denn so mußte man sie wohl nennen. Offenbar war das Herz des Mannes in den Worten, die ihm in einem sanft dahingleitenden Strom von den schöngeschwungenen Lippen flossen. Und manchmal wallte es aus dem Strom auf, aber nicht in unruhigen Wirbeln, sondern wie wenn eine Quelle aus der Tiefe nach oben dränge, ihr lauteres Wasser mit dem des Stromes zu mischen, und dann hoben sich wohl auch die halb gesenkten Lider vollends: man durfte in ein paar große, fast schwärzlich blaue Augen blicken, und die schöngeschwungenen Lippen zitterten. Ich hatte dergleichen noch nie erfahren und vernommen. Das war nicht des Pastors Feuereifer, der den Hörer versengte: das war nicht die kühle Logik, mit welcher Professor von Hunnius seinen Schülern die konfusen Köpfe zurechtsetzte — ein paarmal wurde ich wohl an den Vater erinnert, aber doch nur, wie man sich bei einer prunkhaften Zierblume, deren Duft uns berauscht, der bescheidenen Wiesenblume erinnert. Ich fühlte förmlich, wie mir dieser Rausch zu Kopf stieg, aber willig gab ich mich einer Empfindung hin, die mich über mich selbst hinauszuheben schien. Wie gebannt hing mein Blick an dem Redner, und es mochte wohl deßhalb sein, daß auch sein Blick sich wiederholt auf mich wandte und er zuletzt nur noch zu mir zu sprechen schien. Jedenfalls hatte ich alle Anderen und alles Andere — und gewiß die eben stattgehabte Scene — völlig vergessen und erwachte, als die Stunde zu Ende war, mit einem tiefen Athemzuge, wie aus einem schönen Traume.

Und in dieser traumhaften Stimmung war ich noch, als ich durch die Straßen, in welchen heller warmer Frühlingssonnenschein lag, nach Hause schlenderte. Allein: Emil Israel, mein sonstiger stetiger Begleiter auf den Schulwegen, mußte vorausgelaufen sein. Ich mochte ihn heute leicht entbehren. Durfte ich doch überzeugt sein, daß der gute Junge von dem Vortrage unseres neuen Professors kaum ein Wort verstanden habe! Ich aber wälzte, was ich vernommen, eifrig in meiner bewegten Seele und schritt so, nachdenklich, vor mich hin, als sich plötzlich der „ganz Neue“, Adalbert von Werin, zu mir gesellte. Es stellte sich heraus, daß wir so ziemlich denselben Weg hatten: er wohnte mit Mutter und Schwester in einer der Hasengasse zunächst benachbarten Straße, die er mir nannte. Die Straße war womöglich noch weniger vornehm als die Hasengasse, ja, fast verrufen, und ich sagte mir sofort mit jenem Scharfsinn, welchen selbst arme Knaben für dergleichen Dinge haben, daß Leute, die sich da einquartierten, mindestens nicht reich sein könnten. Eine verstohlene Musterung, die ich jetzt zum ersten Male mit dem Anzug meines neuen

Gefährten anstellte, schien das zu bestätigen: ein peinlich sauberer, aber auch ebenso dürftiger und augenscheinlich von einer wenig geschickten Hand, vermuthlich zu Hause gefertigter Anzug, der etwa noch zu der nachlässigen Haltung der lang aufgeschossenen hageren Gestalt, aber gar nicht zu dem vornehm spöttischen Ausdruck des feinen blassen Gesichtes stimmte. Und dieser Ausdruck trat noch deutlicher hervor, als er jetzt, nachdem wir uns so weit gefunden, plötzlich fragte:

„Du schienst ja sehr erbaut von all' den schönen Dingen, die uns der Herr Professor aufgetischt hat?"

„Ja," sagte ich erstaunt; „es scheint, Du nicht?"

„Nein, ganz und gar nicht."

„Und warum nicht?"

„Das ist nicht so einfach. Ich will versuchen, es in dem Aufsatz zusammenzubringen, vorausgesetzt, ich komme nicht, wie ich vermuthe, vorher zu der Einsicht, daß ich besser thue, meine Weisheit für mich zu behalten."

„Ich möchte gern ein Stück davon hören."

„Glaub' ich Dir. Vielleicht wenn wir einmal näher mit einander bekannt sind. Vorläufig meine ich, Du hättest den besten Kommentar zu des Professors Friedens- und Eintrachtspredigt an dem erbaulichen Spektakulo vor der Stunde."

„Was hat das mit der ‚Glocke' zu thun?"

„Es ist eben ein Kommentar. Wie heißt es doch gleich:

‚Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.'

Nun, und das Schicksal von langnasigen Judenjungen ist, daß sie von hochnasigen adligen Jungen geprügelt werden und daß, um etwas Abwechselung in das Spiel zu bringen, ein braver Bürgerssohn — Du sagtest, Dein Vater sei Tischler — sich für den Juden mit den Adligen rauft, damit zuguterletzt der Jude beiden, Adligen und Bürgerlichen, die Haut über die Ohren zieht. Und da die Glocke eingestandenermaßen ‚selbst herzlos' ist, so kann sie ja auch ‚ohne Mitgefühl' die saubere Bescheerung mit ansehen oder gefälligst ‚mit dem Schwunge' begleiten."

„Wenn Du es so nimmst," sagte ich, „aber so ist es eben nicht zu nehmen. Einmal ist das ‚Schicksal', wie wir vom Professor gehört haben, eine Idee, welche Schiller aus der griechischen Weltanschauung in seinen idealen Humanismus hinüber genommen hat, und auf die wir deßhalb nicht allzu viel Gewicht legen dürfen. Und zweitens, wenn das Schicksal oder das Los des Menschen hart ist und Kampf und Zwietracht unter ihnen herrscht, so ist es ja eben die Aufgabe des Idealismus und Humanismus, diese Gegensätze zu mildern, auszugleichen und uns durch die Schönheit zur Freiheit, das heißt zur Einigkeit und Brüderlichkeit zu führen."

Er war stehen geblieben und blickte mich mit seinem spöttischen Lächeln an:

„Der Tausend! hast Du ein famoses Gedächtniß! gratulire zu der Nummer Eins unter dem Aufsatze! Den bekannten ‚ewig Blinden' läßt Du aus der schönen Geschichte wohl besser weg? Du weißt, der verdammte Kerl versteht keinen Spaß und hat eine verzweifelte Neigung, mit des Lichtes Himmelsfackel auf Erden etwas unvorsichtig umzugehen, was ihm, in Anbetracht, daß sie ihm nicht strahlt, auch weiter nicht groß zu verdenken ist. Das sind arge Ketzereien, nicht wahr? Vielleicht denkst Du etwas anders darüber, wenn Du so alt bist wie ich."

Wir schritten schweigend neben einander hin. Ich war nichts weniger als überzeugt, aber es war doch eine Saite in meiner Seele berührt, die von den krausen Reden des seltsamen Genossen wiederklang. Ich weiß nicht, weßhalb mir plötzlich das Bild einfiel von des Vaters Aeltervater, den sie auf einen Hirsch gebunden hatten. Mit fast scheuem Blicke betrachtete ich meinen seltsamen Gefährten, der, ohne für die ihm doch neue Scenerie der Straßen die mindeste Aufmerksamkeit zu zeigen, neben mir herschlenderte.

„Wie alt bist Du?" fragte ich.

„Achtzehn," erwiderte er. „Ich war als Kind viel krank, das hat mich zurückgebracht. Auch habe ich mich erst jetzt entschieden, daß ich studiren will. Vorher sollte ich Soldat werden; bin auch schon ein paar Jahre auf einer Kadettenschule gewesen."

Wir waren an der Ecke seiner Straße angekommen. Er deutete auf ein Haus linker Hand und sagte:

„Da, in der Spelunke, wohnen wir. Vielleicht besuchst Du mich einmal, wenn Du Zeit hast. Meine Mutter ist ein wenig wunderlich, was ich Dir sagen zu müssen glaube, damit Du an manchen Reden, die sie führt, keinen Anstoß nimmst. Uebrigens sehr gescheidt. Von meiner Schwester sage ich nichts: sie wird Dir schon gefallen. Und, wenn ich mich nicht irre, Du ihr auch. Wirst Du kommen?"

Ich versprach es. Er nickte mir zu und schlenderte die Straße hinauf. Ein paar kleine Jungen balgten sich schreiend und heulend in seinem Wege. Er ging um sie herum, aber ohne auch nur nach ihnen hinzublicken, und trat in das bezeichnete Haus, das nicht gerade eine Spelunke, wie er sagte, aber gewiß auch keine Wohnung war, wie sie sich nach meinen Begriffen für eine adlige Familie zu schicken schien.

2.

Ich war während der letzten Wochen selten in das Israel'sche Haus gekommen: meine Einsegnungshändel, dann die Vorbereitungen zu dem Examen, das ich ehrenhalber glänzend absolviren mußte, hatten mir wenig Zeit übrig gelassen, und dieses Wenige hatte ich darauf verwandt, Freund Emil „einzupauken". Es war das eine harte Arbeit gewesen, und mehr als einmal hatte ich es schier aufgegeben, dem guten Jungen, der doch mit den grausamsten Logarithmen Fangball spielte, die Geheimnisse des Accusativ cum Infinitiv jemals beizubringen. Auch heute hatte er mir durch einen haarsträubenden Optativ, den er in der Homerstunde verbrochen, die Schamröthe in die Wangen getrieben: dazu der Streit, in welchen er mich in der Zwischenpause verwickelt, und der meine ohnehin schwierige Stellung in der Schule nur noch mehr gefährdete, ohne daß er, um dessenwillen ich mich so ausgesetzt, das kleinste Dankeswort für mich gehabt hätte — mit einem Worte: ich war böse auf ihn, und gerade deßhalb ging ich gegen Abend hinüber, ihm meine Meinung zu sagen.

Ich fand Jettchen allein in dem dämmerigen Wohnzimmer, in welchem mir heute das koncentrirte Parfum der vier Getreidearten auf dem Boden ausgesprochener schien, als je zuvor. Sie kam mir mit ihrer gewohnten Taubenschüchternheit entgegen und reichte mir die kleine magere Hand mit niedergeschlagenen Augen, denen ich sofort ansah, daß sie geweint hatten.

„Was giebt es, Jettchen?" fragte ich. „Der unglückliche Emil hat doch nicht gar —"

„Ja, es ist Emil's wegen," sagte sie schnell. „Ich freue mich, daß Du gekommen bist; ich wollte so gern mit Dir darüber reden. Wir sind für den Augenblick ganz allein."

Wir hatten uns in das Fenster hinter die mit grüner Gaze bespannten Rahmen gesetzt, durch welche ein abscheuliches Licht auf das Gesichtchen mit den rothgeweinten Augen mir gegenüber fiel. Die Dame meiner Ritterthaten kam mir zum ersten Male entschieden häßlich vor. Ich war in der übelsten Laune, die ich höchst unritterlich an dem schuldlosen Mädchen ausließ. Es sei erbärmlich von Emil, so aus der Schule zu schwatzen und seine Leute zu Hause mit dergleichen Albernheiten zu behelligen. Wenn das noch einmal vorkomme, würde ich meine Hand von ihm ziehen und ihn seinem Schicksal überlassen.

„Du wirst Dich von jetzt nicht mehr so mit ihm zu quälen brauchen," sagte das arme, durch meine Heftigkeit vollends verschüchterte Kind. „Emil soll von der Schule abgehen."

„Wie?" rief ich erstaunt.

Sie horchte ängstlich hin, ob sich im Hause oder an der Hausthür etwas rege, und fuhr mit leiser, hastiger Stimme fort:

„Es ist nicht recht, aber Dir muß ich es sagen. Vater war schon vorher entschieden, daß Emil nur noch nach Prima kommen solle, um Einjähriger werden zu können, weißt Du. Aber Doktor Lewin, unser neuer Arzt, weißt Du, hat dem Vater versichert, es sei ganz unmöglich; Emil müsse zurückgewiesen werden, schon seiner Augen wegen, er übernehme die Garantie dafür. So wäre auch das garstige Examen unnöthig gewesen — ich meine garstig für Dich, denn Du hast Dich ja so mit ihm plagen müssen — aber Vater bestand darauf, er solle wenigstens einen Tag in Prima gesessen haben."

„Nun," sagte ich, „das kommt mir freilich unerwartet, aber schlimm ist das doch nicht. Warum hast Du denn darüber geweint?"

Sie hob für einen Moment die schweren Lider, blickte aber sofort wieder in den Schoß und erwiderte fast tonlos:

„Darüber nicht. Ich freue mich sogar, daß Du ihn los wirst. Je älter Ihr wurdet, eine desto schwerere Last wurde er für Dich. Einmal des Lernens wegen und dann der andern Knaben wegen. Es war schon schlimm genug hier in der Gasse, und ich habe mich oft halb zu Tode geängstigt; aber in der Schule ist es noch schlimmer — viel schlimmer, zum Beispiel heute: Du hast Dich gegen zwölf Gegner wehren müssen —"

„Sechs," warf ich stolz bescheiden ein.

„Gleichviel — es bringt Dir nur Schaden, zumal Du wegen der anderen Sache schon so schlecht angeschrieben bist. Und deßhalb finde ich es auch nicht recht —"

Sie stockte und fuhr dann mit verhaltenem Weinen fort:

„Vater hätte doch nur einfach zu sagen brauchen, daß Emil abgehen solle, da ja doch schon alles vorher beschlossen war. Aber er ist so außer sich über die Sache in der Schule heute — und nun ist er zum Direktor gegangen, um sich darüber zu beklagen, und daß er deßhalb Emil vom Gymnasium nehmen müsse. Ich habe ihn so gebeten, er solle davon nicht reden, denn jetzt würde von der Sache gewiß nicht weiter gesprochen, während es nun herauskommt, daß Du Dich gleich am ersten Tage in der Klasse gerauft hast —"

Sie konnte nicht weiter vor dem Weinen, das sich in unaufhaltsamen Thränen Luft machte; kaum, daß sie noch hervorzubringen vermochte:

„Nun bist Du gewiß bös und willst nichts mehr mit uns zu thun haben."

Ich war allerdings sehr entrüstet. Wer konnte wissen, wie der mir feindlich gesinnte Direktor die leidige Affaire gegen mich ausbeutete, nachdem ihm dieselbe officiell als Grund des Abgangs eines Schülers mitgetheilt war! Ich hatte freilich den Streit nicht provocirt; aber die Vogtriz waren seine Pensionäre, und ich hatte gegründete Veranlassung, auf den Gerechtigkeitssinn des Herrn Direktors nicht allzuvertrauensvoll zu bauen.

Dies überdenkend, saß ich in stummem Unmuth da, während Jettchen jetzt leiser weiter weinte, als, nun doch von uns unerwartet und überhört, die Mutter hereintrat. Sie sah sofort, daß Jettchen mir alles gesagt hatte, und auch ihre Sorge war, wie ich es nehmen würde. Sogar ihre Entschuldigung war dieselbe: der Vater sei außer sich gewesen.

Ich weiß nicht, war es die Wiederholung der identischen Worte, war es eine fast instinktive Empfindung, die im Grunde doch aus meiner intimen Kenntniß der Personen hervorging: ich konnte an das „Außersichsein" von Isaak Israel über eine derartige Veranlassung nicht glauben. Und hatte weiter den Verdacht, daß auch die beiden Frauen daran nicht glaubten. Ich hütete mich natürlich zu sagen, was in mir vorging, und wurde auch der Mühe, meinerseits zu lügen und die Frauen durch gespielte Unbefangenheit zu beruhigen, überhoben, da jetzt die Hausthürschelle klapperte und Herr Israel mit seiner quecksilbernen Beweglichkeit in das Zimmer trippelte. Er stutzte, als er mich sah, faßte sich aber alsbald und bat mich, ihm in seinem Komptoir einige Minuten zu schenken. Ich folgte ihm sofort über den Flur, wo er mit zwei Schlüsseln: einem großen und einem kleinen, die Thür zum Komptoir aufsperrte und mich hinein und auf ein hartes zweisitziges Sofa komplimentirte, während er selbst auf dem hohen Drehstuhl vor dem Stehpult niederhockte.

Doch nur für wenige Augenblicke, um dann aufzuspringen und heftig gestikulirend vor mir in dem schmalen Zimmerchen zwischen dem großen Geldschrank im Hintergrunde und dem Stehpult am Fenster auf- und abzulaufen:

„Das Maß sei voll; er könne und wolle nicht mehr geduldig mit ansehen, wie sein Emil, sein einziger Sohn, mißhandelt werde aus keinem anderen Grunde, als weil er ein Jude sei und fest im Glauben seiner Väter stehe. Bis jetzt habe er es ertragen in der Hoffnung, daß aus den oberen Klassen einer gelehrten Schule dergleichen Brutalitäten ein für allemal verbannt seien. Er sei mir ja persönlich auf das Innigste dankbar für den Schutz, den ich nach wie vor seinem Emil gewähre; aber dieser Schutz genüge ihm nicht; er wolle den des Gesetzes. Und der werde ihm nicht werden. Diese Ueberzeugung habe er aus seiner Konferenz mit dem Direktor gewonnen, von welchem er eben komme. Der Direktor habe nicht versprochen, den jungen Herrn Adolf von Vogtriz zu bestrafen, sondern den ‚Schuldigen', und wer der sei, werde erst die Untersuchung herausstellen. — ‚Nun, Herr Direktor,' habe ich gesagt, ‚ich habe es etwas eilig und keine Zeit, das Resultat abzuwarten, bei dem sich am Ende herausstellt, daß mein Emil ‚der Schuldige' ist. Ich ziehe es vor, ihn aus einer Anstalt zu nehmen, in welcher ein Knabe selbst in der obersten Klasse nicht ungestraft Jude sein kann. Lieber soll er drei Jahre die Muskete tragen; lieber unter der Last, der seine Schultern nicht gewachsen sind, zusammenbrechen, als noch einen Tag länger die Zielscheibe vergifteter Pfeile sein.' — Das habe ich gesagt, und das Wort werde ich halten, so wahr ich Isaak Israel heiße! He?"

Er hatte wieder auf dem hochbeinigen Schemel gesessen, von dem er nun bei den letzten Worten abermals wie elektrisirt herabhüpfte. Ich hatte den Mann nie so gesehen. Ich traute meinen Augen kaum und ebenso wenig meinen Ohren. Was er da vorbrachte, war ja nach dem, was ich eben drüben aus Jettchens wahrhaftigem Munde gehört, ganz offenbar gelogen. Er würde Emil auf jeden Fall jetzt aus der Schule genommen haben. Welchen Grund hatte er, ein anderes Motiv vorzuschützen und aus einer einfachen Sache eine Haupt- und Staatsaktion zu machen?

Er war in dem Hintergrunde des Zimmerchens vor dem großen Geldschranke stehen geblieben, mir den Rücken zuwendend und mit den Schlüsseln in der Tasche klimpernd. Plötzlich drehte er sich wieder um und rief mit heiserer Stimme:

„Wenn der Herr Direktor sagt: es müsse freilich Aergerniß in die Welt kommen, wehe aber Dem, durch den es käme, und damit meinen Emil meint — es giebt viel Aergerniß in der Welt. He? Mir sind Leute ein Aergerniß, die nicht rechnen und nie mit ihrem Gelde auskommen können und sich dabei den Luxus hochmüthiger Herren Söhne verstatten zu dürfen glauben. Wir werden uns nächsten Johanni wieder sprechen, der Herr von Vogtriz auf Nonnendorf und ich, wir werden uns wieder sprechen! — Wollen Sie das Wechselchen prolongiren, lieber Israel? — Thut mir leid, Herr Baron, kann's beim besten Willen nicht so lang machen wie eine Judennase! He?"

Isaak Israel lachte, und es klang fast wie das Klappern der Hausthürschelle. Es beleidigte mein Ohr, wie die Reden, die der Mann führte, mich innerlich verletzt, ja empört hatten. Ich verstand zwar von Geschäften ganz und gar nichts, hatte nur eine äußerst vage Vorstellung von einem Wechsel, glaubte aber annehmen zu dürfen, daß es ein gefährliches Ding sei, welches Dem, der es in seinem eisernen Geldschrank habe, einen großen Vortheil gebe gegen Den, von welchem er es habe, und daß Herr Israel sich dieses Vortheils gegen den Vater der beiden Vogtriz bedienen wollte, und um sich desselben recht nach Herzenslust bedienen zu können, jetzt den Beleidigten spiele, ohne danach zu fragen, ob er mich — den Freund seines Sohnes — dadurch nicht in die größten Ungelegenheiten bringe. Ja, war denn das nicht buchstäblich, wie mein spöttischer Begleiter auf dem Nachhausewege gesagt hatte? Hatte ich, der Bürgersohn, mich nicht für den Judensohn nur deßhalb mit den Adligen geschlagen, damit jetzt der Vater Jude sein Müthchen kühle an den Adligen auf Kosten des Bürgersohnes?

Ich erschrak über das grelle Licht, das da plötzlich in meine Seele fiel. Bisher hatte ich den kleinen Mann, der mich immer mit so ausgesuchter Höflichkeit behandelte, den ich gegen die Arbeiter und nun gar gegen seine Familie nie anders als wiederum höflich und freundlich gesehen, für das harmloseste Wesen von der Welt gehalten. Nun, wie er da vor mir in dem Zimmerchen hin- und herhuschte mit seltsam zappelnden Bewegungen während des eifrigen Sprechens, das beinahe ein Kreischen war, bald die rechte, bald die linke Hand an das Ohr legend, um zu hören, ob sich auf dem Flure etwas rege, oder ich vielleicht ein Wort geäußert habe, erschien er mir wie ein böses Thier, wie eine große Ohreule, die nach Mäusen jagt. Ich konnte ihm das natürlich nicht sagen und saß schweigend da, aber der Ausdruck meiner Mienen mochte beredt genug gewesen sein, oder es war dem klugen Manne auch von selbst beigefallen, daß er seine Karten denn doch allzu offen gezeigt, selbst einem jungen Menschen gegenüber, der von dem Spiele des Lebens so wenig verstand. Wieder legte er die Hand an das Ohr: ich saß noch immer stumm. Er kam zu dem Drehstuhle zurück, hüpfte hinauf, räusperte sich und

Das Abbringen der Fahnen zum kaiſerlichen Palais in Berlin.
Nach einer Moment-Photographie von M. Zieſler in Berlin.

sagte — jetzt in einem ganz anderen, seinem gewohnten Tone schmeichelnder Höflichkeit, welcher manchmal sogar etwas Schalkhaftes hatte:

„Habe Ihnen eben ein abschreckendes Beispiel gegeben, lieber Herr Lorenz, he? Ja, ja, alte Leute sollten sich nicht ereifern. Wenn das am dürren Holze geschieht, was soll an Eurem jungen grünen Holze geschehen? Und was können Sie dafür, daß jetzt die Herren Gelehrten, wie früher die Herren Adligen, ihr Müthchen kühlen wollen an dem armen Juden? Der arme Jude wird ihnen zeigen — sagten Sie etwas? he? Nun, ich dachte, Sie würden mich schelten, weil ich zu dem Herrn Direktor gegangen bin. War übrigens so weit ganz höflich, der Herr Direktor. Und daß Ihnen aus der Sache eine Unannehmlichkeit erwächst, daran ist nicht zu denken. Da habe ich vorgebeugt. Und auch meinem Emil dürfen Sie es nicht nachtragen; Sie müssen sein Freund bleiben. Was wäre mein Emil ohne Sie! Und — Sie sagten etwas? he? Nun, ich wollte eben bemerken: ich würde glücklich sein, wenn ich etwas dazu thun könnte, Sie meinem Emil auf die Dauer zu erhalten, immer an seiner Seite, als sein Berather und starker Helfer. Mein Emil ist nicht stark —"

„Außer im Rechnen," murmelte ich.

Herr Israel hatte es diesmal doch gehört, ohne die Hand an das Ohr gelegt zu haben. Er lächelte schalkhaft:

„Außer im Rechnen! he? ganz recht. Und deßhalb soll er auch Kaufmann werden — ich habe bereits vorläufig mit Konsul Rickelmann gesprochen — konfuser Kopf, aber doch die größte Firma hier am Platze — was ich sagen wollte! ja: zum Kaufmann gehört mehr als bloß Rechnen. Dazu gehört Muth, Welt- und Menschenkenntniß, ein feines Benehmen, ein einnehmendes Exterieur — lauter Dinge, die Sie entweder bereits besitzen oder sicher mit den Jahren sich spielend aneignen werden. Sie sagten? he? Wozu auch: Sie sind viel zu klug, um es nicht längst gewußt zu haben, wo ich hinaus will. Was könnten Sie, wie heute die Geschäftslage ist, Besseres thun, als Kaufmann werden? Ihr Stiefvater ist ein braver Mann, aber — unter uns — in bedenklicher Weise unpraktisch. Ich sehe die Zeit kommen, wo er nur noch mit Schaden arbeitet. Ihre Frau Mutter hat, glaube ich, einiges Vermögen — Sie sagten etwas? he? — Nun, so muß ich freilich offen sein: Ihre Frau Mutter hat einiges Vermögen, das in meinem Geschäft angelegt ist, he? und das ich höher verzinse, als sonst üblich. Es ist so viel: Sie könnten dereinst von den Zinsen leben, das heißt: bei bescheidenen Ansprüchen. Aber wer steht Ihnen dafür, daß Ihre Frau Mutter, im Falle das Unglück wollte, daß Ihr lieber Stiefvater stürbe, nicht wieder heirathete? Sie sagten? he? Sie halten es für unwahrscheinlich? Ganz und gar nicht: Ihre Frau Mutter ist nach meiner Rechnung kaum in der Mitte der Dreißiger, he? und eine selten schöne Dame, die jetzt für die Andacht lebt, aber das kann sich ändern. Und Sie sind dann auf sich angewiesen — à la bonne heure! Robinson Crusoe? he? Lamas — Kartoffeln in der Asche — Goldklumpen? he? Alles Hirngespinnste, glauben Sie mir: pure Hirngespinnste! In der Welt, wie sie geht und steht, da heißt es Konnexion, Protektion, Gehorsamsein, Katzenbuckeln, den Mantel nach dem Wind hängen, Ja und Nein sagen in einem Athem. Sie sagten? Das sei nicht Ihre Art? he? Das ist es ja gerade, weßhalb Sie Kaufmann werden müssen. Heut zu Tage giebt es nur einen freien Mann: den Kaufmann — natürlich, wenn er Geld hat. Aber dazu ist er ja eben Kaufmann, um welches zu machen. Es giebt heut zu Tage keine Macht, als das Geld. Alles Andere scheint nur Macht, ist aber keine. Sie müssen Alle zu uns kommen: Edelleute, Bauern, Fürsten, Konservative, Liberale, selbst die Socialdemokraten — Alle! Alle! Alle! he?"

Der kleine Mann zappelte mit Händen und Füßen, daß der Drehstuhl in die Wette mit seiner Stimme knarrte, und ich dachte, er müsse herunterfallen. Der komische Anblick und des zappelnden Mannes wunderliche Sprechweise mit den „He's" und „Sie sagten?" wirkten viel stärker als seine Lobpreisung eines Dinges, das ich so gründlich verachtete, wie das Geld. Auch war ich für meine Jahre und mein Temperament heute schon zu lange ernsthaft gewesen — ich versuchte es noch damit, daß ich die Lippen auf einander biß, aber es that's nicht, und ich brach in ein schallendes Gelächter aus.

„He? He?" sagte der kleine Mann mit beiden Händen an den Ohren. Ich sprang von dem harten Sofa auf und trat zu ihm.

„Verzeihen Sie, Herr Israel — es ist sehr unschicklich von mir — aber ich: ein Kaufmann und Geld machen! — Sehen Sie, da könnten Sie mich ebenso gut lebendig in Ihren eisernen Schrank —"

Das Lachen wollte wieder ausbrechen, aber ich bezwang mich und sagte ganz ernsthaft:

„Nein, lieber Herr Israel, wenn ich was vermöchte, dann würde ich dafür sorgen, daß es gar kein Geld mehr in der Welt gäbe und Keiner mehr zu katzenbuckeln brauchte und alle Menschen freie Menschen wären, alle, alle!"

Herr Israel saß da, ohne sich zu regen — mit dem auf die Seite geneigten Kopfe, der langen, krummen Nase, den runden, zu mir aufblinzelnden Augen und der Hand, die noch an seinem rechten Ohre lag, mehr als je einer alten Eule ähnlich — wie ich wähnte, in tiefstem Nachdenken über das, was ich eben gesagt hatte, und was mir in meinem jugendlichen Dünkel als der Abgrund der Weisheit erschien.

Und im Vollgefühle dieses meines intellektuellen und moralischen Triumphes über den armen banausischen Geldmacher stolzirte ich zum Komptoir und zum Hause hinaus.

Hinter mir, als ich die Hausthür schloß, klapperte die Schelle überlaut. Wäre ich nicht ein Triumphator gewesen, hätte ich wohl daraus das Lachen hören können, das auf seinem Drehstuhle Angesichts seines eisernen Geldschrankes sicherlich in diesem Augenblicke Isaak Israel hinter dem jugendlichen Phantasten gelacht hat. (Fortsetzung folgt.)

Allotriophagie.

Plauderei über allerlei Esser und Fresser. Von Rudolf Kleinpaul.

Vor Kurzem hat der Fall großes Aufsehen erregt, daß der Barbier Möcke in Dresden ein Oberkiefergebiß verschluckt hatte und daß dann dieses Gebiß aus dem Magen durch Operation entfernt ward. Man erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß eine ähnliche Operation bereits sechsmal ausgeführt worden ist: das erste Mal hat es sich um ein verschlucktes Messer, das zweite Mal um einen Löffel, das dritte Mal um eine Gabel, das vierte Mal um eine abgebrochene Schlundsonde aus Draht, das fünfte Mal um eine Haarfilzgeschwulst, entstanden durch jahrelanges Abbeißen der Spitzen des eigenen Zopfes, das sechste Mal gleichfalls um ein Gebiß gehandelt, und zwar ist der Erfolg dieser Operationen meist ein glücklicher gewesen.

Mir brachte der Dresdener Barbier lebhaft den Florentiner Gabelverschlucker Egisto Cipriani in Erinnerung, der als „Uomo della Forchetta" in Italien eine gewisse Popularität genießt und den ich vor zehn Jahren in Florenz öfters gesehen und gesprochen habe. Der junge Mann, der damals etwa fünfundzwanzig Jahre alt sein mochte, hatte einmal in einem öffentlichen Lokale zum Scherze eine 21 Centimeter lange Gabel von Komposition soweit wie möglich in den Rachen gesteckt und dann unwillkürlich hinuntergeschlungen, die er nun wohlgemuth und ohne große Beschwerden mit sich herumtrug. Er schlug sogar Kapital daraus, denn er ließ sich im Tivoli sehen, allwo er in grünseidenem Wamse und rothem Trikot ganze Eier hinunterstürzte, lange Degen in seinen Schlund einführte und darauf sogar noch eine Flinte abschoß. Aehnliche Vorstellungen sind bereits im Alterthume häufig gewesen, wie dies aus einer Anekdote des Plutarch in der Lebensbeschreibung des Lykurg zu ersehen ist — ein Bewohner Attikas spottet über die Kleinheit der spartanischen Schwerter, welche von den Gauklern in den Theatern leicht verschlungen werden. „Aber gut erreichen wir mit unseren Dolchen die Feinde," antwortete Agis.

Daß überhaupt Menschen aus Versehen und wider Willen einen ungenießbaren und unverdaulichen Gegenstand verschlucken, kommt öfter vor, als man denkt. Charakteristisch dafür ist

folgende Geschichte. Ein französischer Familienvater läßt den Herrn Guignol zu sich kommen, um Unterricht in der Kunst des Pulcinell zu nehmen: er möchte seinen Kindern, die für das Puppentheater schwärmen, eine kleine Freude machen. Der gute Vater will also etwas profitiren, aber er weiß nicht, daß sich die Pulcinellstimme nur vermittelst einer sogenannten Praktik hervorbringen läßt, eines Instrumentes, ähnlich einem Brummeisen oder einer Maultrommel, welches aus zwei Stückchen Blech mit einem Zünglein von Zwirnband in der Mitte besteht. „Da," sagt Guignol, „Sie haben keine Praktik, also nehmen Sie meine." Unser Bourgeois ist nicht weiter ekel, er steckt Guignol's Praktik in den Mund. Aber er ist das Ding nicht gewohnt, er kann es nicht regieren, und bei jeder Bewegung seiner Zunge kommt er in Gefahr, die Praktik zu verschlucken. „O, fürchten Sie sich nicht," beruhigt ihn Guignol; „das würde Ihnen gar nichts schaden. Sehen Sie, eben die hier, die habe ich schon mehr als zehnmal verschluckt."

Am Dreikönigstage wird bekanntlich in Frankreich beim Essen ein Kuchen unter die Gäste vertheilt, worin eine Bohne ist: wer die Bohne bekommt, heißt Bohnenkönig. Natürlich muß die Bohne vom Inhaber gegessen werden. Neuerdings hat man an Stelle der Bohnen Porcellanpüppchen (Bébés en porcelaine) treten lassen: sie werden auch verschluckt.

Ja, selbst das ist nicht ungewöhnlich, daß Leute in Gefahr, namentlich auf Reisen, Werthgegenstände mit Bewußtsein verschlucken, um sie nicht Räubern in die Hände fallen zu lassen; daß sie, wie die Araber sagen, ihre Barschaft zwischen Leib und Seele, das heißt, in den eigenen Eingeweiden bergen. Sie werden von den Beduinen Goldmägen genannt, und es ist für den ehrlichen Mann sehr mißlich, den Verdacht eines solchen zu erwecken, denn die Barbaren schlitzen ihm den Bauch auf oder geben ihm wenigstens wochenlang Bitterwasser ein. Noch in unserem Jahrhundert ist dergleichen in Tunis geschehen. Nebenher läuft in Arabien die andere Praxis, vor einer Reise in räuberische Distrikte Edelsteine und Perlen in ein silbernes Büchschen mit abgerundeten Ecken zu thun und dieses in eine zu dem Behufe (am linken Oberarme) geschnittene Wunde, welche man dann wieder zuheilen läßt, zu stecken. Daß sich aber die zuerst erwähnte Methode unter Umständen gut bewährt, zeigt der Fall des französischen Numismatikers Vaillant, welcher im 17. Jahrhundert Aegypten, Persien und andere fremde Länder durchreiste, um Münzen des römischen Ost- und Westreichs zu sammeln. Er wurde einst auf der Rückkehr von Rom mit mehreren anderen Franzosen von einem algerischen Korsaren aufgegriffen, beraubt, nach Algier gebracht und erst nach Monaten freigelassen. Man gab ihm 20 goldene Medaillen zurück, die man ihm abgenommen hatte, und er schiffte sich nach Marseille ein. Wiederum wurde sein Schiff durch Piraten von Saleh verfolgt. Jetzt entschloß sich Vaillant kurz und gut, seine Medaillen zu verschlucken. Doch diesmal erhob sich ein Wind, der marokkanische Korsar konnte den Franzosen nichts anhaben, und der moderne Midas kam mit seinen Schätzen im Leibe nach mancherlei Wechselfällen endlich glücklich in der Nähe der Rhonemündungen ans Land. Nun aber war er in großer Verlegenheit: die Medaillen, die an zehn Loth wiegen konnten, drückten ihn im Magen. Er befragte die Aerzte, sie konnten sich darüber, was er vornehmen sollte, nicht einigen; in seiner Ungewißheit that er nichts. Die Natur kam ihm selbst zu Hilfe, und als er in Lyon anlangte, hatte er bereits die Hälfte seiner Münzen wieder. Er besuchte einen Freund, dem er seine Abenteuer erzählte; er zeigte ihm die Medaillen, die da waren, und beschrieb ihm diejenigen, die er noch erwartete. Unter den letzteren war ein Otho, den sein Freund gern haben wollte. Vaillant sollte ihm diese Medaille für einen bestimmten Preis ablassen. Sie wurden auch wirklich handelseinig, und zum Glück war Vaillant noch an selbigem Tage in der Lage, Wort zu halten. Die interessanten Stücke finden sich gegenwärtig in der reichen Sammlung von Münzen und Medaillen in der Nationalbibliothek zu Paris.

Trauriger endete der Versuch des unglücklichen französischen Dichters Nicolas Gilbert, den Schlüssel seiner Kassette zu verschlucken. Er war vom Pferde gestürzt und wurde in das Pariser Krankenhaus Hôtel Dieu mit schweren Verletzungen gebracht. Der arme Mensch, bekanntlich ein geschworener Feind der Encyklopädisten, mag geglaubt haben, daß ihm die Philosophen seine Manuskripte oder andere Werthpapiere stehlen wollten, die er in gedachter Kassette verschlossen hielt, und verschluckte den Schlüssel zu derselben, der ihm in der Speiseröhre stecken blieb. Einige behaupten auch, er habe sich auf diese Weise das Leben nehmen wollen. Unter furchtbaren Schmerzen wies er beständig auf den Schlund und griff sich mit den Fingern an den Hals, aber Niemand verstand ihn, man wußte nicht, was er mit dieser Bewegung sagen wollte. So starb der französische Juvenal, der noch acht Tage vorher in einem lichten Augenblicke eines der ergreifendsten und herrlichsten lyrischen Gedichte der Franzosen, den „Poète mourant", niedergeschrieben hatte, im Alter von 29 Jahren; erst nach seinem Tode bei der Sektion entdeckte man den jammervollen Thatbestand (12. November 1780).

Alle diese Fälle haben jedoch mit der Allotriophagie, welche den Hauptgegenstand unserer Betrachtung bilden soll, nichts zu thun. Allotriophagie nennt man die Begierde, „Allotria" zu essen: gefährliche und ungenießbare Gegenstände, Kohlen, Glas, Nägel, Messer u. dergl. zu verschlingen, und diese krankhafte Neigung findet sich nicht selten bei Geisteskranken, bei Nervenverstimmungen, bei Bleichsüchtigen, im Wechselfieber ꝛc. Auch die maßlose Gefräßigkeit, die nichts Festes verschmäht und oft zur Schau-Esserei ausartet, steht nur in losem Zusammenhange mit der Allotriophagie. Sie ist jedoch interessant genug, um kurz skizzirt zu werden.

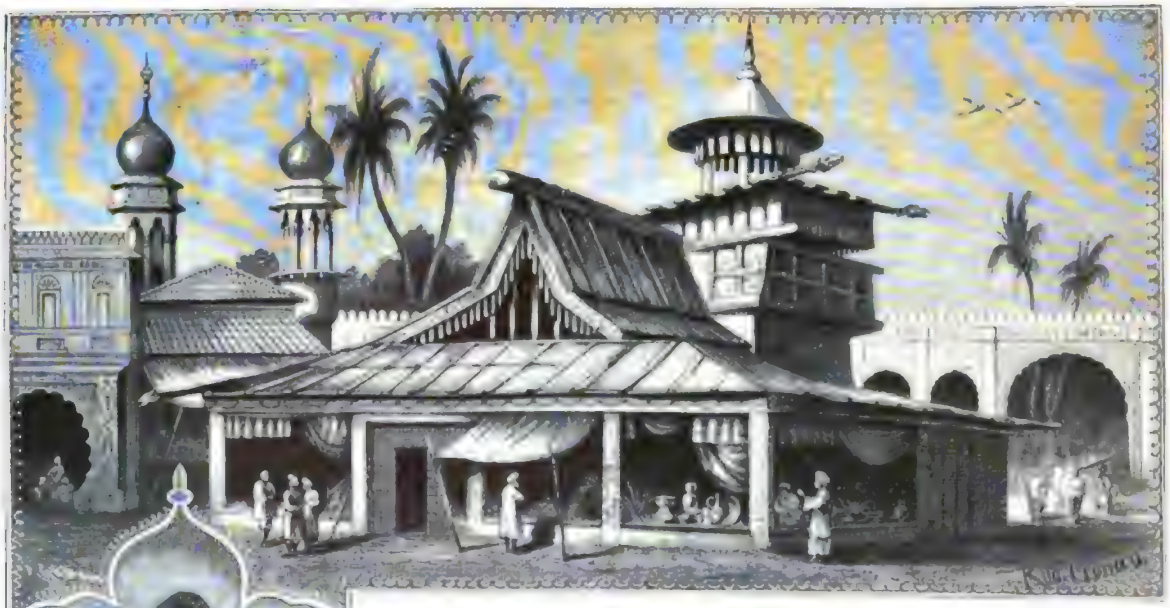
Zu allen Zeiten und in den verschiedensten Gegenden hat es niedrige Menschen gegeben, die ein Gewerbe daraus machten, zur Belustigung des Publikums viel und darunter das Unglaublichste zu essen. Unter Nero, berichtet ein Chronist, war ein Vielfresser, von Geburt ein Alexandriner, Namens Harpokras, welcher nicht nur ein gekochtes Wildschwein und hundert Eier, sondern auch eine lebendige Henne mitsammt den Federn und ein Milchferkel, ja, Pinienäpfel, Heu, Palmbesen, Tischtücher, Glasscherben und Schuhzwecken verschlang; ein ähnlicher Künstler ließ sich unter Alexander Severus, ein dritter, welcher auch den Namen Fresser, nämlich Phagon führte, unter Aurelian sehen. Ich selbst habe in Berlin Leute getroffen, die Schnapsgläser einbissen und zu Pulver kauten; einen „Glasscherbenfresser" lernte Rosegger's Waldschulmeister in Winkelsteg kennen.

Im Jahre 1771 starb zu Ilefeld der Passauer Vielfraß Joseph Kolniker. Er konnte nicht anders satt werden, als wenn er Steine unter sein Essen mischte, und zwar hatte er diese Liebhaberei von seiner Mutter und Großmutter geerbt. Schon in seinem dritten Jahre fraß er vor Hunger Steine wie Saturn. Sein Appetit war ungeheuer — er hatte sich den Athleten Milo zum Vorbilde genommen, der einen Stier durch die Rennbahn trug und an selbigem Tag verzehrte; binnen 24 Stunden aß er, so einmal auf dem Braunschweiger Schlosse, ganze Kälber- und Rinderviertel auf. Aber immer mischte er Steine unter sein Essen. Auch nahm er Metalle, Filz und andere Dinge zu sich.

Wer hätte ferner noch niemals von dem Wittenberger Gärtner Jakob Kahle, dem sogenannten Freßkahle gehört? Dieser Mann, der im Jahre 1750 zu Wittenberg als neunundsiebzigjähriger Greis gestorben ist, machte sich einst in einem Wirthshause in Gegenwart vieler Menschen darüber her, einen ganzen Dudelsack zu fressen. Von ihm wird erzählt, daß er bei seinen Mahlzeiten gelegentlich die irdenen Schüsseln und Teller mitverzehrte, daß er Tassen und Gläser zermalmte, daß er die Spanferkel mitsammt den Borsten und die Lämmer mitsammt der Wolle einschlang. Einmal raste seine Eßlust so, daß er ein bleiernes Schreibzeug nebst der Tinte, dem Streusande, dem Federmesser und den Federn verschwinden ließ. Diesen Umstand haben sieben Zeugen vor Gericht eidlich versichert, wie überhaupt der ganze Mann nichts weniger als ein Mythus ist; sein Leichnam ward 1750 auf landesherrlichen Befehl geöffnet und de Polyphago Wittenbergensi eine Dissertatio verfaßt. Erst in seinem sechzigsten Jahre war er ein wenig menschlich geworden. Dabei war er auch gleich den indianischen Mohawk und den italienischen Lazzaroni ein „Esser lebendiger Speise": lebendige Eulen, Mäuse, Ratten, Heuschrecken und Raupen nahm er mit Vorliebe zu sich, und diese Vorliebe theilte er mit dem französischen Grenadier Tarare, der 1799 im Alter von 26 Jahren gestorben ist. Dieser entsetzliche Mensch nährte sich gelegentlich von Schlangen und zerriß lebendige Katzen mit den Zähnen.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Das „Indiſche Dorf“ im Albert-Palaſt zu London.



Der Schauluſt unſrer verwöhnten Großſtadtler ſcheinen die wandernden Truppen der Indianer, Lappländer, Kalmücken, Singhaleſen ꝛc. nicht mehr zu genügen, ſeit einiger Zeit iſt es Mode geworden, daß aus den fernſten Zonen nicht allein einzelne Familien, ſondern ganze Dörfer nach Europa importirt werden und hier zur Ausſtellung gelangen. London beſitzt in dieſem Augenblick nicht weniger als drei ſolcher „Dörfer“, das „Japaniſche“, welches ſich ſchon lange im Herzen von London eines äußerſt regen Zuſpruchs des Publikums erfreut; das der „Erdmänner“ aus Central-Afrika, wobei indeſſen die Bezeichnung „Dorf“ inſofern kaum zuläſſig iſt, als dieſelben hinſichtlich ihrer Behauſungen mehr als primitiven Ideen huldigen; und als drittes Dörflein iſt nun das „Indiſche“ hinzugekommen, das gleich dem letzteren in dem erſt vor Kurzem vollendeten Albert-Palaſt aufgeſchlagen wurde.

In möglichſt getreuer Nachahmung indiſcher Häuſereinrichtung, bei der indeſſen die Außenwände für den Einblick des Publikums offen gelaſſen ſind, gehen hier in der heimathlich gewohnten Weiſe 45 Indier, unbekümmert um die Zuſchauer, ihrem Gewerbe nach. Daß dieſelben die verſchiedenſten Klaſſen und Stände ihrer Heimath im Allgemeinen repräſentiren, erhellt ſchon aus dem Umſtande, daß ſie nicht weniger als 27 verſchiedenen Kaſten angehören; ein Umſtand, der aber auch ſeine ganz beſonderen Unzuträglichkeiten für eine gedeihliche Dorfgemeinſchaft im Gefolge haben muß. Wähnen doch einzelne Kaſten ſchon durch bloße Berührung mit Zugehörigen anderer Kaſten, ſchon indem deren Schatten auf ſie fällt, ſich ſchrecklich verunreinigt zu haben. Dieſe biedern Indier weigerten ſich entſchieden, als ſie bei ihrem Eintreffen in England vom Lord Mayor gaſtlich auf das Manſion House entboten wurden, mit dieſem an ein und demſelben Tiſche zu eſſen. Die tägliche Speiſung der vielen verſchiedenen Kaſten muß darum umſtändlich genug ſein. Doch was auch dieſe Kaſten-Unterſchiede für Rangſtreitigkeiten verurſachen mögen, wir bekommen keinen Einblick in das, was hinter den Koulliſſen vorgeht, und vor denſelben herrſcht eine Eintracht und Friedfertigkeit, die durch nichts geſtört wird. Ja Friedfertigkeit und Herzensgüte ſind gerade diejenigen Ausdrücke, die auf einzelnen Geſichtern ganz beſonders deutlich geſchrieben ſtehen. Daneben mangelt es auch nicht an Intelligenz in den im allgemeinen wohlgebildeten, in einzelnen Fällen unleugbar ſchönen Zügen. Die verſchiedenſten Künſtler und Handwerker ſind hier vertreten, die mit Hilfe der primitivſten Geräthſchaften — genau ſolcher, wie ihre Altvordern vor Jahrtauſenden ſie beſaßen — die kunſtvollſten Dinge zu Stande bringen. Da ſitzt zunächſt der Bildhauer, deſſen Portrait der Zeichner unſern Leſern vorführt, und daneben der Drechsler und Tiſchler, die alleſammt, in Ermangelung einer Hobelbank und derartiger Vorrichtungen ihr Material mit den nackten Füßen feſt halten, während ſie mit den Händen daran arbeiten. In dem nächſten Gehäuſe ſitzt der Töpfer, der mittelſt eines einfachen Drehrads und einiger anderen Geräthſchaften dürftigſter Art, vornehmlich durch die Geſchicklichkeit ſeiner Hände, thatſächlich „im Handumdrehen“ recht hübſche Thongefäße fertigt.

Beſonders kunſtvolle Werke liefern auch die Männer, die Stickereien in Gold, in Silber und in Seide ausführen. Frauen wirken bei all dieſen Arbeiten nicht mit; ſie ſind leider in dem eigentlichen Dorfe gar nicht vertreten. Nur in einem Nebengebäude, wo Tanz und aller Art Zauberkünſte geboten werden, treten auch zwei Mädchen als Bajaderen auf. Eröffnet werden dieſe Vorſtellungen durch verſchiedenartige Taſchenſpielerkünſte, die aber auf jedem europäiſchen Jahrmarkte mit derſelben Geſchicklichkeit vorgeführt werden. Die Schlangenbeſchwörer haben ihre Thiere ſo abgerichtet, daß dieſelben, durch einige Töne eines muſikaliſchen Inſtruments hervorgelockt, aus ihren Körben kriechen und ſich jenen um Bruſt und Hals ſchlingen. Obwohl ſich darunter einige der gefürchteten Brillenſchlangen befinden iſt das Spiel doch harmlos, da den Unthieren vorſichtiger Weiſe die Giftdrüſen entfernt wurden.

Die Leiſtungen der Bajaderen haben Manche enttäuſcht. Eine der Tänzerinnen „ſang“ auch freilich nach unſeren Begriffen von Muſik entſetzlich falſch, indem ſie zugleich tanzende Bewegungen machte, mit den Händen geſtikulirte und ein beredtes Gebärdenſpiel ausführte. Sie ſang von der Schönheit ihres Geliebten, von dem wunderbaren Zauber ſeiner Augen, die größere Wunder verrichteten, als die bedeutendſten Zauberer. So ſagte wenigſtens das Programm, in deſſen ſehr deutlich auch ihr Gebärdenſpiel.

Können wir auch nicht Alles unbedingt bewundern, was uns hier geboten wird, ſo iſt doch Alles mehr oder weniger neu und im Allgemeinen ein Beſuch bei den Indiern ebenſo lehrreich wie unterhaltend. Es ſteht daher zu hoffen, daß dieſelben, ehe ſie in ihre Heimath zurückkehren, ihr „Dorf“ für einige Zeit auch in Deutſchland aufſchlagen werden. **Wilh. J. Brand** (London)

Die Andere.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von W. Heimburg.

(Fortsetzung.)

Von dem Kopieren der Bilder war keine Rede mehr gewesen seit Lotte's Verlobung; auch jetzt nicht. Es schien, als möchte sie die Staffelei nicht mehr sehen. Sie saß meistens, den Ellenbogen auf dem Fensterbrett, den Kopf in die Hand gestützt, in tiefen Gedanken; eine völlige Schlaffheit schien über sie gekommen. Im Nebenzimmer aber lag die Großmutter zu Bette. Sie war nicht eigentlich krank, „nur müde," sagte sie. Ich ging von Lotte zu Großmutter und von Großmutter zu Lotte, mit bangem Herzen forschend und fragend; und die alte lebensmüde Frau lächelte und bat mich, Geduld mit ihr zu haben. Aber die junge Braut sah verdrießlich und lebensmüde aus und wies mich unfreundlich zurück.

Zuweilen wurde sie merkwürdig lustig, die Lotte, und begann ihr späteres Leben auszumalen mit tollem spöttischen Humor. Und dann setzte sie hinzu: „Ich kann das ja, ich bekomme ja einen steinreichen generösen Mann; in meinen Kaffees gebe ich noch eine Torte mehr als die Frau Superintendentin, und der Brokat zu meinem Kleide soll einen Thaler mehr kosten, als derjenige der Frau Postdirektorin, ich kann es ja." Und traf er sie in solcher Stimmung, dann ließ sie sich großmüthig von ihm in die Arme schließen und zupfte ihn am Bart, nannte ihn „ihren großen Friedrich" und versetzte ihn mit tausenderlei Schnaken und Schnurren in den siebenten Himmel.

Meistens aber war sie still und einsilbig, bis zur Unerträglichkeit schlecht gelaunt, und der guten Stunden wurden immer weniger.

„Aber, um Gotteswillen, Tone, was ist's mit der Lotte?" fragte mich der halbverzweifelte Bräutigam, „was drückt sie? Was verstimmt sie so? Vielleicht vertraut sie es Ihnen an!"

Ich schüttelte den Kopf und log: „Ich weiß es nicht!" Und ich glaubte doch es zu wissen, sie fühlte sich bedrückt, ihm verpflichtet zu sein; bedrückt, ihn verkannt zu haben; oder — ja, ich wußte es am Ende doch nicht?

Und Weihnacht kam und ging vorüber und hatte wahre Schätze in Lotte's Schoß geworfen. Rührend war es, wie Fritz ihre Wünsche zu erforschen gesucht, wie er nichts unterlassen, um ihr ein Lächeln abzugewinnen, und sie, sie hatte buchstäblich nichts für ihn. Unser Zureden, sie solle eine, wenn auch noch so kleine, Arbeit schenken, war vergeblich gewesen. Wir bekamen stets die nämliche Antwort: „Laßt mich! Sollt ich ihm etwa ein Paar Morgenschuhe sticken, wie die Rieke ihrem David? Laßt mich — wir sind ja so arm!" Sie rührte auch die Sachen nicht an, die sie bekommen; es wurde Alles wohlverwahrt zu dem Andern in Schrank und Kommode gethan; sie trug nichts, sie benutzte nichts.

„Lotte," bat ich, „kränke ihn nicht so furchtbar; von dem Manne, dessen Frau Du wirst, kannst Du doch ein Geschenk tragen? Es sieht ja aus, als wolltest Du über kurz oder lang das Verhältniß lösen!"

„O nein," erwiderte sie, „ich könnte es ja gar nicht; aber überlaß mich doch mir selbst, quäle mich nicht; — was thue ich denn?"

„Prinzeßchen," begann ich aufs Neue, „sei ehrlich, um Gotteswillen, sei ehrlich! Wenn Du ihn nicht liebst — noch ist es nicht zu spät —."

„Quäle mich nicht!" wiederholte sie trotzig, „und sorge Dich nicht um mich. Ich werde wissen, woher und wohin!"

Und in nächster Nähe schlug ein Herz in ehrlichem hellen Zorn, das hatte mit dem Instinkt der Mutterliebe herausgefühlt, daß ihr Kind leiden mußte.

„Tone, Tone!" sagte erbittert die alte Frau auf der Domaine, „sie liebt ihn nicht! Was soll das für eine Ehe werden! Und wäre er noch so vernarrt in das schöne Lärvchen, einmal kommt er zur Einsicht. Ach, Tone, womit hat der Junge das verdient?"

Und sie trocknete verstohlen die Thränen, denn der „Junge" durfte sie nicht weinen sehen. Und sie wollte auch nichts wieder dazu sagen, versicherte sie, denn als sie mit zagendem Finger an sein Herz gerührt, da war ihm die Zornader mächtig geschwollen und er außer sich gerathen. So, wie seine Lotte wäre, so sei sie ihm gerade recht! Er allein habe mit dem Prinzeßchen zu hausen später; beim Heirathen solle man die Worte sparen, zwei gehörten dazu, und nicht mehr —!

„Er ist in seinem Leben noch nicht so heftig geworden, Tone," schloß die Mutter, „er kam auch nachher gleich und fiel mir um den Hals, aber eben die Heftigkeit! Er schrie nur so laut, um seine innere Angst zu betäuben; ich weiß es, ich kenne ihn."

So ging die Zeit hin. Das neue Jahr, das große Jahr 1870 war angebrochen; noch ahnte Niemand den Sturm, der daherbrausen sollte in gewaltiger wunderbarer Herrlichkeit. — In unserem kleinen Erdenwinkel schien die Zeit stille zu stehen; mit Schnee und Eis zogen Januar und Februar vorüber, und der März thaute den winterlichen Schmuck hinweg von unseren Bergen und lockte die Veilchen hervor im Domainengarten; da ging im warmen Sonnenschein Lotte an der Mauer hin und sammelte die kleinen duftenden Lenzesboten. Auf dem Balkon saß Großmama, sorgfältig in Kissen verpackt, und athmete die warme Luft. Braune dicke Knospen schwollen an den feinen Aestchen der Bäume, hier und da schimmerte ein voreiliges Sträuchlein schon im hellsten Smaragd, und von weit her leuchtete das junge Grün der Saaten so hoffnungsfreudig in das verzagte Herz.

„Ich weiß nicht," sagte die alte Frau und blickte mich an, die ich ihr gegenüber saß, „sehe ich nur so schlecht, oder hast Du Dich so verändert? Wo ist Dein rundes Gesicht geblieben?"

„Ich bin ganz wohl, Großmütterchen; aber Lotte sieht schlecht aus."

Ich schaute dem Mädchen nach, wie sie langsam an der sonnigen Wand hinschritt, sich bückte und emporrichtete und wieder bückte; und nun stand sie hochaufgerichtet und sah grade aus, und Schnips begann sich in rasenden Galopp zu setzen und sprang bald darauf an Fritz empor, der rasch auf seine Braut zueilte. Sie gab ihm die Hand, senkte den Kopf, ließ ihn den Arm um ihre Taille legen und war genau so apathisch wie alle Tage.

Er sprach eifrig, ich hörte seine Stimme bis hier herüber, ohne die Worte zu verstehen. Sie lauschte geduldig, nahm ihre schwarze Schleppe empor; und langsam wandelnd kamen sie auf das Haus zu.

„Nein, das geht nicht länger so," hörte ich ihn sagen, als sie in die Thür traten. Einen Augenblick später waren sie im Vorderzimmer angelangt, und ich eilte hinüber, ihn zu begrüßen. Er sah roth und erregt aus und strich sich hastig über den Bart, wie er immer that, wenn ihn etwas lebhaft beschäftigte.

„Es geht nicht länger so," wiederholte er, mir die Hand gebend. „Irgend etwas muß geschehen, Tone; stehen Sie mir bei, rathen Sie, helfen Sie mir Lotte überzeugen, daß es das Beste ist, wenn wir im Mai Hochzeit machen."

Sie hatte theilnahmlos neben ihm gestanden. Als er bei diesen Worten ihre Hand faßte, zog sie dieselbe rasch zurück und eine Purpurgluth schoß in ihr bleiches Gesicht. Aber sie antwortete nicht, sie zuckte nur schweigend die Schultern.

Er wurde ebenfalls um einen Schein röther.

„Aber worauf sollen wir denn noch warten?" fragte er. „Sieh, ich kann Dich nicht so sehen, so traurig, so müßig. Alles, was Dich sonst gefreut hat, interessirt Dich nicht mehr. Du liest nicht, Du spielst nicht Klavier, Du malst nicht einmal mehr! — Wenn wir im Mai heirathen, könnten wir reisen; Du hast einmal gesagt, Du möchtest den Rhein sehen — gut, gehen wir dorthin. Lebe wieder auf, werde frisch wie sonst, Liebling! Nicht wahr, Tone?"

Aber sie, der er am liebsten die Hände unter die kleinen Füße gebreitet hätte, sie blieb abermals stumm.

„Nun sage Ja!" schmeichelte er. „Drüben ist Alles in Ordnung, um Dich zu empfangen: die letzte Einrichtung besorgen Mutter und Schwester Tone; glaube nur, sie machen es uns behaglich. Und wenn wir zurückkommen, just um die Erntezeit, da ist's so kühl und schön in unseren Bergen. Nun sage: Ja!"

Er hatte halb scherzend gesprochen, aber in seinen Zügen spiegelte sich eine tiefe innere Bewegung.

Aber Lotte sagte nicht: „Ja!“ Sie hatte sich abgewandt und schaute zum Fenster hinaus, auf die grell beleuchteten Schloßwände, und nach einer langen Pause sprach sie, ohne sich umzuwenden:

„So rasch entscheide ich mich nicht; noch ist Papa kein Jahr todt.“

Er sah mich groß an; es lag etwas wie Angst und Enttäuschung in seinem Blick. Doch mit keinem Worte drang er mehr in sie.

Wie erleichtert kam das Mädchen vom Fenster zurück.

„Ich will wieder malen,“ sagte sie fröhlich, „ich will doch endlich die Erlaubniß benutzen und da drüben kopiren; in dem gelben Zimmer ist ein Stillleben, es hat mir sehr gefallen. Ich will hinübergehen und fragen, ob ich morgen beginnen kann.“ Und sie trat vor den schweigenden, finster blickenden Mann und faßte ihn an den Rockkragen. „Keine Gletscher, Friedrich — ein Stillleben; und wenn Du willst, so kannst Du es haben, wenn es fertig ist.“

Es war seit langer Zeit das erste Mal, vielleicht überhaupt das erste Mal, daß sie so zu ihm sprach. Er vergaß, daß sie in kindischer Weise die Vereinigung mit ihm ins Ungewisse hinausschob, vergaß Alles über ihre unerwartete Freundlichkeit; ein glückliches Leuchten ging über sein Gesicht.

„Ja!“ sagte er. „Male das Stillleben — bald, mein Liebling!“

— — — — — — — — — — — — —

Mit wahrem Feuereifer begann Lotte ihre Wanderungen nach dem Schlosse. Dort drüben im gelben Zimmer waren die Vorhänge zurückgezogen, und zuweilen trat sie ans Fenster, die Leinwandschürze vorgebunden, und grüßte herüber. Es kam mir vor, als hätten sich ihre Züge wieder belebt; sie plauderte bei Tische und sah nicht mehr so lange starr auf einen Fleck wie sonst. Das alte reizende Lächeln, halb schelmisch — halb mokant, spielte, wenn auch nur schwach, um den Mund; wenn sie aber auf Fritz' Wunsch den Nachmittag oder Abend bei seiner Mutter zubrachte, kam sie immer bleich zurück und klagte über Abspannung. Sie unterdrückte überhaupt nur mit Mühe einen Gähnkrampf in der Nähe der alten Frau; sie waren doch auch allesammt zu entsetzlich prosaisch und spießbürgerlich! —

Die alte Dame kannte keinen der neuen Romane, hatte keine Ahnung von Offenbach's „Pariser Leben“, dafür stand auf ihrem Bücherbördchen neben Schiller, Goethe und Lessing ein Buch, betitelt: „Der Schutzgeist edler Weiblichkeit“, mit goldenen Regeln für Jungfrau und Weib. Lotte hatte es einmal hervorgezogen und sich über den „altmodischen“ Inhalt fast todtgelacht. Das nahm die alte Dame natürlich übel, und Fritz war in eine häßliche Lage gerathen, da Jede sich bei ihm beklagte. — Die einfachen Lieder, welche die alte Frau zum Klavier gesungen in ihrer Jugend, wurden mitleidig freundlich betrachtet, und drei Tage hinter einander nannte Lotte ihre künftige Schwiegermutter immer nur „den guten Mond“, weil sie ihr freundlich mittheilsam erzählte, als sie Braut gewesen, habe sie das Lied so gern gesungen: „Guter Mond, du gehst so stille —“. Die Offenbach'schen Melodien aber, die Lotte zuweilen in Erinnerung an verschwundene schöne Stunden spielte, erklärte die alte Frau für nichtssagende Dudeleien, und legte ihr Beethoven's Sonaten hin, worauf Lotte natürlich nicht reagirte. Ja, das Prinzeßchen langweilte sich grenzenlos, sie verstand nicht, jene oft mühsam errungene Zufriedenheit eines Menschenherzens zu schätzen, das in Arbeit und Mühe alt geworden und voll Stolz auf ein ehrenhaftes Leben zu blicken vermag. Es war einfach „spießig“ nach ihren Begriffen.

Und da drüben in der großen Giebelstube des Gutshauses saßen vier Nähterinnen und schafften an der Aussteuer.

„Kinder, ich bitte Euch,“ hatte die alte prächtige Frau eines Tages gesagt, „beschafft kein Leinenzeug; bei mir liegt es bergehoch in Spinden und Truhen, es wäre die reine Verschwendung! Der Fritz ist mein Einziger, und von Großmutter Zeiten her ist für Viele gespart; seit drei Generationen hatten die Rodens keine Tochter auszustatten, es waren immer nur Söhne im Hause. Ein wahrer Segen, daß endlich einmal das Zeug ans Tageslicht kommt.“ — Und da häufte sich nun das köstlichste Linnen, der wundervollste Damast zu hohen Paketen auf und in der Ecke prangte der Name C. v. W. „Denn,“ raunte mir die alte Dame zu, „es braucht Niemand zu wissen, daß es die Lotte nicht mitbringt; die Leute sind so wunderlich hier, sie reden darum. Ich sagte, Ihr hättet drüben keinen Platz für die Näherin.“

Aber Lotte bemerkte das gar nicht. Sie stand nicht wie eine dankbare Tochter vor der alten Frau; das Mädchen mit den völlig leeren Händen, das nicht einen Heller sein nannte, um die Aussteuer zu kaufen, es fand kein Wort des Dankes für soviel Zartgefühl. Nach ihren Begriffen war es auch nur der andere Theil, der zu danken hatte — sie ließ sich herab. Sie warf den schönen Kopf in den Nacken zurück und streifte gleichgültigen Auges diese Schätze.

Vom Haus, von jenem Abend, war nie wieder die Rede gewesen; wohl aber erfuhr ich, daß Fritz Roden, auf einen Brief seines Freundes, die damals gewünschte Summe an Hans abgesendet hatte. Eine Antwort war nicht erfolgt. Ich mochte nicht daran rühren, ich schämte mich dieser Bettelei; und sie hatte den Namen des Bruders nie wieder genannt.

Das Frühjahr schwebte auf leisen, duftenden Schwingen über das Land und brachte die alte, ewig neue Lust — Vogelsang, Blüthenbäume und hoffnungsfrisches köstliches Grün, und an einem warmen duftigen Morgen zu Ende April schlug vor unserm Zimmerfenster die erste Nachtigall. Ich weiß nicht, warum ich weinen mußte; ob es die Ahnung war von dem, was kommen sollte; ob es das Bewußtsein machte, daß Lenz und Glück für Alle erschien, nur für mich nicht?

Ich führte ein seltsames Leben in jener Zeit; ich fühlte sozusagen nichts mehr. Ich wußte, daß mein Leben verrinnen würde wie ein träger Bach zwischen reizlosen Ufern, in Sorge und Arbeit, und der Gedanke macht so still, so müde und stumpf. Ich sah die alte Frau im Sorgenstuhl und dachte nach über die unendliche Spanne Zeit, die mich noch von ihrem Alter trennte; und dann betete ich: laß mich nicht so alt werden, großer Gott! Es ist ein furchtbares Geschick, zu leben, wie ich lebte! Das Einzige, was mich noch beunruhigte, war das ernste Gesicht von Fritz Roden. Er ist auch nicht glücklich, dachte ich dann, aber er kämpft, er kann noch ringen; bei mir ist Stille, ist Alles vorüber!

— — — — — — — — — — — — —

„Willst Du Dir einmal ansehen, Tone, wie weit mein Bild gediehen ist?“ fragte Lotte eines Morgens, als sie im Begriff war hinüberzugehen. „Komme doch nachher und hole mich ab; es ist dort noch sonst allerhand Schönes zu sehen, die ganze wunderliche üppige Einrichtung aus der Zeit des ersten Napoleon, und Anita erklärt Alles ganz originell; es ist doch einmal etwas Anderes in diesem monotonen Einerlei. — Oder bist Du etwa zu sehr beschäftigt mit den Toilettevorbereitungen für das Souper auf der Domaine, von dem man sich diesmal nicht loskaufen konnte? Denn — o großer Triumph! — die Gesellschaft von Rotenberg soll und will endlich die künftige Frau Roden kennen lernen.“

„Für mich nicht, Lotte,“ erwiderte ich. „Ich habe mein schwarzseidenes Kleid, aber für Dich möchte ich etwas zurecht stellen; ich denke, Du nimmst Deine weiße Kachemirtoilette; als Braut und Hauptperson mußt Du Dich schön machen, Prinzeßchen. Ich wollte Dir, anstatt der blauen Bänder, schwarze Sammetschleifen daran heften.“

Sie antwortete nicht, aber zwischen den feinen Brauen zeigte sich eine verdrießliche Falte.

„Kommst Du?“ fragte sie ausweichend.

„Ja, Lotte. Du hast Recht, ich kenne die Räume nicht, in denen Du so oft jetzt bist. Ich komme so gegen halb Zwölf, dann schläft Großmama.“

„Du klingelst also am Hauptportale, Tone, und wenn die Thür aufspringt, gehst Du die Treppe hinauf, öffnest rechter Hand die mit Glasscheiben versehene Thür und biegst in den langen Korridor ein, rechts die siebente Thür ist es. Adieu, auf Wiedersehen.“

Gegen halb zwölf Uhr war ich mit der Toilette des Prinzeßchen fertig; eine elegante Robe, aus gelblich weißem Kachemir und Seidenatlas zusammengestellt. Sie hatte das Kleid getragen zu einem Bazar im Palais des russischen Botschafters, um dort

Blumensträuße zu verkaufen; das letzte Mal, wo das Leben all seinen Glanz und Schimmer um sie verbreitete. Ich schrak zusammen, so fremd kam mir die Gegenwart vor; man kann sich durch eine Sache aus vergangenen Zeiten so tief in Gewesenes zurückversetzen.

Nun erinnerte ich mich meines Versprechens und machte mich in Eile auf den Weg nach dem Schlosse. Beim Ueberschreiten des Domainenhofes sah ich im Herrenhause alle Fenster geöffnet, und die alte Frau erschien einen Augenblick dort; sie schlug ein weißes Staubtuch aus und war so im Eifer, daß sie mich nicht bemerkte. — Aha! Die Zurüstungen für den Abend! Und ich mußte daran denken, wie sehr sie erfreut war, als Lotte endlich den Bitten des Bräutigams nachgegeben, eine Art von Verlobungsfeier zu begehen. „Kindchen, man lebt doch einmal mit den Leuten," hatte sie befriedigt gesagt, „und sie nehmen Antheil an Allem, was uns betrifft, wie wir es ebenso bei ihnen thun, und glaubt's nur, es geht nichts über getreue Freunde und gute Nachbarn! Nun wünschte ich nur, Lotte sähe freundlich aus an seiner Seite; es steht ihr so gut, und die Munkeleien hätten dann gleich ein Ende. Sie wissen ja, Tone, sie gilt hier als stolz und unliebenswürdig, auch schon deßhalb, weil sie bei Niemand Visite machen wollte."

Ja, ob Lotte freundlich aussehen würde, konnte ich nicht rathen; aber ich fürchtete fast das Gegentheil, wenn ich an die kleine Scene vorhin dachte.

Und nun war ich unter den Kastanien dahin geschritten, stand vor dem Portale des Schlosses und zog die Glocke, auf deren Porcellangriff das Wort „Kastellan" zu lesen war. Gleich darauf öffnete sich ein Flügel der Thür, und ich trat in eine weite Halle; zu beiden Seiten derselben führten breite Treppen nach oben, an deren untersten Stufen je zwei bronzene Ritter Wache zu halten schienen. Niemand zu sehen! Ich schritt die Marmortstiege empor, betrachtete die Büsten römischer Kaiser, welche die weißen, reich mit Stuck dekorirten Wände schmückten, und den mächtigen Kronleuchter aus Bronze. Eine kühle feuchte Atmosphäre überschauerte mich und die spukhafte Stille eines unbewohnten vornehmen Gebäudes. Oben ein weiter Vorplatz, Alles in weiß lackirtem Holz gehalten; purpurne wollene Vorhänge und rothbezogene Stühle; die Fenster gewährten einen Blick auf den Schloßhof, zwischen dessen Pflastersteinen Gras wucherte. Rechts und links weiß verhüllte Glasthüren. Ich klinkte die erstere auf und trat in einen langen dämmerigen Korridor, dessen hohe Wände regelmäßig unterbrochen waren durch geschnitzte Flügelthüren; hier und da eine Nische, Spiegel, Polsterstühle mit Bronzebeschlag. Im Weiterschreiten zählte ich die Thüren, die Siebente sollte es sein. Ich öffnete; geräuschlos drehte sich der Flügel in seinen Angeln, und ich stand auf weichem Teppich in einem kleinen entreeartigen Gemach. Alte schwere Gobelintapeten bedeckten die Wände; über schwarzem Marmorkamin ein Spiegel in facettirtem Glasrahmen, aus dem mir ein goldiger Schimmer entgegenblinkte; zwei mit schweren türkischen Stoffen verhüllte Thüren, die nach rechts und links in die Gemächer führten, und über einem wunderlichen Meubel, halb Kredenztisch, halb Spinde, besetzt mit köstlichen alten Gläsern, die prächtige Kopie der büßenden Magdalena von Battoni.

Im Weiterschreiten stockte mein Fuß, denn aus dem Nebenzimmer flog mir ein Lachen entgegen, wie ich es lange nicht gehört, und doch so bekannt, so silbern und herzlich. Und diesem Lachen folgte eine klangvolle Männerstimme, die lustig sprach: „Sie glauben mir nicht?"

Ich war regungslos stehen geblieben. Aus dem Spiegel aber, mitten aus dem goldigen Gewirr tiefgelber seidener Falten, die er zurückwarf, sah ich Lotte's Profil; der feine Kopf mit dem dunklen Haar hob sich wunderbar von dem satten Gelb. Sie saß vor ihrer Staffelei, mir den Rücken halb zuwendend, und sah zu dem Sprecher hinüber, der neben dem Bilde stand, an welchem sie malte; ein Männerantlitz, auf dem der Uebermuth der Jugend und des Glückes lag, die blauen Augen blitzend vor Lebenslust. Es war ein Anblick, wie er einen Maler mit Entzücken erfüllen kann; mich packte er mit Angst.

„Nein, Durchlaucht," hörte ich sie jetzt wieder sprechen, „das glaube ich nicht. Uebrigens bin ich gerade zu Ende mit meiner Arbeit, und da meine Schwester nicht zu kommen scheint, so —; Fräulein Anita, Sie sind so freundlich und besorgen mir die Sachen in unsere Wohnung hinüber." Ich sah im Spiegel, wie sie sich erhob.

Im Sturm trieb es mich vorwärts; ich stand plötzlich unter den gelben Vorhängen der Thür und fühlte die blitzenden Männeraugen auf mich gerichtet, befremdet und verwundert. „Lotte!" rief ich. — Ich weiß heute noch nicht, ob ich mich verbeugte, wie es die Etikette verlangt, als Lotte, sich umwendend, sagte: „Meine Schwester, Durchlaucht!"

„Ich habe Ihr Fräulein Schwester in unverantwortlicher Weise gestört," redete er mich verbindlich an. „Im Begriff nach Schloß Grunen hinauf zu fahren, kam mir die Laune, hier einmal Station zu machen, und ich fand beim Betreten meiner Zimmer, ohne von dem überraschten Kastellan unterrichtet zu sein, die fleißige Malerin —"

„Und ich erschrak nicht wenig," fügte Lotte unbefangen hinzu und band ihr Schürzchen ab. „Aber Durchlaucht, Sie sehen, das Bild ist fertig und — ich störe nicht länger."

„Im Gegentheil, es ist nicht fertig!" rief er und betrachtete prüfend die Malerei. „Sehen Sie, Fräulein von Werthern, auf dem Kelchglase mit goldnem Rheinwein fehlt noch der letzte Aufsatz des vollen Lichtes; der Flaum der Pfirsiche könnte weicher sein und der Brillantring hier in der Ecke, der so achtlos und doch bedeutungsvoll neben der reichen Fruchtschüssel auf der grünen Sammetdecke liegt, ist skizzenhaft ausgeführt; Sie müssen ihm mehr Sorgfalt zuwenden; sehen Sie das Original an, es ist das Zeichen des Meisters, Pieter de Ring; Sie dürfen es nicht vernachlässigen. Meiner Meinung nach haben Sie noch viele Tage an dem Bilde zu arbeiten."

„Es sind nur Kleinigkeiten," erwiderte Lotte bestimmt, „die ich ganz gut drüben nachholen kann." Und als der Prinz eine heftige Bewegung machte, um sie zu unterbrechen, setzte sie rasch hinzu: „Ich will das Bild noch heute verschenken, Durchlaucht."

„An ihren Bräutigam," sagte ich laut, und ich fühlte, meine Stimme klang schwer und ernst. Ich konnte nicht anders.

Er sah Lotte groß an; es lag eine Frage in diesem Blick.

„Ja!" bestätigte das Mädchen leise und blickte zu Boden. „An meinen Bräutigam."

„Er ist zu beneiden," sprach der Prinz, ohne sein Auge von dem ihren zu verwenden. Und Lotte setzte hastig ihr Strohhütchen auf und nahm das noch nasse Bild von der Staffelei. Sie war blaß, und um ihren Mund lag wieder der harte Zug der letzten Wochen, der vorher wie verschwunden schien. Mit einer tiefen Verbeugung trat sie zurück, faßte mich an der Hand, grüßte Anita, die unbeweglich am Ofen stand und zum Fenster hinausstarrte, mit einem leichten Neigen des Kopfes, und im nächsten Augenblick durchmaßen wir den Korridor, eilten die Treppe hinunter und gingen bald unter den Kastanien hin der Oekonomie zu. Keine von uns hatte bis jetzt ein Wort gesprochen.

„Wie kam der Prinz dorthin?" fragte ich endlich.

„Ich weiß es nicht, Tone," erwiderte sie. „Ich saß und malte, und Anita plauderte und legte Holz in den Kamin auf meine Bitte, der feuchten kühlen Luft wegen, da hörte ich einen Wagen sehr rasch fahren, so wie hier zu Lande sonst nicht gefahren wird — sie schonen ja Alle die Gäule — nun, etwa wie in Berlin; und ich sagte, das klingt wie eine herrschaftliche Equipage. Auch Anita hatte aufgehorcht; dann wurde es still. Wir sprachen noch von anderen Sachen, als ich auf einmal leichte Schritte hinter mir hörte, und als ich aufsah, stand er schon dicht neben mir. Es war mir sehr peinlich, weißt Du! Er sagte, was er zu Dir gesagt, er habe nach Grunen gewollt, und die Laune habe ihn gefaßt, Rotenberg, den Ort, wo er die langweiligsten Wochen seines Lebens vertrauert, wieder zu sehen. Es ist mir unangenehm, Tone; sprich nicht darüber."

„Da wird Deine Lieblingsbeschäftigung wohl für ein Weilchen ruhen müssen, Lotte?"

Sie seufzte und betrachtete das Bild. „Er bleibt vielleicht nicht lange," sagte sie dann; „aber gleichviel, es ist nicht angenehm, so überrascht zu werden."

Wir traten in den Gutshof, und ich wollte links abbiegen nach der Gartenpforte. Sie war zögernd stehen geblieben; „ich möchte erst noch einen Moment hineingehen, Tone — oder willst Du ihm das Bild geben?"

„O nein," sagte ich erfreut, „ich komme mit Dir."

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei von den Königsbauten im bayrischen Hochlande.

Von † † †.

Die Bauten auf dem Falkenstein. — Der Hubertuspavillon. — Der Linderhof und sein Geheimniß.

Die gesammte deutsche Zeitungspresse beschäftigt sich neuerdings mit den Verlegenheiten, in welchen die Privatkasse König Ludwig's II. von Bayern sich befindet, und zwar in um so intensiverer Weise, als Ludwig II. eine Persönlichkeit ist, welcher sich schon lange ein außergewöhnliches Interesse weitester Kreise zugewandt hat. Nach dem Tode seines Vaters Max, noch bei Lebzeiten seines Großvaters, des kunstsinnigen Dichter-Königs Ludwig's I., als achtzehnjähriger Jüngling auf den Königsthron Bayerns erhoben, lenkte er von da ab durch das Absonderliche und Romantische seiner Situation, seines Wesens und seiner Lebensgewohnheiten die lebhafteste Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf sich. Im Jahre 1870, als das Vaterland in Gefahr war, hat er in schwerer Stunde einen männlichen Entschluß zum Heile Deutschlands gefaßt und sich dadurch die dauernde Dankbarkeit aller Patrioten, das Interesse und die Sympathie von ganz Deutschland erworben. Später waren es hauptsächlich zwei Dinge, welche Veranlassung wurden, daß man sich aller Orten in besonderer Weise mit dem jugendlichen König von Bayern beschäftigte: sein Hang zur Einsamkeit und zu großartigen phantastischen Bauten.

Der Hang zur Einsamkeit zeigte sich besonders frappant bei jenen vielbesprochenen nächtlichen, oft bis zum Morgen währenden Theatervorstellungen, in welchen der König ganz allein in dem sonst leeren Zuschauerraume des königlichen Hoftheaters in München sich große Opern und Schauspiele, die eigens für ihn gedichtet wurden und die außer ihm und den Mitwirkenden Niemand kennen durfte, mit enormen Kosten für prachtvolle Dekorationen und Kostüme vorführen ließ; der Hang zum Bauen an zahlreichen Berg- und Waldschlössern, die plötzlich an entlegenen Orten wie durch Zauber entstanden. Die Baulust mag vom Großvater Ludwig auf den Enkel vererbt worden sein, aber während Ludwig I. seine Bauten, welche ebenfalls viele Millionen verschlangen, in München und anderen Städten des Königreichs errichtete und meist allgemein-kulturellen Zwecken dienstbar machte, pflegt Ludwig II. die baulichen Schöpfungen, welchen seine Kabinetskasse ihre gegenwärtige Krisis verdankt, entweder in die weltabgeschiedene, heimliche Verborgenheit des Gewäldes, oder auf die sonnigen, ihre Umgebung weit und breit beherrschenden Zinnen des Hochgebirges zu stellen. Ersteres ist hinsichtlich des Linderhofes, des Hubertuspavillons und des Schlösser-Ensembles auf Herren-Chiemsee der Fall; letzteres bezieht sich auf die Pavillons auf dem Schachen, dem Brunnenkopf, dem Hennenkamm und der Klammspitze in der Nähe des Linderhofs, sowie auf die umfangreicheren Bauten, welche auf dem Falkenstein erstehen sollen. All diese zum Theil mit ungeheuren Kosten ausgeführten und mit Zufahrten versehenen Bauten dienen lediglich dem Privatgebrauch des Königs. Sie stehen einsam und verlassen, bis der König vielleicht einmal im Jahre auf ein paar Tage oder Wochen kommt, um in Prunkgemächern Wald- und Bergeinsamkeit zu genießen! Die Bedienung im engsten Sinne bildet in einem solchen Falle ein Kammerlakai, im weiteren drei Chevaux-legers vom vierten Chevaux-legers-Regiment und ein Friseur.

* * *

Eine der neuesten und bizarrsten Gebirgsbauten des Königs soll der Falkenstein werden. Zwei Stunden westlich von dem alten, aber freundlichen Städtchen Füssen am Lech liegt er, ein Vorberg nur des Hochgebirgs, in der Nähe des Weißen Sees, hart an der Grenze Tirols. Allein er besitzt den ausschlaggebenden Vorzug, eine unvergleichlich schöne Aus- und Fernsicht einestheils nach Norden auf die wellige, von den hellgrünen Fluthen des Lechs durchblitzte, weitgedehnte Hochebene von Bayrisch-Schwaben und vom Allgäu, und anderntheils auf die Ketten des Hochgebirges zu gewähren. Ein Meer von Zacken, düster-ernste Wände, die eine immer drohender, immer zaubergewaltiger als die andere, ragen nach Süden, Osten und Westen auf.

Bis jetzt krönte den äußersten Gipfel des Falkensteins die Ruine einer Burg, welche vor Jahrhunderten Eigenthum des Fürstbischofs von Augsburg war und in der Schwedenzeit niedergebrannt wurde.

An einem Hochsommertage des Jahres 1883 hatten sich zwei elegante Herren an der kahlen verwetterten Südwand des Berges verstiegen. Der Aufstieg an dieser jeglichen Pflanzenwuchses baaren Seite des Berges, vom Pfrontener Thal aus, ist kein Kinderspiel und überhaupt nur auf sehr schmalen Bergpfaden möglich. Wohl brach sich der Schall der von den Herren ausgestoßenen Rufe an der Bergwand. Allein was bedeutet der Ruf der menschlichen Stimme in der Einsamkeit des Gebirges! Ein Glück war's, daß „der Seppl" just um dieselbe Zeit in seiner Hütte das Mittagsschläfchen beendet hatte und das Rufen vernahm. Seit acht Jahren nämlich hat der Seppl, ein blutarmer, aber grundehrlicher „Bua" von dreißig und einigen Jahren ein Einsiedlerleben geführt auf dem Falkenstein, hat einen Pfad nach demselben angelegt und für diejenigen, welche ja einmal kamen, die Ruine zu besichtigen, einen Trunk bereit gehalten. Jetzt, wie er das Rufen hörte, da war er in seinem Fahrwasser. Bald hatte er die Herren heraufgeholt in seine Hütte. Und nun ging es an ein Fragen, daß der Seppl schier gar nicht genug hat antworten können. Er hat aber alles genau der Wahrheit gemäß berichtet, so wie er es selbst gewußt hat von Kindheit auf. Und dann hat er die Herren hinaufführen müssen auf den Gipfel. Und auch auf den allerhöchsten Gipfel sind sie geklettert, dahin, wo die Ruine steht, an deren Stelle das neue Schloß gebaut werden soll. Da haben sie freilich Augen gemacht, als das Gebirg und das Land viele, viele Meilen weit vor ihnen ausgebreitet lag, wie ein aufgeschlagenes Buch. Wer die Herren gewesen? Ja, der eine war ein bekannter Hofbeamter aus München, und der andere — der andere? — ja, der andere hat's dem Seppl nicht gesagt, wer er gewesen ist, und zu fragen hat er sich nicht getraut, und darum hat er seinen Namen mir auch nicht verrathen können. Aber schon im Herbst desselben Jahres erfuhr man, daß König Ludwig II. einen Theil des Berges, zu welchem die Spitze mit der Ruine gehört, durch Kauf von der Gemeinde Steinach in seinen Privatbesitz gebracht habe.

Als die Frühlingssonne 1884 den Schnee auf dem Gebirg zum Schmelzen brachte, da begann ein Leben und ein Treiben an der waldbestandenen Nordseite des Berges, daß es eine Lust war. Ein Jahr später führte eine breite, solid gebaute Fahrstraße bis zur Spitze. Zugleich mit dem Bau derselben war eine Wasserleitung bis auf den äußersten Gipfel des Berges gelegt worden, ein ganz bedeutendes Werk. Bei dem Tiroler Städtchen Vils steht das Maschinenhaus, von welchem aus das Wasser auf den Gipfel getrieben wird. Die Entfernung zwischen beiden Orten beträgt 2½ Kilometer in der Luftlinie!

Die bis jetzt auf dem Gipfel selbst vorgenommenen Arbeiten galten ausschließlich der Herstellung eines Planums, auf welchem das Schloß erbaut werden soll. Felssprengungen auf der Nordostseite lieferten Anschüttungs- beziehentlich Ausfüllungsmaterial innerhalb nach Höhe und Stärke gleich gewaltiger Strebemauern. Weiter gilt es jedoch, auch den höchsten Gipfel und die denselben krönende Ruine abzutragen. Letztere besteht nur aus einem einzigen Innenraum. Hohl hallt der Tritt auf dem Fußboden desselben, und zu verschiedenen Malen schon sind Theile des Gesteins in die Kellerräume gesunken. Die Abtragung der Ruine und die Rasirung des Gipfels sollen in diesem Frühjahr erfolgen. Dann erst kann der eigentliche Bau des Schlosses beginnen. Die Bauzeit ist auf fünf Jahre festgesetzt. Mit seinen Thürmen, Söllern und Altanen weit hineinleuchtend in das Land, von allen Seiten sichtbar, würde dieses neue Schloß in der That eine glänzende Zierde der Gegend werden, aber voraussichtlich ebenso wie andere Schlösser, deren Erbauung und prunkvolle Ausstattung Millionen verschlang, in selten unterbrochener Stille und Verödung unbewohnt daliegen als ein glänzendes königliches Dekorationsstück.

Gestützt auf das feinsinnigste Verständniß des Wesens vom Schönen in der Kunst, verfolgt der königliche Bauherr mit Aufmerksamkeit das Fortschreiten seiner baulichen Unternehmungen. Von Zeit zu Zeit erfolgen Inspicirungen der Bauarbeiten durch

„Was schreibt er?“

Nach dem Oelgemälde von W. Hasemann.

Digitized by Google

den Monarchen in Person. Fast durchgehends erscheint er dann entweder mitten in der Nacht oder kurz nach begonnener Tagesarbeit an der Baustätte.

Bekannt ist, daß König Ludwig II. den Wechsel seines jeweiligen Aufenthaltsortes vorzugsweise in der Zeit zwischen den ersten Tagesstunden und dem Tagesanbruch bewirkt. Auch diese Nachtfahrten des Königs bildeten lange Zeit ein allgemeines Gesprächsthema und sind im Jahrg. 1882, S. 755 der „Gartenlaube“ gelegentlich des Besuchs Ludwig's II. auf dem Schachen bei der Errichtung des Kreuzes auf der Zugspitze geschildert worden.

Ist der Schloßbau auf dem Falkenstein auf seiner gegenwärtigen Entwickelungsstufe noch Jedermann zugänglich, so ist dies bezüglich des Hubertuspavillons und des Linderhofes nicht der Fall. Der Hubertuspavillon liegt etwa drei Stunden südöstlich von Hohenschwangau am Fuße des Straußberges, da, wo der sogenannte Jägersteig von dem von Oberammergau und Gresswang nach dem Städtchen Reute in Tirol führenden Vicinalweg abzweigt, unmittelbar neben der bayerisch-tirolischen Grenze. Eine Sennhütte befindet sich 50 Schritte davon. So sehr in die geheimste Tiefe des Waldes ist dieser Pavillon hineingeborgen, daß die ernsten, geheimnißvollen Fichten seine Kuppeln umfassen. Man bemerkt ihn nicht vom Wege aus, man bemerkt ihn nicht vom Jägersteige aus, man bemerkt ihn nicht, wenn man auf 20 Schritte Entfernung vor ihm steht. Auf der Suche nach diesem neuen Kleinode unter den Königsbauten im bayerischen Hochlande irrte ich wege- und rathlos im Walde. Da hallten Axtschläge durch das Tännicht, und dem Schalle folgend stand ich bald an der Baustelle. Allein mit einer geradezu verblüffenden Dienstbereitschaft geleitete mich im nächsten Augenblick einer der Arbeiter aus der Peripherie weg bis dicht an die erwähnte Sennhütte. Ich kehrte jedoch später zurück. Der Hubertuspavillon steht in Tirol, aber so unmittelbar an der deutsch-österreichischen Grenze, daß z. B. die Bauhütten sich auf deutschem Grund und Boden befinden.

Das nach seiner Ausdehnung sehr bescheidene Gebäude besteht aus einem kuppelgekrönten Mittelbau, dessen Innenraum einen einzigen kreisrunden Salon von mäßiger Größe bildet. Den Mittelbau flankiren zwei kleine, ebenfalls in Kuppeln gipfelnde Anbauten von Rechteckform. Diese enthalten je ein kleines, mit dem Salon verbundenes, kreisrundes Gemach. Das ist Alles. Da Stallungen nicht vorgesehen sind, so hat der Hubertuspavillon ohne Zweifel nur den Zweck eines ganz vorübergehenden Aufenthaltsortes. Das zur Aufführung des Rohbaues bestimmte Material sind gewöhnliche gebrannte Ziegel. Die Kuppeln bestehen aus Kupfer und werden wahrscheinlich vergoldet, wie denn überhaupt die Anwendung von Gold, wo irgend thunlich, eine besondere Liebhaberei des königlichen Bauherrn ist. Das Erdgeschoß enthält die Luftheizungsanlage und die Küche. Letztere befindet sich theilweise unter dem Salon. Eine Versenkung, ein „Tischchen-deck-dich“ wird die Speisen in den Salon heben, da der König auch bei Tische Niemand, nicht einmal einen servirenden Lakaien sehen will. Der Bau wurde im März vorigen Jahres in Angriff genommen und sollte im Rohbau im Oktober beendet sein. In diesem Jahre werden die Stukateure, Maler und Dekorateure die innere Ausstattung vollenden, bei welcher der König dann stets eine ganz besondere Pracht zu entfalten pflegt. Farbige Seiden- und Sammtstoffe mit wahren Kunstwerken reichster Goldstickerei schmücken die Interieurs auch der äußerlich bescheidener aussehenden Bauten, und man erzählt sich beispielsweise von einem reich mit Gold gestickten Prachtbett, welches allein ein Vermögen gekostet haben soll. — —

Nach einem Marsche von drei kleinen Stunden im Thale der Ammer — einer der angenehmsten Waldpromenaden — erreicht man vom Hubertuspavillon aus den Linderhof. In einer Entfernung von etwa 600 Metern oberhalb desselben bietet ein leicht auffindbarer Punkt der Straße Gelegenheit, das vielbesprochene Schloß durch die von der Natur gerissene Schneise des Lindergriesbaches — die Ammer — wenigstens von Weitem zu betrachten. Läßt der Tourist diesen Punkt unbeachtet, so giebt es kein Mittel weiter, einen Einblick in das berühmte Tuskulum des Monarchen auf Bayerns Throne zu gewinnen. Ein dichtes Gehölz entzieht den Linderhof den Blicken des Fremden. Vor diesem liegt eine königliche Försterei, mit welcher eine Wirthschaft verbunden ist. Hier ist es noch dem Wanderer gestattet, sich zu erholen. Zwanzig Schritte hinter der Försterei beginnt das erwähnte Gehölz. Tafeln mit den ominösen Aufschriften „Verbotener Weg“ bezeichnen das Betreten schon des Gehölzes als unstatthaft. Hat man dasselbe dennoch passirt, so gelangt man an ein einfaches, schmiedeeisernes Gitterthor von der Breite der Zufahrtstraße, das diese sperrt. Das ist nun der Eingang zum Linderhofe. Unmittelbar hinter dem Eingang, zur Linken, befindet sich das Wachtlokal, und darin haust der Gendarmerieposten, welcher die Geheimnisse des Linderhofes mit Argusaugen hütet. Sollte der Fremdling auch bis hierher vorgedrungen sein, hier wird seine Energie sicher kläglich geknickt. Dieser Posten ist das verkörperte und uniformirte „Lasciate ogni speranza“. Schmeichelt dem Kriegsmanne mit Worten voll süßesten Wohllautes, verspricht ihm, der ein Einkommen von fünf Mark pro Tag sein eigen nennt, den Reichskriegsschatz, bietet ihm das Kommando eines bayerischen Armeekorps — er besteht auf seinem Schein: „Se. Majestät haben 's streng verboten!“

Die Schöpfung Linderhof hat ein Königswort auf der hinter dem erwähnten Gehölz bis an die fichtenbestandenen Felswände der Klammspitze und des Hennenkamms ziemlich steil ansteigenden grünen Bergwiese erstehen lassen. In sanfter Biegung nach rechts geleitet ein Promenadenweg von klassischem Gepräge vor das Schloß, einen mäßig-großen, in mattem Weiß gehaltenen Bau von Rechteckform. Derselbe besteht nur aus zwei Geschossen. Drei die Breite der Vorderseite einnehmende Eingänge mit schmiedeeisernen, schwer vergoldeten Thüren, wahre Wunderwerke der Schmiedekunst, führen in das Erdgeschoß, dessen Vorderraum eine marmorsäulengetragene Halle bildet. Ueber den erwähnten Eingängen erheben sich vier marmorne Riesengestalten, welche einen vergoldeten Balkon tragen, der einen seltenen Reichthum der Gliederung in reinsten Formen zeigt. Der nach vorn gerichtete dreieckige Giebel der Vorderseite des Schlosses ist gleichfalls von einer überraschenden Fülle feinst gegliederter Ornamente in Weiß und Gold, welche in einer goldenen Krone gipfeln. Auf der Rückseite des Schlosses ist man soeben beschäftigt, das Innere eines neuen Anbaues zu dekoriren, das im Obergeschoß einen kreisrunden Saal bildet, der als Speisesaal benutzt werden soll.

Vom Balkon an der Vorderseite aus ruht der geradeaus gerichtete Blick auf einer prachtvollen gärtnerischen Schöpfung à la Versailles oder Schönbrunn. Schimmernde Leistungen der Teppichgärtnerei, Statuen, deren wundervolle Formen das Auge entzücken, stolze Schwäne auf dem Silberspiegel eines Bassins, aus dessen Mitte ein Springbrunnen aufrauscht, all' das umrahmt und scharf gegliedert durch gepflegte Promenadenwege, die auf marmornen Treppenstufen allmählich zu einer kleinen Anhöhe hinanführen, auf deren Hintergrunde ein säulengetragener, statuengeschmückter Rundtempel sich erhebt. Hier thront unter den stillen Marmorsäulen die Idealfigur der Venus, der Göttin der Schönheit, aus feinstem karrarischen Marmor von einer Meisterhand gezaubert. Sinnend scheint sie hinabzuschauen zu der Welt von Statuen, die aus den mit Epheu und wildem Wein umrankten Laubgängen hervorleuchten — Welttheile, Jahreszeiten, Künste ꝛc. darstellen, aus deren Gewirr auf einem andern Hügel sich die Bildsäule Ludwig's XIV. erhebt. Für die Entstehungsgeschichte des Linderhofes ist diese Bildsäule des Franzosenkönigs bezeichnend genug. Fühlt man doch hier auf Schritt und Tritt den Einfluß des Geistes, der einst am Hofe desselben geherrscht hat.

In geringer Entfernung von dem Schlosse liegt im Tannengrün versteckt ein kleiner Kiosk „Marokko“, dessen Wände sich in einem künstlichen Seebecken wiederspiegeln.

Ein ungeheurer Reichthum ist in diesem kleinen Raum aufgehäuft, ein wahrhaft orientalischer Prunk, der durch kunstvoll angebrachte Spiegel sich in den Augen des Beschauers verzehnfacht. Inmitten des Rundbaues glänzt ein Riesenpfau in schillernden Farben und spreizt sein kostbares Gefieder, das aus Edelsteinen, Türkisen und Smaragden auf des Königs Befehl die Künstlerhand gefertigt hat. Unwillkürlich schweifen bei seinem Anblick unsere Gedanken zurück in die Geschichte der Menschheit, zu dem fernen indischen Delhi, wo einst die Großmoguln residirten, zu jenem Prachtbau von Marmor und Gold, der auf schwarzem Marmorgrunde in silbernen Lettern die stolze Inschrift trug: „Giebt es ein Paradies auf Erden, so ist es hier, so ist es hier, so ist es hier.“ In diesem Wunderpalaste erhob sich einst der berühmte Pfauenthron aus dichtem Golde, reich mit Diamanten besetzt, dem zur Seite zwei Pfauen standen mit emporgehobenen Schweifen

aus kostbaren Edelsteinen. Ueber 150 Millionen Mark kostete dieser Thron; der Kiosk „Marokko“ ist somit nur ein schwacher Abglanz der orientalischen Pracht, des „Paradieses auf Erden“, das ein siegreicher Eroberer binnen wenigen Tagen in einen Trümmerhaufen verwandelte.

In einiger Entfernung rechts vom Kiosk befindet sich die Bauhütte mit den Wohnungen verschiedener Beamter und deren Familien, des Maschinenmeisters, der beiden Gendarmen, des Grottenwärters und einiger Anderer. Weiter oben in der Nähe der Bergwände liegen ein Gebäude für die ständigen Arbeiter und das Maschinenhaus mit Gasanstalt und den Apparaten zur Erzeugung von elektrischem Lichte. Das Maschinenhaus und seine Arbeiter stehen hauptsächlich im Dienste des Interessantesten, was der Linderhof birgt, im Dienste des Geheimnisses vom Linderhofe: der Grotte.

Du stehst vor einem unscheinbaren, rasenbedeckten Hügel, dessen eine Seite graues Felsgestein bildet. Nichts Außergewöhnliches läßt dich vermuthen, daß hier ein lichtschimmerndes, glanzsprühendes Wunder in die Erde gezaubert worden ist, daß hier die köstlichsten glanzdurchglühten Märchen volle, blendend-schöne, sinnbetäubende Verwirklichung gefunden haben.

In verzauberten Schlössern, in weltverlorenen alten Burgen berührt der Märchenprinz mit seinem Talisman den Felsen. Und sieh! von geheimnißvollen, wunderbaren Kräften bewegt, öffnet sich derselbe und, staunender Bewunderung voll, schaut sein Auge, erschreckt und verzückt zugleich, hinein in diese ungeahnte Welt voll Pracht und Glanz. So auch hier. In einer Nische des Felsens verborgen ruht ein Schlüssel. Und kaum berührt dieser das Gestein, so dreht sich ein gewaltiger Theil der Felswand geräuschlos und mit Leichtigkeit in verborgenen Angeln. Du trittst ein. Ein paar Schritte legst du zurück in einem hohen Gange zwischen den Felsen und — stehst geblendet, verwirrt. Eine hohe, weite Tropfsteinhöhle mit mannigfachen Nebenhöhlen, mit heimlichen Nischen und verborgenen Schlupfwinkeln ist es, vor welcher du stehst. Aus allen Winkeln, aus allen Ecken, aus allen Nischen und Spalten des Gesteins, aus zahlreichen mit farbigen Gläsern überdeckten Vertiefungen, zur Rechten, zur Linken, über, unter, neben dir leuchtet, flackert, flammt, glüht, sprüht ein Meer von Lichtfluthen bald gelben, bald grünen, bald violetten, bald rosarothen, bald rothen, bald blauen Scheines in überraschendem, plötzlichem Wechsel durch den wunderbaren Raum, alle Theile desselben mit einer unsäglichen Fülle von Licht und Glanz übergießend. Hold und lieblich wölbt ein Regenbogen sein mildes Licht über all' diese flammende Schönheit.

Allmählich lernt das Auge den ungewohnten Glanz ertragen. Du vermagst die Raumverhältnisse dieser wunderbaren Schöpfung zu schätzen, die einzelnen Theile derselben zu unterscheiden. Ein weißer, unter der Einwirkung des wunderbaren Lichtes blinkender feiner Kalkstaub, die natürliche Absonderung des Tropfsteins, bedeckt Alles. Die Haupthöhle bildet einen Raum von etwa 15 Meter Durchmesser und 10 Meter Höhe. Aus dem Hintergrunde derselben rauscht, gleich flüssigem Silber, tausendfältig glitzernd und sprühend, in schäumenden Kaskaden die Felswand durchbrechend, ein Wasserfall herein in den Raum. Derselbe speist einen die Basis der Haupthöhle zu drei Viertheilen füllenden See, dessen klare Fläche die blendenden Lichter in zauberhafter Schönheit zurückstrahlt. Auf dem Spiegel des Sees wiegt sich ein goldener, von Rosengewinden umschlungener Kahn, dessen Rückseite zu einer Muschel sich erweitert. Auf dem Bug des Schiffleins stehend spannt Amor, unter schelmischem Lächeln das Ziel nehmend, den Bogen. Den Bord zur Rechten und Linken schmücken rothe Korallen. Ein Taubenpaar, dessen Schnäbel sich kosend im Kusse vereinigen, steht im Begriff, sich auf der linken Seite des Schiffleins niederzulassen. Zwei goldene Ruder harren der kundigen Führung des Schiffers. Mehr aber noch als auf die Fahrt mag dieser achthaben auf sein Herz. Dort drüben, auf dem Felsgestein ruht sie, Liebe heischend, in berückender Schönheit, die Unheil bringende Lorelei, und kämmt mit goldenem Kamme das golden schimmernde Haar. Horch! Vernimmst du es nicht, das lockende Lied der Sirene?

Dort, an der Felswand im Vordergrunde des Märchensees, der doch volle Wirklichkeit ist, Hackl's herzbewegend-schönes Bild: Tannhäuser, schlummernd in Venus' Schoße. Voll sinnigen Ernstes, mit einem Hauche von Trauer fast, ruht der Blick des dämonisch-schönen Weibes auf dem entschlummerten Geliebten. Ist es eine Ahnung vom Weh des Scheidens, die ihm durch die Seele zieht? Genien der Liebe, Grazien und badende Nymphen umgeben beide, Rosengewinde um sie schlingend, Blumen streuend.

Der Wartburg- und Tannhäuserscene schrägüber führt eine Biegung in einem der Gänge in eine verlorene Ecke. Gestalten treten dir aus derselben entgegen. Betroffen willst du dich zurückziehen. Da bemerkst du, daß du selbst es bist, dem du begegnest. Du stehst vor dem Spiegel, einer riesigen Scheibe von etwa $3\frac{1}{2}$ Meter Höhe und 2 Meter Breite. Drei derartige Scheiben sollen auf dem Transporte zerbrochen oder beschädigt worden sein, bis endlich die vierte unversehrt in das Gestein eingelassen werden konnte.

In der Nähe der Spiegelgrotte führt ein schmaler mit Holzgeländer versehener Steig, etwa 7 Meter am Felsen empor, hinauf nach dem Königssitz. Es ist ein Sitz in der Länge von etwa 2 Meter, auf der Rückseite von einer goldenen Riesenmuschel umrahmt. Rosengewinde umschlingen dieselbe und Schilfrohrblätter umgeben sie. Hier pflegt König Ludwig II. niederzusitzen und sich der Bilder des Lebens, der Liebe und der Schönheit, wie er sie in diesem seltenen Raume so wunderbar geschaffen, einsam zu freuen.

Ueber die technische Seite der komplicirten Einrichtungen zur Erzielung der wunderbaren Wirkungen nur einiges Wenige. Die Gasanstalt und die Apparate zur Erzeugung des elektrischen Lichtes befinden sich, wie bereits erwähnt, in dem Maschinenhause. Hunderte von Leitungsdrähten kommuniciren von diesem aus mit einer technischen Abtheilung in der Grotte. Telegraphie und Telephonie vermitteln den Verkehr zwischen Maschinenhaus und Grotte. Ein Wink und anstatt z. B. in rothem flammt alles in blauem Lichte. Elektrisches Licht, Gas und Glas sind die einfachen Mittel, durch welche die unbeschreiblich-großartigen, magischen Lichtwirkungen erzielt werden. Die zur Anwendung gelangende telegraphische Chiffreschrift, wie sie an den Apparaten selbst bemerkt ist, ist die folgende:

—	bedeutet:	Achtung.
— —	„	Drehen.
— — —	„	Wechsel.
. . . —	„	Veränderte Reihenfolge.
.	„	Gelb.
. .	„	Grün.
. . .	„	Violett.
. . . .	„	Rosa.
. . . . .	„	Roth.
. . . . .	„	Blau.
. . . . .	„	Irrungszeichen.
— . — .	„	Nachsehen.
. —	„	Aus.

Wie Beklemmung fast liegt es dir beim Scheiden aus dem wunderbaren Raum auf dem Gemüth. Die Seele ist bewegt, verwirrt. Aufathmend grüßest du wieder den goldenen Tag. Aber unauslöschlich werden die Eindrücke dir vor der Seele stehen, welche du in der Grotte empfingst, dem Märchen des Linderhofes.

* * *

Wir fürchten unsere Leser zu ermüden, wenn wir ihnen noch von den weiteren einsam im Gebirge liegenden zum Theil unvollendeten Prachtbauten des Königs erzählen wollten, so von der großartigen Nachahmung des Versailler Schlosses auf der Herreninsel im Chiemsee, von welcher bis jetzt der imposante Mittelbau und ein Seitenflügel fertig steht und die theilweise auch im Innern mit einer alles Andere überbietenden Pracht ausgestattet ist; von dem neuen Schloß bei Hohenschwangau, der sogenannten Gralsburg, deren Grundmauern allein Hunderttausende verschlangen. Was wird das Schicksal all' dieser Bauten werden? Die Beantwortung dieser Frage kann nur tief traurig stimmen, besonders wenn man dabei bedenkt, wie viel Mühe und Geld in den Ruinen dieser zum Theil halb fertigen Schlösser begraben liegen wird, und selbst der Gedanke, daß diese Schöpfungen zur Hebung des Kunstgewerbes mit beigetragen und eine Zeitlang vielen Menschen Arbeit gegeben haben, vermag an dieser Stimmung nicht viel zu ändern.

Ueber das Klima von Kamerun.

Von Max Buchner.

Ueber das Klima von Kamerun hat die öffentliche Meinung in letzter Zeit manchen lustigen Bocksprung gemacht, bis sie endlich anfing zu weinen. Vor einem Jahre ungefähr wurde dem Publikum zugemuthet, im Kamerungebiet geradezu einen klimatischen Kurort allerersten Ranges zu verehren. Jetzt ist es eine Pesthöhle, aus der Niemand lebend zurückkommt.

Ja selbst die gangbarsten Aussprüche berühmter Reisender über das afrikanische Klima bewegen sich in zwei Extremen, von denen das eine sinnloser ist als das andere. Zuerst heißt es, an der Küste falle die Hälfte der Neuangekommenen dem Fieber zum Opfer, und gleich darauf, daß das Innere gesund sei. Eine richtige Statistik existirt für keine von beiden Behauptungen. Sie entsprangen beide demselben so oft begangenen Fehler des falschen Generalisirens, jenem so häufigen Mangel an Kritik, der sich hauptsächlich in der Neigung kundgiebt, zufällig beobachtete extreme Vorkommnisse als die Regel zu betrachten. Wenn wir irgendwo vom Fieber verschont bleiben, dürfen wir beileibe nicht sagen: hier giebt es kein Fieber, und ebenso unrichtig wäre es, zu meinen, daß da, wo man einmal viele Krankheiten antraf, es immer so sein müsse. Die Epidemien und Endemien schwanken nicht bloß in Bezug auf die Zahl der Fälle, sondern auch in Bezug auf die Schwere der einzelnen Fälle. Der oben erwähnte gräßliche Procentsatz der vom Fieber hingerafften Opfer würde, wenn er Thatsache wäre, schon längst so abschreckend gewirkt haben, daß es an der Küste gar keinen Kaufmann mehr gäbe. Dieser Pessimismus schadet aber wenigstens nicht. Schaden stiften könnte dagegen eine allzu große Hoffnung auf die höher gelegenen Gebiete des Inneren.

Wahrscheinlich sind die Fieber- und sonstigen Miasmen auf dem Plateau Central-Afrikas an sich minder zahlreich, energisch und wirksam. Zugleich aber nimmt der Komfort, die Möglichkeit besserer Nahrung und deßhalb auch die Widerstandskraft des Weißen stetig ab mit der Entfernung vom Meere, so daß das Endergebniß beider Faktoren sich schließlich ausgleichen wird. Und ganz ohne Fiebermiasma giebt es wohl kein einziges Quadratkilometer des tropischen Afrika.

Die gesundheitlichen resp. krankheitlichen Verhältnisse irgend eines Platzes setzen sich überhaupt stets zusammen aus zwei Faktoren: 1) aus der Menge und Kraft der vorhandenen Schädlichkeiten, 2) aus der Wirksamkeit der vorhandenen Schutzmittel gegen dieselben. Von diesem Gesichtspunkte aus läßt sich über das Klima von Kamerun Folgendes sagen.

Kamerun gehört zu den ungesünderen Plätzen der Erde. Es ist aber durchaus kein Grund vorhanden anzunehmen, daß es ungesünder sei als Brasilien oder Ostindien zur Zeit der ersten Entdecker es waren, ehe die Europäer dort seßhafter wurden und ihre Existenzbedingungen immer mehr verbesserten.

Das Hauptleiden, neben dem die anderen Gesundheitsstörungen kaum in Betracht kommen, ist das Fieber in seinen verschiedenen Formen. Es ist dieselbe Krankheit, die wir als Malaria oder Wechselfieber in Rom, in Pola, in Germersheim, in Wilhelmshafen, in allen Marschgegenden an der Nordsee von Hamburg bis Antwerpen, in Kleinasien, Ost- und Westindien, in den Vereinigten Staaten, kurz eigentlich überall auf der ganzen Erde haben. Allerdings zeichnet sich das Fieber in Afrika dadurch aus, daß es seltener die bei uns gewöhnlichen drei Stadien: Frost, Hitze, Schweiß durchläuft, sondern mehr kontinuirlich auftritt. Hier und da, etwa einmal in tausend Fällen, nimmt es den sogenannten perniciösen Charakter an: die Temperatur bleibt länger auf einer Höhe von 40 bis 42 Graden, die Haut wird gelb, in den Ausleerungen sind reichliche Blutergüsse. Mindestens die Hälfte der davon Betroffenen stirbt nach zwei bis drei Tagen.

Daß das Fiebergift der afrikanischen Westküste an sich wesentlich stärker sei als in Europa, erscheint mir zweifelhaft. Denn man braucht in Afrika zur Unterdrückung eines gewöhnlichen Fiebers nicht mehr Chinin zu verabreichen als bei uns. Ein bis zwei Gramm genügen fast immer. Nur in der größeren Anzahl perniciöser Fälle, die übrigens auch in Europa nicht gänzlich fehlen, dürfte ein Unterschied liegen, und zum Zustandekommen dieser gehören vielleicht noch andere unerforschte Verhältnisse.

Das Fiebergift ist zweifellos ein mikroskopischer Pilz, den wir allerdings noch nicht persönlich, sondern nur aus seinen Wirkungen kennen. Er entwickelt sich in stagnirenden Wässern oder in feuchten Oertlichkeiten des Bodens, der Vegetation, der Wohnstätten. Durch Austrocknung wird er frei, gelangt in die Luft und durch sie in unseren Körper, zunächst in die Lungen. Daß wir ihn auch trinken, ist nicht wahrscheinlich.

Immunität oder Gewöh. .g an das Fiebergift kommt vielleicht vor, ist aber jedenfalls ungemein selten und niemals sicher. Hier und da trifft man nämlich einen Europäer, welcher behauptet, schon sechs oder mehr Jahre an der Küste zu leben, ohne jemals ein Fieber gehabt zu haben. Auch die Neger stehen oft im Rufe einer gewissen Immunität. Gar nirgends aber kursiren über derlei Dinge mehr schlechte Beobachtungen und leichtfertige Behauptungen, als in Westafrika. Was ich selber erfahren, flößt mir gar kein Vertrauen zu derlei herkömmlichen Berichten ein.

Man kann nicht einmal ohne Weiteres sagen, daß der Neger das afrikanische Klima immer und überall besser verträgt, als der Europäer. Es giebt da Unterschiede, über die sich keine Regel konstruiren läßt. Auffallend wenig leiden am Fieber die Kameruner. Aber die eingeführten Kru-Jungen haben Fieber fast ebenso oft und heftig wie die Weißen. Diese Erscheinung möchte sich vielleicht erklären aus der Thatsache, daß es eben auch für die Neger bloß eine örtliche Akklimatisirung giebt. Allein die Kru-Jungen sollen in ihrer eigenen Heimath ebenso stark vom Fieber zu leiden haben, und auf dem Hochplateau von Angola und Lunda habe ich drei Jahre lang die Erfahrung gemacht, daß die jeweiligen Eingeborenen ebenso häufig vom Fieber befallen werden wie fremde Neger und schließlich vielleicht sogar wie die Weißen.

Außer dem Fieber und einigen Hautausschlägen sind in Kamerun keine besonderen specifischen Krankheiten heimisch. Während und in Folge der kriegerischen Zeitläufte des vorigen Jahres kam auch Dysenterie vor, aber bloß aus den nämlichen Ursachen, Mangel geregelter Nahrung und schlechter Lebensweise überhaupt, wie im Jahr 1870 unter unseren Truppen in Frankreich.

Große Hoffnungen für eine Gesundheitsstation hat man auf den Kamerunberg gesetzt. Aber ich fürchte, daß es bei den Hoffnungen bleiben und daß auch hier die schöne Idee wieder einmal an der rauhen Wirklichkeit scheitern wird. Es ist kaum zu bezweifeln, daß oben auf dem Gipfel des Berges, wo überhaupt nichts mehr wächst und zuweilen Schnee liegt, auch der Fieberpilz nicht mehr gedeiht. Von unten an aber wird er bis in eine ganz bedeutende Höhe hinauf wohl nirgends fehlen. Die Grenze seines Vorkommens wäre nur durch ein ziemlich umständliches und kostspieliges Verfahren sicher festzustellen. Mit einem Luftballon müßte man den Gipfel direkt von Europa aus zu erreichen suchen, sich gut verproviantiren und dann allmählich einige Jahre hindurch abwärts steigen. Denn würde man erst unten in der fiebergiftigen Niederung landen und dann oben das Fieber bekommen, so könnte kein Mensch mit Bestimmtheit sagen, ob es von oben oder von unten stammt, da zwischen Aufnahme und Wirkung des Giftes gewöhnlich mindestens sieben Tage vergehen.

Doch sehen wir ab von der vollen Strenge des Experimentes. Mancher denkt, es wäre vielleicht schon ein Vortheil, wenn wir in einer mittleren Höhe der Berghänge ein Sanatorium hätten. Das müßte, wenn es seinem Namen und Zweck entsprechen sollte, doch mindestens ein komfortables Hôtel sein, nicht allzu schlecht ausgerüstet mit Küche und Keller und Apotheke und womöglich sogar mit einem Arzt versehen. Wer aber soll die bedeutenden Kosten eines solchen Institutes tragen? Derjenige, dem es am meisten zu Gute käme, der kärglich besoldete Faktorist, doch ganz gewiß nicht. Und dann, wer bürgt uns dafür, daß der vom Fiebersiechthum erschöpfte Patient dort oben sofort gesund wird? Es ist eine eigene Sache um den Wechsel von Lebensgewohnheit und Klima. Jede plötzliche Aenderung der Leibesökonomie, und wäre sie auch zum Besseren, scheint eine Schädlichkeit zu sein. Fast alle Afrikareisenden, die aus dem hungerreichen Inneren herauskommen

an die Küste, wo sie wieder in die langentbehrte europäisch üppige Verpflegung eintreten, müssen die Erfahrung machen, daß dann das Fieber schlimmer auftritt als je.

Soviel über den ersteren Faktor der Sterblichkeit, welchen wir „Menge und Kraft der vorhandenen Schädlichkeiten" genannt haben. Wie verhält es sich nun mit dem zweiten, „den vorhandenen Schutzmitteln gegen dieselben und deren Wirksamkeit"?

Diesbezüglich herrschen in Kamerun so traurige Zustände, daß wir aus ihnen die schönsten Hoffnungen schöpfen können. Hygienischen Verbesserungen ist der allergrößte Spielraum geöffnet. Namentlich die Wohnräume, die doch als jene Oertlichkeiten zu betrachten sind, in denen wir die längste Zeit unseres Lebens, Gutes und Böses einathmend, zubringen, sind dort so gelegen und so beschaffen, daß sie den Grundsätzen der Hygiene geradezu spotten.

Man merkt es Kamerun an, hier konnte der Europäer sich niemals freier bewegen, hier herrschte zu lange der Neger. Die meisten Kaufleute wohnen noch immer auf sogenannten Hulks, alten abgetakelten Segelschiffen, die im Fluß solide verankert wurden mit der Bestimmung, nun, da sie nicht mehr seetüchtig sind, als schwimmende Faktoreien den Rest ihrer Tage abzuverdienen. Daß auch solche halb verfaulte Fahrzeuge manches zu wünschen übrig lassen, ist selbstverständlich, aber immerhin scheinen sie zum Wohnen gesünder zu sein als die festen Faktoreien am Land. Da jedoch die Hulks allmählich leck und unbrauchbar werden, und da zugleich die öffentliche Sicherheit zunimmt, so herrscht seit längerer Zeit eine Tendenz, den Handel allgemein aufs Trockene zu verlegen. Aber mit welchen schrecklichen Bauplätzen mußten die Kaufleute hierzu vorlieb nehmen! Oben auf dem 15 Meter hohen Plateau liegen dicht an einander die Dörfer. Eine einzige Ausnahme abgerechnet, sahen sich deßhalb die Kaufleute genöthigt, unterhalb des Plateau-Steilrandes, zum Theil auf künstlichen Plattformen im Bereich von Ebbe und Fluth, sich anzusiedeln. Diese Plattformen sind naturgemäß schlecht konstruirt, die Abspülung der Hochwasser nagt täglich zweimal an ihnen und richtet häufig Zerstörungen an. Nach drei Seiten sind sie von Schlick- und Sandflächen umgeben, die zur Ebbezeit den Bevölkerungen der Dörfer als allgemeiner Abtritt und dem Strom als Ablagerungsstätte seines Kehrichtes faulender Pflanzen dienen.

Eines der ersten Erfordernisse zur Besserung wird deßhalb darin bestehen, daß die Europäer ihre Wohnhäuser durch Ankauf geeigneter Plätze nach oben auf die Kante des Steilrandes verlegen, während die Magazine und Einkaufsräume unten verbleiben können. Zugleich wird in Bezug auf die Art und das Material der Wohnhäuser alle Vorsicht und Ueberlegung zu verwenden sein.

Für die westafrikanische Küste taugt am besten ein hölzernes Wohnhaus auf hohen Backsteinpfeilern. Die Backsteinpfeiler sollten so hoch sein, daß sie, durch Gitterwände und Gitterthüren unter einander verbunden, ein geräumiges luftiges Erdgeschoß bilden, das zu Vorrathskammern und Wohnungen für die bediensteten Neger abgetheilt werden kann. Auf das erste Stockwerk läßt sich nöthigen Falles ein zweites setzen; um jedes ist ringsum eine breite Veranda zu ziehen. Das Dach wird am besten aus Asphaltpappe hergestellt und das Ganze mit weißer Kalkfarbe angestrichen. Für Küche und Klosett sind eigene mit dem Haupthaus nur durch gedeckte Gänge verbundene Hütten aufzustellen. Das Klosett ist im Abfuhrsystem einzurichten. Die Abfuhr hat jede Nacht zu geschehen.

Gänzlich zu verwerfen sind die wegen ihrer größeren Billigkeit und Einfachheit so beliebten eisernen Wellblechhäuser. Als Magazine thun sie ganz gute Dienste, zum Aufenthalt für kränkliche Europäer sind sie absolut nicht geeignet. Sie erhitzen sich unter der Sonne zu schnell und erschweren die Ventilation in hohem Maße.

Für den Wohnplatz ist eine möglichst freie Lage zu wählen. Alle in unmittelbarer Nähe befindlichen Bäume sind als Feuchtigkeitsträger umzuhauen. Auch das hohe schilfartige Gras ist in der nächsten Umgebung auszurotten und durch reinlichen Kies oder durch kurzen Rasen zu ersetzen. Ein kurzer Rasen, wie wir ihn in Europa haben, wäre überhaupt die idealste Bodenbedeckung, weil er gleichmäßig ebensowohl die Staubentwickelung als auch eine übergroße Anhäufung von Feuchtigkeit verhindert. Es wächst in Kamerun auf Wegen und an den viel betretenen Kanten des Steilrandes eine kleine niedliche Lolium-Art, die hierzu vielleicht zu brauchen wäre. Außerdem müßte man mit südeuropäischen, amerikanischen und indischen Gräsern Versuche machen.

Sehr mißlich sind auch die Trinkwasserverhältnisse in Kamerun. Das Wasser des Flusses ist ekelhaft schmutzig, hier und da treiben auf ihm weithin die Luft verpestende Menschenleichen herab, zur Zeit der Fluth wird es ziemlich stark salzig. Die Eingeborenen trinken von einigen nicht sehr sauberen Quellen, die aus dem rothen Laterit-Plateau, aus dem vielfach verunreinigten Boden der Dorfschaften, hervorrieseln. Die Kaufleute haben sich innerhalb der Faktoreien, also unterhalb des Plateaus, ungemein dürftige Brunnen gegraben, die meistens nur aus einem in die Erde gesenkten Faß bestehen und noch verdächtiger sind, da sie ganz unten und bereits im Schwemmgebiete des Flusses liegen.

Ordentliche, tiefe Brunnen oben auf dem Plateau, in weiterem Umfang geschützt vor Verunreinigungen, wären deßhalb ein nächstes Erforderniß. Zum Pumpen und Füllen der Reservoirs für Haus und Garten wären amerikanische Windmühlen hier geeignet wie nirgends. Der regelmäßige, starke Südwestwind würde sie nur in den Morgenstunden und sonst fast niemals rasten lassen.

Kurz, für hygienische Maßregeln ist noch ungemein viel zu thun. Mit der Durchführung derselben wird ein von der Regierung bestellter Arzt zu betrauen sein. Wenn auch Kamerun im December und Januar 1884 und 1885 in der glücklichen Lage war, an geprüften Doktoren der Medicin nicht weniger als zehn zu beherbergen, nämlich außer den fünf Marine-Aerzten des Geschwaders noch fünf Kollegen des Civilstandes, die Herren Nachtigal, Passavant, Pauli, einen dem Trunke ergebenen Engländer und meine Wenigkeit, so daß schon auf jeden fünften ansässigen Europäer eine vollberechtigte Heilperson kam, so ist das jetzt anders geworden. Von den fünf genannten Civilisten ist keiner mehr draußen in Kamerun, und der einzige übrig gebliebene Schiffsarzt des „Habicht" hat weder Zeit noch Befugniß, sich auch der Privatpraxis hinreichend anzunehmen.

Wie sehr indessen ein Arzt in Kamerun nothwendig ist, und zwar nicht bloß unter den europäischen Kaufleuten, sondern auch unter den Eingeborenen, habe ich an mir selbst erfahren während jener unangenehmen kriegsschifflosen vier Monate, in denen ich Vertreter der Flagge war, ohne irgend welche Exekutivorgane außer mir selbst zu besitzen. Der Vortheil, daß ich mich der immer rebellischer werdenden Bevölkerung als Arzt nützlich und interessant machen konnte, ist mir damals sehr zu statten gekommen.

Allein schon die vielen großen, tief fressenden Geschwüre, an denen der Kameruner so häufig leidet und die er als „Pola" bezeichnet, wären eine überaus günstige Gelegenheit, Gutes zu wirken. Mit Jodoform kann man da wahre Wunder verrichten, umsomehr als die landesüblichen Heilmittel gegen Pola gänzlich erfolglos sind, wie denn überhaupt der Neger an Arzneien, die nicht bloß auf Hokuspokus beruhen, ungemein arm ist. Die Pola-Geschwüre haben mir mehrmals ausgezeichnete Dienste gethan, das unverschämte Gebahren der Kameruner zu bändigen. Krankheiten und deren liebevolle Behandlung, das ist der Punkt, bei diesen verzogenen und verdorbenen Menschen den Hebel einzusetzen, nicht nur zum Zweck der modern gewordenen Neger-Beglückung, sondern auch zur ersprießlichen Neger-Erziehung.

Da wir sparen müssen, so darf uns auch der Regierungsarzt nicht allzuviel kosten, was sich leicht erreichen läßt. An reiselustigen tüchtigen Medicinern haben wir keinen Mangel. Gegen 3000 Mark Gehalt und freie Hin- und Rückfahrt, sowie in Anbetracht einer lohnenden Privatpraxis unter den Europäern würde sich der richtige Mann schon finden. Derselbe müßte sich auf drei Jahre verpflichten. Mit den Faktoreien würde er am besten ein privates Abkommen treffen, gegen eine fixe jährliche oder monatliche Pauschalsumme jeden Krankheitsfall der betreffenden Europäer gewissenhaft zu behandeln. Der oben erwähnte englische Kollege bezog noch in der allerletzten Zeit, als er sich bereits ganz unmöglich gemacht hatte, von zwei oder drei der englischen Hulks seinen Unterhalt und, wenn ich nicht irre, sogar auch ein fixes Gehalt. Ebenso müßten die regelmäßigen Dampfer, alle Monate vier, zwei ausgehende und zwei zurückkehrende, sowie gelegentlich andere einlaufende Schiffe einer sanitären Beaufsichtigung unterstellt und gehalten sein, dafür dem Arzte ihren Tribut zu leisten. Auch die Eingeborenen müßten allmählich daran gewöhnt werden, den Arzt zu bezahlen, zuerst vielleicht in Naturalien, Ziegen, Hühnern, Eiern, Bananen ꝛc.

Neben den angeführten praktiſchen Zwecken käme ſchließlich auch noch in Betracht, daß von einem Mediciner, der wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung nicht abgeneigt wäre, noch gar Manches erforſcht werden könnte. Die tropiſche Pathologie liegt noch in den Windeln, und namentlich von Hautkrankheiten dürfte an der weſtafrikaniſchen Küſte noch manches Neue zu entdecken ſein.

Faſſen wir unſer Urtheil über das Vorgebrachte nochmal zuſammen, ſo müſſen wir ſagen: Kamerun iſt wirthſchaftlich gut und leiſtungsfähig, vorausgeſetzt, daß gründliche Reformen eingeleitet werden. Seine geographiſche Lage macht dieſen innerſten Winkel des Guinea-Golfes zu einem vorzüglichen Ausgangspunkt der Erſchließung des Kontinents, der zweifellos beſſere Bedingungen bietet als der Kongo. Der Hauptvorwurf, den man unſerm neuen Beſitzthum entgegenhalten kann, iſt ſein Klima. Aber auch das iſt ſicherlich der Verbeſſerung zugänglich, und zugleich iſt die große Möglichkeit gegeben, in dem noch gar nicht vorhandenen Komfort des Lebens eine wirkſame Schutzwehr gegen dasſelbe zu ſchaffen.

Thierbilder aus dem Berliner Aquarium.

Waſſerwarneidechſe und Kruſtenechſe.

Mit Illuſtrationen von H. Mätzel.

Waſſerwarneidechſe.

Die Rinde unſerer Mutter Erde erzählt von einer längſt vergangenen Zeit, wo räthſelhafte Ungeheuer, die Mitte zwiſchen Walfiſch und Vogel, Krokodil und Schlange haltend, die „rauſchenden Schachtelhalme“ belebten. Hier ſchwamm, wie Scheffel in dem petrefaktiſchen Lied ſeines „Gaudeamus“ berichtet, „mit Thränen im Auge ein Ichthyoſaurus daher“, Pleſioſaurus, der Alte, er jubelte in Saus und Braus, Pterodaktylus kam in einem bedenklich ſchwankenden Zuſtande nach Hauſe geflogen, während der Iguanodon angeklagt wird, am hellen Tage die Ichthyoſaura geküßt zu haben. Dieſe vorſündfluthlichen Geſchöpfe ſind ausgeſtorben, indeß dürfen die heute noch lebenden Saurier als ziemlich nahe Verwandte derſelben gelten. Zwei intereſſante und weniger bekannte Exemplare derſelben leben gegenwärtig im Berliner Aquarium und verdienen, unſern Leſern vorgeführt zu werden.

Das erſte, die „Warneidechſe“* (Hydrosaurus salvator), durch den ausgeprägten Schlangenkopf charakteriſtiſch, erreicht eine Länge von zwei Meter und zeigt auf der Oberſeite in Reihen geordnete gelbe Flecke; längs der Weichen verläuft ein ſchwarzes Band, am Halſe befindet ſich ein gelblich-weißer Streifen. Obgleich die weit von einander ſtehenden ſpitzen Zähne kein Raubthiergebiß im naturwiſſenſchaftlichen Sinne bilden, ſo zeigt die Warneidechſe in ihren Lebensgewohnheiten alle Merkmale eines echten Räubers. In ſtark ſchlängelnder Bewegung holt ſie mit Blitzesſchnelle ihre Beute (kleine Säugethiere, Vögel, Fröſche ꝛc.) ein, klettert vermöge der ſcharf bekrallten, langen Zehen vorzüglich, ſchwimmt und taucht trotz mangelnder Schwimmhäute gewandt und ausdauernd.

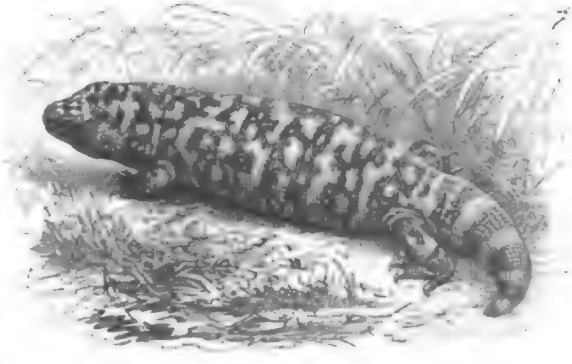
* Durch Verdrehung des arabiſchen Wortes Waran, d. h. Eidechſe, iſt das Thier zu dem Namen Warner (Salvator, Monitor) gekommen.

Der Waran des Berliner Aquariums verſchlingt in wenigen Minuten Dutzende lebender Fröſche und Eidechſen und kommt erſt zur Ruhe, wenn das letzte der ſich in ſeinem Käfig bewegenden Weſen vertilgt iſt. Für den Menſchen hat das Reptil in ſeiner Heimath (Malayiſche Inſeln, Sunda-Eilande, Philippinen, Molukken, Ceylon, Oſtindien) wegen des wohlſchmeckenden Fleiſches und der nahrhaften Eier eine große Bedeutung.

Um die als Leckerbiſſen hochgeſchätzte Eidechſe zu erjagen, fällt der ſonſt träge Birmane einen Baum, in welchem ſich der Saurier verborgen hält. Waraneier, deren Weiß beim Kochen nicht gerinnt, ſind auf den Märkten hinterindiſcher Städte theurer und geſuchter als Hühnereier. Eine merkwürdige Rolle ſpielt der Waran bei Bereitung der Gifte, welche die Singhaleſen leider noch häufig genug anwenden. Nachdem man mehrere Giftſchlangen mit wundgemachten Köpfen am Schwanze aufgehängt, werden einige Warans in die Nähe des aus einem Menſchenſchädel beſtehenden Hexenkeſſels mit dem Kopfe gegen das Feuer geſetzt, feſtgebunden und ſo lange gereizt, bis ſie ziſchen, die Flamme anfachen und das Gift dadurch verſtärken. Nichts deſto weniger iſt die Eidechſe ein harmloſes Thier, und ihre Mitwirkung bei dem Giftbräu (Kabartel), deſſen Hauptbeſtandtheil Arſenik iſt, eitel thierquäleriſche Komödie. Eine dem Hydrosaurus salvator ſehr ähnliche Eidechſe (Varanus niloticus) iſt als Vertilger der Krokodileier auf den Denkmälern der alten Aegypter dargeſtellt. —

Die Kruſtenechſe (Heloderma horridum) iſt ein aus Südamerika (weſtlich der Cordilleren) ſtammender, in Deutſchland ſelten geſehener Saurier; er beanſprucht unſer volles Intereſſe, da er die einzige giftige Eidechſe iſt. Das Reptil iſt ein echtes Nachtthier, verbirgt ſich bei Tage in Schlupfwinkeln und jagt ſeine Beute (Fröſche, Kerfe ꝛc.) bei eintretender Dunkelheit. Mit großer Geſchicklichkeit leckt das Exemplar des Aquariums aus einer Schale den Inhalt einiger Hühnereier. Recht bemerkenswerth in mehrfacher Beziehung iſt ein von dem Thier ausgehender widerlicher Geruch. Wegen ihrer angeblichen Schädlichkeit wird die Echſe von den Eingebornen ſehr gefürchtet und gemieden. Erſt in neueſter Zeit iſt feſtgeſtellt worden, daß dieſes Thier wirkliche Giftdrüſen beſitzt. Nach Mitchell's und Reichert's Beobachtungen, die mit den Unterſuchungen des Dr. Hermes im Berliner Aquarium übereinſtimmen, iſt „der Biß für den Menſchen ungefährlich, das alkaliſch reagirende Gift tödtet aber Fröſche, Tauben und Kaninchen in wenigen Minuten. Es wirkt anders als Schlangengift, nämlich durch Lähmung der Herzthätigkeit.“

H. S.



Kruſtenechſe.

Entdeckungsfahrten des deutſchen Dampfers „Samoa“.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

I. Aſtrolabe-Bai bis Feſtungs-Kap.

(Schluß.)

Für die „Gartenlaube“ mitgetheilt von Dr. O. Finſch (Bremen).

Archipel der zufriedenen Menſchen. — Inſel Grager. — Friedrich Wilhelms-Hafen. — Bewohner. — Dampier-Inſel. — Bismarck-Gebirge. — Küſtenfahrt oſtwärts. — Terraſſenland. — Feſtungskap.

Nördlich von Bilibili erſtreckt ſich faſt 15 Seemeilen lang der „Archipel der zufriedenen Menſchen“, ein Labyrinth von Inſeln und Waſſerſtraßen, von deſſen Charakter man erſt bei näherer Unterſuchung Kunde erhält. Gleich hinter der erſten etwas vorſpringenden Ecke, die ich ſpäter Kap Kuſſerow nannte, öffnet ſich eine ſolche Waſſerſtraße, die uns ſehr der Unterſuchung werth ſchien. Das Whaleboot wurde daher raſch klar gemacht, und wir ruderten, vorſichtig das Loth werfend, hinein. Bald zeigte es ſich, daß das rechte Ufer nicht Feſtland, ſondern eine Inſel war, Grager genannt, deren Bewohner in nicht geringe Aufregung geriethen. Die großen, Barun genannten Holztrommeln ließen bald ihren dumpfen Klang ertönen, dazwiſchen ſchmetterte die Muſcheltrompete, die Krieger zum Kampfe herbeirufend, und bald nahten ſich bewaffnete Canus. Obwohl hier bereits eine ganz andere Sprache geſprochen wird, als bei Port Conſtantin, machte ich den Leuten unſere friedlichen Zwecke bald klar, und mittelſt einiger Geſchenke hatte ich mir auch hier ſchnell neue Freunde erworben. Wir fanden an der Weſtſeite von Grager (ſpäter von den deutſchen Kriegsſchiffen Fiſchel Inſel benannt) eine hübſche Bucht, weit beſſer und geſchützter als Port Conſtantin, in welcher wir zunächſt mit der „Samoa“ ankerten, um von hier dieſes Inſelreich weiter zu erforſchen.

Dampier I.
1500 F
Kap Gourdon
Hochgebirge
Rich I.
K. Croisilles
KAISER WILHELMS LAND
Prinz Heinrich Hafen
Friedrich Wilh. Hafen
K. Kusserow
Astrolabe Bai
Konstantin B.
Kant B.
Schopenhauer B.
Finisterre Geb.
Bismarck Geb.
Crown I.
Long I.
Lottin I.
Cerisy B.
Vitiaz Str.
Rook I.
K. König Wilhelm
Cromwell B.
Rawlinson Bge.
Huon Golf
Maßstab 1:3,000,000

Orientirungsſkizze der Aſtrolabe-Bai.

Unſere Bemühungen wurden auf das Glänzendſte durch Entdeckung eines vortrefflichen Hafens belohnt, den wir Friedrich Wilhelms-Hafen benannten. Er liegt unter 5° 14 ſüdlicher Breite, iſt ganz von Land umſchloſſen, hat allenthalben gute Tiefe und Ankergrund, eine gute Einfahrt, die Dallmann-Paſſage, und iſt ohne Zweifel der beſte Hafen an der ganzen Nordoſtküſte von Neu-Guinea. Durch eine ſchmale Bootspaſſage der Inſel Bilia ſchließt ſich ein zweites Hafenbaſſin an, welches ſpäter von den deutſchen Kriegsſchiffen näher aufgenommen und Prinz Heinrich-Hafen genannt wurde. Beide Häfen ſind von dichtem Urwald umgeben, in welchem verſchiedenartige Vogelſtimmen, namentlich das Kreiſchen weißer Kakadus widerhallte. Sonſt herrſchte erhabene Ruhe in dieſem majeſtätiſchen Waldhafen, deſſen Ufer unbewohnt ſind. Die Eingeborenen ſiedeln nämlich auf den Inſeln, die ziemlich bewohnt zu ſein ſcheinen, denn es wurden mir die Namen von nahezu 40 Dörfern genannt, die aber meiſt nur aus wenigen Häuſern beſtehen.

Weiter im Nordoſten erhebt ſich hinter dem dichten Urwaldsgürtel eine an 1500 Fuß hohe hübſche Bergreihe, deren höchſte Spitze Hanſemannberg genannt wurde und die eine gute Landmarke zur Einſegelung des Hafens bietet. Dieſe Bergkette ſcheint nach den vielen und ausgedehnten Kulturflecken, die wir ſpäter hier bemerkten, ebenfalls ziemlich bewohnt, wie die Umgebung des Hafens ſelbſt ſchönen fruchtbaren Boden aufweiſt. Hier liegen auch die Plantagen der Inſelbewohner, mit denen wir bald im beſten Einvernehmen lebten. Ihre Canus umlagerten uns von früh bis Abends, um Tauſchhandel zu treiben, und wir beſuchten ſie auf unſeren verſchiedenen Boot-Fahrten auf ihren Inſeln und in ihren Dörfern. Die letzteren ähnelten bis auf geringe Abweichungen ganz denen auf Bilibili, wir ſahen aber keine ſo großen Bauten als dort. Schnitzereien als Verzierung gewiſſer Häuſer und Plätze waren nicht ſelten, meiſt Darſtellungen von Fiſchen in kennbarer Naturwahrheit. Solche aus Holz geſchnitzte Koloſſalfiſche, bunt bemalt und an langen Bambu befeſtigt, entdeckten wir auf einem freien Platze der Inſel Tiar, welchen man uns nur ungern betreten ließ. Jedenfalls ſtehen ſolche Plätze unter einem gewiſſen mit Fiſcherei verbundenen Tabu, wie dieſe Inſulaner überhaupt geſchickte Fiſcher ſind. In Leibesgeſtalt, Ausputz, Waffen und Lebensweiſe unterſchieden ſich die hieſigen Eingeborenen nicht von ihren Nachbarn, z. B. den Bilibiliten, mit denen ſie aber zum Theil in Unfrieden leben, denn wir wurden ſehr vor dieſen gewarnt. Aber das gegenſeitige Anſchwärzen kommt bei dieſen Naturvölkern überall vor: hatten uns doch kurz vorher die Bilibiliten vor den „zufriedenen Menſchen“ gewarnt.

Zum großen Leidweſen der Eingeborenen verließen wir Friedrich Wilhelms Hafen, wohl eine unſerer wichtigſten Entdeckungen, in welchem gerade einen Monat ſpäter die deutſchen Kriegsſchiffe (S. M. Schiff „Eliſabeth“, Kommandant Kapitän z. S. Schering, und S. M. Kanonenboot „Hyäne“) die Flagge hißten und für Deutſchland Beſitz ergriffen.

Wir dampften zuerſt nach Norden und umſchifften die Dampier-Inſel, bei den Eingeborenen Kar-kar genannt. Sie beſteht im Weſentlichen aus einem an 5000 Fuß hohen ſtumpfkegeligen Berge, einem erloſchenen Vulkan, der mit ſo dichtem Baumwuchs bedeckt iſt, daß man anſcheinend nur über die Wipfel auf den Gipfel gelangen kann.

Da wir keinen Ankerplatz fanden, ſteuerten wir wieder in ſüdlichem Kurs nach Aſtrolabe-Bai hinunter, um von hier aus die Küſte nach Oſten abzulaufen. Noch einmal ſahen wir Bilibili und die maleriſchen Ufer von Aſtrolabe-Bai, die ſich diesmal viel großartiger als früher zeigte, denn die frühe Morgenſtunde brachte uns die Kammlinie der Gebirge wolkenfrei. So klar iſt es hier ſelten, und ſo bemerkten wir denn weit, weit im Südweſten eine gewaltige Gebirgskette, die wir vorher nicht geſehen hatten und die wahrſcheinlich nur ſehr Wenige geſehen haben. Sie liegt jedenfalls ziemlich tief im Innern und iſt nach oberflächlicher Schätzung an 16 000 Fuß hoch, jedenfalls das höchſte Gebirge an der ganzen Nordoſtküſte, welches ich deßhalb Bismarck-Gebirge benannte. Leider laſſen ſich Landſchaften nicht gut beſchreiben, um ein einigermaßen klares Bild zu geben. So verzichte ich daher auf die impoſanten Anſichten des Finiſterre-Gebirges und der

Digitized by Google

übrigen Küstengebirge einzugehen und kann mich mit der weiteren Küstenfahrt bis Festungs-Kap (Fortification Point der englischen Karten) kurz fassen. Oestlich von Kap Rigny nimmt die Gegend einen gänzlich veränderten Charakter an: „Sanfte Buchten, mit niedrigen von Baumgürteln begrenzten Ufern, ausgedehnte Grasflächen oder sanft ansteigende Grasberge; eine Landschaft von ganz europäischem Gepräge, der nur Dörfer, Wege, Viehherden u. dergl. fehlen, um uns in Gebirgsländer unserer Heimath zu versetzen", lauten die Aufzeichnungen in meinem Tagebuche. Und weiter hin nach Osten tritt wieder ein eigenthümlicher Charakter auf: das Terrassenland, welches sich bis nach Fortification-Spitze erstreckt. Viele Meilen weit steigt die Küste in 3 bis 4 gleichmäßigen Absätzen, gleich mächtigen Stufen, an, die auf ihrem Scheitel ausgedehnte Wiesenflächen tragen, während der Kamm des 3000 bis 4000 Fuß hohen Küstengebirges mit dichtem Urwalde bedeckt ist. Dieses Terrassenland, von zahlreichen zum Theil sehr malerischen Schluchten, in welchen Wasserläufe herabbrausen, unterbrochen, besteht, wie meine Untersuchungen zeigten, aus gehobenem Meeresboden, dichtem Korallfels. Kein Zweifel, daß sich diese ganze Küste mit ihrem guten Boden und den weiten Grasflächen trefflich für Kultur und Viehzucht eignet, denn vor Allem besitzt sie eins, was Australien so sehr mangelt: Wasserreichthum. Dagegen blieben unsere Bemühungen, einen Hafen zu finden, erfolglos: überall fällt das Meer steil vom Ufer in große Tiefen. Wir kamen übrigens nur wenige Male mit Eingeborenen in Berührung, da diese Küste nur spärlich bewohnt ist. Auf einer Strecke von nahezu 130 Seemeilen zählte ich nur 24 zum Theil sehr kleine Siedelungen. Aber namentlich gegen Fortification-Spitze sieht man ausgedehnte Kultivationen der Eingeborenen; ihre Dörfer entdeckten wir erst später; sie liegen in Schluchten versteckt.

Vergeblich hatten wir uns bemüht, Cape King William, von Dampier 1700 so benannt, auszumachen, konnten aber mit Fortification Point von Moresby nicht im Zweifel sein. Der spitze grüne Berg mit seinen horizontalen Gallerien sieht in der That einem mit Festungswerken besetzten täuschend ähnlich. Oft glaubt man in regelrecht abgelagerten Korallmauern und Felsen Wälle und Geschütze zu erkennen.

Da unser Kohlenvorrath zu Ende ging, wandten wir uns ostwärts und trafen nach einer langweiligen und nicht gefahrlosen Fahrt längs der riffreichen Südküste Neu Britanniens in den letzten Tagen des Oktober wieder in Mioko ein. Wie armselig erschien uns die Insel mit der einförmig grünen Küste von Neu-Irland und Neu-Britannien gegen das, was wir soeben in Neu-Guinea gesehen hatten! Unser Wunsch nach mehr war daher ein berechtigter. Er sollte bald erfüllt werden.

(Weitere Artikel folgen.)

Blätter und Blüthen.

Das Abbringen der Fahnen zum kaiserlichen Palais in Berlin. (Mit Illustration S. 97.) Wie die großen Paraden auf dem Tempelhofer Felde ein Ereigniß, ja ein Festtag sind, der halb Berlin in Bewegung setzt, so ist ein nicht minder interessantes militärisches Nachspiel das Abbringen der Fahnen zum kaiserlichen Palais nach Beendigung der Paraden.

Dichtgedrängt und in musterhafter Ordnung gruppirt harrt schon die Menge dem Anmarsch der Fahnen-Kompagnie, welche, mit der Regimentsmusik an der Spitze, gewöhnlich die Fahnen sämmtlicher in der Parade gestandenen Infanterie-Regimenter (die Kavallerie bringt ihre Standarten besonders) abzubringen kommandirt ist.

Lautlos sind Aller Augen auf das bekannte historische Eckfenster gerichtet. Ist doch die Gelegenheit geboten, dort die ehrwürdige Gestalt des geliebten Monarchen zu erblicken, sobald der Aufmarsch der Truppen erfolgt. Denn in der Regel ist der oberste Kriegsherr schon vor diesem militärischen Schauspiel vom Paradefelde in sein Palais zurückgekehrt.

Diesen Moment des Fahnen-Abbringens zeigt das vorliegende Bild. Mit klingendem Spiel ist das Fahnenkommando aufmarschirt und die Fahnenträger, geführt von einem Officier, treten vor die Front. Hüte und Tücher werden geschwenkt. Der greise Monarch ist ans Fenster getreten. Freundlich lächelnd und huldvoll grüßend erwidert er die enthusiastischen Zurufe der Menge. Hier entfaltet sich ein schönes Bild, hier zeigt sich so recht die Liebe und Verehrung, die dem Heldenkaiser aus allen Schichten der Bevölkerung entgegen getragen wird. Nicht genug, daß Erwachsene die Freude haben sollen, den allverehrten Herrscher von Angesicht zu Angesicht zu schauen, nein, Väter und Mütter heben ihre Kinder hoch empor, damit auch sie des Kaisers Antlitz sehen und in die Händchen klatschen können!

Jetzt ertönt das Kommando: „Achtung! Präsentirt das Gewehr!" und unter den Klängen des Präsentirmarsches werden die Fahnen, die meist Spuren berühmter Schlachten tragen und mitunter nur noch aus Fetzen bestehen, in des Kaisers Palais gebracht. Dort, in unmittelbarer Verbindung mit den Gemächern des Herrschers, befindet sich das Fahnenzimmer, wo diese Ruhmeszeichen preußischer Waffen ihre Aufstellung finden.

Nun verläßt das Fahnenkommando das Palais wieder, marschirt die Rampe herunter und tritt zu seinem Truppentheil zurück. Dann ertönen die Kommandos, die Tambours schlagen an und in strammer Haltung wird abmarschirt.

Das Eckfenster des Kaisers ist längst wieder leer und mit dem Abmarsch der Truppen zerstreut sich auch die größere Menge. Aber dem Palais gegenüber, unter der Reiterstatue Friedrich's des Großen, wird es trotzdem nicht leer. Hier sammeln sich immer wieder Gruppen Neugieriger und schauen hinüber zum historischen Eckfenster in der Hoffnung, das greise Haupt ihres Kaisers abermals erblicken zu können. H. Heiberg.

„Was schreibt er?" (Mit Illustration S. 105.) Er schreibt: „Mein herzlieber Schatz! Recht schön ist die Residenz und Mädle giebt's so viel als Bäume, aber keine wie Du. Und nirgends ein Bergle und kein Wasser nicht, so weit ich schau, Alles eben und sandig, die Straßen schön gepflastert. Ich wär' schon gern Soldat, wenn ich kein' Schatz daheim hätt' und mir's nicht wie ein Mühlrad im Kopf 'rum ging, daß Dein Vater nicht will und meiner au nicht. Aber hab' keine Sorg', denn die Hauptsach' ist eins: Mir wolle! und drum bin ich fidel. Sechs Vätter und zwölf Mütter können nichts gegen eine rechte Lieb', so eine thut Wunder, drum sei nicht verzaget —"

So liest das Mimele und lächelt und glaubt's und sieht die Wunder schon vor sich erstehen. Die Aeltere, die weiß — „so fescht und so treu halt mei Hansel a zu mer."

Die dritte Kameradin hat noch keinen Schatz gefunden, sie guckt in den Brief, damit ihr ja kein Wort entgehe — „Ach," denkt sie, „wenn i au emal so a Schreibbriefle krieg'!" — H. Villinger.

Ein Ferienheim für Lehrerinnen. Da in Folge der anstrengenden Berufsthätigkeit bei Lehrerinnen häufig Leiden der Lunge oder der Halsorgane eintreten, deren Beseitigung durch eine geeignete Badekur allzu oft der bedeutenden Kosten wegen unterbleiben muß, ist in Lehrerinnenkreisen der östlichen Provinzen Preußens und des Königreichs Sachsen die Idee angeregt, durch Schaffung eines eigenen Heims den Gebrauch einer Kur möglichst zu erleichtern, und zwar zunächst in Salzbrunn in Schlesien. Dort nun ein entsprechendes Haus zu bauen, in welchem Lehrerinnen für einen möglichst niedrigen Preis billige und gesunde Wohnung und Verpflegung und die Annehmlichkeiten des Anschlusses an Kolleginnen finden sollen, ist die Aufgabe, für welche ein eben zusammengetretenes Komité das Interesse weitester Kreise erbittet. Wesentlich erleichtert ist die Erreichung des angestrebten Zieles bereits dadurch, daß der Fürst von Pleß die Hergabe eines geeigneten Bauplatzes in Salzbrunn in sichere Aussicht gestellt hat, wenn auch das Unternehmen in seinem vollen Umfange nur ausführbar ist bei hochsinniger Mithilfe Aller, welchen an der Verwirklichung desselben gelegen ist. Von Herzen wünschen wir dem segensreichen Unternehmen kräftigen Fortgang, gilt's doch, unseren allzeit so pflichttreuen Lehrerinnen ein Zeichen dankbarer Anerkennung zu geben. **

Europäische Pflanzen in Amerika. Es ist eine bekannte Thatsache, daß unter den von Amerika nach Europa eingeführten Pflanzen die sogenannte Wasserpest binnen wenigen Jahrzehnten eine so außerordentliche Verbreitung fand, daß sie zu einer wahren Plage wurde. Gleichfalls zu einer Last sind in Amerika einige von Europa aus eingewanderte Pflanzenarten geworden, so außer dem im Anfang dieses Jahrhunderts über das Meer dorthin gekommenen Leinkraut namentlich der gemeine Natterkopf, auch „blauer Heinrich" genannt. Derselbe hat sich in den Ebenen von Virginien so massenhaft angesiedelt, daß zur Zeit seiner Blüthe das Land weit und breit wie von einem lebhaft gefärbten himmelblauen Teppich überspannt erscheint. Die Gesammtzahl der in Nordamerika heimisch gewordenen europäischen Pflanzenarten beträgt gegen 260. * *

Kleiner Briefkasten.

Wildermuth-Denkmal. In einer Anzahl von Exemplaren der Nr. 5 der „Gartenlaube" ist ein Satzfehler stehen geblieben: Herr Banquier Jäger, welcher zur Annahme von Beiträgen für das Wildermuth-Denkmal bereit ist, wohnt nicht in Stuttgart, sondern in Tübingen, Uhlandstraße 2.

G. H. in Ar. Lesen Sie einmal die geistvollen Plaudereien „Aus meinem Wiener Winkel" von Ferdinand Groß, so werden Sie sich bei dem Kapitel „Ein Sängerin wider Willen" bald überzeugen, daß übermusikalische Familien nicht bloß in Ihrem idyllischen Bergstädtchen eine kleine Plage bilden. Auch an den übrigen Plaudereien dürften Sie Gefallen finden.

Inhalt: Was will das werden? Roman von Friedrich Spielhagen (Fortsetzung). S. 93. — Allerlei Hexerei. Plauderei über allerlei Essen und Fresser. Von Rudolf Kleinpaul. S. 98. — Das „Indische Dorf" im Albert-Palast zu London. Von Louis F. Brand (London). Mit Illustrationen. S. 100. — Die Andere. Von W. Heimburg (Fortsetzung). S. 101. — Allerlei von den Königstanten im bayrischen Hochlande. Von † † †. S. 104. — Ueber das Klima von Kamerun. Von Max Buchner. S. 106. — Thierbilder aus dem Berliner Aquarium. Wasserwarneidechse und Krustenfisch e. Mit Illustrationen. S. 110. — Entdeckungsfahrten des deutschen Dampfers „Samoa". I. Australade-Bai bis Festungs-Kap. Für die „Gartenlaube" mitgetheilt von Dr. O. Finsch (Bremen). [Schluß des ersten Artikels.] Mit Orientirungsskizze. S. 111. — Blätter und Blüthen: Das Abbringen der Fahnen zum kaiserlichen Palais in Berlin. S. 112. Mit Illustration S. 97. — „Was schreibt er?" S. 113. Mit Illustration S. 105. — Ein Ferienheim für Lehrerinnen. — Europäische Pflanzen in Amerika. — Kleiner Briefkasten. S. 113.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redakteur Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger, Druck von A. Wiede, sämmtlich in Leipzig

№ 7. 1886.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Was will das werden?

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Friedrich Spielhagen.

(Fortsetzung.)

3.

Emil war bei Konsul Riekelmann Sohn als Lehrling in das Geschäft getreten und trug von Stund an Stehkragen und einen hohen Hut, was ihn in meinen Augen nicht schöner machte, da er in Folge der steifen Kragen den Kopf stets krampfhaft reckte, als ob er in der Höhe des Nikolaithurmes nach den Tauben von Konsul Riekelmann Vater mit blinzelnden Augen spähe, und ihm in Folge davon der Hut immer tief im Nacken saß, wodurch er wiederum an Konsul Riekelmann Sohn erinnerte, der seinen Hut so zu tragen in England gelernt. Das kluge Jettchen hatte Recht gehabt: ich empfand seinen Abgang von der Schule als eine wirkliche Erleichterung. Es war nun einmal schlechterdings keine Ehre mit dem guten Jungen einzulegen, und ich hatte lange genug seinetwillen mit den Altersgenossen vornehm und gering auf dem Kriegsfuße gestanden, um mich einigermaßen nach einem ehrenvollen Frieden sehnen zu dürfen. Ein solcher aber schien mir jetzt in der Klasse um so mehr gesichert, als einige Wochen später auch Der, welcher der moralische Urheber der leidigen Zwischenstundenscene gewesen war, Astolf von Vogtritz, aus derselben trat. Er hatte mich freilich seit jenem Tage nicht eines Blickes, geschweige denn eines Wortes gewürdigt, trotzdem wir, ich als der Erste der Neuen, er als der Letzte der Alten, neben einander saßen, und lieber keine Antwort gegeben, als sich von mir „vorsagen" lassen: aber da wir einmal „nicht für einander existirten", wie mir unnöthiger Weise einer seiner Freunde vermelden mußte, so war es ja besser, wenn unsere Lebenswege sich trennten. Wie bald sie wieder, und wie oft und hart sie noch später sich kreuzen sollten, ahnte ich zum Glücke in meiner Freude über sein Fortgehen nicht. Uebrigens war merkwürdiger Weise auch sein Abgang bereits vorher beschlossene Sache und sein Platz auf einem Institute einer nahe gelegenen Stadt der Provinz, in welchem junge Leute von Adel zum Fähnrich „gepreßt" wurden, schon seit Ostern offen gewesen. Man hatte nur so lange gezögert, um den Schein zu vermeiden, als stehe sein Fortgehen mit der bewußten Affaire in irgend einer Beziehung.

Pablo de Sarasate. Nach einer Photographie von Fr. Hanfstängl in München.

Dies Alles erfuhr ich durch seinen Bruder Ulrich, der inzwischen mein guter Freund geworden war, ohne sich an das Nasenrümpfen seiner zahlreichen adligen Genossen mehr zu kehren als an die Warnungen und Ermahnungen des Direktors, seines „Nährvaters", wie Schlagododro ihn nannte. So aber hatte ich ihn umgetauft, sobald ich mir diese Vertraulichkeit erlauben durfte, jenes Wortes eingedenk, mit dem er für mich in die Schranken getreten. Ich wollte ihn erst „Löwenherz" nennen, aber „Schlagododro" war entschieden besser, wenn er auch beim Himmel das Herz eines Löwen und die Stärke eines Löwen — Beides ins Menschliche übersetzt — hatte. Nur daß seine blonde Mähne stets nach allen Seiten völlig ungeordnet

ſtarrte und ſeine mächtigen Glieder ebenſo höchſt unköniglich durch einander ſchlenkerten. Auch war ihm die Drohung, „Den oder Jenen todtzuſchlagen“, ſehr geläufig, wobei es dann aber ſein Bewenden hatte, trotzdem er leicht zu einem Berſerkerzorn gereizt werden konnte. Sich an einem Schwächeren zu vergreifen, wäre ſeiner Großmuth unmöglich geweſen — ich könnte ebenſo gut ſilberne Löffel ſtehlen, ſagte er — und einen ihm an Kraft Ebenbürtigen oder gar Ueberlegenen gab es in der Prima nicht. Mußte doch ſelbſt mein Freund Fritz Brinkmann, Vollmatroſe, wie er jetzt war, nachdem ihn Schlagododro, mit dem er ſich im Scherze zu meſſen verſuchte, auf dem Walle hinter dem Garten in das Gras platt auf den Rücken geworfen „wie einen Flunder“, ſich die ſtrammen zerſchlagenen Glieder reibend, eingeſtehen, „daß ihm ſo was noch nicht vorgekommen“.

Es verging jetzt aber kaum ein Tag, daß Schlagododro nicht in das kleine Haus in der Hafengaſſe geſtürmt wäre, welches ihm, wie er mir ſelbſt ſpäter ſagte, eine neue Welt erſchloſſen hatte. Ich höre ihn noch das erſte Mal die enge wurmſtichige Treppe zu meinem Dachſtübchen heraufpoltern und an die Thür donnern, wie der ſchwarze Ritter mit der Streitaxt an das Thor von Front de Boeuf's Burg. Und ſehe ihn eintreten mit den rollenden verwunderten Augen, die zuerſt prüfend nach der Decke fuhren, an die denn freilich die blonde Mähne beinahe ſtreifte. Und wie er ſich auf den Stuhl ſetzte, den ich ihm angeboten, in offenbarer Sorge, ob das wackelige Ding nicht unter ihm zuſammenbrechen würde, und wie die rollenden Augen ſich dann in aller Stille weiter wunderten. Denn er war viel zu zartfühlend, ſich über die Aermlichkeit von Verhältniſſen, in die er ſo zum erſten Male gerathen war, eine Bemerkung zu erlauben. Im Gegentheil: er fand Alles „famos“: mein Zimmerchen, die Ausſtattung, das viereckige Fenſter mit den vergilbten Scheiben, den halbvertrockneten Kornelkirſchbaum vor dem Fenſter, den ſtillen feuchten Hof, über den ich ihn dann durch das Gärtchen oben auf den Wall führte, ihm von dort die Welt meiner Knabenjahre und ihre Herrlichkeit zu zeigen. Sie erſchien mir nun, da ich ſie gleichſam durch die Augen meines neuen Freundes ſah, gar nicht ſo herrlich. Der Wall kam mir ungewöhnlich niedrig vor und ich ärgerte mich ſehr über die Hopp'ſche Wäſche, die nachbarlich von den Leinen flatterte und uns die Ausſicht auf den Hafen benahm. Dazu war ſchon ſeit Tagen Oſtwind und in Folge deſſen der Vorſtrand unter dem Walle ein ſchwarzer, mit Topfſcherben, zerbrochenen Flaſchen, Korkſtöpſeln und dergleichen überſäeter Moraſt, der Kirchhof nebenbei von unterſchiedlichen großen und kleinen Fiſchen und ein oder zwei ertränkten Katzen. Schlagododro aber fand Alles „famos“, beſonders Hopp's Chriſtine, welche in Begleitung ihrer Mutter und einiger Mägde — alle in ſehr zweifelhaften Koſtümen — zwiſchen den Wäſcheleinen wirthſchaftete und, ſo weit es die Entfernung irgend zuließ, mit dem blonden Hünen frei und fröhlich zu kokettiren verſuchte.

Dann mußte ich ihn zu dem Vater in die Werkſtatt führen, wo dann wiederum ſeine blauen Augen etwas zu rollen bekamen, während er, auf einem Haufen friſch geſchnittener Bretter ſitzend, ſich ſo beſcheiden und verſtändig mit dem Vater über deſſen Handwerk unterhielt, als ob er demnächſt in dasſelbe eintreten wolle.

„Dein Vater iſt famos,“ ſagte er nachdenklich, als wir wieder über den Hof nach meinem Zimmer zurückgingen; „aber wo iſt denn Deine Mutter?“

Der Zufall wollte, daß wir ihr am Fuße der Treppe begegneten in Begleitung des Geiſtlichen, der ſie zu irgend einem barmherzigen Beſuche, wie ſie deren häufig machte, abgeholt zu haben ſchien. Wenigſtens trug ſie ein mit einer Serviette zugedecktes Körbchen am Arm. Sie war wie immer ganz ſchwarz gekleidet bis auf das ſchmale weiße Krägelchen um den Hals; der obere Theil des Geſichts war mit einem ſchwarzen Spitzenſchleier bedeckt. Dennoch war, als ſie ſo, ohne ſich aufzuhalten, mit flüchtig kühlem Gruße an uns vorüberſchritt, von ihrem ſüßen Geſicht genug zu ſehen geweſen, um die rollenden Augen meines Gefährten vor Verwunderung ſtarr zu machen. Dieſe wunderſchöne, trotz ihrer klöſterlichen Einfachheit elegante Dame, die bei der Begegnung kein Wort, kaum einen Blick für mich hatte, war meine Mutter! Der herzige Kahlkopf mit dem zerzauſten grauen Barte in Hemdsärmeln, ausgetretenen Schuhen und der defekten, einſt grün geweſenen Schürze da hinten in der dunklen Werkſtatt war mein Vater! — wie reimte ſich das? Ich ſah die Frage wohl auf ſeinem Geſichte und hörte ſie aus der Schweigſamkeit, in welcher er während der übrigen Zeit dieſes erſten Beſuches verharrte — ich konnte ſie ihm jetzt noch nicht beantworten.

Ich konnte es ſpäter, als wir vertrauter geworden waren und er mit dem ſicheren Takte ſeines Herzens das Eis der Zurückhaltung gebrochen hatte, indem er mir unaufgefordert über die Vogtriz'ſchen Familienverhältniſſe in ſeiner ungenirten Weiſe reichliche Auskunft gab.

„Siehſt Du, Kind,“ ſagte er — er hatte mich ſo vom Vater nennen hören und der Ausdruck gefiel ihm, daß er ihn ſofort adoptirte — „was wir Vogtriz ſind, ſo haben wir uns auf allen Schlachtfeldern herumgehauen, ſo lange die Welt ſteht. Denn ſo alt ſind wir wenigſtens, wenn nicht noch ein bischen älter. Viel Geld und Gut ſcheinen wir nie gehabt zu haben; jedenfalls niemals auf lange Zeit: ‚Vogtriz, Mutterwitz, aber keinen Väterſitz‘ — iſt ein Wort über uns ſchon aus dem vierzehnten Jahrhundert. Na, das mit dem Mutterwitz will ich auf ſich beruhen laſſen: man mag damals wohl nicht viel Anſprüche nach dieſer Seite gemacht haben. Mit dem ‚keinen Väterſitz‘ hat es aber ſeine Richtigkeit bis auf den heutigen Tag, denn Nonnendorf, wo wir wohnen, kommt von meiner Mutter, der ich ſchon viel von Dir geſchrieben habe und die ſich darauf freut, Dich in den großen Ferien kennen zu lernen. Na, darüber ſprechen wir noch. Alſo: Geld und Gut hatte der Vogtriz von jeher verzweifelt wenig, brauchte aber deſto mehr und mußte deßhalb wohl oder übel anderen Herren, die beſſer zu wirthſchaften verſtanden, als er, Heerfolge leiſten. Zumal den Hohenzollern, die uns darin und in vielen anderen Dingen entſchieden über waren. Du weißt ja: Gefolgſchaft — uralte germaniſche Sache, darauf beruhend, daß der Fürſt oder König die Mannen an ſeinem Hochſitz ſchmauſen und zechen läßt und ihnen rothes Gold in Form von Bechern, Armſpangen ꝛc. ſchenkt, wofür denn der Manne ſich für den König todt ſchlagen läßt, reſpektive andere Leute todt ſchlägt und es für die größte Schande erachtet, den gütigen Herrn im Kampfe zu überleben. Nun, wie viel Leute die Vogtriz ſchon für die Hohenzollern todt geſchlagen haben, oder wie viel von ihnen bei dieſen Gelegenheiten ſelber todtgeſchlagen ſind, weiß ich freilich nicht, es müßte aber auf beiden Seiten eine bös lange Liſte geben. Kann ein Vogtriz ſeinen bedrängten Verhältniſſen durch eine reiche Heirath aufhelfen, ſo hat er principiell und praktiſch nichts dagegen, wie zum Beiſpiel mein Vater und ein Großonkel von mir, der hier nicht gut that und in Amerika eine Millionärstochter heirathete, aber die Unvorſichtigkeit beging, bald darauf zu ſterben, ſo daß es mit dem ‚Onkel aus Amerika‘ für uns leider nichts iſt. Manchmal geht auch Einer, der ſich von dem traditionellen Mutterwitz eine größere Portion zutraut, in den Civildienſt, wie zum Beiſpiel mein Onkel, der Geheimrath in Berlin, und deſſen Söhne, die Jura ſtudiren; oder ich, der ich merkwürdiger Weiſe auch ſtudiren will. Im Allgemeinen aber ſind wir Soldaten, wie der Onkel und wie auch mein Vater, bevor er heirathete, und ſo ein paar Schock Onkel und Vettern durch die ganze Armee. Uebrigens muß mit dem Vogtriz'ſchen Blut irgend einmal eine gründliche Miſchung ſtattgefunden haben, die durch die Jahrhunderte vorgehalten hat: die Einen ſind ſchwarz und ſchön, wie mein Onkel, den Du ja kennſt, und mein Bruder, oder blond und dann häßlich, wie mein Vater und meine Wenigkeit Das heißt: meine Couſine, Onkel Egbert's Tochter hier, muß ich ausnehmen, bei Gott! Es wäre Verrath, die häßlich zu nennen: aber ſie iſt allerdings auch nicht in der gewöhnlichen Vogtriz'ſchen impertinenten Weiſe blond, ſondern in einer ganz beſonderen, die eigentlich braunroth oder goldig braun iſt — tizianiſch, glaube ich — nennen ſie's — und dazu hat ſie ſammetbraune Augen, mit denen ſie Einen anſehen kann, daß man ganz wirr im Kopfe davon wird. Ich wundere mich nur, daß Du ſie noch nicht geſehen haſt, aber freilich — na, Du wirſt ſie ja kennen lernen, wenn Du in den Hundstagsferien mit mir nach Nonnendorf kommſt.“

Dieſer mein Beſuch auf ſeinem väterlichen Gute war für Schlagododro eine abgemachte Sache, ebenſo wie ich entſchloſſen war, nicht hinzugehen, trotzdem ich höflicher Weiſe zugeſagt hatte. Die Möglichkeit, dort ſeinem Bruder Aſtolf zu begegnen, hatte für mich gerade nichts Verlockendes, und wie lieb ich auch bereits Schlagododro gewonnen und mit jedem Tage mehr ſchätzen und lieben lernte, ſo viel war mir doch bereits klar, daß in unſeren

Ansichten, in unseren Empfindungen Differenzen herrschten, zwischen denen kein Ausgleich möglich schien. Ich wußte nicht, daß diese Differenzen zwischen Menschen unausbleiblich sind, von denen die einen aus alten Familien stammen, welche eine wirkliche Geschichte haben, deren von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbte Tradition ein jeder von ihnen als theures Vermächtniß und für ihn verbindliches Testament seiner Ahnen mit ins Leben nimmt; und die andern dies Leben, so zu sagen, auf eigene Faust, und ohne Verbindlichkeit nach rückwärts, beginnen können und müssen, weil sie schon nicht einmal mehr wissen, wer ihr Großvater gewesen ist. Und ich wußte nicht einmal so recht, wer mein Vater gewesen war! Hielt ich mich aber, wie ich es doch that, zu dem Manne, der mir den besten der Väter ersetzt hatte durch tausendfältige Liebe, und den ich deßhalb von allen Menschen weitaus zumeist liebte, und wollte mir die Geschichte seiner Familie aneignen, nun, so gerieth ich auf jenen Aeltervater, den sein Fürst auf einen Hirsch geschmiedet. Seit jener Nacht war ich ein Fürstenhasser und Republikaner, wie der Vater seiner Zeit gewesen war: ich hatte mit ihm auf der Barrikade gestanden, und sie hatten mir den Finger abgeschossen, und irgend ein Vogtriz hatte Feuer kommandirt. Und hatte mit ihm im Zuchthaus gesessen, zu dem mich ein Ausnahmegericht verurtheilt, dem irgend ein Vogtriz präsidirt; und war mit ihm „oben auf dem Walde" von Häschern gehetzt worden, wie sein Ahn von den fürstlichen Hunden, und sicher hatte irgend ein Vogtriz die Häscher geführt. Wie konnte ich da für die „Gefolgschaft" mich erwärmen, in welche, wie Schlagodobro sagte, die Vogtriz ihren Stolz setzten! wie für den Mann, der Schlagodobro's specielle Schwärmerei war: den Ersten und Stärksten aller Mannen, den glänzenden Paladin, den getreuen Eckhart, den Schirmvogt des Königthums von Gottes Gnaden! Schlimm genug für ihn in meinen Augen, wenn er eine Institution auf einem rocher de bronze befestigen half, welche die freien Griechen und Römer nie ertragen und selbst Barbarenvölker abgeschüttelt hatten, sobald sie sich mündig fühlten!

Auf Schlagodobro's Stirn schwoll die Ader, und seine mächtige Faust ballte sich, wenn ich in meiner republikanischen Ueberspannung solche Blasphemien vorbrachte. „Du willst Dich nicht vor Bismarck beugen? dem Riesen? Du Wicht, Du Pygmäe, Du Nichts!" schnob er wüthend. Aber sah ich dann ihm, der mich mit einem Schlage zu Boden strecken konnte, furchtlos in die rollenden Augen, entwölkte sich sofort sein Gesicht, und er legte mir die Hand auf die Schulter: „Kind, Du verstehst von diesen Dingen nichts; ich eigentlich auch nicht, und der Unterschied zwischen uns ist nur der, daß ich sie einmal verstehen werde, und für Dich, wenn Du so fortfährst, die Zeit niemals kommen wird. Denke an das, was ich Dir jetzt sage, und bessere Dich, ehe es zu spät ist!"

Nein, zwischen Schlagodobro und mir war eine tiefe Kluft befestigt, die keine Freundschaft überbrücken konnte. Dennoch liebte ich ihn von Herzen, und er liebte mich trotz meiner Ketzereien. „Denn siehst Du, Kind," sagte er, „darauf gebe ich nichts. So hast Du Dich auch in die Sache mit dem Pastor nur hineingeredet und wirst Dich ebenso wieder hinausreden; Du bist zu klug, um Dein lebelang ein wunderlicher Heiliger werden zu wollen, wie Dein Stiefvater, der übrigens ein prächtiger alter Herr ist. Du mußt nur erst unter Menschen kommen: zu uns nach Nonnendorf und überhaupt aus diesem kuriosen Winkel heraus. Hier wäre ich vermuthlich auch nicht anders geworden. Nur das Eine weiß ich sicher: mit Emil Israel hätte ich keine Freundschaft geschlossen."

„Natürlich," sagte ich höhnisch, „wie käme denn auch der Ritter zu dem Juden!"

„Außer, wenn er Geld braucht," erwiderte Schlagodobro ruhig. „Das dürfte bei den Vogtriz öfter der Fall gewesen sein, und ich fürchte, es steht sogar bereits jetzt wieder auf Nonnendorf mehr Israel'sches Geld, als meinem Vater und uns lieb ist. Aber das ist es nicht. Ich könnte keines Juden Freund sein."

„Hast Du denn schon den Versuch gemacht?"

Schlagodobro sah mich statt der Antwort mit wüthenden Blicken an.

„Siehst Du!" fuhr ich fort. „Und das ist denn Eure gerühmte Ritterlichkeit: man kennt die Menschen gar nicht, giebt sich auch nicht die geringste Mühe, sie kennen zu lernen, sondern haßt und verachtet munter darauf los. Bequem ist das allerdings sehr."

Er stierte vor sich hin.

„Hast Recht," sagte er. „Das ist kein ehrliches Spiel — Wegelagerei. Ueberfall aus dem Hinterhalt. Man muß seinen Feinden die Stirn bieten, denn meine, will sagen unsere Feinde werden die Juden bleiben; aber ich will ihnen wenigstens eine Chance geben. Du sollst mich bei den Israel's einführen."

Ich lachte hell auf. Schlagodobro in dem dunkeln muffigen Israel'schen Familienzimmer! Das war, wie wenn man einen grimmen Kater in die Gesellschaft von knusperuden Kornmäusen bringt!

„Da ist gar nichts zu lachen," sagte Schlagodobro. „Ich meine es ganz ehrlich und werde mich durchaus anständig benehmen: Frau Israel gnädige Frau nennen und Herrn J. J. nicht den Kassaschrank ausrauben, trotzdem es gerade augenblicklich um meine Kasse verteufelt schlecht bestellt ist."

Ich war plötzlich ernsthaft geworden. Die dunkeln Drohungen, welche Herr Israel an jenem Abend vor seinem eisernen Geldschrank gegen Schlagodobro's Vater ausgestoßen, fielen mir wieder ein, und wie gelegen dem Manne Emil's Kränkung durch Astolf Vogtriz zur Ausführung seiner unfreundlichen Absichten, welche dieselben auch waren, gekommen schien. Nun mochte der zweite Bruder wieder gut machen, was der erste gesündigt.

Indessen, wie wir auch die Sache hin und her überlegten, ein schicklicher Vorwand zur Einführung Ulrich's in das Giebelhaus wollte sich nicht finden lassen, und bald sollten Ereignisse eintreten, welche nicht nur meinem eigenen alten Verhältniß zu der Nachbarfamilie einen schwersten Stoß versetzten, sondern auch die neue Freundschaft mit Schlagodobro stark ins Wanken brachten.

4.

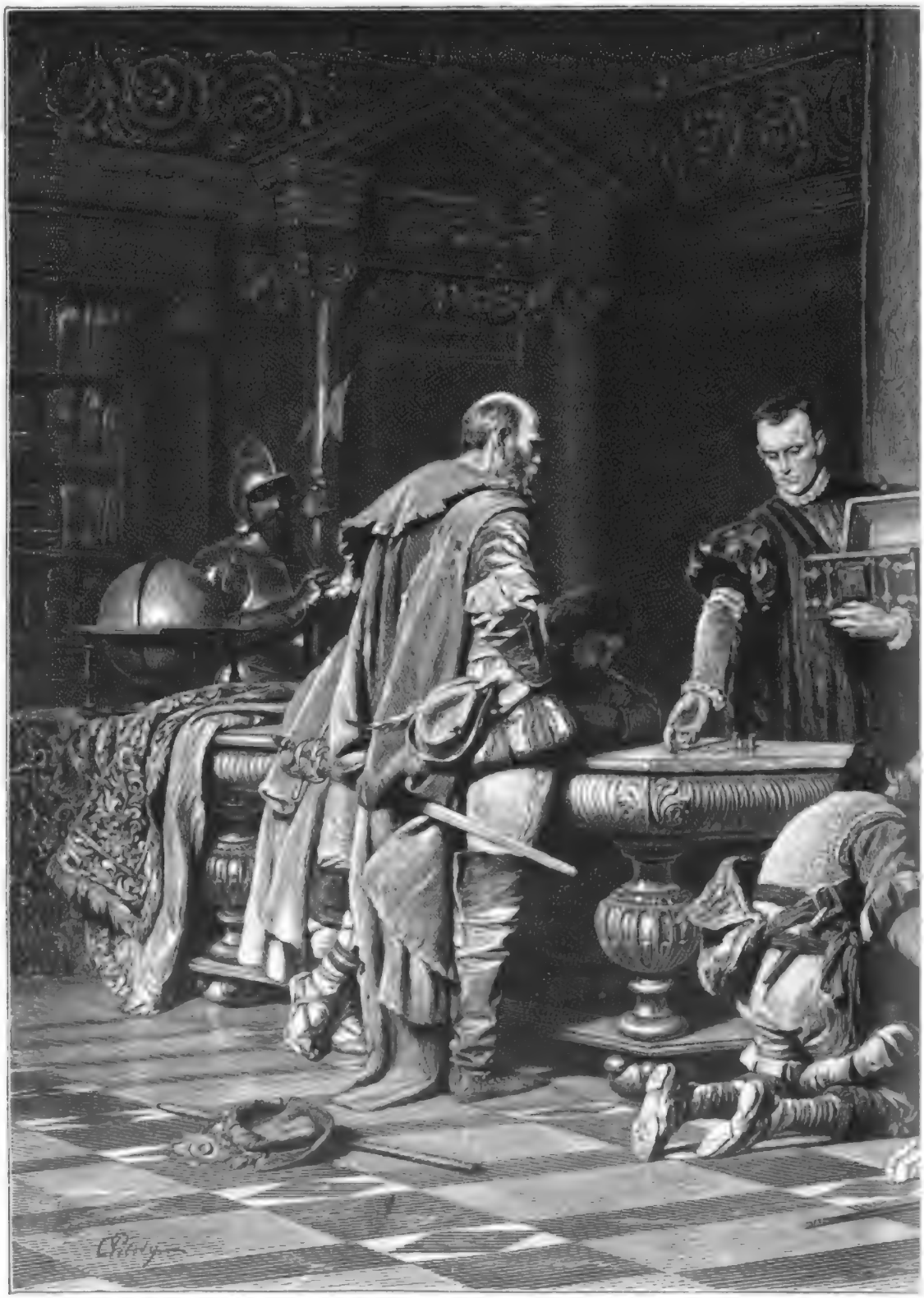
Professor Willy gab unsern vor acht Tagen eingelieferten deutschen Aufsatz: „Lessing's Humanismus und Nathan der Weise" kritisirend zurück. Der Ausfall der Arbeiten hatte ihn wenig befriedigt. Ich glaubte es gern, wenn er mit den anderen so unzufrieden war, wie ich in diesem kritischen Augenblick mit der meinigen. Noch gestern hatte ich Schlagodobro, dessen Antipathie gegen das Judenthum zu bekämpfen mir als theure Pflicht erschien, ganze Stellen meines Aufsatzes aus dem Gedächtniß recitirt; hatte ihn mit dem Tempelherrn verglichen, dem Manne mit der bitteren Schale und dem süßen Herzenskern; Jettchen mit Recha und konsequenter Weise Isaak Israel mit Nathan, mich bescheidentlich mit dem großdenkenden, vorurtheilsfreien Saladin. Ich hatte freilich in meinem Aufsatz, den ich mit flammender Stirn und pochendem Herzen geschrieben, mein Allerbestes zu geben geglaubt; aber unser Allerbestes erscheint uns in schwachen Stunden als ein Allerschlechtestes. Dies aber war für mich eine jener schwachen Stunden — ich machte mich auf eine fürchterliche Blamage gefaßt.

Und der fatale Ausgang schien gewiß, als jetzt der Professor, nachdem alle übrigen Arbeiten zurückgegeben waren, als das letzte ein blaues Heft in die Hand nahm, das ich nur zu wohl kannte.

Eine kleine fürchterliche Pause, in welcher er seiner Gewohnheit gemäß mit gesenkten Augen dastand, die er jetzt langsam auf mich richtete, während ich die meinen schloß und nur den einen Wunsch hatte, daß ich ebenso auch die Ohren möchte schließen können.

Und nun hob seine Stimme wieder an, seltsam weich und zitternd von einer Erregung, welche die ersten Worte fast unverständlich machte:

„Ich habe hier noch einen Aufsatz, den ich mir bis zuletzt aufgespart. Aber es steht geschrieben, die Letzten sollen die Ersten werden. Und dieser letzte ist der erste, ist der beste, ist der einzige, der mich befriedigt, der mich so befriedigt hat, daß ich darüber das traurige Resultat im Uebrigen freilich nicht verschmerzen kann, aber doch weniger schmerzlich empfinde. Denn wenn auch nur in eines Jünglings Seele von so vielen ein Funken des heiligen Feuers glimmt, welches Lessing's große Seele ganz durchglühte und das er ganz ausgeathmet hat in das Hohe Lied reinster Humanität, als welcher sein ‚Nathan' durch alle Zeiten klingen wird — nun, so ist dieses Feuer trotz alledem — trotz der banausisch-materialistischen Gesinnung, welche in unseren Tagen die Gemüther der Jugend selbst mit ihrem herzerkältenden Hauche streift — noch nicht erloschen; so braucht man nicht zu verzweifeln, ob auch, wie der Dichter sagt, ‚in trübster Nacht der Hoffnung



Vor dem Rath d

Nach dem Gelgem

Digitized by Google

r Drei in Venedig.

e von C. v. Piloty.

Digitized by Google

letzte Sterne schwinden'; so darf man, so muß man hoffen, daß, was in dem Einen lebt, zum Leben wieder erwachen wird auch in den Andern; ja, daß der Eine berufen und auserwählt sein mag zum Erwecker dieses Lebens in den Andern. Wie denn geschrieben steht, man soll das Licht nicht unter, sondern auf den Scheffel stellen, damit es leuchte vor den Leuten, auf daß sie sich die Augen reiben und erkennen lernen, wieviel schöner das Licht doch ist, denn die Finsterniß. Ihm aber, der das Licht hat — ihm, der es, mit einem anderen neueren Dichter zu sprechen, ‚als ein Leuchter durch die Welt tragen' soll — ihm rufe ich zu: o, halte es! halte es fest und halte es heilig! Und nie komme in Deine Seele der Gedanke, daß, indem Du es thuest, Du etwas Anderes thuest, als Deine heilige Pflicht und Deine einfache Schuldigkeit! Denn mit dem ersten Gedanken der Art, mit der ersten Regung der Selbstgefälligkeit würde das Licht dunkler brennen und würde erlöschen, so Du dieser Regung Dich hingäbest. Und weil dem so ist, und das Ehrenkreuz eine Ehrenlast, eben deßhalb, lieber Lothar, darf ich es Ihnen hier öffentlich geben, und nicht, wie ich zuerst thun zu sollen glaubte, unter vier Augen. Ihnen, den Anderen, aber sage ich: ich habe diesem hier nichts gegeben, was ich nicht jedem von Ihnen, wäre er an seiner Stelle gewesen, mit ebenso willigem, freudig erregtem Herzen gegeben hätte oder geben würde, böte er mir dazu die Veranlassung. Und daß Sie, meine Lieben insgesammt, aus Ihren Reihen mir eine solche Veranlassung recht bald und recht häufig bieten mögen — das ist der innige Wunsch, mit welchem ich für heute von Ihnen scheide."

Die Stimme, die sich in der Mitte der Ansprache zu einem vollen, schönen Klang erhoben, war bei den letzten Worten wieder weich geworden und wie von zurückgehaltenen Thränen verschleiert. Ich aber hatte während der ganzen Zeit dagesessen, zitternd in einer Erregung, die mir einen Schauer nach dem andern durch die Glieder jagte. Ich wollte mehr als einmal dem Professor ins Wort fallen, ihn bitten, mich zu schonen, mich nicht dem Gespött meiner Mitschüler preiszugeben; ich fand die Kraft dazu nicht.

Er hatte das Zimmer verlassen; ich meinte, nun müsse die Fluth des Spottes, die er entfesselt, über mich hereinbrechen; ich hatte mich geirrt. Man nahm schweigend seine Bücher zusammen oder sprach von gleichgültigen Dingen — keine leiseste Anspielung auf das, was eben geschehen war; es sollte eben nicht geschehen sein; man wollte es ignoriren. Selbst auf Schlagodobro's ehrlichem Gesicht lag eine leise Verlegenheit, als er jetzt an mich herantrat und, mir die Hand auf die Schulter legend, sagte:

„Na, Kind, laß es Dir nicht zu Herzen gehen! Es war ein bischen stark; aber Du kannst am Ende nichts dafür. Wir sprechen heute Abend noch darüber; ich werde Dich abholen."

Auch er war davon gegangen; außer mir war Niemand mehr in der Klasse, als Adalbert von Werin. Wir hatten seit jenem ersten Tage den Heimweg nicht wieder gemeinsam angetreten. Er hatte die Gewohnheit, seine Sachen bereits während der letzten Minuten des Unterrichts zu ordnen und dann sofort die Klasse zu verlassen, in welcher er mit Niemand verkehrte, kaum jemals mit Diesem oder Jenem ein gleichgültiges Wort wechselte. Mich hatte er sogar sichtlich gemieden, und ich war es zufrieden gewesen: meine Freundschaft für Schlagodobro füllte mich ganz aus, während ich mich gegen den schweigsamen, sarkastischen Gesellen eines Gefühls nicht erwehren konnte, das aus Achtung vor seinem Fleiße, seinen Kenntnissen und aus einer Art von Scheu, die ich mir nicht weiter zu definiren suchte, seltsam gemischt war. Und dann hatte ich ein schlechtes Gewissen gegen ihn: ich war der Einzige, dem er in seiner Weise entgegen gekommen war, und ich hatte das Entgegenkommen nicht erwidert, war nicht einmal seiner Aufforderung, ihn zu besuchen, gefolgt. So machte mich denn das tête-à-tête mit ihm, in das ich so unerwartet gerathen war, verlegen und befangen, um so mehr, als ich zu bemerken glaubte, daß er dasselbe durch sein ungewöhnliches Zögern absichtlich herbeigeführt habe.

Dennoch hatten wir bereits draußen auf der Straße eine Strecke schweigend neben einander zurückgelegt, bevor er, ohne mich anzublicken, in seiner gelassenen Weise begann:

„Ich weiß nicht, ob Du etwas auf mein Urtheil giebst?"

„Doch!" sagte ich schnell, innerlich froh, daß das Eis endlich gebrochen war.

„Ich sollte eigentlich das Gegentheil vermuthen," fuhr er ruhig fort. „Indessen da Du es sagst — und, offen gestanden, ich glaube nicht, daß es bloße Höflichkeitsphrase Deinerseits ist. Welche Veranlassung hättest Du dazu, mir den Hof zu machen? Du hast Freunde oder kannst so viel haben, wie Du willst; ich habe keine und will auch keine haben — außer Einem, den ich leider nicht haben kann, wenigstens nicht zur Zeit. Später vielleicht — wenn es dann nicht zu spät ist."

„Ich verstehe Dich nicht," sagte ich.

„Glaub' ich Dir," erwiderte er; „ich habe mich auch etwas dunkel ausgedrückt. Ich will versuchen, ob ich etwas klarer reden kann, ohne indiskret zu werden, was mir sehr verhaßt ist. Wenn ich gesagt habe: Du könntest so viel Freunde haben, wie Du willst, so ist das eigentlich nicht ganz richtig. Oder war doch nur richtig bis heute. Von heute an bist Du — Dank der Unvorsichtigkeit des Herrn Professors — ein Gezeichneter, vor dem man sich bekanntlich hüten soll, und sich die Spatzenköpfe sicher hüten werden. Es ist damit im Grunde nichts geschehen, als daß die Kluft zwischen Dir und den Spatzenköpfen, die immer bestanden hat, offenbar geworden ist. Aber das ist von entscheidender Bedeutung. Du wirst von heute ab Deine Freunde diesseit der Kluft suchen müssen, da, wo Du stehst. Du wirst sehen, wie verzweifelt schwer das hält: Diogenes mit der Laterne am hellen Tage."

„Ich habe nicht die geringste Anlage zum Diogenes," entgegnete ich.

„Du verwechselst, glaube ich, Anlage mit Neigung," erwiderte er; „Anlage zum Diogenes hat Jeder, der eben kein Spatzenkopf ist. Ursprüngliche Neigung dazu haben die Wenigsten, weil das Leben in der Herde das bei weitem Bequemere scheint, bis man hinreichend getreten und gestoßen ist und zur Einsicht kommt, es dürfte sich doch wohl außerhalb der Herde besser leben lassen. Und das möchte eben der Unterschied sein, der zwischen uns besteht: ich bin bereits zur Einsicht gekommen; Du wirst Dich noch einige Zeit mit dem Aberglauben, daß man in der Herde und für die Herde leben müsse, herumschlagen, und darüber könnte es dann, wie ich schon vorhin sagte, zu spät werden — ich denke, Du wirst jetzt wissen wozu. Im Uebrigen: nichts für ungut, was ich hier so herausgeplaudert habe. Man fällt manchmal gegen seinen Willen in die alte Gewohnheit zurück. Da sind wir an meiner Ecke. Und was ich noch sagen wollte? — ja: Du hast mich eigentlich meiner Mama und meiner Schwester gegenüber in einige Verlegenheit gesetzt. Ich hatte ihnen Deinen Besuch angekündigt und muß mich jetzt mit allerlei Ausflüchten herumdrücken. Du könntest wohl die Höflichkeit aufwenden, mich wenigstens aus dieser Situation zu erlösen: es soll weitere Konsequenzen für Dich nicht haben."

„Ich werde mit Vergnügen kommen," sagte ich.

„Lassen wir vorläufig das Vergnügen auf sich beruhen," erwiderte er; „ich bin schon zufrieden, wenn Du kommst."

Er lächelte flüchtig, nickte mit dem kleinen feinen Kopfe und schlenderte in seine Straße hinein, welche wieder von spielenden, sich balgenden, schreienden Kindern erfüllt war. Er schritt durch sie hindurch, auch über ein paar kleine, die auf der Erde lagen, hinweg, ohne ihrer mehr zu achten, als wären es Steine gewesen

5.

Von der Stunde dieses zweiten gemeinsamen Nachhausegehens verfolgte mich das Gedenken des räthselhaften Genossen Tag und Nacht; denn selbst in meinen Träumen erschien mir sein düsteres Bild, hörte ich seine geheimnißvolle Rede. Es wäre das wohl nicht gewesen, hätte ich mich nicht schon vorher, ohne darauf zu achten und ohne mir dessen bewußt zu werden, innerlich vielfach mit ihm beschäftigt, so daß die Fluth, welche jetzt plötzlich über mich zu kommen schien, längst vorher aufgestaut war. Ich würde sonst auch nicht, wie ich es doch gethan, mich über seine Verhältnisse zu unterrichten gesucht haben, aber Schlagodobro, der einzige, an den ich mich um Auskunft wenden konnte — sein Onkel und der Vater Adalbert's waren früher Officiere in demselben Regiment gewesen — wußte wenig. Der Onkel spräche nicht gern von den Werins, in deren Geschichte diverse dunkle Punkte zu sein schienen. Auch habe Frau von Werin, nachdem sie sich vor einem halben Jahre aus dem kleinen benachbarten Hafenorte in unsere Stadt gewandt, alle freundlichsten Avancen des Onkels hartnäckig zurückgewiesen.

„Nun, und wie mich Werin behandelt hat,“ fuhr Schlagododro fort, „das haſt Du ja ſelbſt geſehen. Ich bin wirklich unmenſchlich höflich zu ihm geweſen, um des Onkels willen, der mich darum gebeten hatte, und weil mir der arme Teufel leid that, der immer allein umherirrte, eine Seele, die Charon am andern Ufer vergeſſen hat. Nun, ich will ihn in ſeinem Vergnügen nicht ſtören. Wenn's ihm Spaß macht, zwiſchen uns umherzuſteigen wie der Storch im Salat, mich genirt es nicht. Und Dir, Kind, wenn ich Dir rathen darf, bleibe ihm aus dem Wege. Der Storch hat einen langen Schnabel und ſchluckt den Froſch über, ehe der arme Kerl es merkt.“

Es waren nämlich bereits wieder mehrere Tage vergangen, ohne daß ich den verſprochenen Beſuch gemacht hätte, aber Schlagododro, obgleich ich mich hütete, ein Wort davon verlauten zu laſſen, mochte mit dem eiferſüchtigen Gemüth eines liebenden Freundes meine Abſicht ahnen. Kam ich mir doch ſelbſt wie ein Verräther vor, als ich endlich am nächſten Sonnabend, dem letzten Tage, welchen ich mir geſtellt hatte, gegen Abend, nachdem ich mich von Schlagododro unter irgend einem Vorwande frei gemacht, den Weg nach der nahen Fährſtraße einſchlug. Es umwitterte mich etwas wie die Ahnung, daß ich im Begriff ſtand, das Fahrzeug meines Schickſals in eine andere Bahn zu lenken. Als ob wir lenken könnten, wo wir doch nur einfach getrieben werden von einer unwiderſtehlichen Gewalt, die wir vergeblich außer uns ſuchen, da ſie doch nirgends wohnt, als in den unerforſchbaren Tiefen des eigenen Gemüths!

Jene Kinder, welche Tag und Nacht auf der Fährſtraße zu ſpielen ſchienen, glotzten mich, als ich an ihnen vorüberging, mit frechen Augen verwundert an und brachen in ein Geheul aus, indem ich nun nach dem Häuschen abbog, das mir von Adalbert bezeichnet worden war. Offenbar hatten ſie mich auf eben dies Haus taxirt und gaben nun ihrer Befriedigung über die Richtigkeit ihrer Konjektur dieſen lärmenden Ausdruck. Mit denſelben Zeichen der Theilnahme (denn ſie waren mir auf dem Fuße gefolgt und ſtanden jetzt, zu einem Rudel geballt, hinter mir in allerdings reſpektvoller Entfernung) begleiteten ſie mein Schellen an der Thür, das leider mehrmals vergeblich war, bis endlich geöffnet wurde, und ich meinen Plagegeiſtern entrinnen konnte.

Die mir geöffnet hatte, war ein junges Mädchen, etwa in meinem Alter und unverkennbar Adalbert's Schweſter: dieſelbe überſchlanke Geſtalt, derſelbe feine ſchmale Kopf, daſſelbe nur ins Weibliche überſetzte Geſicht mit den reinen, ſtrengen Zügen, den wie mit einem ſcharfen Pinſel gezogenen Brauen über den grauen klaren Augen und den feingeränderten Lippen des kleinen, feſt geſchloſſenen Mundes. Sie war offenbar auf mein Erſcheinen vorbereitet, hatte mich auch wohl über die Straße kommen ſehen, denn ſie begrüßte mich ſofort mit meinem Namen, ſagte mir, daß Adalbert ausgegangen ſei, aber ſehr bald heimkehren werde, und bat mich, inzwiſchen in das Wohnzimmer zu treten, wo ich auch die Mutter finden würde, die ſich freue, mich kennen zu lernen.

Sie hatte das alles ſehr ruhig mit einer Stimme geſagt, die eigentlich ſanft war und mir doch unfreundlich vorkam, vielleicht nur deßhalb, weil, während ſie ſprach, auch nicht der leiſeſte Schimmer eines Lächelns das ernſte Geſichtchen erhellt hatte. Inzwiſchen hatte ſie mich bereits in das Zimmer geführt, und ich ſtand einer hochgewachſenen Dame gegenüber, welche ſich eben von einem mit Büchern und Papieren bedeckten und von voluminöſen Aktenbündeln umgebenen Schreibtiſch in der Tiefe des Zimmers erhoben zu haben ſchien; wenigſtens hielt ſie noch die Feder in der Hand. Ich bat um Entſchuldigung, wenn ich geſtört habe.

„Mich ſtört man immer oder niemals, wie Sie wollen,“ antwortete die Matrone; „denn ich arbeite beſtändig, ſo kann man mich eben nur in der Arbeit unterbrechen. Und diesmal war mir die Unterbrechung willkommen. Ich war in meinem Expoſé an einen Punkt gelangt, welcher eine beſonders ſcharfe Diſtinktion der einſchlägigen politiſchen Verhältniſſe erfordert. Der betreffende Herr, an welchen mein Schreiben adreſſirt iſt — es iſt nicht nöthig, ſeinen Namen zu nennen — gilt allerdings für einen ſcharfſinnigen Kopf, und ich habe meine letzte Hoffnung auf ihn geſetzt, indeſſen in Dingen der hohen Politik —“

„Aber, Mama —“ ſagte die junge Dame.

„Du haſt Recht,“ unterbrach ſich Frau von Werin; „es iſt unfreundlich und unſchicklich. Ich werde mich dafür in Strafe nehmen, indem ich Euch jetzt verlaſſe und draußen für ein kleines Abendbrot ſorge, an welchem unſer junger Gaſt hoffentlich theilnehmen wird, und das fertig ſein muß, bis Adalbert zurück iſt. Du weißt, Maria, er liebt es nicht, wenn in ſeiner Gegenwart häusliche Vorrichtungen getroffen werden.“

Sie hatte bei den letzten Worten gelächelt, zwar nur flüchtig, aber ich war ihr doch ſehr dankbar dafür geweſen: der ernſte Ton, in welchem hier alles abgehandelt zu werden ſchien, hatte bereits angefangen, auf mein helleres Gemüth zu drücken.

Maria ſchien es bemerkt zu haben, denn ſie ſagte, als die Mutter das Zimmer verlaſſen und wir uns an eines der niedrigen, mit allerlei Blumen dicht beſtellten Fenſter geſetzt hatten:

„Ich weiß nicht, ob ich mich freuen ſoll, daß Sie nun endlich doch gekommen ſind. Um Adalbert's willen freilich iſt es mir ſehr lieb: er iſt ſo viel allein, das thut ihm nicht gut, und gerade auf Sie hält er große Stücke; er hat mir über Sie ein Wort geſagt, das in ſeinem Munde die höchſte Ehre iſt. Aber man darf nicht bloß an ſich denken, und ich fürchte, Ihnen wird es bei uns nicht gefallen.“

„O, ganz gewiß!“ ſagte ich ſehr eifrig.

Sie ſah mich mit den klaren grauen Augen prüfend an und ihre Oberlippe zuckte kaum merklich, als ob ſie lächeln wollte; aber ſie that es nicht, ſondern fuhr fort:

„Es wäre ja ſo begreiflich, wenn es Ihnen bei uns nicht gefiele. Wir ſind eine freudloſe Familie. Sie haben von dem ſchweren Unglück gehört, das uns betroffen hat?“

Ich ſchüttelte den Kopf.

„Ich dachte es mir,“ ſagte ſie, „und deßhalb möchte ich Sie davon unterrichten — aus einem ſehr egoiſtiſchen Grunde. Ich meine nämlich, wenn ich Ihnen ehrlich und offen auf einmal die Wahrheit ſage, ſo wird das einen beſſeren Eindruck auf Sie machen, als wenn Sie ſelbſt nach und nach dahinterkommen. Nicht wahr, das heißt, mit der Thür ins Haus fallen?“

Wieder zuckte es kaum merklich in ihrer Oberlippe. In dieſem Geſicht war etwas, das anders war, als bei den übrigen Menſchen. Was aber konnte das ſein?

Die klaren grauen Augen mußten in meiner Seele Tiefe leſen. Sie ſagte:

„Damit Sie ſich nicht zum dritten Male wundern und um mit dem Geringſten anzufangen: ich kann nicht lachen.“

„Sie können —“

„Nicht lachen und nicht einmal lächeln,“ wiederholte ſie, — und jetzt hörte ich deutlich einen ſchmerzlichen Ton in ihrer ſonſt ſo gleichmäßig ruhigen Stimme anklingen, — „ſeit dem Tode Papas. Es hat mich da in dem großen Schrecken eine Art Schlaganfall getroffen. Die Aerzte ſagen, das ſei etwas ſehr Merkwürdiges bei meinen jungen Jahren, und auch, daß nichts weiter davon zurückgeblieben iſt, als eine beiderſeitige Lähmung des nervus facialis. Mir iſt es beſſer ergangen, als der Mama. Was brauche ich lachen zu können? Ich habe ſo wenig Veranlaſſung dazu! Mama kann noch lachen, wenigſtens äußerlich. Aber in ihrem Herzen iſt kein Lachen; in ihrem Herzen —“

Sie ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn und mir war, als ob ſie einen Blick nach der Thür des anderen Zimmers werfe, in welchem ich die Mutter kramen hörte. Dann ruhten die klaren Augen wieder feſt auf mir.

„Ja ſo,“ ſagte ſie, „das können Sie ja gar nicht verſtehen. Und verzeihen Sie, wenn ich es mit den wenigſten Worten ſage: der Vater war Officier, mußte den Abſchied nehmen, wurde im Steuerfach beſchäftigt, von dem er nichts verſtand, gerieth in große Ungelegenheiten, wurde disciplinariſch ſeines Amtes enthoben und hat ſich — vor zwei Jahren — aus Gram erſchoſſen.“

„O mein Gott!“ rief ich.

„Nicht wahr,“ ſagte ſie, „das iſt furchtbar; aber auch Mama hat, wie ich, nach Papas Tode eine ſchwere Krankheit durchzumachen gehabt — ein Gehirnfieber, und ſeitdem iſt ſie — wiſſen Sie, was eine fixe Idee, eine Monomanie iſt?“

Ich ſtarrte ſie erſchrocken an.

„Ich wußte es nicht,“ fuhr ſie ruhig fort. „Ich hörte es zufällig von einem der Aerzte; ich ſollte es nicht hören. Dann habe ich mir Bücher verſchafft und darüber nachgeleſen.

Es stimmt alles ganz genau. Mama ist immer bewundert worden wegen ihres scharfen Verstandes, und den hat sie auch noch, wie Sie sich selbst überzeugen werden. Und vielleicht hat sie auch in dem Anderen Recht, und es liegt nicht an ihr, sondern an den Anderen, die das nicht einsehen können — oder wollen. Aber Mama glaubt, sie kann sie dazu zwingen, daß Papas Proceß revidirt werden müsse und dabei an den Tag kommen werde, daß er zu Unrecht verurtheilt ist und also gar nicht hätte zu sterben brauchen."

Ich hatte wohl, als sie so sprach, unwillkürlich nach dem Arbeitstisch geblickt mit den hohen Stößen von Büchern, Papieren und Akten.

„Das ist nur ein kleiner Theil," sagte sie; „oben auf dem Boden sind noch ganze Körbe voll. Die arme Mama! Es wird ihr ja doch nichts helfen; sie macht sich damit nur immer unglücklicher, und wir sind schon glücklos genug."

Sie strich sich wieder mit der Hand über die Stirn und fuhr, als ich schweigend voll inniger Theilnahme in ihr feines blasses Gesicht sah, das nicht lachen konnte, nun wieder in ihrem ruhigen Tone fort:

„Sehen Sie, das wollte ich Ihnen vorher sagen, obgleich Adalbert es nicht wollte. Adalbert ist sehr klug, aber immer hat er doch nicht Recht."

„So vermuthlich auch nicht in dem, was er Ihnen von mir gesagt hat," warf ich ein.

„Lachen Sie immer, wenn es Ihnen so zu Muth ist," erwiderte sie, während es wieder in ihrer Oberlippe zuckte. „Ich höre so gern lachen und lachte manchmal gern selbst, zum Beispiel in diesem Falle, weil Sie trotz Ihrer Neugier so ehrbar thun. Und nun sollen Sie es hören, damit Sie auch nach der Seite Ruhe haben und nicht etwa wunder denken, was Adalbert von Ihnen gesagt hat. Er hat nichts gesagt, als: er ist ein Israelit, in dem kein Falsch ist."

„Ich bin aber kein Israelit," rief ich eifrig.

„Ach, wenn ich doch jetzt lachen könnte!" sagte sie.

Ich fühlte, daß ich über die Dummheit, die ich eben vorgebracht hatte und die mir alsbald klar geworden war, bis in die Stirn roth wurde; aber mir blieb keine Zeit, mich zu rechtfertigen. Auf dem Flur erschallte ein schneller Schritt; im nächsten Augenblicke kam Adalbert in das Zimmer. (Fortsetzung folgt.)

Die drei Schrecklichen von Venedig.

Von Schmidt-Weißenfels.

Seit dem Beginn des vierzehnten Jahrhunderts war die Herrschaft der Nobili in der Republik Venedig mehr und mehr befestigt worden und schuf zu ihrem eigenen Schutze ein geheimes Gericht, welches Jahrhunderte lang die Bürger der großen Handelsrepublik mit Furcht und Schrecken erfüllte. Es war der berühmte „Rath der Drei", welcher von dem „Rathe der Zehn" gewählt wurde und dem die Aufgabe zufiel, über die Sicherheit des Staates zu wachen und jede Auflehnung gegen die bestehenden Gesetze im Keime zu ersticken. Mit weitgehenden Machtmitteln ausgestattet, bildete er bald, geheimnißvoll wie die Fehme wirkend, die oberste Staatsbehörde, über welcher der gewählte Doge nur in Scheinherrlichkeit thronte. Man wußte, daß diese furchtbare Behörde verfassungsmäßig bestand, aber nicht, wer dazu in geheimer Wahl der Zehn als Mitglied hervorgegangen war. Man erfuhr ihre Urtheile, aber dieselben trugen nur die Unterschrift des Sekretärs. Man sah die Leichen der öffentlich Enthaupteten oder Gehenkten vor dem Dogenpalast, aber über deren Proceß hatte man nichts gehört. Wie eine überirdische Gewalt schwebte sie über Allen in der venetianischen Republik. Selbst die einzelnen drei Staatsinquisitoren waren vor ihrer eigenen gemeinsamen Furchtbarkeit nicht gesichert; denn es gab noch einen ernannten Stellvertreter, den zwei Inquisitoren sich zugesellen konnten, um über den dritten zu richten, wenn es ihnen nöthig schien.

Zwei von ihnen fungirten während eines Jahres und trugen eine schwarze Talarkleidung; der dritte Inquisitor war in rother Tracht und gehörte als specieller Rath des Dogen dieser Behörde nur acht Monate lang an. Keine Regel band sie bei ihrem Verfahren, als nur die Uebereinstimmung ihres Urtheils; die Mittel der Erforschung eines Verbrechens, die Beschaffung von Zeugen, die Anwendung der Folter, um Geständnisse zu erpressen, die Wahl der Strafen, die geheime oder öffentliche Ausführung derselben, Alles war ihnen in völlig unverantwortlichem Absolutismus überlassen. Spione in allen Schichten der Bevölkerung, bis in den Rath der Vierzig und des Dogen hinauf, standen in ihrem Dienst; geheime Agenten waren überall, in Stadt und Provinzen, für sie thätig; jeden Augenblick auch geheime, unbekannte Henker oder gedungene Mordgesellen, die Bravi, bereit, ihre Befehle oder Winke zu vollstrecken. Offenbar aber hat Venedig dadurch den festen Bestand seines aristokratischen Regiments so lange zu erhalten vermocht und es auch mehr dem Ehrgeiz und der Leichtfertigkeit des heimischen Adels gefährlich, als dem buon populino, dem harmlosen Volke, drückend gemacht.

Einer von den Ersten mit, welcher diesem Gericht der drei Schrecklichen, ehe sie noch Staatsinquisitoren hießen, zum Opfer fiel, war der sechsundsiebzigjährige Doge Marino Falieri. Zunächst angestachelt durch die Frechheit Michael Steno's, eines jener drei Richter, gegen sein junges und schönes Weib, verschwor er sich mit einigen Leuten aus den niedrigsten Volksklassen zur Rache an einer Aristokratie, deren Hochmuth und tyrannische Macht ihm längst tief in der Seele verhaßt waren. Die Nacht des 15. April 1355 war zur Niedermetzelung der Vornehmsten Venedigs, wie sie im Rath der Vierzig und Zehn allein zu sitzen berechtigt waren, bestimmt, und diese That sollte durch die Umwandlung der Verfassung im Interesse des Volkes gekrönt werden. Aber am Tage vorher erhielten die Räthe durch ihre Spione Kenntniß von diesem Komplott. Die Theilnehmer aus dem Volke wurden sofort gehängt; um über den Dogen zu richten, gesellten sich die Richter noch eine Anzahl der angesehensten Adeligen zu. Am 17. April wurde Falieri im Hofe des Dogenpalastes enthauptet. So zeigte das Gericht an einem schrecklichen Beispiel schneller Justiz, daß ihr auch die höchste Person des Staates verfallen sein kann. Uebrigens hütete man sich seitdem im Rath, Dogen zu wählen, die noch eine junge Frau hatten.

Einem anderen Dogen, Franzisco Foscari, geschah es, daß ihm der Sekretär der Drei in gebührender Ehrfurcht auf den Knieen das Dekret überreichte, das seinen Sohn zum Tode wegen Staatsgefährlichkeit verurtheilte, und er konnte die Vollstreckung nicht hindern.

Ein junger Nobile, Giovanni Moncenigo, ließ sich in seinem Leichtsinn hinreißen, bei einer Opernvorstellung in Venedig zwei Pistolenschüsse auf die Brüder Foscarini abzufeuern, die sie verwundeten. Er entfloh augenblicks. Vergebens versuchte man wegen der Jugend des erst zweiundzwanzigjährigen Mannes, wegen der Verdienste seines Geschlechts, welches auch vier Dogen gegeben hatte, den Rath der Drei gnädig zu stimmen. Sein junges Weib flehte für ihn, die Foscarini's selber verwendeten sich hochherzig. Der Rath blieb unerbittlich, und sein Spruch machte die venetianische Aristokratie zittern. Denn Moncenigo wurde seines Adels für verlustig und in contumaciam zum Tode verurtheilt, seine Güter, auch die noch zu erhaltenden, wurden für konfiscirt erklärt, ebenso für nichtig alle Verträge, die er während der letzten sechs Monate eingegangen und zu denen auch wohl der seiner Heirath gehörte. Eine bedeutende Belohnung und Straflosigkeit für jedwede Art von Verbrechen, sei es für sich, sei es für eine andere Person, verhieß man demjenigen, der ihn todt oder lebendig einliefere. Alle Gemeinden in den Provinzen erhielten Befehl, auf ihn zu fahnden und ihre Macht zu seiner Verhaftung, wenn er auf ihrem Gebiet betroffen werde, bei Galeerenstrafe für die Vorsteher, aufzubieten. Kein Unterthan der Republik, kein Verwandter des Verurtheilten durfte ihn sehen, ihn sprechen, ihm schreiben, irgend eine Verbindung mit ihm unterhalten, irgend einen Beistand ihm leisten, wenn er sich nicht der Einziehung seines Vermögens und zehnjähriger Galeerenstrafe mit Ketten an den Füßen aussetzen wollte. Einer Geldbuße von zweitausend Dukaten verfiel, wer zu seinen Gunsten

spräche, und damit gar nicht irgend eine Möglichkeit gegeben sei, die diesen furchtbaren Spruch jemals mildern könnte, wurde er für unwiderruflich erklärt und durch den Zusatz verstärkt, daß er alle anderen Strafen von Acht und Bann mit verhänge.

Furchtbar wollte der Rath der Drei als oberste Kriminaljustiz dem Adel erscheinen, weil dieser in Venedig die herrschende Kaste war, und dem Volke, damit es vor jedem Versuch einer Auflehnung scheue. Darum wurde es sein Princip, niemals ein gefälltes Urtheil abzuändern oder gar durch einen Gnadenspruch wieder aufzuheben. Es sollte die Unfehlbarkeit des Gerichts damit bezeugt sein. Selbst in den Fällen sich erweisenden Irrthums der Inquisitoren, entschiedener Ungerechtigkeit oder übermäßiger Härte ihres Urtheils gingen sie nicht wieder davon ab, und schon der Versuch, eine Milderung des Urtheils herbeizuführen, war selbst für Mitglieder angesehenster Familien mit Gefahr verbunden. Denn diese Drei duldeten es nicht, daß Jemand eine Art Kritik ihrer geheimnißvollen Thätigkeit sich erlaube, sei er nun Doge, Rath oder irgendwer von Ansehen und Verdienst im Staate; ja, gegenüber den Civilgerichten, deren es drei gab und deren Mitglieder aus den Räthen erwählt wurden, zeigten sie sich am allereifersüchtigsten auf ihr Vorrecht unanfechtbarer Unverantwortlichkeit. Sie scheuten sich nicht, wenn ihnen ein solches Civilgerichtsurtheil mißfiel oder bedenklich für die Staatssicherheit erschien, es kraftlos zu machen, am einfachsten, indem sie die Person verschwinden ließen, welche dies ermöglichte, sei es nun die des Klägers oder des Verklagten. Ein Wink, und er kam in die unterirdischen Verließe oder in ein Gemach unter dem Bleidach des Dogenpalastes; ein Befehl an den Kerkermeister, und der Unglückliche wurde erdrosselt in den Kanal geworfen, der dicht vor den unterirdischen Gefängnissen sein trübes Wasser in die Lagunen ergoß. Der Tod stand zu ihren, und nur zu ihren Diensten, sobald sie ihn in ihrer Dreieinigkeit riefen; und wo es galt, Venedigs Ordnung zu wahren, einen politisch Verdächtigen unschädlich zu machen, der vielleicht in der Provinz mit einem der italienischen Nachbarstaaten im Bunde sein Wesen trieb, oder einmal wieder durch einen blutigen Justizakt zu schrecken, da zauderten sie nicht, offen oder heimlich ihren Blutspruch vollstrecken zu lassen.

Dem Prinzen von Craon, der sich in Venedig zum Besuch aufhielt, wurde seine Börse gestohlen. In seinem Aerger darüber ließ er sich verleiten, über die venetianische Polizei böse Reden zu führen und auch zu sagen, daß sie sich mehr mit der Spionage der Fremden, als mit deren Sicherheit beschäftige. Einige Tage darnach reiste er ab. Als seine Gondel, deren er sich zunächst bediente, vom venetianischen Ufer etwas entfernt war, hielten die Ruderer plötzlich an und erklärten furchtsam auf Befragen des Prinzen, daß sie nicht weiter fahren dürften, da ihnen das Polizeischiff mit dem rothen Signal entgegen käme. Der Prinz, indem er sich seiner unvorsichtigen Reden erinnerte, gerieth in Angst, schutzlos hier zwischen Meer und Himmel der Heimtücke venetianischer Bravi vielleicht verfallen zu sein. In der That, das Schiff näherte sich und der Befehlshaber desselben lud den Prinzen ein, es mit seiner Gondel zu vertauschen. Wohl oder übel mußte er sich dazu verstehen.

„Mein Herr," redete ihn sogleich am Bord ein Mann an, „sind Sie nicht der Prinz von Craon?"

„Ja."

„Wurden Sie nicht am letzten Freitag bestohlen?"

„Ja, Signor."

„Um welche Summe?"

„Fünfhundert Dukaten."

„Wo befanden sich dieselben?"

„In einer grünseidenen Börse."

„Haben Sie Verdacht auf Jemand, der den Diebstahl begangen haben könnte?"

„Auf einen Lohndiener, den ich mir genommen."

„Erkennen Sie ihn wieder?"

„Ohne Zweifel."

Sofort stieß der unheimliche Mann einen schlechten Mantel von sich, der ihm zu Füßen lag und unter dem nun ein Todter sichtbar wurde. In der Hand desselben war eine grüne Börse.

„Hier haben Sie ihn," sagte der Agent des Raths der Drei; „hier ist Ihr Geld, nehmen Sie es zurück und reisen Sie weiter. Doch merken Sie sich, daß man nicht wieder in ein Land kommt, dessen gute Regierung man verkannt hat."

Eine ähnliche Geschichte erzählt Schiller in seinem „Geisterseher". Der darin auftretende Prinz, der in einem Kaffeehause auf dem Markusplatze von einem Venetianer schwer beleidigt worden war und vor dessen Drohungen laute Befürchtungen um sein Leben äußerte, wurde bald darnach von einigen Bediensteten der Staatsinquisition abgeholt und zunächst bis zum Kanal geleitet. Hier erwartete ihn eine Gondel, in die er sich setzen mußte. Ehe er mit seinem Begleiter ausstieg, wurden ihnen Beiden die Augen verbunden, und dann führte man sie eine große steinerne Treppe hinauf, durch einen langen Gang über Gewölbe, wie sie aus dem vielfachen Echo schlossen, das unter ihren Füßen hallte. Endlich gelangten sie vor eine andere Treppe, auf welcher sie 26 Stufen in die Tiefe stiegen. Hier öffnete sich ein Saal, wo man ihnen die Binde wieder von den Augen nahm. Sie befanden sich in einem Kreise ehrwürdiger alter Männer, alle schwarz gekleidet, der ganze Saal mit schwarzen Tüchern behangen und sparsam erleuchtet, eine Todtenstille in der ganzen Versammlung, was Alles einen schrecklichen Eindruck machte. Einer von den Greisen, vermuthlich der oberste Staatsinquisitor, näherte sich dem Prinzen und fragte ihn mit einer feierlichen Miene, während man ihm den Venetianer vorführte:

„Erkennen Sie diesen Mann für den nämlichen, der Sie in dem Kaffeehause beleidigt hat?"

„Ja," antwortete der Prinz.

Darauf wandte sich Jener zu dem Gefangenen:

„Ist dies dieselbe Person, die Sie heute Abend wollten ermorden lassen?"

Der Gefangene konnte nicht leugnen.

Sofort öffnete sich der Kreis, und mit Entsetzen sah der Prinz den Kopf des Venetianers vom Rumpfe fliegen.

„Gehen Sie nun," sagte der Inquisitor mit unheimlicher Betonung, indem er sich gegen ihn richtete, „und urtheilen Sie künftig weniger vorschnell von der Gerechtigkeit in Venedig!"

Zahllose ähnliche Geschichten sind erhalten, welche dies jahrhundertelange unerschütterliche Nobiliregiment in Venedig und seine drakonische Justiz in ihrer principiellen Größe wie in ihren vielen Unmenschlichkeiten charakterisiren. Nur zu sehr und nur zu oft war diese Justiz die von Mördern, die nach ihrer Meinung, nicht nach dem Gesetze, den Tod ihres Opfers für das Beste fanden. In diesen Fällen waren den drei Inquisitoren die Bravi zur Hand. Die Illustration nach dem Pilotyschen Gemälde in unserer heutigen Nummer führt die Scene packend vor Augen, wie drei Bravi vor dem Blutgericht Rechenschaft über die ihnen aufgetragene Erledigung des letzten Falles ablegen. Der Eine giebt die Beweise der gelungenen That, indem er die Kleider des Ermordeten vorzeigt; die Anderen harren des dafür ausbedungenen Lohnes. Der Sekretär ist beauftragt, ihnen denselben in Dukaten aus der Kassette zu zahlen. Der Rothe hinter dem Kruzifix sieht mit kalter Gemüthsruhe der amtlichen Abfertigung der drei Mordgesellen zu; der Eine der Schwarzen hält noch einmal mit seinem Gewissen Rath darüber, ob die Bluthat wirklich nothwendig zum allgemeinen Wohl gewesen, und der andere Inquisitor, indem er gefühllos mit seinem Stocke das Kleidungsstück des Getödteten lüpft, bricht seinen Verkehr mit den Bravi wohl mit dem Gedanken ab, den Bolingbroke in Shakespeare's Richard II. gegen den von ihm gedungenen Mörder des Königs ausdrückt:

„Nimm für die Mühe des Gewissens Schuld,
Doch weder meinen Dank, noch meine Huld."

Venedigs Regiment, Justiz und staatliche Selbständigkeit fielen auf einmal ruhm- und wehrlos, unter dem Jubel des Volks, am 12. Mai 1797, als das angerückte französische Republikanerheer die Unterwerfung verlangte. Das Erste, was die französischen Eroberer thaten, war die Zerstörung der Inquisitionsgefängnisse. An deren Stelle errichteten sie eine Tafel mit der Inschrift:

„Kerker der aristokratischen Drei-Raths-Barbarei, zerstört durch die provisorische Gemeindeverwaltung von Venedig im Jahre I der italienischen Freiheit, 25. Mai 1797."

Am 4. Juni wurde auch das „goldene Buch", welches das Verzeichniß der amtsfähigen venetianischen Nobili enthielt, feierlich zu Füßen eines Freiheitsbaumes verbrannt!

Sic transit gloria mundi!

Die Andere.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Von **W. Heimburg.**

(Fortsetzung.)

Lotte lief hastig längs des Hauses hin und die Stufen empor. Ich begriff sie nicht im Augenblicke, verstand nicht, daß es ein instinktartiges Flüchten war vor einer Macht, deren naher Schatten soeben über ihren Lebensweg gefallen, ahnungsvoll, beängstigend. Ich hörte ihr helles: „Ist der Herr daheim?“ aus der Tiefe des kühlen Flurs zurückschallen, und sah sie auf die verneinende Antwort hin blitzschnell in Fritz Roden's Zimmer verschwinden. In kaum einer Minute war sie zurück mit leeren Händen. „Ich habe es auf seinen Schreibtisch gestellt,“ sagte sie, schob ihren Arm unter den meinen und nahm die Schleppe empor, die den feinen Sand auf den Steinfließen zusammenkehrte.

„Wollen wir nicht Deiner Schwiegermutter noch guten Tag sagen?“ fragte ich.

„Meinetwegen,“ erwiderte sie, „aber ich glaube, wir stören nur; sie steckt bis über die Ohren in Vorbereitungen zu heute Abend.“

In der großen Wohnstube war schon die festliche Tafel gedeckt; das grünlich dämmerige Licht, das sich durch die Kastanienblätter stahl, blitzte zurück aus prächtigem altmodischen Silberzeug und spiegelndem Krystall. In der Mitte des Tisches prangte ein Tafelaufsatz, wunderhübsch geschmückt mit Fliederblüthen, Goldregen und Jasmin; oben quer vor der Tafel war über zwei Stühle eine Art Laube gebaut von schwanken grünen Birkenbäumchen, und vor den Tellern, auf denen man die Servietten besonders kunstvoll gefaltet hatte, stand ein prächtiger Baumkuchen, auf dessen Spitze ein kleiner Amor aus Zuckerguß schwebte, als wolle er seinen Pfeil direkt auf die Menschen abschießen, die in der Laube Platz nehmen würden.

„Das ist für Euch,“ flüsterte ich und sah ängstlich Lotte an, die mit starren Blicken die Laube betrachtete. Um ihren Mund glitt wieder das alte Lächeln, aber in den Augen funkelten Thränen.

„Schrecklich!“ hörte ich sie sagen.

Im Nebenzimmer trafen wir die alte Dame; sie steckte eben Kerzen auf schwere silberne Leuchter, und als sie uns erblickte, rief sie betrübt: „Da seid Ihr durch das Zimmer gekommen, und Lotte sollte doch überrascht werden! Die Leute haben das Plätzchen für das Brautpaar so geschmückt. Aber nun kommt her, helft mir ein wenig, wenn Ihr mögt. — Der Fritz läßt mich heute im Stiche, er ist noch nicht vom Felde zurück.“ Und sie drückte Lotte einen Bogen Papier und eine Schere in die Hand und hieß mich auf die Trittleiter zum Kronleuchter steigen, während sie selbst die Kerzen flink mit Papier umwickelte und sie mir zureichte. „Denkt nur,“ sprach sie, indem sie eilig weiter arbeitete, „da war es mir vorhin, als hätte ich einen Wagen in das Schloßthor rollen sehen und den Prinzen Otto darin erkannt. Es war wie ein Spuk — wird's wohl auch gewesen sein, denn wo sollte er jetzt herkommen? Es wird ja vorher immer gemeldet, damit das ganze Städtchen möglichst auf dem Kopfe steht. Und, nebenbei, er hat ja Rotenberg verschworen; es sei denn doch mehr als langweilig hier, und Der, der hier ein Schloß gebaut, müsse es am jüngsten Tage noch verantworten, behauptete er.“

Lotte schwieg und schnitt langsam ihre Papierstreifen. Ich sagte daher: „Sie haben ganz recht gesehen, Prinz Otto ist hier.“

Die alte Frau legte die Kerze auf den Tisch, die sie eben genommen, und schlug die Hände in einander.

„Na, da Gnade Gott!“ rief sie, „der Uebermuth, was mag er nur wieder einmal angestellt haben? Nun, da giebt's ja Leben im Lande! Kinder, und Ihr habt den Racker gerade vis-à-vis; geht nur nicht ans Fenster.“

Lotte lachte plötzlich so herzlich, daß alle ihre Zähne durch die rothen Lippen blitzten. „Kennst Du ihn persönlich, Mutter?“ fragte sie.

„Ei versteht sich,“ plauderte die alte liebe Frau. „Ein Bild von einem Jungen ist's! So habe ich mir den Goethe vorgestellt, wie er zu Friederike nach Sesenheim kam; es ist ja kein Wunder, wenn er bei den Frauen Glück hat. Aber er macht's zu arg! Nun, ich habe ihm einmal die Wahrheit gesagt, wie er sie vielleicht noch nie gehört hatte; ich konnte es,“ fuhr sie fort, „er war als Kind aller Augenblicke hier bei uns und mit meinem Jüngsten, dem Max, bald in der Scheune auf dem obersten Balken, bald in der Apfelkammer oder irgendwo sonst, wo sie nicht hingehörten. Und als erwachsener Mensch ist er noch jedesmal herüber gekommen und hat mir die Hand gegeben und gesagt: ‚Frau Roden, so schön wie die Kartoffelpuffer, die Sie mir gebacken haben, und die wir da in der Küche gleich aus der Pfanne aßen, hat mir nichts wieder geschmeckt.‘ Na, das ist nun auch weiter nichts; ich wollte ja erzählen, wie ich ihm eine Standrede hielt. Es war vor zwei Jahren; wegen irgend eines tollen Streiches, den er zu Hause begangen, hatte der Herzog ihm hier Klausur gegeben, damit er ‚fern von Madrid‘ über sich nachdenke. Na, er that das sicher auch zuweilen, aber eigentlich stellte er nur unser gutes Rotenberg auf den Kopf. Seiltänzer ließ er kommen und einen Elefanten hat er sich gekauft, auf dem er im Schloßgarten spazieren ritt, als Türke gekleidet. In dem halbverfallenen Theaterchen mußte eine Wandertruppe lauter leichtfertigen Singsang von Offenbach spielen, und alle Gassenjungen pfiffen und alle Mädchen sangen das dumme Zeug, daß man sich hätt' die Ohren zuhalten mögen. Freibilleis vertheilte er, aber immer nur an die Häuser, wo hübsche Töchter waren, so daß die Galerie des Theaters voll lauter blonder und brauner Mädchenköpfchen saß, das eine immer niedlicher als das andere — und die dummen Dinger bildeten sich noch was Rechtes darauf ein. — Nun ist da drüben an der Ecke Schuster Paul; der hatte so ein liebes Ding von achtzehn Jahren, so weiß und rosenroth, und so ein Paar dunkelblaue Augen, wie ich sie noch kaum gesehen. Sie war mein Pathenkind, und ich hatte immer viel auf sie gehalten. Na — aber es ist nicht recht, daß ich Euch das erzähle, ich will's kurz machen. Es kam ein Tag, wo die Anna ihr Leben drum gegeben hätte, wenn es nicht so war, wie es eben war; heimlich lief das arme Mädel bei Nacht und Nebel aus dem Vaterhause, dort oben ins Gebirge zu einer Tante und ist bis heute nicht wieder gekommen, und die Mutter grämte sich schier zu Tode um das Kind; vor dem Vater aber darf man bis zur Stunde ihren Namen noch nicht nennen. Aber geschehen ist geschehen. Und in der Zeit, wo das ganze Städtchen voll von der Sache war und die Spatzen es auf dem Dache erzählten, kam just mein Prinz mal herüber zu mir, in der Dämmerung eines regnerischen Herbsttages, und da nahm ich die Gelegenheit beim Schopf und sagte zu ihm: ‚Durchlaucht,‘ sagte ich, ‚die Menschen, die der liebe Gott auf Erden über die andern stellt, die hat er darum erhöht, daß sie ein Vorbild sein sollen für ihre Unterthanen!‘ Da sah er mich lächelnd an und sagte: ‚Aber, Frau Roden, das besorgen ja mein Vater, der Herzog, und mein Bruder, der Erbprinz, schon nach Kräften!‘ Ich schaute ihn so recht ernst an, und dabei zeigte ich hinüber nach Schuster Paul's kleinem Hause; wir standen zusammen am Fenster, und er lächelte immer noch. Ich ließ mich aber nicht irre machen. ‚Durchlaucht,‘ sprach ich weiter, ‚es ist nur eines armen Schusters Kind, aber die Eltern haben's just so lieb gehabt, wie Ihre Frau Mutter Sie, mit Thränen und Sorgen.‘ Seht Ihr, da verschwand das Lachen von seinem Gesicht, und er gab mir die Hand. ‚Schelten Sie nur, Frau Roden, ich weiß, Sie meinen es gut —‘“

Sie schwieg; Lotte hatte sich abgewandt und schnitt eifrig Papier; man hörte weiter nichts, als das Klappern der Schere.

„Ach Gott,“ seufzte die alte Frau noch einmal und nahm ein Wischtuch vom nächsten Stuhl. „Was wird der hier wieder Alles aufstellen!“

Als wir bald darauf nach Hause gingen, sagte Lotte aus tiefen Gedanken heraus: „Weißt Du, Tone, er erinnert mich sehr an unsern Hans.“

„Wieso, Lotte?“

„Der war ebenso lustig, so unsinnig und so liebenswürdig wie Prinz Otto.“

„Und so leichtfertig,“ setzte ich hinzu.

Es war acht Uhr Abends, als wir hinübergingen zu dem Feste; Großmutter feierlich im schwarzen Moiréekleid, die

Spitzenmantille um die Schultern und das Blondenhäubchen auf dem weißen Scheitel. Ich in schwarzem Seidenkleid mit lang nachrauschender Schleppe und der kleinen Brillantbrosche der verstorbenen Mutter. Uns voran ging Lotte; reizend sah die schlanke weiße Mädchengestalt aus, rosig angehaucht von der Gluth der untergehenden Sonne. Es hatte ein wenig geregnet, wunderbar frisch war die Luft, auf jedem Blättchen schimmerte ein Thautropfen. Lotte hatte den Kopf zurückgebogen und athmete mit geöffneten Lippen den Duft ein.

„Mir ist angst," sagte sie dann, „als läge ein Gewitter in der Luft. Ich wollte, wir wären erst wieder auf dem Heimwege."

Da trat unter den Linden ein großer Mann hervor und kam uns eilig entgegengeschritten.

„Lotte, Mädchen, wie schön bist Du!" rief er, hielt sie an beiden Händen von sich ab und betrachtete sie entzückt. „Das ist lieb von Dir, daß Du ein lichtes Kleid angezogen hast; aber nun komm, es schadet nichts, wenn die Gäste ein wenig auf uns warten müssen; nicht wahr, Tone, Sie sagen der Mutter, wir kämen gleich nach? Ich muß mich erst noch bedanken bei Lotte." Und er zog sie mit sich fort zu der Bank unter den niederhängenden Lindenzweigen, auf deren Sitz ein prachtvoller Blumenstrauß schimmerte.

Wir schritten weiter, und die alte Frau sagte: „Es ist so wunderlich mit Lotte; ob sie sich geniert vor uns? Es sieht immer aus, als ob sie sich nur nach innerem Kampf von ihm berühren ließe. Hast Du bemerkt, es schien, als wäre sie am liebsten gleich hinter uns hergelaufen?"

In der That holte uns das Brautpaar schon an der Gartenpforte wieder ein; der Dank mußte sehr kurz gewesen sein. Im förmlichen Sturmschritt kamen sie hinter uns; Lotte in der einen Hand ihre Schleppe, in der andern einen duftenden Rosenstrauß. Sie war blaß, er roth. Merkwürdig — er sah unvortheilhaft aus in dem schwarzen Frack und der weißen Halsbinde; die Jagdjoppe, die Stulpenstiefeln kleideten ihn besser.

Aus dem Gesellschaftszimmer schallte uns lautes Sprechen entgegen; Mieke in blendend weißer Schürze riß die Thür auf, und Großmutter überschritt an meinem Arm die Schwelle. Lautlos still ward es in dem großen Gemach, in welchem das Abendroth den Kerzenschein noch verdunkelte. Ein Rücken von Stühlen, das Knistern seidener Kleider, ein Chaos von neugierigen Menschengesichtern und dann die Stimme der Hausfrau: „Die Freifrau von Werthern und ihre älteste Enkelin — und — dort die liebe Braut meines Sohnes!"

Das Brautpaar war hinter uns eingetreten. Einen Augenblick noch die tiefe Stille, dann rauschte ein Strom von Worten über uns daher: „Ehre — Freude — Bekanntschaft." Großmutter saß wie hingeweht auf dem Sofaplatz, ich neben der jungen Frau Diakonus; Lotte aber stand noch immer an der Seite des Bräutigams; auf ein Flüstern von ihr schob er einen Stuhl neben mich, und sie ließ sich nieder. Wunderlich! Das Gespräch kam nicht recht wieder in Fluß; zuweilen flogen mehrere Engel hinter einander durch das Zimmer. Die Blicke der Anwesenden streiften immer und immer wieder das schöne stolze Gesicht der Braut. Ein paar junge Mädchen in rosa Batistkleidern flüsterten leise mit einander, Fritz sprach abseits mit einem Herrn über Ernte-Aussichten, und Großmama hatte sich mit der Frau Oberförster vertieft.

Ich versuchte, Lotte mit in das harmlose Gespräch über die Akustik der Marienkirche, das ich mit der kleinen blonden Nachbarin führte, zu ziehen — vergebens; sie schwieg konsequent. Es that mir leid; ich allein wußte ja, wie hinreißend Lotte plaudern konnte. Da auf einmal tönte der Name des Prinzen Otto ins Gespräch, und als ob alle Schranken gefallen wären, so lachte und sprach es jetzt durch einander.

„Er will für immer hier wohnen," sagte Jemand.

„O bewahre! Er ist auf höheren ‚Wunsch' hier, wie schon öfter —"

„Ob er Gondelfahrten arrangiren wird, wie vor zwei Jahren?" rief ein junges Mädchen mit leuchtenden Augen.

„Nun, da werden wir wieder etwas erleben," seufzte der Bürgermeister.

„Es giebt aber sicher Theater!" rief Frau Oberförster vergnügt.

„O ja, an Spektakel wird's nicht fehlen!" bemerkte der Gatte trocken.

Zuletzt war ein lebhaftes Für und Wider den Prinzen. Die Herren zuckten die Achseln und schienen nach dem erlauchten Gast nicht viel zu fragen; die Frauen zogen mit tausend Gründen für ihn ins Feld.

„Es kommt ein bischen Geld unter die Leute," sagte die behäbige Frau Bürgermeisterin. — „Man hört doch mal wieder Musik," meinte eine Andere. — „Rotenberg versauert, wäre er nicht zuweilen hier." — „Ja, ja!" stimmten die jungen Mädchen ein.

„Nun, das ist wieder die alte Lehre," übertönte die Stimme des Oberförsters die eifrig Sprechenden. „Wenn Jemand bei den Frauen Glück haben will, muß er nur ein Dutzend recht dumme Streiche begehen und sorgen, daß so und soviel Liebesabenteuer ihm nachgerechnet werden können und —"

Der Chorus der Damen brachte ihn sofort zum Schweigen.

„Das war nicht hübsch!" meinte die Frau Superintendentin, „aber der Herr Oberförster ist immer so boshaft."

Es war eine förmliche Empörung, die gegen den lachenden Mann mit dem stark ergrauten Bart heranzog. Er stand am Fenster und hielt sich die Ohren zu.

„Aber meine Damen," versuchte er zu beschwichtigen, „es ist eine unbestreitbare Thatsache! Als irgend ein berühmter Räuber hingerichtet wurde vor noch gar nicht langer Zeit, fand man in seinem Nachlaß Tausende von zarten Briefen."

Die Meldung, daß servirt sei, machte der Debatte ein Ende. Das Brautpaar schritt voran in das Eßzimmer, und Lotte stand mit undurchdringlicher Miene vor ihrem Ehrenplatz. Dann saß sie unter den hängenden Birkenzweigen; aber es machte einen seltsamen Eindruck, dieses schöne unbewegliche Mädchengesicht. Ich bemerkte, wie sie jede Schüssel zurückwies, wie Fritz sich besorgt zu ihr beugte, und wie er endlich aufstand und mit raschem Griff die Zweige knickte, so daß der Schmuck zur Erde sank.

Ich hatte meinen Platz neben dem jovialen Oberförster gefunden; er wollte eben seine Behauptung von vorhin noch mehr beleuchten, da klang es hell in das Sprechen hinein. Der Superintendent hatte, aufstehend, an das Glas geschlagen und schickte sich zum Reden an.

Er wandte sich zu dem Brautpaar. Er sprach von dem Glück, das einem Hause widerfahre, in welches eine liebliche Braut eintrete; mit Rosen solle man ihr die Schwelle bestreuen zum Dank für die Rosen der Freude, die sie bringe. Er sprach von der Familie Roden, die schon lange in diesem Hause wohne und mit Stolz auf wackere ehrenwerthe Männer, auf tugendhafte Frauen zurückblicken könne, und er betonte, daß diejenige, die dem letzten Roden die Hand reiche, sich als hochbeglückt erachten dürfe, denn von Jugend auf sei er ein Mensch gewesen, der das Herz auf dem rechten Fleck habe. Und so trinke er denn auf das Wohl des jungen Paares, das er bald vor dem Altare der Marienkirche zu sehen hoffe; auf einen seligen Braut- und einen fröhlichen Ehestand.

„Hoch!" riefen die Gäste im brausenden Chor und drängten sich mit den Champagnergläsern in der Hand zu Braut und Bräutigam.

Mitten in diesem Tumult sah ich die mir gegenüber befindliche Thür sich öffnen, und im Rahmen derselben erschien — Prinz Otto. Er war in elegantem Promenadenanzug und blickte mit lachenden Augen auf die Scene. Frau Roden bemerkte ihn zuerst; ich hörte ihr bestürztes: „Daß Gott — der Prinz!" Dann war sie gegangen, ihn zu bewillkommnen.

Er war kein Fremder in diesem Kreise, und er schien ein gern gesehener Gast; lauter freudig überraschte Mienen begrüßten Se. Durchlaucht. Er aber nahm nach einem ritterlichen Kompliment vor meiner Großmutter, nach einem herzlichen Händedruck mit Fritz Roden, einen Stuhl, rückte ihn an Lotte's Seite und bat, man möge sich nicht stören lassen, er wolle nur seinen persönlichen Glückwunsch zu der Verlobung seines alten Jugendgespielen darbringen, um bald wieder zu verschwinden. Und in der That, er störte nicht. Er begann so unbefangen mit Lotte zu plaudern, stieß mit Fritz an, lachte herzlich wie — wie jeder andere junge Mann, der da weiß, daß er ein willkommener Gast ist im heiteren Kreise. Er lehnte jede Speise ab, aber er schlürfte den perlenden Champagner mit großem Behagen.

Ich sah, wie auch Lotte öfter nippte, wie ihre Augen zu leuchten begannen und sie gesprächiger wurde; wie allmählich die alte bezaubernde Lotte dasaß.

Schweigend verhielt sich der Bräutigam und drehte den leeren Kelch zwischen den Fingern; ich glaube, er und ich, wir waren die Einzigen in der Gesellschaft, die still blieben; ich vor athemloser erstickender Angst. Mich dünkte es unerträglich in dem warmen Zimmer, unter den flackernden Kerzen, in dem Geruch von Wein, Speisen und stark duftenden Blumen. Aber Niemand dachte an das Aufstehen, denn der Prinz saß neben Lotte und plauderte und trank und vergaß, daß er vom Gehen gesprochen.

Endlich sprang er auf und bot Lotte den Arm. „In den Garten, meine Herrschaften!“ rief er, „es ist eine wunderbare Frühjahrsnacht draußen.“

„Kommen Sie, Tone,“ flüsterte Fritz und gab mir den Arm. Er riß mich förmlich hinter dem Paare her, das durch den Hausflur an den gaffenden Dienstleuten vorüber ging.

Bläulicher Mondenglanz hielt die Erde umfangen, fast betäubend dufteten Flieder und Goldregen, und im Gebüsch sang die Nachtigall. Wie im Traum schritt ich der weißen vor uns her schwebenden Gestalt nach; keiner von uns sprach ein Wort, nur sein Arm zitterte. Er that mir unsagbar leid. Ich weiß nicht, warum mir plötzlich die Thränen heiß in die Augen kamen.

„Weinen Sie, Tone?“ fragte er.

„Nein!“ log ich.

„Wie gefällt Ihnen denn Se. Durchlaucht?“ forschte er, und es lag ein bitterer Ton in der Stimme. Aber ehe ich noch antworten konnte, hatte er hinzugefügt: „Kehren wir um! Ich bin es müde auf diesen Schlängelwegen hinterher zu laufen.“

Ich blieb zögernd stehen.

„Was wollen Sie denn, Tone?“ sagte er weich. „Was echtes Gold ist, schmilzt nicht an diesem Flackerfeuer.“ Und wir wandten uns und gingen stumm zurück, und als wir uns dem Lindenplatze näherten, blinkten Windlichter auf, und der Herr Oberförster füllte die Gläser aus einer großen Bowle.

„Nun singt doch, Kinder!“ hörten wir ihn sagen. „Aber wo ist denn die Jugend? Natürlich ausgeschwärmt, im Garten vertheilt; nun, wir haben's auch nicht besser gemacht.“

Ich litt nicht, daß Fritz sich in dem Kreise zeigte ohne Lotte, und ich leitete ihn unvermerkt vorüber an dem Wege, der zu dem Platze führte. Ich wollte ihn irgend etwas fragen, und mir fiel weiter nichts ein, als Hans. „Sie schrieben doch damals an einen Freund in New-York?“

„Ja, allerdings.“

„Haben Sie nie Antwort bekommen?“

„O doch, Tone; aber sprechen wir heute Abend nicht davon. Gehen wir.“

„Nicht ohne Lotte!“ beharrte ich.

„Man soll Niemand zwingen; sie amüsirt sich vielleicht. Hören Sie, Tone!“ In der That schallte jetzt ihr Lachen zu uns herüber.

„Das ist sie doch?“ fragte er, „so kann doch Lotte nur lachen?“ — Und als jetzt das weiße Kleid unsern auftauchte, rief ich laut:

„Lotte! Lotte! Dein Bräutigam sucht Dich!“

Da kamen sie; und im Mondschein sah ich ihre rosigen Wangen und blitzenden Augen und das Lachen um ihren Mund. Schweigend ging sie neben Fritz her und schweigend schritt der Prinz neben mir. Nach einer Weile sagte er nachlässig: „Es ist doch besser, ich empfehle mich auf Französisch, ich störe sonst vielleicht die Gesellschaft. Ich kenne noch aus meiner Jugendzeit Weg und Steg hier, und wenn ich dort durch jenes Gebüsch dringe, so stehe ich ungesehen an der Gartenpforte. Gute Nacht, Fräulein von Werthern!“

Im nächsten Augenblick schlugen hinter seiner schlanken Gestalt die vom weißen Mondlicht beleuchteten Büsche zusammen; er war verschwunden. Unter der Linde aber begannen sie zu singen, selbst die Alten stimmten ein. Lotte saß neben ihrem Bräutigam, hatte den schönen Kopf an den Stamm des Baumes gelehnt und schaute in die leise zitternden Aeste, die im Lichtschein smaragdgrün aufleuchteten. Großmutter kam mir entgegen und flüsterte: „Führe mich nach Hause, Tone, ich will mich zur Ruhe legen. Du kannst ja wieder hergehen.“

Aber ich blieb daheim und setzte mich auf den Balkon, der über den Garten hinaus hing. Dort unten schimmerten die Lichter durch die Blätter, und die Lieder, die sie sangen, klangen an mein Ohr; und als sie endlich verstummten, da sang die Nachtigall fort.

Dann Schritte und das Rauschen von Frauenkleidern. Lotte kam; unter dem Balkon blieb sie stehen. „Gute Nacht!“ sagte er weich und küßte sie. „Und noch einmal Dank für das Bild, Du hast mich innig damit erfreut!“ Aber sie schüttelte hastig den Kopf. „Gute Nacht!“ Sehr laut und sehr kalt klang es, und wie ein Spuk war sie verschwunden.

Ohne ein Wort mit einander zu sprechen, gingen wir schlafen. Als ich aber aus tiefem Schlummer auffuhr nachts, da saß sie hoch im Bette und starrte in den Mondenglanz, ohne sich zu regen.

Rotenberg steht auf dem Kopfe — es war nicht zu viel gesagt! Das kleine langweilige Städtchen schien urplötzlich wie verwandelt; vom Schloßthurm wehte die rothweiße Fahne lustig in der duftigen Maienluft, und in dem uns gegenüberliegenden Flügel des Schlosses waren alle Läden zurückgeschlagen. Es sah nicht aus, als ob des Prinzen Erscheinen eine flüchtige auf der Durchreise gefaßte Laune sei, es hatte vielmehr Alles den Anschein, als wolle er länger bleiben. Im Souterrain hantirte ein Koch mit blendend weißer Mütze, und am Abend des zweiten Tages trafen einige Wagen, Pferde und zwei Lakaien ein, — der fürstliche Hofhalt begann.

Und nun die guten Rotenberger! Im Hirschengarten war Koncert angesagt; in der Einsiedelei droben am Walde italienische Nacht; auf der Schützenwiese, wo man schon Buden und Zelte für das diesjährige Vogelschießen erbaute, prangte ein Zeltchen in rothen und weißen Farben, das die Gilde dem Prinzen zu Ehren errichten ließ, der schon vor zwei Jahren Ehrenmitglied geworden war. An allen Straßenecken aber klebten riesige Zettel mit der Ueberschrift:

Herzogliches Hoftheater zu Rotenberg.
„Die schöne Galathea“.

Wir wurden herrlich aus dem Morgenschlummer geweckt, der dem Tage nach dem Verlobungsfeste Lotte's folgte, denn feierlich zogen die Klänge der Musik in unser stilles Zimmer: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren“. Die Stadtkapelle brachte dem Prinzen ein Ständchen.

Ja, das lachende Leben ging wirklich los; nur wir saßen still daheim, stiller noch als je. Lotte hatte den kleinen Balkon zu ihrem Platz erkoren; dort, unter der dunkelrothen Marquise, die ich aus alten Gardinen hergestellt, saß sie und las, oder ihre Finger hielten eine Arbeit, oder sie träumte in den Garten hinaus. Sie war nicht einmal zu einem Spaziergange zu bewegen, seitdem wir auf dem einsamen Waldpfade über die Höhe des Berges urplötzlich Sr. Durchlaucht gegenübergestanden und er sich uns verbindlichst grüßend angeschlossen und uns somit genöthigt hatte, mit ihm und seinem Begleiter, einer prächtigen Dogge, welche Schnips sehr von oben herab behandelte, durch die Promenaden und an der Domaine vorüber heimzukehren. Die Leute hatten die Fenster aufgerissen, um uns nachzuschauen. Fritz, der uns kommen sah, empfing uns auf dem Domainenhofe und begleitete uns durch den Garten nach Hause. Er sagte nichts darüber, und wir auch nicht, aber Lotte ging nicht mehr aus seitdem.

Heute nun brachte uns ein Lakai ein zierliches Schreiben ins Haus, die Aufforderung zu einem bal champêtre im Schloßgarten! Lotte überflog kaum das Billet und legte es gleich hin, die Großmutter aber fragte seufzend: „Kann man reüssiren?“

„Ich — gewiß!“ sagte Lotte.

„O ja,“ antwortete ich der alten Dame, „wir haben ja Trauer.“

„Für mich ist er nur der unverheirathete Kavalier,“ erklärte Lotte, „der nicht die Berechtigung hat, Damen zu empfangen; und wenn alle die Hiesigen es sich zur Ehre schätzen, Sr. Durchlaucht Befehlen zu gehorchen, ich danke dafür.“

„Mir soll es lieb sein,“ nickte die Großmama, nahm ihre Zeitung wieder vor und vertiefte sich in die Hofnachrichten, denen zu Folge die Enthüllung des Standbildes Friedrich Wilhelm's des Dritten im Lustgarten zu Berlin mit großer Feierlichkeit stattfinden würde. Die Zeitung war das Einzige, was der alten Dame noch ein Interesse abzugewinnen vermochte; sie ließ dann und wann ein hm! hm! vernehmen oder schüttelte den Kopf und alterirte sich über die Schreiereien der Franzosen. Und dann konnte sie lebhaft aus ihrer frühsten Jugend erzählen, wie sie das Schießen von Leipzig auf dem väterlichen Gute, das an der

Bauernregel:

Im Sommer ſuch' ein Liebchen dir
in Garten und Gefild!
Da ſind die Tage lang genug,
da ſind die Nächte mild.

Im Winter muß der ſüße Bund
ſchon feſt geſchloſſen ſein,
So darfſt nicht lange ſteh'n im Schnee
bei kaltem Mondenſchein.

Uhland.

Digitized by Google

sächsischen Grenze drei Meilen vom Schlachtfelde lag, mit großer Deutlichkeit gehört habe. Sie war dabei sehr erregt und sah um Jahre jünger aus. „Wir erleben gewiß noch einmal ein Leipzig!“ schloß sie dann gewöhnlich.

„Gott sei Dank, wir sind im tiefsten Frieden,“ flüsterte ich und dachte an die Angst, die ich Sechsundsechzig um den Hans ausgestanden. Was kümmerte mich auch Napoleon und Luxemburg und die spanische Thronfolge? Hier in nächster Nähe ward ja ein Kampf gekämpft, schwer und heiß, Glück und Frieden vernichtend.

„Rufe Fritz,“ bat Lotte zuweilen und ging mit fieberndem Wangen von einer Stube in die andere; und die alte Ausgeherin trabte nach der Domaine, und bald eilte er durch die grünen Wege des Gartens mit sorgenvollem Gesicht herbei. Und wenn sie ihn kommen sah, packte es sie wie Angst; sie lief hastig in das Schlafzimmer und war nur mit Mühe zu bewegen, den Gerufenen zu empfangen. Es ward immer eine peinlich stumme Scene, und er ging, wie er gekommen, bedrückt, geängstigt.

Auf die Absage zum Balle erschien Anita bei uns. Der Prinz ließ fragen, ob er Frau von Werthern seine Aufwartung machen dürfe? Die alte Dame gerieth förmlich in Ekstase über diese Liebenswürdigkeit und bestellte der lächelnden Anita, daß es ihr eine Ehre sein würde, Durchlaucht bei sich zu sehen.

Nachmittags zwischen fünf und sechs Uhr kam er wirklich das schmale Treppchen herauf und saß in unserem Zimmer respektvoll der Großmama gegenüber. Lotte war nicht sichtbar. Die blitzenden Augen forschten einen Moment enttäuscht in allen Winkeln umher, dann plauderte er heiter von allerlei harmlosen Sachen, von seiner Mutter, von einem Aufenthalt in Baden-Baden, einer Reise nach dem Orient, die er vor einigen Jahren unternommen, und schließlich kam er auf Rotenberg, auf seinen Ball, und just in diesem Augenblick trat Lotte ein. Ich sah sie befremdet an. Sie hatte in aller Eile ein weißes Sommerkleid angelegt; ihre langen schwarzen Zöpfe hingen auf dem Rücken herunter, und ihr Gesicht war farblos wie das Gewand.

Prinz Otto sprang empor, wie elektrisirt. „Wir sprachen eben von dem kleinen Fest; Sie müssen kommen, Fräulein von Werthern!“

„Ich bedaure lebhaft, Durchlaucht. Sie wissen, wir trauern noch um den Vater,“ erwiderte sie lächelnd.

„Dann will ich den Tanz absagen lassen!“ rief er.

„O niemals, Durchlaucht!“ stotterte sie erröthend. „Ich bitte, mich zu entschuldigen.“

Er schwieg und empfahl sich. Am Abend aber flogen Briefe durch das Städtchen, worin das Fest, einer Reise wegen, die der Prinz unternehmen müsse, abgesagt war. Auch wir erhielten das Billet. Schweigend starrte Lotte darauf, — „Gott sei Dank, er reist!“ fuhr es mir durch den Sinn. Aber er dachte nicht daran! Er saß am Tage des aufgegebenen Balles am geöffneten Fenster des gelben Zimmers und las.

Anita aber kam über die Straße herüber und wollte Fräulein Lotte sprechen. „Ich bringe Farben, die das gnädige Fräulein vergaß,“ sagte sie mir und schlüpfte zu Lotte auf den Balkon.

Mir zuckte es in den Füßen, ihr nachzugehen, indeß — ich fürchtete Lottes Augen, die so deutlich zu sagen verstanden: „Was willst Du hier?“ Als ich endlich zu ihnen trat, plauderten sie von Italien und allerhand gleichgültigen Dingen, und die Farbentuben lagen auf dem Tische.

„Weißt Du, Tone,“ sagte Lotte, „ich will Italienisch lernen; Anita giebt mir Unterricht, wir verabredeten es neulich schon mit einander. Es ist eine so himmlische Sprache!“

Ich sah das Mädchen überrascht an, aber ich fand keinen triftigen Grund für meinen Widerwillen. „Ja, wenn Du meinst, Lotte! freilich, nöthig —“

„Nein, nöthig ist es nicht!“ fuhr sie gereizt empor. „Nöthig ist es auch nicht, daß man malt und liest! Alles dergleichen ist überflüssig, so meinst Du doch? Die Kunst, die Schönheit, die Poesie — nöthig nicht! O, das schreckliche Wort!“

„Aber Lotte, thue es doch, wenn es Dir Spaß macht!“ — Sie hätte ja Recht gehabt, wenn es nur Anita nicht gewesen wäre.

„O, sicher thue ich es, und morgen beginnen wir —.“

Nachmittags setzte sie ihr Strohhütchen auf und nahm ihr kleines Portemonnaie, und als sie wieder kam, trug sie Schreibhefte und eine alte vergilbte italienische Grammatik in der Hand; sie war ganz Feuer und Flamme.

Abends ging ich einen Augenblick hinüber zu Frau Roden. Fritz war eben vom Felde heimgekommen; ich traf ihn im Hausflur.

„Allein?“ fragte er traurig.

„Ja, Fritz, denn Lotte lernt Italienisch; sie will Unterricht nehmen bei Anita.“ Und in meiner Angst setzte ich hinzu: „Leiden Sie es doch nicht, Fritz, sprechen Sie ein Machtwort.“

Er sah mich groß an. „Ich?“ fragte er bitter und ging in sein Zimmer.

Frau Roden wurde bleich bei dieser neuen Caprice. Sie schluckte herzhaft an ihrem Aerger, aber auch sie schwieg. Nur das Eine sagte sie beim Abschied: „Von Energie ist keine Spur mehr in ihm, Tone; er war sonst ein ganzer Mann, und er kann sich nicht entschließen, mit einem Ruck der Erbärmlichkeit ein Ende zu machen! Ach, Tone, und solche Naturen packt es am gewaltigsten; er hat sie zu lieb, zu lieb!“

Ich sprach ihr Trost ein; sagte, daß Lotte kein kleinlich angelegter Charakter sei; daß sie genug edlen Stolzes besitze, um ihr Wort voll und ganz einzulösen. Aber die alte Frau schüttelte den Kopf. „Sie will vielleicht! Ja, daran zweifle ich nicht, allein —. Gott wird helfen,“ setzte sie hinzu und trocknete ihre Thränen.

So ging es denn weiter, unaufhaltsam, und dennoch schien Alles stille zu stehen. Um uns herum des Sommers Lust; Musik an allen Orten, auf dem Schützenplatz und in den Concertgärten; Abends strömten die Menschen in das Theater, und in der Nacht hörten wir die Schritte, das Sprechen und Lachen der Heimkehrenden bis in unser kleines Zimmer hinauf, und drüben im Schlosse blinkten helle Fenster. Aber irgend etwas war nicht in Ordnung, Prinz Otto nicht mehr der Alte. Die Loge im Theater blieb leer, das Zelt auf der Schützenwiese war umsonst gebaut, und die hübschen Rotenberger Mädchen hatten vergeblich die reizendsten Toiletten bei der Schneiderin bestellt; Prinz Otto blieb allem fern.

„Was thut er denn?“ fragte man sich unter einander. „Er liest, er malt, er ist schlechter Laune,“ sagte Anita zu uns.

„Weßhalb?“ erkundigte sich Großmama. Anita zuckte die Achseln und schwieg.

„Reist er nicht bald ab?“ forschte ich.

„O, kein Gedanke!“ antwortete die kleine schwarze Person. „Vorgestern ist seine Bibliothek gekommen.“

Da ist etwas nicht in Ordnung! So dachte auch ich und blickte auf Lotte, die kein Auge von ihrer italienischen Grammatik erhob.

„Da ist etwas nicht in Ordnung,“ sagte Großmutter und las den Leitartikel in der Zeitung noch einmal. Und dann erzählte sie mir ein Langes und Breites vom Prinzen von Hohenzollern, von Spanien und Napoleon. Ich hörte nur mit halbem Ohre; ich war so ganz bei Lotte und Fritz.

Und dann kam jener Tag!

Lotte war früh aufgestanden und saß nun auf dem Balkon. Es hatte geregnet und noch immer bedeckten graue tiefe Wolken den Himmel; die hielten jeden Sonnenstrahl ab. Das Mädchen hatte sich fest in ein weiches warmes Tuch gehüllt, als ob sie fröstelte, und hielt Schnips auf dem Schoß. Als ich ihr das Frühstück brachte, sah sie zu mir empor mit ein Paar so müden glanzlosen Augen, daß ich erschrak.

„Lotte, Du bist krank?“ fragte ich.

„Ich glaube,“ sprach sie.

„Was fehlt Dir, Liebling? Rede doch!“ bat ich ängstlich.

„Komm herein,“ erwiderte sie. Und als wir im Zimmer standen, sagte sie kurz und hart: „Es muß ein Ende werden — ich ertrage es nicht länger — ich kann Fritz Roden mein Wort nicht halten!“

Da war es heraus!

„Lotte!“

„Ich kann nicht!“ wiederholte sie fest und fuhr ruhig fort, als ich schwieg: „Ich habe ihn nie lieb gehabt! Ich hatte es mir so leicht gedacht — ich wußte nicht, was ich that, als ich „Ja!“ sagte. Ich meinte, so ein armseliges Leben, wie wir jetzt führen, könne ich nicht ertragen, und ich hätte es in der That auch nicht ausgehalten. — Und dann — der Hans; ich glaubte ihn zu retten. — Nicht wahr, Du weißt, was ich meine, Tone?“

Sie wollte mich schmeichelnd umfassen; ich stieß sie zurück und schlug die Hände vor das Gesicht, und bittere Thränen rannen mir aus den Augen.

„So sprich doch!“ rief sie ungeduldig.

„O, Du bist schrecklich!“ stöhnte ich.

„Mein Gott,“ sagte sie, „weil ich noch in der letzten Stunde den Muth habe, eine Lüge einzugestehen? Von Tag zu Tag habe ich gehofft, er würde mir im ehrlichen Zorn den Ring vor die Füße werfen; — er that's nicht! Nun muß ich den Knoten zerschneiden. Ach, ich kann es nicht länger ertragen, es ekelt mir vor der Komödie. Geh zu ihm, Tone, erzähle ihm die Wahrheit, mache mich so schlecht Du willst und kannst, aber bringe mir die Freiheit — bringe sie mir, und bald!“ Sie hatte laut gesprochen.

„Ich kann es nicht!“ erwiderte ich erschüttert. Ich dachte an seine guten treuen Augen, an sein trauriges Gesicht, und dabei wollte ich zur Thür, um sie zu schließen, damit Großmutter nichts höre.

„Aber ich kann es!“ sagte da eine bebende Stimme, und das blasse Gesicht seiner Mutter schaute mich an. Und nun trat die alte Frau in das Zimmer, in welchem ein trübes Dämmerlicht herrschte, und stand vor Lotte, die zum ersten Male in ihrem Leben das Haupt vor ihr senkte.

„Ich kann es, Charlotte,“ wiederholte sie, „und gleich soll es geschehen, aber —“

Sie hielt inne, eine Todtenstille herrschte in dem kleinen Raum. Man hörte nur das rasche Athmen der Frau, die sprechen wollte und doch nicht konnte — vor Weh. Und plötzlich wandte sie sich und ging lautlos zur Thür hinaus, durch das Nebenzimmer und die Treppe hinunter. (Fortsetzung folgt.)

Allotriophagie.

Plauderei über allerlei Esser und Fresser. Von Rudolf Kleinpaul.

II.

Man muß zwischen Pantophagie und Allotriophagie scharf unterscheiden. Die erstere beruht auf einer maßlosen Gefräßigkeit, welche nichts Festes verschmäht; die letztere auf einer krankhaften Disposition, welche einen Appetit auf Ungewöhnliches erzeugt. Dort ist charakteristisch, daß zunächst normale Kost in ungeheuren Quantitäten genossen wird; hier, daß ein gewisser Widerwille gegen gute Nahrungsmittel, dagegen ein Gelüst nach schlechten besteht. Auch in der Thierwelt fehlen die Allesfresser nicht: die Raben, die Strauße und die Haifische stellen ebenso viele Taxae, Kolniker und Kahle vor. Der Straußenmagen ist sprichwörtlich, er gleicht dem Korb eines Lumpensammlers, der alles aufnimmt: in der That hat man darin schon mehrere Kilo Werch und Lumpen, dazu kupferne Thürangeln, eiserne Schlüssel, kupferne und eiserne Nägel, Bleikugeln, Münzen, Knöpfe, Schellen, Kieselsteine und Sand gefunden. Wahrhafte Kolniker aber sind die unersättlichen Haifische, die Tiger des Oceans, die in Freiheit den Schiffen nachfolgen. Sie fressen alles Genießbare und alles Ungenießbare. Der Magen eines Weißhaies enthielt einen halben Schinken, einige Schafbeine, das Hintertheil eines Schweins, das Haupt und die Vorderbeine eines Bulldoggen, eine Menge von Pferdefleisch, ein Stück Sackleinen und einen Schiffskratzer. Andere Haie sah man die verschiedenartigsten Dinge verschlingen, welche man ihnen vom Schiffe aus zuwarf, Kleidungsstücke sogut wie Stockfisch, Zinnkannen sogut wie Speck, sie scheinen alles bewältigen zu können. Respektable Fresser! Und doch nennt man die Gelüste, welche der Allotriophagie vorausgehen, nicht „Strauße“ und nicht „Haie“, sondern „Elstern“, Picae (nach dem lateinischen pica = die Elster), und zwar wohl nicht deßhalb, weil die Elster wie der Strauß und der Haifisch alles zusammenfräße — sie ist wohl gefräßig, aber doch nicht bis zu dem erwähnten Grade — sondern deßhalb, weil sie gern glänzende metallene Dinge stiehlt und versteckt, wie die Geisteskranken dergleichen auf die Seite bringen, indem sie davon naschen. Noch im vorigen Jahre starb in dem städtischen Irrenhause zu Wards Island ein gewisser August Geyer, in dessen Magen zwei silberne Theelöffel gefunden wurden. Da nun der Magen mit den silbernen Löffeln ebenso wenig machen kann wie die Elster, so ist der Vergleich recht treffend.

In diesem Sinne hat man auch solche krankhafte Gelüste, die sich nicht auf glänzendes Metall beziehen, mit dem Namen Picae belegt. Wenn bleichsüchtige Mädchen Essig trinken und Kohlen, Kreide, Schieferstifte, Kaffeebohnen essen, wenn skrophulöse Kinder Kalk und Sand, ja gewöhnliche Erde verschlucken, so nennt man das eine Pica. Und solchen Gelüsten, die immer etwas Krankhaftes haben, sind auch die Thiere, namentlich die Hausthiere unterworfen; im Jahre 1851 brachen sie, wie eine wahre Epidemie, in der Ackerbaukolonie von Lommel in Belgien aus, und seit dieser Zeit hat man diese Zustände, die in der Thierarzneikunde Malaciae genannt werden, genauer zu studiren angefangen. Eine Kuh, welche an den Zäunen leckt, Lumpen kaut, Leder, Erde, Holz, Kohlen u. dergl. aufsucht, ist nicht etwa gefräßig wie ein Haifisch, sondern leidend, was man sofort an ihrer Magerkeit, der Mattigkeit der Bewegungen und der Trockenheit der Haut bemerken kann. Mit einem Worte, die Allotriophagie ist bei Menschen und Thieren ein Krankheitssymptom, während die Pantophagie eher ein Uebermaß von Gesundheit und einen Hunger anzeigt, der in seiner Heftigkeit blind gegen zweckentsprechende Nahrungsmittel wird. Der Haifisch, der eine zinnerne Kanne hinunterwürgt, übereilt sich gleichsam — man müßte denn annehmen, daß ihm bei den großen Quantitäten wirklicher guter Nahrung auch die Aufnahme geringwerthiger Stoffe ein Bedürfniß sei.

In gewisser Weise sind wir alle sonderbare Schwärmer. Wir essen Roastbeef und Weizenbrot. Metalle essen wir, Holzfasern essen wir, Erden und Kalke essen wir, wenigstens mit darunter, ja, diese seltsamen Nahrungsmittel sind auch ein unabweisbares Bedürfniß. Was ist das Salz? Die Verbindung eines Metalls und einer Luftart. Was enthält der Salat und eine Schüssel Spinat? Die unverdauliche Holzfaser oder Cellulose. Asche, nach welcher die Allotriophagen bisweilen heftig verlangen, ist allen animalischen und vegetabilischen Speisen und Getränken beigemischt. Alle diese fremdartigen Substanzen dienen theils wirklich zur Ernährung, indem sie verdaut und zum Aufbau des Körpers verwendet werden; theils dienen sie nur zur Füllung des Magens und gleichsam zur Folie der eigentlichen Nahrungsstoffe. Die Schalen der Körner und Hülsenfrüchte sind ganz unverdaulich, und ebenso durchwandern Salatblätter und grüne Gemüse den Darmkanal völlig unverändert und haben weiter keinen Nutzen, als die wirklich verdaulichen Substanzen in lockerer Form zu erhalten. Dieser Nutzen ist aber sehr groß, denn wir könnten ohne dergleichen Allotria kaum leben: wie der atmosphärischen Luft Stickstoff beigemischt sein muß, um die Wirkung des Sauerstoffs zu dämpfen, so braucht der Körper außer der eigentlichen Ladung eine Art von Ballast, der an sich keinerlei Werth besitzt. Andere Male halten wir es wenigstens für kein Unglück, wenn wir mit den Nahrungsmitteln Dinge genießen, die wir nicht brauchen können, wenn wir z. B. mit einer Kirsche den Kern, in einem Bissen Wildbrett ein Schrotkorn hinunterschlucken. Und so könnte man denken, daß auch die Kolniker und die Kahle bei ihren athletischen Mahlzeiten ein paar Scherben und ein paar Steine nicht beachten, oft geradezu bedürfen.

Wer hätte nie beobachtet, daß die Hühner und die Tauben von Zeit zu Zeit sandige und steinige Konkremente aufpicken? Sie dienen ihnen, die keine Zähne haben, vermuthlich dazu, die Wirkungen des in ihrem Magen befindlichen Quetschapparates zu verstärken. Und ebenso nimmt der Karpfen, wenn er den Schlamm nach Kerbthieren und Gewürm durchwühlt, erdige Bestandtheile mit auf, ja, diese scheinen für seine Verdauung nothwendige Bedingung zu sein. In den Zuchtteichen pflegt man ihn mit Schafmist zu füttern, doch lockt man dadurch wohl bloß das kleine Gethier herbei, freilich verschluckt der Karpfen den Mist mit. Endlich steht fest, daß gelegentlich auch die Wölfe, die Rentthiere und die Rehe Thon oder zerreiblichen Speckstein fressen und daß man solche Erden als Lockspeise und Witterung gebraucht.

Ja, bekanntlich haben auch Millionen Menschen ein Bedürfniß, in kürzeren oder längeren Perioden Erde zu essen, ohne daß man dieses Bedürfniß als ein krankhaftes Gelüst anzusehen berechtigt wäre. Die Arbeiter in den Sandsteingruben des Kyffhäuserberges streichen einen feinen Thon, die sogenannte Steinbutter, auf ihr Brot; bei Franzensbad in Böhmen, in Ebsdorf bei Lüneburg, im nördlichen Schweden hat man das sogenannte Bergmehl, eine feine

und weiße Erde, welche aus den Kieſelpanzern von abgeſtorbenen Infuſorien beſteht, mit Kornmehl vermiſcht genoſſen. Namentlich aber findet ſich der Gebrauch der Erde als Speiſe in Ländern der heißen Zone — Erde, und zwar fette, ſchmierige, wird am Orinoko, in Peru, an den Küſten von Guinea, auf Java, in Perſien, Syrien, auf der Inſel Sardinien gegeſſen; hier verzehrt man ein Brot aus Eicheln, die in Erde verbacken werden, eine Probe davon befindet ſich in Montegazza's anthropologiſchem Muſeum. Der beſte Beweis für die Verbreitung der Sitte iſt, daß die Erde wie andere Lebensmittel auf den Markt gebracht wird, zu kleinen Kuchen, Plätzchen, Röllchen oder Kügelchen geformt, dann und wann geröſtet und mit Cocablättern vermiſcht, kurz, als ein normales Naſchwerk behandelt wird. Nicht bloß als Naſchwerk: die Otomaken, deren Lebensweiſe Alexander von Humboldt in ſeinen „Anſichten der Natur" beſchrieben hat, genießen ihre Thonkugeln wie Brot zu Fiſchen und Schildkröten, zwei bis drei Monate lang jedes Jahr ausſchließlich. Dabei befinden ſich dieſe Leute völlig wohl. Alſo es iſt nicht der Hunger, der die Bewohner der heißen Zone treibt, in Ermangelung eines Beſſeren Erde zu verſchlingen, ſondern ſie haben ſich gewöhnt, das tägliche Nahrungsbedürfniß mit Erde zu befriedigen, auch wenn ſie vollauf zu leben haben; ſie freſſen den Staub mit Luſt, wie die Muhme des Mephiſtopheles.

„Jeder nach ſeinem Geſchmacke," ſagte der Bauer, da aß er Roßkaſtanien für Bratäpfel. In der That, wenn wir die vorſtehenden Thatſachen überblicken, ſo bleibt kaum ein irdiſcher Stoff übrig, der nicht ſchon einmal gegeſſen worden wäre, ja, was mehr ſagen will, es bleibt kaum einer übrig, den man von vornherein unter die „Allotria" zählen könnte. Allerdings beruht die Allotriophagie zunächſt auf einem krankhaften Gelüſte, aber wenn man genauer hinſieht, ſo iſt der geſündeſte Menſch bei ſeiner frugalen Koſt ein Allotriophage, der Dinge zu ſich nimmt, die er niemals gebrauchen kann; die Kolniker und die Kahle verſchlingen Steine, ja, die Neger und die Indianer weiden ſich an der ſanften Erde, und die Arbeiter vom Kyffhäuſer ſtreichen die Steinbutter auf ihr Brot, des wackeren Burſchen nicht achtend, der ſingt:

„Mich will es ſchier bedünken,
Als thät uns Eines Noth,
Das iſt ein roher Schinken,
Ha, mit ſanftem Butterbrot."

Rechnen wir hinzu, was gelegentlich aus Verſehen oder aus einer ſonderbaren Vorſicht verſchluckt wird, ſo möchten wir an unſerem Magen ganz irre werden. Und was uns das Leben an bittern Pillen ſonſt zu verſchlucken giebt! —

Aber ich will mit einem guten Wunſche ſchließen. Wenn ſich ein Schüler mit andern Dingen abgiebt, als die ſind, mit denen er ſich beſchäftigen ſollte, ſo ſagt man, er treibe Allotria. Wenn er das einmal thut, ſo iſt das kein großes Unglück, er ſoll nur für gewöhnlich fein hinter den Büchern ſitzen und die geſunde Nahrung, die ſeinem Geiſte und Herzen geboten wird, nicht verſchmähen. Wenn ihm die fehlte, ſo wäre es freilich ſchlimm. Und ſo wünſche ich denn auch jedem Leſer dieſer Zeilen, daß er ſein Lebenlang etwas Solides zu beißen und zu brechen habe und daß ihm der Geſchmack dafür nie abhanden kommen möge. Wenn er dabei hin und wieder Allotria verſchluckt, ſo braucht er ſich nicht zu fürchten. Erſt wenn er ausſchließlich auf Allotria erpicht iſt, tritt Gefahr für ſeine Geſundheit ein. Dann leidet er an einer Krankheit, er hat Allotriophagie.

Die Photographie des Himmels.

Zu den großartigſten Errungenſchaften der Neuzeit gehört zweifellos die Verwendung der überaus leichtempfindlichen Trockenplatten in der Photographie, wodurch es möglich wird, den niederfahrenden Blitz, das trabende Pferd, die brandende Woge, das vom Sturm bewegte Laub abzubilden. Es iſt noch gar nicht abzuſehen, welche vielſeitigen Anwendungen dieſe neue Methode in den praktiſchen Naturwiſſenſchaften finden wird. Hier ſoll nur eine ihrer mehrfachen Anwendungen, nämlich die Benutzung zur Aufnahme des Sternenhimmels beſprochen werden.

Fig. 1. Theil des Sternbildes der Zwillinge, geſehen mit bloßem Auge.

Wer ein Urtheil über die Zahl der Sterne, die dem bloßen Auge in klarer Winternacht ſichtbar ſind, abgeben ſoll, pflegt faſt immer dieſe Zahl zu überſchätzen. Der Laie ſpricht von Hunderttauſenden, ja von Millionen Sternen, die er mit bloßem Auge wahrzunehmen behauptet. Solche Schätzungen gehen jedoch weit über die Wahrheit hinaus, und wenn irgend etwas als ſicher gelten kann, ſo iſt es die Thatſache, daß die Zahl der mit bloßem Auge am Himmel ſichtbaren Sterne ſehr gering iſt. Alle Sterne, welche das ſchärfſte menſchliche Auge ohne Fernrohr wahrnehmen kann, ſind längſt in Karten niedergelegt und ganz genau — im wahren Sinne des Wortes: haarſcharf — nach ihrem Orte am Himmelsgewölbe beſtimmt; ihre Geſammtzahl erreicht aber, wenn man alle nach und nach im Laufe des Jahres ſichtbar werdenden Theile des Sternenhimmels für unſere Gegenden zuſammennimmt, bei Weitem nicht die Summe von 7000. Nimmt man jedoch ein Fernrohr zur Hand, ſo geſtaltet ſich die Sache ganz anders, denn es werden alsdann immer mehr Sterne ſichtbar, je ſtärker das Teleſkop iſt, welches man benutzt. In der nebenſtehenden Abbildung (Fig. 1) iſt eine gewiſſe Stelle des Himmels dargeſtellt, wie ſie ſich dem bloßen Auge zeigt. Man erblickt zwei hellere Sterne und mehrere kleinere. Dieſelbe Stelle, aber geſehen durch ein mächtiges Teleſkop, zeigt die Fig. 2, und dieſe Abbildung iſt nicht etwa auf gut Glück entworfen, ſondern jedes Pünktchen bis zu den kleinſten wurde genau nach Beobachtungen am Himmel eingetragen und zwar in einer großen Sternkarte, aus der vorſtehende Abbildung eine verkleinerte Kopie iſt. Hier wird das Sprichwort vom „Sternengewimmel" zur Wahrheit! Und jeder dieſer Sterne bis zu dem kleinſten iſt ein gewaltiger Weltkörper, eine leuchtende Sonne, vergleichbar in ſeiner Heimath der unſerigen an Glanz, Gluth und Größe! Jede dieſer Sonnen wandelt ſeit Anbeginn ihre vorgeſchriebene Bahn und ſpielt ihre eigenthümliche Rolle im großen Organismus des Weltalls. Solche Sternkarten ſind Blätter aus dem großen Buche der Weltallsgeſchichte, einem Buche, in dem zu leſen die Aſtronomie lehrt und in welchem auch das Ende unſeres Planeten beſchrieben iſt auf einem Blatt, von dem ſchon ein gutes Theil entziffert wurde.

Fig. 2. Theil des Sternbildes der Zwillinge, geſehen mit dem Teleſkop.

Leicht begreiflich iſt es ſonach, daß die Himmelsforſcher Alles daran ſetzen, in den Beſitz einer möglichſt großen Anzahl zuverläſſiger Kopien dieſer Blätter einer Geſchichte der Welt zu gelangen, mit anderen Worten, möglichſt ausgedehnte, auch die kleinſten Lichtpünktchen des Himmels umfaſſende Sternkarten zu beſitzen. Welche ungeheure Mühe indeſſen die Herſtellung ſolcher Karten nothwendig verurſacht, läßt ſich denken, ja eigentlich handelt es ſich hierbei um eine Aufgabe, die alle menſchliche Kraft überſteigt. Die Karte, von welcher die obige Abbildung eine Kopie iſt, wird auf der Sternwarte zu Paris hergeſtellt, und zwar arbeitet man dort ſchon ſeit vielen Jahrzehnten an der Fortführung derſelben. Seit Jahren ſind es die Gebrüder Paul und Proſper Henry, welche mit dieſem mühevollen Unternehmen ſich beſchäftigen, allein trotz der großen Erfahrungen, die ſie nach und nach erwarben, drohte ihrer Arbeit 1884 ein jähes Ende. Sie kamen nämlich im Verfolge ihrer Aufzeichnungen damals in die Gegend des Himmels, welche von der Milchſtraße durchzogen iſt. Der mild leuchtende Schein der Milchſtraße wird aber bekanntlich hervorgerufen durch eine Anſammlung unzählbarer Millionen von Sternen, die in unergründlicher Tiefe hinter einander ſtehen. Dieſe Millionen Sternchen in Karten wiederzugeben erwies ſich als geradezu unausführbar. Da erinnerten ſich die beiden Beobachter der jüngſt ſo vervollkommneten Photographie und beſchloſſen, dieſelbe zu Hilfe zu nehmen. Freilich konnten ſie dafür die gewöhnlichen Apparate des Photographen nicht gebrauchen, ſie

Digitized by Google

mußten vielmehr ein besonderes photographisches Fernrohr konstruiren und diesem durch ein Uhrwerk eine so genau bemessene Bewegung ertheilen, daß die Sterne bei ihrem ununterbrochenen Laufe am Himmel doch unverrückt auf der photographischen Platte festgehalten werden. Nach vielen mühevollen Versuchen gelang das Unternehmen über alles Erwarten. Selbst die schwächsten Sterne zeichneten sich auf der Platte mit Schärfe ab, und in einer Stunde wurde auf diese Weise mehr geleistet, als bei der gewöhnlichen Art und Weise des Einzeichnens der Sterne in vielen Monaten.

Diese Resultate spornten zu weiteren Fortschritten an. Ein neues sehr großes Fernrohr wurde konstruirt und auf den Sternenhimmel gerichtet. Die Platte zeigte nunmehr Sterne bis zur 15. Größe, das heißt solche, die so lichtschwach sind, daß überhaupt nur wenige Fernrohre in Europa sie zeigen können. Um dieses Resultat zu erhalten, mußte allerdings die Platte trotz ihrer großen Lichtempfindlichkeit eine volle Stunde dem Licht jener Sterne exponirt werden. Wenn man eine solche Platte oder vielmehr ein nach einer solchen hergestelltes Kliché betrachtet, so könnte man zweifelhaft werden, ob nicht mehrere der kleinen Pünktchen zufälligen Verunreinigungen der Originalplatte zuzuschreiben seien. Solche Bedenken sind sehr gerechtfertigt, aber die Gebrüder Henry haben dieselben auf eine sehr sinnreiche Art gehoben. Sie haben nämlich die Platte, nachdem sie eine Stunde exponirt war, um einen kleinen Bruchtheil der Dicke eines Menschenhaares nach rechts verschoben und dann wiederum eine Stunde exponirt, hierauf haben sie die Platte mit dem Fernrohre um eben so viel gesenkt und zum dritten Male eine Stunde exponirt. Betrachtet man daher das Original mit einem Mikroskop, so sieht man, daß jedes wirkliche Sternchen eigentlich aus drei Pünktchen besteht, die ein kleines Dreieck bilden, wodurch jeder Zweifel, ob man es mit einer zufälligen Verunreinigung zu thun hat, gehoben ist.

Der Vorzug der photographischen Himmelsaufnahmen besteht nun nicht allein darin, daß sie viel rascher als auf dem gewöhnlichen Wege des Einzeichnens zu überaus reichhaltigen Sternkarten führt, sondern auch darin, daß sie Bilder liefert, die absolut richtig erscheinen, in denen keine zufälligen Verzeichnungen und Irrthümer enthalten sind. Auch der aufmerksamste Beobachter macht Fehler, er kann einen, kann mehrere Sterne übersehen, eine verkehrte Einzeichnung machen u. dergl.; von alledem ist die photographische Platte frei, sie ist eine Netzhaut, welche nichts versieht! Dieser Vorzug ist nicht hoch genug anzuschlagen, denn er ermöglicht, unseren Nachkommen ein absolut treues, vollkommen fehlerfreies Bild des heutigen Sternenhimmels zu hinterlassen. Der Direktor der Sternwarte zu Paris hat deßhalb den Plan angeregt, durch systematisches Zusammenwirken einer Anzahl von Observatorien der nördlichen und südlichen Erdhälfte, eine vollständige photographische Aufnahme des ganzen Himmels zu veranstalten. Es ist dies ein großartiges Projekt und es würde zu seiner Realisirung immerhin einen Zeitraum von acht oder zehn Jahren benöthigen, aber welche wichtigen Resultate müssen sich auch daran knüpfen!

Mit solchen Karten aus verschiedenen Zeiten vor sich, und bewaffnet mit dem Mikroskop und einem mikrometrischen Meßapparat, wird der Forscher der Zukunft an seinem Arbeitstische astronomische Entdeckungen machen können, die bis dahin der direkten Beobachtung in den Fernrohren der Sternwarte entgingen. Er wird in seiner Studirstube nachweisen, ob und welche Sterne gegen früher ihren Ort veränderten, ob unter dem zahllosen Heere der lichtschwächsten Sternchen der Milchstraße neue aufgetaucht oder alte verschwunden sind, kurz, eine ganz unabsehbare Perspektive von Untersuchungen und Entdeckungen bietet sich mit Hilfe solcher Karten dar. Wie vieles mag der heutigen astronomischen Wissenschaft entgehen, weil der Blick keines der lebenden Forscher zufällig auf denjenigen Punkt in den Tiefen des Himmels fällt, wo sich gerade ein wichtiges Weltereigniß abspielt!

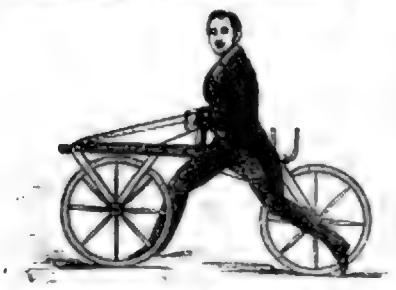
In Zukunft wird dies anders sein. Die photographirte Karte des Himmels giebt ein genaues Bild vom Aussehen der Himmelsräume zur Zeit ihrer Aufnahme, und sie kann jederzeit, bei Tag und bei Nacht und an jedem Orte, geprüft und studirt werden. Der äußerste heut bekannte Planet, welcher die Sonne umwandelt, ist Neptun, allein manches spricht dafür, daß auch jenseit desselben noch ein oder selbst mehrere Wandelsterne vorhanden sind. Da sie sich indessen nur äußerst langsam bewegen und dabei ungemein lichtschwach sein müssen, so konnten sie bisher unter den Millionen kleinster Fixsternchen nicht herausgefunden werden. Ist aber der ganze Himmel bis herab zu den kleinsten noch sichtbaren Sternen photographisch aufgenommen und wird diese Arbeit nach einem Zeitraum von etwa zehn Jahren wiederholt, so enthalten die auf solche Art gewonnenen Karten die Lösung der Frage nach dem oder den äußersten Planeten, und man wird letztere finden müssen. Ja noch mehr. Die photographische Platte ist in der Aufnahme und Wiedergabe der kleinsten Sterne sogar dem beobachtenden Auge direkt überlegen, indem sie noch Objekte zeigt an Stellen des Himmels, wo man auch mit den kraftvollsten Ferngläsern überhaupt nichts mehr sieht.

In dieser Beziehung haben jüngst die Gebrüder Henry eine überaus merkwürdige Entdeckung gemacht. Sie richteten am 16. November ihr großes photographisches Fernrohr auf die Stelle des Himmels, welche der Stern Maja in den Plejaden einnimmt, und fanden nachher auf der Platte außer zahlreichen Sternen einen spiralförmigen Nebelfleck, der gewissermaßen von dem Stern Maja auszugehen schien. Da man an der betreffenden Stelle des Himmels auch mit den größten Teleskopen der Sternwarte zu Paris keine Spur eines solchen Nebels wahrzunehmen vermochte, so wurde am 8. December eine neue photographische Aufnahme gemacht; auch sie zeigte den Nebel, und eine dritte, die am nächsten Tage erhalten wurde, ließ ihn ebenfalls erkennen. Es kann also kein Zweifel darüber sein, daß sich in der Nähe jenes Sternes wirklich ein spiralförmiger Nebelfleck befindet, von dem das Auge direkt selbst mit Hilfe der größten Teleskope nichts wahrzunehmen vermag. Welch' wunderbare Aussichten für die Zukunft eröffnen sich hier! Eine wahrhafte Astronomie des Unsichtbaren beginnt. Himmelskörper, die unserem unmittelbaren Anblick auf ewig ein Schleier verhüllt, treten in den Kreis der Wahrnehmbarkeit, ja, zeichnen selbst ihr Bild. Das aber ist der höchste Triumph des menschlichen Geistes, daß er im wahren Sinne des Wortes die Natur zwingt, ihm ihre Geheimnisse zu offenbaren; daß ein Lichtstrahl, der in der Tiefe des Weltraums seinen Ursprung nahm zu einer Zeit, als vielleicht noch keines Menschen Fuß die Erde betreten hatte, heute auf einer Tafel selbst Umriß und Gestalt des Weltkörpers entwirft, von dem er einst vor Myriaden von Jahren ausging!

Dr. Klein.

Vom Radfahren.

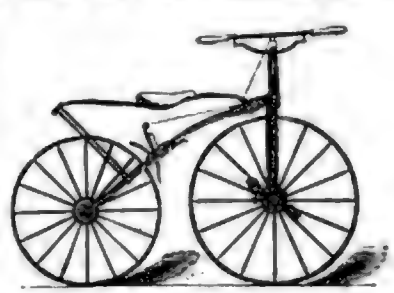
Das anfänglich viel bespöttelte Reitrad ist auf dem besten Wege, sich eine Art Weltherrschaft zu erobern. In allen Ländern wendet sich die Jugend dem Radfahrsport mit ganz besonderer Vorliebe zu, und wenn die Ausbreitung, welche diese Liebhaberei in den letzten zehn Jahren gewonnen, noch eine Weile in demselben Maße Fortschritte macht, so wird es bald kaum eine Stadt mehr geben, in der sich nicht mindestens ein Radfahrer-Klub aufgethan hätte. Die Erfahrungen, welche die bisherige Pflege der Radfahrkunst geboten hat, kommen dieser selbst auch wesentlich zu statten. Es hat sich gezeigt, daß dieser Sport ganz vortrefflich geeignet ist, die körperliche Gewandtheit bei Jenen, die sich ihm widmen, zu entwickeln, und daß er dabei verhältnißmäßig wenig gefährlich ist. So eine Fahrt auf dem windigen, schmalen, schlanken und graziösen Vehikel sieht sich viel halsbrecherischer an, als sie in Wirklichkeit ist. Jeder rechte Junge, der kein Hasenfuß ist und der auch bei anderen körperlichen Uebungen nur halbwegs seinen Mann stellt, kann schon nach wenigen Stunden, sehr oft sogar nach einer einzigen Uebungsstunde schon ein leidlich sattelfester Radfahrer werden. Und dann steht ihm die Welt offen! Er kann auf seinem Rad auch bis nach Asien hineinreiten, ein kleines Vergnügen, das sich schon mehrere Radfahrer beim besten Wohlsein geleistet. Man kann zwar heutzutage seine Reisen, wie männiglich bekannt, auch mit der Eisenbahn und, wo es Noth thun sollte, auch in einer ehrwürdigen Postkutsche und mit Hilfe noch so mancher anderer Gelegenheiten, absolviren, aber man frage einmal so ein junges Blut, ob es etwas Schöneres giebt, als so sich durch eigene Kraft rasch vorwärts zu bringen und auf dem beschwingten Rade lustig in die Welt hineinzureiten!



Das erste Velociped nach Freiherrn von Drais 1817.

Das Reitrad ist das allermodernste Verkehrsmittel, und wo es zum ersten Male in Bewegung gesehen wird, wird es kaum weniger angestaunt, als vor Zeiten die ersten Eisenbahnzüge. Es nimmt sich ganz kurios aus, wie ein Mensch sich in voller Sicherheit des Gleichgewichtes mit der Geschwindigkeit eines guten Pferdes auf einem so unglaublich spindeldürren Rade fortbewegt. Und doch ist keine Hexerei dabei. Die ganze Maschine ist so einfach, daß man sich billig darob verwundern kann, daß sie nicht seit Jahrhunderten schon im Gebrauch ist. Thatsächlich reicht die Geschichte des Velocipedes gar nicht weit zurück.

Die Erfindung ist eine deutsche, wenn auch hier, wie in so vielen anderen Fällen, der deutsche Gedanke erst im Auslande der eigentlichen praktischen Verwerthung zugeführt worden ist. Der großherzoglich badische Forstmeister Karl Freiherr von Drais (nach ihm auch die Bezeichnung Draisine) hat im Jahre 1817 eine Maschine erfunden, welche als die Ahnfrau des heutigen Reitrades zu betrachten ist. Seine Fahrmaschine bestand im Wesentlichen aus zwei hinter einander stehenden Rädern mit einem einfachen Sattelsitz auf der die beiden Räder zusammenhaltenden Stange. Die Fahrt mit dieser Maschine muß sich einigermaßen komisch ausgenommen haben, denn die Fortbewegung erfolgte dadurch, daß der Reiter abwechselnd einmal mit dem rechten, einmal mit dem linken Fuße von der Erde abstieß, um sein Fahrzeug in Bewegung zu bringen und zu erhalten. Freiherr von Drais war im Stande, mit dieser seiner Maschine sieben bis acht Kilometer in der Stunde zurückzulegen. Das Ergebniß ist, wie man sieht, ein geringes, dieselbe Strecke kann heute in einer Viertelstunde zurückgelegt werden. Und dann konnte selbst jenes Resultat nur mit einer so großen Anstrengung erreicht werden, daß diese gar nicht zu jenem im rechten Verhältniß stand, da man dafür gleich ganz

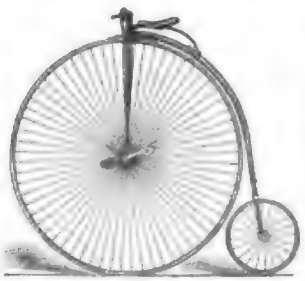


Das Velociped von 1868.

unverblümt zu Fuße hätte gehen können, und noch dazu mit besserem Erfolge; denn es giebt Fußgänger, die 13 Kilometer in der Stunde gehen; gehen, nicht laufen.

Trotz alledem machte die Erfindung damals großes Aufsehen und nahm ihren Weg nach Frankreich und England. In England namentlich wurde sie durch einen Wagenfabrikanten Mr. Johnson, der ein Patent auf die Erfindung genommen hatte, in Schwung gebracht, und das Publikum taufte das neue Gefährt „dandy-horse", das heißt Stutzer-Pferd. Die Herrlichkeit war nicht von Dauer; die Liebhaberei verschwand wieder von der Bildfläche, und wenn auch in der Zwischenzeit mancherlei Experimente gemacht worden sein mögen, so gelang es der Velociped-Idee doch erst in den sechziger Jahren das allgemeine Interesse wieder für sich zu gewinnen, und dieses Mal mit entscheidendem, durchschlagendem Erfolge.

Ein französischer Fabrikant, Namens Michaux, erregte 1868 auf der Pariser Weltausstellung mit einem Velociped, das im Wesentlichen schon den Charakter des heutigen Bicycles hatte, solches Aufsehen, daß nun sofort an die Produktion im Großen gedacht werden konnte. Jedes Jahr brachte neue Erfindungen für die Verbesserung der Einzelheiten. Das Velociped auf der Ausstellung war noch ganz aus Holz hergestellt, heute besteht es ausschließlich aus Eisen und Stahl und ist dabei doch leichter geworden. Die kraftaufsaugende Reibung ist auf ein Minimum zurückgeführt und durch zweckentsprechende Konstruktion des Gefährtes die Leistungsfähigkeit auf die möglichste Höhe gebracht. An der Vervollkommnung der Maschine haben die Engländer und Amerikaner einen großen Antheil; sie haben es auch verstanden, die Fabrikation an sich zu reißen und bis heute in derselben die führende Rolle zu behalten. Welcher Popularität sich das Reitrad in England zu erfreuen hat, mag aus der Thatsache geschlossen werden, daß der „Cyclists' Touring Club" gegen Ende des Jahres 1885 in seiner Liste 20015 aktive Mitglieder auswies. Dabei verfolgt dieser Klub keineswegs sportliche Zwecke, diese finden ihre genügende Berücksichtigung in zahllosen andern Klubs; sein Hauptziel ist vielmehr, seinen Mitgliedern die Reisen auf dem Reitrad möglichst leicht und angenehm zu machen.



Das Bicycle von 1885.

Zu diesem Behufe sorgt der Klub für die Vereinigung von Kameraden zu größeren Touren; durch möglichst ausgiebigen Schutz der Mitglieder gegen Angriffe und Insulten auf den Straßen; durch ein Uebereinkommen mit vielen Hôtels, bisher mehr als 2000! in England und auf dem ganzen europäischen Kontinente, durch welches den Mitgliedern ermäßigte Preise und aufmerksame Bedienung zu Gute kommen; durch Herausgabe guter Karten; durch Veröffentlichung von Vorschlägen zu angenehmen und zweckmäßigen Touren ꝛc. Der Klub hat in verschiedenen Staaten besondere Konsuln, deren Pflicht es ist, den reisenden Mitgliedern mit Rath und That an die Hand zu gehen. Chef-Konsul für das deutsche Reich ist Herr T. H. S. Walker (Berlin W., Krausenstraße 18), zugleich Herausgeber des in 6000 Exemplaren erscheinenden amtlichen Organs des deutschen Radfahrer-Bundes „Der Radfahrer", Chef-Konsul für Oesterreich Herr Th. Hildebrand jun. (Wien I, Operngasse 2).

Die deutschen Klubs pflegen gleichzeitig die Touren und den Sport mit gleichem Eifer. Der bereits erwähnte deutsche Radfahrer-Bund hat seine Hauptverwaltungsstelle in Magdeburg und setzt sich zusammen aus folgenden Gauverbänden: Hamburg, Bremen, Dortmund, Rheinland, Mannheim, Straßburg, Freiburg im Breisgau, Stuttgart, Frankfurt am Main, Würzburg, Augsburg, München, Straubing, Regensburg, Nürnberg, Bamberg, Erfurt, Hannover, Magdeburg, Stettin, Berlin, Leipzig, Dresden, Görlitz, Breslau, Posen, Frankfurt an der Oder, Stargard in Preußen, Danzig, Elbing, Königsberg, Nieder-Oesterreich, Tirol.

Die Träger der Meisterschaft sind: Herr Joh. Pundt (Berliner Bicycle-Klub „Germania"), der sich auf dem Bundestag der deutschen Radfahrer in Nürnberg am 17. August 1885 die „Meisterschaft von Deutschland im Schnellfahren auf dem Zweirade" erkämpfte, indem er 10 Kilometer in 20 Minuten 49 Sekunden hinter sich brachte; Herr Eduard Engelmann (Wiener Cyclisten-Klub), der sich den stolzen Titel „Meisterfahrer von Deutschland im Kunstfahren" erwarb. Man gestatte hier zur Vermeidung von Mißverständnissen eine Bemerkung einzuschalten. Die Leistung eines Champions, Trägers der Meisterschaft, bezeichnet nicht auch zugleich den besten Record, die beste Leistung überhaupt. So hat beispielsweise Herr Hillier am 6. September 1885 in Leipzig 10 Kilometer in nur 19 Minuten $14^2/_5$ Sekunden, also in kürzerer Zeit als der Champion zurückgelegt, allein deßhalb trägt Herr Pundt seinen Ehrentitel dennoch mit vollster Berechtigung. Die Meisterschaft kann nämlich nur auf einem direkt für den Kampf um sie ausgeschriebenen Rennen erworben werden; der Sieger bei diesem Rennen ist Meister, ohne Rücksicht auf irgend welche von Andern bei anderen Gelegenheiten erzielte Records. Die Meisterschaft für Oesterreich haben dermalen zwei Herren zu vertheidigen: Blovsky aus Prag und Egger aus München.

Ein Dreiräder für Zwei.

Wenn wir nun daran gehen, die besten bisher auf dem Zweirad erzielten Records ins Auge zu fassen, so werden wir nicht umhin können, auch hier die außerordentlichen Leistungen zu bewundern, deren die menschliche Kraft bei ausdauernder und rationeller Schulung fähig ist. Der beste „Flieger", Läufer über kurze Distanzen, ist in Deutschland gegenwärtig der erwähnte Herr J. Pundt mit seinem Record von 2 Minuten $45^3/_5$ Sekunden über eine Meile (englisch). Das bleibt noch immer eine sehr respektable Leistung, auch wenn sie durch die kolossale Arbeit des englischen Professionals Richard Howell überboten worden ist, der, voraussichtlich für längere Zeit, seinen Record von 2 Minuten $31^2/_5$ Sekunden als den besten hingestellt hat. Um diese Zeiten zu würdigen, braucht man sich nur die Leistungen der besten Traber vor Augen zu halten. Die berühmte Maud S., das phänomenalste Pferd, das je über eine Traberbahn gelaufen, hat allerdings die Meile in 2 Minuten $8^3/_4$ Sekunde gelaufen, aber an diese amerikanische Celebrität reicht kein zweites Pferd hinan. Jedenfalls werden sich nicht leicht viele deutsche Traber finden, welche die von den Cyclisten erreichte Schnelligkeit überbieten könnten, und mit voller Gemüthsruhe kann man daraufhin beliebige Wetten eingehen.

Damen-Draisine von 1885.

Daß Herr Pundt übrigens nicht nur ein guter „Flieger", sondern auch ein brillanter „Stehер" ist (Stehvermögen bedeutet in der Sprache des Sportes ausdauerndes Laufvermögen), das beweist der Umstand, daß er auch für 35000 Meter den besten Record aufzuweisen hat, und zwar 1 Stunde 16 Minuten 47 Sekunden. Der beste deutsche Stehер ist aber unstreitig Herr Jahl in München. Seine am 29. Juni 1885 erreichten Records über die Strecken von 50 bis 100 Kilometer stehen noch unangefochten da. Er lief 50 Kilometer in 1 Stunde 51 Minuten und 51 Sekunden, und 100 Kilometer in 3 Stunden 50 Minuten 55 Sekunden.

Den besten Record innerhalb 24 Stunden hat bisher Herr Jos. Kohout, Ex-Champion von Oesterreich, zu Tage gefördert. Er hat am 29. August 1885 unter scharfer Kontrolle zwischen Dresden und Leipzig hin- und herfahrend die Riesenarbeit zu Wege gebracht, innerhalb 24 Stunden 400 Kilometer zurückzulegen. Damit ist Alles geschlagen, was je in diesem Zeitraum geleistet worden. Der beste Record in Amerika, erreicht von Mc. Curdy am 25. September 1885, ist: $233^1/_4$ englische Meilen in 24 Stunden, das sind erst $375^3/_{10}$ Kilometer!

Hiermit schließen wir die Aufzählung der Meisterleistungen im Radfahren, soweit sie geeignet sind, das Interesse eines größeren Leserkreises in Anspruch zu nehmen.

Jetzt sollten wir auch noch etwas über das Dreirad sprechen, allein es ist nicht viel davon zu sagen. Man setzt sich d'rauf und fährt fröhlich davon. Es ist noch ungefährlicher als das Zweirad und empfiehlt sich namentlich für sportlustige Damen, wie dies bereits der Name seiner neuen Abart „Damen-Draisine" andeutet. Die Schnelligkeit, die mit demselben erreicht werden kann, ist naturgemäß eine geringere. In jüngster Zeit ist als Neuheit auch der „Dreiräder für Zwei" aufgetaucht, welcher namentlich in London von jungen Damen in Begleitung des schützenden Herrn nicht selten benutzt wird.

So blüht nun die Radfahrkunst überall, diesseit und jenseit des Oceans, und hat auch in allen deutschen Gauen begeisterte Jünger gefunden. Selbst im fernen Indien kennt man sie, und der englische Postbote verwerthet sie dort mit Erfolg auf seinen weiten Touren, soweit es ihm die Straßen und Wege gestatten. Wer weiß, was ihr noch für praktische Erfolge in der Zukunft bevorstehen? Allen Jenen, die sich über alle einschlägigen Fragen genauere Information holen wollen, als sie in diesem kurzen Artikel geboten werden konnte, empfehlen wir die bereits erwähnte Zeitschrift „Der Radfahrer" und das mit großer Sachkenntniß und Tüchtigkeit gearbeitete „Handbuch des Bicycle-Sport" von Silberer und Ernst, bei welchem 156 Illustrationen dem instruktiven Texte zu Hilfe kommen. — Zum Schlusse allen deutschen Radfahrern ein kräftiges: „All Heil!"

P. Groller.

Blätter und Blüthen.

Pablo de Sarasate. (Mit Portrait S. 113.) Unter den berühmten Geigenvirtuosen der Gegenwart besitzt Sarasate entschieden die stärkste Anziehungskraft für das große Koncertpublikum. Und auch der strengere Kunstkenner, der solche Anziehungskraft nicht als entscheidenden Maßstab für sein Urtheil betrachtet, muß dennoch deren volle Berechtigung anerkennen. Denn sie ist bei Sarasate eine Art von elektrischer Wirkung, sie entfließt seiner Individualität, seiner eigenthümlichen musikalischen Persönlichkeit. Man kann der musikalischen Richtung eines andern Geigers mehr Sympathie entgegen bringen; man kann mehr für Joachim schwärmen, dem die Geige eigentlich nur als Kunstmittel dient. Aber Niemand kann behaupten, daß heute irgend Einer vollendet schöner Geige spielt, als Sarasate, und Niemand kann sich der augenblicklichen Wirkung entziehen. Die sinnliche Klangwirkung seines Tones, die Glockenreinheit in den höchsten Lagen ist bezaubernd; die Sicherheit und Eleganz seiner Technik ist unvergleichlich, dem Hörer wird recht behaglich zu Muthe, wenn Sarasate leicht spielend die größten Schwierigkeiten sozusagen hinwirft, die Andere nur mit Anwendung großer Aufmerksamkeit überwinden. Sein Vortrag ist immer feurig und geschmackvoll, man wird nie eine unnoble Färbung, einen zu scharfen Accent von ihm vernehmen. Und was als Zeichen echt künstlerischen Strebens hervorzuheben ist: er ist noch im steten Fortschreiten begriffen, bei jeder Wiederkehr giebt er neue Beweise ernsten Studiums.

Pablo de Sarasate ist im März 1844 in Pamplona geboren. Sein Vater war Militärkapellmeister und ein tüchtig gebildeter Musiker.

Der Knabe zeigte schon im vierten Jahre entschiedenes Talent zur Musik. Im siebenten spielte er bereits im Theater in Corunna, wohin der Vater versetzt worden war. Im achten kam er nach Madrid und wurde der Liebling der Königin Isabella. In der spanischen Hauptstadt genoß er auch zum ersten Male gründlichen Unterricht. Sein Lehrer, Manuel Rodriguez, der noch heute als alter Herr in Cartagena lebt, war kein glänzender Virtuose, aber ein gediegener Musiker. Als Pablo zwölf Jahre alt war, brachte ihn seine Mutter nach Paris und verschaffte ihm da Eintritt ins Konservatorium. Bald überflügelte er alle seine Mitschüler, errang immer die ersten Preise und gewann auch die Liebe der Direktoren dermaßen, daß ihn einer derselben, Monsieur de la Sabathie, als Pflegesohn annahm. Dreiundzwanzig Jahre alt, begann Sarasate seine Reisen. Zuerst mit Strakosch für drei Jahre nach Amerika, dann mit Ullman in Frankreich, Belgien, Holland ꝛc. Im Jahre 1876 kam er nach Deutschland und trat zuerst im Leipziger Gewandhause auf, mit ganz ungemeinem Erfolge. Seither ist er in England, Rußland, Frankreich und in seinem Vaterlande aufs Glänzendste gefeiert worden, kommt aber fast jeden Winter nach Deutschland. H. Ehrlich.

Wieviel trank ein alter Römer auf einmal? Wir finden in der Naturgeschichte des älteren Plinius im 14. Buch eine sehr interessante Abhandlung über den Weinstock, den Weinbau und den Weinverbrauch in der Zeit der römischen Kaiser. Wir erfahren unter Anderem daraus, daß die Sitte, den weißen Wein mit Pinienharz zu versetzen, das ist zu pichen oder zu resiniren, wie wir solche bei den heutigen Griechen finden, damals schon in weiter Ausdehnung herrschte. Zum Schlusse erzählt uns denn auch noch Plinius von den größten Weinschwelgern seiner Zeit. Das damals übliche Weingefäß war der Congius. Er enthielt etwas mehr als ein Liter. Die größten Pokale aber hielten drei Congius oder $9^{72}/_{100}$ Liter, oder rund 10 Liter jetzigen Maßes. Einen solchen Pokal von 10 Liter schweren Weines konnte damals Novellius Torquatus auf einen Zug und ohne abzusetzen austrinken. Der Kaiser Tiberius, der selber in seinen jüngeren Jahren ein großer Weinschwelger gewesen, wohnte einer solchen Trinkprobe in höchsteigener Person bei, und Plinius unterläßt nicht zu notiren, daß gedachter Trinkkünstler, welcher den Ehrennamen Tricongius (oder Zwölfflaschen-Mann) führte, sich einer hohen Achtung erfreute (!) und alle Ehrenstellen, vom Prätor bis zum Prokonsul hinauf, bekleidet hatte; sowie ferner, daß „er beim Trinken weder Athem holte noch ausspuckte, und niemals in dem Becher so viel zurückließ, daß diese Tropfen, wenn man sie auf die Tafel ausspritzte, ein Geräusch machten." (Auf diese Art machte man damals die „Nagelprobe".) Neben dem Novellius Torquatus war als Trinker berühmt der Sohn des Redners und Staatsmannes Marcus Tullius Cicero. Dieser junge Marcus studirte in Athen und vertilgte dort Unmassen von Falerner- und Chierwein, während er seinem Vater nach Rom schrieb, wie er ohne Unterlaß die gelehrtesten Rhetoren frequentire und sich sehne, demnächst mit dem Herrn Papa sich über Philosophie und sonstige Wissenschaften zu unterhalten. So weit wie Torquatus aber vermochte es der junge Cicero doch nicht zu bringen. Er war kein Tricongius, sondern nur ein Bicongius, das heißt er konnte nicht zwölf, sondern nur acht Flaschen auf einmal austrinken. Nicht minderen Ruhmes erfreute sich Marcus Antonius, der Feind und Mörder des großen Cicero. Indessen schämte sich Antonius durchaus nicht seines Trinkens, sondern schrieb eine dasselbe verherrlichende Schrift, welche er kurz vor der Schlacht bei Actium herausgab. Man sieht daraus, wie sehr diese Römer die heutigen Engländer übertreffen, welche ihren Fox, um auszudrücken, wie außergewöhnlich viel er trank, als den „Sechs-Flaschen-Mann" bezeichnen. Was will Fox sagen gegen den Tricongius Torquatus, von welchem Plinius versichert, daß er die zwölf Flaschen in einem Zuge schlürfte, dabei aber „noch ebenso viel in kleineren Zügen nachtrank und doch seine Morgenwache gewissenhaft versah"! Die Schrift des Marcus Antonius ist uns leider verloren gegangen. K. B.

Die Einführung der Taschentücher stieß auf manche Hindernisse; es gab Zeiten, wo selbst die feinsten Franzosinnen diesen Gegenstand nicht zu kennen sich den Anschein gaben, der in anständiger Gesellschaft durchaus nicht benutzt werden durfte, den selbst in den thränenvollsten Scenen kein Schauspieler, keine Schauspielerin anzuwenden wagte. Mademoiselle Duchenois war die Erste, welche den Muth hatte, auf der französischen Bühne ein Taschentuch in der Hand zu tragen, aber wenn das Stück die Erwähnung dieses verpönten Stückchens Batist verlangte, sprach sie von ihm als dem „zarten Gewebe". Entrüstungsrufe wurden laut, als einige Jahre später De Vigne den „Othello" auf die Bühne brachte und das Wort „Schnupftuch" ohne Scheu ausgesprochen wurde. Die Kaiserin Josephine machte dieser Prüderie ein Ende. Sie hatte schlechte Zähne und versteckte diese hinter einem mit kostbaren Spitzen besetzten Taschentuche, das sie fast beständig vor den Mund hielt. Die Hofdamen folgten diesem hohen Beispiele, und das Taschentuch nahm seine hervorragende Stelle unter den Gegenständen weiblicher Toilette ein. R.

Lord und Withbold. Lord Chesterfield, berühmt durch die Briefe an seinen Sohn, welche ein sehr geistreiches Compendium des „High life" enthalten, hatte sich seinen berühmten Zeitgenossen, den Doktor Johnson, durch eine unüberlegte Aeußerung zum Feinde gemacht; und da Johnson ein sehr angesehener und gestrenger Kritikus war, so wurde Seiner Lordschaft dies Mißverhältniß unbequem. Auf seine Veranlassung machte einer seiner Freunde den Versuch, den Doktor Johnson zu versöhnen und ihn zu veranlassen, die Gesellschaften des Lords wieder zu besuchen.

„Ach was," sagte Johnson, „ich will nichts mehr mit ihm zu schaffen haben."

„Aber," meinte der Andere, „das können Sie doch nicht bestreiten, er ist Einer der Ersten unter den Lords und dabei ein Mann von Geist und ein ausgezeichneter Withbold."

„Meinetwegen," replicirte Johnson, „unter den Lords mag er ein verhältnißmäßig großer Geist sein, aber unter den großen Geistern ist er doch weiter nichts, als eine Lordschaft." B.-W.

Ausbrüche von Deutschenhaß in der französischen Presse, wie solche unter „Blätter und Blüthen" in Nr. 9 und Nr. 31, Jahrg. 1884 der „Gartenlaube" erwähnt sind, sind keineswegs neu. Sie kamen schon lange vor dem deutsch-französischem Kriege vor. So trat Edgar Quinet im Jahre 1843 in der Pariser „Revue des deux Mondes" gegen die früher von ihm so gefeierten Deutschen mit einem Schmähartikel voller Unrichtigkeiten und Ungerechtigkeiten auf, in dem er versicherte, er habe in Deutschland an den Ufern des Neckars mit eigenen Augen gesehen, wie man bei abscheulichen Festmahlen Franzosenfleisch verzehre. Er versicherte ferner, daß in Deutschland schon Knaben, die eher ihren Vater verleugnen, als ein französisches Wort sprechen dürften, unterwiesen würden, „aus einer Art Glas in Form eines römischen Schädels zu trinken, das deshalb ‚Römer' genannt werde". Und solchen Blödsinn nahmen die Franzosen ohne erkennbaren Widerspruch entgegen! E. K.

Das Britische Museum, jenes großartige Nationalinstitut in London, welches seine Gründung wie seine Reichthümer hauptsächlich dem Gemeinsinn edler Bürger verdankt, ist durch Schenkung auch neuerdings wieder um eine Sammlung bereichert worden, die einzig in ihrer Art sein dürfte: um die Vogelsammlung Allan Hume's, wohl die größte, welche je angelegt worden ist. Dieselbe umfaßt nicht weniger als 62 000 Vogelbälge und außerdem eine Eiersammlung von kaum geringerer Bedeutung. * *

Ein Trost für Baumeister. Architekten, welchen die Kritik ihrer Werke Aerger verursacht, sollen nach Wernigerode am Harz wandern, wo sie am Rathhaus folgende Inschrift finden:

Der Eine erdacht's.
Der Andere macht's.
Der Dritte acht't's.
Der Vierte verlacht's.
— Was macht's?

Elektrische Küstenbeleuchtung. Die Wichtigkeit einer möglichst vollkommenen Küstenbeleuchtung hat in England Veranlassung zu interessanten Versuchen mit verschiedenen Beleuchtungsarten gegeben. Vor etwa einem Jahre wurden bei Süd-Foreland (unweit Dover) neben einander drei je 100 Meter hohe hölzerne Leuchthürme probeweise eingerichtet und mit Oel-, Gas- und elektrischer Beleuchtung versehen. Die letztere erwies sich bei allen Witterungsarten und namentlich auch bei herrschendem Nebel als die kräftigste und zweckmäßigste, so daß die englischen Behörden sich nunmehr entschlossen haben, an besonders wichtigen Landmarken dem elektrischen Lichte vor Oel- und Gasbeleuchtung trotz erheblich höherer Kosten den Vorzug zu geben. * *

Ein Mißbrauch des Hopfens. Vor einiger Zeit brachte man in Nord-Amerika und England ein neues narkotisches, schlafbringendes Mittel auf den Markt, welches angeblich aus dem Safte des wilden amerikanischen Hopfens dargestellt werden sollte und darum den Namen Hopein erhielt. Der französische Gelehrte Dujardin-Beaumetz beschloß, eingehende Versuche mit diesem weiß-krystallinischen Pulver anzustellen, wurde jedoch von einem seiner Freunde darauf aufmerksam gemacht, daß diese Substanz Morphium enthalten solle. Die chemische Untersuchung des Pulvers ergab in der That, daß dasselbe mit dem Morphium durchaus identisch ist und nur im Preise ein Unterschied zwischen den beiden Drogueu besteht; denn während ein Gramm Morphium 50 Centimes kostet, muß man für dieselbe Menge Hopein 3 bis 4 Franken bezahlen! Ob denn der wilde amerikanische Hopfen wirklich Morphium enthält? Man zweifelt daran und ist geneigt an eine Mystifikation zu glauben. *

Sprechsaal.

Auf vielfachen Wunsch unserer Leser haben wir beschlossen, an dieser Stelle einen Sprechsaal einzurichten, in dem wir, soweit es in unseren Kräften steht, Fragen unserer Abonnenten selbst beantworten oder auch dem Publikum zur Beantwortung stellen werden. Selbstverständlich können hier nur diejenigen Anfragen berücksichtigt werden, die von allgemeinem Interesse und praktischem Nutzen sind.

In erster Linie soll dieser Sprechsaal den Interessen der Hauswirthschaft und der Hebung des Volkswohlstandes dienen und nach dieser Richtung hin praktische Rathschläge und Warnungen enthalten.

Frage 1: Welcher Ofen ist für die Heizung der Kinderstube am besten geeignet? —

Antwort: Der von Ihnen erwähnte eiserne Spar- oder Regulirofen ist für die Kinderstube entschieden den gewöhnlichen eisernen Oefen vorzuziehen; er erfüllt aber nur unvollkommen die Hauptbedingung einer gleichmäßigen Erwärmung des Zimmers. Die Thonöfen auf eisernem Feuerungskasten, wie sie in Mitteldeutschland vorkommen, genügen den Anforderungen der Kinderhygiene gleichfalls nur in beschränktem Maße. Diesem Zwecke entsprechen am besten die mit Fliesen belegten Kachelöfen, die allgemein auch Berliner Oefen genannt werden. Ein solcher Ofen erwärmt sich zwar langsam, behält aber dafür die Wärme lange Zeit hindurch und erzeugt selbst im strengen Winter eine Temperatur im Zimmer, die auch während der Nacht und in frühen Morgenstunden den Kindern durchaus zusagt. Erfreulicher Weise finden in letzter Zeit die Berliner Oefen immer mehr Anklang beim Publikum; leider aber bemerkt man dabei nur allzu oft, daß der Berliner Ofen die sogenannte „gute Stube" schmückt, während das Schlafzimmer der Kinder mit einem erbärmlichen Kanonenofen geheizt wird. Diese Unsitte, bei welcher der äußere Prunk und Tand höher gestellt wird, als das Wohl unserer Kinder, sollte mit gebührendem Nachdruck bekämpft werden. Jedoch selbst der beste Ofen nützt nichts, wenn die Temperatur des Zimmers nicht genau kontrollirt wird. In keinem Kinderzimmer darf das Thermometer fehlen, und zwar soll man nicht ein billiges für ein paar Groschen, sondern ein gutes, welches richtig die Temperatur anzeigt, kaufen. Es ist die Pflicht der Mutter, von Zeit zu Zeit nach demselben zu sehen und mit seinem Steigen und Sinken durch Lüftung oder wiederholte Feuerung die Wärme zu regeln. Als Norm ist zu betrachten, daß die Temperatur im Kinderzimmer 15° bis 16° Réaumur (18° bis 20° Celsius) beträgt. Der Aufenthalt in überhitzten Stuben führt zu Erkältungen, die bei Kindern namentlich als schwere Halsleiden zu Tage treten.

Frage 2: Als vielbeschäftigte Hausmutter muß ich das Abkochen der Milch vielfach Dienstmädchen überlassen. Die Folge davon ist, daß die Milch oft überläuft und der unausstehliche Geruch verbrannter Milch die Wohnung erfüllt. Giebt es Mittel dagegen? —

Antwort: Ja! Zu diesem Zwecke hat man besondere Milchkochtöpfe konstruirt, die bereits wiederholt in der „Gartenlaube" empfohlen wurden. (Vergl. Nr. 7, Jahrg. 1885 und Nr. 4, Jahrg. 1886.) Ein noch einfacheres Mittel ist der sogenannte „Milchschützer", ein kleiner Apparat, den man in jeder größeren Handlung für Hausgeräthe kaufen kann und der einfach in den Milchtopf gestellt wird. Derselbe besteht aus Röhren, durch welche die aufsteigende Milch wieder nach unten geleitet wird. —

Frage 3: In unserer Gegend sind Preißelbeeren sehr selten. Kann man dieselben pflanzen, und lohnt sich die Kultur?

Antwort: In Amerika wird schon seit längerer Zeit mit solchen Anpflanzungen ein schwunghaftes Geschäft betrieben. Nach Berichten von Heinrich Semler in seinem klassischen Werke „Die Hebung der Obstverwerthung" versendet das gegen 3000 Einwohner zählende Städtchen Harwich in der Nähe von Kap Cod jährlich für 320 000 Mark Preißelbeeren. Es entfallen also auf den Kopf der Bevölkerung rund 107 Mark. Alle diese Preißelbeeren werden auf reinem Dünensand gezüchtet. In Michigan hat sich vor einigen Jahren eine Aktiengesellschaft gebildet, welche ein 1500 Morgen umfassendes Moor erwarb und dasselbe mit gutem Erfolge mit Preißelbeersträuchen bepflanzen ließ.

Frage 4: Welchem Blechschirm ist bei Lampen- und Gasbeleuchtung der Vorzug zu geben, dem polirten oder lackirten?

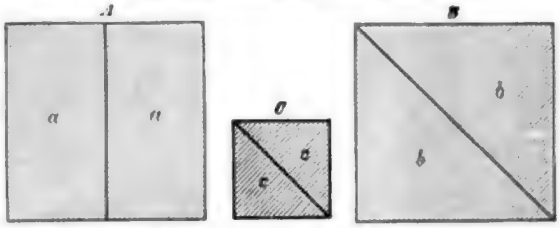
Antwort: Nach Untersuchungen des berühmten Augenarztes Professor Dr. H. L. Cohn in Breslau ergaben die polirten Schirme in verschiedenen Entfernungen einen Beleuchtungswerth von 79, 39 und 26 Kerzen, während die lackirten Schirme unter ganz gleichen Bedingungen nur das Licht von 19, 12 und 7 Kerzen zurückstrahlten. Da die polirten Schirme in der Regel auch billiger sind, als die lackirten, so verdienen die ersteren unbedingt den Vorzug.

Frage 5: Die Aerzte erklären die Nachtlampen, die doch in unseren Kinderstuben unentbehrlich sind, für gesundheitsschädlich, weil sie die Luft verderben. Giebt es Lampen, die von diesem Fehler frei sind? Ließen sich nicht kleine elektrische Glühlichter hierzu verwenden? — Wir bitten unsere Leser, denen solche Lampen bekannt sein sollten, um gewissenhafte Beantwortung dieser Frage.

Allerlei Kurzweil.

Magisches Tableau: „Cotillonorden".

Geometrische Komponir-Aufgabe. Von Erin.



Aus den sechs Bestandtheilen obiger drei Quadrate, von welchen A und B congruent sind und $C = \frac{1}{4} A$ oder B ist, soll durch richtiges Aneinanderpassen ein neues Quadrat gebildet werden.

Für die kranke Lehrerin („Gartenlaube" 1885, Nr. 33) gingen ein:

Ein Leidensgenosse in Freiberg i. S. Mark 1; E. Bauer in Oelsnitz i. V. 3; E. Tz. in Leipzig 3; E. G. H. in Leipzig 6; „Ein vergnügter Abend". Dresden-Neustadt 6; J. L. D. z. Z. in Dürrenberg 1; S. K. in W. 1; O. H. in Leipzig 1; H. S. in Frankfurt a. M. 5; O. Klipfel in Minden i. W. 5; J. P. C. S. in Kaiserslautern 15; Hermann in Münster i. W. „Hätt' ich nur mehr, ich gäb's geschwind hin für das treue, brave Kind" 4; Rittergutsbesitzer Schulz-Lüsternitz 3; E. H. . . . au in Mühlhausen i. Th. 5; Frau Elisabeth Knieche in Kottbus 3; Aus Kressen a. d. O. 5; HB. U. 1; A. Dörschlag in Eilenburg i. Prov. 1,50; M. aus L. in Ems 2; H. B. in Köthen (Anhalt) 3; G. Dittrich in Dresden-Altstadt 10; M. S. in Pösneck 10; Elisabeth und Klara aus Herford 2; Ida G. in Erlangen-Kirchen 1; Frau Henning und Frau Reinecke in Brakel 3; Kaufmann K. in Glogau 10; Kaufer in Tyrsk 5; A. Steinbacher, Lehrerin in Schwiebus 5; Moritz Kirchheim in Berlin 10; E. in Berlin 20; J. N. in Bielitz i. Oestr.-Schl. (1 fl. 5 W.) 1,60; N. N. in Atens 3; Am. S. in Frankfurt a. M. 5; L. Mz. in Nördlingen 3; J. Hm. in Frankfurt a. M. 10; F. W. in Landau 5; S. L. in Hamburg 50; Aus Auerbach i. V. 10; Hinke in Arnstadt 10; H. M. in Halberstadt 5; M. E. L. G. N. in Wien (6 fl. ö. W.) 8,10; Das Kollegium der Schule Nr. 31 in Breslau durch König 6,50; Aus Oschersleben. „Wenig aber herzlich" 0,50; Fr. von Holleben in Koburg 4; E. L. in Alt-Kemnitz 5; M. G. in Nürnberg 10; G. in S. 5; E. Brodtmag in Kortmedien 5; F. M. in M. 10; E. T. in Brünn (2 fl. 5 W.) 3,20; W. G. in Pforzheim 3; Rud. Grahmann in Gohlis-Leipzig 1; M. J. v. G. 5; E. L. in Freiberg i. S. 3; Wilhelmine u. Max K. . . . in Trier 3; F. O. Lehmann in Plagwitz-Leipzig 3; Oberförster Grimmel in St. Andreasberg 3; Ein Beamter 1; Ein Kranker in Chemnitz 0,50; Aus Frankfurt a. M. 3; Zwei Freundinnen, D. U. u. J. B. in Selmig 4. F. A. in Schneidlingen 1; Aus den Arbeitern v. d. kleinen Erna (10 Frcs.) 8,05; Aus Gera (Reuß) 3; O. Kade in Prag, i. F. im Hotel Erzh. Stefan 1,63; E. u. M. G. in Augsburg 10, B. in Döbeln 5; S. Salomon in Harburg a. d. E. 5; H. P. in Halle a. S. 5; M. in Luckau i. d. L. 10; v. J. in Breslau 10; M. L. in Braunschweig 25; L. u. S. in Gisleben 3; Salomon Herz in Esens i. Ostfriesld. 10; Frau Postsekretär Bernhardt in Dresden 6; O.-A.-Rath Jul. Gaß in Karlsruhe 20; D. W. in Crimmitschau 3; „E. in N." 3; Karl Behrmann in Uelzen 10; Heinrich Schrei in Stralsund 6; B. W. E. L. F. eine Mutter u. drei Töchter in Unter-Barmen 10; Käthy Werner in Dresden 2; Geschw. B. u. S. Meurer in Eisenach 3; Fam. St. in Heiligenkreuz (3 fl. ö. W.) 3,20; Aus Würzburg, mit dem Wunsche baldiger Besserung und dem Bedauern, nicht mehr geben zu können 20; Karl Müller in Frankfurt a. M. 20; J. D. Günterstr. 69 in Hamburg 20; Amalie Leroy in Hechingen 10; P. e. Lepd in Blasewitz 5; J. S. in Friedberg (Gr. H.) 3,50; J. K. in Aachen 3; L. A. in Braunschweig 1,40; Von einer Kollegin in Deschowitz, mit herzl. Gruß 5; Frau J. W. in Mainz 20; K. P. in O. 20; A. E. B. L. in Amsterdam 4; O. in Nordhausen 5; R. W. in Leipzig 2; Frid. Günther, med. Drs. Wwe. in Zeitl 4,80; Frau Karl Poesch in Gottow d. Luckenwalde 10; P. Nießer in Frankfurt a. M. 5; Mr. L. in Regensburg 10; Aus Schwerin i. M. 2; S. in Reichenbach i. V. 20; Durch Wilh. Streubel in Wolkenburg und zwar 6 Mk. von einigen Bekannten (darunter 2,40 von Bildhauer Schulze aus Dresden), 8 Mk. von einem kl. Lesezirkel in Wolkenburg, 6,50 in Folge einer Bitte im Penziger Wochenblatt, 4,50 von einigen jüngeren Lehrern in K. und 1 Mk. von zwei Lehrern in W. u. G., zusammen 26; Aus einer Familien-Stattkasse d. M. L. in Danzig 5; Von drei Lehrerinnen d. S. Hahner in Dresden 4,30; Fr. Oberförster Heise in Glücksburg b. Holzdorf 3; N. N. in Pleschen 10.

(Schluß folgt.)

Inhalt: Was will das werden? Roman von Friedrich Spielhagen (Fortsetzung) S. 113. — Die drei Schrecklichen von Benedig. Von Schmidt-Weißenfels. S. 120. Mit Illustration S. 116 und 117. — Die Andere. Von W. Heimburg (Fortsetzung). S. 122. — Bauernregel. Gedicht von Ludwig Uhland. Mit Illustration S. 126. — Allotriobotanie. Plauderei über allerlei Essen und Fressen. Von Rudolf Kleinpaul. 11. S. 127. — Die Photographie des Himmels. Von Dr. Klein. Mit Abbildungen. S. 128. — Vom Radfahren. Von P. Großer. S. 129. Mit Abbildungen S. 129 und 130. — Blätter und Blüthen: Pablo de Sarasate. S. 131. Mit Portrait S. 113. — Wieviel krank ein alter Römer auf einmal? — Die Einführung der Taschentücher. — Lord und Kinglord. — Ausbrüche von Deutschenhaß in der französischen Presse. — Das Britische Museum. — Ein Trost für Baumeister. — Elektrische Kistenbeleuchtung. — Ein Mißbrauch des Hopfens. S. 131. — Sprechsaal. — Allerlei Kurzweil: Magisches Tableau: „Cotillonorden". — Geometrische Komponir-Aufgabe. — Für die kranke Lehrerin (Quittung). S. 132.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redakteur Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger. Druck von A. Wiede, sämmtlich in Leipzig.

Digitized by Google

No. 8. 1885.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Was will das werden?

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Friedrich Spielhagen.**

(Fortsetzung.)

6.

Nun, da finde ich Euch ja schon beisammen," sagte Adalbert, indem er mir zunickte und seiner Schwester über das dunkle wellige Haar strich; „habt Ihr Euch gut vertragen?"

„Vortrefflich!" rief ich.

„Ich wußte es voraus, ‚denn: wo das Strenge mit dem Zarten —' das Zarte ist natürlich meine sanfte Maria, bei Leibe nicht Du."

Er war an den Arbeitstisch getreten und hatte einen Blick auf die Schreibereien geworfen.

„Das ist nun schon der fünfte Bogen," murmelte er, „und doch wollte ich, sie brächte es auf fünfzig oder fünfhundert. — Wo ist die Mama?"

Frau von Werin trat bei diesen Worten wieder herein, und Maria ging an ihrer Stelle hinaus; sie kam zu uns an das Fenster, einen Stuhl, den ich ihr bot, ablehnend.

„Ich habe den ganzen Tag gesessen," sagte sie, „ich stehe gern ein wenig. Ich fange so an, korpulent zu werden."

Es war nicht der Fall, wie ich mich, sie jetzt zum ersten Mal aufmerksam betrachtend, überzeugte: eine hagere, magere Gestalt, wenig über Mittelgröße, mit einem kleinen Kopfe, der von sehr krausem und bereits stark ergrautem Haar bedeckt war, wie mit einer künstlichen Lockenfrisur. Das gab ihr ein fast noch jugendliches Aussehen, wie sie sich denn auch mit großer Lebhaftigkeit und Entschiedenheit bewegte und ebenso sprach. Ihr Gesicht konnte ich bei der hereinbrechenden Dunkelheit im Einzelnen nicht mehr erkennen; doch ähnelten ihr wohl ihre Kinder, so daß sie mir, alles in allem, nicht sowohl als die Mutter, sondern mehr als ein älteres Geschwister derselben erschien.

Auch sie mochte mich wohl zum ersten Male genauer ins Auge gefaßt haben.

„Sie sind jünger als mein Sohn," sagte sie.

„Zwei Jahre, Mama," erwiderte Adalbert statt meiner.

„Es ist nicht seine Schuld," fuhr sie zu mir gewendet fort. „Wir alle sind von einem und demselben Streiche zu Boden geschlagen worden und haben Zeit gebraucht, bis wir uns darauf besinnen konnten, daß es doch noch eine Gerechtigkeit auf Erden geben müsse."

„Ich glaube, wir können zu Tisch gehen, Mama," sagte Adalbert, indem er zugleich aufzustehen versuchte, was aber nicht gelang, da seine Mutter ihre Hand nur noch fester auf seine Schulter drückte und in demselben Tone fortfuhr:

„Freilich ist die Gerechtigkeit auf Erden übel dran: sie findet so wenig würdige Vertreter. Aus einem einfachen Grunde: sie ist eben weitaus die

Jakob Grimm.

Wilhelm Grimm.

Nach den Portraits aus dem Jahrgang 1858 der „Gartenlaube".

Digitized by Google

ſchwierigſte aller Pflichten, die wir zu üben haben, wie ſie denn auch die heiligſte iſt. Denn das Gebot der Nächſtenliebe, welches uns als das heiligſte geprieſen wird, iſt entweder ein Nonſens, oder ein Mißverſtändniß und irrthümlicher Ausdruck, der, richtig geſtellt, lautet: Du ſollſt gerecht ſein gegen Deinen Nächſten, wie gegen Dich ſelbſt. Mehr kann kein Menſch und kein Gott von uns verlangen, denn eben dies geht faſt ſchon über die menſchliche Kraft. Gerecht ſein, Gerechtigkeit üben — wißt Ihr, was das heißt? Das heißt, weiſe ſein, denn Ihr findet ſonſt nicht heraus, wo das Recht liegt; das heißt, ſtark ſein, oder Ihr ſeid dem Gegner nicht gewachſen; das heißt, bedächtig ſein, oder Ihr fallt in ſeine Schlingen; das heißt, raſch ſein, oder man kommt Euch zuvor; das heißt, milde ſein, denn Ihr wollt ja Niemandem ſchaden; das heißt, ſtreng ſein, denn Ihr wollt ja dem Recht zum Siege verhelfen. Vor allem aber heißt es, tapfer ſein, wie eine Löwin, der man die Jungen geraubt; oder alle jene Tugenden, wenn Ihr ſie hättet, und Ihr müßt ſie haben, ſoll die Gerechtigkeit der Leitſtern Eures Lebens ſein, ſind nichts als tönend Erz und klingende Schellen."

Ein heller Lichtſchein aus dem Nebenzimmer, deſſen Thür eben von Maria geöffnet war, glitt über das Geſicht der Sprecherin und ließ mir ihre Augen in einem ſeltſam feierlichen Glanz erſcheinen. Ich war ungehalten über die Unterbrechung: ich hätte der wunderbaren Frau nur immer ſo fort zuhören mögen. War mir doch, was ſie da eben geſagt, wie eine Offenbarung geweſen, die mir die ſchwerſten Zweifel zu löſen verſprach, an denen ſich meine Seele ſeit jener Nacht meines Geburtstages abarbeitete. Ich hatte damals den Himmel angefleht, mich alle Menſchen lieben zu lehren, wie es der gute Vater that: mein Flehen war unerhört geblieben. Es hatte einer falſchen Gottheit gegolten: dem Trugbild der Liebe, das ich auf den Thron geſetzt hatte, welcher der Gerechtigkeit gebührte. Gerecht ſein — das war es! und alles Andere nur tönend Erz und klingende Schelle. Und dieſe Frau ſollte an einer fixen Idee leiden? Und ihre eigene Tochter, die mir doch ſo klug und gut erſchienen war, hatte es geſagt? Wie ſollte ich das verſtehen?

Maria war gekommen, uns zum Abendbrot zu holen. Die beiden Frauen gingen voraus; Adalbert hielt mich, während wir ihnen folgten, ein wenig zurück und flüſterte mir zu:

„Kein Wort weiter von dieſem Thema! Nur harmloſe Sachen — ich bitte Dich!"

Das Speiſezimmer war noch kleiner und wo möglich noch dürftiger ausgeſtattet als das Wohnzimmer, aber alles in ihm, wie dort, von jener peinlichen Ordnung und Sauberkeit, welche Adalbert's Anzug ſtets auszeichneten, und die ich nun auch in denen der Damen wiederfand. Beide trugen bis an den Hals geſchloſſene einfache Kleider von einem dunklen Stoff ohne den geringſten Schmuck an Buſen, Ohren oder Händen. Die Mahlzeit beſtand aus Kartoffeln in der Schale, friſcher Butter und einem gebratenen Fiſch, der ſeines harten Fleiſches und der entſprechenden Billigkeit wegen nur von den ärmeren Leuten gegeſſen wurde. Eine Magd ſchien nicht im Hauſe zu ſein: wenn es etwas zu holen oder wegzuräumen gab, erhob ſich Maria leiſe, daß man es kaum merkte, und kam ebenſo wieder. Bei mir zu Hauſe, wenn ich, wie ja nun ſchon ſeit langen Jahren, mit dem Vater allein war, ging es nicht einfacher zu.

Getreu der Mahnung Adalbert's, die mir übrigens recht unnöthig ſchien, gab ich mir Mühe, in den Ton einzuſtimmen, den er in der Unterhaltung anſchlug und bei dem es auf eine harmloſe Neckerei zwiſchen ihm und ſeiner Schweſter hinauslief, nicht ohne daß für mich einige Spöttereien abfielen. Da ich die ſchwere Waffe des leichten Scherzes nicht annähernd ſo gut führte, wie die Geſchwiſter, ſo zog ich in dieſer Plänkelei ſehr den Kürzeren, trotzdem Maria, wenn ſie mich bedrängt ſah, mir immer bereitwillig zu Hilfe kam, bis Adalbert, wiederum im Spott, fragte, was denn um alles in dem famoſen Nathan-Aufſatze geſtanden habe, von dem Profeſſor Willy ſo viel Schönes geſagt, nur beileibe kein Wort von dem Inhalt? Auch ſeine Schweſter ſei unendlich neugierig.

„Ich bin es in der That," ſagte Maria.

Ich blickte ihr ſchnell in das Geſicht: die Oberlippe zuckte im mindeſten nicht; ſie hatte es alſo ernſthaft geſagt.

„Wenn das der Fall iſt, Fräulein Maria," ſagte ich, „Ihnen will ich die Arbeit gern geben, unter der Bedingung, daß Sie ſie nicht Ihrem Bruder zeigen, der doch nur ſeinen Spott damit treiben würde."

„Das würde mir erſtens die Höflichkeit verbieten," erwiderte Adalbert, „und zweitens die Beſcheidenheit, welche mir, der ich die ſchlechteſte Nummer erhalten, dem gegenüber geziemt, der ſo Muſtergültiges geleiſtet."

„Du wirſt es auch wieder einmal darauf angelegt haben," ſagte Maria.

„Durchaus nicht," erwiderte Adalbert; „ich habe weiter nichts behauptet und zu beweiſen geſucht, als daß Leſſing mit ſeinem Nathan ein großes Unheil angerichtet hat."

„Und iſt das nicht ſchlimm genug?" fragte Maria.

„Daß er es gethan hat? oder daß ich es behauptet habe? Warum ſollte ich das Letztere nicht thun, wenn das Erſtere der Fall iſt?"

„Und das willſt Du bewieſen haben?"

„Der Beweis war gar nicht ſo ſchwierig. Man brauchte nur die Unzahl der Juden herauszurechnen, die ſich, ſeitdem Leſſing die Unvorſichtigkeit hatte, den Nathan zu ſchreiben, für einen Nathan gehalten haben, ohne etwas Anderes zu ſein, als ganz Stockjuden, um mich eines Nathan'ſchen Ausdruckes zu bedienen.

„Das iſt doch natürlich wiederum nur Scherz?" rief ich.

„Mir nicht, lieber Freund. Mir iſt es bitterer Ernſt. Es iſt kein Spaß, ſo auf Schritt und Tritt einem Pſeudo-Nathan zu begegnen: einem, wie er glaubt, noch beſonders Auserwählten ſeines ohnehin ſchon auserwählten Volkes, und hinter dem, was noch weniger ſpaßhaft iſt, Hunderte nicht bloß von ſeinen, ſondern auch von den Chriſtenleuten herlaufen, die es auch glauben."

„Aber iſt denn das der Fall?" ſagte Maria.

„Wenn Du mich nur recht verſtehen willſt, ja. Die Geſtalt des Nathan iſt nichts weiter als der Träger der Leſſing'ſchen Humanität, richtiger: des von jeder geoffenbarten Religion, ja eigentlich auch jeder Nationalität losgelöſten Weltbürgerthums der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, das heißt: des direkten Gegenſatzes gegen die dogmatiſche und nationale Beſchränktheit des Judenthums. Und wenn Leſſing, trotzdem er deßhalb mindeſtens eben ſo gut einen Chriſten, Mohammedaner, Hindu, Feueranbeter, Wilden à la Seume, oder der Himmel weiß, welchen weißen, ſchwarzen oder rothen Menſchenbruder zum oberſten Repräſentanten ſeines Weltbürgerthumes hätte nehmen können, einen Juden nahm, ſo war das eine ganz ſpecielle Malice gegen die Götze und Kompagnie — ein Leſſing'ſcher Extrawitz, ſo zu ſagen, der nur, wie andere ſeiner Witze, das Unglück hatte, nicht von den Zeitgenoſſen und den Folgenden verſtanden zu werden, weder von den Juden, noch von den Chriſten. Man verwechſelte die Schale mit dem Kerne, bekümmerte ſich gar nicht um dieſen, ſondern nahm jene und putzte und emancipirte munter drauf los, bis ſie ſo blitzblank war, daß ſich die ſchönſte Humanität darin ſpiegeln konnte. Und in der blitzblanken Schale ſteckte und ſteckt bis auf den heutigen Tag der uralte, vertrocknete, wurmſtichige Kern des bornirten, vaterlandsloſen, nur auf Gewinn ſpekulirenden, durch und durch materialiſtiſchen ganz gemeinen Juden, um für das mildere Nathan'ſche Wort den derberen Al-Hafi'ſchen Ausdruck zu gebrauchen."

„Aber das heißt doch wahrlich das Kind mit dem Bade ausſchütten," ſagte Maria.

„Und das haſt Du in Deinem Aufſatze geſchrieben?" rief ich.

„Buchſtäblich ſo, lieber Freund, und es hat mich zwei Nächte geloſtet, bis ich die Tirade fix und fertig hatte," erwiderte er.

„Du mußt mir erlauben, davon Gebrauch zu machen," ſagte Frau von Werin.

Die Dame hatte ſo ſcheinbar gar keinen Antheil an dem letzten Theile unſeres Geſpräches genommen, daß ich ſie jetzt einigermaßen verwundert anblickte, um auch ſofort über ihr verändertes Ausſehen zu erſchrecken. Das feine vornehme Geſicht, das ſo huldvoll zu lächeln wußte, war wie in feierlichem Ernſte verſteinert, mit ſtarren Augen, aus denen ein unheimlich ſtechender Glanz leuchtete. Den Geſchwiſtern war die Wandlung ebenſo wenig entgangen, nur daß ſie offenbar die Erklärung des unheimlichen Räthſels hatten. In Maria's Augen lag ein ſtummer Vorwurf gegen Adalbert, als wollte ſie ſagen: Du hätteſt es wiſſen müſſen, und Adalbert ſchien zu überraſcht, um trotz ſeiner geiſtreichen Sicherſtelligkeit ſofort den Uebergang zu einem andern Thema zu finden und ſo den drohenden Sturm zu beſchwören.

„Die Sache kommt mir für meine letzte Instruktion gerade noch gelegen," fuhr Frau von Werin immer mit derselben Starrheit der Miene und der Augen fort; „ich bin ganz damit einverstanden, vielmehr, er folgt ja nur meinem Rath und Auftrage, wenn er sich trotz Arnim's Drängen in der katholischen Frage zurückhält. Die Gefahr, daß die Kirche gegen den furchtbaren Schlag der politischen Konsolidirung Deutschlands, so weit sie bis jetzt im norddeutschen Bunde möglich geworden ist, einen Gegenschlag führen wird, liegt auf der Hand; aber sie ist in keiner Weise zu vermeiden. Wir können uns in dem Augenblicke, wo wir mit Frankreich abrechnen müssen, nicht einen zweiten Feind auf den Hals laden, und noch dazu einen so mächtigen wie die katholische Kirche. Sie möchte uns, wenn es zum Kampfe kommt — und ich habe dem Grafen geschrieben, daß er die nächste Gelegenheit benutzen muß, und sollte er sie vom Zaune brechen — sehr häßliche Diversionen in Italien, Oesterreich und sehr wahrscheinlich selbst in Süddeutschland machen. Das muß vermieden werden, und er sieht das ja auch hoffentlich ein. Aber das Unglück des Mannes und zugleich meine schwere Last — da ich doch nun einmal die Aufgabe habe übernehmen müssen, ihm seine Aufgabe klar zu machen — ist, daß er nur reale Kräfte gelten lassen will und ideale nicht eher in Aktion bringt, als bis ich ihn dazu zwinge. ‚Begreifen Sie denn nicht, Herr Graf,' habe ich ihm in meiner letzten Instruktion geschrieben, ‚daß man einen Krieg gegen Frankreich nicht mit Kanonen und Bajonetten allein führen kann? Daß auch das patriarchalische Gottesgnadenkönigthum und eine Wiederholung der Legende von 1813 heut zu Tage nicht mehr ausreichen? Daß es mit einem Worte die höchste Zeit ist, an den Idealismus des Volkes zu appelliren, dem Sie so ungeheure Opfer zumuthen wollen? und die sonst Niemand zu Gute kommen werden, als dem Moloch des Materialismus, der in dieser Aera des Erfolges so schon breit genug unter uns sitzt und mit jedem Tage frecher sein gräßliches Haupt erhebt? Ich weiß, Herr Graf, wie Sie sich werden ausreden wollen: Sie brauchen flüssiges Kapital, und woher das nehmen, wenn Sie es vom Markte verscheuchen? Ich warne Sie, Herr Graf, ich warne Sie! Es wird ein Pyrrhus-Sieg, den Sie da mit Geld, Geld und abermals Geld erkämpfen werden und für den Sie den Sieger, der doch Niemand ist, als das opferfrohe Volk, mit Geld, Geld und abermals Geld ablohnen wollen. Ein Pyrrhus-Sieg für das Königthum von Gottes Gnaden, dessen Erhalter und Mehrer Sie ja doch sein möchten und von Ihrem Standpunkte sein müssen. Glauben Sie mir, Herr Graf, noch einen solchen Sieg, und es ist verloren. Gegen den Drachen, den Sie haben wachsen lassen, schützen es nicht Roß und Reisige; er wird es verschlingen und Sie, uns Alle!'"

Schon vor den letzten Worten, die sie mit wie beschwörend ausgestrecktem Arm und erhobener Stimme gesprochen hatte, war sie vom Tische aufgestanden, und jetzt schritt sie, feierlich mit dem Kopfe nickend und mit der Hand winkend, zum Zimmer hinaus, uns junge Leute in seltsamer Verfassung zurücklassend: die Geschwister traurig und beschämt, mich voll von einem Entsetzen, das ich doch in keiner Weise äußern durfte, um die Gefühle der Aermsten nicht noch tiefer zu verletzen. Freilich, im Grunde empfand ich nur für Maria, die ihrem Bruder nicht mit einem Worte, nicht mit einem Blicke das Unglück, das er doch heraufbeschworen, zum Vorwurfe machte. Wieder zuckte es in ihrer Oberlippe; aber diesmal wahrlich nicht, weil sie nicht lachen konnte, sondern weil sie nicht in Weinen ausbrechen wollte. Oder konnte sie auch nicht weinen?

Wir hatten uns vom Tische erhoben, schweigend und mit verlegenen Mienen. Ich sah es Adalbert an: es war ihm lieber, wenn ich blieb und that, als wäre nichts vorgefallen. Aber ich hatte nur die Empfindung, daß ich Maria's Wunsch erfüllen müsse, und sie hatte mich sofort verstanden.

„Wir dürfen jetzt die Mama nicht stören," sagte sie leise mit einem Blicke auf das Wohnzimmer.

„Ich brauche meine Mütze nicht," flüsterte ich.

„Adalbert wird Ihnen eine leihen. Bitte, Adalbert!"

Er ging sofort hinaus; wir waren so stehen geblieben, ein paar Schritte von einander entfernt, sie mit niedergeschlagenen Augen, die sie jetzt langsam zu mir aufhob mit einem Ausdrucke, der mir durchs Herz schnitt.

„Sie werden nun nicht wieder kommen," sagte sie.

„Fräulein Maria —"

Mehr brachte ich nicht heraus; Thränen, die ich doch nicht weinen wollte, erstickten meine Stimme; aber sie hatte mich auch so verstanden.

„Ich danke Ihnen!" sagte sie.

Wie viel hätte ich darum gegeben, ihr sagen zu können, was ich empfand; aber da kam Adalbert schon wieder zurück. Und dann war ich draußen auf der Gasse, in der es jetzt wirklich still war, und wo ich endlich weinen durfte um das holde Mädchen, das nicht lachen konnte.

7.

Das holde Mädchen!

Ich möchte den Ausdruck nicht zurücknehmen und fühle doch, daß er nicht ganz der richtige ist. Jedenfalls war sie nicht hold in dem gewöhnlichen Sinne. Kann es ein Mädchen sein, aus dessen Kehle nie silbernes Lachen schallt? dessen bestes Lachen nur ein flüchtiges Zucken der Oberlippe ist? ja, das, weil ihm die äußeren Organe zum Lachen fehlen, auch innerlich zu lachen nicht recht gelernt oder wieder verlernt hat, ähnlich wie taub gewordene Menschen nach und nach das Sprechen verlernen? Nein, hold im gewöhnlichen Sinne war Maria nicht. Ich sagte es mir damals schon, wenn ich ihr in dem kleinen Wohnzimmer, das von dem breiten Gezweig einer alten Linde vor der Hausthür zu jeder Tages- und Jahreszeit überschattet wurde, gegenüber saß und ihr in die klaren Augen blickte, so oft sie dieselben von der Arbeit hob, oder auf die niedergesenkte reine Stirn, vor der sich das Halbdunkel zu erhellen schien, und fragte mich dann wohl, woher der Zauber komme, dessen Wirkung auf mich ich doch so deutlich spürte? Als ob ich die Antwort auf die Frage ihr nicht schon aus den klaren Augen, von der reinen Stirn gelesen hätte!

Und ich saß ihr jetzt oft so gegenüber, da sich Frau von Werin, die der Straßenlärm störte, mit ihrem Arbeitstisch in das nach hinten und einem kleinen Gärtchen hinaus gelegene Speisezimmer geflüchtet hatte, ihre „Bismarck-Instruktionen" zu schreiben, welche Adalbert vor ihren Augen kouvertirte, mit dem Familienpetschaft der Werins versiegelte und — natürlich niemals abgehen ließ; und Adalbert selbst, den man, wie er sich ausdrückte, „mit Gewalt aus der Schule herauslobte", für das Examen, welches im Herbst stattfinden sollte, „anstandshalber" einiges „nachreiten" mußte. Der Faden des halblaut geführten Gespräches riß selten ab, und wir hatten uns schon längst so in einander hineingelebt und hineingedacht, daß wir die Pausen, wenn welche eintraten, nicht mehr als solche empfanden. Es war wie auf einem sanft dahingleitenden Strom, der den Nachen weiter trägt, auch wenn die Ruderer sich für eine Zeit lässig auf die Ruder lehnen.

So hatten wir wieder einmal, indem jedes seinen Gedanken nachging, ein paar Minuten still einander gegenübergesessen, als Maria, die klaren Augen von der Arbeit hebend, fragte:

„Haben Sie sich jetzt über Nonnendorf entschieden?"

„Kommen Sie schon wieder auf dies Thema zurück?" rief ich.

„So oft und so lange, bis Sie Ja gesagt haben," erwiderte sie ruhig.

Das Thema war in der That schon oft zwischen uns besprochen worden, besonders in den letzten Tagen, da ich mich in Kurzem entscheiden mußte. Schlagodobro hatte seine Einladung von Zeit zu Zeit wiederholt, wie ein böser Gläubiger einen Schuldner mahnt. Nun war zu den Gründen, aus denen ich schon längst mein gegebenes Versprechen bedauert hatte, nächst meiner offenbaren Entfremdung gegen Schlagodobro noch ein besonders wichtiger gekommen: eben meine Freundschaft zu den Geschwistern Werin. Adalbert hätte mich kaum entbehrt — das wußte ich wohl, und Maria schickte mich sogar fort; aber gerade das war es, wenn ich auch klug genug war, es mich nicht merken zu lassen: ich wollte mich nicht fortschicken lassen; ich war außer mir, daß sie mich fortschicken konnte — auf vier Wochen, die mich eine Ewigkeit dünkten, wenn ich inzwischen von ihr getrennt sein, aus ihrem Munde keines jener klugen, feinen Worte hören sollte, die zu vernehmen für mich war, wie freies Athemholen nach langem Aufenthalt in geschlossenem Raume.

„Thun Sie es um unsert-, wenn Sie wollen meinethalben," sagte Maria. „Sie wissen, wie gütig der Major von Vogtriz,

den Sie ja auch so verehren, stets gegen uns gewesen ist, und wie wenig wir ihm seine Güte gedankt haben, danken konnten: der Mutter wegen. Sie scheut die Gesellschaft, die sie zu schmerzlich erinnert an das, was sie verloren, und wir Kinder dürften nicht wagen, ihr diese Menschenscheu auszureden, selbst wenn wir es könnten. Sie wissen, warum. Wie gut sie sich auch vor Fremden zu beherrschen weiß — Sie waren ihr vom ersten Augenblick kein Fremder — einmal würde der Moment doch kommen, wo sie — etwa durch Widerspruch gereizt, oder außer sich gebracht durch die slavische Gesinnung, die in den vornehmen Kreisen am meisten grassirt — sich nicht mehr zu beherrschen vermöchte, ihr großes Geheimniß verriethe und eine Scene herbeiführte, vor der ich schon in der bloßen Vorstellung schaudere. So habe auch ich — von Adalbert spreche ich nicht: er würde sich doch durch Niemand und durch nichts in seinen einsamen Wegen stören lassen — die Liebenswürdigkeiten der Vogtriz, Vater und Tochter, für mein Theil ablehnen zu müssen geglaubt — so schwer es mir, offen gestanden, wurde. Ich bin keine geniale Natur wie Adalbert, aber ich möchte mich gern zu den edlen Menschen rechnen dürfen, und Sie wissen aus Ihrem Goethe, daß ein edler Mensch nicht einem engen Kreise seine Bildung danken kann. Und dann — nun aber merken Sie wohl auf! — Eleonore, oder, wie sie sich lieber nennen läßt: Ellinor Vogtriz ist ein selten schönes und reizendes, ja geradezu bezauberndes Geschöpf, mit dem zu verkehren eitel Wonne ist, wie eine balsamische Luft zu athmen, oder eine schöne Musik zu hören — für ein klosterhaftes Mädchen wie ich. Was es für einen Jüngling sein mag, der mit tausend Masten in den Ocean hinausstrebt, wie Sie — oder streben sollte — das wage ich schon gar nicht zu denken, geschweige denn zu sagen."

„Und nun bin ich vollends entschlossen, hier zu bleiben," sagte ich mit einem Ton der Leidenschaftlichkeit, der in unserem Verkehr ein ganz fremder war, sodaß Maria ihre klaren Augen mit einem seltsam fragenden, ja erschrockenen Ausdruck auf mich wandte.

Aber bevor sie das passende Wort fand, uns aus der Verwirrung, in die wir nun Beide gerathen waren, zu lösen, wurde an die Thür gepocht, und auf Maria's halb unbewußtes Herein trat die hohe Gestalt des Major von Vogtriz in das niedrige Zimmer.

Ich hatte ihn seit Monaten, er mich nicht gesehen, seitdem er vor fünf Jahren an jenem Morgen in des Vaters Werkstatt trat. Was Wunder, daß er in dem lang aufgeschossenen Jüngling, auf den beim Hereintreten sein erster, wie mir schien, erstaunter Blick fiel, den kleinen Knaben von damals nicht wiedererkannte, als Maria ihm meinen Namen genannt hatte, der ihm übrigens geläufig war.

„Ich habe ein gutes Namengedächtniß," sagte er; „und überdies habe ich Sie in diesen Tagen oft nennen hören, als den jungen Freund, auf dessen Besuch in Nonnendorf sich alle freuen, nachdem mein Neffe so viel Gutes und Schönes von Ihnen berichtet."

Er hatte mir dabei die Hand gereicht, die er länger festhielt, als ich erwartet hatte, während er mir dabei prüfend in die Augen zu sehen schien, was meine Verlegenheit nur vermehrte. Er mochte es bemerken, wenigstens ließ er mich los und sagte, nun vor sich niederblickend: „Wie geht es Ihrem Vater? Ich erinnere mich seiner sehr wohl, obgleich ich ihm seitdem meines Wissens nie wieder begegnet bin. Hoffentlich gut?"

Ich erwiderte, daß der Vater in letzter Zeit sehr gegen seine Gewohnheit häufig kränkle und die Arbeit ihm manchmal schwer falle, obgleich er es nicht Wort haben wolle. Der Major erwiderte darauf nichts, sondern fragte, nachdem er wieder so vor sich hingeblickt: „Erinnere ich mich recht, daß Herr Lorenz Ihr Stiefvater ist?"

Ich bejahte es.

„Wie ist Ihr eigentlicher Name?" fragte er weiter.

„Ich nenne mich nach dem Vater," sagte ich, „er hat mich adoptirt."

Ich wußte wohl, daß das nicht die rechte Antwort auf seine Frage sei; aber es hatte mich noch nie Jemand nach dem Namen meines Vaters gefragt, und ich selbst hätte ihn nicht gewußt, wäre er mir nicht an jenem Abend, als mir der Vater die Geschichte seines Lebens und der Heirath mit meiner Mutter erzählte, genannt worden. Nun war es zu spät, mein Versehen wieder gut zu machen, da jetzt Frau von Werin, die Maria holen gegangen war, mit dieser in das Zimmer kam. Der Major ging ihr lebhaft entgegen und küßte ihr die Hand. Frau von Werin bat ihn, Platz zu nehmen, während sie sich zugleich auf das Sofa setzte. Maria und ich wollten uns entfernen, als der Major sagte:

„Ich bitte, daß die jungen Leute bleiben, wenn Sie, gnädige Frau, nichts dagegen haben. Ich komme nämlich mit einer großen Bitte, in der Sie stark betheiligt sind und hoffentlich auf meiner Seite sein werden. Meines jungen Freundes hier bin ich sogar sicher und ich denke, auch Fräulein Maria wird nicht unerbittlich sein, wenn Sie, gnädige Frau, es nicht sind. Es handelt sich aber um nichts Geringeres, als Ihnen Ihr Fräulein Tochter auf einige Wochen zu entführen. Ich habe für meine Ellinor in Nonnendorf zugesagt, und nun läßt sie mir keine Ruhe, ich müsse es ins Werk setzen, daß sie die Zeit in Gesellschaft von Fräulein Maria dort verbringt. Auf Sie, gnädige Frau, dürfen wir ja leider nicht rechnen. Oder dürften wir? Nun, sehen Sie, es ist, wie wir fürchten, und Sie sind uns eine Entschädigung schuldig. Ich selbst würde die jungen Damen hinbringen und den größten Theil der Zeit, hoffentlich die ganze, dort verleben, da ich etwas angegriffen bin und mir Urlaub erbeten habe. Meine Schwägerin ist ganz glücklich bei dem Gedanken, die jungen Damen bei sich zu haben, und verspricht, ihnen nach Kräften eine gute, sorgsame Mutter zu sein. Sie hat ihr Versprechen mit der betreffenden Einladung in diesem Briefe niedergelegt, welchen ich hier, gnädige Frau, Ihnen zu überreichen die Ehre habe."

Frau von Werin nahm den Brief entgegen, den sie, trotzdem er mehrere Seiten lang schien, in wenigen Sekunden überflogen hatte.

„Ein sehr gütiger Brief," sagte sie. „Ihre Frau Schwägerin beruft sich auf unsere alte Freundschaft, die ich gern gelten lasse; wir waren in der That in der Pension in Sundin die besten Freundinnen. Wir haben uns freilich seitdem nicht wiedergesehen; aber sie meint, daß ich ihr gerade deßhalb Maria schicken muß, damit sie in der Tochter die Mutter weiter lieben kann. Das ist hübsch gesagt und, ich bin überzeugt, ehrlich gemeint. Also, was denkst Du, Maria?"

Wir hatten während dieser Unterredung am Fenster gesessen, ich für mein Theil in großer Erregung, zuerst freudig überrascht von dem großen Glücksfall der Einladung, dann in banger Furcht, Frau von Werin möchte dieselbe rund abschlagen, und nun zuletzt wieder in großer Sorge, wie denn Maria selbst sich zu der Sache stellen werde. Hatte sie mir meine Dummheit von vorhin vergeben? würde sie mich jetzt dafür strafen und mich allein gehen lassen, da wir nun so schön zusammengehen konnten? In diesem Falle war ich entschlossen, meinerseits, nun aus schierem Trotz, der Einladung zu folgen. Wie aber, wenn sie dieselbe annähme, aber unter der Bedingung, daß ich zu Hause bleibe?

Das alles schoß mir durch den Kopf von dem Moment, als Frau von Werin zu reden anhob und ich sofort merkte, daß sie der Sache günstig gestimmt sei, bis zu der Schlußfrage, die ich hatte kommen hören: „Was denkst Du, Maria?" Das Herz schlug mir bis in die Kehle; ich wagte nicht die Augen aufzuschlagen.

„Da Mama es erlaubt und mich entbehren zu können glaubt, komme ich sehr gern, sehr gern," sagte Maria.

„Bravo, gnädiges Fräulein!" rief der Major aufstehend und Maria, die sich ebenfalls erhoben hatte, mit ritterlicher Artigkeit, die doch auch wieder etwas väterlich Gütiges hatte, die Hand küssend. „Ich danke Ihnen aufrichtig — beiden Damen — aufrichtig und herzlich: Ihnen, gnädige Frau, daß Sie uns — denn ich rede hier auch im Namen meiner Verwandten — das Opfer bringen wollen, Ihr Töchterchen so lange zu missen; Ihnen, gnädiges Fräulein, von der ich weiß, wie ungern Sie die Mama verlassen. Also abgemacht, meine Damen, abgemacht! Ich schreibe heute noch nach Nonnendorf, und Sonnabend, wenn es Ihnen recht ist, um neun Uhr Morgens hält der Wagen meines Bruders drüben an der Fähre. Selbstverständlich holen Ellinor und ich — Ellinor's Gouvernante nicht zu vergessen — das gnädige Fräulein von hier ab. Die jungen Herren, die erst nach der Schule fort können, werden wohl etwas in die Hitze hineinkommen. Nun, das ist ihre Sache."

Er plauderte so anmuthig — dazu war der Klang seiner Stimme — wie gut ich mich desselben von jenem Morgen her

Das Beſchlagen des Faſchingspferdes im Hallthale.
Originalzeichnung von F. Schlegel.

Digitized by Google

erinnerte! — noch derselbe bei aller Milde volle, sonore — ich hätte ihm nur immer so zuhören mögen, als plötzlich die Thür aufging und Adalbert hereintrat. Ich erschrak ein wenig, da ich wußte, welchen großen Einfluß er auf Maria hatte, und gar nicht sicher war, daß er das Projekt gut heißen werde. That er es aber nicht, so trat Maria ganz sicher, trotz ihrer eben gegebenen Zusage, unter irgend einem Vorwande nachträglich zurück. Doch wurde ich über diesen Punkt bald beruhigt. Mit großer Zuvorkommenheit, wenngleich mit jener reservirten Haltung, welche er fremden Leuten gegenüber stets beobachtete, versicherte er, daß er Maria von Herzen eine Erholung gönne, deren sie sehr bedürfe, und die auch ihm zugute kommen werde, da er während der Abwesenheit der Schwester und des Freundes, dieser ewigen Störenfriede, doppelt fleißig zu arbeiten gedenke. Ich lachte, der Major lächelte, und selbst Maria's Oberlippe zuckte, als Frau von Werin, die während dieses Intermezzo nachdenklich und augenscheinlich dessen, was um sie her gesprochen wurde, nicht achtend, dagestanden hatte, plötzlich den Kopf hob und den Major bat, ihr in das Nebenzimmer zu folgen, da sie ihm eine Mittheilung zu machen wünsche, die ihn interessiren werde. Sie ging voran, der Major folgte ihr auf dem Fuße, wir Zurückbleibenden sahen uns bestürzt an. Der Ausdruck ihrer Mienen, vor allem ihrer Augen war derselbe gewesen, der mir von jenem ersten Abend in peinlichster Erinnerung geblieben war, und den die Geschwister von mehr als einer Gelegenheit her nur zu gut kannten.

„Ich denke, da intervenire ich," sagte der allzeit schnell gefaßte Adalbert, bereits mit einer Bewegung nach der Thür, welche sich hinter den Beiden geschlossen hatte; aber Maria ergriff ihn bei der Hand.

„Bleib'," flüsterte sie, „es ist zu spät."

„Nur, wenn wir noch länger zögern."

„Es ist zu spät," wiederholte Maria, seine Hand loslassend und nach dem Nebenzimmer deutend, aus dem man jetzt die Stimme der Mutter vernahm, leise zwar, so daß wir die Worte nicht verstehen konnten, aber eindringlich und in jenem herzbeklemmend rapiden Tempo, das ihre immer schnelle Rede in diesen verhängnißvollen Momenten annahm.

Maria hatte Recht: es war zu spät.

So standen wir Drei in dem halbdunklen Gemach regungslos, Adalbert düsteren Blickes vor sich hinstarrend, während die feine gerade Falte zwischen seinen scharf geschwungenen Brauen tiefer eingeschnitten war; Maria, auf deren zarten Wangen flammende Röthe und tiefe Bläße jäh wechselten, mit gesenkten Augen; ich verstohlen jetzt sie, jetzt den Bruder beobachtend, das Herz voll innigen Mitgefühls mit der Qual der lieben Beiden.

„Es ist ein Trost," flüsterte Maria, „er ist ein edler Mann."

Ich stimmte ihr, lebhaft nickend, zu; um Adalbert's Lippen zuckte ein spöttisch abweisendes Lächeln.

Er schien mir eine bittere Bemerkung folgen lassen zu wollen, aber bereits wurde die Thür wieder geöffnet, und der Major trat herein ohne Frau von Werin. Die Haltung, in welcher er uns traf, die gespannten Blicke, mit denen wir im ersten Moment unwillkürlich in sein Gesicht spähten, sagten ihm sofort, daß wir Mitwisser der grausamen Thatsache waren, deren Vorhandensein er soeben erst schaudernd erfahren hatte. Aber es hätte dessen für den zartfühlenden Mann sicher nicht bedurft, sein Benehmen gegen uns in diesem kritischen Augenblicke zu regeln. Mit einer Miene, die nicht ernst genug war, um uns zu erschrecken, und nicht so lächelnd, daß wir sie hätten für gezwungen halten können, sagte er, sich dabei an Adalbert wendend: „Ihre Frau Mutter hat mich auf einen Umstand hingewiesen, von dem sie fürchtet, daß er störend in unsere Ferienprojekte eingreifen könne. Ich hoffe, es werde nicht geschehen, obgleich ich den Ueberblick Ihrer Frau Mutter über unsere politische Lage — um die handelt es sich — bewundern muß. Also nur Muth, meine jungen Herrschaften, und auf Wiedersehen am Sonnabend!"

Er hatte uns bei diesen letzten Worten, einem nach dem anderen, die Hand gereicht, zuletzt Maria.

„Meine Ellinor wird überglücklich sein; sie darf Sie doch noch vorher besuchen? Ihr jungen Damen werdet noch so manches zu besprechen haben. Und nicht wahr, gnädiges Fräulein, keine Toilettenkünste, deren Sie nicht bedürfen, und durch die Sie mich beschämen würden, der ich mit Ihrer Erlaubniß in einem Räubercivil zu erscheinen gedenke."

Er verbeugte sich in der Thür noch einmal gegen uns alle. Ich hatte das Gefühl, daß, wie bei seinem Eintreten sein erster, so jetzt, als er ging, sein letzter Blick auf mir ruhte mit einem Ausdruck, den ich mir nicht zu erklären vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

Briefliche Kuren.*

Als Warnung mitgetheilt von einem langjährigen praktischen Arzte.

Die Frage, was von brieflichen Kuren zu halten sei, muß auf das Abſprechendste beantwortet werden, denn mit geringen Ausnahmen lernt man in dieser Beziehung nur Trauriges und geradezu Verderbliches kennen. Viele Kranke kommen erst in die Hände gebildeter Aerzte, nachdem sie mit brieflichen Kuren und anderen Pfuschereien den letzten Sparpfennig ohne den geringsten Nutzen verschwendet haben. Die Meisten von ihnen flüchten sich zwar gerade, um zu sparen, zu brieflichen Kuren, werden aber gewöhnlich bitter getäuscht. Wieder Andere waren zur Zeit ihrer Erkrankung nicht in der Lage, ohne große Umstände den weitentfernten Arzt zu sich zu rufen, und bei einem großen Theile war es falsche Scham über ihre Krankheit, oder die Sorge, daß von den Angehörigen ihr bisher verheimlichtes Leiden erkannt würde, wenn sie sich einem bekannten Arzte anvertrauen würden. Dieselben vergessen, daß jeder anständige Arzt das Geheimniß seines Amtes zu bewahren weiß.

Denke ich an Alles zurück, was ich in meiner dreißigjährigen praktischen Thätigkeit in dieser Angelegenheit erfahren habe, so fand ich sehr wenige Kranke, welche mit ihren brieflichen Kuren zufrieden waren. Es waren nur einige wenige, wo es sich um deutlich in die Augen fallende Krankheiten handelte, oder um die Beschreibung einer typischen Kur, und dieses fiel gewöhnlich nur dann zum Vortheile aus, wenn ein Arzt, der den Kranken selbst untersucht hatte, die Korrespondenz besorgte.

Recht traurige Folgen sah ich hingegen, wenn Kranke, ohne sich ärztlich untersuchen zu lassen, briefliche Kuren unternahmen, etwa weil sie an dieser oder jener Krankheit zu leiden glaubten. Man muß wissen, welche Macht die Einbildungskraft auf die Menschen ausübt, um die Schädlichkeit solcher Kuren zu beurtheilen. Viele hielten sich für herzleidend oder leberleidend und nahmen monatelang die schädlichsten Mittel, welche ihnen brieflich verschrieben wurden.

Oft habe ich mich überzeugt, daß solche eingebildete Kranke weder herz- noch leberkrank waren und daß ihnen die erhaltenen Arzeneien auch nicht geholfen hätten, wenn sie an ähnlichen Leiden erkrankt gewesen wären. Entweder wurden die armen Kranken mit recht drastischen Abführmitteln bedient, die auf ihre eingebildete Stimmung einen tiefen Eindruck machten, aber nur schaden konnten, oder die Kurpfuscher waren schlau genug und gaben ganz wirkungslose Zucker- und Aschenpulver ꝛc., womit nichts verdorben werden konnte. In vielen Fällen macht ja die gütige Mutter Natur früher oder später doch gesund, und der gutmüthige Kranke dankt dies dann seinen unschuldigen Mitteln. Dutzende von Kranken fand ich, welche steif und fest behaupteten, einen kranken verschleimten Magen zu haben, und überall nach Magenmitteln herumschrieben, während ihr Leiden in den Lungen oder wo anders begründet war; die Appetitlosigkeit, welche aber fast alle ernsten Krankheiten begleitet, hatte sie auf die falsche Magendiagnose gebracht, und sie hatten sich nun mit brieflich verschriebenen Arzeneien sehr geschwächt und geschadet, während sie der Stärkung so sehr bedurft hätten.

* **Der Umstand, daß bei uns täglich Briefe einlaufen, in welchen wir oder unsere ärztlichen Mitarbeiter um Heilmittel gegen diese oder jene Krankheit ersucht werden, veranlaßte uns, einen der hervorragendsten Aerzte Deutschlands um ein Urtheil über den Werth der brieflichen Kuren zu bitten. Wir erhielten als Antwort den obenstehenden Artikel, den wir mit dem Wunsch abdrucken, daß er einen weitverbreiteten Wahn zerstören und Tausende vor Unheil behüten möge.** Die Redaktion.

Geradezu lächerlich fand ich mehrere Bandwurmkuren. Nachdem ein großes Glas voll häßlicher Arznei verschluckt worden war und nichts geholfen hatte, kam von einer andern Weltgegend eine Schachtel voll Pulver, welches für den Bandwurm ganz passend gewesen sein mag, den betreffenden Kranken brachte es aber nur Schaden, denn als ich die Ausleerungen derselben genau untersuchte, fand ich, daß das, was die armen Märtyrer mit Sicherheit als Bandwurm ansahen und mit schrecklichem Abscheu in Weingeist aufbewahrten, nur sehnige Theile des genossenen Rindfleisches waren. Die Täuschung war bei Laien sehr verzeihlich, denn die Aehnlichkeit mit Bandwurmstücken war manchmal recht groß. Man sieht aber daraus, in welche Gefahren sich Kranke begeben, welche Arzneien für Krankheiten gebrauchen, die sie nur vermuthen, ohne je von einem ordentlichen Arzt untersucht worden zu sein. Den Bandwurm wird kein gebildeter Arzt verkennen.

Den größten Schaden sah ich von brieflichen Kuren bei chirurgischen Leiden.

Bei einem Knäbchen, dessen Haltung sich täglich verschlimmerte, dessen Rücken sich krümmte, dessen Kniee sich bogen, wurde brieflich gerathen, mit Strenge auf gute Haltung zu sehen und täglich Gymnastik zu treiben. Da aber darauf hin das kranke Kind täglich schlechter wurde, brachte man es zu mir, und ich fand, daß die angewandte Gymnastik in traurigster Weise den Beinfraß der Rückenwirbel zum vollsten Ausbruche brachte, während wir Aerzte uns in solchen Fällen Tag und Nacht mühen, dieses schreckliche Leiden durch Ruhe und Schonung zu verhüten.

Bei einem andern Kranken, welcher seit einem Sturze vom Pferde kaum mehr gehen konnte und dessen rechter Fuß im Hüftgelenke nur mit ziemlichem Schmerz bewegt wurde, war brieflich der Rath gegeben worden, den Schmerz zu verbeißen und den Fuß kräftig täglich ein paarmal hin und her zu rotiren. Schon nach wenigen Tagen steigerten sich die Schmerzen so, daß man den Fuß nicht mehr berühren, viel weniger zum Gehen benutzen durfte. Der herbeigeholte Arzt erzählte mir, daß das erkrankte Hüftgelenk trotz sofort angewandter größter Ruhe alsbald aufgebrochen sei und solche Massen von Eiter abgeflossen seien, daß der Kranke rasch einem hektischen Zustande erlag.

Wenn es nun bei so einfachen sichtbaren und greifbaren Uebeln solch unglückliche Irrungen giebt, wie wird es erst bei Krankheiten, deren Symptome schwerer von einander zu unterscheiden sind! Es gehört oft das ganze ärztliche Wissen und ein geübter Verstand dazu, um zu unterscheiden, ob ein schmerzhaftes Kopfweh von Blutüberfüllung oder Blutmangel, von überreizten Nerven oder einem leidenden Magen, oder von gichtischen Einflüssen herrührt, und jede Irrung, jede Verwechselung ist von gefährlichen und schweren Folgen, denn was bei dem einen Uebel nützt, kann bei dem andern sehr schaden. Aerzte, welche 10 und 12 Jahre fleißig gelernt und das Lesen und Studiren nie aufgegeben haben, müssen alle ihre Sinnesorgane anstrengen, Gesicht, Gehör und Gefühl im höchsten Maße ausnützen und nebst sorgfältiger Beobachtung mit mikroskopischer und chemischer Untersuchung nachforschen, um die krankhaften Veränderungen des komplicirten, wunderbar organisirten menschlichen Körpers richtig herauszufinden.

Wer es weiß, welche Schwierigkeiten hierbei zu überwinden sind, **der kann von brieflichen Kuren mit sehr wenig Ausnahmen nur mit Abscheu sprechen und wird darin meist nur eine verbrecherische Ausbeutung der armen Kranken erblicken.** Die lukrativsten brieflichen Kuren sind aber jene armen Hypochonder, die in ihrer Ueberspannung einen Jugendfehler irrthümlicher Weise als die Ursache aller ihrer Leiden und Schmerzen betrachten, von jedem ehrlichen Arzte aber nach kurzer Besprechung und Untersuchung erfahren würden, daß ihre Uebel damit in keinem Zusammenhange stehen und vielleicht sehr einfach zu heben sind.

Das Gefühl, eine Krankheit selbst verschuldet zu haben, die Sorge, bei den umgebenden Verwandten verrathen zu werden, führt oft selbst vernünftige Leute zu brieflichen Kuren oder gar zur Selbstbehandlung, nachdem sie sich durch die Lektüre von Büchern, die in bekannter Weise in den Inseratenspalten der Zeitungen angepriesen werden, belehrt zu haben glauben.

Daß damit noch Niemand gesund gemacht wurde, kann man auf das Bestimmteste behaupten. Nach meinen Erfahrungen ist dies der beste Weg, auf eine Bahn der Verirrung zu kommen, aus welcher man sich nicht so schnell wieder heraus findet. Die in solchen Briefen und Büchern ausgenützte Angst der Patienten trägt reichliche Früchte. Jedes rothe Fleckchen, jede unangenehme Empfindung wird mit Sorge betrachtet, und jahrelang lassen sich solche Leute an Krankheiten kuriren, die sie in der That gar nie hatten.

Mit Recht theilen wir die Aerzte in gute und schlechte. Wir nennen jene, welche gut diagnosticiren, welche nichts zu untersuchen vergessen und mit der chemischen Retorte und mit dem Mikroskop ergänzen, was ihren geübten Sinnesorganen entgehen möchte, die guten Aerzte. Jene, welche sich aus Unwissenheit oder strafbarer Faulheit mit dem oberflächlichen Blicke begnügen, nennen wir die schlechten, die gewissenlosen und gefährlichen Aerzte. Machen wir nun schon bei den Aerzten einen so großen Unterschied, klagen wir schon eine oberflächliche Untersuchung so schwer an, um wie viel gefährlicher müssen wir deßhalb erst im Allgemeinen die brieflichen Kuren bezeichnen, bei denen jede Beobachtung, jede Untersuchung gänzlich ausgeschlossen ist!

Gebrüder Grimm.

Zum hundertjährigen Geburtstage Wilhelm Grimm's.

Von Dr. Georg Winter.

Man hat unser Jahrhundert das Zeitalter der Elektricität und des Dampfes genannt und damit die regste Entwickelung, welche die technische Anwendung der exakten Naturwissenschaften in unserer Epoche genommen hat, als das eigentlich Charakteristische des modernen Lebens bezeichnen wollen. Und wer wollte leugnen, daß die gewaltigsten Veränderungen unseres ganzen Verkehrs- und Erwerbslebens eben durch jene großen Erfindungen hervorgerufen worden sind? Doch liegt jener Bezeichnung eine ziemlich oberflächliche, das Wesen der Dinge keineswegs erschöpfende Anschauung zu Grunde. Und wahrlich, traurig würde es um ein Volk stehen, dessen Dichten und Trachten ausschließlich auf die Sorge um die Existenz und alles, was damit zusammenhängt, gerichtet wäre: die einzelnen Individuen könnten dabei bestehen, der Staat aber würde sich in seine Atome auflösen. Die Form würde zerschellen, weil ihr der Inhalt mangelte. Wohl mag hier und da ein Zaghafter, welchen das kühne Vordringen unserer naturwissenschaftlichen Erkenntniß mit unheimlichem Grauen erfüllt, diese Gefahr als nahe bevorstehend wähnen. Aber ist das wirklich der Fall? Zeigt sich nicht vielmehr gerade in unserer Zeit, parallel mit der Zunahme des Interesses an den realen oder materiellen Elementen des staatlichen Lebens, ein ähnliches Wachsen der allgemeinen Theilnahme an den rein idealen Bestrebungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft? Beschränkt sich denn diese Theilnahme wirklich auf diejenigen Gebiete des Wissens, welche in ihren Resultaten für das materielle Leben der Gegenwart unmittelbare Verwendung finden? Nein und tausendmal nein! Unser Zeitalter ist keineswegs ein so materialistisches, wie man es oft gescholten hat. Sehen wir doch unbefangen um uns; wie regt sich's und webt sich's doch auf allen Gebieten des menschlichen Wissens, wie wächst die Theilnahme der Nation an philosophischen, historischen und künstlerischen Dingen! Gerade das „materialistische" 19. Jahrhundert ist es gewesen, in welchem die großen rein idealen Probleme der menschlichen Erkenntniß hinausgelangt sind aus der verstaubten Gelehrtenstube in das frische, fröhliche Leben des Volkes!

In wie hohem Grade das Verständniß für rein ideale Bestrebungen der Wissenschaft gerade in unserer Zeit gewachsen ist, dafür liegt ein Beweis unter vielen auch in dem pietätvollen Andenken, welches unser ganzes Volk jenem edlen Brüderpaar bewahrt hat, das sein Leben dem wahrlich doch rein idealen Streben gewidmet hat, in unserem Volke Sinn und Theilnahme für seine eigene litterarische Vergangenheit zu wecken.

ihm die Schätze wieder zu erschließen, welche jahrhundertelanger Schutt bedeckt und dem Blick der Nachlebenden entzogen hatte, den wunderbaren und eigenthümlichen Wandlungen nachzugehen, welche Sprache und Sitte, religiöse und rechtliche Vorstellungen des Volkes im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht haben. Das, was jene Beiden, die wir mit Recht zu den Besten und Edelsten der Nation zählen, in jahrzehntelangem eifrigen Forschen der deutschen Wissenschaft und dem deutschen Volke geleistet haben, läßt sich doch wohl nicht in Zahlen ausdrücken, kann doch wohl keine unmittelbare praktische Verwerthung für unser materielles Leben finden! Und doch, wie lebendig lebt ihr Bild in dem Herzen des Volkes, doch blickt dasselbe mit Stolz und Freude auf sie, obwohl sie nicht mehr unter uns weilen, doch fühlt ein Jeder von uns, daß sie uns einen köstlichen Schatz hinterlassen haben, nicht freilich von materiellen Gütern, aber von nationalen Erinnerungen, einen Schatz für unser Gemüth, den sie aus dem Schachte des Gemüthslebens unserer Altvordern hervorgeholt haben an das helle Tageslicht unserer schaffensfrohen, aber darum keineswegs gemüthsarmen Zeit. Glaubt man denn wirklich, daß die beiden Brüder einen großen Theil ihrer Popularität nur ihrem praktischen Auftreten auf politischem Gebiete, ihrer Theilnahme an der großen Mannesthat der „Göttinger Sieben" verdanken? Aber warum sind dann Albrecht und Ewald, die ja auch zu diesen Sieben gehörten, nicht ebenso populär? Nein, es ist nicht anders: der ideale Sinn des Volkes hat ihr ganzes großes wissenschaftliches Schaffen mit begeistertem Verständniß begleitet, und wenn er die Einzelheiten dessen, was sie schufen, nicht immer verstand, so ahnte er die höhere Bedeutung ihres Wirkens. Vor Allem aber war es Ein Werk von ebenfalls rein idealer Bedeutung, das ihnen im Sturme die Herzen des Volkes eroberte: das war die Sammlung der deutschen Haus- und Kindermärchen, die sie recht eigentlich dem Munde des Volkes abgelauscht hatten und in denen sie demselben auf Grund gewissenhafter und sorgfältiger Forschung gleichsam ein Stück seines eigenen Gemüthslebens wiedergaben!

Das eben war es, was ihrem Schaffen seine großartige Bedeutung gab: das genialе Finden, der kühne Blick für das scheinbar Unbedeutende, das doch durch seine Vereinigung zu einem wesentlichen Förderungsmittel für die Erkenntniß der Volksseele wird. Und wie sie hier die im Verschwinden begriffenen, verstreuten Reste der Vergangenheit, die gleichsam noch in unserer Mitte fortlebten, zu neuem Leben zu erwecken verstanden, so haben sie auf der andern Seite durch ihre unermüdliche Forschungsthätigkeit den fast völlig in Vergessenheit gerathenen unerschöpflichen Schatz unserer nationalen Poesie des Mittelalters uns wieder erschlossen und so das Meiste dazu beigetragen, daß dem deutschen Volke, welches bis dahin mit den großen Epen der Griechen und Römer vertraut war, von seinen eigenen Volksepen aber so gut wie nichts wußte, die großen Gestalten der Nibelungenhelden und der Gudrun liebe Bekannte geworden sind.

Nur flüchtig hinweisen können wir auf ihre großartigen Leistungen auf dem Gebiete der deutschen Sprachforschung, die ihnen in erster Linie ihre Entstehung verdankt und sich dann namentlich auf dem Gebiete der historischen Grammatik und der Sprachvergleichung zu ihrer gegenwärtigen Blüthe entwickelte; es hieße eine Geschichte der germanischen Philologie schreiben, wollte man hier den Wirkungen, welche die deutsche Grammatik, das deutsche Wörterbuch, die deutsche Mythologie und Anderes geübt haben, in ihrer Entwickelung nachgehen. Nicht jede einzelne Seite ihres großartigen Schaffens vermag der Laie zu ermessen, und Vieles, was sie geleistet, wird immer nur von den Fachgenossen voll und ganz gewürdigt werden können; aber ihr ganzes Bild, die Gesammtheit dessen, was sie dem deutschen Volke und der deutschen Wissenschaft gewesen sind und noch sind, wird bei ihrem Volke fortleben, so lange es in demselben Männer giebt, die berufen und befähigt sind, den Sinn für Großes und Ideales zu erwecken und zu erhalten.

Daß dies gegenwärtig noch in weit höherem Maße der Fall ist, als die Tadler unserer „materialistischen" Zeit annehmen, das hat die allgemeine Theilnahme gezeigt, mit welcher am 4. Januar vorigen Jahres in ganz Deutschland der hundertjährige Gedenktag der Geburt des älteren der Brüder begangen worden ist. Wie damals nicht bloß unsere Gelehrten durch Herausgabe besonderer Festschriften oder von Alten zur Lebensgeschichte der Brüder die allgemeine Kunde über ihr Leben und Wirken zu bereichern suchten, wie ferner nicht bloß alle den weiteren Kreisen der Gebildeten gewidmeten Zeitschriften Festartikel brachten, sondern auch das Volk selbst namentlich durch zahlreiche Beiträge für das in Hanau zu errichtende Denkmal der Brüder seine Theilnahme kundgab, so ist das auch jetzt der Fall, da wir (am 24. Februar) dieselbe Feier für den jüngeren der Brüder, für Wilhelm Grimm, zu begehen haben. Von gelehrter Seite ist schon vor einigen Wochen dem Volke eine neue, wichtige und interessante Festgabe im Hinblick auf diese Feier dargeboten worden: von dem idyllischen Musensitze im schönen Lahnthal, dem altehrwürdigen Marburg, her ist ein Festgruß ausgegangen, der sich wiederum nicht nur an die gelehrte, sondern auch an die gesammte gebildete Welt wendet, indem er uns durch eine Fülle bisher unbekannter, vertraulicher Briefe der Brüder an hessische Freunde einen neuen Blick in das reiche Geistes- und Gemüthsleben derselben eröffnet und uns zugleich manche willkommene Notiz über ihr Leben beibringt.*

Aber das Volk wird wieder wie damals hinter den Gelehrten nicht zurückstehen, sondern dem stillen Forscher, welcher zu seinem Lebzeiten im besten Sinne sein Liebling war, auch über das Grab hinaus gerade an diesem Tage eine stille Feier pietätvoller Erinnerung weihen. Unwillkürlich wird wiederum diese Erinnerung nicht dem Gefeierten allein, sondern beiden Brüdern gemeinsam gelten, deren Leben und Schaffen zu einer wunderbaren Einheit verschmolzen war und in dieser Vereinigung auch im Andenken der Epigonen fortlebt.

Diese Gemeinschaft selbst ist etwas so Eigenartiges und Ideales, daß sie in der Geschichte der wissenschaftlichen Bewegung geradezu einzig dasteht. Wie sie im Leben unzertrennlich von einander waren, so haben sie sich in ihren Studien stets in so ähnlichen Bahnen bewegt, daß bei vielen ihrer Werke geradezu nicht mehr festgestellt werden kann, was von dem Einen, was von dem Andern herstammt. Diese Gemeinsamkeit des Strebens und Schaffens aber hat allen ihren Werken einen eigenthümlichen Zauber verliehen und ihren Werth erhöht, weil dieselben dadurch zugleich ein Spiegelbild ihrer dem innersten Wesen nach verwandten, aber doch wieder im Einzelnen abweichenden Geistesanlagen geworden sind

Man hat sich daran gewöhnt, den älteren der Brüder für den geistig bedeutenderen zu halten: uns will es scheinen, als wenn man dem jüngeren Unrecht thut, ihn mit dem älteren zu vergleichen. Wohl war der letztere produktiver und großartiger in seinem Schaffen, dem gegenüber aber kommen dem anderen wieder andere Vorzüge zu, welche dem älteren nicht in demselben Maße eigen waren, so vor Allem jenes liebevolle Versenken in das Einzelne, jene Durchgeistigung des Isolirten mit allgemeinen Ideen und das feine Verständniß für eine in edelstem Sinne populäre Form. Am klarsten treten die Vorzüge beider wiederum in der Sammlung der Märchen hervor. Während Jakob hier vor Allem seine ganze Kunst des Findens und Sammelns entwickelte, war es dann Wilhelm, welcher namentlich bei der erneuten Durcharbeitung in den späteren Auflagen den einzelnen Märchen jenen eigenthümlich poetischen und echt volksthümlichen Hauch verlieh, der sie zu dem gemacht hat, was sie sind: zu einem echten und rechten Volksbuch. Während Jakob dann ferner mehr befähigt war, seine Forschungen in einem großen und umfassenden System zusammenzufassen und gleichsam zu organisiren, wie denn die Begründung der historischen Grammatik fast ausschließlich auf ihn zurückgeht, war es auf der andern Seite wieder Wilhelm, dem es gelang, durch die sorgfältige Liebe, mit der er sich der Herausgabe mittelalterlicher Poesien widmete, diese wieder in das litterarische Leben der Gegenwart einzuführen.

Verzichten wir also darauf zu entscheiden, welcher von ihnen der Bedeutendere war, und freuen wir uns, sie beide zu den Unserigen zählen zu dürfen; gerade in ihrer Vereinigung stellen sie den echten Typus der beiden geistigen Fähigkeiten dar, denen die deutsche Wissenschaft den Glanz ihrer Entwickelung verdankte: das kühne und großartige Finden und die liebevolle Versenkung ins Einzelne.

* Es ist die Festschrift von Prof. E. Stengel: „Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen". Marburg, Elwert'sche Buchhandlung 1886.

Die Andere.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Von **W. Heimburg.**

(Fortſetzung.)

Als Frau Roden das Zimmer verlaſſen hatte, da kam es über mich wie wilde Verzweiflung.

Die Wacht der Montenegrinerin.

Nach dem Oelgemälde von Richard Linderum.

„Lotte,“ jammerte ich, „Lotte, beſinne Dich doch! Noch iſt es Zeit, rufe ſie zurück. Sage, daß Du zu raſch geſprochen —. Du kannſt nicht ſo entſetzlich hart und grauſam ſein! Du hielteſt ja immer Dein Wort, mach' ihn nicht ſo unglücklich!“

„Eben, weil ich das nicht will!“ ſagte ſie feſt und kalt.

Ich lief auf den Balkon. Ganz weit ſchon dort unten ging die Mutter; nicht zögernd, langſam — nein, raſch und feſt ſchritt ſie dahin, als fürchte ſie eingeholt zu werden. Nie in meinem Leben kam ich mir unglücklicher, gedemüthigter vor, als in dieſer Stunde. Das war der Dank für alle Wohlthaten!

Aber Lotte blieb ruhig; ſie begann ſogar Toilette zu machen. Zwar die Hände zitterten ein wenig und auf den Wangen brannten ein paar rothe Flecken, aber ſie holte tief Athem und das klang, als ſei eine Bergeslaſt von ihrer Seele genommen. Als ſie fertig war, kam ſie zur Großmutter herüber.

„Großmama,“ ſagte ſie mit feſter Stimme, „ich habe meine Verlobung aufgelöſt.“

Die alte Frau ſtarrte ſie verſtändnißlos an. „Scherze nicht,“ ſagte ſie ſtreng.

„Ich ſcherze nicht; ich kann ihn nicht heirathen.“

„Warum nicht?“

„Ich liebe ihn nicht.“

„Und was für ein Recht hatteſt Du zu ſolcher Komödie?“ rief die Greiſin, und die matten Augen ſprühten förmlich auf. „Iſt ein ehrliches Männerherz grade gut genug, um mit ihm zu ſpielen, wie Du mit Deinem Hunde ſpielſt? — O nein, mein Kind, ſo war das nicht gemeint; noch habe ich ein Wort mitzureden! Und wenn Du vorhin in kindiſchem Uebermuth Unverantwortliches geſprochen, ſo gehſt Du jetzt ſofort zu ihm und bitteſt Deinen Bräutigam um Verzeihung! Sofort!“

Die zitternde Frau hatte ſich halb im Lehnſtuhl erhoben und zeigte gebieteriſch nach der Thür. Eine namenloſe Angſt lag in den alten Augen, trotz aller Strenge.

„Großmama,“ rief Lotte außer ſich, „das *kannſt* Du nicht wollen, *darfſt* Du nicht wollen!“

„Ich will, daß Du ein Wort hältſt, das Du freiwillig gegeben haſt!“ klang die Antwort. „Geh!“

„Ich gehe, aber ich komme nie wieder,“ drohte das Mädchen; „ehe ich ihn heirathe — lieber todt!“

„Geh!“ wiederholte die alte Frau noch einmal. Da wandte ſich Lotte trotzig; aber ehe ſie die Thür erreichte, ehe ich ihr nacheilen konnte, war der Kutſcher eingetreten und reichte ihr ein Päckchen. Haſtig griff ſie darnach, und als ihre Hände das Papier aus einander riſſen, da erklang es hell auf der Diele und rollte durch das Zimmer und blieb zu meinen Füßen liegen — ein einfacher goldener Reif.

„Zu ſpät!“ ſagte die Großmutter und ſank zurück; wie geſchlagen lehnte das alte kummervolle Geſicht in dem Polſter des Stuhles; und ich bückte mich, hob den Ring auf und legte ihn auf das Spiegeltiſchchen.

Dann fand ich mich plötzlich auf dem Wege zur Domaine; ich ging nicht, ich flog. Ich mußte ein freundliches Wort ſprechen, das fühlte ich, und dennoch bangte mir. Ich meinte, ſie müßten mich hinausſtoßen mit Haß und Verachtung — um meiner Schweſter willen. Als ich athemlos an der Gartenpforte anlangte, ſah ich Anita plötzlich vor mir ſtehen. Ach ſo, der Tag der italieniſchen Stunde! „Ich glaube nicht, daß meine Schweſter heute im Stande iſt,“ ſtotterte ich —. Sie ſah mich forſchend an und ſagte: „Ich werde fragen; ich kann ja wieder gehen, wenn es nicht paßt.“

Ich eilte an ihr vorüber, den Hof entlang, dem Hauſe zu. Im Flur ſtand Frau Roden, ſo ruhig wie immer; ſie beobachtete, wie eben ein Mädchen friſche ſchäumende Milch in einen großen Steintopf goß. Die alte Frau ſah mich erſt, als ich dicht neben ſie trat, und ſie reichte mir ſofort freundlich die Hand. Dann deutete ſie nach ſeiner Zimmerthür, legte den Finger auf den Mund und führte mich die Treppe hinauf. Ich folgte ihr auf den Zehen gehend; es war, als ſei ein Sterbender im Hauſe, und ſo ſchwer lag es mir auch auf dem Herzen.

In das Stübchen, wo wir zuerſt geſchlafen in Rotenberg, hatte ſie mich geleitet. „Dort unten könnte er doch in mein Zimmer kommen, und er würde es nicht ertragen, Sie heute zu ſehen,“ erklärte ſie halblaut. Dann zog ſie mich auf das kleine Sofa zwiſchen den Fenſtern.

„O, ſagen Sie mir, wie erträgt er es?“ bat ich.

Digitized by Google

Bis jetzt hatte sie die Thränen herzhaft verschluckt; nun liefen ihr doch ein paar helle Tropfen über die Wangen. „Er hat's wohl kommen sehen," sprach sie, „aber trotzdem —. Zuerst wollte er hinüber, er konnte es nicht fassen; nun hat er sich eingeschlossen. Ich sage auch weiter nichts jetzt, was soll Trost und Zureden in solchen Augenblicken? Aber —" und es zuckte wieder um ihren Mund, „ich habe an der Thür gehorcht, es war als ob — doch ich habe mich wohl geirrt, es klang wie Weinen." Sie sah mich an, als wollte sie mich fragen, ob sie wohl recht gehört habe? „Nachher hat er David hinüber geschickt: er brachte den Ring, nicht wahr?"

Ich bejahte.

„Nun ist's am Ende," sagte sie. „Wozu dies Alles erst? — Sein ganzes Herz hing an ihr —."

Dann sprang sie auf. „Das war seine Stimme; er rief wohl nach seinem Pferde?"

Wir standen athemlos an der etwas geöffneten Thür und lauschten. Er sprach ruhig zu dem Verwalter, dem alten Müller, die Worte drangen bis zu uns hinauf: „Zeitung — Benedetti — unerhört — der Krieg ist da, eh' man es denkt!" — „Mir soll es recht sein," hörten wir den Verwalter sagen.

„Ei, großer Gott, der sitzt freilich im Trocknen," flüsterte die alte Frau; aber dann ward sie still, denn Fritz sprach: „Mir auch, Müller, sehr!" — Gleich darauf tönte der Hufschlag des Pferdes zu uns herauf.

Ich eilte zurück ans Fenster. Dort ritt er, grade die Straße hinauf an unserem Hause vorüber, ruhig, aufrecht wie immer. Mit schimmernden Augen sah ihm die Mutter nach.

„Gott sei Dank!" sagte ich, „er scheint ruhig."

„Er scheint!" erwiderte sie, „Sie kennen meinen Jungen nicht." Und nach einer Pause setzte sie hinzu: „Da fliegt die erste Botschaft von dem Bruch in die Welt hinaus," und sie deutete auf Anita, die beflügelten Schrittes unter den Kastanien dahin eilte. „Hui! da giebt's etwas für die Klatschbasen, und wie wird Se. Durchlaucht sich freuen!"

„Der Prinz?" rief ich verletzt. „Was geht es den Prinzen an?"

Da legte die alte Frau ihre Hand auf meine Schulter: „Gebe Gott, daß es nicht mit Thränen endet!"

„Aber Lotte denkt nicht an ihn," versicherte ich. Doch sie wandte sich um und antwortete nicht; sie drückte mir nur stumm die Hand, und als sie die Thränen sah in meinen Augen, klopfte sie mir freundlich auf die Wange. „Wir bleiben uns gut, Kindchen; — ich bin keine von denen, die ihren Groll auf Unschuldige übertragen. Kommen Sie wieder, kommen Sie nur recht oft und grüßen Sie mir meine alte gute Werthern."

„Sollte das Ernst sein mit dem Kriege?" fragte ich.

„Wie's Gottes Wille ist," erwiderte sie; „an Gutes glaube ich nicht mehr!"

Als ich heimkehrte, fand ich Lotte am Fenster der Vorderstube; sie rührte sich nicht, und ich ging an ihr vorüber zur Großmutter. Die alte Frau saß am Schreibtisch vor ihrem geöffneten Schmuckkästchen und betrachtete ein Paar köstliche Brillantohrringe.

„Das ist das Letzte," flüsterte sie, und die länglichen Tropfen funkelten in der zitternden Hand. „Packe sie ein, Tone, und schicke sie an ‚Friedberg und Söhne' unter den Linden; und da das Briefchen. Ich kann so schlecht damit fertig werden; meine Arme sind wie gelähmt."

„Was willst Du thun, Großmutter?" fragte ich ängstlich. Ich kannte die Ohrringe; sie waren ein Andenken aus den Tagen des Glückes und der Jugend; die alte Dame hatte sie nie ohne Thränen angeschaut. „Die schenkte mir mein Mann, als der Junge geboren ward," hatte sie uns oft erzählt. Der „Junge" war mein Vater; er lag auf dem Garnisonkirchhof in Berlin — aber bis heute hatten diese Steine ihr immer und immer wieder jene Stunde zurückgezaubert, die allerschönste, da er in der Wiege schrie und dieses alte Antlitz so jung, so selig lächelnd auf Mann und Kind geblickt. „Was willst Du thun?"

„Dem Fritz Roden die Summe zurückerstatten, die er auf ihren Wunsch für den Haus geliehen —. Was geht ihn Haus an?"

„Es wird ihn verletzen," wandte ich ein.

„Ich kann und will keine Almosen nehmen," erwiderte sie stolz; „Lotte selbst hat darum."

Ich that ihren Willen; das alte Gesicht sah so furchtbar entstellt aus. Da waren sie wieder, die Sorgen, die quälenden Sorgen! „Was wird aus Euch, aus Lotte?" flüsterte sie. „Und dazu die Wolken, die von Frankreich herüber ziehen! Tone, komm nachher wieder, lies mir vor; der König schon in Berlin, die Stadt in ungeheurer Aufregung; der Thiers hatte zwar zum Frieden gesprochen, als ob das etwas helfen könnte! Mir ist schrecklich Angst, Tone — ich dachte doch, ich könnte ruhig sterben —. Nun, ich erlebe das Ende nicht mehr!"

„Ach, Großmutter," bat ich, „sprich nicht so!" Mir fiel nichts ein; womit sollte ich sie trösten? Ich siegelte das Päckchen und wollte es, auf ihren Wunsch, selbst nach der Post tragen, dann stockte mein Fuß auf der Schwelle der Verbindungsthür — Lotte stand noch immer am Fenster, aber sie hielt ihr Tuch in der Hand und machte eine leise, grüßende Bewegung, und als meine erstaunten Blicke hinausflogen, da fiel eben der gelbe Vorhang drüben vor einer rasch zurücktretenden Gestalt zusammen.

„Lotte!" rief ich vorwurfsvoll.

Sie wandte sich. Ein rosiges, selig lächelndes Mädchengesicht blickte mich einen Moment an, dann wurden die Züge augenblicklich ernst. „Was willst Du?" fragte sie finster.

„Nichts!" stieß ich hervor und eilte an ihr vorüber. Auf der Straße sagte ich mir ein „Nein!" nach dem anderen; ein „Unmöglich!" nach dem anderen. Ich mußte mich geirrt haben!

Am Abend blieb es dunkel im Schlosse; aber in der zehnten Stunde rollte ein Wagen rasch auf unserer Straße dahin, und in dem blassen Dämmerlicht, das der Mond trotz verhüllender Wolken gewährte, flatterte ein weißes Tuch zu unserem Fenster empor; — oder hatte ich mich wiederum getäuscht?

Ich wollte ehrlich fragen, ob ich recht gesehen heute Nachmittag und vorhin? Aber als ich unser Schlafzimmer betrat, lag sie schon im Bette, und als ich näher hinsah, schlief sie, und um ihren Mund zog sich ein Lächeln. Ich ging zur Großmutter und las ihr vor; die alte Dame ruhte in ihren Kissen, die Hände gefaltet. Ihre blassen Lippen bewegten sich leicht. „Gott gebe das Beste! Er schütze unseren König und unser Vaterland," sagte sie zuletzt, als ich ermüdet innehielt. „Es kommt eine große Zeit, eine gewaltige Zeit, Tone; aber, denk an mich — wir siegen, wir siegen!"

Ich sah sie fragend an. Ich hatte ganz mechanisch gelesen, meine Gedanken waren bei Lotte; wie ein leerer Schall waren die Worte von meinen Lippen gekommen. Krieg! Er wünscht sich ja Krieg, er wollte vergessen! —

Gegen Morgen kam ein heftiges Gewitter; ein furchtbarer Donnerschlag weckte Lotte und mich zu gleicher Zeit, prasselnd schlug der Regen auf die Blechplatten des Balkons und gegen die Fensterscheiben. Ich stand auf und schickte mich an, zu Großmutter zu gehen; sie hatte immer Angst beim Gewitter. Ich mußte hart an Lotte's Bett vorüber; sie blinzelte unter den langen Wimpern hervor, und nun streckte sie die Hand aus und hielt mich an den Kleiderfalten, wie schon einmal.

„Tone, bist Du mir böse?" Und als ich sie ernsthaft ansah, ließ sie mich los und sagte: „Ach, Ihr seid Alle so anders als ich; Du bist so vernünftig, so kalt, so ewig gleich —. Hast Du schon jemals Herzklopfen gehabt, Tone? Athemloses, erstickendes Herzklopfen? Ist Dir schon jemals schwindelig gewesen vor lauter Glück und Lust?"

„Laß mich!" rief ich empört und gereizt. „Vielleicht versteh' ich Dich noch einmal, jetzt vermag ich es nicht. Ich bin zu traurig, zu sorgenvoll! Und nun laß mich zu Großmama; sie war gestern so aufgeregt."

„Ich stehe auch auf!" rief Lotte mir nach; „ich glaube, nach dem Regen sind alle Rosen im Garten aufgesprungen." Das klang so frisch, so jubelnd; wie lange hatte ich sie nicht so gehört!

Die alte Frau schlief. Regungslos lag sie in den Kissen; auch jetzt noch, als ein erneuter heftiger Donner das Haus erbeben machte. Leise schlich ich mich an ihr Bette und bog mich über sie; ein seltsam ruhiges weißes Antlitz ruhte auf dem weißen Pfühl. In athemloser Angst griff ich nach der Hand — eiskalt durchschauerte es mich, und entsetzt schrie ich auf —; das war kein Schlaf!

Ich erinnere mich nicht mehr genau, was ich that und begann, ich fühlte nur Eins deutlich, wir waren nun ganz verlassen!

Lotte, die meinen Schrei gehört, kam, noch im Nachtkleide, herübergestürzt. Ihre angstvollen Augen erfaßten mit einem Blick das Schreckliche. „Todt?" fragte sie, und ein nervöser Schauer schüttelte ihren Körper.

„Todt! Todt!“ jammerte ich, „und Du bist schuld daran! Unser einziger Schutz, unsere einzige Zuflucht!“

Und diesmal war Lotte die Stärkere, die Gefaßte. „Tone, sei ruhig! Tone, gieb mir die Hand, stehe doch auf; — wir sind nicht schutzlos; denke doch nicht gleich das Schlimmste,“ bat sie. Und an mir vorüber beugte sich ihr warmes junges Antlitz auf die kleine welke Hand der Todten. „Vergieb mir, Großmama!“ — Und während ich wie zerschmettert liegen blieb vor dem Bette, eilte sie, sich anzukleiden. Im Nebenzimmer hörte ich, wie sie die Aufwartefrau mit der Trauerbotschaft zu Anita sandte. Es dauerte auch nicht lange, und die kleine schwarze Person war in dem Sterbezimmer.

Lotte und sie richteten mich empor und führten mich in unsere Wohnstube, ich fühlte Kölnisches Wasser an meinen Schläfen und trank bitteren schwarzen Kaffee, den Lotte mir vorhielt, und dazwischen klang wie im Traume ihre Stimme an mein Ohr: „Sorgen Sie, Anita, daß man es sofort schreibt —.“

„Sehr wohl, gnädiges Fräulein! Gnädiges Fräulein brauchen sich um nichts zu kümmern, ich sorge für Alles. Und jetzt werde ich drinnen die Fenster öffnen und die gnädige Frau Großmama so schön, so schön legen und das Zimmer aufräumen und Blumen aus dem Garten holen, und wenn das gnädige Fräulein etwas zur Trauertoilette befehlen — und den Sarg —“

Da richtete ich mich auf. „Sie rühren Frau von Werthern nicht an!“ rief ich.

„Aber Tone, das kannst Du nicht Alles übernehmen,“ beschwichtigte Lotte. Doch schon hatte ich die Thür des Sterbezimmers hinter mir geschlossen. Sie kamen nicht nach, und ich saß da am Bette der alten Frau und dachte weiter nichts, als daß wir den letzten Halt unseres jungen Lebens verloren hatten, ich und Lotte.

Die sanfte Berührung einer Hand, die sich auf meine Schulter legte, ließ mich emporfahren. „Armes Kind!“ sagte die weiche Stimme der Frau Amtsräthin. „Meine gute alte Werthern!“ Und sie strich über die runzelige Wange der Verblichenen, legte ein Leinwandtuch über die todten Augen, fügte die Hände über der Brust zusammen und strich die Falten der Decke glatt.

„Kommen Sie, Tone,“ bat sie dann, „hier will ich die Vorhänge schließen und die Fenster dahinter öffnen. Kommen Sie aus dem dumpfen Zimmer; sie schläft still und friedlich hier —. Ich gehe mit Ihnen in Ihr Schlafstübchen oder in die Küche, dort sind wir allein.“

Ich folgte ihr; wir mußten durch das Wohnzimmer. Lotte saß am Schreibtisch, völlig in Toilette und schrieb; Anita hatte am Fenster Platz genommen und hantirte in schwarzem Krepp und Flor umher. Großer Gott! Ja, es mußte sein! Wohl dem, der so stark ist, die Aeußerlichkeiten nicht zu vergessen in solchen Stunden —. In der Küche sank ich auf den nächsten Stuhl; ich war wie betäubt.

„Ei, Tone, nicht so den Muth verlieren!“ mahnte die kleine gute Frau. „Denken Sie, wie hoch betagt unsere alte Werthern war, es ist gar natürlich, daß sie die Augen schloß —“. Sie verstummte, sie mochte wohl fühlen, es sei kein Trost, was sie sagte.

„Es ist zu viel auf einmal!“ stieß ich hervor, „zu viel! Was soll aus Lotte werden? Ach, Lotte!“

„Der liebe Gott verläßt Niemand, Tone.“

Ach ja, wenn mir der liebe Gott das nur selber sagen wollte, laut und deutlich; aber es blieb Alles stumm auf mein verzweifeltes banges: Was nun?

So saßen wir eine lange Zeit; dann erhob sich Frau Roden. „Ich will nun gehen, Tone,“ flüsterte sie, „und alles Nöthige besorgen, Sarg und Todtenfrau — auch Mittagessen und Wein schicke ich herüber.“ Sie brach plötzlich ab, denn Lotte hatte die Thür geöffnet und schaute herein.

„Ist es Dir recht, Tone, wenn wir das Begräbniß auf den neunzehnten Juli festsetzen?“ fragte sie. Ich hob den Kopf und dachte nach; wir hatten den Siebenzehnten heute.

„So rasch?“ fragte ich.

„Aber wozu dieses Zögern, Tone? Sag doch selber, der Tischler muß es wissen.“

In der That erschien hinter ihr der Kopf eines Mannes. Frau Roden stand mit der Miene des höchsten Erstaunens dabei.

Ich nickte stumm, und Lotte verschwand.

„Ich bin wohl überflüssig, Tone?“ Die Stimme der alten Dame bebte. „Anita besorgt schon Alles? Das will ja nichts weiter sagen, aber Tonchen, wenn Sie ein Herz brauchen und ein gutes Wort, dann kommen Sie zu uns.“ Sie strich mir mit der Hand über den Scheitel und ging.

Lotte handelte für mich oder — ließ handeln. Es geschah Alles, was in solch traurigem Falle geschehen muß, still und geräuschlos. Und als der Abend kam, flammten die Kerzen aus dem ernsten Grün, mit dem man das letzte Bett der Großmutter umstellt hatte. Inmitten des Zimmers war sie aufgebahrt, und sie ruhte dort so friedlich in dem weißen Gewand, das man ihr angethan, und dem klaren Häubchen um das stille Antlitz. Lotte und ich hatten dort gestanden und sie angeschaut, als Anita uns rief. Nun saßen wir im Wohnzimmer, ohne Licht, und sprachen kein Wort.

Dann fing sie an, umher zu wandern, lautlos, auf dem Rande des Teppichs; ihre dunkle Gestalt glitt vor meinen Blicken hin und wieder, und leise rieselte die Trauerschleppe hinter ihr.

„So sprich doch eine Silbe!“ redete sie mich endlich an.

„Mir ist sehr bange,“ sagte ich.

„Es wird auch wieder anders!“

„Woher hast Du diesen Muth, Lotte? Wir sind schlimmer dran, als die Bettlerin am Wege!“

„Nous verrons!“ sagte sie. „Ich verzweifle nicht so leicht.“

„Die einzige Zuflucht hast Du uns verscherzt —.“

„Es giebt mehr als eine; ich fürchte mich nicht!“ das klang so hell, so siegesgewiß. Ich fragte unwillkürlich noch einmal: „Woher dieser Muth?“ Und als sie schwieg, fuhr ich fort: „Meinetwegen ist es ja nicht; mit vierzig Jahren habe ich eine Stiftsstelle in Berlin, und bis dahin werden die Kräfte ja wohl ausreichen zur Arbeit. Aber Du, Lotte, wie willst Du es anfangen unter fremde Leute zu gehen?. Es ist so schwer im Banne der Dienstbarkeit.“

„Ich?“ das klang wie ein belustigter Aufschrei. Sie verstummte aber gleich, und wieder begann sie ihre Wanderung. Zuweilen trat sie an das weit geöffnete Fenster, wie horchend. Vom Schloßthurm schlug es Viertelstunde auf Viertelstunde, endlich elf Uhr. „Komm,“ sagte ich, „laß uns zu Bette gehen, vielleicht erbarmt sich der Schlaf über uns.“

„Nein, ich kann nicht schlafen, noch lange nicht,“ erwiderte sie hastig. „Bleibe bei mir, Tone, ich bitte Dich.“ Ich lehnte den Kopf zurück, und meine Augen hafteten wieder auf dem schmalen Lichtstreif, der sich durch die Thür des Sterbezimmers drängte.

„Ein Todter ist so furchtbar unheimlich im Hause, man meint beständig die bekannten schweren Athemzüge zu hören, ein Aechzen, ein Rascheln; — hörst Du nichts?“ flüsterte Lotte.

„Ja, aber es ist Täuschung.“

„O nein, es kommt ein Wagen, horch! Ich habe mich nicht getäuscht.“ Und sie eilte zum Fenster und bog sich weit hinaus.

Ich hörte im schlanken Trabe einen Wagen vorüber fahren; nach wenig Sekunden war das Rasseln verstummt, er mußte sein Ziel erreicht haben. „Was ist Dir, Lotte?“ fragte ich sie, die noch immer hinausschaute, und ich kam herüber und faßte nach ihrer Hand. Sie antwortete nicht, aber ich fühlte, wie sie zitterte und wie ihr Athem schwer ging. Nach der Richtung ihres Kopfes zu schließen, blickte sie unverwandt zum Schlosse hinüber. Aus dem Zimmer des Prinzen drang matter Lichtschein durch die Vorhänge; nun theilten sich diese, eine Männergestalt erschien auf dem hellen Hintergrunde und das Fenster öffnete sich —. Lotte war unbeweglich wie eine Statue. — Dann ein Ton, wie wenn zwei Hände leicht zusammengeschlagen werden, und die Vorhänge fielen zurück; regungslos hingen die Falten hernieder.

„Tone! Tone!“ flüsterte Lotte und schlang ihren Arm um meinen Hals; „ach, Tone!“ Und dann zog sie mich in das Zimmer hinein, und indem sie mich auf das Sofa drückte, kniete sie vor mir und barg ihr heißes Gesicht in meinen Schoß. „Grämе Dich nicht, sorge Dich nicht, es wird Alles gut!“

Mir fielen plötzlich Frau Roden's Worte ein: „Ei, wie wird Se. Durchlaucht sich freuen über Lotte's Freiheit!“ Sollte sie dennoch Recht haben? „Um Gotteswillen, Lotte, woran denkst Du? Lotte, es wäre entsetzlich — auch das noch!“

„Ich weiß nicht, was Dir einfällt!“ erwiderte sie erregt; „frage mich nicht und ängstige Dich nicht. Ich bin nicht zu bedauern; bitte, schweige.“

„Lotte,“ sagte ich und faßte ihre Hand, „ich kann arbeiten, ich werde für Dich sorgen, versprich mir nur — —“

„Gar nichts!“ rief sie stolz. „Ich wiederhole Dir, ich werde Dir nie zur Last fallen, lieber ginge ich zu Hans nach Amerika. Aber höre doch auf, ich bin nicht im mindesten verzweifelt.“ Und sie zündete Licht an, ging ins Schlafzimmer und begann ihre Nachttoilette zu machen.

Ich blieb allein in der finsteren Stube. Unaufhörlich ging es mir durch den Kopf: Und was nun? — Nach Berlin zurück! Lotte mußte Unterkunft finden im Hause ihres Vormunds, und ich — ach, für mich war ich ja nicht besorgt! Und endlich versank der rastlose Wirbel der Gedanken in eine nicht zu bewältigende Müdigkeit; ich tastete mich durch den finsteren Raum und warf mich angekleidet auf das Bett.

Mit schweren Gliedern und schmerzendem Kopf erwachte ich am andern Morgen, und wie mit Centnergewichten fiel die Gegenwart auf mein Herz.

Ich richtete mich empor, ein wunderbarer blaugoldener Schimmer drängte sich durch die Vorhänge. Lotte hatte schon ihr Lager verlassen; im Nebenzimmer hörte ich leise sprechen und erkannte Anita's Stimme. Es kam mir vor, als habe sie einen gewissen demüthigen Tonfall, den ich früher nicht bemerkte. Als ich nach einer Weile in das Wohnzimmer trat, stand Lotte fertig angekleidet vor ihrem Schreibtisch und betrachtete wie verlegen ihre schmale weiße Hand. Sie kam mir nicht entgegen, sie nickte nur stumm mit dem Kopfe. Anita war verschwunden.

O, diese erdrückende Stille und Schwüle in dem Zimmer, trotz der kühlen Morgenluft! Neben Lotte's Theetasse lag ein Strauß stark duftender Orangeblüthen; sie machten meinen Kopfschmerz nur noch weher.

Der Vormittag ging stumm vorüber; ich hatte keinerlei Energie mich empor zu raffen. Lotte schrieb; ich dachte nicht darüber nach, an Wen? Im Nebenzimmer hörte ich dann schwere Tritte und Flüstern — der Sarg ward gebracht. Ich hatte nicht das Herz, das stille Antlitz noch einmal zu sehen.

Und derweil begann schon der Sturm durch die Welt zu brausen, der herrliche, der furchtbare Sturm. Auf den Gassen standen die Menschen beisammen und sprachen von „Kriegserklärung“, die stündlich kommen müsse. Von Haus zu Haus, von Herz zu Herz flog der eine Gedanke: „Der alte Feind! Auf, gegen ihn mit Gut und Blut, mit Allem was wir haben!“ Keiner, Keiner dachte noch an eignen Kummer, als hätten die Hunderttausende deutscher Herzen nur einen Schlag, den für des Vaterlandes Ehre! — Ach, wer da so unsichtbar hätte wandern können durch Deutschlands Städte und Dörfer, hinein blicken in Haus und Hütte, wie viel edle Begeisterung, wie viel freudigen Opfermuth, wie viel Hochherzigkeit und Selbstverleugnung hätte er zu schauen bekommen! Und nur ich saß da und konnte mich nicht fassen!

Krieg! Wirklich Krieg! Das heißt doch — Thränen und Leid, und Leid und Thränen? Als ob es noch nicht genug des Jammers! Das war Alles, was ich zu denken vermochte.

Und der Tag verging und ein zweiter brach an, der Begräbnißtag. Gegen elf Uhr brachte man den Sarg das Treppchen hinunter; er mußte durch den Domainengarten getragen werden, am Thore des Gutshofes wartete der Leichenwagen. Ich habe nichts von Allem gesehen und gehört, denn ich saß an dem einzigen Orte, wo ich ungestört verweilen konnte, in der kleinen Küche, nach dem stillen Garten hinaus. Nur das Geläut der Glocken, das die alte gute Frau zum Kirchhof begleitete, scholl in mein Ohr.

Und mitten hinein in dieses Friedensgeläut tönte der Ruf: „Zu den Waffen! der Krieg ist erklärt, die Einberufungsordre da!“

Ich wußte es nicht, da stürzte Lotte in mein Zimmer. — Der vom Begräbniß heimkehrende Prediger hatte die Nachricht mitgebracht. Sie war blaß, sie rang die Hände, sie zitterte an allen Gliedern. Es war, als ob ihr Anblick mich gewaltsam emporrüttelte.

„Tone, das ist furchtbar!“ stammelte sie.

Ich folgte ihr in das Vorderzimmer, wo der Geistliche noch stand. Von der Straße her schallten Rufe und ungewohnter Lärm. „Ihre Trauer wird milder werden in dem großen allgemeinen Leid,“ sagte der alte Mann, „helfen auch Sie mit tragen; Gemeinsamkeit giebt vielen Trost, viel Freudigkeit.“

Als er gegangen, trat ich zu Lotte, und einen Augenblick hielten wir uns fest umschlungen; ich fühlte ihr klopfendes Herz an dem meinen und hörte ihre bangen schluchzenden Athemzüge.

„Es ist furchtbar!“ flüsterte sie. „Ich glaubte noch immer, der Sturm ziehe vorüber.“

„Aengstige Dich nicht, Lotte, wir sind ja beisammen, wir haben uns!“ Nun sie zitterte, kam mir der alte Muth wieder. „Wir sind ja Soldatenkinder, Lotte,“ fügte ich noch hinzu und gab sie frei aus meinen Armen, „und wir haben Beide leider Keinen, der da mit hinausziehen darf. — Wenn der Vater noch lebte, wenn Hans noch hier —“

Aber sie achtete meiner Worte nicht; sie lief nach der Thür, und dort blieb sie stehen, die Hände an die Schläfen gepreßt; und dann kam sie wieder ans Fenster. Sie stand offenbar unter dem Banne einer furchtbaren Gemüthsbewegung.

Dann stürmte es draußen die Treppe empor und ohne anzuklopfen ins Zimmer; Anita war es, athemlos. Ihre Augen suchten Lotte, und Beider Blicke trafen sich; es war, als ob sie Beide sprechen wollten und meine Gegenwart ihnen die Lippen schloß.

„Sie wissen es schon,“ begann endlich die Italienerin verlegen, „der Krieg — auch Se. Durchlaucht reisen morgen schon.“ Ich sah Lotte's Antlitz nicht, sie hatte sich abgewandt; aber mir ward es mit einem Male leichter ums Herz, und still ging ich aus dem Zimmer. Wenn wirklich der lustige Prinz ein Tendre für Lotte gefaßt, so brach dieses Kriegsgewitter segensreich in den schwülen Liebestraum hinein. Ich wunderte mich, als ich Anita sofort nach mir das Wohnzimmer verlassen hörte und sie mit Windeseile durch den Gartenweg fliegen sah. Und als ich sogleich zu Lotte zurückkehrte, fand ich sie mitten in der Stube, die Hände vor das Gesicht geschlagen.

„Was ist Dir, Lotte?“

Da sanken ihre Arme herunter; ich sah Thränen in ihren Augen, und seltsam zuckte es um ihren Mund, wie glückliches Lächeln, und doch schmerzverzogen.

Genau weiß ich nicht mehr, wie es in den nächsten Stunden ward; bei großen Ereignissen ist der Sinn wie trunken. Ich dachte nicht mehr an unsere bange Zukunft, was galt des Einzelnen Sorge noch? Die alte Aufwartefrau, die uns das lauwarme Mittagessen aus dem Speisehause brachte, hatte drei Söhne, die „mitmußten“, und der Aelteste besaß schon Weib und Kind und Geschäft. Aber die Alte klagte nicht.

Sie setzte die Schüsseln auf den Tisch und sagte: „Herr Roden hat eben die Leute auf dem Hofe versammelt und ihnen eine Rede gehalten. Er muß auch mit,“ setzte sie hinzu und heftete einen Blick auf Lotte, der nicht allzu freundlich war; „und Niemand kann wissen, wer wiederkommt!“

Ach, Er! Ich hatte seiner noch nicht gedacht heute, und ich sah Lotte an bei diesen letzten Worten, ob ihr das Herz nicht schlug in Reue, ob sie ihn lassen würde, ohne ein Wort, ohne eine Bitte um Verzeihung. Aber Lotte hatte gar nicht zugehört. Den Kopf auf die Hand gestützt, rührte sie das Essen nicht an. Draußen auf der Gasse lärmten die Jungen aus der Nachbarschaft und spielten Krieg mit den Franzosen; in unserem Zimmer war es desto stiller; ich saß dann am Fenster, Lotte am Schreibtisch. Sie kramte hastig in den Kästen herum, zerriß Briefe und band andere zusammen, — ich begriff ihr Thun nicht. Ein paarmal that ich den Mund auf, um ruhig mit ihr noch einmal über Fritz Roden zu sprechen, aber ich wußte nicht, wie beginnen. Ein paarmal wandte sie sich, als wollte sie reden, einmal trat sie sogar dicht zu mir heran, aber auch sie schwieg; in jähem Wechsel kam und ging die Farbe auf ihren Wangen. Sie warf keinen Blick nach den Fenstern drüben, obgleich von Zeit zu Zeit der Prinz dort sichtbar wurde.

„Ich ersticke hier fast,“ sagte sie endlich, „ich wünschte, es wäre Abend.“

Als es dämmerte, erhob ich mich und fragte sie, ob sie mich auf den Kirchhof begleiten wolle.

„Morgen! Morgen!“ erwiderte sie, „heute laß mich; ich werde ein wenig im Garten auf- und abgehen.“ Und als ich zur Thür hinausschritt, kam sie mir hastig nach. „Tone!“

Wieder war es, als wollte sie sprechen, aber sie brachte weiter nichts heraus als: „Wenn Du dort betest, vergiß mich nicht! — Wann kommst Du zurück?“

„Ich weiß es nicht, Lotte — bald.“

Honoratiorenball.

Originalzeichnung von H. Albrecht.

Digitized by Google

So trennten wir uns. — Lotte hat nie Vertrauen zu mir gehabt; sie kannte nur ihren eignen Willen. „Ich lasse mich nicht schieben!“

Da draußen kontrastirte der Lärm seltsam mit unserem stillen Trauerhause. Auf dem Domainenhofe standen die sämmtlichen Pferde; ich hörte Fritz Roden's Stimme aus den Ställen erschallen, die Knechte liefen geschäftig ab und zu, und der alte Schafmeister, der noch von Anno 13 war, stand eifrig sprechend vor dem Küchenfenster. So rasch wie möglich ging ich über den Hof.

In den sonst so ruhigen Straßen das aufgeregteste Leben; vor den Thüren die Weiber in Angst und Unruhe, in den Schenken die Männer, die Kinder in vollster Begeisterung vaterländische Lieder singend. Erst auf dem Friedhof ward es stiller. Ich habe lange da draußen vor dem frischen Hügel gesessen; als ich aufstand, war es um mich her fast dunkel.

In der Stadt noch dasselbe Leben und Treiben, ferne Musik klang herüber und Hurrahrufen; nur unsere Straße lag jetzt in tiefster Ruhe. Ich warf einen Blick zu den Fenstern des Schlosses hinauf, es schimmerte Lichtglanz hinter den Vorhängen; bei uns drüben war es dunkel. Lotte saß wohl noch im Finstern! Dann schoß mir einen Augenblick der Gedanke durch den Kopf, was wohl Anita heute Nachmittag gewollt hat? Ob der Prinz etwa herübergekommen, sie zu sehen? Es wäre schrecklich peinlich, hätte er sie allein gefunden; — oder doch nicht? Er war Kavalier, er würde heute, am Begräbnißtage uns nicht stören, er hatte ja der Form genügt und mit dem prachtvollen Kranze ein paar theilnehmende Zeilen geschickt. Arme Lotte, sie war so ganz allein!

Ich beschleunigte meinen Schritt und langte athemlos in unserer Wohnung an. „Verzeihe, Lotte!“ sprach ich beim Hereintreten in das finstere Zimmer, „ich habe mich verspätet.“

Keine Antwort!

Ich öffnete das Schlafzimmer — „Lotte!“ rief ich — kein Laut. „Lotte!“ schallte meine Stimme in den Garten hinaus. — Vergebens! Eine seltsame Angst überkam mich, mit bebenden Fingern zündete ich Licht an und trat ins Wohnzimmer zurück.

Da lag mitten auf dem Tische ein Brief:

„An meine Schwester!“

Und im nächsten Augenblick lasen meine erschreckten Augen die wenigen Worte:

„Ich werde noch heute Prinz Otto's Weib, denn schon morgen scheidet er. Die Trauung findet um acht Uhr in aller Stille in seinen Gemächern statt. — Ich hatte nicht den Muth, es Dir heute Mittag zu gestehen, denn ich hätte einen Widerspruch nicht ruhig ertragen, und die Stunden des Glückes sind uns karg genug bemessen. Verzeihe Deiner Lotte.“

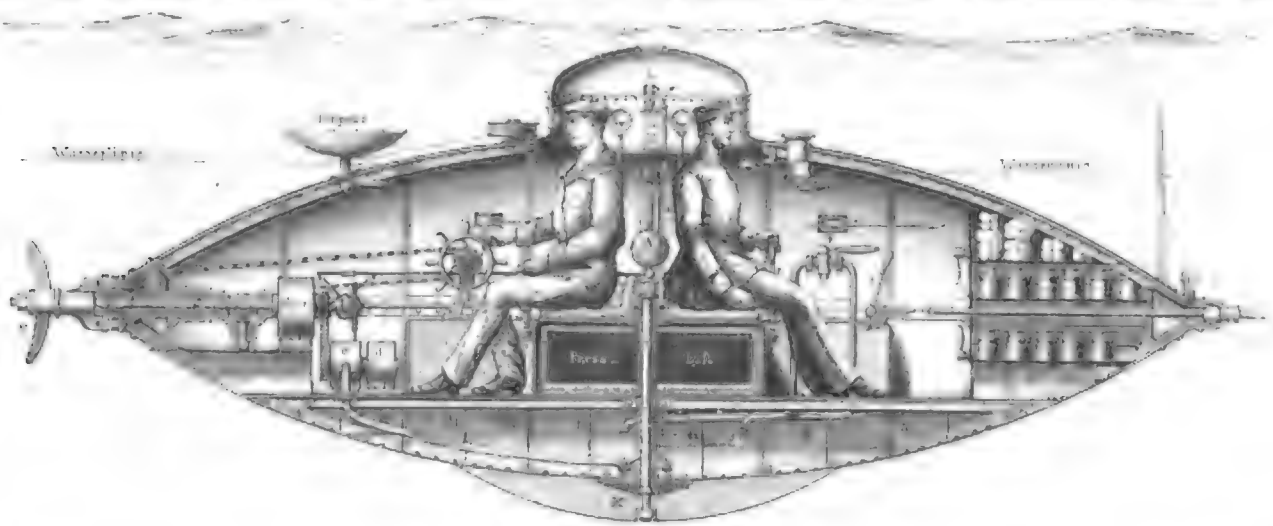
(Fortsetzung folgt.)

Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit.

Das neueste Unterseeboot.

In Nr. 50 Jahrg. 1885 der „Gartenlaube“ haben wir das Nordenfelt'sche Unterseeboot beschrieben, welches damals als das beste unter seinen zahlreichen Konkurrenten vielfach anerkannt wurde. Inzwischen wurde es über durch eine neue Erfindung des französischen Ingenieurs E. Goubet übertroffen. Dasselbe ist schon darum dem Nordenfelt'schen vorzuziehen, weil bei ihm die Feuerung mit dem störenden Rauchfang durch die Elektricität ersetzt ist und zwei Behälter mit auf 50 Atmosphären zusammengepreßter Luft der Mannschaft einen achtstündigen Aufenthalt unter Wasser ermöglichen.

Wir wollen den Mechanismus und die Handhabung des nur fünf Meter langen Fahrzeuges dem Leser klar zu machen suchen, wobei wir, um nicht zu weitläufig zu werden, von der Beschreibung einer Anzahl nicht wesentlicher Theile des beifolgend abgebildeten Bootes absehen.



Das Unterseeboot von E. Goubet.

Soll das Goubet'sche Fahrzeug seine verhängnißvolle Fahrt antreten, so steigen der Führer und der Steuermann und Maschinist in das Innere durch die Kuppel a, welche hierauf luft- und wasserdicht wieder verschlossen wird. Diese Kuppel ist mit sieben Guclöchern von starkem Glase versehen, wovon eins auch oben angebracht ist, so daß die Mannschaft sich bequem nach allen Seiten umsehen kann. Anfangs fährt natürlich das Boot, wie das Nordenfelt'sche, an der Oberfläche, wobei es bis zur angedeuteten Wasserlinie auftaucht. Auf das Kommando des Führers stellt zunächst der Matrose die elektrische Verbindung zwischen der vorne sichtbaren Akkumulatorenkammer und der mit der Schraube S verkuppelten Dynamomaschine (Motor) her, worauf diese und damit die Schraube sich zu drehen beginnen und das Fahrzeug Fahrt bekommt. Unsere Leser werden vielleicht die Abwesenheit eines Steuers bemerkt haben. Die Rolle desselben übernimmt in der That die Schraube dadurch, daß sie sich nach rechts und links mittelst des Rades verstellen läßt, welches der Steuermann mit der rechten Hand erfaßt hat.

Gelangt nun das Boot in den Schußbereich des anzugreifenden Fahrzeuges, so öffnet zunächst der Steuermann einen Hahn und gestattet damit der in dem Preßluftbehälter eingeschlossenen Luft den Austritt durch die Röhre k in die Kuppel, also in unmittelbare Nähe der Athmungs-Organe der Mannschaft. Zugleich dreht der Führer den Hahn P und bewirkt damit das Einströmen des Seewassers in die unteren Behälter h, während er umgekehrt mit dem Hebel r, den er in der linken Hand hält, die Pumpe c in Thätigkeit versetzt und damit das eingedrungene Wasser wieder hinaustreibt. Dadurch hat es der Officier vollständig in der Hand, das Boot im Nu sinken oder aufsteigen zu lassen, während der Matrose es nach seinen Anordnungen steuert und die Fahrt auf die einfachste Weise von der Welt dadurch beschleunigt oder verlangsamt, daß er eine größere oder geringere Zahl Akkumulatoren einschaltet. Trifft das Fahrzeug auf Leitungen, die nach Unterseeminen führen, so werden diese Leitungen mit dem durch eine elektrische Glühlampe beleuchteten, vorne aufragenden Messer abgeschnitten, welches der Officier mit dem Hebel T handhabt.

Man denke sich nun, das Boot befinde sich unter einem feindlichen Schiffe. Auf Geheiß des Führers wird es in eine solche Lage gebracht, daß der becherartige, hinten befindliche Torpedo auf den Schiffsboden treffen muß. Dieser steigt dann durch seinen natürlichen Auftrieb und heftet sich mit den sichtbaren Zähnen — wie das geschehen soll, verschweigt leider die uns vorliegende Beschreibung des Erfinders — an den Rumpf des Schiffes. Sofort tritt nun das Unterseeboot den Rückweg an, wobei es durch die sich aufrollende Drahtleitung mit der Sprengwasse verbunden bleibt, und

es erfolgt auf Kommando des Führers die Zündung der letzteren auf elektrischem Wege.

Es erübrigt nur noch die Beschreibung einzelner Vorrichtungen, die wir bisher nicht erwähnt haben. Zunächst der beiden Behälter A und der Linse A zwischen den beiden Seeleuten. Durch diese Linse und die damit verbundenen Vorkehrungen, auf die wir nicht näher eingehen wollen, wird bewirkt, daß sich der Wasserstand in den Behältern sehr schnell verändern läßt. Es erhöht sich somit die Last bald hinten, bald vorne, und es wird der stampfenden Bewegung des Bootes wirksam vorgebeugt. Die Pumpe d dient, in Verbindung mit Chlor- und Aetzkali, zur Reinigung der ausgeathmeten Luft. Das Bleigewicht X endlich spielt die Rolle des Ballastes und soll die schlingernde Bewegung des Fahrzeuges verhindern. Der Erfinder hat aber auch dafür gesorgt, daß das Gewicht sich vom Innern des Bootes aus loslösen läßt, und zwar für den Fall, daß die Aussaugepumpen den Dienst versagen. Das Fahrzeug steigt dann von selbst wieder an die Oberfläche.

Die elektrische Kraft soll ausreichen, um das Goubet'sche Boot vierzehn Stunden lang mit einer Geschwindigkeit von fünf Knoten (etwa neun Kilometer in der Stunde) zu treiben.

Sehr anerkennenswerth ist es, daß Goubet nicht bloß die Zerstörung feindlicher Fahrzeuge, sondern auch friedliche Zwecke ins Auge faßt. Sein Unterseeboot soll ebenfalls zur Untersuchung des Meeresbodens dienen und, an Stelle der dem Wellenga..g ausgesetzten Rettungsboote, gestrandeten Schiffen Rettungsleinen überbringen, die, an Bojen befestigt, in der Nähe derselben an die Oberfläche steigen und leicht ergriffen werden können.

H. v. M.

Blätter und Blüthen.

Das Beschlagen des Faschingspferdes im Gailthale. (Mit Illustration S. 137.) Am Faschingsonntag geht es hoch her in den sonst stillen Dörfern des Gailthales. An diesem Tage muß sich ja in jedem reichen Hause beim Mittagsmahle „der Tisch biegen", und in allen Häusern werden „Krapfen" in solchen Mengen gebacken, als gälte es heimkehrende Sieger zu bewirthen. Abends beschließt der Tanz die Freuden des Tages und

„Es schmettert das Blech, es rumpelt der Baß,
Die Geigen tönen ohn' Unterlaß — —"

bis in die späte Nachtstunde hinein.

Dies Alles bildet jedoch nur ein Vorspiel zu dem letzten Scherz in dieser tollen Zeit, zum Beschlagen des Faschingspferdes, welches am Dienstag nach dem Karnevalssonntag stattfindet. Einige Auserwählte der muthigen Dorfjugend zimmern in einem Stalle aus Holz, Pappe und Stroh das wunderliche trojanische Pferd und vermummen sich für den drolligen Umzug. Ihre Garderobe ist von Groß und Klein dicht umschart wie ein Theater in der Großstadt — alle harren ungeduldig auf das Erscheinen der jungen Faschingsnarren. Endlich sind sie kostümirt, der kleine Tambour schlägt die große Trommel und schreitet gravitätisch aus der aufspringenden Stallthür; ihm folgt das weiße Roß auf vier jungen Menschenfüßen; seine Strohmähne flattert im Winde, froh wiehert es aus einer Oeffnung des langen Papierhalses. Ein stattlicher Soldat in einer Uniform aus den Franzosenkriegen führt es am Zügel. Hinterdrein kommt ein großer Schmied mit Hammer und Zange; seine riesige Blechnase glänzt wie das Eisgefilde des Glockners im Morgenlicht; ihm zur Seite gehen Buben als Bajazzos gekleidet mit großen Sammelbüchsen. Ein hunderistimmiges Freudengeschrei begrüßt diesen Zug, der sich nun unter allerlei Possen und Schnacken zuerst vor das Wirthshaus begiebt, wo der Schmied der Wirthin eine launige Anrede hält, die darauf hinzielt, sie möge ihre Hand aufthun, das Faschingspferd wolle beschlagen sein, denn es hätte auf dem Weg zu ihrem Hause einen Huf verloren. Lachend steckt die Wirthin jedem Bajazzo einige Schillerln in die Sparbüchse und bringt Wein und Krapfen für das Roß und sein Gefolge.

Der Schmied hebt nun einen Hinterfuß des Pferdes auf und hämmert so tapfer darauf los, daß es sich bäumt und ausschlägt. Ein schallendes Gelächter begrüßt seine Sprünge, und währenddem raubt der Soldat der nächsten schmucken Dirne einen Kuß, und wenn sie ihn dafür schlägt — einen zweiten und dritten. Und die Bajazzos sind auch nicht faul, sie üben hunderi Bosheiten, bis endlich der Schmied seine Arbeit beendet und der Hausfrau prophezeit, es werde der Segen Gottes nicht von ihrem Hause weichen, weil sie das Faschingspferd mit Silber hat beschlagen lassen. Und unter Trommelschall und Gelächter und Jubelgeschrei ziehen sie mit ihrem Roß von Haus zu Haus, bis der Abend einbricht und der Zug ins Wirthshaus zurückkehrt.

Ob der Gebrauch des Pferdebeschlagens germanischen oder wendischen Ursprungs ist, ob das weiße Roß an Odin's oder Triglav's Opferthiere gemahnen soll — wagen wir nicht zu entscheiden; doch freuen wir uns, daß solche Feste die wenigen Wenden, die im Gailthale wohnen, mit den deutschen Bewohnern in traulicher Gesellschaft vereinen — und daß sie dabei lieber und leichter deutsch als „slovenisch" sprechen.

Thomas Schlegel.

Honoratiorenball. (Mit Illustration S. 145.) Es liegt schon in dem Klang des Wortes etwas Respekteinflößendes, zur Ehrerbietung Nöthigendes. Wenn ein neudeutscher Bürger aus Kamerun eine Reise durch deutsche Städte und Städtchen machte und dort auf einen „Honoratiorenball" geladen würde, wer weiß, ob ihn nicht schon das Wort, der bloße Klang des Wortes in die Flucht jagte! Mancher von den jungen Leuten, die in den Tanzsaal geladen werden, folgte wohl gerne seinem Beispiel, er darf es aber nicht, denn er ist nicht so unabhängig wie sein schwarzer Landsmann, seine ganze Existenz hängt vielleicht von dem größeren oder geringeren Geschick ab, mit dem er heute die Honoratiorentochter im Takte drehen wird. Und es gehört nicht nur großes Geschick, es gehört auch ein festes, gut versichertes Herz dazu. In vielen Fällen wenigstens, was jeder zugeben wird, der den armen Jüngling im Mittelpunkt unseres Bildes betrachtet. Ein herrliches Geschöpf mit einem Sirenengesichichen und einer entzückenden Gestalt im Arm zu halten und dabei zu wissen, daß man nichts als eine Art Rotirmaschine, daß kein Blick der Holden dem Tänzer lohnt, daß ihre Augen nur auf den Papa gerichtet sind, der, sein erhabenes Honoratiorengesicht zu einem wohlgefälligen Lächeln verziehend, würdevoll mit den Händen den Takt giebt — den Duft des verführerischen Goldhaars zu athmen, die rothen Lippen in so gefährlicher Nähe zu sehen und zu wissen, daß dieser stolze Backfisch „Honoratiore" vom Scheitel bis zur Zehe ist und sich hoch über allen Nichthonoratioren fühlt — gewiß, es ist keine Kleinigkeit, da Tänzer zu sein. Aber die Probe wird bestanden, und wenn der Tanz zu Ende, lohnt wohl ein Knix der Schönen, ein herablassendes Kopfnicken des Papa, der ganz glücklich ist, daß sein Töchterlein sich als brillante Tänzerin erwiesen hat. Derselben Ansicht sind ja auch die älteren Damen der Gesellschaft, die mit kritischen Blicken die Tanzenden verfolgen, und der „gewichtige" Honoratiore — Gemeinderath ist er ohne Zweifel — der mit einer so graziösen Handbewegung auf das Pärchen deutet, ist sicher auch der Anschauung, daß der stolz dahinschwebende Backfisch die Königin des Festes ist. Wie lange wird die arme Rotirmaschine noch von ihr träumen?!

E. P.

Die Wacht der Montenegrinerin.

Zu dem Bilde von Richard Linderum (S. 141).

Durch schwerer Wolken trübe Schar
Irrt flammend greller Blitzesschein. —
Wo weilst du, mein verwegner Aar?
Komm heim, komm heim, wir sind allein! —
Sturmlaut und sternlos ist die Nacht
Und schreckensvoll des Wetters Wuth.
Komm heim! Bei deinem liebsten Gut
Sitz ich bewehrt und halte Wacht.

Das Lämplein vor dem Gottesbild
Verlischt. — O bittre Sehnsuchtspein!
Mein Herze ruft dich laut und wild:
Komm heim, komm heim, wir sind allein!
Ich seh dich wie in wachem Traum,
Du Trotzigster der tapfern Zahl, —
Dein Angesicht ist starr und fahl,
Und blutig ist der Heide Saum.

Dein Helm einst nanntest du mein Herz;
O komm; — mit meiner Küsse Gluth
Still' ich des kühnen Helden Schmerz,
Still' ich der Wunden rinnend Blut.
Ich schaute tapfer lang darein, —
Nun ist mein Muth, mein Stolz vorbei!
Hörst du der Sehnsucht bangen Schrei?
Komm heim, komm heim, wir sind allein! —

Frida Schanz.

„Die Anwesenden ausgenommen!" Wenn man etwas sagt, das Einen in der Gesellschaft verletzen könnte, dann muß man hinzufügen: „Natürlich immer die Anwesenden ausgenommen." Diese Regel hatte der junge Baron Harald von Sinnen von seinem Hofmeister eingeprägt erhalten, und er hatte auch schon bei verschiedenen Gelegenheiten mit gutem Erfolg von derselben Gebrauch gemacht. Eines Tages hatte er nach beendigtem Diner unter den älteren Damen Platz genommen, welchen er allerlei Geschichten erzählte. Die Geschichten fanden großen Beifall. Natürlich: der junge Baron war sehr liebenswürdig und hatte die nächste Anwartschaft auf ein großes Majorat. Der Beifall der Damen ermuthigte ihn immer mehr, und er ließ eine Geschichte auf die andere folgen. Darunter auch eine, deren Heldin eine Dame war, die sich ebenso sehr durch ihren Geist wie durch ihre Häßlichkeit hervorthat. Der junge Baron betonte wiederholt die Häßlichkeit der Dame. Da bemerkte er zu seinem Schrecken, daß dies bei seinen Zuhörerinnen, die alle über die erste Jugendblüthe der Schönheit schon mehr oder weniger hinaus waren, einen unangenehmen Eindruck machte. Doch er wußte sich zu helfen, in Erinnerung an die ihm von seinem Hofmeister eingeprägte Regel schloß er seine Erzählung mit den geflügelten Worten: „Ja, ja, meine Damen, so ist es, die Häßlichen sind in Regel nicht dumm, — natürlich immer die Anwesenden ausgenommen."

B.-W.

Deutſchlands merkwürdige Bäume. Nr. 6. Die Kaiſereiche zu Eppelborn. Unſere Altvordern huldigten mit Vorliebe der Sitte, in den Kronen breitäſtiger Bäume Bänke und Tiſche aufzuſchlagen und dort in freier Luft in der natürlichen Laube geſelligen Freuden ſich hinzugeben. An Dorffeſten thronte in ſolchen Linden und Eichen die Muſik und ließ von dem hohen Podium ihre rhythmiſchen Klänge zum Tanze der Jugend erſchallen. Daß dieſe Sitte noch nicht ganz vergeſſen wurde, beweiſt uns die originelle Eiche zu Eppelborn im Regierungsbezirke Trier, die in jüngſter Zeit zu jener merkwürdigen und intereſſanten Schöpfung umgeſtaltet wurde, die uns die nebenſtehende Abbildung vorführt.

Seit den Septembertagen 1870 enthielt dieſe Eiche, die eine Höhe von 15,6 Meter erreicht, nur einen einfachen Tiſch nebſt einer Bank in ihrer Krone, bis der Bürgermeiſter E. Schwan in Eppelborn im Jahre 1882 die primitive Anlage zu erweitern beſchloß.

Eine maſſive Holztreppe, die bis zur Krone hinaufführt, umgiebt jetzt den Stamm, an welchem ſieben Podeſtböden mit Blumengeländer angebracht ſind. Die Hauptſache bildet ein durch zweckmäßiges Binden und Schneiden der Aeſte hergeſtellter, 10 Quadratmeter weiter und 3 Meter hoher Bodenraum, in dem ein Tiſch, Kaffeeſchrank, Spiegel und eine Bank aufgeſtellt ſind. Als Schmuck erblickt man in ihm verſchiedene in Spiritus eingeſetzte Thiere und Mörſer mit vollſtändigen Lafetten, während ein Faß, aus dem vier verſchiedene Getränke verzapft werden können, praktiſcheren Zwecken dient. Ein Taubenſchlag, Käfige mit Edelfalken und ſonſtigen Vögeln, ein Eichhornkaſten, Wetterſignale ꝛc. vervollſtändigen die bunte Ausſtattung des merkwürdigen Baumes. In höchſter Höhe iſt noch eine Aeolsharmonika angebracht und „ſendet“, wie die uns vorliegende Beſchreibung berichtet, „ihre melodiſchen Klänge ins Thal, beſonders den nächtlichen Wanderer überraſchend.“ Größere und kleinere Photographien der Kaiſereiche zu Eppelborn ſind von dem genannten Bürgermeiſter E. Schwan zu beziehen, der den geſammten Reinertrag aus dem Verkauf derſelben für die Ortsarmen beſtimmt hat. *

Die Kaiſereiche zu Eppelborn.

Nach einer Photographie.

Nationaler deutſch-amerikaniſcher Schulverein. In Chicago hat ſich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahres ein Verein gebildet, der es verdient, auch diesſeit des Oceans mit beſten Wünſchen für ein erſprießliches Gedeihen begrüßt zu werden: ein deutſch amerikaniſcher Schulverein, welcher in ähnlichem Sinne in Amerika wirken will, wie dies der allgemeine deutſche Schulverein in Europa ſchon ſeit einigen Jahren gethan hat.

Das Programm des Vereins iſt ein ſo klares und verſtändiges, daß ein erfreulicher Erfolg ſeiner Beſtrebungen kaum fraglich ſein dürfte. Die amerikaniſche Nation zu einem einheitlichen Ganzen auszugeſtalten, iſt das Ziel, welchem auch der Deutſch-Amerikaner zuſtrebt; aber zur Erreichung dieſes Zieles, bis zur Verſchmelzung der verſchiedenen Nationalitäten zu einem einzigen großen amerikaniſchen Volke ſoll das Hauptſtreben des Einzelnen wie der Geſammtheit darauf gerichtet ſein, das neue Volk mit den beſten Charakterzügen und Errungenſchaften auszuſtatten, welche die verſchiedenen Völker der alten Welt ſich mühevoll im Laufe der Jahrhunderte angeeignet haben. Da nun aber das deutſche Volk vor anderen reich iſt an Eigenſchaften, welche zur Hebung und Feſtigung der jungen werdenden Nation geeignet ſind, ſo iſt die Erhaltung, Kräftigung und Ausbreitung des deutſchen Elementes in der amerikaniſchen Bevölkerung aus dieſem Grunde – im wohlverſtandenen eigenen Intereſſe – nicht eine bloße Anhänglichkeit an die vertraute Sprache und das alte Vaterland und ſeine Kultur, ſondern eine Pflicht. „Das deutſche Volk,“ heißt es diesbezüglich in dem Programm des Vereins, „beſitzt treffliche Eigenſchaften des Herzens und Geiſtes, und insbeſondere haben ihm ſeine Arbeitstüchtigkeit, ſein wirthſchaftliches Talent, ſeine Erziehungsmethoden, wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Erfolge, ſowie ſeine reiche klaſſiſche Litteratur den Beifall und die Anerkennung aller andern Kulturvölker eingetragen. Wir Deutſch-Amerikaner ſind aber natürliche Erben dieſer Vorzüge des deutſchen Volkes, und da wir zugleich unter all den hier eingewanderten Bevölkerungselementen das zweitmächtigſte ſind, ſo würden wir uns an unſerer Abſtammung und dem Wohle unſeres Adoptiv-Vaterlandes verſündigen, ſetzten wir nicht all unſere Kräfte ein, unſere Nachkommen und ſo zugleich die werdende amerikaniſche Nation jener Vorzüge theilhaftig zu machen.“ Zur Erreichung dieſes Zieles iſt in erſter Reihe die Erhaltung der deutſchen Sprache in Schule und Haus nothwendig; und die thatkräftige Pflege derſelben insbeſondere durch Gründung deutſcher Schulen und Beibehaltung des Deutſchen als Verkehrsſprache iſt es, welche ſich der deutſch amerikaniſche Schulverein zur Aufgabe geſtellt hat.

Hierzu ein aufrichtiges „Glückauf!“ auch von den Stammesbrüdern im alten Vaterlande! **

Friedrich Wilhelm Gubitz. Der Name des ausgezeichneten Künſtlers und Schriftſtellers iſt in der „Gartenlaube“ kein fremder. Als im Jahrgang 1867 (Nr. 9) aus der Feder Max Ring's ein Artikel über „Die Berliner Preſſe“ erſchien, mußte auch Gubitz' in ehrenvollſter Weiſe gedacht werden, und der Artikel „Moderne Kunſtinduſtrie“ (1874 Nr. 32) beſchäftigt ſich gleichfalls mit ihm. Er war befreundet mit Heinrich Heine, Achim von Arnim, Clemens Brentano, Karl Maria von Weber ſowie anderen bedeutenden Männern und ſtand in den zwanziger und dreißiger Jahren durch ſeine ſeit 1817 herausgegebene Zeitſchrift „Der Geſellſchafter“ — in welchem auch Heine's früheſte Gedichte erſchienen — mit den hervorragendſten Schriftſtellern in reger Verbindung. Große Verdienſte erwarb er ſich aber namentlich durch ſeinen gehaltvollen „Volks-Kalender“ und um die Förderung der Holzſchneidekunſt, in welcher letztern er ſo Vorzügliches leiſtete, daß ſeine Arbeiten noch heute mit Auszeichnung genannt zu werden verdienen, und daß es nur gerecht erſcheint, das Andenken an den Künſtler gelegentlich der hundertſten Wiederkehr ſeines Geburtstages — am 27. Februar d. J. — durch einen Hinweis auf ſeine Leiſtungen ehrend zu erneuern. Geſtorben iſt Gubitz in Berlin am 5. Juni 1870, und manchem Berliner Schriftſteller oder Künſtler iſt der kleine ernſte Herr mit dem vollen ſchneeweißen Haar noch in lebhafter Erinnerung. **

Kleiner Briefkaſten.

G. M. in K. Der am 4. Februar verſtorbene frühere Abgeordnete Hans Victor von Unruh, 1848 letzter Präſident der preußiſchen Nationalverſammlung, war von 1863 bis 1871 Mitglied des Abgeordnetenhauſes und gehörte von 1867 bis 1879 auch dem Reichstage an. Geboren war v. Unruh am 28. März 1806 in Tilſit.

A. G. in Gnon. Die Adreſſe des Malers Richard Püttner iſt: München-Neuhauſen, Neuwittelsbach 22. Derſelbe iſt gern bereit, nach Angabe Ihrer vollen Adreſſe die vorliegenden Fragen ausführlicher zu beantworten, als es an dieſer Stelle bei dem knapp bemeſſenen Raume möglich iſt.

Alter Abonnent W. im Harz. Die Beantwortung Ihrer Anfrage würde uns zu weit führen. Wir empfehlen Ihnen jedoch das nicht zu umfangreiche Buch „Der Kaffee in ſeinen Beziehungen zum Leben geſchildert von Dr. Heinrich Boehnke-Reich“ (Leipzig, Fr. Thiel), in welchem Sie auch über Surrogate und Zuſätze zum Kaffee, Ermittelung von Verfälſchungen desſelben ꝛc. eingehende Auskunft finden.

Inhalt: Was will das werden? Roman von Friedrich Spielhagen (Fortſetzung). S. 133. — Briefliche Kuren. Als Warnung mitgetheilt von einem langjährigen praktiſchen Arzte. S. 138. — Gebrüder Grimm. Zum hundertjährigen Geburtstage Wilhelm Grimm's. Von Dr. Georg Winter. S. 139. Mit Portraits S. 131. — Die Andere. Von W. Heimburg (Fortſetzung). S. 141. — Fortſchritte und Erfindungen der Neuzeit. Das neueſte Unterſeeboot. Mit Abbildung. S. 146. — Blätter und Blüthen: Das Beſchlagen des Faſchingspferdes im Gailthale. Von Thomas Schlegel. S. 147. Mit Illuſtration S. 137. — Honoratiorenball. S. 147. Mit Illuſtration S. 145. — Die Wacht der Montenegrinerin. Gedicht von Frieda Schanz. S. 147. Mit Illuſtration S. 141. — Deutſchlands merkwürdige Bäume. Nr. 6. Die Kaiſereiche zu Eppelborn. Mit Illuſtration S. 148. — Nationaler deutſch-amerikaniſcher Schulverein. — Friedrich Wilhelm Gubitz. — Kleiner Briefkaſten. S. 148.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redakteur Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernſt Keil's Nachfolger. Druck von A. Wiede, ſämmtlich in Leipzig.

Digitized by Google

№ 9. 1886.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Was will das werden?

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Friedrich Spielhagen.

(Fortsetzung.)

8.

So schien denn diese Wetterwolke, ohne größeren Schaden angerichtet zu haben, vorübergezogen zu sein, und auch sonst schickte sich alles nach Wunsch. Schlagododro hatte kaum erfahren, daß „der Schein, auf den er bestand", von mir eingelöst werden würde (woran er in letzter Zeit doch manchmal gezweifelt haben mochte), als er seine ganze sonnige Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit gegen mich hervorkehrte, wie wenn unsre Freundschaft nie ein Hauch getrübt hätte. Ellinor von Vogtriz hatte den versprochenen Besuch bei Maria sogleich am folgenden Tage gemacht und alles mit ihr verabredet. Ich hatte die junge Dame auch diesmal nicht gesehen, wie ich sie denn auch vorher wissentlich nie gesehen hatte — begreiflicherweise, da wir uns in so völlig verschiedenen Kreisen bewegten, falls dieser Ausdruck überhaupt auf mich angewendet werden konnte. Maria, die sonst so gelassene, war wieder so voll des Lobes der Schönheit und Liebenswürdigkeit ihrer „Freundin" — ein Ausdruck, welchen sie geflissentlich mehrmals gebrauchte — daß ich jetzt definitiv beschloß, dieselbe weder schön, noch liebenswürdig zu finden. Ueberhaupt trug ich für die ganze Angelegenheit eine Gleichgültigkeit zur Schau, die ich innerlich keineswegs empfand. Begreiflich genug. War es doch das erste Mal, daß ich mich auf längere Zeit aus den gewohnten Verhältnissen entfernen, in völlig andere treten, mich unter fremden Leuten bewegen sollte in einem vornehmen, reichen Hause, ich, der ich nie den Fuß in ein solches gesetzt hatte und mir von demselben Vorstellungen machte, die zu meiner wachsenden Unruhe mit jedem Tage ungeheuerlichere Dimensionen annahmen. Und diese Unruhe wurde gewiß durch den Gedanken nicht beschwichtigt, daß die Menschen, deren Gastfreundschaft ich jetzt in Anspruch nehmen wollte, Aristokraten waren, mit denen ich, der Republikaner, nichts zu schaffen hatte und also ehrlicherweise keine Gemeinschaft pflegen durfte. Nicht, weil sie ein Von vor dem Namen führten! das thaten die Werin's auch, aber sie alle dachten so großartig frei; ich war bei ihnen nie auf ein Vorurtheil gestoßen, das mich hätte verletzen, auf eine Anschauung, die ich nicht hätte theilen können. Im Gegentheil! ich war in dem Verkehr mit diesen hochbegabten Menschen im Schwunge über meinen früheren beschränkten Horizont weit hinausgetragen worden; hatte nun erst recht das Niedrige und Gemeine verachten lernen, mich von glühender Begeisterung für die höchsten Ideale, für Recht und Freiheit, erfüllen lassen. Und von Schlagododro, der doch so viel gemäßigter dachte, als ich, wußte ich, daß er wegen seiner Freisinnigkeit in seiner ganzen Familie verschrieen war, gerade so, wie bei den Junkerlein in unserer Klasse, deren wir eine

Junge Venetianerin. Nach dem Oelgemälde von E. v. Blaas.

ganze Reihe zählten, und die sich naserümpfend von ihm zurückgezogen oder ihm offen den Umgang gekündigt hatten, als er es wagte, mit dem „Tischlerjungen“ einen Freundschaftsbund zu schließen.

Aber das waren Bedenken, die für mich hätten abgethan sein sollen, und die doch stärker als je auf mich eindrangen, als ich am letzten Abend vor der Reise in meinem Zimmer vor dem sorgsam gepackten Köfferchen stand, im Geiste schon abgeschieden von der trauten Umgebung, bei mir überlegend, ob ich der Mutter Lebewohl sagen oder mich mit der schriftlichen Notiz begnügen sollte, in welcher ich ihr meine Absicht mitgetheilt und die ich ihr durch die Magd (nicht mehr die lachlustige von früher, eine ältere, häßliche, mürrische Person) hatte zustellen lassen.

Ich hatte eben beschlossen, daß der schriftliche Abschied genüge, als ich ihre Thür gehen und den mir nur zu wohlbekannten leisen gemessenen Schritt des Kaplans über den Flur kommen hörte. Er mußte, um zur Treppe zu gelangen, an meinem Zimmer vorbei. Ich wußte aus leidiger Erfahrung, wieviel Schritte es bis dahin, und wieviel er dann noch die Treppe hinab und zum Hause hinaus hatte. Ich hatte sie zu oft gezählt und bei dem letzten und dem Klappen der Hausthür jedesmal erleichtert aufgeathmet mit einer durch die Zähne gemurmelten Verwünschung, die ich dem Verhaßten nachsandte. Zu meinem Erstaunen blieb der Schritt heute vor meiner Thür stehen, an die alsbald — auch wieder leise und gemessen — geklopft wurde. Was konnte der Mann bei mir wollen? Unwillkürlich begann mir das Herz heftig zu schlagen, dennoch sagte ich mit leidlich fester Stimme Herein. Im nächsten Moment stand er vor mir und streckte mir die magere wohlgepflegte Hand entgegen, die ich nur eben an den Fingerspitzen berührte, um dann einen Stuhl herbeizurücken, ihn durch eine Geberde auffordernd, Platz zu nehmen.

„Wollen Sie sich nicht ebenfalls setzen?“ sagte er.

Ich mußte zu diesem Zweck, da ich nur zwei Stühle hatte, das Köfferchen auf den Fußboden stellen. Sein Blick blieb auf dem Köfferchen haften, dessen Deckel ich schloß: der Mann sollte eben so wenig in meinen Koffer sehen, wie in meine Seele.

„Sie haben einen Ferienausflug vor,“ sagte er; „ich weiß es von Ihrer Frau Mutter. Sie ist sehr glücklich darüber. Je strenger sie selbst — viel strenger, als ich es billigen kann — der Welt entsagt hat, desto aufrichtiger freut sie sich, daß Sie in die Welt kommen, daß Sie Muth und Lust haben, dieselbe aufzusuchen. Und dazu sind die jungen Jahre gewiß die besten, ja, wohl die einzig geeigneten. Wer dann später resignirt, der weiß doch wenigstens, warum. Ich hoffe von Herzen, daß Sie nie zu dieser Resignation kommen, die eine traurige bleibt, auch wenn sie nothwendig sein sollte.“

War der Mann gekommen, mir das zu sagen? oder worauf wollte er hinaus? Ich saß, ohne mich zu regen, erwartungsvoll da, während mir — jetzt zu meinem Aerger — das Herz noch immer unruhig schlug.

„Ich habe mich zunächst eines kleinen Auftrages zu entledigen,“ fuhr er nach einer kurzen Pause fort. „Sie wissen, daß ich nicht nur der geistliche, sondern auch der weltliche Beirath Ihrer Frau Mutter bin, und in dieser letzteren Eigenschaft habe ich Ihnen dieses kleine Päckchen zuzustellen, welches enthält, was der praktische Engländer richtig das ‚Needful‘ nennt, — diesmal für die Bedürfnisse und etwaigen Eventualitäten Ihres vorhabenden Ausfluges.“

Er wollte dabei ein Kouvert, das er aus der Tasche gezogen hatte, auf meinen Arbeitstisch legen; ich wies es lebhaft zurück.

„Es bedarf dessen durchaus nicht,“ sagte ich; „mein Taschengeld ist ein so reichliches, und ich wußte seit Monaten, daß ich diese Reise machen würde; ich bin völlig versehen.“

„Sehr vorsichtig, sehr klug für einen so jungen Mann,“ sagte er, ohne die mindeste Empfindlichkeit zu verrathen. „Aber wie Sie wollen. Ihre Frau Mutter hat keinen anderen Wunsch, als Ihnen die Freiheit des Empfindens und Handelns in jeder Weise zu sichern.“

„Ich bin meiner Mutter sehr verbunden,“ sagte ich.

„Sie haben wirklich alle Ursache dazu,“ erwiderte er, das Kouvert zwischen den Fingern bewegend; „Ihre liebe Mutter hat sich den Weg, von dem sie überzeugt ist, daß er zum Heile leitet, durch eigne Seelenkraft in Gebet und Andacht zu schwer erringen müssen, um nicht zu wissen, daß Gott nicht nur seine Heiligen, sondern auch uns sündige Menschenkinder wunderbar führt, und daß es wenig nutzt und oft recht üble Frucht bringt, so man sich vermißt, in seinen unerforschlichen Rathschluß mit kurzsichtigem Menschenwitz eingreifen zu wollen. Gesellt sich nun zu dieser höheren Einsicht, welche allemal die Demuth zur treuen Gefährtin hat, jene krankhaft nervöse Disposition, die Folge schwerster seelischer und physischer Leiden, so schaudert nun gar das zaghafte Herz, auch wenn es das Herz einer Mutter ist, vor der Verantwortung zurück, die wir mit der Leitung und Lenkung einer jungen Menschenseele auf uns laden. Ich hätte vielleicht früher schon Gelegenheit genommen, Ihnen dies zu sagen und damit wohl einen tieferen Einblick in das immerhin nicht leicht zu deutende Wesen Ihrer verehrungswürdigen Mutter zu eröffnen, — wie mich denn Ihre Mutter wiederholt dazu ermahnt und gedrängt hat, — aber ich habe gemeint, damit warten zu sollen, bis ich nicht mehr mit einem Knaben über so hochwichtige und schwierige Herzens- und Seelenangelegenheiten sprechen konnte, sondern mit einem Jüngling, der bereits selbst seine Herzenserfahrungen und seine Seelenkämpfe gehabt und erduldet hat, und bei dem man mit Sicherheit auf ein Verständniß rechnen darf, welches dem Knaben eben so sicher fehlt. Nicht wahr, ich habe mich darin nicht geirrt?“

Ich erwiderte nichts und was hätte ich auch erwidern sollen? Daß ich ihm nicht traute, so glatt die Rede auch von seinen Lippen floß? so schmeichelnd auch sein achtungsvoll höfliches Benehmen gegen den jungen Menschen war, den er in jeder Beziehung so weit übersah? Ich würde wohl endlich etwas sagen müssen, das fühlte ich wohl; aber nicht, bevor ich wußte, worauf dies alles hinaus sollte. Umschlich der Finkler den Vogel, um ihn zu umgarnen: nun, der Vogel war kein Gimpel und war auf seiner Hut.

„Ich darf mir gewiß Ihr Schweigen günstig auslegen,“ fuhr er fort, „und das giebt mir den Muth, der Sache, um die es sich handelt, näher zu treten. Ich bin überzeugt, daß Sie mich freundlich und ruhig anhören werden, wie Sie überzeugt sein dürfen, daß ich aus keinen anderen Motiven spreche, als aus denen der tiefsten Verehrung für Ihre Frau Mutter, der lebhaftesten Sympathie für Sie selbst und endlich aus der Nothwendigkeit der Situation heraus, die eine Entscheidung wünschenswerth macht, wie Ihre Frau Mutter meint, oder gebieterisch fordert, wie es meine Ansicht ist.“

Er hatte jetzt das Kouvert wieder eingesteckt und die weißen Hände über dem Stockknopf und dem niedrigen breitkrämpigen Hut gefaltet. Seine dunklen Augen waren gesenkt; das aristokratische Gesicht hatte den Ausdruck tiefsten Ernstes angenommen, wie die Stimme, in der er jetzt weiter sprach, einen eigenthümlich eindringlichen Klang, trotzdem sie leiser war, als vorhin.

„Es giebt Irrungen des Herzens, die, wie beklagenswerth sie sind und wie schlimme Folgen sie auch für den Irrenden haben, ihm dennoch kaum angerechnet werden können. Als eine derartige Irrung muß ich die zweite Ehe Ihrer Mutter bezeichnen. Sie wurde von ihr eingegangen in einer Zeit tiefster seelischer und physischer Verstörung und Zerrüttung, welche die Annahme, daß Ihre Mutter mit dem vollen Bewußtsein der Wichtigkeit und Verantwortlichkeit des Schrittes gehandelt hat, fast ausschließen. Wie sie menschlich geirrt hat, so ist es menschlich recht und billig, ihr die Last, welche sie, ohne zu wissen, was sie that, jedenfalls in völliger Verkennung und Ueberschätzung ihrer Kraft auf sich geladen, möglichst zu erleichtern. Die Ehe zwischen einer gläubigen Katholikin, zu der Ihre Mutter geworden war, und einem Protestanten, der sich bereits damals von jedem Glauben losgesagt hatte, ist schon an und für sich im kanonischen Sinne keine; aber sie würde mir auch in dieser ihrer Entstellung heilig sein, wenn sie es in sich wäre oder je gewesen wäre. Nie hat zwischen den beiden Unglücklichen — denn auch der Mann kann nicht anders als tief unglücklich sein — ich will nicht sagen: eine Seelenharmonie, sondern nur ein leidliches Verständniß im gewöhnlichen menschlichen Sinne obgewaltet, wie das bei der völligen Verschiedenheit ihrer Naturen auch gar nicht anders sein konnte. Aber Ihre Mutter ist die bei weitem unglücklichere als die höhere, zarter besaitete Natur, die, um Fehle abzubüßen, welche großherzige Frauen am ehesten auf sich laden, um Versuchungen zu entgehen, denen Jugend und Schönheit am meisten ausgesetzt sind, von den Höhen eines gesellschaftlich reich bewegten, durch Kunst und Bildung verschönten Lebens zu den Niederungen socialer Dunkelheit und geistiger Armuth niederstieg, auf diesem Wege sich selbst verlierend und, was ihr viel schmerzlicher ist, das Einzige, was ihr aus

jenem früheren erhöhten Dasein übrig geblieben war und sie über die Misere des jetzigen hätte trösten können: ihr Kind."

„Durch wessen Schuld?" rief ich, ihm fest in die Augen sehend, die er bei seinen letzten Worten zu mir erhoben hatte. Auch senkte er den Blick nicht wieder, als er jetzt, leise und ohne eine Spur von Empfindlichkeit, fortfuhr:

„Sie irren sich völlig, wenn Sie glauben, daß ich Ihr Feind bin, der zwischen Ihnen und Ihrer Mutter steht. Das genaue Gegentheil ist der Fall. Ich weiß, daß ich Ihnen, dem jungen Freigeist und Freiheitsschwärmer, als Katholik und Priester verdächtig bin. Gerade wie hier Ihr Verdacht auf falscher Fährte ist, gerade wie die Armen und Elenden keinen treueren Freund haben als den katholischen Priester; wie sie nur durch uns, ich meine mit dem Beistand der heiligen Kirche, jemals ihre Fesseln werden brechen und zur Gotteskindschaft und zu einem menschenwürdigen Dasein zugleich gelangen können — und Sie also, der Sie dasselbe wollen wie ich, mein Freund sein müssen — ebenso stehe ich zu Ihnen in dieser Ihrer Herzenssache, und der Umstand allein, daß ich hier bin aus freien Stücken — denn wer hätte mich dazu zwingen können? — sollte Ihnen ein Beweis sein, daß ich die Wahrheit spreche."

„Aber was verlangen Sie von mir?" rief ich, der ich meine Erregung nicht mehr beherrschen konnte.

„Ich verlange nichts," erwiderte er; „ich komme als ein Bittender und bitte nichts weiter, als daß Sie mich geduldig anhören. Ich habe Ihnen jetzt die Situation, in der Sie beide, Ihre Mutter und Sie, jeder für sich und einander gegenüber sind, geschildert, und Sie werden mir Recht geben, wenn ich vorhin sagte, diese Situation dränge nach Entscheidung. Hier ist eine Mutter, die sich immerdar nach ihrem Sohn gesehnt hat und dieser Sehnsucht keinen Ausdruck geben konnte, da sie fürchten mußte, nicht verstanden zu werden; hier ist ein Sohn, der nun weiß, daß der Schatz der Liebe seiner Mutter ihm nicht, wie er wähnte, vorenthalten, sondern nur aufgespart ist, um ihm desto reichlichere Zinsen zu tragen — was in der Welt könnte die Beiden hindern, einander in die längst geöffneten Arme zu fliegen, in Zukunft einander so nahe zu stehen, wie sie sich bisher fern zu stehen schienen?"

Er schwieg, wohl, um mir Zeit zu lassen, mich zu sammeln. Ich bedurfte dessen wahrlich. Hatte ich denn recht gehört? Was ich als Knabe mit tausend heißen Thränen von Gott vergebens erfleht, das sollte mir nun plötzlich wie durch ein Wunder doch zu Theil werden? Ja, durch ein Wunder! Dies ging nicht mit rechten Dingen zu. Und dann —

Ich war aufgesprungen und an das offene Fenster getreten, um durch die dürren Zweige des Kornelkirschbaumes über den kleinen Hof nach dem Licht zu blicken, das düster aus der Werkstatt herausdämmerte —

Und dann: wo blieb, wenn dieser Bund, den der Priester mir anbot, zwischen der Mutter und mir geschlossen wurde — wo blieb der Vater? was wurde aus ihm? Sollte er mit aufgenommen werden in den Bund? dann freilich durfte ich ja keinen Augenblick zögern zuzugreifen. Und es konnte ja nicht anders sein; sie mußten ja wissen, mit welcher Liebe ich an dem Vater hing!

Ich wandte mich wieder in das Zimmer. Herr von Ruver, der meine halb unwillkürliche Bewegung nach dem Fenster richtig gedeutet hatte, kam mir zuvor.

„Es wird freilich ohne alles Opfer für Sie nicht abgehen, aber wann wird je auf der Welt ein Großes ohne Opfer erreicht? Und sollte Ihnen die Wahl zwischen der Mutter, die Sie mit Schmerzen geboren hat, und dem Manne, der Ihnen — ich gebe es zu — immer ein treuer Hüter war, aber an den Sie doch weder Bande des Blutes, noch, ich bin dessen gewiß, ein tieferes geistiges Interesse fesselt — sollte Ihnen die Wahl schwer werden?"

„Was verstehen Sie unter dieser Wahl?" fragte ich mit einer Ruhe, über die ich mich selbst wundern mußte, denn in meinem Herzen war es bei jedem der letzten Worte des Kaplans heiß und heißer aufgewallt.

„Viel und wenig," erwiderte er. „Wenig in so fern, als Ihnen in Ihrer Gesinnung gegen Ihren Adoptivvater keinerlei Wandlung zugemuthet wird; viel unter Umständen, wenn die Umstände eine Trennung wünschenswerth oder nothwendig machen sollten."

„Eine Trennung?" murmelte ich.

„Sie wissen," fuhr er fort, „für uns Katholiken ist die Ehe ein Sakrament in voller Konsequenz des heiligen Wortes, daß, was Gott zusammengefügt hat, der Mensch nicht scheiden soll. Von einer Scheidung kann also keine Rede sein, nur von einer Trennung, die ja überdies immer bestanden hat und möglicherweise nur eine räumliche Erweiterung erfahren würde — etwas völlig Irrelevantes also für die eigentlich Betheiligten, das für Sie selbst nur in so fern relevant wird, als Sie sich eventuell entschließen müßten, um mit Ihrer Mutter vereinigt zu bleiben, sich ebenfalls von Ihrem Stiefvater zu trennen."

„Würde dieser Fall bald eintreten?"

„Wer könnte in die Zukunft blicken?" erwiderte er nach einigem Zögern. „Ich kann nur so viel sagen, daß, wenn gewisse Eventualitäten eintreten, dieselben für Ihre Mutter und dann selbstverständlich auch für Sie eine namhafte, vielleicht glänzende Veränderung der Glücksgüter und der Lebensstellung zur Folge haben würden. Auch Ihr Stiefvater würde dabei nicht leer ausgehen; man würde sich angelegen sein lassen, ihm einen sorgenfreien Lebensabend zu sichern. Aber bevor ich mich Ihnen weiter öffne über Angelegenheiten, die für jeden Anderen Geheimniß bleiben müssen, außer für den Sohn, der mit seiner Mutter einig und eines ist — Ihre Mutter erwartet Sie. Wollen Sie mir zu ihr folgen?"

Er hatte sich erhoben, jetzt ein Lächeln — ein Lächeln des Sieges, den er über den Jüngling errungen zu haben glaubte — auf den schmalen Lippen. Ich weiß nicht, ob ich auch so noch länger hätte an mich halten können — dies Lächeln brachte mich außer mir. Wie flüchtig es auch gewesen war, es erschien mir wie ein giftiger Hohn über mich und über den Vater, dessen Hammerpochen von unten heraufklang, dumpf und traurig, als schlüge er die Nägel in den eigenen Sarg.

„Nein," rief ich, „ich will Ihnen nicht folgen. Zu meiner Mutter, sagten Sie? Hat sie mich gepflegt, wenn ich krank, hat sie mich getröstet, wenn ich trostlos war — trostlos darüber, daß ich keine Mutter hatte wie andere Kinder? Wer hat alles Das an mir gethan, was meine Mutter hätte thun sollen? und dabei nie ein böses Wort gehabt gegen sie, die ihn und mich von sich gestoßen und getrieben, als wären wir unreine Thiere? Und ihn soll ich jetzt verlassen zum Dank für alle seine Liebe? Nun und nimmermehr! Behalten Sie Ihre Geheimnisse und die Glücksgüter, mit denen Sie mich fangen wollen, oder theilen Sie sie mit meiner Mutter! Mir soll es gleich sein; ich will nichts davon. Hören Sie: nichts! nichts!"

„Ich höre," erwiderte er — und dabei zuckte abermals ein Lächeln um seinen Mund — diesmal ein Lächeln des Spottes, vielleicht der Verachtung — „Sie sprechen ja laut genug — lauter, als es sich vielleicht dem Jüngling ziemt einem Manne gegenüber, der sein Vater sein könnte. Auch höre ich nichts, als was zu hören ich leider erwarten mußte und erwartet habe. Dennoch sei es fern von mir, Ihnen zu zürnen, wie ich wohl dürfte; ich verzeihe Ihrer Jugend die Hitze, zu der Sie sich montirt, Ihrer Unerfahrenheit die Wahl, die Sie getroffen haben. Auch soll sie deßhalb nicht unwiderruflich sein, diese Wahl. Ich lasse Ihnen Zeit, zur Ruhe, zur Besinnung zu kommen. Ebenso werde ich Ihrer Mutter den vorläufigen Ausgang dieser Unterredung in einer Weise mittheilen, die für sie die wenigst kränkende ist und Ihnen den Weg zur Umkehr offen läßt. Leben Sie inzwischen wohl, und Gott behüte Sie!"

Er nickte mit dem Kopfe, winkte mit der weißen Hand das Zeichen des Kreuzes und hatte das Zimmer verlassen. Ich hörte ihn nach dem der Mutter gehen und brach in ein höhnisches Gelächter aus: da stecken sie nun wieder die Köpfe zusammen über den bösen Buben! —

Glücklicher Weise für mich dauerte die Unterredung nicht lange. Der leise gemessene Schritt kam wieder über den Flur, an meiner Thür vorbei, knarrte die Treppe hinab und entfernte sich aus dem Hause. Ich athmete auf wie Jemand, der aus einem häßlichen Traume erwacht. Oder war wirklich Alles nur ein Traum gewesen? Aber da — wie ein Zeichen, das der Böse zurückgelassen — lag auf der Diele ein schwarzer glänzender Handschuh des Mannes. Ich stieß ihn mit dem Fuß auf die Seite, als ich nun selbst das Zimmer verließ, um zu dem Vater zu eilen, den ich hatte verrathen sollen.

Die Liebe

Nach dem G

Digitized by Google

höret nimmer auf.

emälde von W. Kray.

Digitized by Google

9.

Als ich in die Werkstatt trat, legte der Vater eben die blaugrüne Schürze ab. Er sei gerade mit seiner Arbeit für heute fertig, und nun wollten wir behaglich mit einander plaudern.

Es war eine Stunde erquicklichen Beisammenseins, in der ich jeden Augenblick dem Himmel dankte, daß ich den Versucher so kräftig von mir gewiesen. Zwar, wenn ich dem Guten in die treuen Augen sah, erschien mir, was ich gethan, so selbstverständlich, wie das Gegentheil schändlichster Verrath gewesen wäre. Dennoch war ich zufrieden mit mir und würde meinen Triumph voll genossen haben, nur daß der Leidenszug in dem Gesichte des Vaters heute Abend ausgeprägter war, als selbst die Tage vorher, wo er hatte zugeben müssen, daß er sich schlecht befunden habe, während er heute behauptete, es gehe ihm wieder völlig gut. Und plötzlich fiel mir das Wort des Kaplans von dem sorgenfreien Abend, der, wenn ich mich folgsam erwies, dem Vater bereitet werden sollte, schwer auf die Seele. War das nicht schon ein Gewinn, um dessentwillen ich den Handel hätte eingehen müssen? Ich hatte freilich immer angenommen, daß, für den Vater zu sorgen, meine Aufgabe sein werde, und gelobte mir jetzt wieder im Stillen, meine Pflicht gewissenhaft zu erfüllen; aber ich hatte nicht bedacht, daß die Nothwendigkeit der Hilfe so früh an mich herantreten könne. Und doch mußte ich mir wieder sagen, daß meine Selbstvorwürfe ganz thöricht seien. Ich wußte, der Vater hatte vom ersten Augenblicke an sich in ökonomischen Dingen der Mutter gegenüber die volle Selbständigkeit bewahrt; würde er jetzt zu der Kränkung, vollends von ihr verlassen zu werden, noch die Schmach einer Pension hinzunehmen? Niemals! so wenig wie ihn irgend eine Summe dafür entschädigen konnte, daß ich ihn verließ. Ach, er war heute Abend so gut und lieb, kam wieder auf seine Jugend zu sprechen und das herrliche Leben „oben auf dem Walde", wo zu Häupten die Riesentannen feierlich rauschten und durch die Stämme hier und da ferne blaue Berge still herüber grüßten. Das, müsse er sagen, möchte er wohl noch einmal sehen mit mir zur Seite, mir des Waldes Heimlichkeiten zu offenbaren; denn wenn er es auch sonst auf Erden zu nichts gebracht und Zeit seines Lebens ein unpraktischer Phantast gewesen sei und jetzt anfange ein stumpfer alter Kerl zu werden — dem Walde habe er ins Herz gesehen, wie wohl so leicht Keiner, und wenn er einmal sterbe, ein Stück von der Seele des Waldes sterbe mit ihm — das glaube er sicherlich.

So ging seine Rede, und ich hätte immer nur so zuhören mögen; denn es war die reinste, heiligste Poesie, was da in den schlichtesten Worten, die ihm unbewußt kamen, aus seinem Munde floß — dem Berggquell gleich, der, sein unschuldig Lied singend, unerschöpflich zu Thal rinnt — aber es wurde spät, und er hatte mir gesagt, daß er morgen sehr früh wieder an die Arbeit müsse. So gab ich denn vor, ich selbst sei müde und müsse mich stärken für den folgenden Tag.

Eine Wolke zog über seine Stirn, aber gleich lächelte er mich wieder freundlich an.

„Wir werden uns nun lange Zeit nicht sehen," sagte er, „und ich leugne nicht, ich werde Dich wohl ein wenig vermissen. Der Tod ist Trennung, aber die Trennung, so lange wir leben, ist auch so eine Art Tod."

Ich erschrak. Trennung! ich hatte das Wort eben gehört aus dem verhaßten Munde des Pfaffen, mußte ich es nun auch aus dem Munde des geliebten Vaters hören?

„Wenn Du so sprichst, Vater," rief ich, „so bleibe ich sicher hier."

„Wenn ich wie spreche?" erwiderte er; „vom Tode? warum soll man von dem nicht sprechen, wie von dem morgenden Tage? Beide kommen gewiß, nur daß der morgende Tag vielleicht für uns nicht kommt, der Tod aber irgend einmal sicher. Ich verstehe freilich, warum die Jugend vom Tode nichts hören und wissen will; sie hat ja auch naturgemäß nichts mit ihm zu schaffen, außer wenn sie uns Alte zu Grabe geleitet, wobei Ihr denn meistens ein Gesicht macht, wie die Kinder, denen das Kartenhaus einfällt. Die Alten, die herum saßen, wußten ja, daß es einfallen würde, und warteten nur auf den Augenblick. Ich warte nicht auf den Augenblick, aber ich habe auch durchaus nichts gegen den Tod, außer daß wir nicht verlöschen können wie ein Licht, oder zerrinnen wie der Tropfen im Wasser, oder schmerzlos still zu Erde werden wie der umgesunkene Baum im Walde. Nun, so bequem ward es uns Menschen nicht; aber das Ende vom Liede ist es doch, und ich sage, es ist ein schönes Lied, das der Wind durch den rauschenden Wald und die Welle am hallenden Ufer singt, und in dem wir mitsingen werden, ein Stimmchen im großen Chore, durch alle Ewigkeit. Glaubst Du nicht, Kind, daß es dieselbe Musik ist, die der Malle Heinrich hört des Morgens, wenn die Sonne auf- und wenn sie am Abend zur Rüste geht? Gehört hat — der arme Kerl! Er war heut hier in der Dämmerstunde und suchte Dich, ob Du nicht wüßtest, wo die schöne Musik geblieben sei? er höre sie nicht mehr; ob sie wohl gestorben sein könne? dann solle ich ihr doch einen Sarg machen, einen recht schönen Sarg! Seltsam, ihm ist die Musik gestorben, mir sind es meine Bilder: ich sehe keine mehr, und meine Särge gehen leer zu Grabe. Aber Du bist wirklich müde, Kind; Deine Augen sind trüb. Laß uns zu Bett!"

Wohl mochten meine Augen trüb sein, aber nicht vor Müdigkeit. Auch konnte ich die Thränen nicht länger zurückhalten, als er mir jetzt zur Gutenacht die Hand bot. Er sah mich erstaunt an.

„Kind, was weinst Du?" sagte er. „Und mir ist so recht heiter und fröhlich zu Sinn! Geht Ihr jungen Leute heutzutage so auf die Reise? Wart', ich will Dir etwas mitgeben, das Dir Freude machen wird. Ich wollt' es Dir eigentlich erst bei der großen Trennung geben. Nun mag's auch bei der kleinen sein."

Er verschwand in der Kammer, wo ich ihn an seinem Pulte kramen hörte. Ein Schrecken überfiel mich. Sollte es das sein?

Er kam zurück, setzte die Lampe wieder auf den Tisch; es war, wie ich geahnt hatte: in der anderen Hand hatte er das Etui, welches das Bild meiner Mutter enthielt.

„Nimm es, Kind!" sagte er; „ich sehe keine Bilder mehr und brauche keine mehr."

Ich wollte erwidern: Und dies Bild brauche ich nicht und ich will es nicht. Aber hatte ich mich darum in dieser Stunde so brav gehalten und die Empörung, welche noch in meiner Seele von der Scene mit dem Pfaffen zitterte, mit keinem Worte anklingen lassen, um nun zuletzt mich dennoch zu verrathen und das Herz des besten Mannes, dem „so recht heiter zu Sinn war", aufs Tiefste zu betrüben? Das durfte ich nicht und stammelte meinen Dank, indem ich das Etui, ohne es zu öffnen, in die Tasche gleiten ließ. Er ahnte nicht, weßhalb ich mich so stürmisch jetzt in seine Arme warf und ihn küßte. „Ich hab' es Dir ja gern gegeben," sagte er. „Und nun zum letzten Male: gute Nacht, Kind!"

Ich war wieder auf meinem Zimmer, rathlos, wo ich mit dem Etui bleiben sollte, wie man nicht weiß, wohin mit einer glühenden Kohle, ohne sicheren Schaden anzurichten. Und wenn ich es schließlich doch in meinen Koffer legte, so war es nicht, weil ich der Sicherheit meines Schreibtischschlosses nicht traute, sondern weil ich — nun ja! — weil ich mich nicht von ihm trennen wollte; weil mich sein Besitz mit einer schaudernden, aus Liebe und Haß seltsam gemischten Bewegung erfüllte. Ich aber redete mir ein, ich wolle es nur Maria zeigen, die wiederholt den lebhaften Wunsch ausgesprochen hatte, wenn nicht in Wirklichkeit, so doch im Abbild meine Mutter zu sehen; und die, wenn sie dies Bild sähe, bestätigen würde, was sie mir umlängst gesagt: hasse die Pfaffen, die sie Dir geraubt; Deine Mutter darfst Du nicht hassen!

Und so beweglich ist der Jugend Sinn: während noch, was ich eben Empörendes und Rührendes erlebt, in meiner erregten Seele nachzitterte, dachte ich bereits auch an das Morgen: an Maria und Schlagododro und die Abenteuer, die mir unzweifelhaft bevorstanden auf der geheimnißvollen Insel, welche ich mir als mein Königreich ausdrücklich vorbehielt, wenn ich von der Bodenluke des Nachbargiebelhauses beim Seifeblasen die Welt zwischen mir und Emil Israel theilte, und die, trotzdem sie nur durch eine schmale Wasserstraße von uns getrennt war, mein Fuß noch nie betreten hatte.

Drittes Buch.

1.

Ein leichter Holsteiner Wagen mit zwei kräftigen Braunen, auf dem Vorderplatz ein junger Kutscher (für gewöhnlich Knecht, und nur „ad hoc" durch einen Livréerock zum Kutscher gemacht); auf dem Rücksitze zwei junge Burschen, welche die Schule hinter sich und die endlosen Ferien vor sich haben und von denen ich

der eine bin und Schlagodobro der andere ist; ein glatter Sommerweg, auf dem das Wägelchen zwischen unabsehbaren Kornbreiten so rasch dahinrollt, daß wir die brütende Hitze kaum verspüren würden, auch wenn wir vor allem eifrigen Reden Zeit darauf zu achten hätten — das war die Situation, in welcher uns der Spätnachmittag des folgenden Tages fand. Eine Situation, die Schlagodobro durchaus vertraut war, eine völlig neue für mich. Er wollte es noch immer nicht glauben, was ich ihm schon wiederholt versichert, daß ich seine Heimathinsel noch nie zuvor mit einem Fuße betreten habe.

„Sie hat Dir doch, so lange Du lebst, vor der Nase gelegen," rief er.

„Vielleicht gerade deßhalb," erwiderte ich. „Als ich ein kleiner Junge war und ich sie immer vor Augen hatte, und mein heißester Wunsch, einmal hinüber zu kommen, fand ich Niemand, der sich meiner erbarmt und mir mein Verlangen gestillt hätte, das ich vielleicht auch nicht einmal ausgesprochen habe. Später, als ich auf eigenen Füßen stand und ich jeden Tag hätte hinüber segeln und rudern, oder schlittschuhlaufen, allenfalls schwimmen können, wollte ich es nicht mehr. Die Insel war mir ein Traum geworden, den ich mir nicht zerstören wollte, mein Separat-Königreich, in welchem ich mir tausend Schlösser baute — eines schöner und stolzer als das andere. Siehst Du nun ein einziges von meinen tausend Schlössern?"

„Nein, wahrhaftig nicht!" rief Schlagodobro, die großen blauen Augen rollend.

„Ich auch nicht! Und das ist es ja eben. Ich wußte, daß sie sich in blaue Luft auflösen würden, sobald ich herüberkam. Und daran bist Du schuld."

„Meinetwegen!" rief Schlagodobro lachend. „Du konntest doch nicht ewig träumen, obgleich Du wirklich eine erstaunliche Anlage dazu hast. Tausend Schlösser! potztausend! Wir haben auf der ganzen Insel, so weit ich sie kenne — und ich glaube, ich kenne sie so ziemlich von einem Ende bis zum andern — überhaupt nur fünf Schlösser, was man so nennen kann. Das sind, außer den zwei vom Fürsten, Grenwitz, Prohnitz und unser Nonnendorf, das freilich erst nachträglich aus einem Kloster zu einem Schloß umgebaut ist. Die andern sind eben Herrenhäuser, besten Falls, und meistens ganz gewöhnliche Pächterwohnungen, manchmal noch mit Strohdächern bis auf den heutigen Tag, wie zum Beispiel gleich da links Voigtehagen, auf dem ein Herr von Kalden wohnt, oder da rechts an dem Wald — Du siehst nur eben noch den Giebel und das Viehhaus — Bernewitz — es ist dreihundert Jahre im Besitz der Bernewitz gewesen — jetzt hat's ein Herr — wie heißt der Kerl doch —"

„Krause," sagte der jugendliche Kutscher, ohne sich umzuwenden.

„Richtig: Krause! Und da noch weiter rechts —"

Schlagodobro wußte wirklich in meinem Königreich Bescheid wie „in seiner Tasche", und wenn ihm ja einmal der Name von einem Gut oder Gutsherrn nicht gleich kommen wollte, so half Jochen vom Bocke sofort ein. Ich machte ihm über seine Allwissenheit ein ironisches Kompliment, das doch nicht ohne einen Beigeschmack von Neid war. Ja, wahrhaftig: ihm und seinesgleichen gehörte die Erde; wir Andern waren nichts als hauslose Wanderer, die der Besitzer achtlos oder mißtrauisch an sich vorüberziehen sieht oder, wenn er besonders gutmüthig oder gut aufgelegt ist, hereinkommen heißt, damit sie eine Stunde rasten.

Schlagodobro gab dieser meiner Empfindung in seiner Weise Ausdruck, indem er lachend sagte: „Du bist und bleibst eben ein Phantast. Ich bin keiner, und das wäre auch schlimm für mich, der ich als Junge Oekonom werden wollte, und heute nachdem ich eingesehen habe, daß es mir dazu am Besten fehlt — woran es den Vogtriz, wie Du weißt, mit seltenen Ausnahmen immer gefehlt hat — wenigstens Nationalökonom werden will. — Jochen, waren die Herrschaften schon angekommen, als Du wegfuhrst?"

„Ja, jung' Herr: der Herr Major und das gnädige Fräulein von dem Herrn Major und noch ein anderes Fräulein aus der Stadt und die Verzieherin von dem gnädigen Fräulein."

„Von der habe ich ja noch gar nichts gehört," sagte ich; „wer ist denn die?"

„O," sagte Schlagodobro, „die ist famos. An der wirst Du Deine helle Freude haben. Sie heißt Fräulein Drechsler und macht ihrem Namen Ehre. Weiter sage ich aber nichts."

Und nun — wären wir sonst junge Leute gewesen? — da die Rede einmal auf „die Damen" gekommen war, blieben wir vorläufig bei diesem Lieblingsthema, das aber der großen rothen Ohren willen, die Jochen unter seiner Livreemütze wie zwei Flamingoflügel seitwärts starrten, in halblautem Tone und oft flüsternd geführt wurde. Ich erfuhr von Schlagodobro zum andern Male, daß seine Kousine Ellinor das schönste Mädchen der Welt sei, und daß er sie „bis zum Wahnsinn" liebe. Wenn ich ihm das nicht aufs Wort glauben wolle, so würde mir sicher der Beweis genügen, daß er wiederholt versucht habe, ein Gedicht an sie zu machen. Immer dasselbe. Dennoch sei er nicht über den ersten Vers hinausgekommen, und auch der stehe noch nicht fest. Er heiße entweder: „Geliebte Ellinor, von ganzem Herzen," oder: „Von ganzem Herz', geliebte Ellinor" — aber im ersten Falle fände er auf Herzen als Reim nur Schmerzen, und das sei doch zu verbraucht; im zweiten fände er gar keinen. Es sei zum Verzweifeln. Wie ich mich aus der Affaire ziehen würde?

„Ich würde beide Anfänge aufgeben und dafür einen dritten neuen nehmen," sagte ich.

„Ja, Du!" rief Schlagodobro wüthend; „Du hast gut reden, Du schüttelst dergleichen nur so aus den Aermeln. Ich möchte den Packen Gedichte sehen, den Du schon auf Fräulein Maria gemacht hast."

„Noch nicht ein einziges, auf Ehre!" versicherte ich.

Er sah mich mit verwundert rollenden Augen an: „Wie ist das möglich? Liebst Du sie denn nicht?"

„Wenigstens nicht ‚bis zum Wahnsinn'," erwiderte ich ausweichend.

„Dann liebst Du sie nicht," docirte Schlagodobro; „man liebt entweder bis zum Wahnsinn, oder man liebt gar nicht. Aber nun verstehe ich wieder nicht —"

Schlagodobro brach jäh ab. Ich wußte, was er hatte sagen wollen: warum ich dann so viel bei Werins verkehre? Er hatte es mir gegenüber nie ausgesprochen und verschwieg es auch jetzt: er hielt es für unmöglich, daß ich ihn um Adalbert's willen aufgegeben habe, eines Menschen willen, der ihm im tiefsten Grund der Seele zuwider war; von dem er gegen Andere erklärt hatte, daß er ihn überhaupt gar nicht für einen richtigen Menschen halte, sondern für einen aus Hochmuth, Herzlosigkeit und Fanatismus zusammengebrauten Homunculus, von dem er sich gar nicht wundern würde, wenn er sich eines schönen Tages in seine Bestandtheile auflöste und spurlos verschwände; Notabene nicht, bevor er in der Welt ein gründliches Unheil angerichtet.

So waren wir denn, bei diesem dunklen Punkt unserer Freundschaft angelangt, in Schweigen versunken, während wir weiter durch die immer lieblicher werdende Landschaft rollten, über welcher sich die Sonne bereits zum Untergange neigte. Vor uns und unter uns, die wir von einer sanften Anhöhe herabkamen, blinkte im röthlichen Licht eine tiefeinschneidende Bucht des Meeres auf, das wir während unserer ganzen Fahrt nicht wieder gesehen hatten. Links am Ufer ragten aus prächtigen Busch- und Baummassen Giebel und Dächer.

„Das ist Nonnendorf," sagte Schlagodobro. „Gefällt es Dir?"

„Was ich bis jetzt davon sehe —"

„Ist nicht viel," unterbrach er mich lachend; „freilich; aber, ich denke, es wird Dir schon gefallen."

Ich nickte; aber nicht mit innerlicher Zustimmung. Im Gegentheil: das Herz war mir seltsam beklommen, als ob da hinter die dunklen Baummassen das Geheimniß sich zurückgezogen habe, welches mir früher die ganze Insel war, und nun da verschleiert sitze. Und daß es klüger von mir gewesen wäre, hätte ich mich nie in die Lage verlocken lassen, an den Schleier rühren zu dürfen. Aber auch diese Reue kam zu spät. Schlagodobro würde doch sehr verwundert die Augen gerollt haben, wenn ich da plötzlich aus dem Wagen gesprungen und in die Felder gelaufen wäre. Und nun waren es auch schon nicht mehr Felder, sondern glatte mit dunklem Buschwerk betupfte Wiesen, oder waren es Parkanlagen? und dann eine Allee mächtiger Linden, die in vollster Blüthe prangten, und da hielten wir vor dem Schloß.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pygmäen-Theater.

Mit Illuſtrationen nach Photographien im Verlage von Pflaum u. Co., k. k. Hofphotographen in Berlin

Mignon mit ihrer Soldateska.

Die Welt hat ſchon oft große Schauſpieler geſehen, die leider recht kleine Künſtler waren, gegenwärtig kann ſie einmal die umgekehrte Erfahrung machen und kleine Schauſpieler betrachten, die in ihrem Fache groß ſind. Seit mehreren Jahren hat ſich ein kleines Völkchen von Schauſpielern zu einem Enſemble vereinigt und unter dem Namen der „Liliputaner" im In- und Auslande Theatervorſtellungen gegeben, die überall Senſation erregten und den Miniaturkollegen unſerer berühmten Helden der Poſſe und Operette Lorbeerkränze einbrachten, hinter denen ſie ſelbſt verſchwanden, wie Lichtwer's „Kleiner Gernegroß" im väterlichen Hute. Wohl zeigten ſich ſchon in früherer Zeit auf Meſſen und Märkten geniale Zwerge, die angeſtaunt wurden, als ob ſie Gulliver von ſeinen Reiſen mitgebracht hätte, und die aus ihrem körperlichen Taſchenformat goldenen Nutzen zu ziehen wußten, aber die Neuzeit hatte ſich nach und nach gegen das Schauſpiel dieſer „menſchlichen Phänomene", wie ſie die große Glocke der Reklame ausrief, abgekühlt, und ſie mußten ſich ſeitdem in Marktflecken und auf Dörfern mit ihren winzigen Leibesdimenſionen um kargen Sold „groß thun". Was den Einzelnen aber verſagt blieb, gewann eine ganze Geſellſchaft von Zwergen wieder, und die „Liliputaner", welche ſich nach und nach zu einem Zwergenſemble von neun liebenswürdigen Köpfchen vereinigt haben, ernten in Berlin, Chemnitz, Leipzig, wo ſie gegenwärtig im „Kryſtallpalaſt" die „Kleine Baronin" zur Aufführung bringen, kurz überall, wo ſie ihre Füßchen hinſetzen, reichen Applaus, ſo daß ſie unter den reiſenden Virtuoſen ſchon, wenn uns der Ausdruck geſtattet iſt, mit „ins Gewicht fallen".

Ida Mahr und Selma Görner.

Die kleinen, liebenswürdigen, anmuthigen Kobolde, die es gewagt haben, die hohen Stufen zum Tempel Thaliens hinaufzutrippeln, ſpielen aber auch mit einer Verve und Würde, mit einer ſo ergötzlichen Drolerie, daß ihren Vorſtellungen, mögen ſie nun „Robert und Bertram", „Lumpaci Vagabundus" oder „Schneewittchen" von ihrem Repertoire auftiſchen, immer reiches Intereſſe gezollt werden wird. Man glaubt die geſchäftigen Heinzelmännchen, wie Kopiſch ſie beſungen hat, auf den weltbedeutenden Brettern agiren zu ſehen, und unter normalen Verhältniſſen würden einzelne der modernen Pygmäen, die freilich nichts von der elementaren Kraft der mythologiſchen Zwerge und Wichtelmännchen beſitzen, wirklich bemerkenswerthe ſchauſpieleriſche Kräfte geworden ſein. Es ſei uns geſtattet, die Mitglieder des Zwergtheaters hier mit Namen vorſtellen zu dürfen; ſie ſelbſt werden es uns gewiß gern verzeihen, wenn wir dem Namen indiskreter Weiſe Alter und Größe hinzufügen, denn letztere ſpielen ja bei dieſen Nachkommen des „huldrevolks" der Gattin Odin's ſelbſtverſtändlich die Hauptrolle. Die begabteſten der kleinen Truppe ſind unſtreitig Selma Görner, 21 Jahre alt und 105 Centimeter hoch, Ida Mahr, 19 Jahre alt, 108 Centimeter hoch, und der luſtige Komiker Franz Ebert, das Neſthäkchen der Truppe, 19 Jahre alt und 88 Centimeter hoch. Neben ihnen laſſen Johannes Wolf, 40 Jahre alt und 106 Centimeter hoch, ſowie Ignaz Wolf, 28 Jahre alt und 96 Centimeter hoch, ihr ſchauſpieleriſches Licht beſonders leuchten, und auch die übrigen kleinen theatraliſchen Nippfiguren, Minna Mignon, 22 Jahre alt und 117 Centimeter hoch, Bertha Jaeger, 17 Jahre alt und 103 Centimeter hoch, Max Walter, 23 Jahre alt und 111 Centimeter hoch, und ſchließlich Hermann Ring, 23 Jahre alt und 104 Centimeter hoch, vollbringen mit Fleiß und Routine, was „in ihren Kräften" ſteht. Es macht zwar auf manchen Theaterbeſucher einen verzweifelt komiſchen Eindruck, wenn die kleinen, fidelen Bürſchlein mit edler Grandezza über die Bühne marſchiren, die Beredſamkeit eines miles gloriosus beim Bericht ihrer Heldenthaten entfalten oder gar in den Liebesſcenen praktiſch zur Anwendung bringen, was Madame Amour ſie gelehrt hat, aber wer einmal näher mit dem Zwergvölkchen verkehrt hat, der wird auch wiſſen, daß ihr Herzchen ebenſo heiß zu fühlen verſteht, wie das Herz von uns „Rieſen".

Unſere Bilder zeigen die flotten Akteure in einzelnen Scenen aus der bereits genannten Poſſe von Groß „Die kleine Baronin", ein Stück, das ihnen „auf den Leib geſchrieben" und trotzdem von ziemlicher Länge iſt. Da präſentirt ſich die kleine Baronin, Fräulein Mignon, mit ihrer Soldateſka im ſchneidigen Parademarſch, da lehnen ſich die beiden luſtigen Soubretten, Fräulein Ida Mahr und Fräulein Görner, die Eine als flottes Stubenmädchen, die Andere als Oekonomie-Inſpektor, traulich aneinander, nachdem ſie ſich ihr Herz entdeckt haben, und dort ſchreiten gravitätiſch Ignaz und Johannes Wolf als Kutſcher Knicker und Koch Joſef mit Hänschen, dem „Rieſen", auf der Suche nach der entflohenen Baroneſſe einher. Auf dem letzten Bilde endlich mißt ſich Herr — das Epitheton klingt faſt zu ſtolz für den kleinen Kobold — Franz Ebert mit dem genannten „großen Mimen", dem er nicht allzu viel übers Knie reicht und doch künſtleriſch „gewachſen iſt".

In keinem der luſtigen Gnomen macht ſich ein krankhafter Zug bemerklich, und die mediciniſche Weisheit, daß Zwerge ſelten über 30 Jahre alt würden, macht der Senior der Geſellſchaft Johannes Wolf, der bereits 40 Lenze zählt, zu Schanden, wie ſie ſchon ſeiner Zeit durch die berühmte 86 Centimeter hohe Zwergin Anna Thereſe Sonbrey aus den Vogeſen, die 64 Jahre alt wurde, hinfällig gemacht worden iſt. Uebrigens präſentiren ſich die „Liliputaner" trotz ihrer Kleinheit immer noch in mittlerer Statur unter ihres Gleichen, denn die Geſchichte berichtet von Zwergen, die nur eine Höhe von 42 Centimeter erreichten. Die beiden Miniaturſoubretten Selma Görner und Ida Mahr verſtehen ſich auch auf die Kunſt des Geſanges und tragen ihre Lieder und Kouplets mit großem Chic vor, wenn ihre Stimme auch natürlich kein Material für eine Wagner'ſche Ortrud oder Brunhilde hergiebt. Die Stimme iſt ebenſo groß — Pardon, ebenſo klein, wie die Sängerinnen ſelbſt. Pfiffig ſind ſie alleſammt und ſchlagfertig dazu; ſie ſind mit ihrem Schickſal zufrieden, wenn auch die goldne Zeit für die Zwerge vorbei iſt, wo ſie an die Höfe der Fürſten gezogen wurden und als „Kammerzwark" bei Tafel die hochfürſtlichen Gäſte durch „allerley Kurtzweyhl und Narrenspoſſen ergetzeten". Haben ſie doch dafür heut zu Tage alle Rechte der „Großen" und gelten nicht mehr ihr Leben lang, wie im Mittelalter, wo ſie wie die Krüppel auch für lehn- und erbunfähig gehalten wurden, für unmündige Bürſchchen. Seit der Zeit Peter's des Großen, der bekanntlich alle Zwerge ſeines Reiches an ſeinem Hofe verſammelte und die berühmte „Zwergenhochzeit" arrangirte, hat man gewiß nicht wieder ein ſolches Pygmäenvölkchen zuſammen agiren ſehen, ein Völkchen, das einen ſo gewitzigten, ſchlauen Eindruck macht wie die Geſellſchaft unſerer „Liliputaner".

Hermann Pilz.

Ignaz und Johannes Wolf nebſt „Hänschen".

Der große und der kleine Mime (Franz Ebert).

Die Andere.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **W. Heimburg.**

(Fortsetzung.)

So weit kam es! War ich denn blind gewesen bisher? Wie mit einem Zauberschlage trat Lotte's Wesen in das wahre Licht; ihr Leichtsinn, ihre Frivolität erschienen mir grenzenlos in diesem Augenblick. Prinz Otto hatte den Bräutigam aus ihrem Herzen verdrängt; noch trug sie den Ring des Andern am Finger, und schon waren die treulosen Gedanken zum Fürstenschloß hinübergeflattert. Und heute, gerade heute —!

So stand ich, den Brief in der zitternden Hand, als sich langsam die Thür öffnete und Fritz Roden eintrat. Er kam zu mir herüber und bot mir die Hand; das flackernde Licht warf einen zuckenden Schein über sein Gesicht; es kam mir vor, als sei er ein Anderer geworden, so verändert sah er aus, oder machte es die Uniform, die er schon trug?

„Ich wollte Ihnen Lebewohl sagen, Fräulein Tone," sprach er, „Ihnen und Charlotte. Es ist besser, man scheidet in Frieden, wenn man auf solchen Wegen hinauszieht, wie ich. In dieser Nacht reise ich ab, um den Schnellzug in T. zu treffen. Morgen um zehn Uhr bin ich bei meinem Regiment."

Er hatte sich, während er sprach, ruhig im Zimmer umgesehen und heftete nun seinen ernsten Blick fragend auf mich. Und als ich stumm blieb und nur mit der Hand auf den nächsten Sessel wies, sagte er: „Ich danke, Fräulein von Werthern, viel Zeit habe ich nicht, es muß so manches noch besprochen werden; was ich Ihnen zu sagen habe, läßt sich auch so abmachen." Er zögerte —. „Sie stehen nun so allein mit Ihrer Schwester," begann er abermals —

Da drängte sie sich endlich empor, die ganze tiefe Bitterkeit meines Herzens, in den Aufschrei: „Allein! Ja ganz allein!" Und dann brach ich in Thränen aus, die ersten seit dem Tode der alten Frau.

Nach ein paar Augenblicken wußte er Alles, Alles.

Eine furchtbare Pause entstand, durch nichts unterbrochen, als durch sein schweres Athemholen. „Hier können Sie nicht bleiben," sprach er endlich fast heiser, „ich bringe Sie zu meiner Mutter."

Ich schüttelte den Kopf, aber er wiederholte sein „Kommen Sie" jetzt so bestimmt und ruhig, daß ich ihm folgte, als hätte ich keinen eigenen Willen mehr. So gingen wir neben einander durch den stillen Garten; berauschend dufteten die Centifolien in dieser wonnigen Sommernacht, und vom Gutshof scholl das Singen der Mägde und Knechte. Ueberall tiefster heiliger Friede, nur in der Menschen Herzen Kampf und Noth —. Einen Augenblick blieb er stehen, deutlich klangen die Worte des Soldatenliedes zu uns herüber:

Morgen marschiren wir, Ade! Ade! Ade!
Wie lieblich sang die Nachtigall
Vor meines Liebchens Haus,
Verklungen ist nun Sang und Schall,
Das Lieben ist nun aus,
Das Lieben ist nun aus — Ade!

Ob er an den Abend dachte, wo die Nachtigall gesungen und Lotte neben ihm stand? Er fuhr sich über die Augen; dann schritt er weiter, nicht langsamer und nicht rascher, und vor der Wohnstube angekommen, öffnete er die Thür und ließ mich eintreten. Verwundert schaute die alte Frau auf, die Wäsche in einen kleinen Koffer legte: „Hier bringe ich Tone, Mutter," rief er. Dann war er gegangen.

Ich konnte nicht anders, ich flüchtete zu ihr, schlang beide Arme um ihren Nacken und weinte von Neuem. Und als ich ihr endlich Alles geklagt, schob sie mich zurück und starrte mich an, als sei ich nicht bei Sinnen. „Lotte — Trauung!" stammelte sie. „Weiß er — Alles? — Armer Junge, auch das noch!"

Dann schüttelte sie den Kopf und fragte wieder: „So rasch? Getraut — sagen Sie? Heute? Anita hat die Vermittlerin gespielt, natürlich! — Daß er die Einwilligung bekam? Freilich, er ist der Abgott seiner Mutter, und sie mögen froh sein, ihn unter der Haube zu wissen. Und die Eile? Das macht der Krieg, der Superintendent traut morgen fünf Paare. — Ach, wenn ich's nur fassen könnte, Tone! — Tone, ich muß zu meinem Fritz!"

Doch ehe sie noch die Thür erreichte, trat er wieder ein. Angsterfüllt sahen wir ihn an, aber er setzte sich ruhig an den Tisch.

„Nun thue den Koffer weg," bat er seine Mutter, „die letzten paar Stunden laß uns gemüthlich sein mit einander. — Fräulein Tone, bleiben Sie bei meiner Mutter, wenn es Ihnen kein Opfer ist, die alte Frau ist gar so allein."

Ich reichte ihm die Hand als Zusage; zarter konnte der Verlassenen keine Zuflucht geboten werden.

„Ich danke Ihnen," sprach er, „ich gehe nun ruhiger fort."

So saßen wir, wie immer, in der gemüthlichen Wohnstube; auf dem Tische funkelte goldener Rheinwein in den alten Römern; es sah so still und friedvoll aus.

„Mögen wir uns glücklich wiedersehen," sprach er und stieß mit seiner Mutter an. Und dann redeten sie von diesem und jenem in der Wirthschaft, von allem Möglichen, nur nicht von dem, worüber sein Herz fast brach, und nicht vom Scheiden. Einmal noch fuhr er dunkelroth empor; Musik schallte in das Zimmer und Fackelglanz brach durch das Fenster — Prinz Otto bekam von den Reservisten ein Ständchen. Wunderbar feierlich erscholl es: Ein' feste Burg ist unser Gott!

Begeisterte Hochrufe auf den Fürsten und den Prinzen folgten, und endlich das Lied, das Hunderttausende deutscher Herzen höher schlagen ließ:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall —"

und:

„Lieb Vaterland, kannst ruhig sein —"

Der alten Frau leuchteten die Augen. „Wo bleibt unser eignes Weh?" fragte sie mich. „Weinen Sie nicht, Tone, es ist doch etwas Großes um ein ganzes Volk in Waffen!" Und sie sah stolz zu ihrem „Jungen" empor, obgleich ihr das alte Herz fast brach. Er war ihr Letzter.

Ich wollte die wenigen Augenblicke nicht stören, die Mutter und Sohn noch vereinten. Unter dem Vorwande, in unserer Wohnung allerlei verschließen zu müssen, entfernte ich mich. Und in den finsteren vereinsamten Räumen stellte ich mich ans Fenster und barg die fiebernde Stirn in mein Tuch. Lotte, ach Lotte!

Und allmählich ward es tiefe stille Nacht, lichtlos und schweigend lag das Schloß. Dann kam ein Wagen in schnellem Trabe daher und hielt jäh unter meinem Fenster. „Leben Sie wohl, Antonie!" scholl es herauf.

Aber ich konnte nicht antworten; ich sank in die Kniee und legte meine Stirn auf den harten kalten Marmor der Fensterbank; schrankenlos brach der Jammer in mir durch. Wild und heiß habe ich geweint um sein und mein Elend und um das Leben, das so öd und hoffnungsarm vor mir lag.

„Die Frau Gräfin läßt das gnädige Fräulein bitten, in der Dämmerung doch einmal herüber zu kommen," lautete Anita's Bestellung, die mich am andern Tage in unserer Wohnung aufsuchte, wo ich mit schwerem Kopf und noch schwererem Herzen die nachgelassenen Papiere der Großmutter ordnete. Dem Vorschlag der Frau Roden gemäß sollte ich schon heute völlig zu ihr übersiedeln, und nun gab es so vieles noch zu erledigen, und vieles konnte nicht eher geschehen, bis ich mit Lotte geredet.

„Die Frau Gräfin?" fragte ich.

„Gräfin Charlotte Kaltensee, die Gemahlin Sr. Durchlaucht," erklärte Anita, ohne eine Miene zu verziehen.

„Ach so — meine Schwester! Sagen Sie ihr, ich würde kommen. Se. Durchlaucht ist abgereist?"

„Vor einer Stunde," erwiderte sie. „Die Gräfin ist trostlos."

Anita entfernte sich. Ich räumte weiter; ich konnte es nicht über mich gewinnen, einen Blick zu den Fenstern drüben zu thun. Als es dunkelte, ging ich zu Lotte; ich kann sagen, nicht mit freundlichen Gedanken.

Anita öffnete mir und führte mich durch die spärlich erleuchtete Halle den Korridor entlang bis zu der Thür, durch die ich schon einmal getreten war, an jenem Tage, als der Prinz

Lotte zum ersten Male sah. Ich folgte ihr und durchschritt das kleine Zimmer. „Bitte, linker Hand in den gelben Salon," flüsterte die Italienerin, dann entfernte sie sich. Ich hatte mit einem Male rasendes Herzklopfen, als ich vor der verhangenen Thür stand: es war eine Art Schwindel, oder machte es die eigenthümlich schwere Atmosphäre in diesen fürstlichen Räumen, stark durchduftet von Rosen und Orangeblüthen? Mit zitternder Hand faßte ich endlich die seidenen Falten und trat in das Gemach.

Es war erhellt durch verschiedene auf Etagèren und Tischen vertheilte Lampen. Ueberall ein goldig heller Schein, blinkende Reflexe, ein Gerieſel von schweren leuchtend gelben Stoffen; Landschaften und Menschenbilder in breiten goldenen Rahmen, prächtige alte Möbel, unzählige Nippes und am Boden ein weicher Teppich in satten Farben. Und dort, unter dem großen Bilde, auf dem wundervoll gemalte spielende Putten ihre rosigen Glieder über den Rahmen zu strecken schienen, lag auf einer chaise longue, den Kopf in die Kissen geborgen, Lotte.

Sie hörte mich nicht. Ihre langen schwarzen Zöpfe hingen über das weiße spitzenbesetzte Negligé herab; — sie hatte es einst bei einer Theatervorstellung getragen in der Rolle einer eleganten jungen Frau; — es war mir eine häßliche Mahnung und half mich noch bitterer machen. Alles Komödie! klang es verächtlich in mir.

„Lotte!" rief ich dann. Da schrak sie empor, und ich sah in ihr schönes verweintes Gesicht.

„Tone," bat sie wie ein Kind, „bleib bei mir!" Und aufstehend schlang sie die Arme um meinen Hals und versenkte ihre glühenden Wangen an meine Schulter. „Ich bin so glücklich, so glücklich, Tone! Vergieb mir und sage mir, daß Gott nicht so grausam sein kann, daß er wiederkommen muß!"

„Sprichst Du kein Wort, Tone? Hast Du keinen Segenswunsch für mich?" fragte sie, sich emporrichtend. — „Wenn Du wüßtest, wie grenzenlos lieb ich ihn habe, Du ständest nicht mehr mit so strenger Miene da, Tone. Du zürnst mir," fuhr sie fort und ließ nun auch ihre Arme von meiner Schulter gleiten, „weil ich Dich nicht ins Vertrauen zog? Aber es ging Alles so rasch — weißt Du. An dem Tage, wo ich meine Verlobung löste, da hatte er schon Nachricht, daß der Krieg unvermeidlich sei, und da — im Sturm hat er mir mein Ja! abgenommen. Er reiste sofort zu seiner Mutter —. Die entsetzliche Eile, die mir just so unsympathisch ist wie Dir, sie bedingt der Krieg; ich wäre unter allen Umständen für eine Anstandsfrist gewesen —. Aber so, wenn man so liebt, wenn man nicht weiß, ob man ihn wiederkehren sieht, dann schwinden alle kleinlichen Rücksichten —. Freilich," fuhr sie nach einer Pause ungeduldig fort, „das begreifen nicht alle Menschen, dazu gehört vollstes Empfinden, wahre Leidenschaft — Liebe!"

„Ja," sagte ich, und das Herz klopfte mir bis in die Zungenspitze, „und noch etwas mehr gehört dazu, um mit dem Verlobungsring am Finger dem Anderen sein Herz zu geben."

„Ach Tone," erwiderte sie mitleidig, „was verstehst Du davon; wir wollen nicht mehr darüber reden. Du wirst es ebenso wenig begreifen, daß ich Fritz nie gut war, wie daß ich meinen" — sie stockte — „Gatten unsagbar liebe."

„Dann durftest Du Roden's Antrag auch nicht annehmen."

„Aber," rief sie ungeduldig, „ich kannte Otto noch nicht! Ich gab doch Roden nur mein Jawort, um Euch und mich vor dem Verhungern zu bewahren!"

„O, das ist schrecklich, Lotte!"

„Mein Gott, das ist der Welt Brauch, Tone. Ich wäre vielleicht auch ganz zufrieden geworden schließlich, und die solide Spießbürgerlichkeit hätte mir zuletzt ebenso gut gemundet wie der ewige Kartoffelsalat, mit dem Du uns in letzter Zeit jede Woche ein paarmal satt gemacht hast —. Aber da sah ich ihn, und vom ersten Tage an, von der ersten Stunde an liebte ich ihn. Weißt Du noch, hier in diesem Zimmer? Und da —"

„Da hättest Du Fritz Roden bei Zeiten sagen müssen, wie es um Dich stand."

„Aber wußte ich denn, ob mich der Prinz —"

„O, ich verstehe," unterbrach ich sie bitter, „und da wolltest Du abwarten? Dann, wenn der schillernde bunte Schmetterling davon flog, hattest Du das spießbürgerliche vertrauensvolle Herz immer noch am Faden, — und würdest Dich mit ihm eingerichtet haben!"

„Ich bitte Dich, Tone, höre auf!" rief sie heftig; „sei froh, daß ich in dem Augenblick, wo wir gänzlich verlassen dastanden, eine rettende Hand fand, die uns bewahrt vor dem Schlimmsten, was es giebt, vor des Lebens Noth." Und als ich schwieg, fuhr sie fort: „Davon wollte ich mit Dir sprechen; Otto wünscht, daß Du bei mir bleibst. — Ich soll diese Zimmer bewohnen bis auf Weiteres; Schloß Kaltensee ist noch nicht eingerichtet; es liegt in Bayern, wo der Herzog große Besitzungen hat. Es ist mir zum künftigen Wohnsitz angewiesen; wie Du weißt, führe ich auch den Namen. Es ging Alles so rasch, ich war wie in einem Traum. Ich habe ein höchst anständiges Nadelgeld, es ist gesorgt für uns Beide; ein großes Glück, Tone!"

Sie hatte sich in einen kleinen Fauteuil gesetzt und lehnte den schönen Kopf zurück.

„Ach Tone, der entsetzliche Krieg!" seufzte sie. „Und denke Dir nur, nicht einmal eine Brauttoilette hatte ich; das alte weiße Cachemirkleid mußte ich anziehen, und der Prediger sprach so kurz, so wenig feierlich, es geht ja Alles unter in dieser schrecklichen Mobilmachung. Er war mit zwei Herren, einem Rittmeister von C. und einem Kammerherrn der Herzogin, als Trauzeugen herübergekommen. Einen Myrtenkranz hat Anita mir in Hast und Eile zusammengebandelt, und wäre nicht der Brillantreif gewesen, um den er sich schlang, kein Mensch hätte in mir die Braut eines Prinzen vermuthet. Aber nun sprich doch einmal, Tone! Nimmst Du ein Glas Wein mit ein paar Früchten? Im Speisesaal steht noch unser einziger und letzter Mittagstisch, fast unberührt; ach Tone, ich konnte vor Weinen nicht essen! Werde ich je wieder ihm gegenüber sitzen und ihm eine Aprikose schälen?"

Und sie sprang empor, eilte durch das Zimmer, schlug die Hände vor die Augen und lachte und weinte in einem Athem. „Am liebsten liefe ich ihm nach in den Krieg," schluchzte sie. „Ach, daß ich hier sitzen muß und mich sehnen und bangen! O du großer Gott!"

Sie war hinreißend in ihrer jungen Liebesseligkeit, in der Angst um den Geliebten. Aber auf mich übte es keinen Zauber. Ich mußte an Fritz Roden's blasses Gesicht denken, an seine Augen, aus denen alles Leben gewichen schien, als er erfuhr, daß sie einen Andern gefreit.

„Du bleibst doch gleich hier?" fragte sie. „Ich wollte Dich noch bitten, an den Vormund in meinem Namen zu schreiben; es mußte alles per Depesche gehen in der Hast. Auch wegen Großmama —. Der gute Mann wird gänzlich konsternirt sein. Ach Tone, Großmama! Glaube mir, ich trauere herzlich um sie."

Ich mochte wohl eine abwehrende Handbewegung gemacht haben, denn sie verstummte.

„Ich will Dir gerne den Brief schreiben, Lotte," sagte ich dann, „aber hierbleiben kann ich nicht. Ich habe Fritz Roden versprochen, seiner Mutter zur Seite zu stehen in der Zeit, wo er vom Hause fort."

Lotte war anfänglich sprachlos, dann wurde sie böse. „Das geht nicht!" rief sie bestimmt.

„O ja, es geht, Charlotte!"

„Aber ich darf nicht allein bleiben, Otto will es nicht."

„Dein Mann wird doch für eine passende Persönlichkeit sorgen können; überdies ist Anita da," erwiderte ich.

„Aber ich kann sie nicht mehr leiden!" fuhr sie auf, „sie ist so unverschämt vertraulich. Was gehen Dich Rodens an?"

„Nichts — das ist wahr. Aber mein Rechtlichkeitsgefühl drängt mich, in Etwas den Kummer gut zu machen, der durch uns über sie gekommen ist. Außerdem — ich liebe die alte Frau wie —"

„Wie eine Mutter!" ergänzte Lotte ironisch.

„Ja!" bestätigte ich aus vollstem Herzen.

„Otto wird es Dir übelnehmen," begann sie nach einer Pause. „Er sagte gestern Abend: Deiner Schwester setze ich natürlich ein Jahresgehalt fest — wie —"

Ich fuhr empor. „Er ist sehr gütig, aber ich muß danken!"

„Was hast Du nur gegen ihn?" fragte sie schmollend.

„Daß er feige, daß er ehrlos handelte, als er die geliebte Braut eines braven Mannes heimlich zu gewinnen wußte, das habe ich gegen ihn!" wollte ich ausrufen. Aber ich schwieg; warum sollte ich etwas aussprechen, das sie selbst hätte fühlen müssen, und — sie hatte sich ja so leicht, so leicht gewinnen lassen.

Eine lange Pause entstand. Anita war unhörbar durchs Zimmer geschritten und hatte auf einem Tischchen Wein, Früchte und Kuchen arrangirt, das sie nun herbeitrug. Sie stellte noch eine silberne Schale voll krystallklarer Eisstückchen hinzu, fragte nach der Frau Gräfin weiteren Befehlen, und als Lotte ungeduldig den Kopf schüttelte, verschwand sie ebenso leise, wie sie gekommen war. Sie hatten sich Beide überraschend schnell in die veränderte Situation gefunden; daß sie jüngst lange Nachmittage zusammen verplauderten, war vergessen; Lotte ganz Herrin — Anita ganz Untergebene.

Als ich noch immer schwieg und Lotte ansah, die mir halb den Rücken wendete, so daß ich nur das feine Profil erblickte, überkam es mich plötzlich wie Mitleid mit diesem schönen sonnigen Geschöpf. Gott allein wußte, was ihrer noch harrte an der Seite des Mannes, dem sie so rasch zu eigen geworden. Sollte ich ihr die einzigen glücklichen Stunden mit finsteren Prophezeiungen verderben? Eilig erhob ich mich. „Behüt Dich Gott, Charlotte, verzeihe meine trübe Stimmung; morgen, übermorgen, wenn ich ruhiger geworden, dann sprechen wir zusammen. Heute nur noch Eines: mögest Du glücklich werden, so recht von Herzen glücklich!"

Sie wandte sich, ihre Augen leuchteten, ein helles schönes Roth flog über ihr Gesicht. „Ich bin es schon, Tone, und werde es bleiben, wenn Gott mir meinen Otto gesund heimschickt."

Sie faßte mich um und schritt mit mir bis zur Thür.

„Komm morgen wieder," bat sie, „ich muß Dir noch sein Brautgeschenk zeigen und das Diadem, das die Herzogin durch den Kammerherrn schickte. Ja, und dann sprechen wir noch einmal über unser Zusammensein."

„Nein, Lotte, darüber nicht, das ist nicht anders; rede mir nicht mehr davon."

Und ohne eine Antwort abzuwarten, drückte ich ihr die Hand und ging, wie ich gekommen, mit schwerem Herzen. Und sie blieb allein in ihrem goldenen Käfig, mit ihren süßen Erinnerungen und ihrem großen vermeintlichen Glück, ohne daß ihr auch nur der leiseste Gedanke kam: „Du hast einen Menschen, einen guten treuen Menschen, elend gemacht, vielleicht fürs Leben."

„Wir wollen arbeiten, Tonchen, das ist der beste Trost!" sagte Frau Roden am andern Morgen. Und wir arbeiteten. Was haben wir Alles geschafft in jener schweren Zeit! Sachen, die gar nicht nöthig waren. Die alte Frau wußte immer etwas Neues, und wie Recht hatte sie: Arbeit ist der beste Trost!

Still, sehr still war es in dem weltfernen kleinen Städtchen, in dem alten Herrenhause; und derweil flogen die ersten Siegesbotschaften jubelnd über das deutsche Land Von Thurm zu Thurm schwangen sich die Glockenklänge. Sieg! Sieg! Es ist ein Wort, berauschender als Wein. Selbst in unsere Einsamkeit kam vorübergehend Leben, die Menschen strömten nach den Straßenecken, wo die Depeschen angeheftet wurden; die Kinder bekamen „frei" in der Schule; alte Feinde schüttelten sich die Hände; Leute, die nie mit einander gesprochen, riefen sich mit frohen Mienen die Kunde zu, vom Rathsthurme bliesen die Stadtmusikanten: „Nun danket alle Gott!" und in der Kirche erbrauste die Orgel und jubelnde Menschenstimmen fielen ein. Ja, Jubel, Jubel überall.

Dann kam die Zeitung mit der ersten Verlustliste; herzbrechend, wenn man die schlichten Namen in langen Reihen hinter einander las. Welch eine Welt voll Jammer und Weh lugte unsichtbar hinter jedem einzelnen hervor! Und man starrte darauf hin und fragte sich, was man beginnen würde vor Verzweiflung, wenn das Auge einen lieben theuren Namen dort erblicken müßte?

Aber so sehr auch der fortstürmende Siegeszug die Gemüther in Athem erhielt, die Nachricht von der Heirath des Prinzen Otto mit der schönen Lotte von Werthern machte dennoch Sensation. Die guten Leute hatten Lotte noch ganz selbstverständlich als Fritz Roden's Braut im Sinn — von der Entlobung war ja kein Wörtlein über die Schwelle des Hauses gekommen, und nun verbreitete sich plötzlich das Gerücht von der romanhaften Verbindung. Wie wenn ein Stein ins Wasser geworfen wird und immer weitere Kreise sich auf der stillen Oberfläche dahin ziehen, so ging es von Lippe zu Lippe, von Ohr zu Ohr, leise und zweifelnd — ja, wer weiß, ob es wahr ist? Als aber eines Tages der prinzliche Landauer durch die Straßen brauste und in die schimmernden grauseidenen Polster die schlanke, in elegante Trauer gekleidete Gestalt der jungen Frau sich schmiegte und ihr schönes stolzes Gesicht, vom schwarzen Spitzenhütchen umrahmt, gleichgültig über die gaffenden, die Fenster aufreißenden Leute hinweg sah, da wußte man es endlich, daß die Brautschaft mit dem Roden vorüber und der Prinz, der lustige Prinz Otto, sie heimgeholt habe in sein Schloß.

Frau Roden's Besuchzimmer wurde gar nicht leer von all den Menschen; aber die neugierigen Fragen blieben hinter den erstaunten Lippen, wenn sie mich erblickten und die liebe alte Frau mich so freundlich als ihren Trost in der Einsamkeit, als ihre Hausgenossin vorstellte. So klug wie sie gekommen, gingen sie wieder und hatten nur gerade erfahren, daß Herr Roden, nach welchem sie sich so angelegentlich erkundigten, Gottlob wohlbehalten in Frankreich marschire, und daß er fleißig schreibe.

Unsere Wohnung stand verschlossen, die Möbel verhangen; nur einige der lieben alten Sachen hatte ich mir herüber tragen lassen in die Zimmer, die mir Frau Roden eingeräumt; dieselben, in denen wir zuerst wohnten. Wohn- und Schlafstube war daraus geworden; am Fenster stand mein Nähtisch, in der Ecke das Klavier und am Ofen das Körbchen für Schnips. Der kleine vierbeinige Freund hatte zwar ein schöneres drüben bei Lotte, aber zuweilen besuchte er mich doch, als wollte er seiner alten Pflegerin nicht ganz untreu werden, und dann schmeckte ihm die Milch, die ich ihm vorsetzte, immer köstlich.

Lotte hauste still vornehm in ihrem kühlen Schloß und beantwortete die vielen, vielen Briefe und Depeschen, die ihr täglich neue Liebesgrüße von dem Prinzen brachten. Er war im zweiten bayerischen Korps; sein Bruder, der Erbprinz, stand bei den Sachsen, und Fritz Roden marschirte mit seinem alten Regimente, den preußischen Garde-Füsilieren.

Und weiter, weiter ging die Zeit; so bang, so schwer für uns Daheimbleibende. Und wenn sich auch emsig die Hände regten zu allem Möglichen, was da hinausgeschickt ward, um das Elend zu lindern — die Gedanken ließen sich nicht abweisen, sie flogen über die Schlachtfelder und suchten die Fährten, wo sie gezogen und gestritten; überall, überall, im heißen Sonnenbrand, auf staubigen Straßen und in regnerischen Bivouaknächten. Ach Gott, behüte und schütze sie! Wohl hundertmal fragte die alte Frau: „Wie mag's ihm gehen?"

Wie rasch konnte sie durch die Stube eilen dem Briefträger entgegen, um den Feldpostbrief in Empfang zu nehmen! „Warten, warten!" sagte sie dann athemlos zu dem alten Manne und riß das Schreiben auf, und wenn die Mutteraugen erblickten, was sie ersehnt hatten, daß er gesund und wohlbehalten, so langte sie in die Ledertasche unter der Schürze, und jedesmal kriegte der schmunzelnde Alte einen harten Thaler. Und dann rief sie das ganze Haus zusammen auf dem großen Flure und Alle mußten hören, was er berichtete. Zuweilen versagte ihr die Stimme vor Rührung, dann las ich weiter, und immer stand auch ein Gruß an Fräulein von Werthern dabei.

Und so kamen jene Augusttage! Ahnungslos saßen wir am achtzehnten unter den schattigen Kastanien auf dem Hofe und schnitten Bohnen ein; Frau Roden und ich auf der Bank zwischen den Fenstern, in einiger Entfernung die Mamsell mit den Mägden auf den Stufen der Haustreppe. Vor uns spielten einige Kinder, die dem verheiratheten Oberknecht gehörten, der in einem Seitengebäude wohnte und zu seinem größten Kummer daheim geblieben war, weil er lahmte. Frau Roden amüsirte sich, wie die Kleinen so tapfer Krieg führten; sie gingen wie die Wütheriche auf einander los; das kleine Mädchen aber sang aus Leibeskräften, während es neben der Mamsell auf den Sandsteinstufen saß und ihre Puppe wiegte:

„Eins, zwei, drei,
Mit den Franzosen ist's vorbei!
Sie wollten avanciren,
Sie müssen retiriren —
Eins, zwei, drei,
Mit den Franzosen ist's vorbei."

Gar komisch klang es aus dem Kindermunde, und Frau Roden lachte herzlich. „Das ist alt, das konnte meine Mutter schon singen," sagte sie.

Da kam ein Lakai durch das geöffnete Thor auf den Hof, der mich zu Lotte rief. Ich band meine Küchenschürze ab und ging hinüber.

(Fortsetzung folgt.)

Nervöse Magenleiden.

Von Professor Dr. E. Heinrich Kisch in Prag-Marienbad.

Wer kennt nicht die Fabel von der Empörung der Gliedmaßen des Körpers gegen den Magen, diesen trägen Tyrannen, für den sie alle arbeiten und sich quälen müssen, während er in aller Ruhe gemächlich sich nährt und mästet? Und wie schön vertheidigt Shakespeare durch den Mund des edlen Römers Menenius Agrippa (in „Coriolan") des Magens Recht und Macht:

Es ist gewiß, Ihr einverleibten Freunde,
Daß ich die Speisen all' zuerst empfange,
Die Euch ernähren, und mit allem Recht,
Da ich das Vorrathshaus und das Gewölbe
Des ganzen Körpers bin. Bedenkt es wohl:
Durch Eures Blutes Ströme send' ich sie
Bis an des Herzens Hof, des Hirns Senat
Durch alle Ständ' und Aemter
Im Gliederstaat des Menschen. Ich vertheile
Der kleinsten Ader, wie dem stärksten Nerv,
Was die Natur zu ihrem Leben heischt.

Es kann mit wenigen Worten nicht besser die hochwichtige Rolle des Magens für den gesammten Haushalt des Körpers gezeichnet werden, als dies der Freund Coriolan's that. Ja wohl, es klingt Manchem vielleicht beschämend: der Magen ist für den Menschen ebenso wie für jeden thierischen Leib das nothwendigste Organ zur Erhaltung des Lebens. Den Verdauungsorganen und dem Magen in erster Reihe fällt die Aufgabe zu, die Stoffe, aus denen sich der Leib aufbaut und erhält, aus der pflanzlichen und thierischen Nahrung auszuziehen und sie frei von jeder unnützen Beigabe darzustellen. Ein gar merkwürdiges chemisches Laboratorium ist dazu im Magen eingerichtet, um aus dem verschlungenen Bissen jenen Speisebrei zu bereiten, welcher dem Blute die erhaltenden Stoffe zu bieten vermag. Kräftig arbeitet die Muskulatur des Magens durch abwechselnde Zusammenziehung der Längsfasern und Kreisfasern, um mittelst dieser wurmförmigen Bewegung jedes Theilchen der zerkleinerten Nahrungsstoffe mit der Magenschleimhaut in Berührung zu bringen. Die zahlreichen Drüsen dieser Schleimhaut sind dabei in voller Thätigkeit und mengen ihre Absonderungen, den Magensaft, dem Breie bei. In diesem klaren, farblosen Safte von saurem Geschmacke und eigenthümlichem Geruche sind besonders das Pepsin und die freie Salzsäure wirksame Bestandtheile, denen die bedeutungsvolle Eigenschaft zukommt, die Eiweißkörper und das Leim gebende Gewebe der Nahrung in eine lösliche Substanz zu verwandeln, die man Peptone nennt. Während der Magen seine Bearbeitung der Nahrungsbestandtheile vollzieht, bleiben die Oeffnungen desselben nach oben und unten verschlossen und nur pausenweise wird unter stärkeren Zusammenziehungen des Magens der Speisebrei in den Dünndarm entleert.

Es ist leicht begreiflich und seit alten Zeiten wohl erkannt, daß Veränderungen in der anatomischen Beschaffenheit des Magens, also Erkrankungen der Muskelhaut, wie der Schleimhaut und der in dieser eingebetteten Drüsen, die Verdauung beeinträchtigen und eine Fülle von Störungen hervorrufen, welche auf den ganzen Organismus den schädigendsten Einfluß üben. Schwäche der Muskelschicht hemmt die nöthigen Bewegungen des Magens, wie sich dies bei Magenerweiterung zeigt; eine zu große Menge von Magenschleim, wie sie sich bei Magenkatarrh findet, hüllt die Nahrungsstoffe in eine dicke Lage, durch welche es dem Magensafte schwerer wird, durchzudringen; ein an der Wand sitzendes Magengeschwür bringt weitgehende Zerstörungen zu Stande, und Neubildungen wie Magenkrebs verschließen den Ausgang des Magens und zersetzen den Mageninhalt. Dies Alles ist bereits seit Langem in der Medicin genügend gewürdigt; aber erst in der jüngsten Zeit ist es erwiesen worden, daß eine große Reihe von Verdauungsstörungen ihren Ursprung nicht in krankhaften Veränderungen in dem Gewebe des Magens und Darmes hat, sondern nur durch Störungen im Nervensystem verursacht ist. Es giebt also verschiedene nervöse Magenleiden, welche ähnliche krankhafte Erscheinungen mit sich bringen wie die Gewebsveränderungen des Magens.

Es sind zumeist Störungen im gesammten Nervenapparate, welche zu Ernährungsstörung der Magennerven, zu erhöhter Reizbarkeit der den Magen beherrschenden Nervenbahnen führen. Die nervösen Magenleiden sind eine Theilerscheinung der allgemeinen Nervenschwäche, welche durch mannigfache Veränderung der normalen Zusammensetzung des Blutes, z. B. bei Blutarmuth, Bleichsucht, fieberhaften Krankheiten, oder durch Ueberanstrengung des Nervensystems in Folge unzweckmäßiger Lebensweise herbeigeführt wird. Die nervösen Magenleiden sind darum vorwiegend eine Krankheit der vornehmlich mit geistiger Arbeit beschäftigten Stände. Der Landmann, welcher seine Zeit zumeist im Freien verbringt und dessen Arbeit zwar die physischen Kräfte, nicht aber die Nerven sehr in Anspruch nimmt; der Tagelöhner, welcher im harten Erwerbe des täglichen Brotes wenig Muße zur Reflexion und keine Zeit zum Grübeln über seine Empfindungen hat, kennt wie vieles andere „Nervöse" auch nicht die nervösen Magenleiden.

Diese kommen besonders bei Personen vor, bei denen die Anlage zu Nervenleiden überhaupt ererbt ist oder bei denen die Nervenschwäche durch ihren Beruf erworben wurde, bei jungen Leuten beiderlei Geschlechtes in den Entwickelungsjahren, bei zarten blutarmen Frauen, bei Männern, die sich unausgesetzt geistigen Anstrengungen unterziehen und eine vorwiegend sitzende Lebensweise führen. Es scheint, daß auch unmäßiges Tabakrauchen die Entwickelung nervöser Magenleiden begünstigt.

Die normalen Funktionen der Nerven des Magens zielen auf Bewegung dieses Organs, Absonderung der Drüsen und Empfindung hin. Nach diesen drei Richtungen hin wirkt auch die Nervenstörung schädigend. Die Forscher haben gefunden, daß Reizung der herumschweifenden Nerven (N. vagi), welche den Magen versorgen, mächtige Zusammenziehungen des unteren Magentheiles, des Pförtners, hervorrufen, Durchschneidung dieser Nerven dagegen Lähmung der Muskelbewegungen des Magens zur Folge hat. Es wurde weiter erwiesen, daß nach Durchtrennung der herumschweifenden Nerven am Halse die Magenabsonderung, namentlich die Pepsinbildung wesentlich beeinträchtigt wird und hierdurch Verlangsamung der Verdauung eintritt.

Was hier das Thierexperiment darthut, das kann täglich durch Beobachtung am Menschen erhärtet werden. Wer hat nicht schon an sich selbst oder an Anderen die Erfahrung gemacht, daß Schreck Magenschmerz verursacht, daß Kummer und Sorge den Appetit nehmen, daß Ekel die Verdauung stört, daß Furcht heftige Magen- und Darmbewegungen (Erbrechen und Durchfall) hervorruft. Wer „sein Brot mit Thränen ißt", der verdaut es auch schlecht. Wie fördernd wirken hingegen angenehme Nervenerregungen auf die Verdauung! Das wußten die mit allen Genüssen des Lebens innig vertrauten, üppigen Römer ganz genau, indem sie bei der Tafel nicht bloß dem Gaumen, sondern auch allen anderen Sinnen schmeichelten und sich während des Essens an Gesang und Tanz ergötzten. Blumen und Musik, Wein und frohe Gesellschaft erhöhen nicht nur die Freuden des Mahles, sondern erleichtern auch die Verdauung der bunten Reihe von Tafelgerichten. Die freudige Erregung bei Tische wirkt gleich dem elektrischen Reize auf die Vagusnerven, welcher dem Magen mehr Blut zuführt, die Absonderung des Magensaftes vermehrt und die Magenbewegungen steigert.

Die nervösen Magenleiden, welche die Bewegungen des Magens beeinträchtigen, können entweder eine Verminderung dieser Muskelthätigkeit veranlassen und hierdurch die normale Verdauung der Nahrungsbestandtheile verlangsamen und behindern, oder im Gegentheile zu krampfhafter Steigerung der Magenbewegungen führen. Das Letztere giebt zuweilen den Anlaß zu dem eigenthümlichen Schauspiele, daß man bei hochgradig nervösen Individuen ein unaufhörliches, bald schwächeres, bald stärkeres Wogen und Zusammenziehen des Magens und der Gedärme sieht. In anderen Fällen findet durch nervöse Erregung ein so mächtiges Bewegen der Magenmuskulatur statt, daß Aufstoßen von Luft mit weithin hörbarem Geräusche zu Stande kommt. Es giebt nervöse Personen, besonders Damen, die von solchen heftigen Gaseruptionen aus dem Magen derart gequält werden, daß sie nicht nur auf jede Gesellschaft verzichten müssen, sondern durch jene Anfälle auch zu

Auf der Wanderſchaft.

Nach dem Oelgemälde von E. Daelen.

Digitized by Google

schlafen behindert sind. Dem peinlichen Zustande des nervösen Erbrechens liegt gleichfalls zuweilen eine abnorme Veränderung der Magenbewegungen zu Grunde, durch welche eben die Beförderung des Mageninhaltes in einer der gewöhnlichen entgegengesetzten Richtung, nämlich nach oben stattfindet. Durch solche erhöhte Reizbarkeit der Bewegungsnerven kommt auch das nervöse „Wiederkauen“ zu Stande, indem gewisse derart Leidende kurze Zeit (zuweilen aber auch längere Zeit, durch drei bis vier Stunden) nach der Einnahme von Nahrung das Verschluckte partienweise wieder in die Mundhöhle hinaufbringen, und zwar ohne daß sie dabei Unbehagen oder Uebelkeit fühlen. Dieser sonderbare Vorgang des Wiederkauens, welcher übrigens manchmal seinen Grund in der üblen Gewohnheit hat, Gase aus dem Magen mit Gewalt empor zu treiben, und deßhalb auch durch energische Willenskraft unterdrückt werden kann, ist schon von den alten Aerzten beobachtet und in wenig schmeichelhafter Weise für die damit Behafteten als eine Thierähnlichkeit gedeutet worden.

Unter dem Einflusse des Nervensystems kommen ferner Magenleiden zur Entwickelung, welche in *mangelhafter Absonderung oder krankhafter Veränderung des Magensaftes* ihren Grund haben. Die Redensart, daß Einem beim Anblicke oder bei der Vorstellung besonders lockender kulinarischer Delikatessen „das Wasser im Munde zusammenläuft“, hat ihre physiologische Begründung in der Thatsache, daß durch solche Nerveneinflüsse eine vermehrte Speichelabsonderung im Munde stattfindet. Heftige plötzliche Erregung wiederum, wie Schreck und Furcht, kann die normale Speichelabsonderung unterbrechen. Dieser Erfahrungssatz soll in Indien praktisch zur Entdeckung eines Diebes verwerthet werden, den man unter den Dienern des Hauses vermuthet. Man zwingt alle der That Verdächtigen, eine kleine Menge Reis durch einige Minuten im Munde zu halten. Derjenige, dessen Reis am trockensten bleibt, weil seine Speichelabsonderung in Folge der schuldbewußten Angst unterbrochen ist, wird als Dieb erkannt.

Aehnlich wie mit der Speichelbildung verhält es sich auch mit der Absonderung des Magensaftes, welcher durch Nerveneinflüsse sowohl nach Menge als nach Beschaffenheit wesentlich verändert werden kann. In einer Reihe von Fällen findet eine Vermehrung von Salzsäure des Magensaftes statt, wodurch eine häufig zur Beobachtung kommende nervöse Verdauungsstörung ihren ausgeprägten Charakter erhält. Bei Personen, welche geistig überangestrengt oder heftigen Erregungen ausgesetzt sind, treten von Zeit zu Zeit Anfälle von Säuregefühl im Magen auf, als ob dieser von einer Säure angeätzt würde, dann das Gefühl von Uebelkeit, das sich zum Erbrechen steigert. Diese Anfälle können bei nüchternem wie bei vollem Magen auftreten und wiederholen sich wöchentlich oder in Pausen von mehreren Wochen und Monaten mehrere Male. Manche Speise, die zu ihrer Umwandlung im Magen längerer Zeit bedarf, ruft die Anfälle hervor. Mit den Magenbeschwerden ist zumeist quälender Kopfschmerz, sowie Herzklopfen verbunden. Letzteres hat seinen Grund in dem Drucke des im Magen angesammelten Gases auf die dünne Scheidewand zwischen Magen und Herz, das Zwerchfell. Da der Sturm dieser Beschwerden sich bald nach Veränderung der Lebensweise durch eine Vergnügungsreise oder Aufenthalt auf dem Lande legt, so läßt sich schon daraus das Wesen dieses *nervösen* Magenleidens im Gegensatze zu einer organischen Erkrankung des Magens, wie Magenkatarrh oder Magengeschwür, nicht verkennen. Im Anfalle selbst leistet das Trinken eines Glases lauwarmen Wassers oder einer Tasse warmen Thees gute Dienste durch Verdünnung der Magensäure.

Schließlich erfahren die *Empfindungen des Magens* durch Nervenstörungen nicht selten mannigfache Veränderungen. Der gesunde Magen hat nur zwei ihn beherrschende Empfindungen, das unangenehme Gefühl des Hungers, wenn durch längere Zeit keine Nahrung eingenommen wurde, und das befriedigende Sättigungsgefühl, wenn dem Magen genügendes Material zur Verdauungsarbeit zugeführt worden. Durch Einfluß eines kranken Nervensystems kann das Hungergefühl sich zu Heißhunger steigern, welcher die Grenzen der Norm schrankenlos überschreitet. Es treten zumeist zu bestimmten Zeiten, manchmal in der Nacht, Anfälle auf, durch welche die Kranken unter dem Gefühle von Angst und hoher Erregung unwiderstehlich dazu getrieben werden, kolossale Mengen von Nahrungsmitteln zu sich zu nehmen, bis sie den Magen so angefüllt haben, daß er befriedigt erscheint. Ich kenne eine Dame, welche gewöhnlich nur sehr mäßig ißt und sich dabei wohl befindet, die aber in vierwöchentlichen Pausen mehrere Nächte hindurch die heftigsten Anfälle von Heißhunger bekommt. Die Angst, daß solche Anfälle sie unvorbereitet finden, ist bei dieser Dame so groß, daß sie allnächtlich auf ihrem Nachtkasten eine kleine Vorrathskammer von Semmeln, Wurst und Obst aufgespeichert hält. Weit häufiger ist der Fall, daß nervösen Personen das Hungergefühl mangelt, daß sie durchaus keinen Appetit empfinden und das Einhalten der Mahlzeiten nur als eine unangenehme Pflichterfüllung betrachten. Zuweilen ist speciell Widerwille gegen gewisse Speisen vorhanden. Bekanntlich kehrt sich oft genug diese Abneigung der Nervösen gegen den Genuß des ihnen gerade am meisten zuträglichen Fleisches. Es kommt in einzelnen Fällen auch zu widernatürlichen Hungergelüsten, zu Appetit auf Kalk, Kreide, saure Speisen, ja sogar auf recht ekelhafte, dem gesunden Menschen im höchsten Grade widerliche Dinge. (Vergl. die Artikel „Allotriophagie“ in Nr. 6 und 7 dieses Jahrgangs.)

Eine krankhafte Empfindlichkeit der Magennerven giebt sich ferner durch mannigfache Schmerzempfindungen in der Magengegend kund. Nicht nur durch Erkrankungen in dem Gewebe des Magens, sondern auch durch Störungen im nervösen Empfindungsapparate treten solche unangenehme schmerzhafte Gefühle auf. Man muß daher bei heftigen Magenschmerzen nicht gleich an Magengeschwüre oder Magenkrebs denken, wie dies den Laien so häufig in Angst versetzt, sondern einfach an ein weit öfter vorkommendes nervöses Magenleiden. Solche Kranke klagen über das Gefühl von Brennen im Magen, über Schmerz in der Magengrube, ein belästigendes Druckgefühl, das sofort oder erst einige Zeit nach dem Essen auftritt, über stechende und bohrende Empfindungen, welche anfallsweise mit heftigen Bewegungen des Magens einhergehen (Magenkrämpfe).

Solche Ueberempfindlichkeit des Magens ist oft eine Theilerscheinung der Ueberreizung des gesammten Nervensystems und deutet auf Veränderungen im Gehirne und Rückenmark. Zuweilen wird sie aber auch plötzlich durch heftige Affekte herbeigeführt, und so datiren manche nervöse Magenleiden von überstandenem Schreck oder Aerger her. Nicht selten rührt aber die krankhafte Empfindlichkeit des Magens von der Erkrankung eines anderen Organes her. Personen, welche mit ähnlichen Leiden behaftet sind, werden zuweilen jahrelang für magenkrank gehalten und als solche behandelt, bis der Sitz des Uebels, das so stürmische Erscheinungen von Seite des Magens hervorrief, in einem anderen Körpertheile gefunden wird. Lebhaft erinnere ich mich einer Dame der höchsten Gesellschaftskreise, welche durch mehrere Jahre an den heftigsten Magenschmerzen, Appetitlosigkeit, stetem Erbrechen nach der Mahlzeit litt und in Folge dieser Beschwerden zum Skelette abgemagert war. Heilmittel und Mineralwässer, welche sich sonst bei Magenleiden trefflich bewähren, blieben zur Verzweiflung der Patientin und ihrer Umgebung ganz erfolglos. Bei einer genauen Untersuchung der Kranken konnte ich die Ursache des Magenleidens in der Erkrankung eines andern Organs konstatiren, und nach einer kleinen Operation waren die quälenden Beschwerden wie mit einem Zauberschlage vollkommen verschwunden, lebhafter Appetit stellte sich ein, die Speisen wurden normal verdaut, und das Gesammtbefinden der Dame besserte sich so, daß sie nach Jahresfrist ein blühendes Aussehen hatte.

Dieses Beispiel zeigt deutlich, daß sich über die Behandlung der nervösen Magenleiden nichts Allgemeines sagen läßt. Es ist vielmehr Aufgabe des Arztes, die Ursachen genau zu erforschen, durch welche eine Störung in dem Nervenapparate des Magens eingetreten ist. Da jedoch die nervösen Magenleiden in der großen Mehrzahl ein Symptom der modernen, in unserer Zeit so weit verbreiteten und mit einem ganzen Heere von nervösen Erscheinungen verbundenen allgemeinen Nervenschwäche sind, so erwächst daraus als unerläßliche Pflicht nicht nur für den Arzt, sondern auch für jeden Gebildeten, der seinen Körperfunktionen die nöthige Aufmerksamkeit schenkt, der Widerstandslosigkeit und Hinfälligkeit der Nerven entgegen zu arbeiten. Alles, was die Nerven übermüdet und überregt, soll vermieden werden. Maßhalten in der Arbeit wie im Genuß schont die Nervenkraft, Selbstbeherrschung in erregenden Momenten behütet die Nerven vor Ueberempfindlichkeit, zweckmäßiger Wechsel von geistiger Thätigkeit

und Erholung verhindert vorzeitige Abnützung der Nerven. Aus diesen hochwichtigen Sätzen ziehe Jeder die Moral für seine Lebensweise!

Gegen die nervösen Magenleiden ist darum das wichtigste Mittel Nervenstärkung im Allgemeinen. Die Magennerven selbst bedürfen dabei insofern der Schonung, als man ihnen ihre Arbeit zu erleichtern suchen soll. Es ist zweckmäßig, die Nahrungszufuhr auf mehrere Mahlzeiten des Tages zu vertheilen und dabei die schwer verdaulichen Speisen zu meiden, aber doch eine gewisse anregende Abwechselung beizubehalten. Zuweilen sind gerade bei nervösen Magenleiden leichte Reizmittel zum Genusse empfehlenswerth. Wenn zu wenig Magensaft abgesondert wird und dieser Mangel den Verdauungsstörungen zu Grunde liegt, thut ein Zusatz von Gewürzen zu den Speisen gute Dienste, oder muß der Verdauung künstlich durch Darreichung von Salzsäure und Pepsin nachgeholfen werden. Wer sein nervöses Magenleiden zu Hause in der gewöhnlichen Beschäftigung nicht los werden kann, der schnüre sein Ränzchen und gehe auf einige Wochen hinaus in Gottes freie Natur, in die Wälder, auf die Berge, an das Meeresgestade. Die neuen angenehmen Eindrücke auf Phantasie und Gemüth, die bluterfrischende Macht der gesunden Luft, die körperstärkende Bewegung aller Muskeln werden ihren mächtigen Einfluß auf Belebung der Nerven nur selten versagen und auch die widerspänstigen Magennerven siegreich bekämpfen.

Blätter und Blüthen.

Dank und neue Bitte. I. Fahrstühle betreffend. Von den Wohlthaten, welche die milde Hand unserer opferfreudigen Leser so gern armen Bittenden angedeihen läßt, sind im vorigen Jahre am reichlichsten diejenigen eingegangen, welche ihren Empfangern in der That am wohlsten thun. Wir konnten fünfundzwanzig jener Unglücklichen, denen schwere Krankheit den Gebrauch ihrer Glieder unmöglich gemacht hat, die Freude bereiten, aus den vier Wänden ihrer Schmerzensstätten hinaus in Gottes freie Luft befördert zu werden. Wir bedauern, daß wir nicht die sämmtlichen Dankbriefe als Lohn für die edlen Geber hier abdrucken lassen können; möge das Nachstehende ihnen genügen!

Einem körperlich von Geburt an elenden, aber geistig begabten Mädchen von nun 14 Jahren, das, mitten im schönen Gebirge im Vogtland wohnend, in seinem ganzen Leben noch keinen Baum der herrlichen Wälder gesehen, ist endlich diese Freude bereitet, und zwar durch Uebersendung eines Fahrstuhls vom Thüringerwald her, vom Stahlhüttenwerk „Grenzhammer" bei Ilmenau.

Ein anderer Fahrstuhl stillte die Klage der armen Frau und Mutter in Guben, welche, 40 Jahre alt, seit 15 Jahren an Füßen und Händen durch die Gicht verkrüppelt, „wenn Andere sich in Gottes freier Natur ergötzten, die vier Wände ansehen mußte"; Alt und Jung weinten vor Freude, es war ein Weihnachtsjubel, als der Stuhl ankam. Wie der dritte Fahrstuhl an die von Kindesbeinen an lahme, nun über 30 Jahre alte Anna Lemmer in Kriegshaber bei Augsburg gelangte, das ist eine der liebenswürdigsten Geschichten der Wohlthätigkeit, von welcher wir leider weiter nichts verrathen dürfen, als daß ein gutes, freudiges Mädchen am Rhein einem unglücklichen am Lech eine Freude „wie vom Himmel gekommen" bereitete.

Eine Leidensschwester der Vorigen in Großbothen, vom elften Jahre an am Unterkörper gelähmt, hat jahrelang in einem Kinderkorbe zubringen müssen, in demselben ist sie konfirmirt und — nun 31 Jahre alt geworden. Trotz der gichtverkrüppelten Hände sucht sie durch Nähen sich nützlich zu machen und verdient wirklich täglich — fünf Pfennige! Für dieses arme Wesen mußte ein eigener Fahrstuhl besorgt und eingerichtet werden. Dies geschah in Berlin, und ein edler Wohlthäter übernahm allein die Kosten desselben (125 Mark).

Eine große Freude erlebten wir in der Redaktion der „Gartenlaube" selbst. Ein vormaliger Soldat des 107. Infanterie-Regiments in Leipzig, welcher an Verkrümmung der Halswirbel mit Verdrehung des Kopfes seit- und abwärts leidet und höchstens 10 Minuten am Stock zu laufen vermag, hatte trotz alledem sein ärztliches Zeugniß selbst in die Redaktion gebracht. Da das Glück es fügte, daß Tags zuvor ein ganz neuer Fahrstuhl von einem Wohlthäter aus Wiesbaden angekommen war, so ließen wir den Kranken sofort in denselben setzen, und so konnte der Ueberglückliche, der so mühselig hergehinkt war, nun stolz im eigenen Fahrstuhl heimkehren. — Allen Gebern mit dem Dank der Beglückten auch unsern Dank, insbesondere auch denen, welche uns durch Geldspenden unterstützten. Wir erhielten 5 Mark von einer Lehrers-Gattin, 9 Mk. von P. P., 100 Mk. von D. A. „in dankbarer Anerkennung dafür," schreibt der Geber, „daß es mir vergönnt ist, hier (in Meran) mir Gesundheit zu holen"; 100 Mk. von F. P. in O., mit dem Wunsche, der Empfänger möge Gott bitten, daß seine beiden kranken Mädchen bald wieder völlig genesen möchten. Dieses Gebet ist gewiß aus einem dankerfüllten Herzen gekommen. —

Und nun unsre Bitte an die Leser und Freunde der „Gartenlaube", in dieser Wohlthätigkeit freudig fortzufahren! Noch immer liegen unerfüllte Wünsche, ungestillte Klagen vor uns. Eben deßhalb sind uns auch Anerbietungen von gebrauchten, aber noch guten Fahrstühlen gegen billige Entschädigung willkommen. — Die Bittenden aber ersuchen wir, ihren Schreiben stets obrigkeitliche Zeugnisse beizulegen, weil wir ohne dieselben keinerlei Wünsche um irgendwelche Hilfe berücksichtigen können.

Die Redaktion.

Ein Heim für deutsche Erzieherinnen in Paris. In zahlreichen Artikeln hat die „Gartenlaube" auf das harte Los hingewiesen, welches deutsche Erzieherinnen so oft im Auslande trifft, und wiederholt ist in denselben dringend und warm die Nothwendigkeit betont, von der deutschen Heimath aus für jene von Noth und Sorge und von Gefahren aller Art oft bitter bedrängten Frauen in den fremdländischen Weltstädten einzutreten. Arm an Erfolgen, überreich an Enttäuschungen ist namentlich auch das Leben deutscher Erzieherinnen in der französischen Metropole, und gerade dort fehlte es bisher an einem geeigneten Heim, zu welchem die meist ebenso rathlosen als von allen Mitteln entblößten, nicht selten auch noch erkrankten Lehrerinnen ihre Zuflucht hätten nehmen können. Gegenwärtig wird indeß auch dort Abhilfe angestrebt, und da keine Geringere als die deutsche Kronprinzessin an der Spitze des „Vereins zur Gründung eines Heims für deutsche Erzieherinnen in Paris" getreten ist, so dürfte wohl auch eine rasche und glückliche Erreichung des angestrebten Zieles zu erwarten sein. Namentlich das erhebende Beispiel eines ungenannten Wohlthäters aus dem Königreiche Sachsen, welcher unter der Bedingung baldiger Errichtung des Heims die Summe von 34 000 Mark für dasselbe zur Verfügung gestellt hat, möge zur Anspornung dienen, den Ruf deutschen Gemeinsinns auch in diesem Falle zu bewahrheiten. Jeder nach seinen Mitteln: bescheiden der eine, reicher der andere — einig aber beide im Hochsinn, das ist das Rechte!

Schatzmeister des Vereins ist der Geh. Kommerzienrath von Hansemann, Berlin W., Behrenstraße 43.

* *

Zwei Schachmeister. Das königliche Spiel hat in neuester Zeit eine internationale Bedeutung gewonnen: vorüber ist die Idylle des Schachs, die wir noch auf manchen treuherzigen Gemälden abgebildet sehen: zwei Schachspieler sitzen in der Nebenlaube, im Boudoir, im Arbeitszimmer und messen ihre Kräfte; rings tiefe Stille und Einsamkeit. Das ist jetzt anders geworden; es kamen die Turniere in London und anderen Weltstädten. Da fand das Schachspiel statt in voller Oeffentlichkeit; um die Bretter der Meister drängte sich ein großes Schachpublikum; jeder Zug, jede Partie wanderte in die Zeitungen. Und so bildeten sich auch in Deutschland anfangs provinzielle Vereinigungen, später der große deutsche Schachbund, der 85 Schachklubs vereinigt und Meisterturniere veranstaltet, bei denen die anerkannten Matadore mit einander kämpfen und jüngere Kräfte unter gewissen Bedingungen die Meisterschaft erringen können. Ebenso häufig waren die sogenannten „Match", die Wettkämpfe zwischen zwei Größen des Schachs: einer der berühmtesten war der in Paris zwischen unserem unvergeßlichen deutschen Schachmeister Andersen und dem genialen Nordamerikaner Morphy, zwei Kämpfern, die einander gleich standen in ursprünglicher Begabung, in glänzender und überraschender Spielweise mit den weitreichendsten Kombinationen, wenn auch das Schlachtenglück den Amerikaner begünstigte.

Ein solcher Match zieht gegenwärtig die Blicke von Europa und Amerika auf sich und mag zugleich als glänzendster Beweis dafür dienen, wie im Zeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen das Schach selbst in den großen Weltverkehr mit hereingezogen worden ist und die Schachmeister eine Rolle spielen wie die internationalen Berühmtheiten der Kunst. Dieser Match findet in Nordamerika statt, obschon die beiden Kämpfer, Zuckertort und Steinitz, keine Amerikaner sind. Der erstere ist in den Ostseeprovinzen geboren, lebte lange in Posen und Breslau und kann als ein Jünger Andersen's betrachtet werden; seit Jahren hatte er London zum Aufenthalt gewählt als Schachlehrer, Schachredakteur und Korrespondent; im Blindlingsspiel hat er seine Meisterschaft in ganz Deutschland bewährt, bei mehreren großen Turnieren Preise gewonnen. Sein Gegner Steinitz ist ein Oesterreicher, aus Mähren gebürtig, in jüngster Zeit in Amerika lebend, wo er eine Schachzeitschrift herausgiebt.

Die Bedingungen des Match sind: 2000 Dollars Einsatz; Sieger ist, wer zuerst zehn Partien gewonnen hat; hat jeder der Spieler neun Partien gewonnen, so soll der Match für unentschieden gelten, damit nicht der Gewinn einer einzigen Partie den Ausschlag giebt. Der Beginn des Match fand in New-York statt. Nach vier Partien begeben sich beide Spieler nach St. Louis, und dort an den Ufern des Mississippi sitzen sie sich jetzt gegenüber. Dann ist in den Bedingungen festgesetzt, daß, wenn auch hier der eine der Gegner drei Partien gewonnen hat, der Abschluß des Match in New-Orleans stattfindet. In der Stadt des gelben Fiebers soll der eine der Kämpfer den Todesstoß erhalten.

Ein solcher Wandermatch ist in der Geschichte des Schachspieles etwas Neues; vielleicht bemächtigt sich später einmal ein Barnum eines solchen Schachwunders und führt es durch alle Erdtheile spazieren; denn auch unter den Lotosblumen an der ewigen Ganga giebt es Meister des Schach. Zunächst sind auf den Ausgang des Match kolossale Summen verwettet: englische Lords und amerikanische Dollar-Millionärs sind die Wettenden — „hier Steinitz, hier Zuckertort!" ist die Losung diesseit und jenseit des Oceans. Bisher ist der Letztere ein wenig im Vortheil, er hat in New-York vier Partien hinter einander gewonnen; doch das Schlachtenglück ist wechselnd und ihm in St. Louis nicht in gleicher Weise treu geblieben. Was die Persönlichkeit der beiden Schachgrößen betrifft, so haben sie kaum das preußische Rekrutenmaß. Steinitz ist breit und massiv, Zuckertort fein, mager, geistig beweglich. Der Ausgang des Match ist zweifelhaft: zwischen Spielern von gleicher oder nahezu gleicher Stärke entscheidet oft der Zufall, der von der Schachtheorie verbannt ist, aber in der Praxis des edeln Spiels oft seine koboldartige Rolle mit unerwarteter Wirkung durchführt.

Die Liebe höret nimmer auf. (Mit Illustration S. 152 und 153.) W. Kray ist Meister in Stimmungsbildern, in denen Wogen und Wolken den effektvollen Rahmen zu irgend einer originellen Herzens- oder Leidensgeschichte bilden. Das Absonderliche der Situation, in welche er die Gestalten seiner Phantasie versetzt, sichert den Erfolg seiner Bilder in weitesten Kreisen. Auch das von uns in dieser Nummer reproducirte Gemälde trägt diesen allgemeinen Charakterzug der Kray'schen Schöpfungen. Die Fabel von der Liebe, die nimmer aufhört, ist alt, wie das menschliche Herz, das Gewand aber, in welches sie hier eingehüllt wurde, keineswegs gewöhnlich. Der Phantasie des Betrachters ist der weiteste Spielraum gelassen; man könnte zu diesem Bilde lange Geschichten als Erläuterung schreiben, aber wir meinen, den Inhalt der Stimmungsbilder soll man nachfühlen und nicht ausdenken — wenn man ihre Wirkung voll und rein erhalten will.

Auf der Wanderschaft. (Mit Illustration S. 161.) Die Scene, welche dieses mitten aus dem Leben herausgegriffene Bild wiedergiebt, läßt sich mit wenigen Worten erläutern. Ein hungriger, aller Baarmittel entblößter Handwerksbursch zieht auf der Straße an Fleisch- und Bäckerläden vorüber und kämpft mit der Versuchung, sich durch die landesübliche Kunst des „Fechtens" in den Besitz von Nahrungsmitteln zu setzen. Tausend andere thun es in diesem Falle ohne Zaudern; der Wanderbursch auf unserem Bilde ist aber nicht von dem gewöhnlichen Schlag, er setzt, ohne zu betteln, seinen Weg fort, bis er Arbeit und Lohn findet. Erfreulich ist das Ende der hier angedeuteten Geschichte, das man aus dem Bilde selbst allerdings schwerlich errathen könnte, welches aber durchaus der Wahrheit entspricht.

Der Wanderbursche hat sein Ziel glücklich erreicht, Arbeit gefunden, und Dank seinem Fleiß ist er mit den Jahren ein angesehener und reicher Mann geworden, so daß er kürzlich dem trefflichen Künstler E. Daelen in Düsseldorf den Auftrag geben konnte, das Bild zu malen, welches jenes Erlebniß seiner Jugendzeit mit charakteristischer Treue wiedergiebt.

C. Michael †. Nur in engeren Kreisen ist es bisher bekannt geworden, daß der Name „C. Michael" ein Pseudonym war; heute braucht er ein Geheimniß um so weniger zu umschließen, als Marie Wolf, die begabte Schriftstellerin, welche ihn annahm und zu Ehren zu bringen wußte, seit dem 4. Februar nicht mehr unter den Lebenden weilt.

Der Lebenslauf der Verblichenen bietet nichts Besonderes und Außerordentliches. Ihre Jugend war sonnig, die Zeit der zweimaligen Ehe glücklich, nicht zu unfreundlich das spätere Alter. Ihre öffentliche Wirksamkeit begann Marie Wolf erst im reiferen Alter, im Jahre 1879, und seitdem erschienen außer den Plaudereien in der „Gartenlaube" — meist unter dem Gesammttitel „Vernünftige Gedanken einer Hausmutter", unter welchem sie später auch zu einem viel begehrten Buche vereinigt wurden (Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig) — fast jedes Jahr zwei oder drei Arbeiten in Buchform, von welchen namentlich die für die reifere weibliche Jugend bestimmten Erzählungen „Roberline" (nach dem Französischen der Frau von Staël), „Rings um die Welt", „Der Mann mit der Wünschelruthe" (sämmtlich im Verlag von O. Spamer in Leipzig) mit verdienter Anerkennung zu nennen sind.

Interessant war die Sorge, mit welcher die werdende Schriftstellerin anfänglich bemüht war, ihr Geheimniß vor der nächsten Umgebung zu hüten. Sie selbst hat darüber sowie über die erste Veranlassung zu ihrer litterarischen Thätigkeit in einem Briefe das Folgende erzählt:

„Es war im Jahre 1879. Ich war mit meiner Kasse gar knapp bestellt. Als ich nun in meinem Schreibtisch kramte, fand ich tief unter den vielen Wirthschaftsbüchern und Vormundschaftsrechnungen ein Heft von kleinen Aufsätzen, die ich in früheren Jahren zu meinem Vergnügen niedergeschrieben hatte. Der Gedanke blitzte in mir auf: Ob man nicht etwas davon verwerthen könnte? — Ich packte einige dieser Sachen zusammen, und am Ostermorgen früh fuhr ich damit auf den Bahnhof Riesa und gab das Packet an die Redaktion der ‚Gartenlaube' zur Post. Ich hatte den Umweg nicht gescheut, um nur ganz heimlich zu Werke zu gehen, denn auf dem nächstgelegenen Großenhainer Postamt hätte man ja — meine Schrift gekannt."

Nun, die schüchtern hinausgesandten Erstlinge hatten Erfolg, und die Verfasserin hätte — im Gegensatz zu manchen Andern! — es weder damals noch später nöthig gehabt, sich unter angenommenem Namen zu verstecken. Dietrich Theden.

Die inhaltsschweren Worte. Im Jahre 1830 trat der erste Landtag des Königreichs Sachsen zusammen, oder wie man ihn damals noch nannte, der „Ständetag". Man versprach sich außerordentlich viel von dieser Versammlung, und es war daher natürlich, daß sich auch die Mitglieder derselben eine außerordentliche Wichtigkeit beilegten. So kam es, daß die gewählten Mitglieder insgesammt beschlossen, sich ein Jeglicher portraitiren und das Portrait lithographiren zu lassen. Man konnte also durch Ankauf aller in gleichem Formate gehaltener Bildnisse sich für ein billiges Stück Geld eine schöne „Gallerie zukünftiger Berühmtheiten" anlegen, und jeder Einzelne konnte seine Verwandten und Freunde mit seinem Bildnisse erfreuen. Jeder mußte seiner Unterschrift irgend ein schönes klangvolles Motto, womöglich mit den Worten eines großen Dichters, beifügen, und wer selbst in den Dichtern keinen rechten Bescheid wußte, der zog einen Litteraturkundigen zu Rathe. Das Ständemitglied Neumann, ein tüchtiger Bauer, aber sonst kein Schriftgelehrter, gerieth an einen Spaßvogel, und auf dessen Rath schrieb er unter sein Porträt: „Drei Worte nenn' ich Euch inhaltsschwer: Johann Gottfried Neumann!" K. B.

Sprechsaal.

Neues für den Haushalt. Vielfach ist von unseren Abonnenten der Wunsch geäußert worden: wir möchten im Sprechsaal unaufgefordert von Zeit zu Zeit über neue praktische Erfindungen, Geräthe ꝛc., die für den Haushalt bestimmt sind, kurz berichten. Wir kommen hiermit auch diesem Wunsche nach und erwähnen zunächst

eine neue Petroleumlampe für den Familien- und Studirtisch,

welche von der bekannten Lampenfabrik Schuster und Bär in Berlin unter der Bezeichnung „Neue Patent-Reichs-Lampe" auf den Markt gebracht wird. Ihre Leuchtkraft erreicht das Doppelte einer gewöhnlichen Tischlampe mit weitestem Brenner. Daher genügt eine Lampe für den Familientisch, an dem drei bis vier Kinder ihre Schularbeiten zu machen haben und die Mutter ihre Näherei besorgt; ebenso verbreitet sie auf dem größten Studirtische genügende Helle, ohne durch Hitze zu belästigen, da der bereits früher in der „Gartenlaube" (Jahrgang 1882, Nr. 49) besprochene Doppelcylinder dieselbe abschwächt.

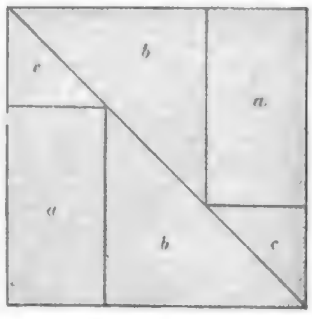
Eine eigenartige Konstruktion verhindert durch Luftzuführung die Erhitzung des Petroleums und schließt dadurch die Explosionsgefahr aus. Der Oelverbrauch ist um ein Geringes größer als bei den gewöhnlichen Lampen, was aber bei denjenigen nicht in die Wagschale fallen wird, die ihre gesunden Augen brauchen und zu erhalten wünschen. Die Reinigung der einfach und dauerhaft konstruirten Lampe ist ebenso wie das Abschneiden des Dochtes und das Eingießen des Petroleums bequem und leicht zu handhaben. Dasselbe System ist auch bei Hängelampen ausgeführt, die in entsprechender Dochtgröße mit einer einzigen Flamme einen ziemlich großen Salon glänzend zu erleuchten vermögen. Die Form ist bei den Tisch- wie bei den Hängelampen geschmackvoll und elegant.

Frage 6: Welches Mittel können Sie mir empfehlen, um bebrütete Eier von leeren zu unterscheiden?

Antwort: Man untersucht in den ersten Bruttagen, gewöhnlich am sechsten oder siebenten Tage, die Eier auf ihre Befruchtung mit Hilfe des Lichts und nennt dieses Verfahren das Spiegeln oder Schieren der Eier. Das bebrütete Ei erscheint gegen helles Licht gehalten dunkel, das unbefruchtete ist durchscheinend, wie ein frisch gelegtes. Sehr zu empfehlen sind für diesen Zweck die „Eierprüfer" oder Eierspiegel, die man schon zu dem billigen Preise von 75 Pfennig erwerben kann. Neue Erfahrungen haben erwiesen, daß es wünschenswerth ist, die Eier bei der Untersuchung in der natürlichen Lage zu belassen, da ein Aufrichten derselben den Embryo zerstören kann. Nach dieser Regel werden die Eier in der Hühnerzuchtanstalt St. Ilgen bei Heidelberg mit besonders konstruirten Eierspiegeln untersucht. Die St. Ilgener Spiegel kosten allerdings 12 Mark das Stück. Im Uebrigen verweisen wir Sie auf das treffliche neu erschienene Werk „Die Geflügelzucht nach ihrem jetzigen rationellen Standpunkt" von Bruno Dürigen (Berlin, Paul Parey, 1886).

Allerlei Kurzweil.

Auflösung der geometrischen Komponir-Aufgabe in Nr. 7:



Auflösung des magischen Tableaus „Collonorden" in Nr. 7: Die Anzahl der in den Zacken des Ordens befindlichen weißen Querstriche zeigt die Ordnung an, in welcher die Buchstaben an den Zacken zusammenzusetzen sind. In gleicher Weise giebt die Zahl der weißen Blätter der im Mitte jede befindlichen Blume die Reihenfolge der bei derselben stehenden Buchstaben an. Die Worte heißen: „Carneval in Rom". S. Alames.

Kleiner Briefkasten.

(Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.)

Jul. N. in Wien. Rudolph Scipio's treffliche Erzählung „Ein deutscher Ritter" bildet den 6. Band von „Ebhardt's Jugendbibliothek", welcher auch die Erzählung „Mi ten im Leben" von A. Gerstäcker angehört. Beide Verfasser werden sich an das reifere Alter.

Ein deutscher Arbeiter in Wohlin. Freundlichen Dank für Ihre Zusendung von Briefmarken, wir bitten um mehr.

L. S. in Kairo, F. G. P. in Wien, Ein langjähriger Abonnent in Düsseldorf: Nicht geeignet. **A. S. P.:** In der Form zu schwach, darum nicht verwendbar. **H. M. in München:** Dank! Wir sind versorgt. **A. T. B.:** Schwindel.

Inhalt: Was will das werden? Roman von Friedrich Spielhagen (Fortsetzung). S. 149. — Junge Venetianerin. Illustration. S. 149. — Ein Pygmäen-Theater. Von Hermann Pilz. Mit Illustrationen. S. 156. — Die Andere. Von W. Heimburg (Fortsetzung). S. 157. — Nervöse Magenleiden. Von Professor Dr. E. Heinrich Kisch in Prag-Marienbad. S. 160. — Blätter und Blüthen: Dank und neue Bitte. — Ein Heim für deutsche Erzieherinnen in Paris. — Zwei Schachmeister. S. 163. — Die Liebe höret nimmer auf. S. 164. Mit Illustration S. 152 und 153. — Auf der Wanderschaft. S. 161. Mit Illustration S. 161. — C. Michael †. Von Dietrich Theden. — Die inhaltsschweren Worte. — Sprechsaal. — Allerlei Kurzweil: Auflösung der geometrischen Komponir-Aufgabe in Nr. 7. — Auflösung des magischen Tableaus „Collonorden" in Nr. 7. — Kleiner Briefkasten. S. 164.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redakteur Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger, Druck von A. Wrede, sämmtlich in Leipzig.

Digitized by Google

No. 10. 1886.

Die Gartenlaube.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernſt Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Was will das werden?

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Friedrich Spielhagen.**

(Fortſetzung.)

Zwei Herren, an denen wir auf dem Hof vorübergefahren ſein mußten, ohne ſie zu ſehen, kamen jetzt eilends heran: die beiden Brüder Vogtriz: Schlagododro's Vater und der Major. Ich würde ſie freilich nie für Brüder gehalten haben, ſo völlig unähnlich waren ſie einander: Herr von Vogtriz, Schlagododro's echter Vater von hohem, ſchier rieſenhaftem Wuchs, quadratiſchen Schultern und mächtigen Gliedern, die er wie der Sohn ſchlenkerte, von dieſem auf den erſten Blick nur unterſchieden durch einen gewaltigen blond-röthlichen Bart, der ſich unten zu einem breiten Keil abſtumpfte, und gegen den Schlagododro nur einen gelblich-weißlichen Flaum ins Feld führen konnte, welcher ſeine Oberlippe ſeit einiger Zeit zierte, und den er euphemiſtiſch ſeinen Schnurrbart nannte, wofür ihm dann glücklicher Weiſe gänzlich die Krähenfüße fehlten, die die Augen ſeines Vaters an den äußeren Ecken reichlich umgaben. Dagegen der Major, wie ich ihn zu ſchildern verſucht habe, nur um ein Weniges minder hoch als ſein rieſenhafter Bruder, aber mit ſeiner ſchlanken Geſtalt viel kleiner erſcheinend, von ſchönſter Haltung und anmuthigſter Bewegung, dunkel von Haar und Bart und Augen, und mir jetzt im Civil (das durchaus nicht „räubermäßig“ war) faſt noch ſympathiſcher, als in der exkluſiven Uniform.

Die Begrüßung zwiſchen Vater und Sohn war ſehr herzlich, was mich denn ſofort günſtig für den Vater ſtimmte, ein erfreulicher Eindruck, der noch verſtärkt wurde, als er mich, bevor Schlagododro Zeit hatte, mich vorzuſtellen, bei der Hand ergriff und dieſelbe in einer Weiſe ſchüttelte, auf welche ich zu meinem Glück durch Schlagododro's identiſche Begrüßungen vorbereitet war. Dabei hieß er mich mit ein paar herzlichen Worten (die er à la Schlagododro hervorſprudelte) willkommen: er habe ſchon viel Gutes über mich von Ulrich gehört. — „Auch von mir,“ ſagte der Major lächelnd und mir ebenfalls die Hand reichend, wobei er mir wieder mit demſelben wohlwollenden, aber ſeltſam prüfenden Blick auf Stirn und Augen ſah, wie neulich Abends bei Werins.

Joſef Kainz als „Don Carlos“.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter in Berlin.

„Und nun macht, Ihr jungen Herren, daß Ihr hinein kommt!“ rief Herr von Vogtriz, „und laßt Euch ein Butterbrot und ein Glas Wein geben, daß Ihr mir nicht bis zum Abendeſſen verhungert. Und hernach kommt in den Garten, wo, glaube ich, die ganze Geſellſchaft iſt.“

„Habt Ihr denn Geſellſchaft, Papa?“ fragte Schlagododro.

„Außer uns, zu denen ich natürlich auch die jungen Damen rechne, nur noch ein paar Herren: den Oberförſter und Axel Blewitz und den Kammerherrn.“

„Herrn von Trechow?“

„Nun natürlich. Glaubte, die Mama habe es Dir geſchrieben. Bleibt ein paar Wochen hier. Freut ſich ſehr auf Dich — der arme Kerl! Aber nun, marſch!“

Digitized by Google

Er trieb uns in den Flur, wo ein Diener bereits mit unseren Sachen auf uns wartete, um uns eine breite vornehme Treppe hinauf über einen oberen stattlichen, mit großen dunklen Bildern ausgeschmückten Flur durch einen schmalen Korridor in einen Seitenflügel, wie mir schien, zu führen, wo er uns ein schönes, luftiges Gemach öffnete, vor dessen offenen Fenstern hohe Bäume ragten und an das ein zweites kleineres stieß, in welchem unsere Betten standen.

„Ob der junge Herr sonst noch etwas befehle?"

„Ich denke, wir sind hier zwei," sagte Schlagododro streng.

„Die jungen Herren," verbesserte sich der Diener.

„Sie können in Zukunft auch die ‚jungen' weglassen," sagte Schlagododro. „Merken Sie sich das!"

Der Mann verbeugte sich und verließ das Zimmer, da die „Herren", wie sich herausstellte, sonst nichts zu befehlen hatten.

„Es ist ein neuer," sagte Schlagododro, sich den Rock ausziehend; „man braucht es mit den alten nicht so genau zu nehmen: aber die neuen Kerls muß man gleich von vornherein Mores lehren; hernach ist es zu spät."

Ich lachte, aber innerlich war mir gar nicht zum Lachen. Durfte man so mit Jemand umgehen, der ein Mensch war wie wir? Und war dies mein Freund Schlagododro, der Republikaner, den die Seinen wegen seiner Freidenkerei „auf dem Strich" hatten: wie mochten dann die Andern sein? wie mochten dann die Andern denken?

Schlagododro hatte glücklicherweise keine Ahnung von meinen geheimen Skrupeln. Während wir uns wuschen und unsere verstaubten Kleider wechselten, pfiff er behaglich oder sang: „Freiheit, die ich meine" — in möglichst falschen Tönen, um sich plötzlich mit seinem ärgerlich hervorgestoßenen Lieblingswort: den Kerl schlage ich aber doch noch einmal todt! zu unterbrechen. Ich glaubte, die Drohung gelte dem „Neuen", erfuhr aber, daß Axel von Blewitz gemeint sei, den Schlagododro, der eben am Fenster stand, durch den Garten hatte gehen sehen. Der Kerl, der übrigens eine Art Vetter von ihm sei, sein Gut ganz in der Nachbarschaft habe, auch oft in die Stadt komme, mache neuerdings Ellinor auf eine schauderhafte Weise den Hof und sei dabei ein solcher Esel und kompleter Narr, daß er, wenn je ein Mensch, todt geschlagen zu werden verdiene. Dagegen glaube er mich auf den Kammerherrn aufmerksam machen zu müssen, früher ebenfalls in der Nachbarschaft begütert, bis er den letzten Heller verspielt und sonst verthan, um dann an einem kleinen mitteldeutschen Hofe Theaterintendant und Kammerherr zu werden, bis er später eine unerwartete Erbschaft machte, von der er jetzt behaglich in Berlin lebe und von Zeit zu Zeit — wie eben jetzt — seine alten Freunde und Nachbarn auf der Insel besuche. Ein famoser alter Bursche, ebenso amüsant, wie der Kerl von Blewitz langweilig, nur ein bischen schlecht auf den Füßen, so daß er ohne seinen Kammerdiener — Weißfisch — übrigens auch ein Original — nicht wohl von der Stelle könne. Es sei nun aber die höchste Zeit, daß auch wir von der Stelle kämen!

Ich war bereit, was den äußeren Menschen betrifft. Innerlich war ich es keineswegs. Es kam mir wie eine grenzenlose Thorheit vor, daß ich diese Einladung angenommen hatte, und selbst der Trost, daß ich Maria nun wieder sehen sollte, wollte nicht recht verfangen. Was hatten wir beide hier zu thun?

„Nun?" sagte Schlagododro, bereits in der Thür.

„Ich komme," erwiderte ich.

Bei mir aber sagte ich: Und morgen gehe ich wieder.

2.

Von einem Diener (nicht dem „Neuen", sondern einem älteren Manne, der uns mit einer Tablette voll allerhand Dessertgeschirr entgegen kam und von Schlagododro „Braun" und „Du" genannt wurde) hatten wir erfahren, daß die Herrschaften auf dem „Freiblick" seien. Der Freiblick, belehrte mich Schlagododro, war ein Platz im Park, so geheißen, weil man von demselben, da er hart am Ufer liege, vielmehr einen etwas erhöhten Vorsprung des Ufers bilde, einen freien Blick die Bucht hinab und auf die gegenüberliegende Küste habe. Schade, daß die Sonne schon unter sei und wir nur noch einen Rest von dem Abendlicht auf dem Wasser bekommen würden!

Ein Rest von dem Abendlicht dämmerte aber auch noch röthlich in den hohen Parkbäumen, unter denen wir jetzt rasch dahinschritten, immer in der Nähe des Schlosses, das mir schier endlos in seiner Ausdehnung vorkam, ebenso wie der Park sich endlos nach der anderen Seite und vor uns zu strecken schien.

„Es ist nicht so schlimm," sagte Schlagododro, „und bis zum ‚Freiblick' sind es von der Seitenthür, aus der wir gekommen sind, nur genau dreihundert Schritt. Aber wir können hier ein Ende abschneiden."

Er klinkte ein Pförtchen in einem Drahtgatter auf zu einem Gemüse- und Obstgarten an der langen fensterlosen Rückwand eines Gebäudes, welches allerdings noch mit dem Schlosse zusammenhing, aber bereits zu Wirthschaftszwecken diente. Während mir der Freund das demonstrirte, bemerkte ich, dessen verwunderte Blicke umherwanderten, durch das dichte Blätterwerk an Stangen aufwärts rankender Himbeerstauden helle Frauenkleider, auf die ich Schlagododro aufmerksam machte.

Es war nicht eben laut gewesen, aber die Mädchen mußten es doch gehört haben, denn das eine der hellen Kleider flatterte tiefer in die Büsche, hinter denen es verschwand, während das andere, welches das erste vergeblich zu halten versucht zu haben schien, deutlicher durch die Blätter schimmerte und jetzt heraustrat. Es war Maria, und ich athmete erleichtert bei ihrem Anblick auf, wie ein verzagender Schwimmer, wenn er plötzlich Boden unter den Füßen fühlt. Ich ging ihr lebhaft entgegen und murmelte, ihr die Hand pressend, nur ein dumpfes: Gott sei Dank! so leidenschaftlich, daß sie mich verwundert fragte: „Was haben Sie?"

Ich konnte ihr glücklicherweise die Antwort schuldig bleiben, Schlagododro war nun auch herangekommen; ich mußte die Beiden, die sich einander nie gesehen hatten, vorstellen. Der Himmel weiß, wie ungeschickt ich das angefangen haben mochte, denn Schlagododro verbiß sich nur mühsam das Lachen, und selbst in Maria's Oberlippe zuckte es. So stand ich ärgerlich und beschämt dabei, während sie mit einer Gewandtheit, um die ich sie beneidete, allerhand höfliche Redensarten austauschten, die mir sehr banal und gerade dieser Beiden unwürdig vorkamen. Hatte ich mir doch die Begegnung so ganz anders gedacht: so viel gehaltener auf Maria's, so viel enthusiastischer auf Schlagododro's Seite! Denn daß er von Maria einen sehr bedeutenden Eindruck auf der Stelle erhalten und denselben kundgeben müsse, stand bei mir fest als Aequivalent der Verzückung, in die ich nach seiner Voraussetzung gerathen würde, sobald ich Ellinor erblickte. Ich schwor es mir jetzt in meiner gekränkten Seele zu, ich würde nicht in Verzückung gerathen, und wenn sie, die sich da noch immer zwischen den Büschen versteckt hielt, tausendmal schöner als schön sei.

„Ellinor!" rief Maria.

„Sie wird fort sein," sagte Schlagododro.

„Bewahre," sagte Maria, — „Ellinor!"

„Hier bin ich!" rief eine Stimme nach einer kleinen Pause zurück.

Etwas Sonderbares geschah in meiner Seele, das mir noch heute wie ein schauerlich schönes Wunder erscheint.

Es war um uns, die wir nach Maria's zweitem Rufen lauschend dastanden, eine völlige Stille gewesen — kein leisester Vogellaut in den Bäumen, kein heimlichstes Lispeln in den regungslosen Büschen, — und als nun die Antwort kam, da — ich kann es nicht anders ausdrücken — war es mir, als hätte die Stille selbst — das athemlose Schweigen ringsumher — gesprochen. So voll und weich und geheimnißvoll war der Klang: hier bin ich! — ich, das Geheimniß, das für Dich über diesem Orte, über dieser Stunde ruht!

Und während ich, von solchen Schauern durchbebt, mit weit geöffneten Augen auf die Büsche starrte, thaten sie sich auseinander, und ein Mädchen trat heraus und kam leichten Schrittes auf uns zu. Wenn sie, statt zu schreiten, auf dem Hauch, der plötzlich über meine brennenden Wangen strich, herangeschwebt wäre — ich würde es zweifellos nur in der Ordnung gefunden haben. Ja, das war sie, die mir Schlagododro geschildert hatte: mit dem Haar, welches röthlich, wie der Abendschein, in herrlichen Locken nach allen Seiten den reizenden Kopf umgab und doch wieder wegstrebte, als zausten an jedem einzelnen unsichtbare Elfenhändchen; mit den braunen, von den langen dunklen Wimpern überschleierten Sammetaugen und dem süßreizenden Lächeln um die köstlich geschwungenen Purpurlippen. Und doch war sie es wieder nicht —

„Der Herr Kammerherr würde sich gewiß sehr freuen," erwiderte Weißfisch mit dem leisesten Ansatz eines Lächelns; „mein diesmaliger Auftrag lautet indessen nur an den Herrn Lorenz."

„Schön," sagte Schlagodobro, „Herr Lorenz wird sich nach dem Frühstück die Ehre geben."

„Ich erlaube mir die Mittheilung," sagte Weißfisch, „daß die ausgerittenen Herrschaften noch immer nicht zurück sind und die gnädige Frau das Frühstück um eine halbe Stunde hinaus zuschieben befohlen haben. Diese halbe Stunde würde gerade ausreichen. Der Herr Kammerherr frühstücken bekanntermaßen allein und würde nach einer besonders schlechten Nacht für ein kleines Plauderstündchen sehr dankbar sein."

„Meinetwegen," sagte Schlagodobro.

(Fortsetzung folgt.)

Karnevals Lust und Leid.

In Briefen aus der Karnevalsaison mitgetheilt von **Paul von Schönthan**.

I. „Lust."

Verehrter Freund! Die Erfüllung Ihrer brieflich ausgesprochenen Bitte, Ihren Neffen, der den ersten Winter in Berlin verbringt, um sich zum Bauführer-Examen vorzubereiten, einigermaßen zu überwachen und Ihnen von Zeit zu Zeit über dessen Lebensweise vertrauliche Mittheilungen zu machen, betrachte ich als eine heilige Freundespflicht, und ich hätte nicht so lange geschwiegen, wenn nicht der Anbruch des Karnevals, der Ihren Neffen nach verschiedenen außerhalb seiner Berufsstudien liegenden Richtungen in Anspruch nimmt, meine Beobachtungen wesentlich erschwert hätte. Als Ihr Neffe vor ungefähr zwei Monaten in Berlin ankam, bedurfte es nur der Versprechung, daß ich mit ihm die eine oder die andere Sehenswürdigkeit Berlins betrachten werde, und pünktlich auf die Minute stellte sich mein junger Baukünstler bei mir ein; — jetzt ist es anders — seit drei Wochen haben wir verabredet, die Einrichtungen der Reichsdruckerei gemeinschaftlich beaugenscheinigen zu wollen, aber er kommt nicht und findet bald diese, bald jene Entschuldigung. — Ich habe endlich den Entschluß gefaßt, ihn in seiner Wohnung aufzusuchen. Es war Mittags — er war nicht da. „Zu dieser Zeit macht er Besuche, Sie müssen recht früh kommen," sagte man mir. Ich erschien des Morgens um acht Uhr. „Ich werde sehen, ob er schon zu Hause ist," meinte seine Wirthin. Auf diese Antwort war ich nicht vorbereitet. „Er schläft noch," sagte sie zurückkommend, „er ist wohl erst wieder gegen Morgen nach Hause gekommen, und da darf ich ihn vor Nachmittag drei Uhr nicht wecken." Ich theilte der Frau mit, daß ich in seinem Zimmer eine schriftliche Nachricht hinterlassen wolle, und trat leise ein. Er lag im Bette — aber denken Sie sich meinen Schrecken, er trug einen langen wallenden Vollbart, der ihm doch unmöglich in den paar Wochen gewachsen sein konnte, seit ich ihn nicht gesehen. Auf dem Tische lag eine Mönchskutte, das erklärte die Ueberraschung; vermuthlich war er in einem Zustande nach Hause zurückgekehrt, in welchem er an den Umhängebart nicht mehr dachte.

Uebrigens erfüllt es mich mit einer gewissen Genugthuung, daß er ungeachtet seines heiteren Lebenswandels den eingewurzelten Ernst für die Aufgaben seines Berufes nicht eingebüßt hat, wofür mir die Thatsache bürgt, daß er plötzlich mit dem ungeheuchelten Ausdrucke fachmännischer Befriedigung im Traume „Brillant gebaut!" ausrief.

In diskreter Weise suchte ich über die Lebensweise meines Schützlings Näheres zu erfahren, und die ehrliche Frau machte mir kein Hehl daraus, daß ihn die gesellschaftlichen Verpflichtungen, die öffentlichen Vergnügungen des Karnevals so vielfach beschäftigen, daß er zu einer Tageseintheilung seine Zuflucht nehmen mußte, die mir vollständig erklärlich macht, daß er für die Reichsdruckerei und das Postmuseum — Sehenswürdigkeiten, die eben nur von zehn bis zwei Uhr geöffnet sind, keine Zeit übrig hat — er schläft nämlich bei Tage, er frühstückt seit einigen Wochen am späten Nachmittage, ißt um Mitternacht Mittagsbrot und nimmt seine letzte Mahlzeit bei grauendem Morgen im „Café Bauer" ein. —

Soeben bin ich durch den Besuch Ihres Neffen in meinem Briefe unterbrochen worden, er ist in Folge meiner zurückgelassenen Karte bei mir erschienen. — Das großstädtische Karnevalsleben scheint in der That sein ganzes Denken auszufüllen, in einer kurzen halben Stunde erzählte er mir, daß er bei Professor Müller gestern den Kotillon kommandirt und mit einigen neuen Figuren, die er sich ausgedacht, immensen Erfolg gehabt habe; er drängte mir zwei Billets zum Maskenballe im „Wintergarten" auf, die ich mit dem Hinweis auf die Zurückhaltung, die mir meine Stellung als Kammergerichtsrath und mein hohes Alter auferlegen, ablehnte, und als er einmal das Taschentuch hervorzog, streute er dabei Knalldonbons aus. Beim Abschiede bat er mich nach einer Einleitung, die mir das Ernsteste ankündigte, ihm zu rathen, ob er zu dem Kostümfeste bei X—s als Pole oder als spanischer Grande erscheinen soll. Ich hielt den Zeitpunkt nicht für geeignet, um Ihrem lebenslustigen Neffen ernstere Gesprächsthemata nahezulegen. — Wollen wir hoffen, daß er über das ihm bevorstehende Examen mit der Leichtigkeit und Eleganz hinwegtänzelt, die ihn in anderem Sinne zum Liebling der hiesigen Gesellschaftskreise gemacht zu haben scheint.

Ihr alter Kollege N. N.

* * *

Liebe einzige Kläre! Dies nur in fliegender Eile. Ich kann leider Eure Einladung zum Thee nicht annehmen, wir sind ja morgen Mittwoch bei Geheimrath W. — und am Freitag ist Juristenball. Auf ersterem Balle erscheint man ohne Larve, es ist bloß ein bal travesti; ich gehe als Schneeflocke, ganz weiß, mit Puderquasten im Haar, auf den Achseln, den Schuhen, und wo sich's sonst gut macht. Es sieht furchtbar chic aus. Der Doktor, der Dir neulich auf dem —schen Jour fixe vorgestellt wurde, wird auch da sein — ich finde ihn sehr nett, er ist für mich das Ideal der Männlichkeit, und als Arzt soll er sehr gesucht sein — er geht jeden Tag von elf bis ein Uhr an unserem Hause vorüber — ich habe mich zuerst nicht mehr ans Fenster getraut — jetzt geht's. Ich beschwöre Dich, verbrenne diese Zeilen.

Deine Freundin Eva.

P. S. Kannst Du mir unauffällig „Heine's Buch der Lieder" oder etwas von Byron schicken, so wäre es mir lieb, aber es hat höchste Eile. Damit Mama nichts merkt, mußt Du die Bücher einwickeln und sagen lassen, „eine schöne Empfehlung und hier wäre die englische Grammatik." Aber zusiegeln!

* * *

Liebste Anna! Gestern haben wir den Entschluß gefaßt, am 16. d. M. einen kleinen Ball zu veranstalten, meine Töchter sind, wie Du Dir denken kannst, Feuer und Flamme für dieses Projekt, und mein Mann hat wenigstens nichts dagegen. Du bist die Erste, die die Neuigkeit erfährt, damit München und Tinchen Zeit haben, ihre Toilette besonders gewählt vorzubereiten, denn daß Ihr nicht fehlen dürft, ist selbstverständlich.

Gleichzeitig wollte ich Dich bitten, mich wissen zu lassen, ob Du so nett sein möchtest, mir für diesen Tag Dein Hausmädchen — Ihr habt doch noch die Marie aus Insterburg? — zum Serviren für die paar Stunden zu überlassen? Vielleicht bist Du so freundlich, Emil, Deinen reizenden Jungen, herüberzuschicken und mir Bescheid zu sagen — es wäre allerliebst, wenn Dein Söhnchen bei der Gelegenheit uns mit seiner bewunderungswürdigen Handschrift beispringen würde, mein Alex schreibt so schlecht, daß ich ihm die Einladungen gar nicht anvertrauen kann, er macht mehr Kleckse als Buchstaben. Läßt Du Emil durch Dein Mädchen begleiten, so könntest Du der Letzteren vielleicht den Samovar mitgeben, den Du mir schon neulich leihen wolltest — ich wüßte nicht, wie ich sonst den Thee serviren lassen sollte. Ich freue mich schon heute bei dem Gedanken, wie sich Deine Mädchen amüsiren werden, die lieben Geschöpfe, ich lege nämlich das Hauptgewicht auf Tänzer, o, sie sollen nicht sitzen bleiben, die reizenden Mädchen — dabei fällt mir ein, daß es uns mit den Stühlen recht knapp geht, und da man sich solcher Dinge wegen nur an die vertrautesten Bekannten wenden kann, frage ich Dich, meine älteste und liebste Freundin, ob Ihr an diesem Abend etwa ein Dutzend Stühle entbehren könnt? Sollte der Ausziehtisch, den mir Walters borgen, sich als zu klein erweisen, kann ich ja dieserwegen noch immer Deine Güte in Anspruch nehmen. „Entweder — oder" sage ich mir, und es soll sein werden; wirst Du mir glauben, daß ich gestern die ganze Stadt ablief, um einen Hermes von Praxiteles, wie er bei Euch beim Salonfenster steht, zu bekommen? aber umsonst; und gerade der fehlt unserem Salon, und es ist mir peinlich, daß dieser Mangel just bei unserem Ballfest bemerkbar werden soll. Agnes meinte gestern, wie pompös sich Eure beiden japanischen Lampen in unserem Salon ausnehmen würden, aber ich möchte um Alles in der Welt nicht so unbescheiden erscheinen, selbst wenn es gälte, Deinen Lampen einen Triumph zu bereiten — jedenfalls wäre denjenigen, dem Du sie zum Transport anvertraust, größte Sorgfalt anzuempfehlen, auch ist auf die hübschen seidenen Schirme zu achten, und die dazu passende Stutzuhr müßte aufrecht getragen werden — doch nun zu dem hauptsächlichen Theil meines Briefes: Mein Mann raucht, wie Du weißt, gar nicht, er hat keinen Cigarrenverstand und weiß kaum, bei welchem Ende sie angezündet werden; würde Dein liebenswürdiger Gatte, der eine Autorität darin ist, die Freundschaft für unser Haus so weit treiben, ein Kistchen Cigarren — nicht zu theuer — für uns zu jenem Abend zu besorgen — es kann eine ziemlich gewöhnliche Sorte sein, da wir die rothen Papierringe, die wir noch vom letzten Mal haben, selber daraufstecken. Wenn Du mir sagen läßt, ob ich auf den Hermes von Praxiteles und auf die Marie von Insterburg rechnen darf, könntest Du vielleicht gleich beifügen, ob Dein lieber Gatte sich uns durch diesen Liebesdienst verpflichten will! Doch nun Adieu, ich habe mir die Zeit rein abgestohlen, um mit meiner treuesten Freundin wieder ein wenig zu plaudern. Ach, was muß noch alles im Haus, in Küche und Keller geschehen! Wir haben alle Hände voll zu thun und wissen kaum, wo zuerst anfangen — wir könnten noch ein halbes Dutzend Hände brauchen. — Warum lassen sich Deine lieben Kinder gar nicht bei uns blicken?

In herzlicher Umarmung

Deine P—.

* * *

Liebe Freundin! Triumph! ich halte das Billet zum Subskriptionsball in den vor heimlicher Erregung zitternden Händen — Karl's Widerstand ist gebrochen, nicht durch Bitten, nicht durch Thränen, sondern durch einen Akt der Resignation, der mich keine Minute Bedenken gekostet hat. Karl rechnet, wie Du weißt, vor allen Dingen, und pekuniäre Rücksichten waren bisher das Haupthinderniß. Durch meine feierliche Verzichtleistung:

1) auf die Wiederaufnahme meines Jour fixe,
2) auf die Badereise nach Gastein

hat er sich herabgelassen, nachzugeben und mir die erforderlichen Summen für Schmuck und Toilette zu bewilligen. Es ist mein erster großer Ball, meine Freundin, weißt Du, was das bedeutet: die erste Schlacht eines Generals — ich werde übermorgen in der Zeitung stehen, es kann nicht fehlen, ich werde Aufsehen erregen. Herr Bohlke, der Schneider, der mir die Toilette geliefert hat, ist ein Genie, das Kleid ist ein aus Spitzen und Duft gewobener Traum — Bohlke, den ich Dir aufs Angelegentlichste für solche Zwecke empfehle, hat damit ein Kunstwerk geschaffen, welches unmöglich übertroffen werden kann. Ich trete mit voller Sicherheit auf — ich habe noch nie einen Subskriptionsball gesehen — alle unsere Bekannten sind da — o, es ist zu schön; man setzt sich schon um sechs Uhr in den Wagen, denn die Auffahrt dauert stundenlang, und während der ganzen Zeit läßt man sich von den Spaziergängern, die neugierig in die Wagen blicken, bewundern — das würde mir schon genügen, Dir doch auch? — Wenn Du abkommen kannst, und wenn Du Deine Freundin im vollen Glanze ihrer subskriptionsballmäßigen Schönheit bewundern willst, so mußtest Du spätestens einhalb sechs Uhr bei mir sein. Ich schließe, die letzte Anprobe harrt meiner, eine selige Vorempfindung.

Tausend Küsse

Aurelie.

Soeben wird ein wunderbarer Fächer aus weißem geldgestickten Atlas mit Federnfranzen — so wie der von Erna, nur viel schöner, abgegeben, ich vermuthe, eine Galanterie meines Schwagers — er ist zu nett!

II. „Leid."

Werther Freund! Ihr Neffe, unser fideler Bauführer in spe, hat mich soeben verlassen; auf seinem Gemüth lastet der schwere Druck einer reuevollen, selbstbeschaulichen Aschermittwochs-Stimmung. Nach seiner Darlegung belaufen sich die Schulden, zu denen er durch die außergewöhnlichen Ausgaben, die mit dem Karnevalsvergnügen verknüpft waren, gedrängt wurde, auf 300 Mark 50 Pfennig; unter den Kreditoren Ihres Neffen fungiren:

1) Dessen Wirthin, die mit entgegenkommender, wenn auch nicht zu billigender Bereitwilligkeit den Erlag der Miethe pro Februar im Betrag von 45 Mark postnumerando in Vorschlag brachte.

2) Die Hoflieferanten Müller's Söhne mit 22 Mark für gelieferte Ballhandschuhe und dito Kravatten, laut beiliegender Nota.

3) Der Schuhmacher Lehmann mit 38 Mark für 2 Paar Lackstiefeletten — Rechnung noch ausständig.

4) Die Buchhandlung E. T. Schulze mit 5 Mark für die Litteraturwerke: „Die Kunst, den Kontretanz zu kommandiren" — 2) „Der angenehme Gesellschafter" — 3) „Knallerbsen, oder du sollst und mußt lachen".

5) Das Maskenverleihinstitut Jacob Lehmann mit 32 Mark für ein entliehenes Mönchsgewand und einen spanischen Grande; da letzterer in mangelhaftem Zustande zurückgeliefert wurde, ist eine Zusatzrechnung im Betrage von 6 Mark erfolgt.

6) Der Hutmacher Mayer mit 22 Mark 50 Pfennig für einen Klaquehut und diverse Reparaturen.

7) Endlich meine Wenigkeit mit 130 Mark bar Darlehn, zu denen ich mich in Folge Ihrer seinerzeitigen Weisung, ihm in dringenden Fällen finanziell auszuhelfen, verpflichtet sah.

Ich kann nicht umhin, nach diesen Mittheilungen der Ueberzeugung Ausdruck zu verleihen, daß in dem Gemüth Ihres Neffen seit dem 10. März eine erfreuliche Wandlung sich vollzogen hat, daß er mit einem Eifer, der keiner besseren Sache würdig wäre, seinen Berufsstudien obliegt, und daß ich Ihnen unmaßgeblicher Weise nahelegen möchte, die reuige Stimmung, zu der er sich eben sammelt, nicht durch harte Vorwürfe steigern zu wollen. Ich bin überzeugt, daß ihn sein moralisches Bewußtsein im Laufe der angebrochenen Fastenzeit von selbst auf den rechten Weg leiten wird.

Ihr alter Kollege N. N.

* * *

Liebe Kläre! Ich sitze mit einem Schnupfen, der meine Nase in einen durchaus nicht verehrungswürdigen Zustand verwandelt hat, zu Hause, und da Du in Folge Deines beim Tanzen „verknagten" Fußes nicht zu uns herüber kommen kannst, theile ich Dir auf diesem Wege mit, daß ich von diesem Karneval gerade genug habe und mit einer wahren Sehnsucht nach einer gründlichen Veränderung schmachte — ich möchte weit fort, hinaus in die weite Welt — fort von den Menschen! Wie sagt doch Heine in einem „Buch der Lieder", das ich Dir hiermit dankend zurückstelle, so schön:

„Jene Flammen sind erloschen,
Und mein Herz ist kalt und trübe" . . .

Der Stearinlieck auf dem Deckel muß schon bei Euch daraufgekommen sein, auch die Eselsohren bei den schönsten Gedichten rühren nicht von mir her. — Deine Anspielung auf den Arzt, die Dir neulich entfuhr, hat mir sehr weh gethan, und wenn Du mir einen Freundschaftsdienst erweisen willst, so erwähnst Du seiner nicht mehr, weder mündlich noch schriftlich. Ich weiß nicht, welches Interesse Papa an ihm nahm, kurz, er kultivirte seinen Umgang und er wäre beinahe in seinen Netzen hängen geblieben. Dieser saubere Herr Doktor hat meinem lieben Papa das Gelübniß abzuschmeicheln gewußt, daß er zeitweise an der Leber leidet, und da er dafür Specialist zu sein vorgiebt, hat er Alles drangesetzt, um Papa in die Kur zu bekommen, denke Dir! Der Erbärmliche hatte es also nicht auf mein Herz, sondern auf Papas Leber abgesehen. Du kannst Dir die Empfindung vorstellen, welche diese Entdeckung in mir hervorrief, und der Ehrlose wagte es, mir etwas auf meinen kostbaren Autographenbrecher zu schreiben, auf welchem sich schon der Rechnungsrath Miesebach und Dein Schwager Wilhelm verewigt haben. Es ist ein Glück, daß es teinisch ist, ich wage es auch gar nicht, Jemanden zu fragen, was es heißt, es ist am Ende ein Recept. Ein solches Individuum (verzeih' den häßlichen Ausdruck) ist zu Allem fähig.

Ich kann heute nicht mehr weiter schreiben, ich fürchte, die Erregung würde mich meinen Stolz vergessen lassen, und meine beleidigte Mädchenehre könnte sich hinreißen lassen, härter zu urtheilen, als er's vielleicht verdient.

Deine unglückliche

Eva.

P. S. Mama läßt durch mich fragen, ob Ihr das gute Recept zu Bechamelle-Kartoffeln noch habt?

* * *

Liebe Anna! Es ist mir sehr peinlich, auf Deine erregten Zeilen in einem Tone antworten zu müssen, der Deiner Herausforderung angemessen, aber außerhalb der Art liegt, in der wir bisher verkehrt haben. Ich will unerwogen lassen, ob Deine Töchter, die im Laufe des Karnevals in unserem Hause manche Abende verbracht haben, die wir ihnen so angenehm wie möglich zu machen suchten — berechtigt waren, sich meiner bescheidenen Leopoldine und der schüchternen Agnes gegenüber in den Vordergrund zu drängen; die abfällige Art, wie Minchen die Toilette meiner beiden Mädchen beurtheilt hat, zeugt jedenfalls von einer nichts weniger als wohlwollenden Gesinnung für unser Haus. Ihre Aeußerungen, welche Euer Hausmädchen Marie meiner Köchin Anna hinterbracht hat, sind mindestens lieblos, und ich weise die Zumuthung, als hätten, wie sich Euer Mädchen ausdrückte, Leopoldine Roth und Agnes Weiß aufgelegt gehabt, mit mütterlicher Entschiedenheit zurück. Soweit sind wir noch nicht! — —

Was den Samovar betrifft, so genügt Dir vielleicht die mit seinem Ehrenworte bekräftigte Versicherung meines Mannes, daß derselbe schon beim ersten Aufsetzen merklich leckte und uns in eine Verlegenheit brachte, aus der uns nur die Entschlossenheit unseres Vetters Emil, der das Loch geschickt zu verstopfen wußte, befreien konnte. Ein Anderes ist es mit Eurer Hermesbüste, die durch das Verschulden des etwas kurzsichtigen Doktor Wenzel beim Tanzen leider umgestoßen wurde. Die Büste soll in tadellosem Zustande wieder in Euren Besitz gelangen, mein Alex kittet schon den ganzen Vormittag daran, und es wird dem fleißigen Knaben wohl gelingen, die Spuren des Unfalls möglichst zu verbergen.

Mein Mann ersucht Dich ferner, die Nota für die in Folge meiner Bitte von Deinem Gatten besorgten Cigarren uns sogleich zukommen zu lassen; vielleicht hat der betreffende Händler aber für das Kistchen, das bis auf drei nur oben ein wenig angebrannte Cigarren ganz unberührt ist, Verwendung. In diesem Falle wird ein Wort von Dir genügen, um Euch wieder in den Besitz des Kistchens zu bringen.

Es thut mir weh, daß der Reigen unserer sonst gelungenen diesjährigen Karnevalsveranstaltungen mit einem Mißton geschlossen hat, für den Du mich und die Meinen bei ruhiger Beurtheilung aber unmöglich verantwortlich machen kannst.

Mit Gruß Deine Freundin

Pauline Karg.

* * *

Werthe Freundin! Seit ich nothgedrungenermaßen in Folge meiner freiwilligen Verzichtleistung meinen Jour fixe aufgegeben habe, und seit mit dem Erlöschen des Faschings auch die gesellschaftlichen Vergnügungen ein Ende genommen haben, lebe ich ein ziemlich trübseliges, von Grillen und Reuegedanken verfolgtes Leben. Es ist wahr, der Subskriptionsball, die Erfüllung eines Wunschtraumes, der mich seit meinen Backfischjahren von Karneval zu Karneval verfolgt hat, steht in dem Buche meiner Lebenserinnerungen mit flammenden Zügen eingetragen, aber — es ruht wohl auf dem Grunde jedes Freudenbechers ein trüber Bodensatz?

Ich möchte Dich zunächst vor dem Schneider Bohlke warnen, der seine Sache versteht, aber Rechnungen zu machen weiß, die einfach unverschämt sind; — ich wage es gar nicht, es Jemandem zu sagen, was er mir für das Kleid angerechnet hat. Dafür kann ich eine ganze Familie anziehen! Karl darf die Wahrheit nicht erfahren, er ist ohnehin nicht gut auf den Subskriptionsball zu sprechen, da er sich im Wagen während der anderthalbstündigen Auffahrt einen fürchterlichen Schnupfen geholt hat, der fast dauerhafter ist als meine poetischen Erinnerungen an diesen Abend.

Am meisten bedrückt mich meine finanzielle Lage, die ich durch gewisse, wie ich mir einrede, harmlose Ausse unablässig zu bessern bestrebt bin, denn wenn ich mich auch darein finde, meinen Jour fixe aufzugeben, so ist doch der Gedanke, daß wir, anstatt nach dem schönen und so theuren Gastein, nach dem billigeren K. reisen sollen, schrecklich. Ich spare hauptsächlich beim Essen; Du bist doch auch praktisch, weißt Du keine billig herzustellenden Gerichte, die nach etwas aussehen? Da ich die Cigarren aus der Wirthschaftskasse zu bestreiten habe, bin ich auf den Einfall gekommen, täglich, ohne daß Karl etwas davon merkt, ein paar Cigarren aus seiner Kiste herauszuexekutiren; wenn ich hundert habe, lege ich sie in ein altes Kistchen und schreibe sie ihm auf die Rechnung. Man hilft sich eben, wie man kann.

Die Sache mit dem Fächer, dessen Herkunft ich nicht errieth, hat sich auch aufgeklärt — leider habe ich mich geirrt, wenn ich meinem Schwager eine solche Galanterie zumuthete — der schöne Fächer ist „falsch abgegeben worden", er gehört der Frau Professor, die drei Treppen wohnt. Da ich ihn als mir gehörig angesehen, habe ich das Vergnügen, ihn zu bezahlen. Natürlich mußte sie sich meinen Fächer in dem theuersten Laden kaufen. Erwähne Karl gegenüber nichts davon, er kennt den Zusammenhang nicht, ich habe seit diesem Karneval nichts als Geheimnisse vor ihm, aber ich will die Fastenzeit benutzen, Buße zu thun. Mit der körperlichen Kasteiung haben wir angefangen. Weißt Du, daß mein Taillenumfang seither um drei Centimeter abgenommen hat?

Adieu, ich muß nach der Küche, ich habe ein neues billigeres Mädchen, das vom Kochen nichts versteht, das heißt noch weniger als Deine in Arbeit und Entbehrungen die Ruhe des Gewissens suchende

Aurelie.

Hoheit Karneval der Unsterbliche.

Eine Faschings-Huldigung von **Richard Schmidt-Cabanis.**

Als köstlichster Schmuck der Groß-Cordon
Vom hohen Orden des Cotillon
Am Band — mit dem Römerglase. —

Eröffnet hat Hoheit Karneval
Den Reigen seiner Audienzen,
Entboten sind die Getreuen all
Aus seiner Erb'lande Grenzen:
Der Truchseß Witz, der Kanzler Humor,
Das diplomatische Narren-Corps —
Die tollsten der tollen Exc'llenzen!

Im Schellen-Ornat der Herrscher sitzt
Auf ragendem Gütten-Throne;
An Scepters statt die Pritsche blitzt,
Es funkelt die Lappe als Krone,
Und um ihn reih'n sich — nach Pflicht und Gesetz —
Abdera's Vertreter und Schöppenstedt's,
Des Parlamentes Barone.

Des Kriegsheers Generalissimus
Jagt Don Quixote im Bügel,
's führt Harlekin als Syndikus
Des Staates Insignien und Siegel;
Auch schlägt man heut' zum Ritter des Reichs
Als Lohn manch heiklichen Schwabenstreichs
Den Schalksknecht Eulenspiegel!

Doch was nicht zählt zur närrischen Zunft,
Der Kukuk hol's und sein Küster!
's wird außer Landes die trockne Vernunft
Gewiesen vom Kultus-Minister;
Die Griesgram-Sippe trifft Bann und Acht
Und cum infamia wird ausgelacht
Der Schulweisheit Philister!

So kleide denn, luftiger Faschingstraum,
Das All uns in Rosenschimmer,
Entsteig' des Champagners perlendem Schaum,
Du buntes Märchengestimmer!
Das Heut noch ist unser, drum lebe das Heut!
Schon morgen, ach, ist all die Herrlichkeit
Nur Scherben und Fetzen und Trümmer!

Doch ob auch verwehe die Zauberpracht
Der Morgenwind, der scharfe,
Ob all zersprungen auch über Nacht
Die Saiten der goldenen Harfe:
Fürst Karneval herrscht frei und froh
Mit Grazie weiter — inkognito —
Der wechselt nur seine Larve;

Der achtet, ein unsterblicher Held,
Des Aschermittwochs wenig,
Es bleibt ihm sein Reich — die weite Welt,
Die Menschheit ihm unterthänig:
Er nennt nur morgen „Herr Zeitgeist" sich
(Du schöne Maske, wir kennen dich!),
Der heute heißt: Narrenkönig!

ereint nur, herein allinsgesammt,
Ihr preislichen Herren und Damen,
Geprüft vom Faschings-Marschallamt
Auf närrischen Rang und Namen!
Des Prunksaals Pforten erschlossen sich weit
Willkommen, die Seiner Heiterkeit
Zu huldigen heute kamen!

Der Zokusstab im Wappenschild
Schafft Einlaß Euch ohne Phrase;
Als ältesten Adels Stammbaum gilt
Die längste Pappennase;

Die Andere.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **W. Heimburg.**

(Fortsetzung.)

„Du mußt mir helfen," rief Lotte mir freudestrahlend entgegen; „denke Dir, die Herzogin will mich sehen — endlich! Ach, Tone, es war ein demüthigendes Bewußtsein, daß man keinerlei Notiz von mir nahm, daß man mich nicht kennen zu lernen wünschte!' Und nun, wie liebenswürdig: die Herzogin kommt ganz inkognito nach — es soll aussehen wie eine zufällige Begegnung — nach Schloß Grunnen: dort sollen wir uns treffen, und Du mußt mich begleiten. Sieh' doch selbst, was die Fürstin schreibt" — sie hielt mir einen zierlichen Brief unter die Augen. „Sie will Die sehen, die ihren Lieblingssohn in Fesseln schlug. O, sie soll ganz reizend sein! — Tone, um Gotteswillen, was mache ich für Toilette?" Und sie zog mich erregt in das Schlafzimmer und hieß Anita einige Kartons aus der Ankleidestube bringen. Sie zitterte und lächelte und war wie ein glückliches Kind.

„Ich freue mich, Lotte," sagte ich, „es wird Dir wohlthun. Hast Du gute Nachrichten von Deinem Manne?"

„O, prachtige! Er liegt in einem schönen Schlosse bei St. Nicolas und amüsirt sich herrlich, und er hat mir in Nancy einen ganzen Karton voll Seidenstoffe gekauft, lauter weiße Seide; er sagt, ich dürfe nur noch Weiß tragen." Und sie nahm Anita fast hastig die duftige weiße Mullrobe mit echten Kanten geschmückt aus der Hand. „Das, Tone? Geht das? — Natürlich nur, wenn wir schönes Wetter haben morgen. — Anita, holen Sie den Hut mit den weißen Straußfedern. Nicht wahr, Du kommst mit, Tone?"

Ich konnte es nicht abschlagen in ihrer Seligkeit: war mir doch auch ein Stein vom Herzen, daß man endlich Notiz von ihr nahm. „Wann soll das Rendezvous sein?"

„Um zwei Uhr morgen Nachmittag; wir fahren um Zwölf hier weg — sei pünktlich, Tone."

Ich versprach es, lobte die Toilette, und als, in das gelbe Zimmer zurückgekehrt, die junge Frau hastig zu dem Schreibtische

Digitized by Google

eilte, fragte ich: „Du willst es dem Prinzen mittheilen? Ich störe wohl, Lotte? Dann also auf Wiedersehen morgen.“

Ich erzählte Frau Roden, daß die Herzogin Lotte sehen wolle und sehr gnädig geschrieben habe.

„Es ist ganz gut, Tonchen,“ sagte sie und schüttete Bohnen aus dem Korbe in eine Schüssel. „Ja, Ihre Durchlaucht, das glaube ich wohl, sie hat einen Narren an dem Jungen gefressen; aber der Herzog wird dem Sohne diese Heirath nie verzeihen; er ist so wie so gar nicht nach seinem Gusto eingeschlagen.“

„Warum hat er's zugegeben?“ rief ich.

„Kindchen, wer hätte sich nicht einmal überrumpeln lassen!“

Und der Tag ging hin; Abends kramte ich Lotte zu Liebe noch ein wenig für meinen Anzug zurecht. Die alte Frau, die herauf gekommen war, saß in dem Sofa und studirte die Zeitungen. „Wer weiß, wie es jetzt da draußen aussieht?“ meinte sie.

Ach, wenn wir dorthin hätten blicken können, auf das blutigste Schlachtfeld des ganzen Krieges!

Strahlend heiter war die Sonne am andern Morgen aufgegangen. Frau Roden trippelte von ihrer Kaffeetasse aus Fenster, um nach dem Briefboten zu schauen; aber der machte heute nur eine bedauernde abwehrende Bewegung und ging vorüber.

„Ei, das ist garstig, Tonchen!“

„Vielleicht Mittag,“ tröstete ich.

„Vielleicht!“ seufzte sie.

Und dann ward es zehn Uhr; ich saß am Schreibtisch der Frau Amtsräthin und half ihr das Rechnungsbuch durchsehen — da auf einmal schlug die große Glocke der Marienkirche an und alle anderen stimmten ein, daß die Luft voll Klang und Jubel war. „Eine neue Siegesnachricht!“ rief ich und stürzte zum Fenster, und nun liefen auch schon die Menschen nach der Schloßgartenmauer, wo eben ein riesiges Plakat angeklebt wurde. Aber die Leute waren so still, so gar nicht wie sonst; fast bestürzt schauten sie einander an.

„Tonchen, ich muß hinaus!“ rief die alte Frau und nach ein paar Augenblicken lief sie wie ein junges Mädchen unter den Kastanien dahin. Ich weiß nicht, warum es mir wie lähmend in die Glieder fuhr, und wie starr ich in das blasse Gesicht der Zurückkehrenden gesehen haben mag, als sie ans Fenster kam und mir herauf sagte:

„Eine große Schlacht gewonnen bei Gravelotte, aber unser Erbprinz ist gefallen!“

Der Erbprinz todt! Das war mehr als Trauer, was mich packte; es war die Ahnung kommenden Unheils.

Und derweil stand Lotte vor dem großen Spiegel ihres Ankleidezimmers, im weißen spitzenbesetzten Kleide, lächelnd, strahlend, selig, und wußte nicht, daß soeben ihr Glück zu wanken begann. Sie hatten im Schloß noch keine Ahnung, als ich athemlos die Treppe hinauf kam. Lotte probirte eben das Hütchen auf, dessen weiße Feder sich so leuchtend von dem dunklen Haar abhob.

„Guten Morgen, Lotte!“ sagte ich, so ruhig es mir möglich war. Aber ehe sie noch antworten konnte, stand Anita im Zimmer, leichenblaß, an allen Gliedern zitternd, ein Bild des Entsetzens.

Lotte sah sie und schrie auf: „Um Gotteswillen — er ist todt, Tone! Erbarme Dich!“ So gellend und markerschütternd klang es, ich werde es nie vergessen.

„Nein, Lotte, Dein Mann nicht — der Erbprinz ist es, er fiel bei St. Privat.“

„Der Erbprinz ist gefallen? der Erbprinz?“ stammelte sie, „der Erbprinz? — Ach Gott, ich danke Dir!“ und sie brach in Thränen aus.

Anita stand noch immer keines Wortes mächtig; wir überhörten das leise Räuspern hinter der Portiere, die Schritte auf dem Teppich, erst als Jemand flüsternd sagte: „Eine Depesche für Frau Gräfin,“ erblickten wir den Aelteren der beiden Lakaien, der wie mitleidig auf die weinende junge Frau schaute.

Sie nahm das Papier, öffnete und las:

„Grunen unmöglich.

von Oerzen.“

Das war der kurze, vielsagende Inhalt —. „Unmöglich!“ hörte ich Anita wiederholen.

Und draußen läuteten die Glocken weiter, und Stimmen und Tritte vieler Menschen schallten herauf. Als ich an das Fenster trat, standen die Leute Kopf an Kopf und sahen empor, als müßten sie hier die Bestätigung der Todesbotschaft erfahren. Und gleichsam zur Antwort sank eben die Flagge auf dem thurmartig vorgeschobenen Ausbau des Schlosses herunter, bis auf halb Mast —. Sie zeigten nach dem Thurme, sie blickten wieder nach den Fenstern, sie standen in stummen Scharen, und immer neue kamen hinzu.

Und hier innen saß Lotte und weinte den Schreck hinweg und dankte Gott inbrünstig, daß Er den Geliebten beschützte.

„Ist kein Trauergottesdienst?“ fragte sie dann. Anita wurde auf Kundschaft gesandt. Mit fast heiserer Stimme meldete sie, die Leute strömten schon zur Kirche.

„Komm, Tone!“ sagte Lotte. Mitten durch das Gewühl schoben wir uns und gelangten in das kühle von Menschen überfüllte Gotteshaus. Der Küster, der uns erblickte, wollte die fürstliche Empore aufschließen, aber er konnte vor Aufregung den Schlüssel nicht finden, und schon setzte die Orgel ein. „Gehen wir in den Roden'schen Kirchstuhl,“ flüsterte ich, „in dem Gedränge können wir nicht bleiben.“

Sie folgte mir, noch in dem leichten Sommerkleide, mit dem sie sich für die Fürstin geschmückt hatte; ihr Antlitz war blaß und ein wunderbarer Ausdruck von Angst, Schmerz und Glück darin. Als ich eintrat, erblickte ich im Schatten des Pfeilers Frau Roden: sie saß im Hauskleide und ihrem schlichten Häubchen, nur ein Tuch über die Schultern, die Hände um das Gesangbuch gefaltet. Und da stand Lotte vor ihren Augen! Ich hatte an dies Begegnen nicht gedacht; aber die alte Dame sah die schöne Frau nicht an, und als Lotte sich auf die gegenüberliegende Bank setzte, winkte sie mich neben sich.

„Tone,“ klang es in namenloser Angst, „er war dabei, gestern — sein Regiment war mit! Und der König von Preußen sagt in der Depesche selbst: ‚Ich wage nicht nach den Verlusten zu fragen.‘ — Wenn mir Gott das gethan hätte!“ Und sie hielt meine Hand in ihrer zitternden Rechten und vermochte nicht mit einzustimmen in das Lied, das jetzt von der Orgel herabbrauste und in das Hunderte von Menschenstimmen einfielen:

„Was Gott thut, das ist wohl gethan!“

Mir aber ward plötzlich, als sei alles Licht, alle Farbe geschwunden um mich her; ein grauer gespenstiger Schleier wogte vor meinen Augen, ich hörte nur das Eine: „Tone, er war dabei!“ — Barmherziger Gott, Du mußtest ihn beschützen! schrie es in mir. Und dann scholl des Predigers Stimme herauf:

„Die Edelsten in Israel sind auf Deiner Höhe erschlagen! Wie sind die Helden gefallen und die Streitbaren umgekommen!“

„Herr, Du hast Schweres gefordert, die Hoffnung des Landes hast Du uns genommen, den Edelsten aus unserer Mitte. Im Fürstenschlosse der Residenz weinen greise Eltern, trauert unsere geliebte Erbprinzessin, die erst vor Jahresfrist ihre Hand in die des Gatten legte, der nun gestern den Heldentod gestorben an der Spitze seiner Schar. Und doch hat unser Herzog gesagt, und wir dürfen es getrost mit ihm sprechen: ‚Heil ihm und Allen, die dort liegen auf der blutigen Walstatt, sie starben nicht umsonst, sie fielen für das Vaterland!‘ — Noch wissen wir nicht, die wir hier versammelt sind, wer von uns dort draußen auf dem Schlachtfelde einen Sohn liegen hat, einen Bruder, einen Gatten, denn heiß war der Kampf, und viele — viele sind's der Todten. Doch wen es auch treffen möge, er sehe hin auf unser Fürstenhaus, dessen Mitglieder in Demuth und Ergebung ihre Kniee beugen, und spreche wie sie: Herr, Dein Wille geschehe!“

Herr, Dein Wille geschehe! — Ach, wie Wenige vermochten wohl demüthig und fromm dies nachzusprechen! Die alte Frau saß schier unheimlich still da. Sie hat mir später gesagt: „Ich ging in die Kirche und konnte doch nicht beten.“ — Und mir, mir ging es ebenso.

Als wir hinaustraten auf den von Menschen wimmelnden Kirchplatz, hatte sich der Himmel bezogen, und fernes dumpfes Murren ließ sich hören. Ich führte Frau Roden am Arm: Lotte, von Anita gefolgt, eilte voran, es war ihr wohl peinlich neben uns zu gehen. Ich sah der schönen Frau nach, wie sie durch die Menge ging, die ihr ehrerbietig auswich; manch einer zog den Hut, aber sie blickte nicht rechts noch links.

Da hörte ich eine Stimme aus dem Menschenstrom: „Wenn die Erbprinzessin einen Sohn haben wird, nun, dann bleibt's beim Alten, sonst haben wir den Otto.“

„Daß Gott erbarm!“ murmelte es dicht neben mir, „da wollen wir beten, daß es ein Prinz ist.“

Ich sah fragend auf Frau Roden. „Die arme Erbprinzessin!“ sagte diese.

„Und wenn es ein Mädchen?“ forschte ich und das Herz stockte mir.

„Dann wird Prinz Otto Thronerbe.“

Um Gotteswillen — und Lotte? Mir war es, als müßte ich ihr nachstürzen, ihr sagen: „mache Dich bereit, nimm Abschied von Deinem Glück!“ Aber noch war nicht Alles verloren, noch war das fürstliche Kind nicht geboren — sie durfte noch hoffen. Und auch wir. Noch war ja keine Schreckenskunde in das alte Herrenhaus gelangt, noch stand die Hoffnung neben uns, die milde Trösterin.

In der Wohnstube auf der Domaine ward es dunkel, das Gewitter kam herauf. Gegen ihre Gewohnheit saß Frau Roden ruhig in ihrem Lehnstuhl und sah starr in die rauschenden wogenden Kastanienzweige vor dem Fenster. Zuweilen stöhnte sie leise auf. „Ein Zeichen nur, daß er lebt!“ murmelte sie. Aber es kam keines. Angstvoll hockte ich ihr zu Füßen auf der Estrade; still war es im Hause, still in den Straßen, nur der Regen rauschte hernieder, einförmig und trübselig. Die Nacht brach an; umsonst ward das Abendessen aufgetragen.

Wir gingen zu Bette und standen übernächtig wieder auf, während der langen bangen Nacht unaufhörlich die Frage wiederholend: lebt er? Und ich antwortete mir: „Er ist todt, er ist todt; er hat den Tod gesucht, weil er ohne Lotte nicht leben will!“ — der Gedanke verfolgte mich mit furchtbarer Gewalt und ward endlich in meinem Herzen zur Gewißheit.

Am andern Morgen erschienen die Extrablätter mit den Details des Kampfes, und ich erschrak über die Zahl der Gefallenen. Die Garde hatte am meisten gelitten.

„Herr Gott, gieb mir Kraft,“ sagte die bleiche Frau, und die Hände vermochten das Blatt nicht mehr zu halten.

Gegen Abend kam ein Telegraphenbote in das Haus. Es war ein schrecklicher Moment, als die alte Dame die Depesche in Empfang nahm: „Geben Sie mir einen Stuhl, Tone — so — und Licht —.“ Und dann wischte sie sich den Schweiß von der Stirn und löste zögernd die Oblate.

„Tone!“ sagte sie nochmal.

Da konnte ich nicht anders, ich kniete vor ihr nieder und barg den Kopf in ihren Schoß. Ich hörte das Knistern des Papiers und den Seufzer, der ihre Brust hob.

„Verwundet am Arm. Nicht Angst haben, bald Nachricht.
Neben mir fiel Hans von Werthern.“

Sie hatte es tonlos vorgelesen. Ich hob den Kopf, und wir schauten uns in die Augen. — „Hans!“ schluchzte ich. Es war eine Todesnachricht, die ich gehört! Der Bruder, der einzige war es, und dennoch kam es wie süßer Friede über mich; ich konnte weinen, mit Ehren um ihn weinen. Mein erster Gedanke galt der alten Frau, die draußen auf dem Friedhof lag. Ach Großmutter, Art läßt nicht von Art! Er kam aus Amerika — um hier zu sterben fürs Vaterland! Er hat Alles, Alles gut gemacht!

Frau Roden war wie umgewandelt. „Mein Junge muß her!“ Damit stand sie auf, zog sich an und streichelte mich: „Tonchen, ich fühle mit Ihnen! Ja, gehen Sie nur zur Gräfin, ich gehe auch; der Müller muß hin, er muß den Jungen holen, wenn er —“ sie verschluckte ihre Thränen — „noch zu holen ist.“

Sie begleitete mich hinaus, und während sie nach der Verwalterwohnung schritt, eilte ich zu Lotte. Sie saß am Tisch, vor sich das Bild des Prinzen.

„Lotte,“ fragte ich, nicht wissend wie ich es anfangen sollte, ihr die Nachricht vom Tode des Bruders, an dem sie mit leidenschaftlicher Liebe hing, so schonend wie möglich mitzutheilen, und setzte mich neben sie auf die Chaise longue, „hattest Du Briefe?“

„Nein,“ erwiderte sie. „Ach doch,“ setzte sie dann in einem Tone hinzu, mit dem man von etwas Nebensächlichem spricht, „einen Brief von Hans; er ist herübergekommen, um den Feldzug mitzumachen. Wäre er lieber dort geblieben; es ist so schrecklich peinlich, er könnte mir doch Unannehmlichkeiten bereiten. Wenn er nur Otto nicht in den Weg laufen möchte, um etwa seine Vermittelung zu suchen für persönliche Angelegenheiten.“

Ich sah zu Boden, und die Thränen liefen mir über das Gesicht. Den ungeliebten Bräutigam hatte sie um Unterstützung für ihn gebeten; Fritz Roden sollte es sich zur Ehre schätzen, dem leichtsinnigen Schwager Geld über Geld zu geben —. Der Gedanke, der Bruder könne sich dem Prinzen nähern, machte sie tief verstimmt. Auch die schwesterliche Liebe hatte sie als unnützen Ballast über Bord geworfen, als sie in das fürstliche Schloß zog.

„Warum weinst Du?“ fragte sie ungeduldig.

Da legte ich ihr die Depesche auf den Tisch und ging ins Nebenzimmer. Sie hätte mich doch nicht ansehen können in diesem Augenblick.

Nach einer Weile folgte sie mir und fiel mir leidenschaftlich schluchzend um den Hals. Und wir saßen in dem dunklen Zimmer, Hand in Hand und weinten um unseren Hans. Ich wußte, sie gäbe viel, viel in diesem Augenblick, hätte sie die letzten Worte über ihn nicht gesprochen. — Nun schwiegen wir Beide; was war auch noch zu sagen?

Als ich spät herüber kam, fand ich das Haus noch lebendig: Frau Roden packte eben in eine Reisetasche Wein, Liköre und alle möglichen Eßwaaren; ein Koffer stand schon fertig. „Darin ist Wäsche und Leinwand, Tonchen,“ sagte sie, „um elf Uhr in dieser Nacht fährt Müller ab.“

Um halb elf Uhr kam er, in Ueberrock und Hut, einen mächtigen Spazierstock in der Hand und einen Mantel über dem Arm. Er war ein stiller ernster Mensch von ungefähr fünfzig Jahren; in derselben gelassenen Weise, wie er seinen täglichen Geschäften nachging, setzte er sich an den Tisch, um eine Reisestärkung zu nehmen, zu der ihn die alte verweinte Herrin nöthigte.

„Müller,“ sagte sie, „ich denke, Sie werden sich wohl durchfinden. Deutsche giebt's da überall; fragen Sie nur immer, wo Sie hinkommen, ob ein Lazareth in dem Orte, und dann suchen Sie, suchen Sie nur unverdrossen, Sie werden ihn ja doch erkennen, und wenn er noch so jammervoll aussehen sollte, nicht wahr, Müller?“

„Ja, Frau Amtsräthin,“ erwiderte er, „ich werde ihn schon kennen.“

„Und geben Sie alle Tage Nachricht; die Feldpostkarten stecken da in der Kofferlasche, und Tinte und Feder; und schonen Sie mir das Geld nicht an unrechter Stelle, ich weiß Ihre Sparsamkeit sonst sehr zu schätzen, aber hierbei nicht.“

„Ja, Frau Amtsräthin.“

„Müller, ob Sie ihn wohl finden?“

„Ich denke doch!“

„Ach, es mag bunt dort aussehen — lieber Gott!“

„Nun, das schon, Frau Amtsräthin!“

„Müller, und wenn er sehr, sehr krank ist, dann telegraphiren Sie mir, dann komme ich; ich werde mich schon durchfinden. Sehen muß ich ihn noch einmal, und wenn er mich auch nicht mehr kennt —. Und, Müller, wenn das Allerschlimmste, — wenn sie ihn schon begraben hätten — den Fleck doch wenigstens, wo mein Letzter liegt —.“

Sie weinte leise in ihr Tuch, und Müller aß weiter, aber in seinen grauen Augen flimmerte es ebenfalls feucht. „Na, Frau Amtsräthin,“ sagte er nach einer Pause, „so schlimm wird's ja nicht gleich sein, und da hilft nun das Weinen nichts, da heißt's: den Kopf oben. — Das ist der Krieg; Sie weinen nicht allein, Frau Amtsräthin.“

„Ja, Müller, es hilft nichts, Sie haben Recht: und ich bin ja auch keine schlechte Patriotin, ich will ja gern Alles für das Vaterland hingeben, und ich bin ja so stolz, daß wir gesiegt haben. Wenn ich aber daran denke, was es für mich heißt, mein letzter Junge ist hin, er kommt nicht wieder, er tritt niemals mehr über die Schwelle dort und sagt nie wieder ‚Mutter‘ zu mir — in den Augenblicken, da denke ich nicht an Ruhm und Ehre, da denke ich nur, daß mir alten Frau die letzte Stütze unter den Armen weggezogen ist, daß kein Sonnenstrahl meine alten Augen wieder treffen wird —. Ach, Müller, und da fragen Sie einmal alle die Mütter, die seit gestern da draußen ein Kind, einen blühenden Jungen, kalt und starr liegen wissen, ob eine von ihnen sich hinstellt wie eine Heldenmutter und Gott für die Ehre dankt, daß ihr Kind den Tod fürs Vaterland sterben durfte? Nein, sie sind Alle in die Kniee gebrochen und haben Alle nur das Eine empfunden, Schmerz, heißen Schmerz! Von den Frauen rede ich, Müller, von den Müttern, aber darum haben wir unser Vaterland doch lieb.“

„Freilich, Frau Amtsräthin,“ erwiderte er bedächtig, „ich weiß es von meiner seligen Schwester, wie die gejammert hat, als ihr jüngster Sohn bei Königgrätz geblieben ist —. Ja, das soll wohl sein: sie haben die Kinder groß gezogen und hängen jeden Tag

eine neue Hoffnung auf so einen Blondkopf —. Das nimmt auch kein Mensch übel, Frau Amtsräthin, der König von Preußen nicht und Bismarck nicht und Moltke nicht, beweint müssen sie werden, die braven Jungen, und werden es auch, und nicht nur von den Müttern — das ganze Land thut es. Aber die Frau Amtsräthin sollten vorerst die Thränen noch sparen, noch lebt der junge Herr, und so lange ein Athemzug im Menschen ist, soll man die Hoffnung nicht lassen. Leben Sie wohl, Frau Amtsräthin, der Wagen ist draußen."

„Adieu, Müller! Grüßen Sie meinen Fritz. Mein Lebtag will ich's Ihnen nicht vergessen, daß Sie da hinaus gehen —."

„O Frau Amtsräthin, das ist bloß meine Schuldigkeit," sagte der Mann. „Adieu, Fräulein von Werthern."

„Adieu, Herr Müller," sagte auch ich, „grüßen Sie Ihren jungen Herrn."

Die alte Frau folgte ihm, und ich saß am Fenster, der Lampe den Rücken zugewendet. — Ob er ihn finden wird? dachte ich und hörte auf das verhallende Rollen des Wagens. Ob er ihn finden wird — und wie? Todtwund und mit fieberndem Körper, oder schon — schon nicht mehr unter den Lebenden, wie unser armer Hans? —

Frau Roden kam nicht wieder, und als ich sie suchen ging im ganzen Hause, da fand ich sie endlich in ihres Sohnes Zimmer: auf dem Schreibtisch stand ein Licht, und sie saß auf dem Sofa und hielt einen alten Strohhut von ihm in der Hand. „Er war vom Kleiderständer gefallen, Tone," sagte sie leise: und ich that, als ob ich nicht wüßte, daß die kleine Frau ihn erst mühsam hatte herunter langen müssen, um etwas von ihrem Fritz zu haben, an das sie ihre Wange schmiegen konnte.

Und dann fragte sie dasselbe wie ich: „Ob Müller ihn bringen wird?" Und als ich schwieg, setzte sie jammernd hinzu: „Was soll dann aus uns werden, Tone?"

„Aus uns?" fragte ich. Wie ein Stich traf dieses „Uns" mein Herz. Aber da rollte schon der Hut vor meine Füße, und die alte Frau hatte mich umfaßt und küßte mich auf die Stirn. „Du weißt nicht, Kind, wie lieb ich Dich habe!"

Und ihre weichen welken Hände umfaßten mein heißes verweintes Gesicht einen Augenblick, dann zog sie mich hinaus und führte mich die Treppe hinauf zu meiner Stubenthür. „Schlafen Sie," sagte sie, „es war ein schwerer Tag — Gott wird barmherzig sein!" Und da stand ich im Dunkeln, und das Herz wollte mir zerspringen, so stürmisch schlug es gegen die Brust.

Was sollte aus uns werden — aus mir? Ach, elender konnte ich nicht sein, wenn er todt, elender nicht als jetzt, denn er würde Lotte nie vergessen, nie! Nein, das dumme Herz klopfte umsonst so hoch empor. Und wenn er heimkehrte, würde ich gehen — wohin? Irgend wohin, die Welt ist groß, und hilfreiche Hände werden überall gebraucht. „Ich will in einem Lazareth Verwundete pflegen," sagte ich, als meine Augen schlaflos ins Dunkle starrten.

Tage und Tage waren vergangen. In dem sonnigen Zimmer, das neben Frau Roden's Schlafstube lag, stand ein schneeweißes Bette; wollene Gardinen waren aufgesteckt, damit auch am Tage Dunkelheit geschafft werden konnte, wenn müde heiße Augen sich schließen wollten; ein zweckmäßiger Krankenstuhl harrte am Fenster seiner Bestimmung, alles was sich irgend zur Bequemlichkeit des Verwundeten eignete, war in dem freundlichen Raume beisammen, nur er, dem diese Vorbereitungen galten, war nicht heimgekehrt.

Recht spärlich waren bis jetzt die Nachrichten von Müller eingetroffen, nur langsam kam er vorwärts, die Eisenbahnen fand er zerstört, Fuhrwerk kaum zu haben, und eine Spur des Gesuchten war bis jetzt nicht zu ermitteln gewesen. Man hatte die zahllosen Verwundeten in die verschiedensten Orte vertheilt. — Und nun die Zeitungsnachrichten mit immer neuen Berichten dieser blutigen Tage; war es ein Wunder, wenn der Muth tiefer und tiefer sank?

Endlich stand auch sein Name unter den Verwundeten, unter den Schwerverwundeten. „Herr Gott, und ich bin nicht bei ihm!" stöhnte die alte Frau; „die Einzige, die er noch auf der Welt — und so weit von ihm." Und dann fragte sie wieder, ob sie stark genug sei, hinzureisen, um muthlos selbst zu antworten: „Ich käme nicht bis an die Grenze!"

Dann nach vierzehn Tagen eine Karte aus Pont à Mousson: „Ich habe ihn gefunden, es geht auch schon besser; in zwei Wochen, sagt der Arzt, können wir uns vielleicht langsam auf den Heimweg machen. Er ist seit gestern erst wieder bei Besinnung und schwach zum Umpusten; er freute sich sehr, mich zu sehen, und grüßt seine Mutter herzlich. Jetzt schläft er, die Frau Amtsräthin können ihn nun nach Herzenslust pflegen, denn für diesen Feldzug hat er wohl genug, und sollte es noch ein Jahr dauern. Ich gebe von nun an regelmäßig Nachricht. Müller."

Ich war bei Lotte, als die Karte kam; in ihrer Herzensseligkeit schickte Frau Roden sie mir herüber ins Schloß.

Lotte that, als sähe sie nicht, daß mir der Diener etwas überreichte. Sie arbeitete ruhig an dem fürstlichen Wappen, das, auf weißem Atlas in Roth und Gold ausgeführt, eine Schreibmappe zieren sollte, die sie ihrem Prinzen zum Geburtstag schenken würde. Mit glücklichem Lächeln betrachtete sie von Zeit zu Zeit die geschmackvolle Arbeit in einem kleinen Spiegel, der vor ihr auf dem Tische stand. Wir saßen im fürstlichen Garten; es war einer der wundervollen Tage, wie sie nur der September zu bringen vermag, und außerdem hielt noch ein zierliches, roth und weiß gestreiftes Zeltchen jede Zugluft von uns ab. Die Vorhänge waren zurückgenommen, und der Blick schweifte über den üppiggrünen, durch wundervolle alte Bäume geschmückten Garten.

Lotte hatte Briefe und Depeschen bekommen und vom Hofjuwelier im Auftrage Sr. Durchlaucht einen entzückenden Schmuck, der im geöffneten Etui vor ihr stand und dem die Sonnenstrahlen ein verführerisches Blitzen und Leuchten entlockten. Sie war in der allerrosigsten Laune, denn eine Freundin in Berlin, die kleine Else von Reckenthien, mit der sie in neuester Zeit wieder in Korrespondenz getreten war, hatte ihr geschrieben, daß man viel von der Verbindung der schönen Lotte von Werthern mit dem Prinzen Otto spreche, und daß sie, trotz des Krieges, das Gesprächsthema der Berliner Gesellschaft sei. Prinz Otto aber hatte ihr mitgetheilt, daß, sobald der Krieg vorüber — und man hoffe ja, daß in allernächster Zeit Friede werde — sie ihre Hochzeitsreise nachholen würden, und sie möge nur sagen, ob sie zunächst Neapel oder Rom für einen längeren Aufenthalt wählen wolle.

Sie war so in die Wappenstickerei und ihre Zukunftsträume versenkt, daß sie die leise Aeußerung der Freude gar nicht bemerkte, die mir die schlichten Worte der Postkarte entlockten. Die alte Frau hatte dazu geschrieben: „Bleiben Sie nur drüben, Tonchen, denn ich gehe eben zum Herrn Superintendenten und zur Frau Oberförsterin, um ihnen mitzutheilen, daß er lebt."

Wir sprachen ja nie von Fritz Roden, wozu auch heute? Ich konnte aber nicht dafür, daß meine Hand zitterte, als ich Lotte eine Tasse Kaffee einschenkte, um die sie mich bat, und daß ein Tröpfchen des braunen Trankes auf ihre Hand flog, welche die Stickerei hielt. Sie sah ärgerlich empor: „Aber, Tone, ich bitte Dich! das konnte mir die ganze Arbeit verderben."

Ich war erschreckt und bat sie um Verzeihung. Aber ihre Miene blieb schmollend.

„Ich möchte wirklich wissen, Tone, was Dich so aufregt?"

„Es war eine freudige Nachricht, Lotte."

„Von wem hast Du denn Nachricht?"

„Nicht ich, Frau Roden hat sie; Fritz geht es besser. Du weißt wahrscheinlich nicht — er war schwer verwundet."

Sie hob den Blick und sah mich an; es war aber nichts von Theilnahme darin, es war die reinste Verwunderung, ich mochte wohl hastig und erregt gesprochen haben. Und als sie schwieg, sagte ich: „Da wir einmal bei dem Thema sind, Lotte, ich gehe nach Berlin, wenn Fritz zurückkommt."

„Warum denn, mein Gott?" fragte sie, und wieder wollten ihre Augen auf den Grund meiner Seele dringen. Und unter diesem Blick fühlte ich, wie mir das Blut heiß in die Wangen schoß; ohne eine Antwort setzte ich mich und strickte weiter an den groben Socken aus selbstgesponnenem Garn der Domainenschäferei, die für unsere Braven im Felde bestimmt waren.

„Meinetwegen brauchst Du Dein Asyl nicht aufzugeben," fuhr sie fort: „was kannst Du dafür, wenn ich diese Verbindung löste? Er ist viel zu gutmüthig und war viel zu sehr verliebt, als daß er es Dir entgelten lassen würde, was die Schwester ihm angethan. Also, Unangenehmes in diesem Sinne hast Du nicht zu riskiren. Oder sind es andere Gründe?"

„Nein!" sagte ich kühl.

Thankmar's Tod.

Originalzeichnung von A. Wierdsmoll

Digitized by Google

„Früher habe ich mir einmal eingebildet, Du liebtest Fritz Roden," fuhr sie fort. „Aber seitdem ich Dich so gelassen dasitzen sah und häkeln, wenn er als mein Bräutigam kam, sagte ich mir — nein, wenn Jemand liebt, dann zieht er doch eher einen Sprung von der Brücke ins kalte Wasser vor, ehe er ansieht, wie der Gegenstand seiner Neigung eine Andere in die Arme nimmt. Nicht wahr, Tone?"

Ich konnte nicht antworten; sie hatte ja nicht gesehen, wie ich gekämpft und gerungen, wie ich auf der dunklen Treppe gesessen in Qual und Verzweiflung, wie mir das Herz zum Zerspringen pochte, jedesmal wenn ich seine Schritte hörte, und wie viel durchweinte Nächte mich dieses „ruhige Dasitzen" gekostet hatte.

Auch sie schwieg, und ihre kleinen, bei den letzten Worten zur Faust geballten Hände lösten sich langsam. „Und darum, meine ich, kannst Du ruhig da drüben bleiben, ohne daß Dein beneidenswerther Gleichmuth ins Schwanken kommt," sagte sie endlich.

„Das nennst Du Liebe?" fragte ich, die letzten Worte überhörend.

„Ja, das ist Liebe!" erklärte sie bestimmt. „Soll es etwa Liebe sein — angenommen Du hättest Fritz Roden gern gehabt — wenn Du kommst und ihm das Wort bei mir redest, mir seinen Antrag überbringst, mich in der gräßlichsten Zeit meines Lebens, meinem Brautstande, dazu anhältst, ihm gebührlich zu begegnen, mich auf den Knieen bittest ihm mein Wort nicht zurückzugeben, weil er sonst unglücklich würde? Tone, weißt Du, solche Art Edelmuth hat keine Frau, die liebt: selbst die edelste Seele nicht, für die ich Dich im Großen und Ganzen halte. So kann sich Niemand in der Gewalt haben und wäre er in Selbstbeherrschung geübt, wie Reiner."

„Ich glaube an bessere Liebe," sprach ich halblaut.

„Dann ist es aber keine Liebe," fuhr sie zornig auf. „Drehe Dich doch nicht immer auf einem Fleck, Tone; nenne es Freundschaft, Zuneigung, Wohlwollen, wie Du willst — aber rede nicht von Liebe! Liebe ist nicht besser oder schlechter, sie ist immer und überall dieselbe, sie duldet nichts Fremdes. Du willst mir doch nicht weismachen, daß Du —"

„Darf ich Dir die Zeitung weiter vorlesen, Lotte?" unterbrach ich sie kurz.

„Nein, ich danke! Ich kann diese Kriegsberichte bald nicht mehr hören," erwiderte sie verdrießlich, „ebensowenig wie ich die entsetzlichen Socken kaum noch sehen kann, die Du permanent strickst."

Das war wieder die alte kapriciöse Lotte Werthern, die Unglaubliches leistete, wenn es ihre Ansicht zu behaupten galt; die so weh thun konnte mit ihrer Zunge. Ich strickte schweigend meine Nadel vollends ab und begann die Arbeit zusammenzurollen, als ich auf dem sonnenbeschienenen Mittelweg Anita erblickte. Sie war in schwarzer Kleidung, und ihre kleine Gestalt nahm sich besonders vortheilhaft darin aus; es war Alles unendlich zierlich an ihr bis hinunter auf die Schuhchen und die spitzen besetzte Taffetschürze. Sie hatte einen eigenthümlich schwebenden Gang, und ich mußte wieder daran denken, wie schön sie noch vor wenig Jahren gewesen sein mochte.

Erst als sie näher kam, bemerkte ich, daß sie sichtlich verstört aussah und ihre Blicke sich halb mitleidig, halb befriedigt auf Lotte richteten. Anita's Augen konnten nichts verschweigen von dem, was in ihrer Seele vorging. „Frau Gräfin", sagte sie mit mühsam zur Ruhe gedämpfter Stimme, „ich bringe keine gute Nachricht, heute früh ist in R. ein todter Prinz geboren."

Wenn ein Blitz vor mir niedergefahren wäre, ich hätte nicht entsetzter sein können. Aber Lotte sagte nur: „O! — todt? Wie traurig!"

Sie hatte keine Ahnung, daß mit dem kleinen wappengeschmückten Sarg noch etwas Anderes hinabgesenkt werden würde als die Hoffnung des Landes, als das letzte Glück der zu Tode gebeugten verwittweten jungen Mutter.

Anita schwieg und sah mich an; unsere Augen begegneten sich bang und verständnißvoll. Und Lotte saß da und wickelte den rothen Seidenfaden um die Nadel und dachte an einen Kranz für den Sarg.

„Da möchten Sie den Gärtner benachrichtigen, Anita," begann sie, „einen Veilchenkranz soll er arrangiren; er hat soviele Veilchen jetzt, und es sind Frühlingsblumen. Arme Prinzessin! Wie geht es ihr, Anita? Woher überhaupt wissen Sie es?"

„Die ganze Stadt spricht davon, Frau Gräfin."

„Man wird es mir wohl anzeigen. Benachrichtigen Sie den Gärtner wegen des Kranzes." — Anita ging in den Garten hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Thankmar's Tod.

Ein Stück deutscher Reichsgeschichte.

Das ganze erste Jahrzehnt der Herrscherzeit Otto's des Großen, den die Geschichte als den eigentlichen Gründer des ersten deutschen Kaiserreichs betrachtet, bildet eine ununterbrochene Kette blutiger Fehden mit den blutsverwandten oder verschwägerten Gliedern der eigenen Familie und den der Unterwerfung unter ein königliches Haupt widerstrebenden Fürsten der einzelnen Stämme. Von diesen Kämpfen löst sich der Aufstand des kaiserlichen Stiefbruders Thankmar als eine selbständige erschütternde Tragödie heraus, die mit dem Tode des unglücklichen Helden ihren grausigen Abschluß fand.

Heinrich der Erste, mit dem volksthümlichen Beinamen der „Finkler", hatte, als er noch schlichter Herzog in Sachsen war, die anmuthige Hetheburg, eine Tochter des reichen Grafen Erwin, gefreit und zu Merseburg, dem gräflichen Burgsitze, mit ihr ein glänzendes Beilager gehalten. Die Kirche erkannte aber diese, wie es scheint, ohne ihre Mitwirkung geschlossene Ehe nicht an, der Erzbischof von Halberstadt lud vielmehr die beiden Gatten vor das geistliche Gericht, welches die Ehe für gelöst erklärte und dem Kinde, das Hetheburg bereits unter dem Herzen trug, die Rechte der ehelichen Geburt absprach. Das Kind war jener Thankmar. Heinrich verheirathete sich später von Neuem in rechtsgültiger Ehe mit Mathilde, einer Enkelin des alten Sachsenherzogs Wittekind, und dieser Ehe entsprossen zwei Söhne, Otto und der jüngere Heinrich, bei dessen Geburt Heinrich der Finkler schon König war. Als der letztere an dem Markstein seines Lebens stand, empfahl er den deutschen Fürsten Mathildens erstgeborenen Sohn Otto als seinen Nachfolger in der Königswürde. Die Fürsten wählten auch einstimmig Otto zum König, wenn er auch nicht wie sein jüngerer Bruder Heinrich im Purpur geboren war, ein Umstand, den dieser später zum Grund blutiger Befehdung des kaiserlichen Bruders nahm.

Thankmar fügte sich erst willig in das von der staatlichen und kirchlichen Satzung ihm diktirte herbe Los, bis ein Ereigniß die schlummernden Triebe seines Ehrgeizes ins Wachen rief und zu verhängnißvollem Handeln antrieb.

Graf Siegfried, dem schon unter Heinrich dem Finkler die Statthalterschaft von Sachsen anvertraut und der über die unterworfenen Wenden entlang der ganzen Ostmark des Reichs gesetzt war, hatte das Zeitliche gesegnet, und Thankmar glaubte einen Anspruch auf diese bedeutsame Stellung erheben zu können, um so mehr, als er durch seine Mutter Hetheburg mit dem Grafen Siegfried blutsverwandt war. Er sah sich jedoch in seiner Erwartung getäuscht: denn Otto verlieh die Stelle dem Grafen Gero, dem Sprossen eines bisher noch unrühmlichen Geschlechts am Unterharz. Es mochte ihn dazu wohl die politische Erwägung bestimmt haben, daß eine solche Machtstellung den in seinen Kindesrechten gekränkten, seinem Charakter nach als leidenschaftlich und habgierig gescholtenen Bruder leicht zu weiteren gefährlichen Unternehmungen des Ehrgeizes anregen könne. Thankmar nahm indeß die Kränkung nicht willig hin, sondern sann darauf, das Verweigerte sich mit Gewalt zu verschaffen. Der eigenen Macht entbehrend, mußte er darauf ausgehen, sich einen mächtigen Bundesgenossen zu schaffen, und fand ihn in Herzog Eberhard von Franken, der gleich Thankmar den Groll gekränkter Ehre im Herzen nährte.

Herzog Eberhard besaß nämlich im Hessenlande, das damals zu Franken gehörte, reiche Güter, mit denen sächsische Edelleute belehnt waren. Die Sachsen aber waren darüber stolz geworden, daß jetzt aus ihrem Stamme die Könige gekürt wurden, und hielten es wohl

für unschicklich, einem Franken dienstbar zu sein. So verweigerte der Sachse Brenning, Eberhard's Lehnsmann, diesem offen den Gehorsam. Eberhard hatte ihn darum eigenmächtig, ohne des Königs Vermittelung anzurufen, schwer gezüchtigt, seine Burg verbrannt, die Besatzung getödtet. König Otto aber hatte diesen offenen Bruch des Landfriedens an Eberhard mit einer Buße von hundert Pfund Silber und an dessen Kampfgenossen mit der entehrenden Strafe des „Hundetragens" von Franken bis zum Königssitze auf der Pfalz zu Magdeburg bestraft. Die Bestraften fügten sich zwar dem Richterspruche, sannen aber im Geheimen auf Wiedervergeltung der ihnen vermeintlich zugefügten Unbill. Während der König sich in Bayern aufhielt, übten sie von Neuem offene Gewaltthat wider die Sachsen, die unter der Botmäßigkeit von Otto's jüngerem Bruder Heinrich standen. Der Kampf wurde mit allen Gräueln der Verwüstung geführt, und selbst die von dem zurückkehrenden König den Empörern angebotene Verzeihung fachte ihn nur zu helleren Flammen an, da man sie als Schwäche deutete. Jetzt glaubte Thankmar auch für sich die Zeit zum Handeln gekommen. Er überfiel in nächtlichem Hinterhalte die Feste Belecke in Westfalen, in welcher sein Stiefbruder Heinrich saß, nahm diesen gefangen und führte ihn gebunden Eberhard zu, gleichsam als Unterpfand ihres gemeinsamen Rachebundes. Dann zog er verheerend weiter durch Westfalen bis zur Eresburg, die er besetzte.

Der Aufruhr hatte jetzt so große Ausdehnung angenommen, daß die Stellung des Königs aufs Aeußerste gefährdet erschien. Da brach zum Glück für diesen in Eberhard's Reihen eine Spaltung aus, und König Otto gewann dadurch Zeit, zunächst den Kampf gegen den treulosen Stiefbruder allein aufzunehmen. Er zieht mit einem Heere nach der Eresburg. Dort öffnen ihm im wachgewordenen Gefühle der Untreue die Bewohner freiwillig die Thore, und Thankmar geräth dadurch in die äußerste Bedrängniß. Dem Verlassenen bleibt zur Rettung des Lebens nichts weiter übrig als das Asylrecht der Kirche, und er flüchtet in die dem Apostel Petrus geweihte Ortskirche. Dort legt er den Schild und die goldne Kette, das Zeichen seiner fürstlichen Geburt, auf den Altar nieder und erfaßt diesen mit den erschöpften Armen, also sich sicher dünkend im Schutze des Heiligen. Aber seine Verfolger achten diesen Schutz nicht. Es sind die Mannen seines Stiefbruders Heinrich. Die ihrem Herrn von Thankmar angethane Schmach hat sie aufs Tiefste erbittert; sie wollen dieselbe rächen um jeden Preis, selbst um den des eigenen Seelenheils. Gewaltsam erbrechen sie das Thor des geweihten Asyls und dringen mit bewaffneter Hand in das Heiligthum ein. Thankmar, obwohl bis zum Tode erschöpft, rüstet sich zum Widerstande und nimmt den schimmernden Schild wieder vom Altare. „Ein Sachse," berichtet nach den Chroniken Giesebrecht, „mit Namen Thietbold trifft ihn, und Schmähungen begleiten den glücklichen Streich, aber sofort giebt ihn Thankmar mit noch besserem Erfolge zurück, und Thietbold haucht am Altare den Athem aus. Immer heißer entbrennt der Streit. Tapfer vertheidigt sich Thankmar, bis ihn ein Wurfspeer im Rücken trifft, der durch das Kirchenfenster, das dem Altar zunächst gelegen, auf ihn geschleudert ward. Rettungslos sinkt er endlich am Altare hin; ein Krieger Otto's mit Namen Maincia gab ihm den letzten Stoß und raubte die goldne Kette vom Altare."

In Otto's Willen lag dieser blutige Abschluß des Dramas durchaus nicht. Er erfüllte vielmehr sein Herz mit tiefer Betrübniß. Denn trotz aller Energie und thatkräftigen Herbe besaß der Kaiser einen durchaus versöhnlichen Charakter. Das bewies er in den schweren Kämpfen, welche ihm nachher sein leiblicher Bruder Heinrich und sein Schwager, der Herzog Giselbrecht von Lothringen, bereiteten, in denen auch Maincia den sühnenden Tod erlitt. Immer und immer wieder verzieh Otto den Verirrten, bis die Gewalt dieser Großmuth namentlich des Bruders Herz völlig umkehrte und ihn zum treusten Genossen des Kaisers machte.

Endlich waren denn auch alle streitenden Stämme versöhnt, einten sich willig unter das gemeinsame Oberhaupt und zogen, als die Horden der Ungarn und Hunnen das Vaterland bedrohten, in Treue geeint wider dieselben zum siegreichen Kampfe.

Fr. Hebbig.

Auf dem Londoner Straßen-Pflaster.

Mit Illustrationen und Originalskizzen von **A. Friedrich** und Zeitbildern nach „The Illustrated London News".

Ein englischer Volksredner.

Einer der schönsten Plätze Londons ist Trafalgar Square, welchen die Denksäule Nelson's, des populärsten Helden Englands, überragt. Kirchen, Paläste und Theater begrenzen seine langen Fronten, fashionable Straßen nehmen hier ihren Anfang und laufen in langgestreckten Linien gegen Westen nach dem Hydepark. Hier ist der Mittelpunkt des Westend, der geldverzehrenden, tonangebenden Stadt mit den Palästen der Königin und des Adels, den Klubhäusern und öffentlichen Gebäuden; hier grünen prachtvolle Gärten in dem weiten steinernen Häusermeer; überall Reichthum und verschwenderischer Luxus.

In dieses vornehme Viertel zogen am 8. Februar Tausende beschäftigungsloser Arbeiter, um eine jener großen Volksversammlungen abzuhalten, wie sie nur in London zu schauen sind, und über die Verbesserung der Arbeiterlage zu berathen. Welchen Ausgang diese Demonstration genommen, ist allgemein bekannt. Feinde der Ordnung wußten die Gelegenheit zu benutzen, um auf dem Sockel der Nelsonsäule die rothe Fahne des Aufruhrs aufzupflanzen, und, angefeuert durch aufrührerische Reden, zogen Rotten professioneller Diebe und Einbrecher nach den benachbarten Straßen, um dort die Fenster einzuwerfen, Läden zu plündern, Vorübergehende ihrer Baarschaft zu berauben, überhaupt die gröbsten Excesse zu begehen. Stundenlang, von der überraschten Polizeimacht nicht gehindert, wogte im Westend die entfesselte Raublust, bis der angerichtete Schaden sich nach Millionen bezifferte und die Plünderer triumphirend nach dem Hydepark abzogen.

Für uns auf dem Kontinent ist die Möglichkeit derartiger Vorkommnisse fast unverständlich, aber London, mit dem sich keine Stadt der Welt messen darf, bildet eine Welt für sich, eine Welt von Gegensätzen, die den Wanderer auf Schritt und Tritt überrascht. Ein eigenartiges Leben fluthet in diesem ungeheueren Häusermeer; ich will versuchen, dem Leser Bilder vom Londoner Straßenpflaster zu schildern, wie man sie dort täglich beobachten kann und in ihrer Gesammtheit schwerlich auf einem anderen Fleck der Erde finden dürfte.

Ich setze mich in ein „Hansom-Cab", die modernste Droschke Londons, und rolle über das in den größeren Straßen überall eingeführte Holzpflaster nach dem Schauplatz der jüngsten Unruhen.

Hansom-Cab.

Es fährt ſich gut und bequem in dem Hansom. Nur nach vorn hin offen oder wenigſtens mit einem Schiebfenſter verſehen, beſitzt es nur zwei Räder und auch nur zwei Sitze. Der Kutſcherſitz fehlt vorn ganz, iſt dagegen in einer Art von Erker hinten an dem Dach des Wägelchens angebracht. So iſt das Hansom ſehr leicht gebaut und wird in Bezug auf Schnelligkeit der Beförderung von keinem andern Gefährt übertroffen, weil eben die engliſchen Droſchkenpferde, wenngleich immer nur als Einſpänner verwandt, von der Stelle zu kommen wiſſen. Dieſe Droſchken ſind auch ſehr elegant eingerichtet und neuerdings meiſtens auch mit einem Aſchenbecher und kleinen Spiegel verſehen. Dagegen läßt ſich von dem plumpen, geſchloſſenen, viereckigen und vierſitzigen Fourwheeler (Vierrader) wenig rühmen. Es giebt mehr als 12 000 Droſchken auf den Londoner Straßen. Und doch vermitteln ſie ſowohl wie die Tauſende von Omnibuſſen und Pferdebahnwagen nur einen geringen Theil des Verkehrs. Die Eiſenbahn hat ihnen längſt den Rang abgelaufen, und ihr Netz wird täglich ausgedehnter und dichter zugleich. Unter den Straßen wie über den Häuſern hin gehen ihre vollgepfropften Züge. In London ſelbſt und ſeinen Vorſtädten giebt es bereits mehr als 200 Eiſenbahnſtationen. Doch die beförderungsgierige Menge iſt noch immer in außerordentlichem Zunehmen begriffen.

Schluß der Volksverſammlung auf dem Trafalgar Square.
Nach der Zeitſchrift: „The Illustrated London News“.

Auf der Fahrt nach meinem Ziel könnte ich meinem Begleiter noch mehr von dem Rieſenverkehr Londons berichten, ihn an das alte Sprichwort erinnern, daß in London mehr Schotten wohnen als in Edinburg, mehr Irländer als in Dublin, mehr Juden als in Paläſtina und mehr römiſche Katholiken als in Rom. Ich könnte ihm auch erzählen von dem Rieſenhunger dieſer Stadt, den alljährlich 400 000 Ochſen und 1½ Millionen Schafe ſtillen müſſen, und von dem Falſtaff-Durſt derſelben, den in 12 Monaten 180 Millionen Quart Porter und Ale und 31 Millionen Quart Wein kaum zu löſchen vermögen, und von der Gourmandiſe, die hier alljährlich 1 200 000 Hummern und 500 Millionen Auſtern vertilgt — doch da ſind wir bereits auf dem Trafalgar Square angelangt, im Herzen des „Klublandes“, in dem jene Leckereien wohl den größten Abſatz finden.

Wir ſind im Weſtend, und an den Fontainen des großen Trafalgar-Square vorüber wandern wir weiter. Da liegt das jüngſt geplünderte Piccadilly vor uns: eine Reihe eleganteſter Läden ſchmückt die breite anderthalb Kilometer lange Straße, die der Hyde Park-Corner, eins der neun Thore des Rieſen-Parkes, nach Weſten zu abſchließt. Und dort weiter Pall-Mall, das eigentliche „Klubland“. Hier glänzen die Paläſte der United Service und Reform-Klubs; nicht weit davon liegt der Guards'-Klub, dem nur die Officiere der Leibgarde angehören dürfen, ferner Athenäum, Army and Navy-Klub ꝛc. Aehnlichen Bauten begegnen wir in der nahen St. James-Street, mit dem gleichnamigen Palaſt und Park, an deſſen Eingang ſich die 124 Fuß hohe Yorkſäule erhebt. Von ihrem Kapitäl kann man das herrliche Weſtend überſchauen, Waterloo Place, Pall Mall, Oxford-Street und St. James-Square. Mir fiel es ein, daß ich über dieſes Viertel vor Jahren die charakteriſtiſchen Worte las: „Um hier Bälle geben zu können und eine Lordstochter zu heirathen, plünderten ſchon Hunderte von zweiten Lordsſöhnen und niedriger Geborene die Indier um ſo viel Schätze, daß Jeder nach Rückkehr ſeine 10- bis 20 000 Pfund Renten genoß.“

Die Plünderung der St. James-Straße.
Nach der Zeitſchrift: „The Illustrated London News“.

Noch geblendet von all dem geſchauten Reichthum, verſunken in Betrachtungen über das herrliche Leben in den Klubhäuſern,

Digitized by Google

Straßen-Künstler.

wo das glückliche reiche Mitglied zu billigsten Preisen die vorzüglichsten Genüsse erlangen kann, bin ich in eine der seitwärts gelegenen Straßen gelangt und hätte beinahe auf eine Reihe von Bildern getreten, die dicht an der Mauer mit buntfarbiger Kreide zum Theil unmittelbar auf das Trottoir gezeichnet sind. „Pity the poor Artist!“ steht darunter. Und daneben liegt er selbst, der „Künstler“ von zerlumptem und verhungertem Aussehen. Der Hut ihm zur Seite mit einigen darin enthaltenen kleinen Münzen deutet uns an, welches die Zielscheibe unserer „Mildthätigkeit“ sein soll. Ach, man begegnet diesem „Bild von Bildern“ oftmals in den Londoner Straßen. Es herrscht schreckliche Armuth in dem reichen London! —

Ein seltsames Trio.

Da kommen sie angezogen — ein Mitleid erregender Trupp! Vater, Mutter und ein halbes Dutzend hohlwangiger lumpenbedeckter Kinder. Sie singen. Das Betteln ist ja verboten, aber Gelderwerb durch Gesang, ist das nicht eine ehrliche Profession? Nicht ebenso ehrlich wie die Kunst der „Malerei“? O über die Ironie gesetzgebender Weisheit, die den Mildthätigen nöthigt, für sein Almosen auch noch das ohren- und herzerschütternde Gesinge mit in den Kauf zu nehmen! Erst dadurch wird seine Handlungsweise gesetzmäßig! Doch jener andere singende Trupp — ist sein Anblick nicht noch peinlicher? Es ist ein Häuflein der „Erlösungs-Armee“. Da halten die „Truppen“ an der Ecke. Einer aus ihrer Mitte beginnt — zu predigen, ein ungebildeter, fanatischer Gesell. Ist es nicht Gotteslästerung viel mehr als Gottesdienst? Fort, nur fort von diesem phrasenhaften Geschwätz! Da tritt eine alte Person aus dem Haufen mit einem widerwärtigen Grinsen auf mich zu. Sie will mir ein „Trakt“ in die Hand drücken. Mir ist's, als wäre es ein schmutziges Orgellied, und ich eile davon. Starr blickt sie mir nach. Es sollte wohl eine milde Wehmuth in diesem Blicke liegen, als wollte sie sagen: „Bist du denn so tief in des Satans Krallen, daß du vor einer bloßen Berührung mit uns Heiligen zurückbebst? — Ha, wie ihn das böse Gewissen jagt!“

Ich wollte diesem Lärm entfliehen, bin aber dafür in den Bereich einer dröhnenden Drehorgel gekommen, deren Tänze selbst den Straßenlärm übertönen. Die ausübenden Künstler dieser Instrumente sind in London durchweg Italiener, während die eigentlichen Straßenmusikanten — „the German bands“ — hier fast ausschließlich vaterländische — Missethäter sind. Ihre englischen Kollegen huldigen, vor einer Schenke aufgestellt, lediglich dem seltsamen Trio, das mittelst Trompete, Harfe und Geige hervorgebracht wird, und thun auf diese Weise dar, daß auch „das Strenge mit dem Zarten gepaart“ nicht immer „einen guten Klang“ zu geben braucht.

Straßen-Lehrer.

So sollte man sich fast versucht fühlen, das Londoner Pflaster als die recht eigentlich heimische Stätte aller schönen Künste zu betrachten. Ach, sie allesammt, die ihnen hier obliegen, sind eine große Plage für das Londoner Leben. — Doch bin ich nicht selbst ausgezogen, heute den Stoff für diese Schilderung und somit mein Brot auf der Straße zu suchen? Wer es soweit gebracht, sollte der nicht gelernt haben, nachsichtiger über seine Umgebung zu urtheilen?

„Special Echo“, „Latest Edition: Globe“ schreit plötzlich ein zerlumpter Bube dicht an meiner Seite, der die Abendblätter feilbietet. Er fügt auch noch einige mysteriöse Andeutungen von einer entsetzlichen Mordthat, über die in den Blättern berichtet sein soll, hinzu, um für sein umfangreiches Bündel, das er unter dem Arme trägt, leichter Absatz zu finden. Hat er dann ein Blatt an den Mann gebracht, so macht er sich weislich aus dem Staube und überläßt es dem Leser, nach jener Schreckensthat in den Spalten der Zeitung sich umzusehen. Der kann aber meistens recht lange suchen!

Außer Dienst.

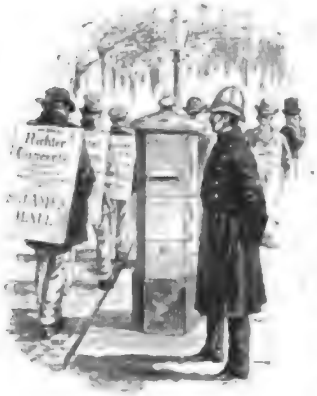
Knaben werden hier für viele Verrichtungen verwandt, die man in Deutschland Männern übertragen zu müssen glaubt. Leider müssen sie oftmals selbst dann schon an strenge Arbeit, wo sie sich offenbar noch in dem Alter befinden, in welchem ihnen die Schulbank viel mehr noth thäte, als das Straßenpflaster. Auf der andern Seite ist es aber auch nicht zu leugnen, daß eben diese frühzeitige Selbstständigkeit, diese Schule des Lebens eine treffliche Lehrmeisterin abgiebt. Das kann man schon dem ganzen Auftreten der Burschen selbst ansehen. So sind sämmtliche Stiefelputzer an den Straßenecken ganz junge Burschen. Sie bilden eine eigene „Brigade“, die sich aus verwahrlosten Knaben immer wieder aufs Neue rekrutirt und über 400 „Shoeblacks“ zählt. Außer einem reinlichen Unterkommen erhalten dieselben Kost und als Uniform einen Flanellkittel, der, je nach der Abtheilung, zu welcher sie gehören, von besonderer Farbe ist, meistens roth oder blau. Dafür müssen sie eine gewisse Summe ihrer täglichen Einnahmen abgeben, die sich insgesammt auf nahezu 12000 Pfund Sterling jährlich belaufen sollen. Andere Buben stellen sich an den Straßenübergängen auf, mit dem Besen in der Hand und fegen dann auch wohl einen kleinen Weg quer über die Straße. Es hat gewiß seine Annehmlichkeiten, wenn man bei schmutzigem Wetter auf die andere Seite der Straße zu gelangen hat und sich dann einer solchen gefegten Bahn bedienen kann. Rathsamer aber wäre es jedenfalls, die städtische Behörde ließe fegen. Die Thätigkeit der kleinen Crossing Sweepers, die auf eigene Hand den Besen führen, ist kaum etwas Anderes, als ein Deckmantel für Bettelei. Selbst die Telegraphenboten sind, wenn nicht geradezu Knaben, doch junge Burschen im Alter von vielleicht vierzehn bis siebzehn Jahren. Dagegen mag sich manches einwenden lassen; allein bei der Telegraphie ist doch eine schnelle Beförderung der Depeschen wohl die Hauptsache, und in dieser Beziehung dürften auserlesene junge Burschen in diesem Alter ausgedienten Soldaten nicht nachstehen.

Ein Jünger der Wissenschaft.

Eine angenehme Erscheinung auf dem Londoner Pflaster ist mir allemal der Londoner

Schutzmann, ohne deßhalb mich mit meinem guten Gewiſſen hervorthun zu wollen. Jener iſt in erſter Inſtanz gleichſam ein lebendiger Wegweiſer, an den man ſich am beſten um jedwede Auskunft wendet. Er iſt ſtets artig, nie anmaßend. Dazu hat ihn zum Theil das Publikum ſelbſt herangebildet. Denn wollte er es ſich beikommen laſſen, ſeine Autorität herauszubeißen, den Wichtigen zu ſpielen, das Publikum würde ihn dermaßen auslachen, daß er es gewiß nicht zum zweiten Male verſuchte. Bis vor zwei Jahren durften die Schutzleute der eigentlichen City ſich noch nicht einmal den Schnurrbart wachſen laſſen. Ob das ein Mittel gegen Aufſpielerei ſein ſollte? Doch auch heute, wo die Verordnung gegen das männerverſchönernde Gewächs nicht mehr beſteht, iſt der „Bobby" immer noch der Liebling des anſtändigen Publikums. Die unverzeihliche Läſſigkeit bei den letzten Straßentumulten dürfte die Sympathie für unſern „Bobby" allerdings ſtark erſchüttert haben. — Zumeiſt an belebten Kreuzungspunkten der Straßen ſteht in London der Briefkaſten, eine hohe, dicke, rothangeſtrichene eiſerne Säule, einem Brunnenpfoſten vergleichbar, aus der die Briefträger die Menge der Briefe in großen Säcken abholen.

Hyde-Park Corner.



Sandwichmen.

Ich zaudere — was ſoll ich noch herausgreifen aus der Fülle der intereſſanten Typen des Londoner Straßenlebens? Jene Reihe von „Sandwichmen" bietet noch ein heiteres Bild: ein jeder von ihnen trägt ein großes Plakat auf Bruſt und Rücken, und ſo ziehen ſie gemeinſam durch die Straßen. Alle Plakate enthalten dieſelbe Annonce. Ein „Sandwich" iſt bekanntlich ein belegtes Butterbrot. Daher haben die Leute ihren Namen! Sie ſelbſt ſind die Fleiſcheinlage, und die Plakate ſtellen die Brotſchnitten dar. Der Name mag bezeichnend genug ſein, aber die Idee von dem Butterbrot mit Menſchenfleiſch — —

Da gedenke ich lieber noch des im friedliebenden England ſo ſelten geſehenen Kriegers, der ſeine Herzallerliebſte ſpazieren führt, ſtatt des Säbels, der außer Dienſt nicht getragen werden darf, das Spazierſtöckchen in der Hand, auf dem Kopf das leichte, kleine Studentenkäppchen; während dort der junge Student ein Gehäuſe auf dem Haupte trägt, das zwar ganz aus Zeug gefertigt, ſeiner Form nach aber, nach deutſchen Begriffen, eher einen Ulanenkopf als den eines Jüngers der Wiſſenſchaft zieren ſollte!

Es iſt inzwiſchen dunkel geworden.

„Tivoli Lager Beer!" — „Vienna Lager Beer!" Wie anheimelnd berühren uns dieſe halbdeutſchen Worte mit der Bezeichnung von etwas ſo ganz Deutſchem, das hier immer mehr Eingang findet. Da ſtand es groß angeſchrieben. Ich befand mich vor einer deutſchen Reſtauration — mit deutſchem Bier. Ob ich hineinging? Darüber brauche ich wohl wirklich keine Rechenſchaft abzulegen. Denn es hat mit dem „Londoner Straßen-Pflaſter" nichts zu ſchaffen. Aber als ich wieder herauskam, da ſchien das Ausſehen der Straße weſentlich verändert. Ein leichter Nebel lagerte darüber — nichts Seltenes für London! Und ſo kam es, daß ich bald meinen Weg, der ohnehin ziellos war, verlor. Das kommt in London auch wohl vor! Ich wurde indeß bald inne, daß ich in eins der ärmeren Quartiere der Stadt gerathen war.

Plötzlich befand ich mich einem wild ausſehenden Geſellen gegenüber, einem Irländer, der Apfelſinen auf einem neben ihm ſtehenden Tiſch zum Kauf bot. Da ich ihm einige Aufmerkſamkeit geſchenkt, glaubte er offenbar, ich ſei von Kaufluſt dazu veranlaßt, und ich hatte Mühe von ihm fortzukommen, ohne ein Geſchäft mit ihm zu machen. In den ärmeren Stadttheilen werden viele Eßwaaren auf offner Straße feilgeboten, wie gebratene Kartoffeln und Kaſtanien, verſchiedene Sorten von Schnecken und Auſtern, allerart Früchte u. dergl. — Nicht weit von dem Irländer ſtand eine kleine Bude, in welcher ein reinlich ausſehender Alter in hochfeinem Cylinder Kaffee ausſchenkte. Die Taſſe koſtete einen Penny, ſchien aber gleichwohl recht — warm zu ſein, eine Eigenſchaft, die ſelbſt in Abweſenheit anderer Vorzüge den Kutſchern und Arbeitern und anderen, die in den kalten Nächten und in der Friſche des frühen Morgens auf der Straße zu thun haben, nicht gleichgültig ſein kann. Dieſes Geſchäft blüht erſt recht nach Mitternacht, wenn die Reſtaurationen geſchloſſen ſind. Immer ärmlicher und trübſeliger wurde Alles um mich her! Ich war in das Oſtend von London gerathen, die unübertreffliche Heimſtätte von Armuth, Schmutz und Verbrechen, eine Stätte, die nur von wenigen anſtändigen Menſchen betreten, deren Vorhandenſein ſchon von dem übrigen London nach Kräften ignorirt wird. Ich hielt es daher für angemeſſen, an den Heimweg zu denken, aber wie ſollte ich nun nach Hauſe kommen? So ſpät gab es auf der unterirdiſchen Eiſenbahn keine Züge mehr. Ich fragte einen des Weges kommenden Schutzmann nach der Entfernung bis zu meiner Wohnung. Nach kurzem Beſinnen veranſchlagte der höfliche „Bobby" dieſelbe auf etwa ſieben Meilen. Ein netter Weg! Ich überlegte ſchon, ob ich einen Gaſthof aufſuchen ſollte — eine eigenthümliche Idee für jemand, der in derſelben Stadt wohnt! — vertraute mich aber ſchließlich doch abermals einem Hansom an. Mit großer Schnelle ſteuerte dieſe „Londoner Gondel" durch das unendliche Häuſermeer der Weltſtadt. Die ſieben Meilen legte ſie in weniger als drei Viertelſtunden zurück. „Sieben?" — „Zwölf!" verſicherte der Kutſcher, als es ans Bezahlen ging. Was die Leute doch fahren! — **W. F. Brand.**

Apfelſinen-Händler.

Einen Penny die Taſſe!

Josef Kainz.

Nachdruck verboten.

Biographische Skizze von Josef Lewinsky (Berlin).

Der Künstler, welchen wir in einer seiner Glanzrollen, als „Don Carlos", unsern Lesern im Bilde vorführen, wurde am Neujahrsmorgen des Jahres 1858 in dem ungarischen Städtchen Wieselburg geboren. Die erste Jugend des Knaben floß so gleichmäßig dahin, wie die anderer Kinder, die nicht zur Darstellung eines Don Carlos und Romeo berufen sind. Erst später auf dem Realgymnasium in Wien traten bei dem kleinen Josef theatralische Neigungen zu Tage, welche jedoch den Enthusiasmus seiner Lehrer noch nicht erregten.

Im fürstlich Sulkowsky'schen Liebhabertheater fand Josef Kainz zuerst die Bretter, welche seine „Welt" bedeuteten. Als er am 5. Oktober 1873 in dem Lustspiele „Für nervöse Frauen" zum ersten Male auftrat, ward ihm der erste ermuthigende Beifall eines wirklichen Publikums. Trotz der fortgesetzten Triumphe konnte der Vertreter des „Sonnenthal-Faches" bei Sulkowsky sich nicht verhehlen, daß ihm zum Bühnenhelden noch Vieles fehlte. „Mit heißem Bemüh'n" wurde nun studirt; die Theaterschule der Hofschauspielerin Frau Kupfer-Gomansky fleißig besucht, und nach kurzer Zeit schon konnte die treffliche Lehrerin es wagen, ihren Zögling dem Direktor Dingelstedt zu einem Probespiel vorzuführen. Der Erfolg war ein derart günstiger, daß der anwesende Dr. August Förster, der spätere Direktor des Leipziger Stadttheaters, den talentvollen Anfänger für seine Bühne engagirte.

In der Seele des feurigen Jünglings gährte es nun gewaltig. Einem kühnen Schwimmer gleich, der sich bisher in den engen Grenzen eines Flusses gehalten, drängte es ihn hinaus in die weite wogende See einer großen Bühne. Er sollte die Gefahren des tückischen Elementes bald genug kennen lernen. Ein Gastspiel am Kasseler Hoftheater hatte das Schicksal eines gründlichen Fiasko. Obgleich der Regisseur dieser Bühne ihm jegliches Talent absprach, ließ sich Kainz nicht entmuthigen; er ging an das Theater nach Marburg, und hier, wo er Alles spielen durfte, war er an der rechten Stätte.

Diese vielumfassende Thätigkeit hatte indessen auch ihre üblen Folgen, denn künstlerisch verwildert kam Kainz nach Leipzig in seine neue Stellung. Dem Direktor Förster schien es daher ein Wagniß, dem jungen Schauspieler die Rolle des Ferdinand in „Kabale und Liebe" für die Eröffnungsvorstellung anzuvertrauen, und seine Befürchtung war nur zu begründet. Das erste Auftreten Kainz' als Advokat Edmond in der „Kameraderie" von Scribe war ein „Durchfall" sans phrase. Ein auf dies Debut bezügliches Vorkommniß ist charakteristisch genug, um es hier einzuschalten.

Im Zuschauerraume des Theaters hatte sich allabendlich eine Anzahl auf Engagement gastirender junger Schauspieler zusammengefunden, die den jeweiligen Gast in ihrer Weise kritisirten und ihrer Freude unverhohlen Ausdruck gaben, wenn dieser Gast durchfiel. Als Kainz am Abend nach seinem verunglückten Debut im Kreise seiner Genossen wieder erschien, wurde er gefragt, wo er denn gestern gewesen.

„Ich hatte ein wenig zu thun," war seine ausweichende Antwort.

„O, das ist schade, daß Sie nicht hier waren," meinten die liebreichen Kollegen. „Gestern trat in der Kameraderie' ein junger Liebhaber auf; den hätten Sie sehen müssen. Es war das Entsetzlichste, was uns je vorgekommen! . . ."

Vielleicht war es eine der größten schauspielerischen Leistungen des Künstlers, daß er die Kritik seiner Kollegen lächelnden Antlitzes entgegennehmen konnte.

Durch Fleiß und Ausdauer gelang es dem jungen Künstler doch, vorwärts zu kommen, und vielleicht würde er sich in seiner Stellung schließlich befestigt haben, wenn nicht eine Differenz mit dem Direktor zu einer Lösung des Kontrakts geführt hätte. Der heißblütige Künstler, der sich schon für unentbehrlich hielt, forderte seine Entlassung und — erhielt sie. Das hatte er nicht erwartet. Er stand nun ohne Engagement und — auch ohne Geldmittel. Er reiste nach Berlin, um daselbst eine andere Stellung zu suchen; doch „Alles besetzt!" hieß es dort. Bekümmert um die Zukunft kehrte er zurück und — o Jubel! — fand die Ankündigung eines Kontrakts vom Hoftheater in Meiningen.

Nun wurde die Situation idyllisch. Leicht im Herzen und im Geldbeutel marschirte der junge Menschendarsteller, das Ränzlein auf dem Rücken, zu Fuß durch den Thüringer Wald. Freundliche Bauerntöchter sorgten für Speise und Trank, und gastliche Heuböden boten die herrlichsten Nachtlager. Die Fahrt war etwas zigeunerhaft, aber man „deklamirte" sich lustig durch und glücklich kam man an das Hoftheater, nach Liebenstein. Am 26. August 1877 gastirte der Künstler als Ferdinand in „Kabale und Liebe" und war nach dem zweiten Akte engagirt.

In der Gesellschaft der „Meininger" wurden nun jene großen Gastspielreisen unternommen, auf welchen das Talent des Künstlers in ungeahnter Weise sich entwickelte. Da, wo das Wort des Philipp:

„Ich mag es gern leiden, wenn auch der Becher überschäumt,"

nur bedingt gelten darf, lernte der Künstler sein noch ungezügeltes Temperament beherrschen, und so war es möglich, daß er anläßlich eines Gastspiels der „Meininger" in Leipzig sich glänzend rehabilitirte und in der Rolle des Melchthal in Wien sogar enthusiastischen Beifall fand. Ein mit dem Stadttheater darauf abgeschlossener Kontrakt trat zwar nicht in Kraft, dafür erging vom Münchener Hoftheater an ihn die Aufforderung zu einem Gastspiel, das, von Erfolg gekrönt, zum Engagement des Künstlers führte.

Ein großer Schritt vorwärts war gethan. Unter der Leitung Possart's reifte seine Kunst zu immer schönerer Blüthe. Bald war er der Liebling des Publikums und der Kritik, und auch die Gunst des Königs ward dem Künstler in ungewöhnlichem Maße zu Theil.

Am 30. April 1881 trat Kainz in Viktor Hugo's „Marion Delorme" zum ersten Mal in einer Separatvorstellung vor dem Könige auf und unmittelbar nach derselben wurde ihm mit Worten der wärmsten Anerkennung im Auftrage Sr. Majestät ein Sapphir-Ring überreicht — Auszeichnungen, die sich noch öfter wiederholten. Nun galt Kainz allgemein als der erklärte Liebling des Königs, und das war er in der That. In einer der folgenden Nächte wurde er durch den Kammerdiener des Königs aus dem Schlafe geweckt.

„Sie müssen sofort mit mir nach dem Linderhof fahren," hieß es, „Se. Majestät wünscht Sie zu sehen."

Noch schlaftrunken, halb im Traume, freudig und zugleich bestürzt, raffte der Künstler das Nothwendigste in aller Hast zusammen und fuhr, von den Segenswünschen der Mutter begleitet, nach dem Linderhof. Aber acht in der Eile hatte man das Allernothwendigste vergessen — ein wärmendes Kleidungsstück. Die Nacht war eisigkalt, der Wagen offen, der Weg führte ins Hochgebirge, und in seinem lustigen Frack gelangte der Künstler halb erstarrt auf den Linderhof. Ein wenig erbaulicher Zustand vor einer königlichen Audienz . . . Doch in der Sonne der königlichen Huld war das körperliche Mißbehagen schnell überwunden. Mit bezaubernder Liebenswürdigkeit empfing ihn der Monarch in seiner von magischem Lichte erhellten Grotte der von jedem Weltverkehr abgeschlossenen Einsiedelei. Eine Woche über durfte Kainz in der unmittelbaren Nähe des Königs weilen.

Das durch die Fülle der Auszeichnungen von Anfang an beängstigende Verhältniß sollte indessen nicht von langer Dauer sein. Eine gewisse Trübung, die dasselbe, nicht ohne Schuld des Künstlers, schon bei einer Reise in der Schweiz erlitt, wohin er den König begleitete, führte dann zur Lösung der Verbindung. Obgleich der Monarch dem einstigen Liebling noch ferner Zeichen seines Wohlwollens gab, hatte letzterer doch das Gefühl, daß er an dem Hoftheater des Königs nicht mehr an der rechten Stelle sei. Als das „Deutsche Theater" in Berlin seiner Verwirklichung entgegenging und ein günstiger Engagementsantrag an den Künstler gelangte, folgte er willig dem Rufe — zu seinem Besten und dem des Deutschen Theaters.

Getragen von der Gunst des Publikums und der Presse hat Kainz sich mit dem ersten Auftreten Berlin erobert und seinen Besitz mit jeder neuen Rolle befestigt. Sein Carlos, sein Romeo, sein Ferdinand und Prinz von Homburg sind bedeutsame, zum Theil hinreißende Leistungen, und unbestritten zählt Kainz zu den festesten Stützen des „Deutschen Theaters". Was seine Darstellung so lebensvoll, so hinreißend macht, ist das edle Feuer jugendlicher Kraft, das aus seinen Worten lodert, ist das echte Pathos der Empfindung, die Gluth der Leidenschaft, die Größe der Auffassung und, bei all seinen reichen Mitteln, das ernste Streben nach Wahrheit. Nicht minder aber ist es die Schönheit seiner Diktion, die beneidenswerthe Gabe, die Sprache des Dichters als die Sprache der Natur erklingen zu lassen.

Eine reiche, befriedigende Thätigkeit ist dem jungen, unablässig und ernst an sich arbeitenden Künstler eröffnet. Möge er sie fortsetzen zum Nutzen der deutschen Bühne! Gelingt es ihm allmählich, seinen Gestalten eine noch größere künstlerische Einheit und Geschlossenheit zu geben, so wird der Name Josef Kainz unter den Ersten seiner Kunst genannt werden.

Blätter und Blüthen.

Zur Kongogeschichte. Gegen Dr. Pechuël-Loesche, den Verfasser der Broschüre „Herr Stanley und das Kongo-Unternehmen" (Leipzig, 1885), wurde im „Mouvement Géographique", dem Organ des Kongostaates, vor Kurzem der schwere Vorwurf erhoben, er habe im Laufe der Zeit seine Ansichten über den Kongo geändert und zwar lediglich aus „Rancune" abfällig über das Kongo-Unternehmen geurtheilt. Als Beweis dafür wurden in dem genannten Blatte einige Sätze aus den Berichten, die Dr. Pechuël-Loesche während seiner Mission am Kongo im Jahre 1882 an den Präsidenten der Gesellschaft sandte, citirt und einigen Sätzen aus der Broschüre gegenübergestellt. Der Widerspruch war in der That mehr als auffällig.

Inzwischen druckt Dr. Pechuël-Loesche in einer neuen Broschüre „Herrn Stanley's Partisane und meine officiellen Berichte vom Kongolande" die betreffenden Abschnitte nach seinen Kopien ab und beweist, daß die von seinen Gegnern angezogenen Stellen vielfach aus dem Zusammenhang gerissen und in sinnentstellender Weise abgeändert wurden, um künstlich einen Widerspruch herbeizuführen. Es genügt, diese Thatsache einfach zu konstatiren, und wir fügen nur noch hinzu, daß anderweitige ausführliche Auszüge aus den officiellen Berichten von Dr. Pechuël-Loesche, die in der neuen Broschüre abgedruckt werden, auf das Schlagendste beweisen, daß er vor drei Jahren am Kongo in der Hauptsache ebenso urtheilte, wie jetzt in Europa. Außerdem bringt Dr. Pechuël-Loesche in einem Anhang zu seiner neuesten Broschüre Urtheile unabhängiger deutscher Forscher (Dr. Zoeller, C. B. Herrmann, Mitglied der österreichischen Kongo-Expedition, sowie Lieutenant Kund und Dr. Wolff, beide im Auftrage der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" am Kongo thätig) über die gegenwärtigen Zustände in dem streitigen Gebiete, welche die früher verbreiteten schöngefärbten Schilderungen Lügen strafen und bei weitem die meisten Angaben Dr. Pechuël-Loesche's bestätigen.

Ruine Falkenſtein. Auf Wunſch einiger unſerer Leſer bringen wir beifolgend die Anſicht der Ruine Falkenſtein, welche in dem Artikel „Allerlei von den Königsbauten im bayriſchen Hochlande“ (vgl. Nr. 6 der „Gartenlaube“) erwähnt wurde und in dieſem Frühjahre abgetragen werden ſoll. Dem maleriſchen Bildchen fügen wir noch einige Notizen über die Geſchichte der Burg hinzu. Vor Jahrhunderten war der Falkenſtein, Berg und Burg, Eigenthum des Fürſtbiſchofs von Augsburg. Die wechſelnde Gunſt des Kriegsglückes in der „Schwedenzeit“ hatte den Fürſtbiſchof Heinrich von Augsburg das Schlößlein auf dem unzugänglichen und darum Sicherheit verbürgenden Berge zum Aufenthaltsort erkieſen laſſen. Allein die Schweden waren grimme Feinde. Sie machten Jagd auf den Kirchenfürſten auch auf dem Falkenſtein. In dunkler Nacht verließ der Biſchof daher den Berg und entfloh. In Oberdorf holten ihn die Schweden jedoch ein und tödteten ihn. Die Burg auf dem Berge wurde erſtürmt, verbrannt und iſt ſeitdem Ruine geblieben. Im Laufe der Zeit haben die Beſitzer des Falkenſteins ſammt der Ruine mehrfach gewechſelt. Bis zum Herbſte des Jahres 1883 waren die Gemeinden Weißenſee, Mailing und Steinach Eigenthümerinnen des Berges. Speciell das Joch befand ſich im Beſitze von Mailing und Steinach. Den Steinach'ſchen Antheil aber, zu welchem die Spitze mit der Ruine gehörte, brachte König Ludwig II. im Herbſte 1883 durch Kauf in ſeinen Privatbeſitz. — Außerdem bemerken wir noch, daß das Maſchinenhaus der auf den Falkenſtein führenden Waſſerleitung ſich nicht bei dem Tiroler Städtchen Vils, ſondern, wie uns von befreundeter Seite mitgetheilt wird, am ſogenannten „Manzenberg“ in der Nähe von Pfronten-Meillingen an dem Flüßchen Vils befindet.

Ruine Falkenſtein.

Der Dichter und der Wahnſinn. Die Dichtung beruht auf der freien Verknüpfung der Phantaſiebilder, der Wahnſinn auf der unfreien. Daß die eine leicht in die andere überzugehen vermag, beweiſen zahlreiche traurige Beiſpiele — Taſſo, Hölderlin, Lenau! Leider hat die neueſte Zeit dieſe Beiſpielſammlung wieder bereichert. Man mochte den allzuhohen Flug der Begeiſterung bei jenen Dichtern gefährlich finden: vor Kurzem verfiel aber auch ein Wiener Volksdichter dem Irrſinn, und dieſer lehnte ſich ſtets an das Volksleben an, das er mit Humor behandelte, und nachtwandelte niemals auf den Zinnen der Poeſie. O. Berg, der im Irrenhauſe zu Döbling ſtarb, hat mehr als hundert Geſangspoſſen und Volksſtücke geſchrieben, welche dem großen Wiener Publikum jahrzehntelang eine willkommene Erheiterung boten und von Kaliſch und Andern zum Theil von der Donau an die Spree in geeigneter Umarbeitung verpflanzt worden ſind. Nicht mit Nahrungsſorgen hatte Berg zu kämpfen; er hinterläßt eine halbe Million Gulden. Dagegen hat der Dramatiker Albert Lindner, welcher neuerdings als unheilbar in ein Irrenhaus aufgenommen worden, einen ſchweren Kampf mit der Noth des Daſeins beſtanden, und ſeine Familie bleibt in troſtloſen Verhältniſſen zurück. Lindner iſt kein heiterer Volksdichter wie Berg: ſeine Muſe nahm einen höheren Aufſchwung; ein Jünger Shakeſpeare's ſtrebte er nach dem Lorber der tragiſchen Dichtung. Verhängnißvoll wurde für ihn der Schiller-Preis, den das Berliner Komité, welches das beſte Drama jedes Trienniums zu krönen hatte, ſeinem „Brutus und Collatinus“ ertheilte; ermuthigt durch dieſe Auszeichnung gab er ſeine Stellung als Gymnaſiallehrer in Rudolſtadt auf und kam nach Berlin; aber er hatte ſich in der Tragweite jener Preisertheilung geirrt. Wir leben nicht in Frankreich! Berlin iſt nicht Paris, ein Urtheil des Berliner Schiller-Komités hat durchaus keinen Einfluß auf die deutſchen Theater, welche ſich nicht beeifern, die preisgekrönten Stücke zu geben. Das hat auch die Folgezeit ſehr deutlich bewieſen. Lindner's nächſtes Drama „Die Bluthochzeit“ ging noch über viele Bühnen, beſonders da die Meininger es in ihr Repertoire aufgenommen hatten; doch alle ſeine ſpäteren Tragödien klopften vergebens an die Pforten der deutſchen Theater an. Eine kleine feſte Stellung und eine litterariſch-kritiſche Thätigkeit, welche oft die ganze Verbitterung ſo ſchmerzlicher Enttäuſchung athmete, reichten nicht aus, das äußere Leben des Dichters in erfreulicher Weiſe zu geſtalten; hierzu kam der nagende Kummer über den Mißerfolg ſeines dramatiſchen Schaffens, gegenüber den leichten und glänzenden Siegen, welche die Modeſchriftſteller davontrugen. So umnachtete ſich ſein Geiſt, und dem gleichen traurigen Loſe wie der vermögende und erfolgreiche Poſſendichter verfiel der arme, erfolgloſe Tragiker.

Troſt für Baumeiſter. Das Rathhaus zu Wernigerode kann ſich der in Nr. 7 der „Gartenlaube“ abgedruckten originellen Inſchrift nicht allein rühmen. Nach einer Mittheilung aus Dresden findet ſich dieſelbe auch an dem 1877 dort von dem jetzt in Schwerin weilenden Baurath Möckel erbauten Hauſe Leubnitzerſtraße Nr. 13. Möckel's Bauweiſe wurde vielfach kritiſirt, und der lakoniſche Spruch mochte von ihm deßhalb in erſter Reihe auf ſeine Gegner gemünzt ſein. — Auch im Auslande iſt der bauherrliche Troſt nicht unbekannt, und vielleicht huldigte der bekannte Amſterdamer Architekt Cuypers ähnlichen Grundſätzen wie ſein Dresdener Kollege, wenigſtens ſtehen auch an ſeinem Hauſe — noch dazu mit bezüglichen Abbildungen — die leicht verſtändlichen Reime:

„Jan bedenkt' et,
Piet vollbrenght' et,
Claesgen laedt' et,
Och! Wat maedt' et!“

* *

Eine bulgariſche Madame Adam. Wer kennt nicht die fanatiſche Gegnerin der Deutſchen, die beſonders zur Zeit Gambetta's in ihrem Salon eine vielfach tonangebende Rolle ſpielte! Madame Adam, die Nachfolgerin der Madame Tallien auf dem Gebiete der politiſchen Egerien, zugleich Herausgeberin einer chauviniſtiſchen Revue, Miſſionärin der Republik an der Newa, und an der Donau in Peſt von den Magyaren gefeiert, außerdem eine ſtattliche Schönheit, nicht eine intereſſante Häßlichkeit, wie Louiſe Michel, die Politikerin der Boulevards und der rauchumqualmten Arbeiterverſammlungen, hat auf der Balkanhalbinſel eine Nachfolgerin gefunden. Spiridion Gopcevic, der Augenzeuge des ſerbiſch-bulgariſchen Krieges, der darüber in „Unſere Zeit“ berichtet, erzählt uns von einer politiſchen Dame, die in Sofia und Philippopel eine Rolle ſpielt. Es iſt dies die Frau des bulgariſchen Miniſters Karawelow, die nach manchen Abenteuern in den Hafen dieſer Ehe eingelaufen iſt und nicht bloß in ihrem Salon, ſondern ſogar im Miniſterkonſeil, dem ſie beizuwohnen pflegt, in wichtigen Fragen ihre oft entſcheidende Stimme abgiebt. Sie ſoll die Audienzen bei ihrem Gemahl vermitteln und manches diplomatiſche Aktenſtück ſelbſt inſpirirt oder verfaßt haben. Das Schickſal der Welt wird freilich nicht in den Boudoirs von Sofia entſchieden: die Fäden, an denen ſich die kleinen Balkanſtaaten bewegen, ſind nicht allzu lang und ruhen zuletzt doch in den Händen der großen Kabinette.

„Das wirthſchaftliche Leben der Völker.“ Unter dieſem Titel iſt vor Kurzem ein „Handbuch über Produktion und Konſum“ von Dr. Karl von Scherzer (Verlag von Alphons Dürr, Leipzig) erſchienen, in welchem zum erſten Male die Arbeitsthätigkeit ſämmtlicher Kulturvölker an der Hand abgerundeter geſchichtlicher und ſtatiſtiſcher Bilder erſchöpfend geſchildert wird. Das treffliche Werk iſt von hervorragender Wichtigkeit für Volkswirthe, Groß-Induſtrielle und Kaufleute um ſo mehr, als der Verfaſſer auf Grund ſeiner großen überſeeiſchen Reiſen über viele dunkle und verwickelte Fragen des Exporthandels nach eigener Anſchauung ein maßgebendes Urtheil abzugeben vermag. Wir werden noch Gelegenheit finden, unſere Leſer mit dem Inhalt einzelner Kapitel dieſes intereſſanten Buches vertraut zu machen.

Für die kranke Lehrerin („Gartenlaube“ 1885, Nr. 33) gingen ferner ein: C. Vogelſang, Ingenieur in Siegen i. W. Mark 10; Erlös einer Sammlung d. Marg. Böhme, Lehrerin in Glauchau 32; E. in Altengönna 1; Ph. Säßenguth in Bamberg 3; O. D. in Hamburg 5; M. Th. in Crimmitſchau 100; Geſ. unter Kolleginnen und Kollegen in Gotha durch E. St. 53; Mr. W. in Löbtau b. Dresden 10; O. F. in Berlin 3; M. v. B. in Dresden 10; C. O. in Dresden 5; L. u. J. W. in Mannheim 5; A. W. in Mülhauſen i. E. 3; Lia Mathesius in Pilſen 3; Frau Jenny Leipziger in Budapeſt (10 fl. ö. W.) 16,32; B. in Magdeburg 5; M. K. in Chemnitz 12; R. E. in Breslau 5; Sammlung der Exped. d. Penig-Bornaiſchen u. Frohburger Wochenblattes in Penig 57,70; Aus Herzberg a. H. 10; Geſ. v. L. F. Rumbach in Frankfurt a. M.: Brüder Fuchs daſelbſt 10, Karl Saalfeld in St. Blaſien 12, Fr. Mathes in Mannheim 4, Rumbach in Frankfurt a. M. 4, zuſammen 30; C. M. B. aus Gera 10; L. S. in Leutkirch 5; Geſ. bei einem Abſchiedsknipp in Oſtrowo durch O. R. aus Breslau 10; Geſ. d. M. P., Lehrerin in Braunſchweig 10; Dr. H. in Detmold 3; M. A., Hamburg-Uhlenhorſt 20; G. Sch. in Görlitz 20; Louiſe in Wolfenbüttel 1,50; R. G. in Stettin 3; L. T. in Liſſa (Bez. Poſen) 7; G. Benhardt in Darmſtadt 2,60; Dieter in Darmſtadt 1; H. in Kelberg 2; A. J. in Leipzig 3; B. L. in Dresden 5; P. F. in K. 30; Fräulein Schaaff in Freiburg i. Br. 2; Eliſabeth Müller-Merwell in Freiburg i. Br. 2; Frau Schinzing in Freiburg i. Br. 1; M. B. in Heidelberg 1,50; Durch Wilh. Streubel in Wolkenburg ferner: Lehrer L. in L. 1, Sch. in W. 1, B. in D. 1, zuſammen 3; Leipziger Lehrer-Verein 26; Durch Marg. Böhme, Lehrerin in Glauchau ferner 8; J. Glaeſer, Lehrerin in München 5; J. S. in B. 1; Von einem Unbekannten d. die Schultze'ſche Hofbuchhg. in Oldenburg (zweimal 5 Mk.) 10; Dr. Billing in Erfurt 5; Chriſtian Hoehr in Stuttgart 3; Frau A. Uecht in Templin 6; Fräul. Julie Appenroth in Klausthal 6; M. v. O. in Kaſſel 10; K. L. in Halle a. S. 1; G. Lutz in Göttingen (Ueberſchuß einer Geldſendung) 0,43; Als kleine Weihnachtsgabe von einer Wittwe in Lindau 10; Aus Stendal 14; Geſ. bei der Uhlemann'ſchen Hochzeit in Oberfrohna durch W. Streubel in Wolkenburg 23; Leopold Jacobi in Victoria Weſt, Süd-Afr. 9,06; Br. in Brandenburg a. d. H. 5; Durch W. Gieſe in Quern bei Flensburg u. zwar von W. G. 2, P. T. 1,50, H. T. 0,40, M. G. 0,50, zuſammen 4,40; Frau Geheimrath Treſchel in Bonn 5; H. R. in Stkm. 2; Geſ. bei Kollegen u. Kolleginnen durch Minna Saalfeld in Sachſenhauſen 27; W. in Beirut (Syrien) durch Stegner in Leipzig 20; Eine langjährige Abonnentin in Reutlingen 2; W. W., Poſtſtempel Gießen 3; C. L. in Kronſtadt in Siebenbürgen ein Fäßchen Honig „zur Stärkung der kranken Lungen“. Geſammtbetrag 1472 ℳ 52 ₰.

Wir ſchließen hiermit die Sammlung, indem wir herzlichen Dank den mildthätigen Gebern ſagen, die es ermöglicht haben, daß die Kranke durch einen Winteraufenthalt in Meran und Mentone ihre Geſundheit ſtärken und feſtigen konnte. Es iſt nunmehr gegründete Hoffnung vorhanden, dieſelbe ihrem Berufe wiederzugeben und ſo ihrer Mutter und den unmündigen Geſchwiſtern die Ernährerin zu erhalten. Die Redaktion.

Inhalt: Was will das werden? Roman von Friedrich Spielhagen (Fortſetzung). S. 165. — Karnevals Luſt und Leid. In Briefen aus der Karnevalsſaiſon mitgetheilt von Paul von Schönthan. S. 171. — Hoheit Karneval der Unſterbliche. Eine Faſchings-Huldigung von Richard Schmidt-Cabanis. Mit Illuſtration. S. 173. — Die Andere. Von W. Heimburg (Fortſetzung). S. 173. — Thankmar's Tod. Ein Stück deutſcher Reichsgeſchichte. Von Fr. Helbig. S. 176. Mit Illuſtration. S. 177. — Auf dem Londoner Straßenpflaſter. Von W. F. Brand. S. 179. Mit Illuſtrationen S. 179—182. — Joſef Kainz. Biographiſche Skizze von Joſef Lewinsky (Berlin). S. 183. Mit Portrait: Joſef Kainz als „Don Carlos“. S. 183. — Blätter und Blüthen: Zur Kongogeſchichte. S. 183. — Ruine Falkenſtein. Mit Abbildung. — Der Dichter und der Wahnſinn. — Troſt für Baumeiſter. — Eine bulgariſche Madame Adam. — „Das wirthſchaftliche Leben der Völker.“ — Für die kranke Lehrerin. (Schluß-Quittung.) S. 184.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redakteur Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernſt Keil's Nachfolger. Druck von A. Wiede, ſämmtlich in Leipzig.

Nº. 11. Die Gartenlaube. 1886.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernſt Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Was will das werden?

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Friedrich Spielhagen.**

(Fortſetzung.)

4.

Wir verließen zuſammen den Salon. Als wir unſer Zimmer paſſirten, begegnete uns der „Neue“ mit einem Theil unſerer Sachen, welche er nach einem anderen Zimmer trug, das an demſelben Korridor, aber der nach unten führenden Treppe näher und nicht mehr über den vom Kammerherrn bewohnten Räumen lag.

„Ich werde gleich hier bleiben und nach dem Rechten ſehen,“ ſagte Schlagododro. „Möchteſt Du mir Deinen Kofferſchlüſſel geben, damit ich Deine Sachen in die Kommode legen laſſen kann?“

Ich that es nicht gern. In dem Koffer — ich hatte geſtern Abend meine Sachen nicht mehr ausgepackt — ganz zu unterſt, lag das Medaillon mit dem Bilde meiner Mutter. Ich wollte es wenigſtens Schlagododro's beſonderer Sorge anempfehlen; aber die Gegenwart des Kammerdieners genirte mich, und ich wußte überdies, daß der Freund viel zu diskret war, die geſchloſſene Kapſel zu öffnen. So gab ich ihm den Schlüſſel und folgte Herrn Weißfiſch die Treppe hinab bis vor eine Thür, die er für mich öffnete, um dann hinter mir mit hineinzutreten und mich durch ein Vorzimmer in ein zweites zu führen, wo wir den Kammerherrn fanden, in einem großen Lehnſeſſel ſitzend, mit einem langen Schlafrock von violettem Sammet bekleidet. Sein Ausſehen war trotz der ſchlimmen Nacht eher beſſer als am geſtrigen Abend, wozu denn die freundlich-behagliche Umgebung das Ihre beitrug. Das Zimmer hatte eine Glasthür nach dem Park, welche jetzt offen ſtand, und durch welche der goldene Morgenſonnenſchein zuſammen mit dem Duft der Blumen und dem eifrigen Singen der Vögel hereindrang. Neben ſeinem Stuhl hatte der Kammerherr einen Tiſch mit dem Thee, den er aber bereits beendet zu haben ſchien. Er reichte mir, als ich grüßend zu ihm trat, die lange weiße Hand und bedeutete mich, auf einem Stuhl, den Weißfiſch hingeſtellt, Platz zu nehmen.

„Das iſt hübſch von Ihnen,“ ſagte er. „Ich hatte das Bedürfniß, Sie wegen der Störung heute Morgen um Entſchuldigung zu bitten. Ulrich hat nichts gehört — natürlich; er gehört zu jenen glücklichen Pachydermen, an denen die Pfeil' und Schleudern des wüthendſten Geſchickes ſtumpf und matt werden.

„Auch das noch!“ Nach einer Originalzeichnung von Fritz Reiß.

Digitized by Google

Ich habe Sie wohl recht erschreckt? Aber ich bin nicht ganz so schuldig: die Anfälle waren in letzter Zeit weniger häufig und heftig — heute Morgen freilich! Ich habe am Ende gar gesungen, Weißfisch? Was denn?"

„Mozart und Schumann," erwiderte Weißfisch.

„Sie hätten es schlechter treffen können," fuhr der Kammerherr, sich wieder zu mir wendend, fort. „Oft singe ich nach überstandener Angst und Qual auch ganz abscheuliche Sachen: Gassenhauer und Schlimmeres. Rauchen Sie?"

Er hatte sich eine Cigarre angezündet; Weißfisch bot mir ebenfalls an. Ich dankte.

„Man muß sich dergleichen auch aufsparen, bis es einem so hundeschlecht geht, wie mir," sagte der Kammerherr; „sonst hat man nichts gegen die Uebel ins Feld zu führen. Aber wozu ich Sie eigentlich habe bitten lassen — Weißfisch!"

Weißfisch, der schon vorher instruirt sein mußte, legte ein Buch auf das Tischchen, von welchem er jetzt das Theegeschirr abgenommen hatte. Der Kammerherr blätterte in demselben und sagte:

„Sie kennen natürlich Goethe's ‚Iphigenie' genau — ich würde das nicht bei allen jungen Leuten Ihres Alters voraussetzen — bei Ihnen schwöre ich darauf. Wissen Sie vielleicht einiges auswendig?"

„Kleinere Stellen — Sentenzen und so — die Menge," sagte ich einigermaßen verwundert; „Zusammenhängendes, fürchte ich, nicht."

„Das ist schade. Indessen würden Sie mir nicht einen rechten Gefallen thun und mir irgend etwas lesen? — gleichviel was — hier den fünften Auftritt im vierten Akt: Iphigeniens Monolog: ‚Ich muß ihm folgen, denn die Meinigen' —"

Er reichte mir den Band und lehnte sich in seinen Stuhl zurück mit halbgeschlossenen Augen. Ich war in großer Verlegenheit. Das Verlangen des Herrn kam mir so sonderbar vor; auch war ich nichts weniger als in der rechten Stimmung, und die Gegenwart des Kammerdieners, der in der offenen Fensterthür lehnte (mit halbgeschlossenen Augen, wie sein Herr), machte mich noch befangener. Indessen fühlte ich, daß ich dem kranken Manne trotz alledem seinen Wunsch erfüllen müsse, und begann zu lesen.

Ich hatte auf der Schule einen gewissen Ruf wegen meines Vortrages poetischer Sachen und war bei den öffentlichen Akten von jeher unweigerlich zum Deklamator bestimmt worden. Jetzt geschah, was ich vorausgesehen hatte: ich las unaufmerksam und schlecht. Dazu kam, daß ich bei den Versen:

„— das heilige
Mir anvertraute, viel verehrte Bild
Zu rauben und den Mann zu hintergehen,
Dem ich mein Leben und mein Schicksal danke," —

unwillkürlich an das Medaillonbild meiner Mutter denken mußte, das ich oben im Koffer und Schlagodobro vielleicht eben jetzt in Händen hatte, während der Vater es mir gewiß in der Voraussetzung anvertraut, daß ich es heilig bewahren würde. So brachte ich denn eben nur die Schlußworte des ersten großen Absatzes heraus:

„Rettet mich
Und rettet euer Bild in meiner Seele!" —

dann ließ ich das Buch sinken.

„Verzeihen Sie," sagte ich: „es geht nicht. Ich wußte es vorher."

„Aber es ging vortrefflich," rief der Kammerherr. „Indessen —"

Er machte Weißfisch, der noch immer regungslos mit halbgeschlossenen Augen in der Thür lehnte, einen Wink, worauf jener sich emporrichtete und aus der Thür in den Garten, zu welchem ein paar Stufen hinabführten, verschwand.

„Bitte um Entschuldigung!" sagte der Kammerherr, „bemerkte zu spät, daß er Ihnen lästig war. Ich bin leider so an ihn gewöhnt, daß ich seine Gegenwart kaum noch merke. Aber nun lesen Sie auch weiter, oder — geben Sie einmal her! ich will Ihnen Muth machen."

Er nahm mir das Buch aus der Hand und halb las, halb recitirte er die folgenden Verse, die zum Parzenlied hinüberleiten, und dann das wunderbare Lied selbst.

Das war denn etwas Anderes als mein mißlungener Versuch. Die Stimme blieb freilich gebrochen, wie heute Morgen beim Singen; aber, wie heute Morgen, empfand ich das nur in den ersten Momenten, dann stand ich ganz unter dem Zauber einer Vortragskunst, von der ich bis dahin keine Ahnung gehabt hatte.

„Sie wollten mir Muth machen," stammelte ich, als er das Buch sinken ließ, „und nun werde ich nie wieder vorzulesen wagen."

„Das sagt man so," erwiderte er lachend, „aber irrt sich sehr; besonders, wenn man wie Sie zum Schauspieler geboren ist."

„Ich?" rief ich, erschrocken und ergötzt zu gleicher Zeit.

„Sie!" erwiderte er ruhig. „Wollen Sie eine Wette mit mir machen, daß Sie Schauspieler sind, bevor ein Jahr ins Land geht? Ich habe dafür einen sicheren Blick, wie sich denn das für einen alten Intendanten so schickt. Es übertrifft mich darin vielleicht nur noch Einer: Laube in Wien; aber auch er ist wiederholt an denselben Talenten achtlos vorüber gegangen, die ich als solche sofort erkannte. Oder hätten Sie etwas gegen den Schauspielerstand?"

„Nein," rief ich; „wie käme ich dazu?"

„Nun," erwiderte er, „man erzählte gestern, daß Sie einen sehr würdigen Mann, einen Handwerker, wenn ich nicht irre, zum Stiefvater und eine überaus fromme Dame — eine Katholikin, nicht? — zur Mutter haben. Dabei könnte doch leicht ein Vorurtheil gegen das leichtlebige Völkchen der Komödianten für Sie abgefallen sein."

„Es giebt keinen Menschen, der freier dächte und vorurtheilsloser wäre, als mein Vater," sagte ich eifrig.

„Aber Ihre Frau Mutter?"

„Ich habe nie über solche Dinge ein Wort mit ihr gesprochen," erwiderte ich ausweichend.

„Nun," sagte er, sich in seinen Stuhl zurücklehnend und feine Wölkchen aus seiner Cigarre blasend; „die frommen Leute haben ja auch so Unrecht nicht, wenn sie sich vor einer Sippe bekreuzigen, die in ihren Augen der Teufel mit Haut und Haaren hat, und selbst dem ruhigen Bürger kann man es nicht verdenken, wenn er um die geschminkte Gesellschaft in einem scheuen Bogen herumgeht. Sie sind einmal nicht wie andere Menschen, können es nicht sein. Das Metier will es so. Der richtige Schauspieler — es giebt nämlich viele unrichtige, und ihre Zahl nimmt in erschreckender Weise zu — ist heutigen Tages noch genau so, wie sie Goethe im Wilhelm Meister geschildert hat. Er kannte den Rummel. Jarno lacht einmal, als der gute Wilhelm sich in seiner pedantischen Weise die Flanken peitscht, um den Schauspieler abzukonterfeien, und dabei nichts herauskommt, als ein Bild des Menschen, in welchem nur so ziemlich sämmtliche Fehler und vielleicht auch ein paar Tugenden gröblich übertrieben sind, also auf deutsch eine Karikatur des Menschen. Aber ist nicht das Kind auch eine Karikatur des Erwachsenen? vorausgesetzt, daß man in dem Erwachsenen nicht eine Karikatur des Kindes sehen will, wogegen ich meinestheils nichts einzuwenden haben würde. Jedenfalls: will man wissen, wie die Menschen sind, muß man Kinder und Schauspieler studiren. Schauspieler sind nur physisch groß gewordene Kinder; psychisch sind sie geblieben, was sie waren: wetterwendisch, rechthaberisch, zanksüchtig, neidisch, eitel, egoistisch, durch und durch sinnlich, verlogen, zu jeder ordentlichen Arbeit untüchtig, keine oder höchstens ihre sogenannte Arbeit ernsthaft nehmend, was nicht viel sagen will und jedenfalls die Parallele zwischen ihnen und den Kindern nicht stört, denn nehmen die nicht auch ihre Kindereien mit einem für die Erwachsenen lächerlichen Ernst? Ich sage, die Sippe muß so sein — jeder, sonst behagt ihm die Puder- und Gasatmosphäre der Bühne nicht, so wenig wie uns Erwachsenen die säuerliche Kinderstubenluft. Und behagt ihm nicht bloß nicht: er kann sie auch nicht vertragen, wird elend, verfällt in die aberwitzigsten Krankheiten, ellipsirt sich schleunigst, wenn er noch so viel Besinnung hat, oder verkommt, wird verrückt oder geht sonst unter, wenn ihm die gesunde Reaktionskraft mangelt. Wie Viele habe ich so verkommen und untergehen sehen! Noch gestern Abend bin ich durch Weißfisch — Sie erinnern sich — an ein recht eklatantes Beispiel erinnert worden: eine junge Sängerin, die auch einmal die Iphigenie tragirte. Sie kam an meine Bühne direkt aus Kalifornien, eine

Amerikanerin also, aber von deutschen Eltern geboren, so viel wir wußten. Wir wußten aber verzweifelt wenig von ihr, bekamen auch später kaum mehr zu wissen, da sie sich in ein undurchdringliches Geheimniß hüllte, in das sie vielleicht nur Serenissimus hat blicken lassen, obgleich mir selbst das noch zweifelhaft ist. Wenigstens war er oder schien er nach ihrem Tode so rathlos wie wir Alle hinsichtlich etwaiger Verwandten, denen man den Tod zu melden hätte oder dergleichen. Freilich hatte er einige Ursache, zu wünschen, daß über die Affaire möglichst wenig gesprochen wurde. So viel ich weiß, ist damals auch nicht ein einziges Wort in die Zeitungen gekommen; die Sache blieb, wie Serenissimus es so schön ausdrückte: entre nous."

Dem Kammerherrn war die Cigarre ausgegangen; ich wollte ihm das Feuerzeug reichen, das auf dem Tischchen stand; er dankte, bat aber, ihm auch die Cigarrenkiste heranzuschieben, aus der er eine frische Cigarre nahm und anzündete.

„Non bis in idem," sagte er lächelnd; „nicht zweimal dieselbe Cigarre. Ist sie einmal erloschen, weg damit!"

„Die Dame starb also?" fragte ich schüchtern.

„Bravo," sagte der Kammerherr lachend, „habe Sie gleich daraufhin taxirt, daß Sie zu den inquisitive travellors dieser Erde gehören. Wie alt sind Sie eigentlich, wenn es nicht indiskret ist, zu fragen?"

Ich sagte es ihm.

„Der Tausend!" rief er, „ich habe Sie mindestens für zwei Jahre älter gehalten. Freilich, kluge Menschen erscheinen immer älter, als sie sind. Nun, da kann ich Ihnen auch das Ende der Geschichte erzählen, das eigentlich nur für Erwachsene ist, was man allerdings von Eurem Horaz und Ovid und der übrigen liederlichen antiken Kompagnie, mit der Ihr auf Du und Du steht, oder stehen sollt, erst recht sagen kann. Ja, die Dame starb. Sie hielt es mit dem Leben, wie ich mit den Cigarren: ist der erste frische Duft dahin — weg damit! Und ihr Leben — nun, auch stärkere Frauenköpfe möchten sich an dem Duft berauscht haben. Um es kurz zu sagen: sie war die Geliebte des Fürsten geworden — eine von vielen der Reihe nach, zur Zeit die einzige und die noch höher streben durfte und zweifellos strebte. Der Fürst liebte sie in seiner Weise leidenschaftlich. Wir mußten alles Ernstes fürchten, daß er sich von seiner Gemahlin scheiden lassen und die Fremde heirathen würde — natürlich zur linken Hand. Und es gab nicht Wenige, welche diese Eventualität keineswegs fürchteten, vielmehr derselben mit Freude entgegensahen und ihr Möglichstes thaten, sie herbeizuführen. Denn die Dame war ebenso liebenswürdig, wie sie schön war, und ihre Excentricitäten machten sie in den Augen ihrer Anhänger nur noch liebenswürdiger: man versprach sich ein köstlich tolles Leben unter ihrem Regimente. Andere dachten anders, und unglücklicher Weise waren unter diesen sehr, sehr hochgestellte Personen. Der Fürst mußte nachgeben; nach meiner unmaßgeblichen Ansicht war es ihm auch nie voller Ernst: er dilettirte eben in allen Künsten, inklusive der ars amandi. Es erfolgte die von den Klugen vorausgesehene Katastrophe. Daß freilich die Dame die Sache so überaus tragisch nehmen und ihrem und ihres Kindes Leben unverzüglich ein Ende machen würde — in dem Flusse, der hinten am Schloßparke vorüberfließt — das war nicht vorausgesehen worden, mußte aber hingenommen werden und wurde hingenommen wie alle faits accomplis. Grands dieux! ich werde wirklich alt. Da schwatze und schwatze ich und vergesse die Hauptsache, weßhalb ich Sie habe bitten lassen. Sie dürfen nicht Nein sagen und müssen auch Ulrich dazu bringen, Ja zu sagen. Mit Fräulein Maria habe ich schon gestern Abend gesprochen; sie ist ganz mit mir einverstanden. Also: ich will Euch jungem Volke ein paar Alte der ‚Iphigenie' einüben — sagen wir die beiden letzten: in den ersten stehen zu viel ungesellschaftliche Dinge. Den Thoas lese ich, den Arkas kann Weißfisch zur Noth auch mimen. Eine kleine Bühne ist bald hergestellt, für die Kostüme sorge ich. Nun? nicht wahr, Sie sind ein gutes Kind und machen einem alten Mann die Freude, die einzige, die er noch auf der Welt hat?"

Er streckte mir mit einem gewinnenden Lächeln die Hand entgegen. Was konnte ich Anderes thun, als dieselbe ergreifen und stammeln, daß ich mit Vergnügen, was in meinen schwachen Kräften stehe, thun würde, ihm eine kleine Freude zu bereiten.

„Also abgemacht," sagte er, meine Hand loslassend. „Weißfisch, wie steht es mit dem Frühstück der Herrschaften?"

„In fünf Minuten," sagte Weißfisch, ein schönes Bouquett auf das Tischchen stellend und hinzufügend: „mit Erlaubniß des Gärtners."

„Er stiehlt nämlich sonst wie ein Rabe," sagte der Kammerherr lachend.

Ich verbeugte mich zur Thür hinaus und eilte die Treppe hinauf auf unser neues Zimmer. Es war, wie ich gedacht: Schlagodobro nicht da, und in den beiden Kommoden steckten die Schlüssel! Ich öffnete die eine; es war zufällig gleich die für mich bestimmte, in welche Schlagodobro meine Sachen für seine fahrige Weise sehr ordentlich gelegt hatte. In dem obersten Fache neben Kragen und Taschentüchern einige in Papier gewickelte Kleinigkeiten, unter denen aber, wie ich auf den ersten Blick sah, das Medaillon fehlte. Jedenfalls hatte es Schlagodobro an sich genommen.

Es polterte draußen auf dem Flur, und der Freund stürzte herein.

„Ich war schon unten beim Kammerherrn," rief er, „und hörte, daß Du hinaufgegangen seiest. Komm schnell, Mama liebt es nicht, wenn nicht Alle da sind!"

„Du hast doch mein Medaillon?" fragte ich, schon im Begriff ihm zu folgen.

„Was für ein Medaillon?"

„Es hat zu unterst im Koffer gelegen — in Papier gewickelt — mit einem Bilde meiner Mutter."

„Ich habe verschiedene kleine Pakete gefunden, die in Papier gewickelt waren, und oben in den Kasten gelegt. Es muß dabei sein."

„Es ist es aber nicht."

„Dann ist es auch nicht im Koffer gewesen; ich habe Alles so sorgfältig behandelt, als ob es rohe Eier wären. Du wirst es zu Hause gelassen haben. Aber nun komm, oder wir kriegen Schelte!"

Ich konnte es nicht zu Hause gelassen haben — es war unmöglich. Ich mußte mich vor der Hand trösten, daß es irgendwo zwischen die Wäsche geglitten sei. Aber es blieb mir keine Zeit, genauer nachzusehen, Schlagodobro war zu dringend. Widerwillig folgte ich ihm, nicht ohne vorher den Schlüssel der Kommode zu mir zu nehmen.

5.

Ich hätte den Schlüssel stecken lassen können: das Medaillon war nicht in der Kommode. Darüber blieb kein Zweifel, nachdem wir Alles durchforscht hatten. Schlagodobro war sehr betreten. Er gestand, daß er zwar eigenhändig die Sachen in die Kommode gelegt, aber sie sich zu dem Zwecke von dem „Neuen" aus dem Koffer habe langen lassen. Bei dieser Gelegenheit mußte der Mensch den Diebstahl ausgeführt haben. Schlagodobro hatte ihn, als er das Zimmer verließ, mit sich genommen, und derselbe war nachweislich, bis ich die Entdeckung des Verlustes machte, nicht wieder auf das Zimmer gekommen. Daß aber ein Diebstahl vorliege, daran konnte ich nicht zweifeln und zweifelte auch sonst im Hause Keiner: der Mann hatte sich, so kurze Zeit er auch erst im Dienste war, bereits mehrere unbedeutendere Veruntreuungen zu Schulden kommen lassen, zu denen er sich auch bekannte. Zu diesem schweren Falle wollte er sich nicht bekennen, trotzdem ihm völlige Straffreiheit zugesichert wurde. Er blieb hartnäckig beim Leugnen, eine Durchsuchung seiner Sachen erwies sich fruchtlos; Herr von Vogtritz mußte sich damit begnügen, ihn fortzuschicken.

„Siehst Du, wie Recht ich hatte," sagte Schlagodobro, „ich habe dem Kerl vom ersten Augenblicke an nicht getraut. Ich kann mich auf meine ersten Eindrücke immer verlassen."

Das war ja so weit ganz gut, brachte mir aber leider den verlorenen Schatz nicht wieder. Es war ein flüchtiger Besitz gewesen. Und nicht einmal angesehen hatte ich das theure Bild. Hatte es sich von mir gewandt, weil ich mein Herz loszumachen versucht hatte von ihr, die es darstellte? Ein Versuch, der mißlungen war. Maria hätte mir nicht einzuschärfen brauchen, ich dürfe die Mutter nicht hassen — ich konnte es nicht und wußte,

daß jene Trennung, mit der mir der Pfaffe gedroht, sollte sie wirklich eintreten, ein furchtbarer Schlag für mich sein würde. Aber war es nicht möglich, demselben vorzubeugen? mußte ich es nicht wenigstens versuchen?

Und ich setzte mich hin und schrieb einen langen, langen Brief an die Mutter, in welchem ich ihr mein ganzes Herz ausschüttete: was ich um sie gelitten, und wie ich Alles vergessen und überglücklich sein wolle für ein wenig Liebe von ihr. Aber freilich den Vater könne ich nicht verlassen, und dies Verlangen habe ja ganz gewiß nicht sie an mich gestellt. Das gehe zweifellos von dem Priester aus, der immer zwischen ihr und mir und auch sicher zwischen ihr und dem Vater gestanden habe und der aus unserem Bunde weichen müsse, damit derselbe fortan ein heiliger, unzerreißbarer sei.

Ich Thor! zu wähnen, das würde einen starken Eindruck auf die Mutter machen; das würde selbst dem Pfaffen das Gewissen rühren! Und ließ mich auch in diesem guten Glauben nicht erschüttern, trotzdem ein Tag nach dem andern verging und keine Antwort auf meine Bitt- und Klageschrift kam.

Freilich waren es Tage, die nicht langsam tropften, sondern daher- und vorbeirauschten wie ein stürmender Bach; Tage, die in meiner Erinnerung keine Nächte gehabt zu haben, sondern, nach den Worten der Schrift, aus Abend und Morgen geworden zu sein scheinen. Aus Abend- und Morgenröthen. Denn im rosigen glanzvollen Licht, jener thauigen Frische, die nur der Morgen kennt, jenem ahnungsvollen Duft, den nur der Abend hat, stehen sie vor dem rückwärts gewandten Auge, bis ein wehmüthiger Schleier sich darüber senkt und all die Herrlichkeit erlöschen macht: all das Herzpochen und das sehnende Verlangen und das wahnsinnige Entzücken und die flammenden Gebete und die Flüge durch alle Himmel und den Sturz durch alle Höllen. Denn er, auch er gehört ja dazu! Wer wollte sich vor ihm fürchten, ihn nicht in den Kauf nehmen um den Preis, „gelebt und geliebt" zu haben?

Es war über mich gekommen nicht wie eine Gefahr, die heranschleicht und vor der sich der Kluge hätte hüten mögen, sondern mit dem Sprung des Tigers, vor dem es keine Flucht giebt. An jenem ersten Abend. „Hier bin ich!" Ja, hier bin ich: ich, nach der der wilde Knabe weinte in leidenschaftlicher Verzweiflung, weil seine zuckenden Lippen noch nie ein Frauenmund geküßt habe; ich, die du gesehen, noch bevor du mich sahst; ich, die du nie wieder vergessen kannst, nachdem du mich gesehen; ich, des mächtigsten Gottes hohe Priesterin, die dem Tappenden, Taumelnden die Binde vom Auge nahm, daß er nun stehe, geblendet, trunken von dem Strahlenglanz! Und ihm nun in diesem Strahlenglanze die ganze Welt erscheint, die er nun auch zum ersten Male zu sehen glaubt. Zu sehen und zu hören, zu fühlen, zu empfinden mit allen Sinnen, durch alle Poren. Hat denn die Sonne je geschienen? der Himmel geblaut? haben die Vögel gesungen? die Blumen geduftet? ist die Welt gestern geschaffen worden, und er wandelt durch Gottes Paradiesesgarten, der erste Mensch?

Er fragt es, wenn er in der heiligen Morgenfrühe sich leise, den schlafenden Gefährten nicht zu wecken, vom Lager gestohlen hat und nun in dem Parke umherschweift durch die kühlen Schatten unter den hohen Bäumen, durch die sonnebestreiften, thauüberglänzten Beete, und in den linden balsamischen Hauch, der sie umfächelt, ihren holden Namen lispelt: Ellinor!

Ach, er hat ja keinen anderen Vertrauten seines Geheimnisses, es müßte denn der Abendwind sein, der um seine heiße Stirn streicht, wenn er sich von der Gesellschaft auf dem „Freiblick" weggeschlichen hat zu dem Boot, das ein Streckchen davon unter überhängenden Weiden an dem Landungssteg befestigt ist und auf dem er nun hinausrudert auf des Meeres kaum bewegte Fläche so weit, daß Keiner ihn mehr abrufen kann, und daß Keiner es hören könnte und er es nicht mehr zu sagen braucht, da die plätschernde Welle am Riele nur immer murmelt: Ellinor!

Nein, er hat keinen andern Vertrauten, darf keinen haben. Nicht, weil er weiß, daß er nicht wieder geliebt wird! Das verlangt er nicht, ja, der Gedanke bloß, es könnte jemals sein, macht ihm vor Schrecken schier das Herz erstarren. Er steht noch ganz und mit inniger Ueberzeugung in dem romantischen Glauben; er weiß, daß er von allen Kränzen, die er windet und in die er so viel tausend Gedanken und Grüße hinein gebunden, ihr keinen reichen kann. Er hält dafür, daß es ihr Herrinrecht ist, ihn nicht zu sehen, oder höchstens einmal mit dem flüchtigsten Blick aus ihren Augen zu streifen, wenn er aus schüchterner Ferne zusieht, wie sie sich in den Sattel schwingt, um mit ihren Kavalieren hineinzusprengen durch die Felder in den grünen Wald; oder in der Gesellschaft, die sie mit ihrem Witze und ihrer munteren Laune belebt, seitab steht in einer dunklen Fensternische des kerzenerhellten Salons. Das ist ihr Recht. Und seine Pflicht, es geduldig zu nehmen und von der Geliebten keine Gegenliebe zu erwarten oder gar zu fordern.

Aber ich hatte noch andere schwerwiegende Gründe, die mir das Geheimniß zur heiligen Pflicht machten. Weßhalb war ich hier? Doch nicht um dieser braunäugigen Circe willen; doch nur, weil ich Schlagododro einmal das Versprechen gegeben hatte und es mir schließlich leicht wurde, es einzulösen, nun, da ich während der ganzen Zeit mit Maria zusammen sein durfte. Zwar ich liebte Maria nicht; ich hatte das dem Freunde gegenüber behauptet und mit Recht, wie ich jetzt besser als damals und nur zu gut wußte; aber, die Andere nicht zu lieben, hieß mich die Freundespflicht, und wenn ich sie nun doch gegen meinen Willen lieben mußte, so verlangte die Achtung vor mir selbst, daß ich diese Liebe nicht eingestand. Das hatte ich mir geschworen, und ich war entschlossen, meinen Schwur zu halten.

Auch dann noch, als ich, was schon nach wenigen Tagen geschah, die seltsamste Entdeckung machte.

Der Kammerherr hatte an seinem Einfall, sich ein Amüsement zu bereiten, indem er uns jungen Leuten ein paar Schauspielscenen einübte, mit der doppelten Zähigkeit des alten Theatermannes und des Kranken festgehalten, und ich, dem gegebenen Versprechen gemäß, mein Bestes gethan, Schlagododro zur Uebernahme der Rolle des Orestes zu bewegen. Vergeblich. „Bleib mir mit dem Unsinn vom Leibe," rief er, wenn ich in ihn drang, doch dem kranken Mann den Gefallen zu thun. „Gefallen hin, Gefallen her, wenn mir die Sache nicht gefällt, und das thut sie ganz und gar nicht. Ich bin kein Komödiant; ich hasse Komödianten, diese Kerls, die von Einbildungen leben, wie die Schwalbe von Mücken. Ich bin ein ehrbarer Kauz, der lange warten kann, bis ihm mal eine Maus über den Weg läuft, und auf alle Fälle kann ich nur reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Wie käme ich zu all dem Zeugs, das der Kerl, der Orest, da vorbringt? Habe ich meine Mutter todtgeschlagen? bin ich verrückt? Habe ich in meinem Leben auch nur eine Furie gesehen, geschweige denn ein ganzes Rudel? Bin ich der Mann dazu, aus dem Hinterhalte heraus einem ehrlichen bornirten Kerl, wie dem Thoas, der sich nichts Böses versieht, eine Statue — von Marmor oder Sandstein, was weiß ich! — auszuführen, auf die er so großen Werth legt, wie Du auf das Bild Deiner Mutter? Hätte ich mir nicht beinahe die Ohren abgeschnitten, weil ich durch meine Nachlässigkeit schuld war, daß es sich der Spitzbube annektiren konnte? Und schließlich: ist Fräulein von Werin meine Schwester? Ich kann Dir sagen: ich danke Gott, daß ich nicht ihr Bruder bin!"

Dieses „Schließlich" Schlagododro's gab mir viel zu denken. Ich kannte seinen Haß gegen Adalbert zur Genüge, und es war nicht nöthig, daß er demselben bei dieser Gelegenheit einen Ausdruck gab. Ja, dieser schroffe Ausdruck vertrug sich im Grunde gar nicht mit Schlagododro's Ritterlichkeit, die es ihm sonst zum Gesetz gemacht hatte, jede Anspielung auf mein Freundschaftsverhältniß zu seinem Nebenbuhler sorgsam zu vermeiden. Oder verbarg sich etwa in dieser feierlichen Verwahrung vor der Geschwisterschaft mit Maria ein Doppelsinn?

Es mochte immerhin mein Verstand sein, der diese Frage aufwarf, aber die Antwort kam doch von anderer Seite. Man liebt entweder wahnsinnig oder man liebt gar nicht, hatte Schlagododro gesagt. Ich glaubte jetzt, ein Wort in dieser Sache mitsprechen zu können; ich glaubte zu wissen, daß allerdings „wahnsinnige Liebe" ein kindischer Pleonasmus sei; aber vergebens spähte ich bei Schlagododro für seine behauptete Leidenschaft zu Ellinor nach den mir nun so wohlbekannten Symptomen. Er hatte mir freilich in den ersten Tagen fast drohend die Anerkennung der unvergleichlichen Schönheit und Liebenswürdigkeit seiner Kousine abverlangt und war wüthend gewesen, wenn ich ihm dieselbe, wie grausam mich mein Herz Lügen strafte, trotzig hartnäckig

Der Finſch-Hafen.

Nach einer Skizze von Dr. O. Finſch gezeichnet von A. von Roeßler.

Digitized by Google

verweigerte. Er war auch viel um Ellinor und lachte unbändig über ihre lustigen Scherze und oft barocken Einfälle; aber er sandte ihr keine gluthstarren Blicke nach, wenn sie ging; sein Auge flammte nicht auf, wenn sie kam. Ebenso wenig rückte das famose Gedicht mit dem ersten (und einzigen) problematischen Vers aus der Stelle. Und dennoch — dennoch war eine Veränderung mit dem Freunde vorgegangen. Der sonst Rastlose, der seine Ueberkraft niemals hinreichend austoben konnte, versank auf Stunden und halbe Tage in ein stilles träumerisches Wesen; und wenn dann die Unbändigkeit in verdoppelter Heftigkeit wieder hervorbrach, war es nicht die alte harmlose — es war, als ob er sich von einer Last befreien wollte, die schwer auf ihm drückte, von einem Stachel, der ihn bis aufs Blut peinigte. Ein für den weggejagten „Neuen" eingestellter zweiter „Neuer" bekam nicht die mindesten Schelte, trotzdem er wirklich sehr ungeschickt und bis zur Frechheit naseweis war; in der Nacht hörte ich, dessen eigener Schlaf nur noch ein Traumwachen, den firmsten Schläfer der Welt unruhig auf seinem Lager sich wälzen und selbst im Traum dunkle Worte murmeln, von denen ich, wie ich so, voll ernster Sorge um den Freund, den Ellenbogen aufgestemmt im Bette saß, endlich eines doch verstehen mußte: Maria!

War es möglich?

Ich hätte beinahe laut in die stille Nacht hinein gelacht: das war ja, als ob man Feuer mit Wasser mengen, zwei absolute Widersprüche mit einander ausgleichen wollte! es war einfach unmöglich. Und während ich mir diese Unmöglichkeit noch lächelnd zu vergegenwärtigen suchte, überkam mich plötzlich eine seltsame Bangigkeit, die Furcht vor etwas Schrecklichem, das sich da vorbereite. Denn, wenn es doch möglich war — und hundert kleine Umstände, die ich kaum beachtet oder falsch ausgelegt hatte, und die mir plötzlich wieder in Erinnerung kamen und in das rechte Licht traten, machten mir bald die Möglichkeit unzweifelhaft — was sollte daraus werden? Zwar in dem Einen glichen sie sich völlig: in der wandellosen Ehrlichkeit des Herzens und der unentwegten Treue, mit der sie ihren Ueberzeugungen folgten. Aber eben die mir wohlbekannte ungeheuere Differenz der letzteren mußte sie aus einander führen, wie sehr sich auch die starken Herzen nach Einigung sehnten. Wenn der Freund selbst sich darüber verblenden konnte, so gebot mir die Pflicht, ihm die Augen zu öffnen, so lange es noch Zeit war. Nur daß er, wie ich ihn kannte, mir schwerlich Gelegenheit zu dieser Intervention geben würde.

So beschloß ich denn, während ich schlaflos dalag in dem Dämmer der Mondnacht und auf die nun wieder ruhigen Athemzüge des Freundes lauschte, diese Gelegenheit vom Zaun zu brechen, und führte diesen Entschluß am nächsten Morgen aus, trotzdem mir dabei zu Muthe war, wie Jemand sein müßte, der genöthigt wird, einen schlummernden Löwen an der Mähne zu zupfen.

Es kam, wie ich erwartet: Schlagodobro packte mich an beiden Schultern und schwur, mich todt zu schlagen, wenn ich noch einmal einen so verruchten Unsinn ausspräche, und dann geschah, was ich, wenigstens für den Augenblick, nicht erwarten konnte: er fiel mir weinend um den Hals und gestand mir schluchzend, daß er Maria liebe. Er sagte diesmal nicht: wahnsinnig; ich glaubte ihm auch ohne das.

Und dann, als wir uns Beide so weit beruhigt hatten, kam die Geschichte seiner Liebe.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Kindersymphonie.

Von Oscar Justinus.

Wenn ich eine Kindersymphonie zu komponiren verstände, ich würde mit zehn Takten Pause ansetzen, dann ein zum Piano anschwellendes Pianissimo heranbringen, vom Piano zum Adagio, von diesem zum Allegretto und Allegro steigen unter Einsatz aller Instrumente molto vivace — agitatissimo — con fuoco schließen.

Dieses musikalische Arrangement drängte sich meinem unmusikalischen Ohre auf, als wir neulich eine Kinder- oder — Verzeihung, meine Fräuleins! — Jungedamengesellschaft in unseren bescheidenen Räumen veranstalteten.

Es war unser erster Versuch auf diesem Gebiete.

Ein Freund unseres Hauses hatte uns seine beiden Töchterchen im Alter von vierzehn und dreizehn Jahren zugeführt, welche vor noch nicht gar zu langer Zeit ihre Mutter, eine durch Wohlthun und edle Gesinnung ausgezeichnete Frau, verloren hatten. Im Sinne der tiefbetrauerten Gattin hatte er die Kinder sich in ihrer Urwüchsigkeit kräftig und natürlich entwickeln lassen und Alles von ihnen fern gehalten, was ihre körperliche und geistige Gesundheit zu beeinträchtigen angethan war. Sie waren in einer mit der Stadt fast außer Zusammenhang stehenden Villa einigermaßen weltfremd aufgewachsen, ihr einziger Umgang die halb bäuerlichen Nachbarkinder, mit denen sie sich auf grünen Wiesen und sandigen Bauparcellen umhertummelten. Ihr städtischer Verkehr beschränkte sich auf Gretchen, eine gleichalterige Gespielin, für deren verarmte Familie die Verstorbene freundlich gesorgt, und auf deren neunjähriges Brüderchen, das den drei Damen einen gemeinsamen höchst respektablen Kavalier abgab.

Die jungen Mädchen Anuchen und Hannchen, geborene Holsteinerinnen, waren schlanke Gestalten mit schlichtem Flachshaar, das sich glatt nach den Ohren hinzog und zu lang herabfallenden Zöpfchen vereinigte, die Gesichtchen von jenem durchsichtigen Rosenteint, wie ihn die Niederländer in die Malerei eingeführt haben, zeigten bei ihrer Staatsvisite eine unüberwindliche Schüchternheit. Sie bestrebten sich, das biblische Wort „Eure Rede sei ja, ja oder nein, nein" noch zu überbieten: denn ihr Ja und Nein war nur mit Hilfe eines Mikrophons zu vernehmen, und sie färbten sich bei ihrer Antwort immer derartig in Purpur, daß der Fragende, mit dem Gefühle, einen wunden Punkt berührt zu haben, beschämt verstummte. Da für diese Dornröschen der küssende Prinz noch nicht in Sicht war, so mußte man sie — und dies war uns sofort klar — „vor allen Dingen in lustige Gesellschaft bringen". Nach langer und gründlicher Berathung gelangten wir, nach Prüfung des uns zur Verfügung stehenden einschlägigen Materials, dazu, eine Gesellschaft von acht jungen Mädchen zu arrangiren, bei welcher aber der obenerwähnte Knabe eingerechnet war.

Heute kann ich es ja sagen: ich hatte vor dieser Gesellschaft eine fürchterliche Angst. Kein Wunder — denn es war das erste Mal, daß wir ein derartiges Wagniß unternahmen. Meine Frau gab sich zwar alle Mühe, mir einzureden, daß Kinder sich allezeit amüsirten und zwar um so mehr, je weniger man sich um sie kümmere. Aber aus ihrem Tone klang es nicht gerade wie Zuversicht, und zuletzt war sie von meiner Befangenheit derart angesteckt, daß sie mehr bangte, als ich selbst. Wir tragen allezeit ein drückendes Verantwortlichkeitsgefühl dafür herum, daß unsere Gäste sich bei uns wirklich amüsiren, und bekommen, wie die dramatischen Dichter, vor jeder Première von Neuem das Lampen- oder vielmehr das gastische Fieber. Aber große Menschen machen sich mit einander bekannt, reden vom Wetter, vom Branntweinmonopol, den Markthallen und dem „Zigeunerbaron": Kinder dagegen müssen, das ahnte ich ja, einander vorgestellt — unterhalten, ja das Gespräch muß gewaltsam im Gange gehalten werden, wenn es nicht, wie eine feuchte Cigarre, jeden Augenblick ausgehen soll. Was fängt man aber mit ihnen an, wenn sie auf unser redlich Bemühen überhaupt nicht reagiren? Im Geheimen faßte ich den Plan, wenn gar nichts mehr verfangen sollte, das Weite zu suchen, und ich habe meine Frau in Verdacht, daß sie sich mit einem ähnlichen Gedanken als ultima ratio vertraut gemacht hatte.

Der gefürchtete Termin rückte langsam, aber sicher heran. Wir waren Vormittags zusammen ausgegangen, um zu der Chokolade — über diese Aufwartung waren wir schließlich einig geworden, weil sie einen viel feierlicheren Charakter hat, als der gewohnte alltägliche Kaffee — recht verschiedenartiges Gebäck einzukaufen. Ich glaubte dabei das Princip vorwalten lassen zu dürfen, daß es mehr auf die Form, als den Inhalt, mehr auf die Farbe, als den Geschmack, mehr auf die Quantität, als die Qualität ankäme. Um noch ein Uebriges zu thun, kauften wir als etwaige Gewinne für die etwaigen Gesellschaftsspiele allerlei Meisterwerke der bildenden Kleinkunst aus jenem Material ein, welches die Götter in ihrem Zorne, die Zahnärzte in ihrem wohlverstandenen Geschäftsinteresse erfunden zu haben scheinen — aus Marzipan. Wir plünderten dann noch einen Obststeller, ließen uns durch den „Lustgeruch" und die rothen Kinderbäckchen der Aepfel wieder einigermaßen ermuthigen und thaten noch Datteln, Feigen, Paranüsse und — o Ideal meiner Kinderjahre! — Johannisbrot ein, um der Tafel einen gewissen kolonialen Anstrich zu geben.

Daheim angelangt, gab ich mich nicht ohne Erfolg einem gründlichen Studium von Georgen's „Illustrirtem Allgemeinen Familien-Spielbuch" hin — suchte in allen Kommoden, was bunt und glänzend aussah und was ich mir für den idealen Fall einer Kindergesellschaft nach und nach aufgestapelt hatte, zusammen und war gerade im Begriff, auf eigene Faust etwas noch nie Dagewesenes von Unterhaltungsspiel zu erfinden, als es klingelte. Hannibal ante portas! — die Kleinen kennen nicht einmal das akademische Viertel und sind von einer erschreckenden Pünktlichkeit.

Das waren die zwei lieben Töchterchen meines Schulfreundes, eines Oberförsters, welche der seit mehreren Jahren verwittwete Vater der guten Schwägerin, einer Institutsvorsteherin, zur geistigen und leiblichen Pflege in Pension gegeben hatte. Als der Papa das dritte Mal nach Berlin kam, um sich von den Fortschritten der Kleinen zu überzeugen, schrieb man gerade die großen Ferien, und er kehrte in seine Waldeinsamkeit im fernen Osten nicht zurück, ohne die sorgsame Ziehmutter zur richtigen Mutter des Geschwisterpaares promovirt zu haben. Nun führen sie ein Amphibienleben wie die Blumen, die Kinder der Proserpina. Im Sommer leben

sie beim Papa und sangen „Der Wald ist unser Nachtquartier", im Winter bei Mama „am schönen Strand der Spree". Keines der Eltern kann sich bei aller Liebe bis jetzt entschließen, seine Position aufzugeben. Aber ich sehe es kommen: der Zug nach dem Westen wird den Sieg davon tragen.

Wir gingen den beiden Mädchen nach dem Entrée entgegen und waren sehr geschäftig, sie ihrer Mäntelchen zu entledigen. Es entwickelten sich zwei Wollkleidchen von himmelblauer Farbe, welche auf mein Gemüth einen entschieden beruhigenden Eindruck ausübten. Aehnlich günstig wirkte die Entdeckung von Etwas, was sie sorgsam behütet auf dem Arme trugen und was sich bei entflammtem Gase als Puppen entpuppte. Ich war schon während meiner Vorbereitungen immer damit ins Gedränge gekommen, wie ich mir den Intellekt eines vierzehnjährigen Mädchens vorzustellen hätte, und hatte das Niveau immer entweder zu hoch oder zu niedrig angenommen. Ich hatte meine Gäste längst aus der Puppenzeit herausgedacht — ich habe nie in meinem Leben mit einer Puppe gespielt — und ich war nun wenigstens sofort im Klaren, daß ich noch „Du" zu den Mädchen sagen durfte, welche Frage mich auch schon sehr stark beschäftigt hatte. Die Puppen waren übrigens ganz besondere Exemplare, Automaten von der Geschicklichkeit eines Kautschulmannes. Sie verdrehten nicht nur die Augen wie eine Heroine bei ihrem ersten Debüt, sondern auch jedes Glied ihres schöngebildeten Körpers, die rechte Ferse der älteren ausgenommen, welche am Weihnachtsabend bereits eine Fraktur erlitten und nothdürftig mit Fischleim ausgeheilt worden war. Das war ihre Achillesferse.

Die beiden Schwesterchen — Dorf und Stadt repräsentirend — Pinchen und Tinchen wollen wir sie taufen — hatten etwas Zutrauliches, und die Unterhaltung mit ihnen, zu welcher das Leben ihrer Puppen einen nie versiegenden Stoff hergab, zeigte sich unerwartet ausgiebig, so lange sie mit uns allein waren. Mit dem Eintritt der Holsteinerinnen nahm das Gespräch eine andere Wendung, d. h. es hörte auf: denn nun saßen sich zwei fremde Kinderpaare gegenüber, und da hört eben Alles auf. Ich machte mich daran, sie einander vorzustellen: aber das „Fräulein" blieb mir angesichts der augenverdrehenden Puppen in der Kehle stecken. Dagegen schien mir, den Neuangekommenen gegenüber, das „Du" auch nicht mehr recht am Orte, und ich half mir in meiner Verlegenheit damit, daß ich den ganzen Abend das Impersonale in Anwendung brachte: „Man könnte etwas spielen — man sollte Chokolade trinken" — der Ausweg war jedenfalls großartig. Indeß glaubte ich, das Herzklopfen der vier armen Sünderinnen zu vernehmen, von denen keine das erste Wort der Unterhaltung fand. Die Röthe der Gesichtchen nahm immer größere Dimensionen und eine immer bedenklichere Schattirung ins Braune an, und ich sah den Augenblick herannahen, wo acht Kinderwangen unfehlbar in Brand gerathen mußten, wie das unter das Sonnenbild eines Brennglases geschobene Schwefelhölzchen. Meine Frau, welche noch mit der Herrichtung des Vespertisches zu thun hatte, war grausam genug gewesen, mich, der Verlegenen Verlegensten, mit den vier jungen Damen allein zu lassen. Es war so still, daß man eine Bakterie sich schneuzen hören konnte, und ein ganzes Regiment von Engeln schien durch das Zimmer zu schweben.

Ich weiß noch jetzt nicht, woher mir der Muth kam, das Stillschweigen zu brechen. Ich schlug das allbeliebte geistreiche Spiel „Burr!" vor, was in so fern eine gewisse Abwechselung in unser Zusammensein brachte, als doch die Lippen meiner Gäste, war es auch nur, um eine Zahl oder ein „Burr!" auszusprechen, in Bewegung gesetzt werden mußten. Hin und wieder wurde auch bereits ein schüchternes Lachen hörbar, was aber, wenn man in die Gegend, wo es herkönnte, blickte, sofort zurückgehalten oder durch ein unnatürliches Hüsteln verdeckt wurde. Selbst als Gretchen erschien, ein durch den Kummer, in welchem sie aufgewachsen war, über ihre Jahre ernstes und verständiges Kind, und Hans, das Brüderchen, das sich unter all den Mädchen ausnahm wie der von den Nymphen geraubte Hylas, wurde die Stimmung nicht besser, und sogar „die Chokolade", von welcher wir uns Beide die Wirkung „des erregenden Momentes in der Exposition eines Dramas" versprochen, schien trotz der vielfarbigen und vielformigen Gebäcke uns im Stich zu lassen. Diese Vesper war so traurig wie die sicilianische — so still wie ein Leichenschmaus. Rathlos, händeringend und uns mit verstörten Blicken ansehend, liefen wir hin und her, animirten zuzugreifen, was sogar auch ohne unsere Aufforderung geschah, und dachten bei uns: das wird ja ein netter Abend! Einige Mütter und Tanten waren erschienen — darunter eine liebe kleine Freundin mit einem Kindergesichtchen — Liebhaberin netter Neffen und Nichtchen — und Dichterin hübscher Kindergeschichtchen. Diese wußte uns aus dem reichen Schatz ihrer Studien auch weiter keinen Rath zu geben, als die Kinder versuchsweise sich allein zu überlassen. Wir zogen uns darauf unvermerkt in das Nebenzimmer zurück und nahmen selbstverständlich voller Spannung sofort Posto „horchend an der Wand". Ja, wenn wir nur wenigstens „unsere eigene Schand" gehört hätten, wir wären ja zufrieden gewesen. Wir hörten aber gar nichts — außer dem Klappern der Tassen, dem verlegenen Einschlürfen des braunen Trankes, dem Hin- und Herrutschen mit den Stühlen — und manchmal einem verlegenen „Bitte" bei Hinreichen des Backwerks. Dann wieder die Ruhe eines Kirchhofes — die Stille eines Taubstummenanstaltkonversationssaales.

Das hielt ich nicht länger aus — die Mappe mußte heran. Aufgeschwellt von ihrem reichhaltigen Inhalt, den ich seit Jahren hier gespeichert, wurde das Ungethüm von mir hineingetragen und eröffnet. Viele Dutzend Vexirbilder vom „Wo ist die Katze?" an bis zum „Wo ist der Esel?" — Vexirschriften, die nie ein Sterblicher, vermuthlich der Erfinder selbst nicht, zu lösen vermocht hat — glänzende Reliefbilder — Metachromatypien — Stammbuchklebblumen — Photographien, deren Urbild in Vergessenheit gerathen — ausgeschnittene Holzschnitte aus illustrirten Blättern — zum Theil in einer müßigen Stunde getuscht — Klappbilder, die Neuheit des letzten Weihnachtsmarktes — einige zum Rattenkönig zusammengeknotete Chenille-Affen — Neujahrs- und Glückwunschkarten und besonders ausgeschmückte Firmenkarten und Kalenderchen: kurz eine echte rechte Rumpelkammer bildender Kunst schüttete ich auf den Vespertisch aus, und zwölf Händchen begannen sofort in dieser räthselhaften Herrlichkeit zu wühlen und zu schatzgraben.

Und damit war der Zauber gebrochen — die Gemüther angeregt — die Stimmung, jenes launenhafte Wesen, für welches noch Niemand ein Kommandowort gefunden — eingekehrt. Man stürzte mit wahrem Heißhunger über Räthselbilder, als gelte es, die Probleme des Weltalls zu lösen. Was die eine nicht rieth, rieth die andere zwar auch nicht: aber das gemeinsame Bemühen führte eine Art Kampfgenossenschaft herbei, welche annähert und befreundet. Man schob sich die Sachen zu, man hielt sie gegen das Licht, man verglich, man gab sich Rede und Antwort, man scherzte, man lachte einander aus. Als die Letzteingeladenen erschienen, zwei Schwesterchen aus dem Thiergartenviertel, die ältere eine hübsche Figur mit schwarzem Haar und funkelnden Augen, welche schon Tanzstundentriumphe zu verzeichnen hatte, die jüngere kleinere nicht minder lebhaft und nicht minder schlagfertig, stürzten sie sich sofort mit Eifer, ohne Vorstellung oder sonstige Ceremonie, in den Strom des Spielens und plauderten und scherzten, als wären sie unter alten Bekannten. Wir aber, die verantwortlichen Redakteure, drückten uns mit frohem Einverständniß hinter der Thür gratulirend die Hände und sprachen: „Seht, die Massen sind in Fluß!"

Aber das Allegro ward erst allgemein, als wir uns wieder alle unter das Völkchen mischten und Bewegungsspiele arrangirten. Für Kinder ist Stillsitzen allezeit ein großes Opfer und erst in der Bewegung gelangen ihre hohen Begabungen zu wohlthätigster und reichhaltigster Entfaltung. Es wurde jetzt der sogenannte Kreis gebildet, der gewöhnlich ein Viereck ist und gewissermaßen die Lösung der Quadratur des Cirkels abgiebt. Kämmerchen vermiethen, Tellerdrehen, Wolf und Gänse, Nasenzupfen, Stuhlerobern, das Suchen versteckter Gegenstände nach der Musik, das Betasten mit der Suppenkelle, Telegraphiren, Städtebauen, Alles schlug ein. Die Stimmung war eine glänzende: die wasserblauen Augen der Holsteinerinnen leuchteten, und die rosigen Gesichtchen glühten — aber jetzt in dem schöneren Purpur der Erregung des Spiels. Die Fröhlichkeit war in Permanenz erklärt. Die Mütter und Tanten glänzten und vergnügten sich, und uns Wirthen war so wohlig zu Muthe wie einem Komödiendichter, dem der Direktor am Ende des vorletzten Aktes strahlend zuruft: „Das Stück ist durch!"

Jetzt kam noch das Abendbrot: die kleine Gesellschaft wieder apart. Wie wir später zu unserer Beschämung erfahren mußten, haben sie uns diese separate Tafel besonders hoch aufgenommen. Sie präsentirte sich, von unserem Zimmer aus gesehn, wie ein Ausschnitt des Knaus'schen Bildes „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen". Die Letzten waren, wie es in der Bibel heißt, die Ersten geworden und die Schüchternsten die Animirtesten. Der italienische Salat und die mannigfach belegten Stullen, das Obst, die Kuchen, die Bowle in einer ad usum Delphini verdünnten Qualität — Alles hatte einen wunderbaren Succeß. Alle Hindernisse wurden mit einer wahrhaft patriotischen Begeisterung genommen. Sie plauderten — sie stießen an — sie lachten — sie applaudirten — sie sangen — einstimmig — zweistimmig — tutti frutti. Einige erhoben sich sogar zu einem Dankestoast auf die gerührten Wirthe! Wer hätte das gedacht?

Als nachher eine der Mütter am Flügel ein stimmungsvolles Lied zum Besten gegeben und meine Frau aus dem untersten Fache ihres Notenspindes einen Stoß etwas unmodern gewordener Tanzweisen heraufholte, erreichte der Jubel seinen Gipfel. Es begann das reguläre Lämmerhüpfen. Sie tanzten über einander — neben einander — unter einander. Einzelne sprangen wie ein Gummiball immer auf derselben Stelle. Von einem Rhythmus — von einem Pas hatte nur der kleinste Theil eine dunkle Vorstellung: die meisten waren Naturtänzerinnen in des Wortes verwegenster Bedeutung. Immerhin wäre bei aller Liebe und Verehrung für die Natur, für einen korpulenten Herrn — ich war neben dem neunjährigen Hans der Einzige, der sich schon in seiner Eigenschaft als Wirth der Tanzlust seiner sieben hüpfenden unermüdlichen Gäste zur Verfügung zu stellen hatte — ein bischen vorhergegangene Tanzstundenschulung doch angenehmer gewesen. Ich fühle heute noch von den Leistungen dieses Abends eine gewisse Verrenkung der rechten Schulter.

Die Kinder tanzten und die Stunden flogen. Die abholenden Mädchen standen in der Thür und gewannen erst nach Stunden den Muth, zum Heimwege zu mahnen. Es waren Freundschaften geschlossen worden unter den heterogensten Naturen, Dörflerinnen und Städterinnen, Reichen und Armen, Holsteinerinnen, Berlinern und Provinzialen, Protestanten, Katholiken und Juden — Freundschaft mit der Betheuerung: fürs ganze Leben, und die Heimkehr erfolgte mit Gesang und Jubel und mit so herzlichem Danken, als hätten wir ihnen ein Himmelreich einbescheert.

Wenn man aber so oft über die Blasirtheit der heutigen Kinder reden hört, es scheint mir nichts als eine fable convenue, als eine recht beliebte Uebertreibung. Kinder sind Kinder, ob sie in einem einsamen Alpendorf oder einem Viertel des Thiergartens aufwachsen. Und wenn Moliere vor zweihundert Jahren seinen „eingebildeten Kranken" sagen läßt: „Es giebt keine Kinder mehr!", so kam ich, der ich mir „einbilde, ein Gesunder" zu sein, am Schlusse unserer Kindergesellschaft viel näher der Erkenntniß: „Es giebt keine Alten mehr!" Denn Alle, die wir ihr beiwohnten, wurden jung in der Berührung mit der frischen und fröhlichen Kinderwelt.

Entdeckungsfahrten des deutſchen Dampfers „Samoa“.*

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

II. Vom Mitrafelſen bis Finſch-Hafen.

Für die „Gartenlaube“ mitgetheilt von Dr. O. Finſch (Bremen).

Straferpedition der „Hyäne“. — Ankunft der „Eliſabeth“. — Aufhiſſen der Reichsflagge im Bismarck-Archipel. — Küſte von Neu-Guinea. — Luard-Inſeln. — Mitrafels. — Herkules-Bai. — Spree. — Adolfs-Hafen. — Huon-Golf. — Parſi-Huk. — Haarſchmuck der Eingeborenen. — Finſch-Hafen. — Eingeborene. — Flaggenhiſſen. — Häuſer. — Ahnenfiguren. — Waffen. — Erſte deutſche Anſiedelung.

Mann von Parſi-Huk.

Der ſonſt ſo ſtille Hafen Mioko zeigte bei unſerer Rückkehr ein regeres Leben; zwei Schiffe lagen zu Anker; ein Hamburger Dreimaſtſchuner und das deutſche Kanonenboot „Hyäne“ (Kommandant Kapitän-Lieutenant Langemack). Auf letzterem ging es ſehr geſchäftig her; es rüſtete zu einem kriegeriſchen Unternehmen und verließ uns in aller Stille, um die Eingeborenen an der Südſpitze Neu-Irlands zu ſtrafen, die vor einigen Monaten ein deutſches Schiff, die „Mioko“, geplündert und verbrannt, die Mannſchaft erſchlagen hatten. Derartige Expeditionen ſind in den meiſten Fällen ein ziemlich oder ganz erfolgloſes Unternehmen, das ſich meiſt auf das Niederbrennen einiger Häuſer, eines Dorfes, Vernichten von Plantagen und Zerſchlagen von Kanus beſchränkt, Handlungen, welche die Eingeborenen in der That nur ſehr untergeordnet ſchädigen. Den Eingeborenen ſelbſt iſt meiſt nicht beizukommen, ſie fliehen in die Wälder, und es wäre, bei der Fülle tropiſcher Vegetation, ein nutzloſes, ja zum Theil gewagtes Unternehmen, ſie in ihren Schlupfwinkeln aufzuſuchen. Die Strafexpedition der „Hyäne“ verlief ganz in derſelben Weiſe. Das Kriegsſchiff kam überhaupt viel ſchneller zurück, als erwartet, und nicht allein! Zu unſerer Verwunderung zeigte ſich im Kanal ein großes Schiff, das Matupi-Hafen in Blanche Bai zudampfte. Wie wir durch die „Hyäne“ erfuhren, war es S. M. gedeckte Korvette „Eliſabeth“, zu deren Begrüßung wir uns eiligſt nach Matupi auf den Weg machten. Große Ueberraſchungen warteten unſer: der lebhafteſte Wunſch aller Deutſchen jenes Gebietes ſollte erfüllt, Neu-Britannien, Neu-Irland und die Herzog York-Gruppe oder, wie die ſpätere ſehr paſſende Benennung lautet, der „Bismarck-Archipel“, unter den Schutz des deutſchen Reichs geſtellt werden. Am 2. November 1884 fand die feierliche Proklamation zunächſt in Matupi ſtatt. Unter Muſik, Kanonendonner und einem dreimaligen Hoch auf Seine Majeſtät ging die Reichsflagge hoch, ein ſichtbares Zeichen, daß Deutſchlands Unternehmungen auch in dieſem abgelegenen Winkel Erde fortan ſich des ſo nöthigen Schutzes zu erfreuen haben. Der Kommandant der „Eliſabeth“, Kapitän z. S. Schering, war in der Ausführung derartiger kaiſerlicher Botſchaften kein Neuling: kaum drei Monate vorher hatte er in Angra Pequena das deutſche Banner entfaltet. Ein ſo großes Schiff wie die „Eliſabeth“, mit 450 Mann Beſatzung und 19 Geſchützen, war in dieſen Gewäſſern übrigens noch nicht geſehen worden und das Erſtaunen der Eingeborenen ſelbſtverſtändlich ein ungeheures.

Der Mitrafelſen, die natürliche Grenzmarke zwiſchen den deutſchen und engliſchen Beſitzungen in Neu-Guinea.

Auf Grund unſerer Erfolge mit der „Samoa“ konnten die Kriegsſchiffe gleich nach Neu-Guinea weiter gehen, um auch hier den deutſchen Schutz zu proklamiren. Kapitän Dallmann begleitete die „Eliſabeth“ als Lootſe für Friedrich Wilhelms-Hafen, während die „Samoa“, vom erſten Steuermann Sechſtroh, einem tüchtigen Seemanne, geführt, ebenfalls für Neu-Guinea rüſtete, wo ſie, der Verabredung gemäß, mit den Kriegsſchiffen wieder zuſammentreffen ſollte.

Etwa eine Woche ſpäter konnten wir ihnen folgen, da wir einige Krankheitsfälle an Bord hatten, zu deren Hebung die Behandlung Seitens der Herren Marine-Aerzte ſehr willkommen war. Denn in jenen Gegenden muß noch Jeder ſein eigener Arzt ſein und ſich vor Krankwerden möglichſt hüten. Schiffsvolk thut dies indeß ſelten, und ſo nehmen höchſt unbedeutende Wunden durch Vernachläſſigung oft einen ſehr bösartigen Charakter an und bedürfen lange Zeit zur Heilung. Bei einem ſo kleinen Schiffe wie die „Samoa“ wird aber der Abgang eines einzigen Mannes ſchon ſehr fühlbar, und wer es noch nicht wiſſen ſollte, wird in ſolchen Fällen die Wichtigkeit eines Heizers würdigen lernen. — Nach dreitägiger Fahrt, meiſt angeſichts der dichtbewaldeten bergigen, übrigens meiſt verſchleierten Küſte Neu-Britanniens, ſichteten wir Neu-Guinea, das uns diesmal ſchon viel heimiſcher vorkam, war es doch deutſcher Grund und Boden, den wir vor uns ſahen. Wie immer beim Sichnähern von Feſtland zeigten ſich wechſelnde Bilder; erſt mäßig hohe blaue Berge, in Wolken gehüllt, dann Inſeln in verſchwommenen Konturen, die allmählich in einander fließen und nach und nach als das eigentliche, flache dichtbewaldete Ufer zum Vorſchein kommen. Noch lange, ehe wir uns demſelben nähern, wurden wir durch die plötzliche grüne Meeresfärbung, die ganz der eines Riffs ähnelte, ſtutzig. Das Loth erreichte mit 40 Faden noch keinen Grund und wir wußten, daß wir uns in dem Auswäſſerungsgebiete von Flüſſen befanden, die durch ihre trübe Färbung den Seemann an dieſen Küſten ſo häufig irre führen. Eine kleine Gruppe bewaldeter Felſeninſeln, faſt unmittelbar der Küſte vorgelagert, zeigte, daß die Berechnungen unſeres Navigateurs ſtimmten, es waren die Luard-Inſeln im Süden von Huon-Golf. Da dieſer Theil der Küſte, bisher nur durch Moresby flüchtig aufgenommen, keinen Hafen verzeichnet, ſo war es unſer Beſtreben, einen ſolchen zu finden, und dafür ſchienen die Luard-Inſeln ganz geeignet. Leider waren unſere Bemühungen für diesmal erfolglos; zwiſchen den

---

* Sämmtliche Illuſtrationen zu dieſen Artikeln ſind nach Originalſkizzen und Angaben des Verfaſſers von A. v. Roeßler gezeichnet D. Red.

Digitized by Google

durch Korallriffe verbundenen Inſeln ließ ſich nicht einmal ein geſchickter Ankerplatz auffinden, mit dem wir jetzt ſchon zufrieden geweſen wären.

Weiter nach Oſten bis zu Mitre Rock erging es uns nicht beſſer. Der Mitrafelſen gehört zu den wenigen nicht zu verkennenden Punkten an der ganzen Nordoſtküſte von Neu-Guinea und bildet in der That eine der beſten Landmarken an derſelben. Ungefähr eine Seemeile von der Küſte, dem Kap Ward Hunt, iſolirt aus dem Meere aufſteigend, erhebt ſich eine etwa 40 Fuß hohe, oben abgeſtumpfte Felsſäule, aus hellfarbigem Geſtein mit dunklerer Schattirung, die am Fuße durch die Brandung ausgewaſchen, auf dem Scheitel mit grünem Buſchwerk verſehen weithin ſichtbar iſt, die einzige von der Natur errichtete Bake an dieſer ganzen Küſte. Die Wichtigkeit des Mitrafelſens wurde mir ſchon damals klar und hat ſeither ihre volle Würdigung gefunden, indem derſelbe als Grenzmarke zwiſchen dem engliſchen und deutſchen Schutzgebiet von den beiderſeitigen Mächten Anerkennung fand. Die beigegebene Skizze, übrigens bei einer anderen Gelegenheit von Süd aus aufgenommen, veranſchaulicht daher einen wichtigen Grenzpfeiler des Deutſchen Reichs, von dem vielleicht die meiſten Leſer der „Gartenlaube“ noch nicht gehört haben dürften. Mit dem Mitrafelſen, faſt genau auf dem 8. ° ſüdlicher Breite, wandten wir unſern Bug wieder weſtwärts, hart längs der Küſte von Verräther- und Herkules-Bai. Erſtere erhielt ihren Namen von Moresby deßhalb, weil er hier genöthigt war, auf die kampfesmuthigen Eingeborenen zu ſchießen. Wir wurden von ihnen nicht beläſtigt und ſahen trotz wiederholten Beſuches jenes Gebietes keine andere Spur von ihnen als die Reſte zweier verlaſſenen Strandſiedelungen. Sie beſtanden aus elenden, an 10 bis 30 Fuß langen, kaum mannshohen Dächern von Blättern der Nipapalme, aber vergebens ſuchten wir nach den Bewohnern, nicht einmal Fußſpuren waren zu bemerken. Und doch gedenkt Moresby zehn Jahre früher zahlreicher Dörfer an jener Küſte und benannte unter anderen eine Huk „Warſong-Point“ (Kriegsgeſangſpitze), weil hier die ganze Nacht über die wilden Geſänge der Eingeborenen vom Ufer herüberſchallten. Jetzt war es ſtill hier; ganz Herkules-Bai wie die Natur ſelbſt ſchienen ausgeſtorben; einzelne Fregattvögel und Seeſchwalben waren Alles, was wir erblickten.

Ahnenfiguren, Grab und Haus in Sſuam (Finſch-Hafen).

Die Ufer von Herkules-Bai ſind niedriger Sandſtrand, zumeiſt von einem dichten Gürtel zum Theil verkümmerter Caſuarinen begrenzt, ein Baum, der durch ſeine dunkle Färbung und in ſeinem Habitus am meiſten an unſere Nadelhölzer, zumal die Lärche, erinnert und den wir bisher nicht geſehen hatten. Das Vorkommen dieſes Baumes läßt meiſt auf ſumpfiges oder mindeſtens waſſerreiches Land ſchließen, und in der That münden an dieſer Küſte mehrere Flüſſe, von denen einige erſt durch die „Samoa“ entdeckt wurden. Unter dieſen dürfte ein ziemlich anſehnlicher Fluß in Verräther-Bai, den ich Spree benannte, vielleicht einen brauchbaren Weg, wenigſtens für Forſchungs-Expeditionen ins Innere, abgeben. Im Uebrigen ſind dieſe Flüſſe, durch Barren verſperrt, ſelbſt für Boote unzugänglich. Offenbar ziehen ſich dieſelben im öſtlichen Theile von Herkules-Bai und in Verräther-Bai durch ausgedehntes Flachland mit fruchtbarem Boden.

Von den Luard-Inſeln, in welchen von uns der Adolf-Hafen entdeckt wurde, zieht ſich bis faſt nach Parſee-Point, eine Strecke von cirka 60 Seemeilen, eine Reihe kleiner, dichtbewaldeter Felseninſeln parallel mit der Küſte hin, deren Aufzählung hier überflüſſig erſcheint. Die Küſte ſelbſt wird von einer etwa 2000 Fuß hohen Bergkette, dem Kupergebirge, gebildet, das meiſt ſteil zum Meere abfällt und wie faſt alle Gebirge Neu-Guineas dicht mit Wald bedeckt iſt. Dieſe Wälder ermüden durch ihr eintöniges dunkles Grün, machen übrigens von Weitem ganz den Eindruck von Wäldern bei uns, indem die Laubbäume an unſere Linden oder Buchen erinnern. Weiter nach Weſten, in der Tiefe von Huon-Golf, werden die Gebirge höher, aber es breitet ſich ein ausgedehnteres Vorland aus, das an manchen Stellen tiefer ins Land einſchneidend, faſt eine Ebene bildet, die jedoch mit dichtem Urwalde bedeckt iſt. An den Bergen zeigen ſich „Kulturflecke“, wie ich jene weithin ſichtbaren braunen oder grünen Flecke nennen möchte, welche ſich dem Auge des Kundigen als Plantagen der Eingeborenen zu erkennen geben.

Von Letzteren hatten wir, außer wenigen Segelkanus bei Saddle-Island, die uns vergeblich einzuholen verſuchten, nichts wahrgenommen und trafen erſt bei Parii-Huk (Parſee-Point) wieder mit ſolchen und zwar in größerer Anzahl zuſammen. So benannte Moresby eine vorſpringende Landzunge mit dichtbewaldeter

Digitized by Google

Hügelkette, unter etwa 7° ſüdlicher Breite, und zwar deßhalb, weil die Eingeborenen ſich durch hohe kegelförmige Mützen auszeichnen, die in der That ſehr an die Kopfbedeckungen der Parſen erinnern. Dieſe eigenthümlichen Mützen ſind aus zum Theil rothgefärbter Tapa verfertigt, die in verſchiedener Weiſe turbanartig um den Kopf gewunden wird; wir hatten dieſe Tracht übrigens ſchon beim Feſtungskap geſehen. — Am auffallendſten war aber der natürliche Hauptſchmuck der Eingeborenen. Eine ſolche Fülle von Haar hatte ich bei Papuas vorher nie geſehen und gebe deßhalb die hervorragendſte dieſer ſonderbaren Geſtalten im Bilde (S. 192) wieder. Bei dieſem freundlich ausſehenden Manne hing das Haar in dicht verfilzten Strähnen, wie ungezupftes Roßhaar, zu beiden Seiten des Scheitels bis zur Bruſtmitte herab. Eine Probe dieſes Haares mußte ich ſelbſtredend beſitzen und machte dies dem Beſitzer durch Zeichen verſtändlich. Ich wollte ihm eben eine Schere reichen, aber er kam mir zuvor: ein Schnitt mit dem Steinbeil, und ich hatte das theure Andenken!

Scheinangriff Eingeborener von Finſch-Hafen.

Leider bot der von uns zuletzt befahrene Küſtenſtrich keinen einigermaßen geſicherten Ankerplatz. Und wir ſehnten uns ſo lebhaft nach einem Plätzchen, wo wir wenigſtens eine Nacht ruhig liegen konnten, und nach welchem wir ſchon ſeit zehn Tagen vergeblich ſuchten! Wie bei unſeren bisherigen Küſtenfahrten fingen wir bei Anbruch des Tages an dem Punkte an, wo wir den Abend zuvor aufgehört hatten, und ließen deßhalb das Schiff in der Nacht von der Küſte abhaltend treiben. Es gehörte nun zu den beſonderen nicht eben angenehmen Eigenſchaften der kleinen „Samoa", daß ſie nicht ſtill liegen konnte, ſie war ein lebhaftes, nervöſes Ding. Selbſt die geringſte Dünung brachte ſie in Aufregung und machte ſie ſchlingern, zuviel ſelbſt für einen Seemann. Ich gehöre zwar zu den ſeefeſten Menſchen, aber die „Samoa" machte es oft zu arg, namentlich in der Nacht, wenn Dampf abgelaſſen und die Schraube außer Thätigkeit war. Nach dieſem zehntägigen Schaukelwalzer war der Wunſch nach einer Nachtruhe ein berechtigter; aber der Menſch wird beſcheiden auf ſolchen Argonautenfahrten.

In dem Inſelwerk etwas Weſt von Kap Cretin hatten wir eine Oeffnung, wie der Seemann ſagt, ein „Loch", in der Küſte bemerkt, die uns der Unterſuchung werth erſchien, aber erſt nach vier Tagen gelang es uns, jene Stelle wieder zu erreichen, weil ſchlechtes Wetter und Strömungen uns ſo lange aufhielten.

Es war an einem Sonntage (23. November 1884), als ich mit dem Steuermann im großen Boot erwartungsvoll in die bewußte Bucht hineinruderte, welche ſich zu unſerer Freude als ein brauchbarer Hafen erwies, der ſpäter von der „Hyäne" aufgenommen und von Kapitän Schering Finſch Hafen benannt wurde.

Derſelbe, unter 6° 33,5 ſüdlicher Breite, beſteht aus einem geräumigen Außenbaſſin, das mit Ausnahme von heftigen Nordweſtwinden auch für große Schiffe Schutz bietet, und einem ſich anſchließenden Innenhafen, der für Schiffe von 9 Fuß Tiefgang bei jedem Wind geſichert iſt. Da die nächſten Häfen, zu Oſt: Adolph Hafen, 70 Seemeilen, zu Weſt: Friedrich Wilhelms-Hafen, 150 Seemeilen entfernt ſind, ſo war die Entdeckung dieſes Hafens ohne Zweifel ein glückliches Ereigniß.

Die Umgebung von Finſch-Hafen iſt, wie erwähnt, eine ſehr liebliche: ſanft anſteigende Berge mit vielem freien Lande von parkartigem Charakter und gutem Boden, wie uns die Plantagen der Eingeborenen zeigten.

Die Letzteren waren uns ſchon in ihren großen Segelkanus außerhalb des Hafens entgegen gekommen, um Tauſchhandel zu treiben, drückten ſich aber ſchleunigſt, als wir ihnen im Boote folgten. Das im Dickicht verſteckte Dorf Moru auf der gleichnamigen Halbinſel, welche unſer Hauptbild darſtellt, war daher verlaſſen, als ich dort landete. Paniſcher Schreck ſchien die Leute vertrieben zu haben. Hier ſtand noch ein Topf mit Eſſen auf dem Feuer, dort hatte Einer Steinbeile und anderes Geräth liegen gelaſſen, ja ſelbſt die Lieblinge der Damen, zahme Schweinchen, waren in der Eile vergeſſen worden. Sie quiekten uns verwundert an, geſtatteten aber, daß ich ſie mit bunten Bändern ſchmückte, wie ich an verſchiedenen Stellen Kleinigkeiten niederlegte, um die Eingeborenen von unſeren friedlichen Abſichten zu überzeugen. Der Erfolg blieb nicht aus: bald waren wir ein Herz und eine Seele; ob dies aber immer ſo bleiben wird, iſt freilich eine andere Frage. Zunächſt brachte ſchon die Ankunft der „Hyäne" neue Aufregung hervor.

Die Zeit war herangekommen, wo wir die Kriegsſchiffe von Friedrich Wilhelms-Hafen erwarten durften. Auf einer Exkurſion in den Bergen machten mich die Eingeborenen auf einen kleinen dunklen Punkt in See fern im Weſt aufmerkſam, ein Blick mit dem Glaſe überzeugte mich, daß es ein Dampfer, eins der Kriegsſchiffe ſei. Selbſtredend dampften wir ihm ſofort entgegen. Es war die „Hyäne", deren Kommandant Kapitän-Lieutenant Langemack ſich nicht wenig freute, einen Ankerplatz zu finden, nach welchem auch er ſich vergeblich längs der Küſte umgeſehen hatte. Die „Eliſabeth" war nach Matupi zurückgekehrt, nachdem ſie in Friedrich Wilhelms-Hafen die Reichsflagge gehißt hatte. Die gleiche Feierlichkeit wurde nun von der „Hyäne" in Finſch-Hafen vorgenommen, wozu ich die Eingeborenen eingeladen hatte. Erregten die vielen Uniformirten auch einige Furcht bei ihnen, ſo ging doch Alles gut, bis das Kommando gegeben wurde, die Seitengewehre aufzupflanzen; wie mit einem Schlage waren die braunen Geſtalten im Dickicht verſchwunden, und nur mit vieler Mühe gelang es mir, einige beherzte Burſchen wieder heranzuholen.

Uebrigens herrſchte bald das beſte Einvernehmen, und die Eingeborenen hatten wohl noch nie eine ſo ereignißvolle Zeit durchlebt. Mehr als Kanonen, Horngeſchmetter und dergleichen nie geſehene und gehörte Dinge überraſchte ſie die Wirkung eiſerner Geräthſchaften. Die „Hyäne" hatte nämlich keine Kohlen mehr und mußte ſo viel Holz fällen, um bis Matupi dampfen zu können. Fleißige Hände arbeiteten daher mit Axt und Säge, und jeder Waldrieſe, der mit gewaltigem Geräuſch herunterpraſſelte, erregte die Bewunderung der Eingeborenen aufs Neue. In der That muß bei Anſicht ſolcher Werkzeuge und ihrer Wirkſamkeit das Erſtaunen von Menſchen, die nur das Steinbeil kennen, ein

Häuptling mit Tapamütze von Finſch-Hafen.

ungeheures sein. Die braven Finsch-Hafener wußten übrigens das Letztere sehr geschickt zu handhaben. Dafür sprechen nicht allein ihre vorzüglichen an 60 Fuß langen Seekanus, sondern auch namentlich ihre Häuser. Sie waren wie das auf meiner Abbildung (S. 193) meist nur aus Brettern gebaut, aber es gab auch stattliche Häuser mit einem Stockwerk, deren Seitenwände aus Mattenwerk bestanden. So namentlich in Sfuam, dem größten Dorfe in der Umgebung des Hafens, das wir erst später entdeckten, da es, wie alle diese Siedelungen, hinter dem Uferwaldgürtel versteckt liegt.

In diesem Dorfe befindet sich ein höchst merkwürdiges und interessantes Denkmal von Holzbildnerei aus der Steinperiode, wie es meine Skizze (S. 193) zeigt. Auf einem freien Platze stehen zwei an sieben Fuß hohe menschliche Figuren, je einen Papua im vollen Schmucke darstellend, dessen Rückenseite ein sehr kennbar wiedergegebenes Krokodil deckt. Diese Arbeit ist um so bewundernswerther, als die Figuren aus den noch mit den Wurzeln in der Erde befindlichen Stämmen ausgehauen sind, ein Fall, der mir bisher nirgends in Melanesien vorgekommen war. Die Figuren wurden „Abumtau Gabiang" genannt und sind wohl keine Götzenbilder, sondern zum Andenken irgend eines berühmten Vorfahren errichtet. Neben den Bildsäulen befand sich ein Grab, ein Rahmen aus vier Balken, der mit weißem Sande ausgefüllt war. Die pietätvolle Bestattungsweise zeigte sich in noch erhöhtem Maße in Gräbern, die Miniaturhäuser darstellten, mit Einfassung von Steinen umgeben, in welcher bunte Blattpflanzen gepflanzt waren.

Die Eingeborenen von Finsch-Hafen unterscheiden sich in keiner Weise von den bisher gesehenen. Auffallend waren hohe kegelförmige Mützen aus Tapa gewisser älterer Herren, wie der auf S. 194 dargestellte, die, im Verein mit dem häufig sehr prononcirten jüdischen Typus, der Gesammterscheinung in der That einen assyrischen Ausdruck verliehen. Von Waffen hatte man schwache Bogen aus Palmholz mit einer Sehne aus gespaltenem Rottang, breite, flache Holzkeulen, hübsche Wurfspeere und Schilde, wie ich sie bisher nirgends gefunden. Sie bestehen aus einem an fünf Fuß langen, schmalen konkaven Stück Holz mit bunter Bemalung, das einen Mann wohl zu decken vermag. Wir ließen uns friedlich ihre Anwendung zeigen, wovon die beigegebene Abbildung ein lebensvolles Bild giebt.

Ob diese Schilde wohl lange in so friedlicher Weise gezeigt werden? Wer weiß es? Denn bald wird Finsch-Hafen ein anderes Bild zeigen und ist wahrscheinlich schon jetzt nicht mehr die Idylle wie auf unserm Hauptbilde. Schon hat das erste Segelschiff Finsch-Hafen nach glücklicher Fahrt erreicht; Vorräthe, Materialien, Pferde, weiße Menschen sind gelandet worden, weitere Schiffe mit fertigen Holzhäusern unterwegs. Ein regelmäßiger Dampferdienst mit Australien (Cooktown) ist eingerichtet, und bald wird, mit Hilfe malayischer Arbeiter, die erste deutsche Niederlassung in Kaiser Wilhelms-Land, wie der deutsche Theil Neu-Guineas jetzt heißt, erstehen. Finsch-Hafen ist als Centralstation der deutschen Neu-Guinea-Kompagnie ausersehen, und jeder wird mit mir diesem bescheidenen Anfange gewiß das beste Gedeihen, die glücklichste Entwickelung wünschen.

Die Andere.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten

Von **W. Heimburg.**

(Fortsetzung.)

Es war eine furchtbare Schwüle, die ich empfand der jungen Frau gegenüber; als sei ein Gewitter in der Luft und müsse im nächsten Moment losbrechen und vernichtend auf ihr Haupt fallen. Sie selbst ruhte in den Sessel zurückgelehnt und sprach nicht; aber ich sah, wie Röthe und Blässe wechselten auf dem schönen Gesicht. In welchen Träumen wiegte sie sich nur? „Ich will an Otto schreiben," sagte sie endlich, „nur ein paar Worte. Begleitest Du mich hinauf?"

„Ich komme nach, Lotte."

Sie ging, und ich folgte ihr mit den Augen, bis sie in der Glasthür des Schlosses verschwunden war. Was sollte aus diesem leidenschaftlichen Geschöpf werden, wenn man ihr sagen würde: „Geh, Du bist nicht hochgeboren genug, um die Frau des künftigen Thronerben zu sein!" — Ich konnte es nicht ausdenken, ich sprang empor und begann durch die Gartenwege zu wandern, vorüber an den leuchtend bunten Teppichbeeten, dem plätschernden Springbrunnen und den weißen Marmorstatuen, die aus dem Dunkel der Bosketts schimmerten. — Aber war denn schon Alles verloren? Wenn nun der Prinz sie mehr liebte als Thron und Fürstenhut? Ist nicht die Ehe heilig? Wie wollten Menschenhände daran rütteln, wenn sie Beide einig waren, nicht von einander zu lassen in alle Ewigkeit?

Da kam, als sollte ich eine Antwort auf meine Fragen erhalten, Anita herüber.

„O, es ist schlimm für die Gräfin, Fräulein von Werthern," sagte sie im Vorbeigehen.

Ich wandte mich auf einem anderen Wege dem Schlosse zu und fand Lotte in ihrem Zimmer vor dem wunderlichen Schreibtisch, dessen Füße vergoldete Löwenkrallen bildeten und der eine Uhr trug, auf welcher eine große goldene Sphinx lag mit fast unheimlichem Blick, deren schwarzer Marmorsockel eine französische Inschrift trug: ‚Was die Zukunft birgt im dunklen Schoß, ist ein Räthsel, unlösbar für den Augenblick, doch die Zeit wird es enthüllen!'

Vor ihr lag ein fertiges kouvertirtes Schreiben.

„Lies Du die Adresse," bat sie, es mir reichend, „ich bin so konfus heute. Ist Alles richtig?"

„Es ist in Ordnung, Lotte."

Sie dankte und schritt zur Klingel. „Tone," sagte sie, als der eintretende Diener den Brief in Empfang genommen hatte, „da muß noch eine Kunstgeschichte von Rom zwischen unseren Büchern sein, schicke sie mir herüber, ich will Vorstudien machen."

„Gern, Lotte! Ich möchte nun auch hinübergehen, oder willst Du, daß ich bleibe?"

„Nein, nein, Tone, ich werde lesen." Und sie nahm ein kleines Elfenbeinkästchen und setzte sich wieder an den Schreibtisch, und im Gehen sah ich, daß sie Briefe herausnahm, seine Briefe. Ob sie doch wohl ahnte und sich Trost und Muth aus ihnen holen wollte?

Just vor dem Schloßportal traf ich Frau Roden; sie kam aus der Stadt zurück mit freuderothem Gesicht und drückte mir die Hand. „Gottlob!" sagte sie.

„Wissen Sie schon? Ein todter Prinz!" fragte ich.

Sie nickte, und ihre Miene wurde ernst; aber sie erwiderte nichts darauf.

Und am folgenden Abend, als ganz Deutschland in einem Jubeltaumel war, als alle Glocken läuteten und von Berg zu Berg die Freudenflammen aufsprühten; als die Nachricht von Mund zu Mund flog: „Napoleon gefangen! Napoleon hat seinen Degen dem König von Preußen übergeben!" als die Luft erfüllt war von Musik und begeisterten Hochrufen, da rollte vor das Schloß ein eleganter Wagen, und ich sah in der leichten Dämmerung, die schon durch das Geäst der Kastanien webte, wie ein Herr behende ausstieg und in dem Portale verschwand. Sollte es Prinz Otto sein? fragte ich mich.

Ich saß am Fenster meines Stübchens, und vor mir auf dem Nähtisch lag ein Brief an meinen Vormund, die Bitte enthaltend, mir in einem Berliner Hospitale eine Stelle als Pflegerin zu verschaffen. Frau Roden ahnte davon nichts, das wußte ich; und ich, ich konnte nicht anders. Es war kein verzweifelter Sprung von der Brücke, wie Lotte sagte, aber ich fühlte mich nicht stark genug, die alten bittern Herzenskämpfe von Neuem zu bestehen.

Kein Laut im ganzen Hause. Mägde und Knechte, alle waren sie draußen, um die Freudenfeuer schüren zu helfen und Vorbereitungen zur Illumination zu treffen. Die große gewaltige Siegesnachricht überflammte die Trauer des Fürstenhauses. Es war eine hohe, eine heilige Begeisterung, und ihre Strahlen drangen in das ärmste Hüttchen, in der des Lebens Noth die Herzen mählich stumpf gemacht hatte. Mit freudeverklärten

Gesichtern standen die Leute vor den Hausthüren und selbst dem kleinsten Kinde auf dem Arm wurde erzählt: „Napoleon ist gefangen, seine Armee hat die Waffen gestreckt!“ Und das älteste Mütterchen nickte mit dem Kopfe und dachte an längst verflossene bange Kriegsjahre.

Napoleon gefangen! Herr Gott, Du bist gerecht!

Und da kamen durch des Hauses Stille Töne zu mir herauf, schwach und zitternd und so vergangen, wie die Klänge des ehrwürdigen tafelförmigen Instrumentes, die sie begleiteten —. Eine alte Frauenstimme sang: „Nun danket alle Gott!“

Da lief ich die Treppe hinunter, stellte mich hinter den Stuhl der Frau Amtsräthin und fiel ein mit meinem jungen frischen Sopran: „Der große Wunder thut an uns und allen Enden!“

Wie das klang, und wie ich das Bild über dem Klavier nur noch durch Thränen sehen konnte, das ernste hübsche Männergesicht —; und wie es mir auf einmal wieder so unmöglich dünkte, fortzugehen aus diesem Frieden!

„Ja, viel edler Frieden in Land und Haus und Herzen, mein Tonchen,“ sprach die alte Dame leise und drückte meine Hand. „Und nun kommen Sie mit in den Keller; heute Abend sollen die Leute jeder sein Glas Wein haben; da liegt noch ein Fäßchen rother Elsässer, den mögen sie austrinken; Jürgen soll ihn heraufbringen. Und dann können wir die Lichter anzünden; ich glaube, im Kaufladen an der Ecke brennen sie schon.“

Aber die alte Frau mußte allein in den Keller steigen, denn Lotte ließ mich plötzlich rufen. Als ich eilig zu ihr in das erleuchtete gelbe Gemach trat, war das Gewitter schon emporgezogen und stand gerade über dem Haupte der todtblassen Frau, die mir, scheinbar so ruhig, entgegentrat. — Daß es so rasch kam, wer hätte das gedacht!

„Kammerherr von Oerzen,“ sagte Lotte vorstellend; und aus einem der Sessel, die sich um den runden Tisch inmitten des Zimmers gruppirten, erhob sich ein schlanker Mann von vielleicht fünfundfünfzig Jahren, in schwarzem Anzug, den Trauerflor um den Arm, den glänzenden Hut in der Hand, und verbeugte sich formell. Er ließ ein verlegenes Hüsteln vernehmen, sah mich mit seinen blaßblauen Augen neugierig forschend an und nahm erst wieder Platz, als Lotte in ihren Stuhl zurücksank und ich mich neben sie gesetzt hatte.

Es war unheimlich still im Zimmer, nur durch die geöffneten Fenster drang ferne Musik, Jauchzen und Schreien.

„Siegesjubel!“ begann der Kammerherr endlich, indem er sich zu mir wandte. „Die glänzende Außenseite! Und wie traurig in der Einzelwirkung ist doch der Krieg, wie manches blühende Leben, wie manche schöne Hoffnung wird zerstört! Da giebt es für den Einzelnen, von dem ein schweres Opfer gefordert wird, nur den Trost: Es ist für das allgemeine Wohl.“

Er sah zu Lotte hinüber, um deren blasse Lippen es zuckte, wie in bitterem Hohn. Sie erwiderte kein Wort.

„Gnädige Gräfin werden das sicher voll und ganz verstehen?“ fragte er, sich lächelnd verbeugend, wobei seine Augen durchdringend an ihrem unbeweglichen Antlitz hingen.

„Nein,“ erwiderte Lotte, „ich verstehe es *nicht* und will es nicht verstehen, Herr von Oerzen! Haben Sie die Güte, dem Herzog zu sagen, daß Sie leider mit einer Frau zu verhandeln das Unglück hatten, die so schwer von Begriffen ist, daß sie das Wohl des Ganzen nicht zu erfassen vermag; daß sie aber eine Frau ist — eine Frau, die ihren Mann unsagbar liebt und schon deßhalb gar keinen Platz mehr in ihrem Herzen übrig hat für die ‚andern Interessen‘. Sagen Sie dem Herzog, daß diese Frau von Politik keine Ahnung besitzt, aber daß sie verstände, *treu* zu sein und ihr Wort zu halten.“

Lotte hatte mit mühsam beherrschter Stimme gesprochen. Sie stand auf bei den letzten Worten, neigte vornehm ihren schönen Kopf gegen den verblüfften Kavalier, und im nächsten Augenblick fielen die gelben Seidengardinen hinter ihrer schlanken schwarzen Gestalt zusammen.

Ja, nun wußte ich es, — es war soweit —. Ich wollte ihr nach, aber der Kammerherr hielt mich wie verzweifelnd zurück.

„Gnädiges Fräulein,“ sagte er ernst, „es ist ein furchtbar peinlicher, ein sehr delikater Auftrag, mit dem ich vor die Gräfin getreten bin. Helfen Sie mir, stehen Sie mir bei! Es ist eine Angelegenheit der kältesten Vernunft, der Politik; und ich begreife, daß sie in einen Liebesfrühling fallen muß wie ein vernichtender Frost. Aber es giebt so eiserne Nothwendigkeiten, so unabweisbaren Zwang, daß — daß —“

Er hielt inne und wischte sich die Tropfen von der Stirn.

„Ich weiß, was Sie meinen, Herr von Oerzen —. Jeder Mensch ahnte, was kommen würde nach dem Tode des Thronerben und der Geburt des todten Prinzen, nur meine Schwester nicht, meine arme Lotte.“

„Gnädiges Fräulein — die Tradition, die Sitte ist unerbittlich, eisern —; aber sie muß es sein —.“

„O, ich verstehe Sie völlig,“ erwiderte ich, und die Stimme zitterte mir. „Sie sagten es ja vorhin deutlich genug: ‚Der Einzelne muß zurückstehen vor dem Ganzen‘. Es klingt wundervoll und mag auch sehr edel sein, aber — —“

„Aber Sie haben die Antwort der Gräfin gehört,“ unterbrach er mich hastig. „Ich kann, ich darf sie dem Herzog nicht überbringen; ich muß mindestens mit einem *Schein* von Nachgiebigkeit zurückkehren.“

„Sie kennen meine Schwester nicht!“

„Mein Gott, gnädiges Fräulein, die Gräfin ist eine so außerordentlich feinfühlende kluge Dame, — sollte sie nicht einsehen, daß der Prinz Otto eben nicht mehr seinen Neigungen leben *kann*, daß er ernste Pflichten zu erfüllen hat?“

„Sie liebt ihren Gatten,“ stammelte ich, und die Thränen kamen mir in die Augen.

„Ich beschwöre Sie, gnädiges Fräulein, schaffen Sie mir noch eine Viertelstunde Gehör bei der Gräfin.“

„Ich will es versuchen,“ antwortete ich und schritt mit Herzklopfen in das nächste Gemach. Sie war nicht hier, aber aus dem folgenden Zimmer drang ein Stöhnen in mein Ohr; ich eilte hinüber und stand gleich darauf in der Schlafstube. Die Ampel an der Decke verbreitete rosiges Licht in dem traulichen Raume und entlockte der Fürstenkrone über dem blau verhangenen Bette, welche die schweren seidenen Falten am Plafond zusammenhielt, ein mattes Blinken. Unhörbar schritt der Fuß über den blauen rosenbestreuten Teppich, und ich kniete nieder neben Lotte, die wie ein Marmorbild in einem Fauteuil saß, der Lampe den Rücken zugewandt, die starren Augen auf das lebensgroße Oelbild des Prinzen gerichtet, die Hände fest in einander geschlungen. Sie bemerkte mich erst, als ich sie leise berührte.

„Lotte, meine gute Lotte!“ sagte ich weich.

„Was willst Du?“ fuhr sie empor.

„Ich glaubte, Du weintest, Lotte.“

„Ich? Nein — warum? Weil der Herzog mir diese Vogelscheuche geschickt hat? Nein! Empört bin ich — aber Otto wird mich zu rächen wissen! — Weißt Du, warum er kam, Tone?“ fuhr sie aufgeregt fort. „Ich sollte mich hinsetzen und ihm schreiben: da er nun den zweifelhaften Vorzug habe, Erbprinz von X. X. zu sein, so wollte ich seinem Glück nicht im Wege stehen und gebe ihm die Freiheit — die Freiheit, sich irgend eine Prinzessin zu wählen, denn eine solche muß es ja sein. Ich, Tone, *ich* sollte das schreiben — mit dieser Hand, mit der ich jeden Tag versichert habe, daß ich ihn in alle Ewigkeit lieben werde! Ich soll ihn fortweisen und habe ihn kaum besessen! Eine angemessene Rente haben sie mir anbieten lassen, und die unbegrenzte hochfürstliche Dankbarkeit noch als Zugabe — Mein Gott!“

Sie schwieg, und ihre kleine Hand, an welcher der Trauring funkelte, griff in das Haar und krallte sich dort fest. „Niemals!“ wiederholte sie, „niemals! Ich lasse mich nicht schieben!“

„Lotte,“ bat ich, „Herr von Oerzen will Dich nur noch einmal auf einen Augenblick sprechen.“

„Nein!“ rief sie und sprang empor. „Nein! — Sage Du ihm, Prinz Otto's Sache wäre es, die unbequeme Frau zu verstoßen, und keinem andern Spruche fügte ich mich, niemals! Und er,“ sie sank wieder zurück in den Sessel und fügte wie beruhigt hinzu — „er liebt mich! Bestelle ihm, das wäre mein letztes Wort.“

„Die Frau Herzogin wünscht, ihr das Bitterste zu ersparen,“ lispelte der Kammerherr schier fassungslos ob meiner Antwort, „ihm und ihr. Die Frau Herzogin sprachen heute früh noch zu mir darüber, daß es für die Gräfin unendlich viel angenehmer sei, sie gäbe ihm in edler Uneigennützigkeit die Freiheit zurück, als wenn der Prinz ihr sagen muß: ‚Mein liebes Kind, so und so — ich habe Dich heiß geliebt, aber die Verhältnisse —.‘ Sie verstehen, Fräulein von Werthern?“

St. Antonius
Mathias Schmid

Der Schutzpatron.
Nach dem Oelgemälde von Mathias Schmid.

Digitized by Google

„Verzeihen Sie, Herr von Oerzen," fragte ich zitternd, „und wenn Prinz Otto das nicht sagt, wenn er meine Schwester so liebt, daß er auf ihren Besitz nicht verzichtet, dann?"

Er wurde verlegen, tödlich verlegen; er stotterte von „Schönheit — geistigen Vorzügen der Gräfin — ewiger Zuneigung — unbarmherzigem Geschick — Pflichtgefühl — fürstlichem Geschlecht, das nur noch auf zwei Augen stehe —"

„Es war eine thörichte Frage," sagte ich bitter, „Pardon!"

Er starrte auf die Thränen, die aus meinen Augen flossen, und — er war ja auch nur ein Mensch. „Fräulein von Werthern," begann er warm und nahm meine Hand, „Sie kennen Prinz Otto nicht; aber, wäre er auch ein Anderer, der Ernsteste, Beste, Ehrlichste; hätte er auch die Ueberzeugung, daß er und sie auf ewig unglücklich seien, der Eine dort, der Andere hier — er könnte doch nicht anders —. Es giebt Pflichten, denen sich der Mensch, der Fürst nicht entziehen darf; die Zeiten der Philippine Welser und des alten Dessauer sind vorüber. Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein, helfen Sie mir in diesem Sinne und nehmen Sie zu gleicher Zeit die Versicherung, daß mir nie ein Weg schwerer ward als der, der mich heute in dieses Zimmer führte."

Er drückte mir die Hand, verbeugte sich und war im nächsten Augenblick gegangen.

Ich eilte wieder hinüber in das Schlafzimmer zu Lotte, aber da fand ich die weißen Schiebethüren hinter dem Vorhange geschlossen, und als ich pochte, erhielt ich keine Antwort. „Lotte!" rief ich in meiner Herzensangst, „nur noch ein Wort, liebe Lotte!"

Kein Laut, kein Ton antwortete.

Rathlos wandte ich mich, da stand Anita vor mir. „Herr von Oerzen läßt Sie bitten, die Gräfin doch möglichst zur Unterschrift des Einliegenden zu bewegen," sagte sie und hielt mir ein Päckchen Papiere, in einem Kouvert verschlossen, entgegen.

Ich nahm es wie mechanisch und schritt zurück in das gelbe Zimmer; Anita folgte mir und machte sich allerhand zu schaffen, während ich von tiefem Schmerz ergriffen am Tische stand.

„Fräulein von Werthern," begann da Anita in ihrem eigenthümlich accentuirten Deutsch, „der Herzog meint es gut mit der Gräfin — er — er — wenn die Gräfin glaubt, daß —" Ich sah sie groß an, und sie verstummte einen Moment. „O Fräulein von Werthern, Sie mochten mich nie leiden," fuhr sie fort, „Sie gingen immer so stolz an mir vorüber, und wenn Sie mich ansahen, war es, als wollten Sie sagen: ‚Ich wittere, daß hier nicht Alles in Ordnung ist.' — Wie es gekommen, daß ich hier in diesem Schlosse bin, daß mich die Menschen mit solchen Blicken betrachten dürfen, das ist eine lange traurige Geschichte; ich will sie Ihnen nicht erzählen, nur bitten will ich: möchte doch die Gräfin dem Vorschlage folgen, der ihr heute gemacht worden ist! Sie erspart sich viel Schmerz, denn er" — sie kam mir ganz nahe, „er ist Einer, von denen das deutsche Sprichwort sagt: ‚Er geht über die Leiche seines Bruders!'"

Ich starrte sie an. Was konnte sie von dem Vorschlage wissen?

Da nahm sie ein silbernes Theebrettchen, auf welchem ein halb ausgetrunkenes Glas Selterswasser stand, und im Hinausgehen bog sie das Gesicht über die Schulter zurück und lachend rief sie: „Ich weiß es aus eigenster Erfahrung, wie man derartige Sachen hier zu arrangiren versteht!"

Das klang so furchtbar frivol; aber in ihren großen dunklen Augen funkelten ein paar Thränen und standen in grellstem Widerspruch zu dieser Lustigkeit. Zum ersten Male kam das Mitleid über mich mit diesem Mädchen; mir graute in dem Schloß, in den üppigen Zimmern. O, hätte Lotte nie einen Fuß hierher gesetzt! Und da klang mir ihr altes Wort plötzlich hohnvoll in die Ohren: „Ich lasse mich nicht schieben!" — Ach Lotte, wie furchtbar rächt sich Alles im Leben!

Und die Lampe verbreitete ihren Schein so hell und traulich; die Uhr tickte; gleißend hob sich der goldene Leib der Sphinx von dem schwarzen Marmor ab, darauf sie ruhte. Wie hieß doch die Devise? „Was die Zukunft birgt im dunklen Schoße, ist ein Räthsel, unlösbar für den Augenblick, doch die Zeit wird es enthüllen."

Mir war sie nicht dunkel, die Zukunft. Ich sah Lotte hier hinausgehen aus dem Schlosse, und ich sah mich drüben aus dem traulichen Hause scheiden, und auf der Straße, die zum Thore hinausführt, treffen wir uns, Beide gehen wir — wohin? Ich weiß es nicht! Aber arm sind wir, so bettelarm an Glück und Stern —.

Am folgenden Tage bekam ich ein Billet von Lotte: „Begleitest Du mich heute Abend ins Koncert?"

Erschreckt sah ich Frau Roden an; wir hatten seit gestern nur von Lotte und immer wieder von Lotte, von ihrer Seelenqual und großen Betrübniß gesprochen. — Es war eine fremde Sängerin im Ort und der Ertrag des Koncertes für Verwundete, für Wittwen und Waisen bestimmt.

„Gehen Sie mit, Tonchen; bei Manchen äußert sich der Schmerz so eigenthümlich," sagte die gute alte Dame, „bedenken Sie, in welcher Unruhe die Frau sein muß."

Ich sagte zu; und bald nachdem Lotte meine Antwort empfangen haben mußte, rasselte ihre Equipage durch die Straßen. Sie fuhr spazieren mit Diener und Kutscher und allem fürstlichen Zubehör. — Am Abend, als ich mich schweren Herzens entschloß, sie zu dem Koncert abzuholen, fand ich sie in schwarzem Krepp und Spitzen, mit Schleppe und Fächer, in der elegantesten Trauertoilette, die je die Welt erblickte. Und so schritt sie durch den schmalen Gang, den man zwischen den Stühlen des Publikums gelassen, so weit vor als möglich, gefolgt von Hunderten von Blicken und von dumpfem Gemurmel. Von Mund zu Munde ging es: „Die Gräfin Kaltensee!"

Ich saß neben ihr wie auf Kohlen; Lotte ohne eine Miene zu verziehen, scheinbar ganz in die Musik vertieft.

In der ersten Pause sagte sie: „Nun komm!" Und abermals passirten wir unter hundert Blicken den Saal.

„Gefiel es Dir nicht?" fragte ich sie in der Garderobe.

„Ich habe nicht zugehört —."

„Aber Lotte!"

„Ich wollte ihnen nur zeigen, daß ich noch nicht durch ein Vehmgericht beseitigt wurde," lachte sie. „Und," setzte sie hinzu, „daß ich auch keineswegs die Lust habe, so mir nichts dir nichts von der Bildfläche zu verschwinden." Und sie nahm meinen Arm und sprach, während wir durch die stillen Gassen schritten, von Rom, vom kommenden Winter, von allem Möglichen.

„Lotte," sagte ich an der Schloßecke, während der Diener voraneilte, die Thür zu öffnen, „das Kouvert — den Brief, ich legte ihn auf Deinen Schreibtisch, und einen Zettel daneben — hast Du es gefunden?"

„Ja wohl! Es ist bereits zu Asche verwandelt; es brannte so lustig wie nur je ein Papier, auf dem so perfides nichtsnutziges Zeug geschrieben stand. Gute Nacht, Tone."

„Hattest Du Nachricht von Prinz Otto?"

„Just so, wie alle Tage."

„Gute Nachrichten, Lotte?"

Sie lachte sorglos. „Was sonst? Schlaf wohl, Tone!" —

Und so ging es Tag für Tag. Mit lächelnder Miene fuhr Lotte spazieren, und vom Schloß herüber trug der Herbstwind verlorne Klänge ihres Klavierspieles in unsere Fenster. Auch zu Fuß zeigte sie sich in dem Theil des Schloßgartens, der dem Publikum zugängig war; und hier traf ich sie einmal, als ich aus der Stadt zurückkehrte. Erschreckt sah ich sie an, ihr Antlitz war so bleich, und unter den Augen auf den Wangen lag ein fremdartiges Roth; durch den kleinen Schleier flimmerte es so merkwürdig intensiv. „Um Gott, bist Du krank, Lotte?" fragte ich

„Nein," erwiderte sie, neben mir gehend.

„Du siehst so roth aus?"

„Bah! Soll ich mir von den guten Leuten hier nachjagen lassen, daß ich mich bleich und elend härme?"

Ich sah sie näher an. Wahrhaftig — Schminke! Es war mir so traurig, daß ich mich umwenden mußte, um sie nicht sehen zu lassen, wie mich dies erschütterte.

„Sage mir nur Eins, Lotte," bat ich, „weiß Prinz Otto von der Absicht seines Vaters?"

Sie zögerte einen Moment mit der Antwort. „Er muß den Brief bekommen haben, worin ich es ihm mittheilte, denn ich habe auf andere Fragen, die ich in demselben Schreiben that, Antwort erhalten. Das — hat er nicht erwähnt."

„Und was denkst Du davon, Lotte?"

„Daß er mich nicht aufregen will und dem Herzog seine Meinung nicht vorenthalten haben wird."

„Und willst Du abwarten?"

„Nein; ich habe ihm nochmals darüber geschrieben —."

Und wieder vergingen Tage. Ich meinte, Lotte werde immer blasser; und immer deutlicher trat die Schminke hervor. „Gewißheit!" bat ich den lieben Gott, „zu ihrem Besten!"

Umsonst. Es blieb Alles ruhig. Briefe, Geschenke, Blumen trafen täglich ein, und Lotte fuhr spazieren, — spielte Klavier und sang. Und eines Tages erklärte sie mir, sie habe an Fräulein von Reckenthien geschrieben und sich in Berlin bei ihr angemeldet; es sei nicht zum Ertragen langweilig hier. Mitte September wollte sie reisen; Anita sollte als eine Art Kammerfrau sie begleiten. (Fortsetzung folgt.)

Im Wachsfigurenkabinett von Grévin.

Was für Berlin Castan, das ist Grévin für Paris, nur daß dieser die gelehrte Bezeichnung „Panoptikum" durch die nicht minder anspruchsvolle „Museum" ersetzt hat.

Die kirchenschiffartig gebaute, goldbraun getönte Halle mit ihren graziösen Säulen, ihrem bunten Marmor und zahlreichen Spiegelflächen, in welcher das Grévin'sche Wachsfigurenkabinett sich befindet, ist verhältnißmäßig klein, aber keineswegs geschmacklos. In der Mitte allerlei Gruppen bekannter Künstler und Schriftsteller, der blonde Gounod am Flügel, Daudet, Zola, Rochefort ꝛc. Die Wandseite links ist Herrn Grévy und den gekrönten Häuptern eingeräumt, die Wandseite rechts berühmten Militärs und Staatsmännern.

Gleich vorn in einer Nische mit hübscher Perspektive auf ein Landhaus gewahren wir Bismarck und Moltke; daneben eine Chinesengruppe und schließlich Brisson auf der Rednerbühne, umgeben oder, richtiger gesagt, umlauscht von den bekanntesten Parlamentariern, wie Clémenceau, Wilson, Grévy's Schwiegersohne, Naquet, dem Vater des Ehescheidungsgesetzes, Ferry und Cassagnac.

„Armer Brisson! wenn die Ministerien so lange dauerten, wie diese Gruppe!" bemerkte lächelnd einer der Zuschauer, und sein Nachbar: „Sehen Sie nur Clémenceau an! er hebt schon die Hand auf, um Brisson herabzustürzen!" Aber seine Phantasie ergänzt da gutwillig die des Bildners, denn der kleine nervöse, schwarzäugige Clémenceau mit dem schwarzen Schnurrbart steht ausdruckslos da. Ueber die Porträtähnlichkeit kommt es bei all diesen historischen Persönlichkeiten nicht hinaus, und die französischen Wachsfigurenkünstler scheinen noch nicht so weit zu sein, daß sie denselben nun auch noch einen der Situation entsprechenden Ausdruck zu verleihen wüßten. Darum sollten sie für die Gruppenbilder nur Phantasiefiguren wählen, so beispielsweise die Helden des Zola'schen Romans „Germinal". Man sieht diese in der That im sogenannten Verbrecherkeller neben der im düsteren Kerker schriftstellernden Louise Michel, und zwar im Augenblick, da sie, im verschütteten Schacht, die von den Wassern angespülte Leiche des von Etienne Ermordeten schaudernd erblicken. Uebrigens fehlt es auch nicht an heiteren und sogar etwas frivolen Genrescenen hinter den Koulissen und im Boudoir der Tänzerin.

Louise Michel mit ihrem schwarzen Kater erregt besonderes Aufsehen. „Die bittere Louise mit ihrem Generalstab!" ruft ein Herr. „Sie dekretirt eine neue Plünderung der Bäckerläden!" höhnt die wohlbeleibte Dame an seinem Arme, die ihres Zeichens offenbar eine Bäckermeisterin ist. Ihr kleiner, vorlauter Junge entfesselt vollends die Lachlust des Sonntagspublikums, als er ungenirt das uralte Volkslied anstimmt: „C'est la mère Michel qui a perdu son chat!" Der Rhythmus desselben ist so urkomisch, daß der Pariser, der die Satire in gebundener Form über Alles liebt, beständig einen neuen, zeitgemäßen Text für diese drollige Melodie erfindet. Selbst die Königin von England und Napoleon I., bei denen die lustige Gesellschaft nun vorüberpilgert, bleiben nicht verschont; das Lied ist heute in Aller Munde, doch auf Deutsch schwer wiederzugeben. Einen Augenblick wird beim Fernsprecher Halt gemacht, um gleichsam auf Flügeln des Gesanges einen Brocken von dem Gesangsvortrage der berühmten Théresa im Alcazar zu erhaschen. Dann geht's wieder in die vorderen Räume des Museums zurück.

Vor dem alten Grévy im Frack und rother Schärpe, dem man die behagliche Freude über sein hübsches Präsidentengehalt anzusehen meint, stant sich die Menge.

„Stumm und zufrieden, wie im Elysée!" bemerkt ein neidischer Spotter, „ganz die Rolle, die er im Staate spielt. Nur daß er uns hier weniger kosten würde!"

Der Kaiser Wilhelm mit seinen beiden Flügeladjutanten ist immer von einem großen Kreise Neugieriger umgeben. Freilich muß es Einem gesagt werden, daß er es sein soll, denn hier hat der Künstler (?) dem nationalen Hasse eine arge Konzession gemacht. Eine fingertiefe, finstere Falte ist in die Stirn eingegraben und giebt dem Greise mit den trotzig aufgeworfenen Lippen einen so bösen Ausdruck, wie er unserem großherzigen, milden Kaiser wahrlich nicht eigen ist. Einer der Adjutanten, beiläufig bemerkt, in einer wahren Phantasie-Uniform, bringt ihm eine Meldung, die seinem Herrn offenbar unwillkommen ist. Zornig deutet dieser auf eine Karte, die neben russischen Broschüren auf dem Tischchen liegt. „Wie er finster aussieht! er plant schon wieder einen Feldzug! Es fehlt nur noch Napoleon!"

Noch dichter ist der Kreis um die Bismarck-Gruppe. Der wie ein Wüthérich Aussehende sitzt an einem Tische und weist ebenfalls auf eine Karte, während Moltke, neben ihm stehend, seine Auffassung darlegt.

„Er sucht nach einem neuen Vogesenloch! — nein, so hatte ich ihn nur doch nicht vorgestellt! welch ein Kopf!"

Und man blickt finster und wie beängstigt auf diesen bestgehaßten Mann, mit dem man die Kinder schreckt, als wäre es der schwarze Mann. Aber unser Bäckerjunge löst auch hier den Bann widerwilliger Bewunderung: „As-tu vu Bismarque, à la porte de Charenton, qui fumait sa pipe, au son du canon", singt er plötzlich nach der bekannten militärischen Fanfarenmelodie, just wie zu den Zeiten der Pariser Belagerung, und das leichtlebige Völkchen ist schnell getröstet. Frankreich ist ja nun durch dieses Spottlied gerächt.

Das Lied paßt in der That in so fern, als der in Civil dasitzende Bismarck eine große Pfeife in der Hand hält.

„Und der Andere! wer ist denn der? das ist wohl sein Diener?" fragt die Bäckersfrau. Man muß ihr diesen Irrthum verzeihen, denn Moltke steht demuthig in einem alten, von der Kampagne mitgenommenen Militärmantel neben dem eleganten Civilisten mit . . . der Tabakspfeife! Die ganze Situation ist in der That so unmöglich und alles so sehr darauf berechnet, die beiden großen Feinde in einer verächtlichen Maske zu zeigen, daß man sich auch nicht über die auf dem Tisch stehenden „Attribute der deutschen Nation", zwei mächtige Bierseidel, wundern darf. Moltke, der nie Bier trinkt und die Mäßigkeit selbst ist!

Eugen von Jagow.

Der Schutzpatron.

(Mit Illustration Seite 197.)

Draußen weht Frühlingsluft, daß der Schnee von den Bergen des Eisackthals schmilzt und am Waldsaume die Schlüsselblumen sprießen. Drinnen aber in der geräumigen Vorhalle des Pfarrhofs steht die schlanke Häuserin und denkt weder an den Frühling noch an die Waldblumen, sondern wirthschaftet mit emsigen Händen im Hausgeräthe umher. Denn es geht auf Ostern; da muß, wie alljährlich, der ganze Pfarrhof von unterst zu oberst geräumt, da muß gefegt und gewaschen werden, bis das letzte Spinngewebe aus den dämmernden Ecken, der letzte Flecken vom Metallbeschlage der Thüren und Kästen verschwunden ist, bis die Vorhänge wieder schneeweiß und die Fenster spiegelblank sind.

Harte Arbeit ist's; denn der Pfarrhof ist gut seine dreihundert Jahre alt und hat Winkel und Räume genug, die durchstöbert werden müssen. Dazu ist der hochwürdige Herr leider auch noch ein Liebhaber von Alterthümern und hat bei den Bauern und in alten Schlössern mancherlei Gerümpel zusammengekauft, damit es der Staub und die Spinnweben ja hübsch heimlich haben möchten.

Jetzt geht's an die Bilder. Alle sind sie heruntergewandert von den ungeheuren Eisennägeln, an welchen sie hingen. Tüchtige Nägel in die Wand — das ist auch eine Liebhaberei des hochwürdigen Herrn, und das kleinste seiner Bilder hängt an einem Eisenstifte, welcher würdig wäre, einem Ostindienfahrer die Planken anzuheften.

Hübsch braun und schwarz sind die Bilder geworden, seit sie nicht mehr von diesen Nägeln herunter gekommen sind, und so voll Spinnweb! Aber die blonde Burgel denkt sich: wartet nur, ich will euch schon weißwaschen! Es ist ein Glück, daß keine Aquarelle darunter sind; denen ergänge es schlimm. Solide alte Oelbilder können ein bischen Striegeln schon vertragen.

Ehe die fleißige Burgel zu striegeln anfängt, muß sie aber die Bilder alle aufmerksam betrachten. Sie kennt ja dieselben bis jetzt nur von Weitem, weil sie erst seit einem halben Jahre den Dienst im Pfarrhofe hat. Früher war sie an einem ganz anderen, viel unheiligeren, aber — ach — viel lustigeren Platze gewesen; als Kellnerin in einem der lebenswerthesten Posthäuser von ganz Tirol. Ihre alte Base, welche die Fürsorge über das Waisenkind ausübte, hatte sie aus jenem Posthause entfernt, weil's dort gar so lustig und so weltlich zuging: so viel Fremdenzug und lustige Jäger und Maler; so feuriger rother Terlaner, so fröhliche Zillerthaler Jodler! Darum war die Burgel als Häuserin zu dem hochwürdigen alten Herrn gebracht worden, damit ihr das allzu viele Lachen und Jodeln aus dem Sinn käme und das ewige Singen:

„Zillerthal, du bist mein' Freud'!"

Ganz war ihr das Singen aber doch nicht vergangen. Und auch jetzt, wie sie die Bilder, eins nach dem anderen, vornimmt, summt es leis von ihren blühenden Lippen, wie ein traumerischer Nachklang jener Zillerthaler Jodler. Die Heiligen, die sie da aufschaut und abstaubt, verzeihen es ihr schon.

Es sind in der That lauter Heiligenbilder, was die blonde Burgel sieht und mit ihrem ganzen Kunstinteresse prüft. Eins davon aber, obwohl künstlerisch auf meister Stufe stehend, erregt ihre höchste Aufmerksamkeit. Denn wie sie den dicken Staub, der darauf gelastet hatte, weggewischt hat, entdeckt sie aus den leserlich gewordenen Buchstaben, daß es der leibhaftige

heilige Antonius sei, den sie da in Händen hält. Das Summen auf ihrer Lippe verstummt, und ein heiteres Lächeln zieht über ihr bildhübsches Gesicht.

Der heilige Antonius! Man muß wissen, was er in Tirol bedeutet. Von den Grenzen Graubündens bis dahin, wo der Großglockner in die Thäler Kärnthens schaut, gilt der heilige Antonius als besonderer Schutzpatron der Heirathslustigen, als gnadenspendender Ehevermittler. Was ihm zu diesem fröhlichen Gnadenamt verholfen hat, ist unbekannt. Die Burgel frägt auch nicht darnach. Sie weiß nichts davon, daß es mehrere Heilige dieses Namens gab, und daß derjenige, der da vor ihr abgebildet ist, als Franziskanermönch zu Padua in jungen Jahren starb. Wenn sie ihren Pfarrer fragen wollte, könnte sie vielleicht noch manches erfahren, sie könnte erfahren, wie der begeisterte Mönch zu Rimini den Fischen predigte, daß sie entzückt die Köpfe aus dem Wasser steckten, und viele andere Legenden, mit welchen das Mittelalter die Person des gefeierten Franziskanermönchs umgeben hat. Außerdem ist derselbe besonderer Schutzpatron für verlorene Sachen.

Von all dem weiß die Burgel nichts. Sie weiß nur das Eine, daß man in Tirol zum heiligen Antonius betet, wenn man gern heirathen möchte. Und wenn man verheirathet ist und es fehlt noch irgend Etwas, oder eine Gefahr droht: dann hilft auch wieder der heilige Antonius! Weil er selbst niemals verheirathet war und das Glück der Liebe nicht kannte, ist es ihm vergönnt, jetzt noch, Jahrhunderte nach seinem Ende, Beschützer der Liebenden zu sein. Sind es Erinnerungen aus uralter Heidenzeit, welche im Volke fortleben und, weil es keinen Gott Hymen oder Freyr mehr giebt, an die jugendliche Gestalt des Franziskanermönchs anknüpfen?

Auch darum kümmert sich die Burgel nicht. Sie hält sich nur an die glückverheißende Thatsache, daß sie das Bild des segenspendenden Heiligen in den Händen hat. Und das ist wichtig genug für sie.

Denn — um eine kleine Indiskretion zu begehen — die Burgel gehört auch zu den Heirathslustigen. Sie weiß auch halb und halb schon wem ungefähr der heilige Antonius seine besondere Sorgfalt zuwenden sollte, wenn er möchte. Draußen im sonnigen Unterinnthal, in der Laube des Postwirthshauses sitzt er einsam, der junge Forstwart, trinkt seinen rothen Terlaner und weiß nicht recht, weßhalb der Wein nicht mehr so gut ist, als dazumal, wie ihn die lustige Burgel noch kredenzte. Ihm hatte sie den Wein auch immer mit besonderem Wohlgefallen kredenzt. Und gerade das war der alten Base, welche an der Burgel Mutterstelle vertrat, nicht recht gewesen; gerade darum war das Mädchen aus dem fröhlichen Unterinnthal fortgeschickt und in die finstre Eisackschlucht verbannt worden. Die alte Base, sonst eine gute, fromme und wohlhabende Person, mochte wohl irgend einen besonderen Grund zu dieser Hartherzigkeit gehabt haben, irgend einen alten Familienzroll gegen den Vater des Forstwarts. Wenigstens hatte man der Burgel im Postwirthshause Aehnliches erzählt, als sie weinend dort Abschied genommen hatte, um ins Eisackthal zu dem alten Pfarrer zu reisen. Damals hatte ihr die gutherzige Postmeisterin gesagt: „Burgel, bet' halt zum heiligen Antoni! Schau', ich hab' mein Postmeister auch von ihm kriegt; er wird wohl auch ein' Forstwart für Dich z'wegen bringen!"

Das hatte dem armen weinenden Mädchen unsäglich wohl gethan, daran erinnert sie sich jetzt, da sie das Bild des Heiligen in Händen hält; und darum fliegt über ihr Gesicht jenes sonnige Lächeln, sonnig wie ihre Heimath ist draußen am Innstrom, und durch ihre Erinnerung klingt es, als sänge Jemand mit ihr zusammen wieder:

„Zillerthal, Du bist mein' Freud'!"

Ob er wohl helfen wird, der heilige Antonius?

Max Haushofer.

Blätter und Blüthen.

Ein allgemeiner deutscher Sprachverein. Zur Bildung eines solchen Vereins haben sich Sprachforscher, Dichter und Schriftsteller sowie mehrere höhere Beamte vereinigt: wir nennen nur Bodenstedt, Hamerling, Scherenberg, Daniel Sanders und Professor Riegel in Braunschweig, von welchem letzteren die erste Anregung dazu ausgegangen ist. Dieser Ausschuß hat Satzungen veröffentlicht, denen zufolge der Zweck des Vereins darin besteht, die Reinigung der deutschen Sprache von unnöthigen fremden Bestandtheilen zu fördern, die Erhaltung und Wiederherstellung des echten Geistes und eigenthümlichen Wesens der deutschen Sprache zu pflegen und auf diese Weise das allgemeine nationale Bewußtsein im Volke zu kräftigen. Jedes Mitglied des Vereins soll dahin streben, daß seine eigene Sprache im mündlichen und schriftlichen Gebrauche sich möglichst reinige. Der Verein soll außerdem eine Zeitschrift herausgeben, die vorzugsweise, wenngleich auf wissenschaftlicher Grundlage ruhend, dem wirklichen Bedürfniß dient, und daneben auf die sprachlichen Kundgebungen in allen Gebieten des öffentlichen Lebens einzuwirken suchen, indem er eine vollständige Ueberwachung der Sprache ausübt und das Tadelnswerthe in der Zeitschrift kennzeichnet. Neben diesem Rügegericht soll auch den Schriftstellern, deren Werke durch Reinheit und Adel der Sprache besonders hervorragen, sowie anderen Persönlichkeiten, welche sich durch bedeutende Leistungen im Sinne der Vereinszwecke verdient gemacht haben, eine angemessene öffentliche Auszeichnung seitens des Vereins zu Theil werden.

Die Pflege der deutschen Sprache ist gewiß eine würdige Aufgabe für ein ernstes und eifriges Streben; wir fürchten nur, daß in Bezug auf die Reinigung von Fremdwörtern ebensowenig die Geister unter Einen Hut zu bringen sind, wie das mit Bezug auf die Rechtschreibung, selbst trotz des Einschreitens der staatlichen Autorität, der Fall ist. Daß übrigens Daniel Sanders sich unter den Ausschußmitgliedern und Vereinsgründern befindet, bürgt uns für ein maßvolles Auftreten, da dieser Gelehrte in seinem „Deutschen Sprachschatze" den Fremdwörtern in recht ausgiebiger Zahl ein Asyl gesichert hat. G.

Goethe's „Faust" in London. Wie der als Darsteller und zugleich als Direktor und Regisseur rühmlichst bekannte Inhaber des Lyceum-Theaters in London, Mr. Henry Irving, viel dazu beigetragen, dem im eigenen Vaterlande so schmählich vernachlässigten Shakespeare wieder zu Ehren zu verhelfen, so hat er nun auch Goethe's „Faust" in einer Weise auf die Bühne gebracht, die ihm als ein großes Verdienst anzurechnen ist. Die englische Bearbeitung ist von Mr. Wills, der allerdings an einzelnen Stellen sich unterfangen, an Meister Goethe meistern zu wollen. So machte er der Prüderie der British matron das Zugeständniß, daß er, wie die Dinge anfangen einen unliebsamen Verlauf zu nehmen, Faust die Absicht kundthun läßt, die Margarete als Ehefrau heimzuführen, ein an sich gar löbliches Vorhaben, das aber bei einem Manne wie Faust um so peinlicher wirkt, als er im nächsten Augenblick auf einen tüchtigen Verweis des Mephistopheles hin feige genug ist, dasselbe wieder aufzugeben. Auf einstimmiges Verlangen der Kritik wurde denn auch dieses Einschiebsel nach den ersten Aufführungen sofort gestrichen. Im Uebrigen aber sind die Aenderungen nur unwesentlicher Art, und der Erfolg des Stückes ist ein außerordentlicher. Besonders ausgezeichnet sind die Darstellungen Mr. Irving's als Mephistopheles und Miß Ellen Terry's als Margarete, denen gegenüber aber der Mr. Conway sowohl wie sein Nachfolger Mr. Alexander als Faust leider ganz erheblich abfallen. Ganz unübertroffen steht die Ausstattung des Stückes da, wie denn in dieser Beziehung das Lyceum vielen deutschen Bühnen längst erheblich voraus ist. Seit zwei Monaten wird das Stück bereits jeden Abend gespielt, aber „Faust" zu sehen ist dermaßen „fashion" geworden, daß das ganze Theater noch immer auf Wochen im voraus so gut wie ausverkauft ist, und daher die Vorstellungen dem unternehmenden Impresario neben dem Ruhm auch ein erkleckliches Sümmchen goldener Pfunde einbringen dürften. Wilh. F. Brand.

Winter-Ausflüge. Die im Januar begründete Sektion Wienerwald des Oesterreichischen Touristenklub in Wien hat, trotz ihres kurzen Bestehens, bereits eine Neuerung eingeführt, die auch anderwärts nachgeahmt zu werden verdient: sie hat Gesammt-Ausflüge während der Wintersaison in ihr Programm aufgenommen, welche den Wienern ihren Wienerwald und die prächtigen Landschaftsbilder desselben nunmehr von einer ganz ungekannten Seite zeigen. Nicht nur der kaum geahnte Reiz, den diese Partien in froststarrer schneeiger Zeit dem Auge bieten, spricht für dieselben, auch in hygienischer Hinsicht sind derartige Ausflüge an trockenen klaren Wintertagen von ganz besonderem Werthe. Sie wirken durch das Einathmen der sauerstoffreichen Luft der Gebirge, durch die nicht ermüdende Bewegung, durch den frischen Ton, der in der heiteren Touristen-Gesellschaft herrscht, ungemein anregend, ja belebend und halten wohl auch Tage lang in glücklichster Weise im Dunst und Getriebe der Großstadt nach. Der Bann, im Winter die freie Gottes-Natur, Wald und Gebirge, ängstlich zu meiden, ist sicherlich durch die neue Einführung gebrochen. Ernst Keiter.

Schuhmacher und Entomologe. In der kleinen holsteinischen Stadt Segeberg, welche durch ihren berühmten Kalkberg und neuerdings durch ein heilkräftiges Solbad auch über die Grenzen Schleswig-Holsteins bekannt geworden ist, wohnt ein einfacher, nahezu achtzigjähriger Schuhmachermeister, Namens Honelach, welcher seit Jahrzehnten neben seinem Handwerk dem Sammeln und Studium der Käfer obliegt. Für die Zoologen dürfte es von Interesse sein, zu erfahren, daß Meister Honelach's Sammlung bereits 2663 verschiedene Arten von Käfern zählt, worunter sich 1390 inländische und 1173 ausländische befinden. Erstere stammen natürlich größtentheils aus Holstein. Sämmtliche Exemplare sind sehr gut erhalten, richtig wissenschaftlich benannt und gruppirt, so daß die ganze Kollektion einem naturhistorischen Museum zur Zierde gereichen würde. Außer einer hervorragenden Kenntniß in den Art- und Gattungsmerkmalen, besitzt unser Schuhmachermeister eine für seinen Stand kaum glaubliche Kunde von den biologischen Verhältnissen der Käfer seiner heimathlichen Provinz, weshalb seine Beschäftigung mit Recht eine wissenschaftliche genannt werden darf. Entomologen fremder Länder, welche Auskunft über schleswig-holsteinische Käfer oder gar solche selbst zu erlangen wünschen, mögen sich nur an Meister Honelach in Segeberg wenden. Derselbe ist zu jeder Zeit bereit, ihnen Bescheid zu geben und ihnen gegen Eintausch fremder Exemplare die eigenen Doubletten zur Verfügung zu stellen. Dr. W. M.

Kleiner Briefkasten.

(Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.)

B. in K. Die Bezeichnung Dammspiel ist nicht korrekt; da der Name dieses Spiels nicht von Damm (Wall, Verschanzung), sondern von dem früher in Spanien und Italien allgemein für das Wort Stein oder Stück gebräuchlichen Ausdrucke dama herstammt. Belehrung über die verschiedenen Arten des Damespiels finden Sie in dem trefflichen Werkchen „Das Damespiel nach älterer und neuerer Spielweise auf deutsche wie heimische Art", von Heinz Ortner, welches vor Kurzem im Verlage von Veit u. Co. in Leipzig erschienen ist.

Inhalt: Was will das werden? Roman von Friedrich Spielhagen (Fortsetzung). S. 185. — „Auch das noch!" Illustration S. 185. — Eine Kinder-Symphonie. Von Oskar Justinus. S. 190. — Entdeckungsfahrten des deutschen Dampfers „Samoa". II. Vom Mittelmeer bis Finsch-Hafen. Für die „Gartenlaube" mitgetheilt von Dr. O. Finsch (Bremen). S. 192. Mit Illustrationen S. 189, 192—194. — Die Andere. Von M. Heimburg (Fortsetzung). S. 196. — Im Wochenzurückgezogenen. Von Eugen von Jagow. S. 199. — Der Schutzpatron. Von Max Haushofer. S. 199. Mit Illustration. S. 197. — Blätter und Blüthen: Ein allgemeiner deutscher Sprachverein. — Goethe's „Faust" in London. Von Wilh. F. Brand. — Winter-Ausflüge. Von Ernst Keiter. — Schuhmacher und Entomologe. — Kleiner Briefkasten. S. 200.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redakteur Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger, Druck von A. Wiede, sämmtlich in Leipzig.

No. 12. 1886.

Die Gartenlaube.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernſt Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Was will das werden?

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Roman von **Friedrich Spielhagen.**

(Fortſetzung.)

Schneewittchen.

Nach dem Oelgemälde von Johannes Gabriel Jentzſch.

Seine Liebe, erzählte Schlagodobro, ſei nicht das Werk eines Augenblicks — im Gegentheil, Maria habe ihn in den erſten Tagen ganz kalt gelaſſen, als wäre ſie ein Marmorbild, bis er einmal jenes leiſe Zucken der Oberlippe bemerkte, welches, wie ich ihm geſagt, bei ihr das Lachen bedeute. Das habe ihm durchs Herz geſchnitten — ihm, der ſo gern in ein ſchallendes Gelächter ausbreche — daß jemand — und noch dazu ein Mädchen — nicht ſollte lachen können; und er habe nun genauer nach der Geſchichte jenes Unglücks geforſcht, welches dem armen Kinde Zeit ſeines Lebens das Lachen geraubt und vergällt habe. Er habe jetzt von Onkel Egbert alles erfahren. Herr von Werin ſei ein ungewöhnlich tüchtiger Officier geweſen und auch nicht einmal händelſüchtig, aber von einem unbeugſamen Rechtlichkeitsſinn, den er dann freilich in der ſchroffſten Form zum Ausdruck brachte, um ſo ſchroffer, je höher der Vorgeſetzte war, mit dem er in Konflikt gerieth. Als ſich mit dem dritten Regimentskommandeur dieſelbe Geſchichte wiederholte, ſei er, der damals bereits Hauptmann war, mit dem Titel Major verabſchiedet worden — ein Beweis, daß er abermals in der Sache Recht gehabt und es nur in der Form verfehlt habe. Schon damals — es war im Jahre 1864 geweſen, und der Unglückliche mußte zu Hauſe bleiben, während ſeine Kameraden zum erſten Male nach langen Friedensjahren wieder ins Feld zogen — habe er auf dem Punkte geſtanden, ſich das Leben zu nehmen; nur der Gedanke an ſeine Familie habe ihn zurückgehalten und in den Civildienſt, der unter dieſen Umſtänden in ſeinen Augen eine Schande war, treten laſſen. Hier gerieth er, der von dem Steuerfache notoriſch nichts verſtand, ganz in die Hände eines Unterbeamten, der ihm als ein kenntnißreicher und zuverläſſiger Mann officiell empfohlen war. Das Erſtere war der Mann ſicher, das Letztere mochte er bis dahin geweſen ſein; nun konnte er der Verſuchung, ſich die Geſchäftsunkenntniß des Vorgeſetzten zu Nutzen zu machen, nicht widerſtehen. Aber der Mann verſtand ſein neues Gewerbe ſchlecht. Verhältnißmäßig geringfügige Gratifikationen waren alles, was ihm ſeine Durchſtechereien eingetragen hatten, die erſt nach ſeinem Tode bei einer endlich einmal ſorgfältiger angeſtellten Reviſion herauskamen. Dennoch war der Fiskus um viele Tauſende betrogen. Waren ſie alle als nichtbezahlte Steuern in die Taſche der Defraudanten gefloſſen? Man nahm es nicht an, um ſo weniger, als Herr von Werin notoriſch niemals ein guter Haushalter geweſen war und alſo wohl zweifellos, ſeinen zerrütteten Vermögensverhältniſſen aufzuhelfen, mit dem Reviſor unter einer Decke geſteckt hatte. Eine lange, peinliche, für Herr von Werin tief ſchmachvolle Unterſuchung folgte, an deren endlichem Schluß ſich herausſtellte — worauf, wie Schlagodobro ſagte,

sein Onkel hätte schwören mögen — daß auch nicht ein Pfennig des veruntreuten Geldes an seinen Händen klebte. Aber der betrogene Fiskus mußte sein Opfer haben: Herr von Werin wurde disciplinarisch mit Ausfall der Pension seines Amtes entsetzt. Er quittirte über den Spruch des Gerichtes, indem er stehenden Fußes in sein Zimmer ging und sich eine Kugel durch den Kopf jagte.

„Weiß Gott," sagte Schlagodobro, als er seine Erzählung beendet hatte, und fuhr sich dabei mit der großen braunen Hand über die Augen, „das ist denn wahrlich genug, daß so ein armes Mädchen darüber Zeit seines Lebens das Lachen verlernt. Auch die Mutter, sagt Onkel Egbert, soll dem Wahnsinn nahe gewesen sein. Ich glaub's gern. Aber Mitleid ist noch keine Liebe, und darum hätte ich Maria noch lange nicht geliebt. Glaubst Du, daß man überhaupt sagen kann, warum man ein Mädchen liebt? Ich nicht. Ich kann nur sagen, daß ich sie für das edelste, reinste Geschöpf unter Gottes Sonne halte, der ich gemeiner Kerl völlig unwerth bin und der ich es einzig und allein zu verdanken haben werde, wenn jemals aus mir etwas Gescheites wird."

Das klang nun freilich, als ob er von Maria bereits die Zusage erhalten habe, sie wolle ihm bei diesem schwierigen Proceß helfen, und so wagte ich eine dahin zielende Andeutung, um abermals Schlagodobro's Wuth bis zu seiner Lieblingsdrohung zu reizen, worauf er dann unter tiefem Erröthen stockend und stotternd eingestand, er glaube, daß er Maria nicht ganz gleichgültig sei. Er habe sie nicht gefragt, und sie habe ihm natürlich nichts gesagt, aber er glaube es.

Ich glaubte es nicht und mußte es doch glauben, ja für gewiß halten, nachdem ich, wie vorher den Freund, so nun auch Maria einige weitere Tage beobachtet hatte. Die leise Röthe, die jetzt ihre sonst bleichen Wangen überhauchte, konnte keine Wirkung der Landluft sein, denn sie kam und ging — kam und ging mit Schlagodobro; der tiefere Glanz ihrer sonst so klaren Augen nicht gesellschaftliche Erregung, denn er kam und ging mit Schlagodobro. Daß der Freund die Geliebte in der Gesellschaft immerdar suchte, war selbstverständlich; aber ich bemerkte jetzt, daß sie sich, so oft es nur eben geschehen mochte, finden ließ: auf den Spaziergängen, auf den Ausflügen, im Salon — überall. Und überall und immer, wenn sie sich gefunden hatten, war es, als ob sie eine widerwillig abgebrochene interessante Unterhaltung nur wieder aufzunehmen brauchten und begierig wieder aufnähmen — so ausgiebig und eifrig war ihr Gespräch, das doch ins Stocken gerieth, sobald ein Dritter hinzutrat, selbst wenn ich, ihr gemeinschaftlicher Freund, dieser Dritte war. Und nun, da mir nicht, wie dem Freunde, ein ähnliches holdes Glück blühte, und ich sein und der Freundin Glück nur stören konnte, sah ich mich auf die Gesellschaft angewiesen, die mir fremder wurde, je länger ich mit ihr verkehrte, je besser ich sie kennen, ihre Sprache, ihre Ausdrucksweise verstehen, ihre Mienen deuten, ihre Gedanken, ihre Empfindungen begreifen lernte.

Hier fand ich auch den zwingenden Beweis für Maria's Liebe. Sah sie, hörte sie, die Schülerin ihrer Mutter, die Gesinnungsgenossin ihres Bruders, meine Freundin, das Alles nicht, was mich verletzte und empörte? Es war unmöglich; dazu war ihr Geist zu scharf, ihr Blick zu hell, ihr Ohr zu fein. Es blieb also nur das Andere übrig: sie wollte es nicht hören und sehen, den Abgrund nicht sehen, der sie und ihn, den sie liebte, von einander trennte, sie hätte denn ihre Ueberzeugungen, oder er die seinen aufgeben müssen.

Wie ich sie zu kennen glaubte, schien mir das Eine und das Andere ausgeschlossen.

Aber das stand ja für mich fest, und nicht um mich handelte es sich, sondern darum, es ihnen oder doch wenigstens dem Freunde begreiflich zu machen.

Hundertmal setzte ich zu diesem Entschluß an, ohne den Muth zur Ausführung zu finden: ich, der Glücklose, Verschmähte, gegenüber ihm, dem Glücklichen!

Es wäre als hämische Mißgunst und schierer Neid erschienen bei mir, der ich ihnen doch ihr Glück von ganzem Herzen gönnte.

Und nun, da mir hier der Weg verrannt war, da ich sah, daß ich nicht helfen konnte, gewährte es mir eine schier grausame Lust, mir zu beweisen, daß Hilfe überhaupt unmöglich, die Kluft unüberbrückbar sei, welche zwischen Menschen befestigt ist, von denen die einen zäh am Autoritätsglauben hangen, die anderen sich vor keinem Gesetz beugen wollen, gegen dessen Rechtmäßigkeit ihre Vernunft sich auflehnt und ihr Herz protestirt.

6.

Es war, als seien die nächsten Tage dazu ausersehen, gerade nach dieser Seite hin mein Gemüth noch mehr zu verdüstern, meine Oppositionslust zu schüren und mich nachdrücklich daran zu mahnen, daß ich mich wahr und wahrhaftig im Lager meiner Feinde befinde.

Für den norddeutschen Reichstag war durch den plötzlichen Tod des Vertreters unserer Stadt und des ländlichen Kreises, zu dem auch die Insel gehörte, eine Neuwahl nothwendig geworden, die von der Regierung fast gewaltsam beschleunigt wurde und bereits in allernächster Zeit stattfinden sollte. Sowohl von Seiten der konservativen, als der liberalen Partei — es gab nur diese beiden bei uns in allerdings verschiedenen, aber nur für das Auge des Eingeweihten merklichen Schattirungen — waren in aller Eile die Hebel der Agitation angesetzt worden; jene hatte den Pastor Renner, diese den Professor von Hunnius als ihre respektiven Kandidaten aufgestellt. Als ich die Stadt verließ, war von dem Allen noch keine Rede gewesen; nun überraschte es mich mit doppelter Gewalt. Die Sache, die ich haßte, hatte zum Vorkämpfer den Mann, an den sich für mich die Erinnerung entsetzlichster Stunden knüpfte, die andere, der ich mit ganzer Seele ergeben war, meinen hochverehrten Lehrer, dem ich innigsten Dank schuldete auch dafür, daß er sich mir in eben jenen Stunden als liebevollen Berather und väterlichen Freund erwiesen.

Und nun mußte ich hören, daß meine, daß unsere Sache eine grundschlechte, frivole, unpatriotische, ja gottlose sei: ihr Vertreter ein Oppositionsmann um der Opposition willen, ein Rabulist, ein Hans Dampf in allen Gassen, dem man gehörig auf die allzu geschäftigen Finger klopfen und klar machen wolle, daß er, als ein Schuster, der er sei, bei seinen Leisten zu bleiben habe.

Es ist wahr, dergleichen Reden wurden von dem Major nicht nur nie geführt, sondern offen gemißbilligt; Herr von Vogtriz that das Letztere zwar nicht, aber er stimmte doch nur in einer Weise zu, die mich weniger verletzte und nicht selten mit seinen Anschauungen fast aussöhnte. Er fand diese Verquickung der alten echten Loyalität und des Pfaffenthums bedenklich. Freilich müsse sich das Königthum von Gottes Gnaden, wie er und jeder echte Preuße und Patriot es wolle, auf die Kirche stützen; aber wohlgemerkt: auf die Kirche, und nicht auf die Pfaffen. Einer könne nur Herr im Staate sein; und es sei eine alte Geschichte, daß der Pfaffe noch immer habe Herr sein wollen, sobald sich ihm die Gelegenheit dazu zu bieten schien. Die Hilfe der Pfaffen sei im besten Falle ein zweischneidiges Schwert, und wenn er Graf Bismarck wäre, so würde er mit diesem Schwerte etwas vorsichtiger umgehen. Ueberhaupt sei es ein Kreuz und ein Elend, daß man bei jedem Schritt auf Bismarck stoße und immer erst fragen müsse, wie Bismarck sich zu der Sache gestellt habe. Das sei in der guten alten Zeit nicht so gewesen. Da habe man einfach gefragt: was will der König? und damit basta! Diese Einrichtung, daß ein verantwortlicher Minister zwischen dem König und seinem Volke stehe, sei auch nur wieder eine Erfindung von 1848, von der er hoffe, sie werde über kurz oder lang, das heiße: heute lieber als morgen zum Teufel gehen, bei dem wir uns für sie bedanken möchten. Und wenn nun gar der betreffende Minister ein Bismarck sei, so könne einem Loyalen von altem Schrot und Korn vollends die ganze konstitutionelle Bescheerung verleidet werden. Denn, man möge sagen, was man wolle, und Bismarck's Verdienste so hoch stellen, wie man wolle — das Ende vom Liede sei, daß selbst der gemeine Mann mehr von seinem Bismarck als von seinem König spreche; und er für sein Theil halte das für ein großes Unglück, ja fast für ein größeres als den verdammten Liberalitätsschwindel. Mit dem werde man schon fertig: gegen Demokraten hülfen heute wie 48 noch immer Soldaten; wer aber setze den Leuten die Köpfe zurecht, wenn sie sich daran gewöhnt hätten, nicht zuerst und zuletzt auf ihren König zu blicken, sondern die Hälse verdrehten nach einem Andern, er sei auch, wer er sei?

Wenn Herr von Vogtriz so sprach, pflegte er dabei seinen Sohn anzusehen, der, sich schier die Lippen wund beißend, mit rollenden Augen da saß — mir in so fern ein erfreulicher Anblick, als er dem Vater gegenüber doch nicht seine Lieblingsdrohung vorbringen konnte, mit der er mich andonnerte, sobald ich ein Wort gegen seinen Abgott zu äußern wagte. Dafür hatte denn der Vater kaum geendet, als auch er bereits zu reden begann: pro Bismarck, wie jener contra, und da Beide, wenn sie in Zorn gerathen waren, sehr laut und nicht selten zugleich sprachen, mochte die übrige Gesellschaft nur so lange schweigen, vorausgesetzt, daß der Eine zu hören wünschte, was der Andere sagte.

Ich bekam davon doch noch mehr zu hören, als mir lieb war, denn die Gesellschaft, welche außer den Familienmitgliedern die fortwährend aus- und eingehenden Nachbarn bildeten, war groß, vergrößerte sich mit jedem Tage, und, mochte sie nun beisammen sein oder in Gruppen sich sondern — immer und überall wurde von der Wahl, von Pastor Renner, dem würdigen Manne, und seinem unwürdigen Gegenkandidaten gesprochen in jenen Ausdrücken, die es mir oft fast unmöglich machten, mit meiner Gesinnung zurückzuhalten und eine Scene zu vermeiden, nach der ich nicht eine Stunde länger in diesem Hause bleiben durfte.

Aber war es nicht Ehrensache für mich, auch so zu gehen? Ich fragte es mich jeden Abend, und blieb am andern Morgen doch aus Gründen, von denen ich meinte, daß sie ein dritter Unparteiischer würde anerkennen müssen.

Zuerst, ich hatte keinen plausiblen Grund zu gehen. Ich hatte mich für die ganze Zeit der Ferien gebunden; mein grundloses Fortgehen würde eine schwere Kränkung für Schlagododro gewesen sein, und seine Eltern hatten es wahrlich nicht verdient, daß ich ihnen zum Dank für ihre Gastfreundschaft so vagabundenmäßig davon lief. Beide hatten mich, der ich in ihren Augen doch zweifellos der Tischlerssohn blieb und sicher kein anderes Verdienst hatte, als der Protegé ihres Sohnes zu sein, mit stets gleicher freundlich-rücksichtsvoller Höflichkeit behandelt. Und wenn Frau von Vogtriz, die ein instinktives Gefühl dafür haben mußte, daß es mit meinem Seelenheil mißlich stehe, mir auch mit endlosen erbaulichen Reden und Vermahnungen fürchterlich zusetzte, so meinte sie es offenbar ehrlich; und hatte ich fraglos das Recht, mich bei diesen Rettungsversuchen zu langweilen, so hatte ich doch keines, mich denselben durch die Flucht zu entziehen.

Fand der junge Mensch aber keinen Grund, zu gehen, so hatte er einen Grund für tausend, um zu bleiben. Er liebte — liebte zum ersten Male, wie ihm der Leser dieser wahrhaftigen Geschichte zur Noth bestätigen kann; und wenn er auch glücklos liebte, und seine glücklose Liebe ihm tausend heiße Thränen kostete, so konnte ihn das in seiner göttlichen Seligkeit nicht stören, so war diese damit nicht zu theuer bezahlt. Ja, er fand, obgleich er es ja, wie alles, was sein großes Geheimniß betraf, im tiefsten Herzen verschließen mußte, des Freundes glückliche Liebe unsäglich prosaisch in Vergleich zu der seinigen.

Und nun sollte auch noch das Einzige gehoben werden, wovor er sich wahrhaft fürchtete: daß das Uebermaß seiner Empfindungen ihm die verschlossene Brust sprengen würde. Er durfte sagen, was er litt, und durfte es durch den Mund des Dichters, der wohl wußte, warum er wiederum jenes Wort einem anderen Dichter, der auch glücklos liebte, in den Mund legte.

Der Kammerherr hatte seine Idee keineswegs aufgegeben, aber „Iphigenie" war ihm durch die Weigerung Schlagododro's, an dem er sich (wahrscheinlich der rollenden Augen und der ewig sich sträubenden Mähne wegen) einen prächtigen Orestes versprochen hatte, völlig verleidet. Jetzt sollte es „Tasso" sein: der erste Akt bis zum Auftreten Antonio's in der vierten Scene. Daß ich den Tasso darzustellen habe, war nur selbstverständlich; den Herzog wollte niemand Geringeres übernehmen, als der Kammerherr selbst. Er befand sich seit einigen Tagen ausnahmsweise wohl, hatte wiederholt, auf Weißfisch's Arm gestützt, kleine Promenaden im Park gemacht und hoffte, das Viertelstündchen zur Noth stehen zu können, besonders, wenn er sich dabei auf eine Herme oder dergleichen lehne. Aber welcher von den beiden jungen Damen sollte er die Prinzessin, welcher die Sanvitale anvertrauen?

Ich hatte mir natürlich Ellinor zur Prinzessin gewünscht, aber der Kammerherr kam endlich zu dem Entschluß, mit dem er, vermuthe ich, nur zurückgehalten hatte, um mit unserer Spannung sein Spiel zu treiben.

„Sehen Sie, junger Freund," sagte er, „Goethe, der alte Pfiffikus in Weibersachen, hat die beiden Weiberchen genau so geknetet, wie er sie für seine Zwecke brauchte. Die Prinzessin darf Tasso nicht lieben — par amour, wie der Franzose sagt — denn sonst würde die Sache sofort eine andere Wendung nehmen; und da der Tasso zweifellos ein appetitliches Kerlchen ist, dem jedes ordentliche Mädchen gleich um den Hals fallen müßte, darf sie eben kein ordentliches Mädchen sein — verstehen Sie recht! — sondern ein zu ordentliches, vor dem einen ehrlichen Jungen der Himmel in Gnaden bewahren möge: eine, die nur mit dem Kopfe liebt, jedes Jahr ein paar Wochen in ein Stahlbad reist, laute de mieux den Plato studirt — kurz, eine Dame, die nur noch gerade so viel von der Leiblichkeit hat, daß sie blaue Strümpfe tragen kann, in deren Kleidern aber sonst absolut nichts steckt als die schönste prüde Seele. Nun, und für die Interpretantin dieser himmelblauen Abstraktion ist Fräulein von Werin wie geschaffen: mit ihrer überschlanken Gestalt, ihrer beängstigend klaren Stirn und ihren kategorisch imperativen Augen. ‚Du siehst mich lächelnd an, Eleonore!' Ja, beim Zeus, ich glaube, das Mädchen kann gar nicht lachen; ich habe es wenigstens noch nicht ein einziges Mal gesehen."

Ich hütete mich selbstverständlich, den grausamen Spötter über diesen zarten Punkt aufzuklären, und er fuhr fort, indem er sich eine frische Cigarre anzündete:

„Dagegen die Sanvitale! Nun, da weiß man freilich, wo und wie. Ich möchte sie Ihnen nicht zur Frau empfehlen, aber zur Geliebten — à la bonne heure! und Sie werden manche gute Stunde mit ihr haben. Nein, die muß Fräulein Ellinor bekommen. Der hat Goethe sie auf den Leib geschrieben, ohne sie zu kennen. Aber freilich, der Glückliche hat mehr als eine Ellinor gekannt!"

Mehr als eine Ellinor!

Ich hätte den alten Cyniker morden mögen, wie er da vor mir saß, in dem Fauteuil zurückgelehnt, eingehüllt in den violettsammetnen Schlafrock, mit den schwarzen Faunenaugen zwinkernd und den Rauch seiner Cigarre in dünnen grauen Streifen aus den verwelkten Lippen blasend!

Aber wo wären dann die köstlichen Leseproben geblieben, in denen ich unter dem holden Mantel der gemeinschaftlichen künstlerischen Aufgabe mich ihr ungestraft nähern, ihr keklich gegenüber sitzen, meine Seele an ihrem Anblick, an dem Ton ihrer Stimme weiden, meiner hoffnungslosen Liebe unerschöpfliches Glück in vollen Zügen trinken durfte!

Und in diesen Proben war der blasphemirende Faun die Decenz und höfische Artigkeit selbst. Und wie wußte er uns Neulingen so leicht und doch so sicher die verschlungenen Pfade zum Tempel der Kunst zu deuten! Wie klüglich uns anzuleiten vom einfach richtigen zum ausdrucksvollen Lesen, von diesem zum Sprechen, vom Sprechen zur leidenschaftlich bewegten Rede! Wie uns hier die unvergleichliche Schönheit der Verse zu Gemüth zu führen, dort den tiefen psychologischen Gehalt einer dunklen Stelle zu entschleiern! Dann vergab ich dem Manne alle seine Sünden; ja, es konnte geschehen, daß ich über dem geistvollen Lehrer die angebetete Schülerin vergaß, nur noch an seinen welken Lippen hing und mir mehr als die bloße Ahnung aufging von seligen Gefilden, bestrahlt von einer Sonne, vor deren stetigem Glanz das wechselnde Gestirn verbleicht, zu dem sie beten in der Liebe Zaubergärten.

7.

Wie im Fluge waren wir von den Leseproben zu den wirklichen Proben gelangt, welche gleich in dem für die Aufführung bestimmten Saale abgehalten wurden, und bei denen der Kammerdiener Weißfisch stets zugegen war. Die jungen Damen hatten sich zuerst sehr gegen die Anwesenheit des Mannes gesträubt, aber „der Herr Intendant" war unerbittlich gewesen. Wir müßten uns allmählich an die Oeffentlichkeit gewöhnen, und der Mann repräsentire das Publikum. Ich hatte mich wohl gehütet, mit einem Wort zu opponiren, da ich wußte, wie große Stücke der Kammerherr auf das Kunsturtheil des Mannes hielt. Nicht

ohne triftigen Grund. Nickte Weißfisch, so war es sicher gut; schüttelte er den Kopf, so war es eben so sicher schlecht; hob er beschwichtigend die Hand, so waren wir zu schnell geworden; taktirte er mit dem Zeigefinger ein lebhafteres Tempo, so waren wir zu langsam gewesen. Der Kammerherr rieb sich vergnügt die welken Hände, und sein ewiges: „Was meinen Sie, Weißfisch? — Ich denke, wir machen es so, Weißfisch?“ — war bei uns schon sprichwörtlich. Denn auch die jungen Damen hatten nun doch begriffen, wie viel man bei dem Manne lernen könne, wenn er, mir gegenüber, freilich dabei blieb, daß sie trotzdem nicht viel lernen würden, nicht bei ihm und bei keinem Lehrer.

„Denn, sehen Sie,“ sagte Weißfisch, „das ist und bleibt, wenn's zum Höchsten kommt, angelernter Dilettantenkram. Das Fräulein von Vogtriz kann rein gar nichts, trotz ihres günstigen Exterieurs und ihrer angenehmen Stimme. Fräulein von Werin ist etwas besser: sie weiß wenigstens immer, was sie sagt, worauf ich bei der anderen jungen Dame nicht schwören möchte.“

„Und ich, Herr Weißfisch?“ fragte ich, eingeschüchtert durch diese herbe Kritik.

„Sie?“ erwiderte der Mann, mich mit den hellen Augen anblinzelnd; „Sie haben Schauspielerblut in den Adern und hätten ein guter Schauspieler werden können; aber, ich glaube, es ist zu spät.“

„Ich bin kaum siebzehn, Herr Weißfisch!“ rief ich, mich jetzt meines jugendlichen Alters rühmend, das ich in dieser Zeit so oft verwünscht hatte.

„Und ist doch zu spät,“ entgegnete er; „Sie haben schon zu viel gedacht. Denken macht Kopfschmerzen; der Schauspieler aber muß stets einen ganz freien, leichten Kopf haben wie ein Seiltänzer. Denkt der Kerl nur einen Moment an etwas Anderes, als wie er das Seil hinauf und wie er wieder hinabkommt, und dabei natürlich immer möglichst graziöse Posen macht, so fällt er in demselben Moment sicher herunter und bricht den Hals.“

Ich war überzeugt, daß der Kammerdiener diese Rede wörtlich schon aus dem Munde seines Herrn gehört hatte, den er ebenso kopirte, wie die großen Bühnenkünstler: wunderbar geschickt und wunderbar treu, nur vielleicht alles ein wenig vergröbert und übertrieben.

Dergleichen Unterredungen fanden aber meistens des Abends auf meinem Zimmer statt, wohin ich mich unter dem Vorwande, studiren zu müssen, zurückzog, in Wahrheit aber, weil ich mich unten in der Gesellschaft unbehaglich und überflüssig fühlte. So brauchte ich mich doch wenigstens nicht darüber zu grämen, daß im Salon die Theaterprinzessin sofort zur wirklichen Prinzessin wurde, für die der wieder zum armen Tischlersohn degradirte Hofpoet nicht existirte. Und brauchte nicht das gräuliche Schauspiel mit anzusehen, wie sie sich von ihren Kavalieren, unter denen Herr Axel von Blewitz den ersten Rang einzunehmen schien, den Hof machen ließ und über junkerliche Scherze lachte, die mir das Blut sieden machten.

Da war ich denn ganz in der Stimmung, Herrn Weißfisch's Ansichten über die Welt im Allgemeinen und die vornehme im Besonderen gewiß nicht immer beizupflichten, aber doch ein williges Ohr zu leihen, als es wohl sonst der Fall gewesen wäre. Am glimpflichsten verfuhr er noch mit dem Fürsten, in dessen Diensten er zuletzt als Hoftheater-Friseur gestanden. Der Mann tauge freilich als Regent nicht eben viel, als Künstler (der er sich zu sein dünke) wenig, als Mensch gar nichts; dennoch ließe sich nicht nur mit ihm auskommen, sondern ganz vergnüglich leben, man müsse ihn nur richtig zu nehmen wissen.

„Und das verstand eben die junge Dame nicht, von der Ihnen der Herr Kammerherr erzählt hat,“ fuhr er fort. „Sie wollte immer mit ihrem hübschen Köpfchen durch die Mauer, und das geht nirgends gut, am wenigsten in Fürstenschlössern, wo die Wände fürchterlich dick sind. Und wo es am allerwenigsten nöthig ist: es sind so viele Thüren da, von denen man, wenn man klug ist, die zu den Hintertreppen bevorzugt. Ich habe es ihr genug gesagt; aber sie war eben nicht klug und wollte nicht hören; da hat sie es denn schwer zu fühlen bekommen. Aber Hoheit war eigentlich nicht schuld, die Herrschaften können beim besten Willen nicht immer, wie sie möchten. Und was Ihnen der Herr Kammerherr von Hoheit erzählt hat, das brauchen Sie nicht ohne Weiteres zu glauben: er ist Hoheit, mit dem er sich überworfen hat, spinnefeind — eben jener Dame wegen: war er doch selbst bis über die Ohren in sie verliebt und kann mir bis auf den heutigen Tag nicht vergeben, daß ich in der Geschichte auf der Seite von Hoheit stand. Hoheit liebte die Dame wirklich, und ich bin überzeugt, er würde viel darum geben, wenn er sie heute wieder haben könnte, vorausgesetzt, daß sie sich einen tüchtigen Rest von ihrer Schönheit konservirt hätte.“

„Aber, ich denke, sie ist todt?“ sagte ich.

Herr Weißfisch blickte mich, jedenfalls in Erinnerung versunken, starr an, ohne zu antworten. Plötzlich sagte er:

„Jawohl, sie ist todt; sie und ihr Söhnchen. Er sah seinem Herrn Papa nicht die Spur ähnlich, und das war schade. Hoheit hielten es immer für eine hübsche Aufmerksamkeit, wenn seine Kinder ihm ähnlich waren.“

„Aber ich denke, die Ehe des Fürsten ist kinderlos?“ warf ich ein.

Ueber Herrn Weißfisch's rasirtes Gesicht flog ein blitzschnelles Zucken, das er ebenfalls von seinem Herrn hatte, nur daß es bei jenem ein satirisches Lächeln, bei ihm ein höhnisches Grinsen war.

„Die Ehe, ja,“ sagte er.

Ich nehme an, daß ich darüber roth geworden bin, denn er fügte schnell hinzu: „Sie müssen das bei den hohen Herren nicht so schwer nehmen. Sie sind doch auch nur Menschen, und ich bleibe dabei, unsre Hoheit gehört nicht zu den schlechtesten.“

„Weil er gar nichts taugt, wie Sie vorhin sagten?“

„J, das sagt man so. Sie würden ganz gut mit ihm zurecht kommen. Er muß Leute um sich haben, die nicht auf den Kopf gefallen sind.“

„Danke für das Kompliment, Herr Weißfisch; aber ich gehöre zu den Leuten, die nicht Fürstendiener sein können,“ rief ich mit Emphase.

„Ist bei dem gar nicht nöthig;“ sagte Herr Weißfisch, „er ist ein schlimmerer Republikaner, als Sie oder Ihr Vater.“

Ich begriff nicht, wie es zuging, aber bei jeder dieser Gelegenheiten kam Herr Weißfisch auf meinen Vater und meine Mutter zu sprechen. Die paar Andeutungen, die ich ihm auf seine wiederholten Fragen zögernd über meine Familienverhältnisse gemacht hatte, berechtigten ihn nicht dazu; ich mußte glauben, daß er ein wirkliches persönliches Interesse an mir nahm. Ich war zu jung und unerfahren, um darin etwas Unbegreifliches zu finden, und ganz gewiß nicht so vornehm, daß mich die Zutraulichkeit des dienenden Mannes hätte beleidigen sollen. Im Gegentheil: ich hielt es für meine republikanische Pflicht, nun gerade gegen den Mann doppelt höflich und freundlich zu sein, im Gegensatz zu Schlagodobro, der ihn nicht leiden konnte, eine falsche Katze, einen Fuchsschwanz, einen alten Affen nannte und ihn mit obligater Geringschätzung behandelte. So hatte er denn nach und nach so ziemlich alles, was ich überhaupt nach dieser Seite einem Fremden mittheilen durfte, in Erfahrung gebracht. Er schien sich weniger für meine Mutter zu interessiren (von der ich auch verhältnißmäßig selten gesprochen hatte), als für meinen Vater, und das, wie ich vermuthete und er eifrig bestätigte, aus Parteigründen. Er sei auch ein alter Achtundvierziger und Republikaner, vielmehr Socialdemokrat, wie sich das heut zu Tage für einen früheren Republikaner schicke. Und wenn er einmal in die Stadt müsse, werde er sicher nicht verfehlen, meinen Vater aufzusuchen. Die Gesinnungsgenossen müßten heut zu Tage zusammenhalten.

Ich vermochte freilich beim besten Willen nicht in dem vielgewandten Kammerdiener, der an keinem Menschen ein gutes Haar ließ, einen Gesinnungsgenossen des besten Mannes zu erkennen, aus dessen Munde ich noch nie ein böses Wort selbst über seine Widersacher und Feinde gehört hatte, aber ich konnte ihm doch auch ein kurzes Empfehlungsbriefchen an den Vater nicht abschlagen, um das er mich bat, als er an einem der nächsten Tage in die Stadt fuhr. Unsre Proben waren so weit vorgerückt, daß es nur noch an den Kostümen fehlte, damit wir zur Aufführung schreiten konnten. Weißfisch hatte von seinem Herrn Befehl, das Nöthige in der Stadt zu besorgen.

„Sie sollen sehen, wie sich der Mann aus der Affaire zieht,“ sagte der Kammerherr; „er thut immer mehr, als man glaubt und für möglich hält.“

So fuhr er denn eines Morgens in aller Frühe ab, und als er am späten Abend noch desselben Tages wiederkam, brachte er mir Grüße von dem Vater, den er in der Werkstatt angetroffen

Der Ring in Budweis
Schloß Frauenberg
Krumau

Anſichten von Krumau und Budweis.
Nach Photographien auf Holz gezeichnet von Richard Püttner.

hatte, fleißig, aber älter und stiller und weniger mittheilsam, als er ihn sich vorgestellt. Sodann völlig neue prächtige Kostüme für den Kammerherrn und mich und mannigfachen, reichen Stoff für die Damenkleider, der bereits zugeschnitten war und von der Kammerfrau der Frau von Vogtriz unter seiner Aufsicht nur noch zusammengeheftet zu werden brauchte. Es war wirklich viel mehr, als ich geglaubt, wenn es auch, wie mir Herr Weißfisch im Vertrauen mittheilte, dem Kammerherrn ein „schmähliches Geld" gekostet.

Ich sollte zu spät erfahren, daß der Mann auch in meinen Angelegenheiten und auf meine Kosten viel mehr gethan hatte, als ich geglaubt oder für möglich gehalten. (Fortsetzung folgt.)

Im deutschen Böhmerwalde.

Reiseskizzen von Karl Pröll.

I.

Das Lied von der „verlorenen Kirche", deren Läuten nur manchmal aus dem tiefen Walde herüberdringt, ist dem deutschen Volksgeiste abgelauscht. In die unbegrenzte Sehnsucht mischt sich geheime Anklage, daß wir achtlos vergessen oder trägherzig preisgegeben, was uns am theuersten sein sollte. Diese Anklage erhält heute nationalsittliche Bedeutung. Während wir selbstgenügsam den deutschen Staat ausbauen, geht rings umher deutsches Volksthum verloren, erliegt dem Andrange fremden Wesens, das stets feindseliger einstürmt. So geschieht es in den russischen Ostseeprovinzen, den civilisatorischen Eroberungen des deutschen Ordens und der Schwertbrüder. So in den Vorländern der alten deutschen Ostmark, in Oesterreich. Wir können diesen Rassenkampf verfolgen in den fruchtbaren Ebenen Ungarns, im Gebiete der transsylvanischen Alpen, an den Südhängen der Centralkarpathen, zwischen den Karawanken und der Adria. Aber am gewaltthätigsten erfolgt der Angriff auf unsere Nationalität in Böhmen, wo der slawische Krater, welcher nach Jahrhunderten wieder thätig geworden, den ihn umschließenden deutschen Gürtel zu durchbrechen und zu zerstören sucht. Wohin wir über die jetzigen Reichsgrenzen hinausblicken, überall dieselben traurigen Thatsachen: unsere Kulturmarken weichen zurück, Stammesgenossen gerathen in harte Nothlagen.

Der deutsche Böhmerwald ist noch keine verlorene Kirche unserer Nationalität. Aber auch von dort klingt die Nothglocke zu uns herüber. Und wie Viele wissen etwas vom Böhmerwald, kennen das tannenstolze und fichtengrüne Berg-Heim, das in seinen einsamen Hochseen und schlichten Bewohnern sich bespiegelt, mit Wildgewässern uns unverstandene Grüße zuschickt! Dieses mit seltenen Naturreizen geschmückte Waldland, dieses Waldvolk, kernig deutsch wie nur irgend ein lebensvoller Zweig unserer Nation, möchte ich den Lesern der „Gartenlaube" ein wenig schildern. Vielleicht gelingt es mir, nicht nur ein flüchtiges Interesse zu erwecken, sondern Andere anzuspornen, dorthin ihren Wanderstab zu lenken. Sie werden dann Land und Volk lieben lernen und ein Verständniß für die Leiden des letzteren, für dessen schwere Kämpfe zur Behauptung der nationalen Existenz gewinnen.

Das Böhmerwaldgebiet umfaßt den südwestlichen hohen Grenzwall Böhmens und die von ihm nach Osten und Nordosten entsendeten Zweiggebirge oder Plateaulandschaften bis zum Uebergang in die Moldau-Ebene. Die Geographen lassen den Böhmerwald in der Gegend von Eger beginnen, wo er von dem Fichtelgebirge durch einen Einschnitt getrennt wird, und im Süden an das böhmisch-österreichische Gebirge anschließen.

Landesüblich gilt die Bezeichnung „Böhmerwald" nur für den Theil, welcher südlich von der Einkerbung bei Furth sich erstreckt, während der nördliche Abschnitt „Böhmischer Wald" genannt wird. Vorgelagert ist dem Böhmerwald nach Westen der Bayerische Wald, gleichsam ein Zwillingsgebirge, das dem ersteren an Höhe und Massenentfaltung nicht nachsteht. Der Hauptkamm des Böhmerwaldes, welcher so ziemlich die politische Grenze zwischen Bayern und Böhmen einhält, scheidet auch die Stromgebiete der Donau und Elbe. Böhmerwald und Bayerischer Wald sind noch heute ein zusammenhängender ungeheurer Forst, der durch die Menschensiedlungen nur wenig eingeengt wird. Sie bilden gleichsam einen grünen Golfstrom inmitten Europas, welcher die Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnisse der anliegenden Länder wesentlich bedingt. Das Gebiet eines jeden derselben übersteigt hundert Quadratmeilen. Der Böhmerwald zählt gegen eine Viertelmillion bis in die neueste Zeit fast durchaus deutsche Bewohner. Charakter, Sitten und Gebräuche, Trachten und äußere Erscheinung der Bevölkerung gleichen im Wesentlichen jenen Ausgestaltungen der Lebensart, welche wir bei den angrenzenden Oberösterreichern und Niederbayern vorfinden. Nicht allein der deutsche Geist und die Muttersprache spotten hier der trennenden Schranken, auch die Stammeseigenthümlichkeiten und der Dialekt wiederholen sich. Nur in wirthschaftlicher und socialer Hinsicht entdeckt man bemerkenswerthe Unterschiede. Statt der wohlhabenden oberösterreichischen Bauern und der unabhängigen bayerischen Eigenbesitzer treffen wir im Böhmerwalde die Pächter und Hintersassen ausgedehnter Latifundien; denn hier ist das Reich der fideikommissarischen Herrschaft, welche am mächtigsten und weitgreifendsten in dem Majoratserbe der Fürsten von Schwarzenberg sich entfaltet hat. Der größte Theil des Grund und Bodens im südlichen Böhmerwalde gehört ausschließlich dieser vor zweihundert Jahren aus Unterfranken gekommenen Adelsfamilie, welche heute, ihres deutschen Ursprunges vergessend, für tschechische Nationalinteressen wirkt. Die Bevölkerung fristet unter dem Drucke der Abhängigkeit ihr bescheidenes Dasein, ausgeschlossen vom großen Kulturverkehre, umlagert von den Tschechen, welche sie allmählich aufsaugen wollen. Selbst die kleinen Städte und Märkte leiden unter diesem wirthschaftlichen Druck, welcher eine segensreiche Entwickelung von Handel und Industrie hemmt. Im Norden des Böhmerwaldes, im Gebiete der „lunischen Freibauern" werden die Zustände etwas besser.

Als politische Warte des Böhmerwaldes ist die Kreisstadt Budweis zu betrachten, 120 Kilometer südlich von Prag, am Zusammenflusse der Moldau und Maltsch. Sie zählt gegen 25 000 Einwohner. In Mitte des Hauptplatzes oder „Ringes", welchen eine der Skizzen des beifolgenden Bildes darstellt, befindet sich ein großer Brunnen mit der mehr massigen, als künstlerisch durchgebildeten Figur des Simson, der ein Raubthier zwischen seinen Fäusten erdrückt. Auch die Deutschen in Budweis haben alle Ursache, sich die angestammte Kraft zu bewahren, denn bereits ist fast die Hälfte der Bevölkerung tschechisch geworden. Noch ist aber die Stadtvertretung deutsch, und die wohlhabenden und gebildeten Klassen halten fest zu ihr.

Das zwei Jahrhunderte alte Rathhaus, welches mit seinem breitspurigen Rococo eine gute Massenwirkung erzielt und durch Thürmchen, wappenartige Freskomalereien, gothische Wasserspeier eine belebte Façade erhält, wird heute von kaiserlichen Behörden eingenommen, während der Gemeinderath in dem anliegenden Gebäude tagt. Hier zeigt man den Fremden das städtische Museum, welches größtentheils aus Schenkungen von Mitbürgern hervorgegangen ist und vieles Interessante bietet, auch seine orientalischen und ostasiatischen Sammlungen jetzt mit einheimischen Erzeugnissen des Böhmerwaldes ergänzen soll. Denn Budweis ist der kommerzielle und nationale Mittelpunkt dieses Gebietes, obwohl es von den letzten Abfällen des Gebirges einige Stunden entfernt liegt und sich auf einer deutschen Sprachinsel befindet, die sich ungefähr eine Meile um die Stadt herum abgrenzt. Diese ist der Stapelplatz der Holz-Flößerei und -Schwemmerei des Böhmerwaldes. Zahlreiche Fabriken, darunter die berühmte Bleistiftfabrik von Hartmuth, einem ebenbürtigen Nebenbuhler der Nürnberger Faber, die fiskalische Tabakfabrik, die Schwarzenbergsche Zuckerfabrik, haben zur Hebung des Reichthums, aber auch zur Heranziehung slawischer Arbeiter mitgewirkt. In Folge der böhmischen Sprachenverordnung von 1880, welche verlangt, daß jeder Staatsdiener in diesem Kronlande des Tschechischen mächtig sei, werden die deutschen Beamten rasch verdrängt, und an ihre Stelle nisten sich Gegner des Deutschthums in die politischen, Verwaltungs-, Finanz- u. s. w. Behörden, in die Gerichte ꝛc. ein. Die täglich wachsende Gefahr hat schließlich die Deutschen veranlaßt, ihre zerstreuten Kräfte zu sammeln. Sie gründeten auf Anregung des verdienstvollen Publicisten Franz Höllrigl im Jahre 1884 einen Böhmerwaldbund, dessen natürlicher

Vorort Budweis ward. Binnen Jahresfrist hat dieser Verein zur nationalen Stärkung und wirthschaftlichen Hebung des Böhmerwaldvolkes es zu beinahe 100 Ortsgruppen (gegen 60 im gefährdeten Gebiete selbst) mit 12000 Mitgliedern gebracht.

Ein sichtbares Wahrzeichen des erwachenden deutsch-nationalen Bewußtseins ist das umfangreiche, geschmackvoll und zweckmäßig eingerichtete „Deutsche Vereinshaus", welches erst geschaffen wurde, nachdem die tschechischen Pioniere in demonstrativer Weise eine „Beseda", das ist eine gesellschaftliche Verbindung von propagandistischem Charakter, errichtet. Die Volks- und höheren Schulen sind bereits zur Hälfte slawisch, das bischöfliche Seminar, welches eine Diöcese von zwei Drittel deutscher Bevölkerung zu versorgen hat, zählte im letzten Semester unter etwa 100 Alumnen vier Deutsche. Und das vom Bischof Schönborn gegründete Taubstummeninstitut trägt nur eine tschechische Aufschrift, während die Straßenweiser doppelsprachig und die Schilder der größeren Firmen noch ausschließlich deutsch gehalten sind. So sieht es auf diesem Felde des Rassenkampfes aus. Auf dem Markstein des „Deutschen Vereinshauses" stehen die mahnenden Worte:

„Durch Kampf zum Sieg — durch Finsterniß zum Licht —
Das ist des Deutschen frohe Zuversicht!"

In den neuen Stadtparkanlagen, in denen man noch Reste der alten Stadtmauer erblicken kann, begrüßen uns die wohlgelungene Kolossalbüste Kaiser Josef's „des Einzigen" und ein charakteristisches Standbild Lanna's, des „selbstgemachten" Holz-Krösus, dem seine Vaterstadt Vieles verdankt.

Neben der mächtigen, aber stillosen Stadtkathedrale erhebt sich ein hoher Glockenthurm, von dessen Brüstung man eine weite Ausschau genießt. Die ziemlich regelmäßig gebaute Stadt mit den Flußläufen der Moldau und Maltsch und ein fruchtbares Gefilde, das von bewaldeten Bergen umschlossen wird, können wir überblicken. Nach Norden lugt aus Waldesdunkel Frauenberg, das Prunkschloß der Fürsten von Schwarzenberg, hervor.

Nach Frauenberg gelangt man auf der Budweis-Pilsener Bahn oder, wenn man das Landschaftsbild genauer sich einprägen will, in etwa einundeinhalber Stunde zu Wagen. Ich sah mir zuerst das in einem Parkwalde stehende Jagdschloß Wohrad mit seinem interessanten Forst- und Jagdmuseum an, in welchem namentlich die ausgestopften Thiergruppen, thatsächlich „lebende Bilder von des Wildes Treiben und Kämpfen", interessiren. Dann ging es durch den großen, völlig tschechisirten Ort Frauenberg etwa 300 Fuß aufwärts nach dem Fürstenschlosse. Im Vorbeigehen betrachtete ich in der Kirche Hans Gasser's „Madonna mit dem Kinde" aus Sandstein, ein Skulpturwerk von echtem Künstlergeist eingegeben. Das Schloß ist im sogenannten Windsor-Stile, der spätgothischen, in der Gesammtgliederung und in den Formen beweglicheren englischen Palast-Architektur erbaut, und macht in Verbindung mit den Waldkoulissen und den ziergärtnerischen Anlagen einen malerischen Eindruck. Dasselbe wurde auf dem Platze der abgetragenen alten Burgveste, die mannigfache Kampfschicksale erlebt und einmal auch im Besitze des im Dreißigjährigen Kriege genannten Generals Maradas war, von 1847—1871 errichtet von dem jetzigen Majoratsherrn und „regierenden Fürsten" Johann Adolf, Herzog zu Krumau.

So vortheilhaft der äußere Eindruck des drei Stockwerke hohen, mit Zinnen gekrönten, von Thürmen und Erkern eingerahmten Schloßbaues ist, so überladen erscheint dessen innere Ausschmückung. Das ist ein Magazin des Reichthums, in dem die Kunst nur hier und da einen fröhlichen Schelmenstreich mit dem schwerfälligen Aufstapler und antiquarischen Dilettanten getrieben. Eine harmonische Stimmung konnte ich nur in dem großen Bibliothelsaal erlangen, während die Zimmer der verstorbenen Fürstin mir als eine durch einander gewürfelte Auslese von Luxusläden verschiedener Zeitalter erschienen. Charakteristisch für den hier herrschenden Geist ist, daß mir und meinem Freunde ein Lakai als Führer beigegeben wurde, der nur tschechisch sprach oder zu verstehen vorgab. Wäre mein Begleiter nicht dieses Idioms einigermaßen mächtig gewesen, so hätten wir an verschiedenen fürstlichen Familienreliquien verständnißlos vorübergehen müssen; über das Künstlerische hatte unser Cicerone nicht einmal das übliche eingelernte Urtheil. Was als ein Zufall erscheinen könnte, gewinnt im Zusammenhang mit anderen Erscheinungen einen typischen Charakter. Auch im neuen Beamtenhaus neben dem Anstieg zum Schlosse hört man fast nur tschechische Laute. Von den mehr als 2000 Verwaltungs- und Forstbeamten, welche der Fürst für seine in Böhmen allein 33 Quadratmeilen umfassenden Besitzungen in Dienst genommen, sind bereits mehr als die Hälfte Tschechen; der deutsche Rest bequemt sich dem neuen Rasseglauben an, so gut er kann. Diese Haltung bedarf keiner weiteren Glosse. Sie allein vermochte den tschechischen Uebermuth so weit zu steigern, daß bei Enthüllung der Büste des Dichters Kollar in Weleschin unweit Krumau ein siegestrunkener Redner ausrief: „Bald muß auch die letzte Barbarenburg in Südböhmen, das ist Budweis, fallen, welche wir schon so lange belagern."

Am frühen Morgen ging es weiter nach Krumau, das in dreiundeinhalb Stunden erreicht wurde. Dieses malerische Städtchen ist der Thorhüter des südlichen Böhmerwaldes. Die bräunliche Moldau verräth hier noch Zigeunerblut. Eingeengt zwischen den Bergen dreht sie ihren schmalen Leib in den knappsten Windungen, versucht sich in den künstlichsten Verschlingungen, bis sie endlich mit raschem Fuße aus dem Kreise entschlüpft. Als Zuschauer drängen sich die alten Häuser in dichten ungeordneten Reihen bis zum Uferrand. Vom erhöhten Balkonsitze blickt mit vornehmer Gelassenheit das mächtige Schloß herab auf das steinerne Gewühl und auf die wildrauschenden Fluthen. Die in unserm Bilde wiedergegebene Ansicht veranschaulicht den Charakter des auf einem vorgeschobenen Felsen terrassenförmig sich erhebenden Städtchens, dessen Giebel sich recken, um über die vorderen Dächer hinauszulugen, wobei nur engen Berggassen Raum bleibt. Die gothische Kirche im Vordergrunde ist das Heiligthum der Erzdechanei Sankt Veit, in deren Wohnräumen der Prälat von Krumau residirt. Die Thürme des Gotteshauses sind verzopft, desto mehr erfreut das Innere durch reiche und stilvolle Ausgestaltung, Netz- und Sterngewölbe, sowie schönes Stab- und Maßwerk und ein feingearbeitetes Sakramentshäuschen. Im Hintergrund erhebt sich auf steiler Höhe das Schloß Krumau, welches die Witikonen im 11. Jahrhundert gegründet, die Rosenberg bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts besessen und die Eggenberg im 18. Jahrhundert an die Schwarzenberg vererbt haben, die den Titel „Herzöge von Krumau" übernahmen. Bei Beginn des Dreißigjährigen Krieges sammelte von da aus der Spanier Caratti die kaiserlichen Truppen zur Bezwingung der aufgestandenen Böhmen. Kurz vorher soll ein natürlicher Sohn des sterndeutenden Kaisers Rudolf II., Don Julius d'Austria, hier in schwerer Gefangenschaft dem Zorne seines Vaters geopfert worden sein.

Obwohl die weitausgedehnte, fünf Hofräume umschließende Gruppe von Gebäuden, welche das Schloß bilden, verschiedenen Zeitaltern entstammt und verschiedene Bauformen zeigt, verleiht ihr die historische Stimmung, deren das prunkende Frauenberg völlig entbehrt, doch ein einheitliches Gepräge. In stolzer Majestät steht der romanische Schloßthurm da mit seinen starken Mauern und seiner lauschigen oberen Säulengalerie, welche eine entzückende Rundsicht gewährt. Aber noch malerischer erscheinen die Marstallbrücke, welche die durch eine tiefe Schlucht getrennten alten und neuen Schloßtheile verbindet, und die über derselben sich dreimal wiederholenden gedeckten Verbindungsgänge. Wenn der Mondschein sie umfließt, kann man glauben, es schimmerten die Saiten einer Riesenharfe herüber, welche zwischen Felsen ausgespannt sind, und deren Resonanzboden der dunkle Hang des rückwärts aufdämmernden Plansker-waldes bildet. Dieser mächtige Querriegel des Böhmerwaldes bietet im fast 1100 Meter hohen Schöninger eine Hochwarte, wo man von dem Josefsthurm aus ein großartiges Panorama überschaut und bei klarem Wetter Fernblicke bis zu den Eishäuptern der Alpen hat.

Wie in Budweis, so suchen auch hier die Tschechen sich einzurichten. Sie beriefen tschechische Turner oder Sokolisten im August v. J. zu einer Demonstration nach Krumau, welche aber am ruhigen Sinn der Bevölkerung scheiterte. Der erhoffte Konflikt trat nicht ein, und während deutsche Turner zwei Wochen später in Königinhof beschimpft und mit einem Steinhagel überschüttet wurden, fanden die Sokolisten hier nur die Häuser verschlossen und die Straßen leer.

Der Bergbau, welcher vor 900 Jahren Krumau den Ursprung gegeben, ist wegen mangelnder Ergiebigkeit schon lange eingestellt. Aber das Gold deutscher Treue bergen noch die Herzen der standhaften Männer, welche nicht lassen wollen von germanischer Art. Sie leisten den Eindringlingen zähen Widerstand, bewehrt mit den Waffen des Gesetzes und gestärkt durch ihre Einmüthigkeit. Harret aus und ihr werdet siegreich aus dem Kampfe hervorgehen!

Vom Nordpol bis zum Aequator.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Populäre Vorträge aus dem Nachlaß von **Alfred Edmund Brehm.**

2. Bilder aus dem Affenleben.

I. Die Affenfamilie.

Scheich Kemál el Din Demiri, ein gelehrter Araber, welcher um das Jahr 1405 unserer Zeitrechnung zu Damaskus starb, erzählt in dem von ihm verfaßten Buche „Heiát el Heiwán“ oder „Leben der Thiere“, auf einen Ausspruch des Propheten sich stützend, folgende wundersame Geschichte:

„Lange bevor Mohamed, der Prophet und Gesandte Gottes des Allbarmherzigen, des Glaubens Licht entzündet hatte, viel früher noch, ehe Issa oder Jesus von Nazareth gelebt und gelehrt, bewohnte die Stadt Aila am Rothen Meere eine zahlreiche Bevölkerung jüdischen Glaubens. Sie aber bestand aus Sündern und Ungerechten vor dem Auge des Herrn, denn sie entheiligte fortdauernd den geweiheten Tag des Allerbarmers, den Sabbath. Vergeblich warnten fromme und weise Männer die sündigen Bewohner der gottlosen Stadt. Diese frevelten nach wie vor an dem Gebote des Höchsten. Da verließen die Warner die Stätte des Unheils, schüttelten den Staub von ihren Füßen und beschlossen, anderswo Elohim zu dienen. Heimweh aber und Sehnsucht nach ihren Angehörigen trieb sie nach Verlauf dreier Tage zurück nach Aila. Hier bot sich ihnen ein wunderbarer Anblick. Die Thore der Stadt waren verschlossen, die Zinnen der Mauern jedoch unbesetzt, so daß jenen unverwehrt blieb, die Mauern zu übersteigen. Aber auch die Straßen und Plätze der unglückseligen Stadt waren menschenleer. Da, wo sonst das lebendige Getriebe gewogt und gefluthet, wo Käufer und Verkäufer, Priester und Beamte, Handwerker und Fischer in buntem Gewimmel sich bewegt, saßen und hockten, liefen und kletterten riesige Paviane, und aus den Erkern und Fenstern, von den Söllern und Dächern, woselbst einst dunkeläugige Frauen geweilt, blickten Pavianinnen auf die Straßen hernieder. Und alle, die riesigen Affen wie die schmucken Aeffinnen, waren traurig und bestürzt, schaueten trübselig auf die heimgekehrten Pilger, schmiegten sich bittend und flehend an sie und stöhnten klagend. Staunend und grübelnd betrachteten die frommen Waller das unheimliche Wunder, bis einem von ihnen der trostlose Gedanke kam, daß Paviane und Pavianinnen vielleicht gar ihre früheren, nunmehr zu Thieren herabgesetzten Verwandten sein möchten. Um sich zu vergewissern, ging der weise Mann stracks zu seinem Hause. In der Thür desselben saß ebenfalls ein Pavian; der aber senkte beim Erscheinen des Gerechten schmerz- und schamvoll die Augen zu Boden. ‚Sage mir, bei Allah dem Allbarmherzigen, o Pavian,‘ so frug der Weise den Affen, ‚bist Du mein Schwiegersohn Ibrahim?‘ Und traurig antwortete der Pavian: ‚Ewa, ewa,‘ — ja ich bin es. Da schwand dem Frommen jeglicher Zweifel, und er erkannte bekümmerten Herzens, daß ein schweres Strafgericht Gottes gewaltet, daß die ruchlosen Sabbathschänder aus Menschen zu Affen gewandelt worden waren.“

Scheich Kemál el Din wagt zwar an diesem Wunder nicht zu zweifeln, kann aber, als denkender Mann, nicht umhin, die Meinung auszusprechen, daß vielleicht doch früher als Juden Paviane gelebt haben dürfen.

Wir unsererseits schließen uns, so hübsch erdacht und erzählt jene Geschichte auch ist, dieser Auffassung um so eher an, als die Affen, mit denen es die frommen Eiferer Ailas zu thun gehabt haben konnten, alte gute Bekannte von uns sind. Denn in Arabien hausen einzig und allein Mantelpaviane; einen derselben, den Hamadryas, aber finden wir bereits auf sehr alten ägyptischen Denkmälern vortrefflich abgebildet, und die Haartracht der Mantelpaviane ist es, welche den alten Aegyptern so auffallend erschien, daß sie dieselbe als Vorbild wählten und ihren Sphingen gaben, ebenso wie sie heutigen Tages noch als Muster für den Haarputz den dunklen Schönen Ostsudans dient. Der Mantelpavian nämlich spielt in der altägyptischen Götterlehre eine sehr bedeutsame Rolle, wie wir dies unter Anderem aus dem Werke des Hieroglyphenerklärers Horapollen erfahren. Diesem zufolge wurde der Affe in den Tempeln gehalten und nach seinem Tode einbalsamirt. Er galt als Erfinder der Schrift und daher ebenso wohl als ein dem Urheber aller Wissenschaft, Thoth oder Merkur, geheiligtes Wesen, wie als naher Verwandter der ägyptischen Priester, wurde auch bei seinem feierlichen Einzuge in das Heiligthum jedesmal einer Prüfung unterworfen, indem ihm der Oberpriester Schreibtafel, Tinte und Feder in die Hand drückte und ihn aufforderte zu schreiben, damit man erkennen möge, ob er der Aufnahme würdig sei oder nicht; von ihm behauptete man, daß er in geheimnißvoller Beziehung zum Monde stehe, beziehentlich, daß letzterer einen ungewöhnlichen Einfluß auf ihn übe; ihm schrieb man endlich die Fähigkeit zu, die Zeit in so ersichtlicher Weise einzutheilen, daß Trismegistus, „der dreimal erhabene“ Thoth, nach dem Beispiele und Vorbilde seines Thuns Wasseruhren angefertigt haben soll, welche wie er Tag und Nacht in je zwölf gleiche Abschnitte theilten. Somit danken mittelbar auch wir diesem Affen nicht allein die Schrift, sondern ebenso unsere Eintheilung der Zeit.

Es ist beachtenswerth, daß die alten Aegypter wohl ihre und des Affen Verwandtschaft für wahrscheinlich erachten, nicht aber ihre Abstammung von dem Affen als möglich erscheinen lassen. Einer derartigen Auffassung des Verwandtschaftsgrades zwischen Mensch und Affe begegnen wir zuerst bei den Indern. Unter ihnen herrscht seit uralter Zeit und noch heutigen Tages der Glaube, daß wenigstens einige Königsfamilien von einem in Indien heilig gehaltenen, in gewissem Sinne sogar als Gottheit angesehenen Schlankaffen, dem Hulman abstammen, und daß die Seelen abgeschiedener Könige in den Leib dieses Affen zurückkehren. Eine der regierenden Familien rühmt sich dieser Abkunft durch die in ihren Titel aufgenommene Ehrbezeichnung „geschwänzte Rana“ in besonders hervorragender Weise.

Aehnliche Ansichten, wie die Inder sie hegen, sind in neuerer Zeit bekanntlich auch unter uns geltend gemacht worden, und die Affenfrage, wie ich kurz, jedoch wohl allgemein verständlich, mich ausdrücken will, hat deßhalb viel Staub aufgewirbelt. Wissenschaftliche, für die Allgemeinheit zunächst bedeutungslose Erörterungen haben ebenso heiligen Zorn zu lodernden Flammen entfacht, wie ernstere Forscher in zwei verschiedene Lager getheilt und zu eifriger Verfechtung des Für und Wider begeistert. Wissenschaftlicher Forschung gänzlich fernstehende Elemente haben den Kampf aufgenommen, ohne zu wissen oder auch nur zu ahnen, um welches Ziel er eigentlich geführt wird, ihn sogar in Schichten getragen, in denen er nur Unheil stiften kann, und dadurch Verwirrung geschaffen, welche sich schwerlich so leicht lösen dürfte. Ueber die Affen zu reden ist nach alldem ein bedenkliches Unterfangen geworden, weil man, sie behandelnd, fortwährend Gefahr läuft, entweder den geträumten Urahn herabzusetzen, oder durch ihn den vermeintlichen Nachkommen zu beleidigen — ganz abgesehen von unausbleiblichen Schmähungen erbärmlichster Art, mit denen ungesittete, blindwüthend gegen das Zeitbewußtsein kämpfende Eiferer Jeden überschütten, welcher das Wort Affe auszusprechen wagt. Gleichwohl wird die Affenfrage zunächst noch nicht von der Tagesordnung verschwinden; denn diese Thiere, welche offenbar unsere nächsten Verwandten im Thierreiche darstellen, sind viel zu sehr unserer Theilnahme werth, als daß wir uns durch Hemmnisse, wie erwähnt, abhalten lassen sollten, sie und ihr Leben fernerhin zu erforschen, mit uns selbst und unserem Thun und Treiben zu vergleichen und damit nicht allein ihre Kunde, sondern auch die des Menschen zu fördern.

Ein Beitrag hierzu soll das Folgende sein.

Mit kurzen, gedrängten Worten ein allgemeines Lebensbild — und auf ein solches will ich mich beschränken — der so verschieden artigen Thiere zu geben, ist schwierig. Sie bewohnen in etwa vier-, jedenfalls erheblich mehr als dreihundert Arten alle Erdtheile, mit alleiniger Ausnahme Australiens, insbesondere die Länder zwischen den Wendekreisen. In Amerika erstreckt sich ihr Verbreitungsgebiet vom 28. Grade südlicher Breite bis zum Antillenmeere; in Afrika reicht es vom 35. Grade bis zur Meerenge von Gibraltar, in Asien von den Sunda- bis zu den japanischen Inseln; in Europa beschränkt sich ihr Vorkommen auf den Felsen

von Gibraltar, woſelbſt ſeit nicht nachweisbaren Zeiten, gegenwärtig von der Beſatzung der Feſte gehegt und geſchont, ein aus mehr als zwanzig Stück beſtehender Trupp Magots oder Stummelmakaken ſein Daſein friſtet. Wälder und Felſengebirge, in denen ſie bis zu dritthalbtauſend Meter unbedingter Höhe emporſteigen, bilden ihren Aufenthalt. Hier wie dort hauſen ſie, wenige Arten ausgenommen, jahraus, jahrein, tragen aber dem Wechſel der Jahreszeiten in ſo fern Rechnung, als ſie im Walde den reifenden Früchten zu Liebe mehr oder minder ausgedehnte Wanderungen unternehmen oder in den Gebirgen mit Beginn der warmen Jahreszeit aufwärts, mit Eintritt der kalten abwärts ſteigen; denn ſie lieben, obſchon man ſie ſelbſt in verſchneiten Gegenden noch antrifft, die Wärme ebenſo wie einen reichlich und mannigfaltig beſchickten Tiſch. Etwas zu beißen und zu knacken muß es da, wo ſie bleibend oder für längere Zeit ſich anſiedeln ſollen, jedenfalls geben; ſonſt wandern ſie aus. Waldungen in der Nähe menſchlicher Siedelungen erſcheinen ihnen als Paradieſe: der verbotene Baum in ihnen kümmert ſie nicht. Mais- und Zuckerrohrfelder, Obſt-, Bananen-, Piſang- und Melonenpflanzungen betrachten ſie als ihnen erb- und eigenthümliche Weidegebiete: Ortſchaften, in denen frommer Wahn der Bevölkerung ſie ſchützt, gelten ihnen ebenfalls als recht angenehme Wohnſitze.

Eine Familie der Mantelpaviane (Dschelada). Von Fr. Specht.

Alle Affen, die ſogenannten Menſchenaffen vielleicht ausgenommen, leben in Banden von bisweilen ſehr erheblicher Stärke, denen ein altes Männchen als Führer vorſteht. Zu ſolcher Würde erhebt die wohl oder übel allſeitig anerkannte Befähigung des Inhabers: die ſtärkſten Arme und die längſten Zähne entſcheiden. Während bei Säugethieren, unter denen ein weibliches Mitglied die Führung übernimmt, jedes andere Zugehörige der Herde willig folgt, erzwingt der Leitaffe, als Selbſtherrſcher und Alleingebieter der ſchlimmſten Art, unbedingten Gehorſam. Wer ſich nicht gutwillig unterordnen will, wird durch Biſſe, Kniffe und Püffe zur Pflicht geführt. Der Leitaffe verlangt ſklaviſche Unterwerfung von allen übrigen Affen und ebenſo von den Aeffinnen ſeiner Herde. Ritterliche Artigkeit gegen das ſchwächere Geſchlecht übt er nicht: „Im Sturm erringt er der Minne Sold“. Seine Zucht iſt ſtreng, ſein Wille unbeugſam. Kein Affenjüngling darf ſich unterſtehen, mit einer Aeffin ſeiner Bande zu liebeln, keine Aeffin ſich erdreiſten, außer ihm einem anderen Affen Huld zu gewähren. Er ſelbſt herrſcht unbeſchränkt über ſeinen Harem, und ſein Geſchlecht mehrt ſich wie der Sand am Meere. Wird die Herde zu zahlreich, ſo ſondert ſich unter Leitung eines inzwiſchen erſtarkten Mitaffen ein Trupp von ihr ab, um eine eigene Gemeinſchaft zu bilden. Bis dahin wird jener allgemein geachtet und ebenſo geehrt als gefürchtet. Alte geprüfte Affenmütter wie junge, im Backfiſchalter ſtehende Aeffinnen beſtreben ſich ihm zu ſchmeicheln, beeifern ſich namentlich, ihm die höchſte Gunſt, welche ein Affe dem andern gewähren kann, fortwährend zu ſpenden, indem ſie mit Ernſt ſich bemühen, ſein Haarkleid von allen nicht zu ihm gehörigen Dingen und Weſen zu ſäubern. Er ſeinerſeits läßt ſich ſolche Huldigung gefallen mit dem Anſtande eines Paſcha, dem ſeine Lieblingsſklavin die Füße kraut. Die Achtung, welche er ſich zu verſchaffen wußte, verleiht ihm Sicherheit und Würde im Auftreten, der Kampf, welchen er trotz alledem beſtändig zu beſtehen hat, Wachſamkeit, Muth und Selbſtbewußtſein, die Nothwendigkeit, ſeine Herrſchaft zu erhalten, Umſicht, Liſt und Verſchlagenheit. Indem er dieſe Eigenſchaften, zunächſt wohl zum eigenen Beſten, verwerthet, nützt er aber auch der Geſammtheit,

Digitized by Google

und seine schrankenlose Herrschaft erhält hierdurch Berechtigung und Bestand. Von ihm regiert und gelenkt, führt die Bande, wie heftige Stürme auch in ihrem Innern toben mögen, ein nach außen hin sehr gesichertes und daher behagliches Leben.

Alle Affen, mit Ausnahme der wenigen Nachtaffen, wirken bei Tage und ruhen bei Nacht. Erst geraume Zeit, nachdem die Sonne aufgegangen, ermuntern sie sich vom Schlafe. Ihr erstes Geschäft ist, sich zu sonnen und zu putzen. War die Nacht kalt und unbehaglich, so versuchten sie zwar dadurch, daß sie sich in Haufen zusammendrängten, ja sogar förmliche Klumpen bildeten, ihre unerquickliche Lage zu verbessern, fröstelnd am Morgen aber doch noch so, daß ihnen eine länger währende Besonnung durchaus geboten erscheint. Sobald der Nachtthau abgetrocknet ist, verlassen sie ihre Schlafplätze, klettern langsam zu den höchsten Spitzen der Baumwipfel oder Felsenzacken empor, erwählen einen den Sonnenstrahlen zugänglichen Sitz und kehren nun, auf letzterem gemächlich sich drehend und wendend, nach und nach alle Theile ihres Leibes der Sonne zu. Ist der Pelz abgetrocknet und gehörig durchwärmt, so regt sich das Verlangen, ihn gereinigt zu sehen, und jeder giebt sich nun diesem Geschäfte mit Eifer und Sorgfalt hin oder verlangt und empfängt von einem seines Gleichen solches bezweckenden Liebesdienst ebenso, wie er stets geneigt ist, ihn zu gewähren.

Nachdem das Haarkleid gereinigt, nöthigenfalls sogar gestrählt worden ist, macht sich die Sorge ums Frühstück geltend. Sie ist aus dem Grunde nicht beschwerend, weil den Affen alles Genießbare mundet und das Thierreich wie das Pflanzenreich ihnen zollen muß. Waldungen wie Berggelände bieten Früchte, Blatt- und Blüthenknospen, Vogelnester mit Eiern oder junger Brut, Schnecken und Kerfe, Gärten Obst und Gemüse, Felder Getreide und Hülsenfrüchte. Hier wird eine reifende Aehre gebrochen, dort eine saftige Frucht gepflückt, in der Höhe ein Vogelnest ausgeplündert, auf dem Boden ein Stein umgewendet, in der Siedelung ein Garten gebrandschatzt oder ein Feld beraubt und überall etwas mitgenommen. Jeder einzelne Affe verwüstet, falls er dazu Zeit hat, zehnmal mehr, als er verbraucht, und kann aus diesem Grunde den Landwirth wie den Gärtner oder Obstzüchter empfindlich schädigen. Bei Beginn des Raubzuges sucht jeder für alle Fälle sich zu sichern und verzehrt fast ohne Wahl, was er erlangt, stopft auch, wenn er Backentaschen besitzt, zunächst diese so voll, als irgend möglich; sobald er aber dem ersten und dringendsten Bedürfnisse genügt hat, wählt und mäkelt er in maßloser Weise, indem er alles gepflückte Obst, jede gebrochene Aehre erst sorgsam untersucht, beriecht und beschaut, bevor er genießt, in den meisten Fällen aber das eine wie das andere achtlos wegwirft, um nach anderer Atzung zu greifen und ebenso zu verfahren wie vorher. „Wir säen und die Affen ernten," klagten mir die Bewohner Ost-Sudans mit vollstem Rechte. Gegen derartige Diebe schützt weder Hag noch Mauer, weder Schloß noch Riegel: sie übersteigen jene und öffnen diese; und was nicht gefressen werden kann, wird wenigstens mitgenommen. Es ist lustig und leidvoll zugleich, ihnen zuzuschauen; denn wie in ihrem Wesen überhaupt, paart sich auch jetzt Dreistigkeit und Verschlagenheit, Uebermuth und Schlauheit, Genußsucht und Vorsicht, ebenso freilich auch List und Tücke, Frechheit und Böswilligkeit. Alle ihnen eigenen Kunstfertigkeiten gelangen um so mehr zur Geltung, je gefährlicher das Unternehmen erscheint. Es wird gelaufen, geklettert, gesprungen, im Nothfalle auch geschwommen, um jedes Hemmniß wegzuräumen, immer und unter allen Umständen aber die eigene Sicherung niemals außer Acht gelassen. Der Leitaffe zieht stets voran, lockt, ruft, mahnt, warnt, zetert, schilt und straft, je nach Befinden; die Herde folgt und gehorcht, ohne jedoch jemals ganz zu vertrauen. Bei Gefahr denkt jedes Mitglied der Bande zunächst an die eigene Sicherung und findet sich erst später wieder bei dem Leitaffen ein; nur die Mütter, welche Kinder an der Brust oder auf dem Rücken tragen, machen hiervon eine Ausnahme, indem sie um deren Schicksal besorgter sind oder doch zu sein scheinen, als um ihr eigenes.

Die Affenjungen, von denen die meisten Arten gleichzeitig nur eins gebären, kommen zwar als wohlentwickelte Wesen, daher auch mit offenen Augen, zur Welt, sind aber nach unseren Begriffen überaus häßliche und trotz verhältnißmäßig weit vorgeschrittener Entwickelung ziemlich hilflose Geschöpfe. Häßlich erscheinen sie uns, weil ihre faltigen Gesichter mit den lebhaften Augen einen greisenhaften Ausdruck haben und ihr noch spärliches Haarkleid die ohnehin sehr bedeutende Länge ihrer Vorderglieder gleichsam noch verzerrt; als unbehilflich erweisen sie sich, weil sie von diesen Gliedern keinen anderen Gebrauch zu machen wissen, als sich an die Brust der Mutter zu heften. Hier hängen sie, mit Armen und Händen den Hals, mit Beinen und Füßen die Weichen der Mutter umklammernd, wochenlang, ohne ersichtlich mehr als den Kopf zu bewegen, gestatten daher der Mutter, ohne irgendwie gewichtige Belästigung gewohnten Geschäften nachzugehen und nach wie vor auf den halsbrechendsten Pfaden zu wandeln oder die kühnsten Sprünge auszuführen. Erst nach Ablauf geraumer Zeit, selten früher als nach Monatsfrist, beginnen sie, einzelne Bewegungen zu versuchen, benehmen sich dabei jedoch so ungeschickt, daß sie eher zum Mitleide als zum Lachen reizen. Diese Wechselbälge aber werden, vielleicht gerade ihrer Hilflosigkeit halber, von ihren Müttern mit solcher Zärtlichkeit betrachtet und behandelt, daß der Ausdruck „Affenliebe" durchaus richtig erscheinen muß. Jede Affenmutter macht sich beständig mit ihrem Sprößlinge zu schaffen. Bald leckt sie ihn, bald reinigt sie sein Fell, bald legt sie ihn an die Brust, bald nimmt sie ihn in beide Hände, als wolle sie ihn einwiegen. Sieht sie sich beobachtet, so kehrt sie sich ab, als wolle sie andern Wesen den Anblick ihres Lieblings mißgönnen. Ist dieser älter und beweglicher geworden, so erhält er zuweilen Erlaubniß, die Mutterbrust verlassen und mit anderen seines Gleichen spielen zu dürfen, bleibt aber in strenger Zucht und wird, wenn er nicht augenblicklich gehorcht, durch Püffe und Kniffe bestraft. Selbst auf die Nahrung erstreckt sich die Fürsorge der Mutter. So gierig diese sonst zu sein pflegt: mit ihrem Sprößlinge theilt sie jeden Bissen, duldet aber auch nicht, daß jener durch hastiges oder übermäßiges Fressen sich schade, und schreitet in solchen Fällen mütterlich verständig ein. Doch kommt es selten hierzu oder zu empfindlicher Bestrafung, denn das Affenjunge ist so gehorsam, daß es manchem Menschenkinde als Vorbild aufgestellt werden könnte.

Wahrhaft rührend geberdet sich die Mutter bei ersichtlichen Leiden, geradezu verzweifelnd beim Tode ihres Sprößlings. Stunden- und tagelang schleppt sie die kleine Leiche mit sich herum, verweigert fortan jede Nahrung, sitzt antheillos auf einer und derselben Stelle und härmt sich oft buchstäblich zu Tode. Das Affenkind dagegen ist so tiefen Gefühlen unzugänglich, auch besser bewahrt als andere Thiere, falls es seine Mutter verliert. Denn das erste beste Mitglied der Bande, gleichviel ob es männlichen oder weiblichen Geschlechtes ist, nimmt es in Pflege, stillt an ihm das allen Affen eigene heiße Verlangen, zu bemuttern, hätschelt es aufs Wärmste, geräth aber, des lieben Futters halber, leider oft in Zwiespalt mit seinem besseren Selbst und läßt ein Pflegekind, welches sich nicht bereits allein zu helfen weiß, erbärmlich kümmern, vielleicht sogar verkümmern.

Die Andere.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Von W. Heimburg.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens trat der Telegraphenbote in unser Haus und brachte der Frau Amtsräthin die schönste Botschaft, die sie je in ihrem Leben bekommen hatte — wie sie heute noch behauptet. Mit dem Rufe: „Tonchen, heute Abend kommen sie!" riß sie die Thür des Wohnzimmers auf, „da steht's Kind! Ach, Du großer gütiger Gott!"

Ja, da stand es: „Heute Abend acht Uhr treffen wir ein. Müller." — Die Depesche war aus Köln. Und wie kam da Leben in das Haus! „Sophie, Kinder — in den Garten! Schneidet Grünes und Blumen!" rief die alte Dame. „Mamsell, schlachten Sie die jungen Hähne; Kind, Tone, glaubst Du, daß er Hähnchen essen darf? Und Apfelmuß? Er ißt so gerne

Apfelmuß, Mamſell. Tonchen, einen Lorbeerkranz! Herzenskind, gehen Sie zum Schloßgärtner, einen Lorbeerkranz, ſo ſchön er ihn machen kann!“

Und die kleine Frau lief aus der Küche in das Krankenzimmer und öffnete die Fenſter, und von dort lief ſie in die Leutestube. „Jürgen, daß der Wagen blank gewaſchen iſt, und laufe zum Superintendenten und ſage ihm eine Empfehlung von mir, und der junge Herr käme heute! Und zu Doktor Rother, er ſoll gegen halb neun Uhr hier ſein, man kann ja nicht wiſſen. Beſtelle auch ein Faß Bier in der Brauerei für Euch. Um fünf Uhr fahren wir hier ab, Jürgen; ich hole meinen Jungen ſelbſt aus Triebelsberg.“

Es war plötzlich wie ein trippelnder Ameiſenhaufen, bald lag der Flur voller Grün, und Frau Amtsräthin und ich und die Mägde, was Zeit und Hände hatte, band Guirlanden. Die kleine Frau ſaß auf der unterſten Stufe der Treppe, und mitten in der Arbeit ſchlug ſie die Hände vor das Geſicht: „Ich denke nur an die Armen, Tonchen, die keine Kränze winden dürfen, weil ihnen Niemand heimkehrt.“

Und dann ging's mit zitternder Haſt weiter. Als es Mittag war, da prangten vor der Einfahrt des Hofes zwei rieſige Tannenbäume, von Pfeiler zu Pfeiler ſchlang ſich eine prächtige Guirlande, und auf einem Transparent ſtand, mehr gut gemeint als ſchön:

Du tapferer Krieger,
Franzoſenbeſieger!
Von Deinen Wunden
Mögſt Du geſunden
Im Vaterhaus!

Das hatte der alte Schafmeiſter angegeben. Die Mamſell fand den Vers geſchmacklos, aber ſie ſchwieg, als ſie ſeine Bedeutung erfuhr. Der alte Mann berichtete nämlich, daß er den Reim noch von „damals“ im Gedächtniß habe, als nach der Schlacht bei Leipzig ein junger Herr Roden hier wieder einzogen war, „freilich mit einem Beine weniger, als er in den Kampf ging, aber ſonſt kreuzfidel,“ wie ſich der Alte ausdrückte. Der Großonkel von Fritz mußte es geweſen ſein. Und die Frau Amtsräthin entſchied: „Es bleibt! Es iſt hiſtoriſch, und nebenbei — Fritz weiß, daß es ihm Freude machen ſoll, und wahr iſt's auch, was darauf ſteht.“

Die Treppengeländer, die Hausthür und jegliche andere Thür waren mit Kränzen umhangen, an den Wänden im Flur Feſtons, und von der Mitte des Gewölbes, wo die große Lampe hängt, zogen ſich die anmuthigen Gewinde nach allen vier Ecken des Raumes hinab, und gar wunderſchön nahmen ſich die bunten Aſtern in dem Spargelkraut aus. Ueberall Blumen; in der Stube der Tiſch gedeckt mit dem Schönſten, was das Haus barg, mit dem Damaſttafeltuch, welches zur Taufe des Fritz zum erſtenmale aufgelegt worden war. Mütterchen prangte im ſchwarzſeidenen Kleid: die Bänder des Häubchens waren himmelblau, und um den Hals trug ſie einen ſchönen altmodiſchen Kragen von echten Spitzen.

Nur in dem Zimmer, darin er wohnen ſollte, ward keine Blume gelitten; da lag einſam der Lorbeerkranz auf dem Tiſchchen vor dem Bette.

Und wie ſelig fuhr ſie dann in dem großen Wagen davon, umgeben von Decken und Kiſſen und Fußbänken. Und während dem ſaß ich oben in meinem Stübchen und las einen Brief des Vormundes, der mir mit kurzen Worten mittheilte, ich könne ſofort in das Eliſabeth-Hoſpital eintreten. Was denn vorgefallen ſei, daß ich eine Zuflucht verlaſſen wollte, über die ich anfangs ſo hoch beglückt geweſen?

Konnte ich's ihm denn ſagen? Ach, wenn ich überhaupt nur erſt geſprochen hätte! Aber wenn es einmal ſoweit war, dann ſagte Frau Roden gerade: „Tonchen, im Winter wollen wir Beide doch den großen Teppich fertig ſticken, den ich für Fritz angefangen habe.“ Oder: „Tonchen, im Winter leſen Sie mir fleißig vor; mit meinen Augen wird's immer trüber.“ Oder: „Kindchen, Sie müſſen Whiſt lernen; wird's Ihnen nicht zu langweilig ſein mit mir Alten und dem kranken Jungen?“

Dann war mir die Kehle wie zugeſchnürt, ich konnte keine Silbe vom Fortgehen ſprechen. Und ſo lange dort drüben noch nichts entſchieden war — durfte ich denn auch?

Ich konnte es mir nicht verhehlen, ich war in fieberhafter Aufregung, — mir bangte vor dem Wiederſehen. Tag und Nacht hatte ich an ihn gedacht, und ſeit der Stunde, in der die alte Dame geſammert: „Tone, was ſoll aus uns werden?“ da waren meine Gedanken rebelliſch geworden und ließen ſich abſolut nicht gängeln, wenn auch immer und immer wieder eine Stimme in mir warnte: Du armes Ding, haſt Du denn vergeſſen, daß Du „Die Andere“ biſt?

„Nein, nein! Ich wollte ja vernünftig ſein; er war eben nur ein Freund, ein Bruder, ein Kranker noch dazu, körperlich und geiſtig krank; denn ſein Herz wird noch lange nicht geneſen von den Wunden, die Lotte ihm geſchlagen.

Und die Stunden vergingen, die Dämmerung ſank herab, und ich ſtand am Fenſter und ſah durch die Lücke zwiſchen den beiden Kaſtanienbäumen auf die Fahrſtraße längs des Schloſſes; auch die Fenſter unſerer früheren Wohnung konnte ich erblicken; goldig blinkten ſie im Scheine des Abendhimmels.

Da Pferdegetrappel, das Rollen eines Wagens; — ich erkannte die alten Füchſe und ging zur Stubenthüre, um ihn unten zu begrüßen. Stufe für Stufe kam ich hinunter, wie Blei lag es mir in den Gliedern, und ſo trat ich inmitten der Leute unter die buntgeſchmückte weitgeöffnete Pforte des Hauſes. Langſam kam das Gefährt über das Pflaſter des Hofes, das Verdeck des Wagens war hochgeſchlagen, und Jürgen winkte vom Kutſcherbock ſo eigenthümlich mit der Hand, als wollte er ſagen: „Man ſachte, man ſtill! Wir ſind noch lange nicht ſo weit, bis zur lauten Freude!“

Ich eilte die Stufen hinab an den Schlag. „Fritz,“ hörte ich Frau Roden ſagen, „da ſind wir! Da iſt Tonchen!“ Und eine matte Stimme ſprach darauf: „Guten Tag, Fräulein Antonie!“

Dann war Herr Müller aus dem Wagen geſprungen und Jürgen vom Bock, und ſie poſtirten ſich am Schlag; auch Frau Roden ſtieg aus. Ich konnte ihre Züge nicht mehr unterſcheiden, aber ſie drückte meine Hand ſo eigen und ſo feſt. „Recht vorſichtig,“ bat ſie, und nun hoben ſie ihn heraus.

So ſchlimm war es? Ich ſtand wie gelähmt vor Schreck. „Bſt! Nicht merken laſſen, Tonchen,“ flüſterte ſie, „ja nicht!“ — Ja, war denn das der blühende ſtattliche Mann, der vor kaum acht Wochen hinauszog, in der Vollkraft der Geſundheit? Wie ein Kind trugen ſie den Rieſen in das Haus, und der Schein des Lichtes ſtreifte ein bis zur Unkenntlichkeit abgemagertes Geſicht und matte, tief eingeſunkene Augen.

„Ins Bette, Mutter,“ hörte ich ihn ſagen, „wenn ich liege, mögen mich die Leute begrüßen.“

Alles war ſtumm. Wie bittere Ironie hingen die Kränze über den Thüren, wie Hohn ſtand dort die feſtliche Tafel.

„Lauft noch einmal zum Doktor Rother,“ befahl Frau Amtsräthin, „er ſoll bald herkommen.“ Dann verſchwand ſie im Krankenzimmer. „Ach Du lieber Heiland!“ ſagte die Mamſell, und die Thränen rannen über die dicken rothen Wangen. Scheu und ſtill gingen die Leute davon, und ich ſtand noch immer in dem feſtlich geſchmückten Flur und konnte es nicht faſſen.

Dann öffnete ſich die Thür, und Frau Roden kam heraus, von Jürgen gefolgt, der nach der Küche ſchritt. „Tone,“ flüſterte ſie vor mir ſtehen bleibend, „wollen Sie noch immer gehen, um in Berlin Kranke zu pflegen?“

Ich blickte ſie erſchreckt an.

„Ich weiß Alles, Tone! Glauben Sie, ich hätte nichts gemerkt? — Wenn es Sie keine zu große Ueberwindung koſtet — da drinnen, da fänden Sie auch wohl, was Sie ſuchen.“

Ich reichte ihr ſtumm die Hand. „Gott lohne es Ihnen,“ ſprach ſie, „daß Sie mich nicht verlaſſen jetzt!“ — Ich ging in mein Zimmer, band mir eine Schürze um, zog weiche leiſe Schuhe an und kam wieder hinunter. „Nun führen Sie mich an meinen Platz,“ ſagte ich zu der kleinen Frau, die eben mit einer Schüſſel Waſſer und Leinwand durch den Flur ſchritt.

Ohne Weiteres gab ſie mir, was ſie trug. „Kommen Sie, mein Kind!“

Leiſe trat ich an ſein Bette; er hatte die Augen wie in tiefer Erſchöpfung geſchloſſen; der kranke Arm lag auf der Decke. Die Binden waren unſauber geworden durch die lange Fahrt; behutſam begann ich, ſie abzuwickeln. Da ſchlug er die Augen auf, und wir ſahen uns an. Wie Sonnenſchein ging es über ſein Geſicht. „Ach Sie, Fräulein Tone?“ ſagte er herzlich. „Sie wollen das thun?“ Er hob die Linke zum Handſchlag.

„Es scheint Alles viel schlimmer, als es ist; ich bin matt von der Reise. Wie gut, daß ich daheim!"

„Ja, mein lieber alter Junge," sagte Frau Roden, „nun wollen wir Dich bald gesund kriegen, aber sprich nicht so viel."

Als Doktor Rother ihn untersucht hatte, erhielt ich meine erste Anleitung in der Pflege von Wunden. „Sorgfalt, Fräulein von Werthern, und Akkuratesse, große Akkuratesse!" sagte der freundliche alte Mann. „So halten Sie den Arm — so ist's recht, es wird schon werden, dazu können wir am besten eine junge weiche Frauenhand gebrauchen; gelt, Du armer Kerl?"

„Versteht sich, Pathe!" erwiderte er mit einem Versuch zu scherzen.

„Ja, ja, das glaub' ich wohl! Na, nun nur hübsch ruhig, und gutes kräftiges Essen und frische Luft und Geduld, dann wollen wir Dich schon auf die Beine bringen. Und, Fräuleinchen, Akkuratesse! Akkuratesse!"

Er strich dem Kranken über das Gesicht und ging, um ein wenig zu essen, und Frau Roden war froh, daß ihre Vorbereitungen doch in Etwas zur Geltung kamen. Ich führte den alten Herrn hinüber an den festlich gedeckten Tisch, an dem Müller schon Platz genommen hatte. „Nun leisten Sie mir Gesellschaft," bat er mich und goß sich Rothwein ein.

„Herr Doktor," fragte ich, „er ist sehr krank?" —

„Herunter ist er, furchtbar herunter! Aber er kommt auch wieder herauf. — Prost! Fräulein von Werthern, auf das Wohl des Kranken!"

„Wir haben nichts zu befürchten?"

„Fürchten? Fürchten? Wenn ich mir einen Holzsplitter einreiße, habe ich ebenfalls zu fürchten. Seien Sie gescheit, kleines Fräulein, und essen Sie hier mit; sehen Sie nur, wie goldbraun die Mamsell die Hähnchen gebacken hat." Und der allezeit lustige Mann hieb tapfer darauf ein, und ehe ich's versah, waren die beiden Herren in ein eifriges Feldzugsgespräch verwickelt, und Müller gab haarsträubende Berichte aus den Lazarethen zum Besten.

Als der Doktor endlich nach der Uhr sah und rasch aufstand, um Hut und Stock zu ergreifen, sagte er im Flüstertone: „Er wird fiebern, Fräulein von Werthern, erschrecken Sie sich nicht, und lassen Sie die kleine schwächliche Frau sich nicht ängstigen und überanstrengen; die Wunde ist durch den Transport etwas entzündet. Zur Noth Eisumschläge auf den Kopf. Sie haben's ja im Keller. Ich komme morgen mit dem Frühesten."

„Hat ihm die Reise geschadet?" rief ich angstvoll.

Er zuckte ungeduldig die Schultern. „Liebes Kind, es ist eine schwere Verletzung, und für dergleichen pflegt eine lange Eisenbahnfahrt nie von Vortheil zu sein. Aber tausendmal besser, er liegt hier in dem sauberen Hause als in vom Lazarethfieber durchseuchten Räumen. Nur den Kopf oben, sonst kann ich Sie nicht als Pflegerin gebrauchen."

Nein, ich hätte nicht fortgekonnt, denn es kamen schwere Tage und Nächte; Stunden, in denen der Kranke die furchtbarsten Schmerzen litt, in denen ihm das klare Bewußtsein geschwunden schien und er den Namen „Lotte" unzählige Male aussprach, und die Hände mir zitterten, welche frische kühle Tücher auf seine Stirn legten.

„Es ist nicht allein die Wunde," sagte der Doktor, „es sind auch die Folgen der Aufregungen und Strapazen; hier wirkt vieles zusammen."

Während der nächsten Tage sah ich Lotte nicht; ich wußte nur, daß sie noch nicht nach Berlin abgereist sei, und daß sie nach wie vor spazieren fahre. —

Dann erschien der dreißigste Oktober, ein echter Herbsttag. Der Sturm fegte welke Blätter im Wirbel gegen die Fenster, und dann und wann kam eine Regenbusche, wie im April. In den Zimmern war zum ersten Male eingeheizt, und die Flammen spielten lustig in den weißen Porcellanöfen, als freuten sie sich der wiedererlangten Gunst bei den Menschen. Trotz aller finstern Wolken draußen war hier innen Sonnenschein eingekehrt, denn der Kranke befand sich, nach seiner eigenen Aussage, zum ersten Male wieder menschlich und wollte aus der Zeitung vorgelesen haben.

„Mütterchen, Du kannst das nicht, es strengt Augen und Stimme an, — wenn aber Fräulein Tone —" er wendete den Kopf zu mir und sah mich an. „Ich quäle Sie recht, nicht wahr?" Er hielt mir die gesunde Hand entgegen und drückte die meine herzlich. „Ich muß doch wissen, ob wir schon vor Paris stehen?"

Eilig lief ich in das Wohnzimmer, um Zeitung und Lampe zu holen, und ertappte mich dabei, daß ich leise vor mich hin sang. Einen Moment war ich selbst erschreckt, dann fiel mein Blick durch das Fenster auf das Schloß, und ich dachte daran, daß ich eigentlich heute Lotte besuchen wollte. — Vielleicht nach Tische; ich konnte ja ruhig fortgehen. Die bittenden Blicke sollten heute einmal keine Gewalt über mich haben, nahm ich mir vor; die Augen, die mir immer folgten, wenn ich durch das Krankenzimmer schritt, die so enttäuscht aussehen konnten, wenn ich hinausging.

„Ja, ja, Fräulein von Werthern," sagte neulich der Doktor, „Kranke sind Tyrannen; sie gönnen dem, der sie pflegt, nicht Ruh noch Rast; förmlich eifersüchtig sind sie. Das muß man in Geduld ertragen, es ist die pure Langeweile."

„Aber Doktor!" hatte Fritz Roden sich vertheidigt, „Dankbarkeit ist es, und —"

„Schöne Dankbarkeit! Adieu, Fritz."

Ich nahm die Zeitung und schritt durch den Flur. Das ganze Haus duftete nach Obst; die Kellerthür stand offen, und die Mägde schleppten Tragekörbe voll der köstlichsten Winteräpfel hinunter.

Da riß Jemand ungestüm die Hausthüre auf, daß der Klang der Schelle dröhnend an den Wänden entlang fuhr — Anita stürzte herein, blaß und verstört.

„Ist sie hier?" rief sie.

„Wer? Meine Schwester?"

„Die Gräfin! Ich habe sie hinüber laufen sehen."

„Nein!" sagte ich erschreckt.

„Dann ist sie im Garten oder in der alten Wohnung." Und fort eilte das Mädchen.

Ich warf die Zeitung auf eine Bank und eilte in den Sturm hinaus, hinter Anita her. An der weit offenen Gartenthür holte ich sie ein.

„Anita, um Gotteswillen, was ist's?" stieß ich hervor.

„Sie muß schlechte Nachrichten bekommen haben, sie war wie eine Verzweifelte, ich traue ihr Alles zu. — Fräulein, dort hinten fließt die Rote!"

Wie ein Pfeil flog ich vorwärts. „Lotte!" rief ich, „Lotte!" Aber das Rauschen des Windes in den Bäumen übertönte meine Stimme. — „Ein Sprung von der Brücke," klang es mir in die Ohren. „Lotte, nur das nicht, nur das nicht!"

Und ich tastete mich den kleinen Abhang hinunter und stand dann auf dem Wege, neben welchem das stille tiefe Flüßchen dahin zieht.

„Lotte! Lotte!" Ich weiß nicht mehr, wie rasch ich dahin stürzte und wie ich endlich erschöpft in die Kniee sank neben der schlanken Gestalt, die hart am Rande des Wassers, so dicht, daß ihr Fuß darüber zu schweben schien, die Arme um den Stamm einer Erle geschlungen hatte. „Lotte, was — was willst Du thun?" schrie ich auf und richtete mich empor. Sie wandte das Haupt zu mir herum, und noch war es licht genug, um das todtenblasse Antlitz zu erkennen und die Augen, in denen ein irres Feuer schimmerte.

„Ich? — Nichts! Es ist so schwer!" murmelte sie und ließ sich von mir hinwegziehen auf festen Boden.

„Komm," sagte ich und leitete sie zu der Bank, die unfern am Wege stand, aber sie strebte vorüber, und ich schritt neben ihr durch die feuchten Wege des dunklen Gartens.

„Wo willst Du hin, Lotte?"

„Nach Hause." —

„Ach Lotte, Du gehst falsch."

„Nicht ins Schloß will ich!" Und sie stieß meinen Arm zurück.

„Nein, Lotte; — komm mit in mein Zimmer, Du weißt, wo wir mit der Großmutter die erste Nacht schliefen. Dort drüben ist Alles kalt, und die Möbel sind verhangen. Komm!"

Folgsam wie ein Kind ging sie neben mir her. An der Gartenpforte erblickte ich Anita, die sich zurückzog, als sie uns sah, dann in einiger Entfernung hinter uns kam und den Weg zum Schlosse einschlug. Willenlos folgte mir Lotte in das Haus, das sie nie wieder betreten hatte, seitdem sie seinem

Der Kaiſer „Unter den Linden“.

Nach einer Moment Photographie von M. Ziesler in Berlin.

Digitized by Google

Herrn die Treue brach. Sie ſchien aber keinerlei Empfindung dafür zu haben, langſam ſtieg ſie neben mir die Treppe hinauf und ſtand in meinem Stübchen zwiſchen unſeren lieben alten Möbeln.

„Nun, Lotte, ſetze Dich, oder lege Dich nieder; ſprich doch, was iſt geſchehen? Haſt Du Dich erſchreckt, haſt Du ſchlechte Nachrichten? Sag's doch! Du weißt ja, Lotte, ich trage Alles mit Dir!“ Ich ſchlang die Arme um ihren Hals; aber da glitt ſie mit einem Aufſchrei zu Boden, lag mit dem Kopf auf den Dielen, krallte die Hände in das Haar; endlich brach ſie los, die furchtbarſte Verzweiflung ihres armen ſtolzen Herzens. Es war nicht möglich, Einhalt zu thun. „Wenn Hans noch lebte, wenn er ihn todtſchießen könnte!“ ſchrie ſie heiſer; und immer und immer wiederholte ſie: „Wenn Hans noch lebte!“

Wie lange es ſo gedauert, erinnere ich mich heute nicht mehr. Frau Roden und ich brachten die völlig Erſchöpfte endlich auf mein Bette. Blaß und ſtill ſah mich die gute kleine Frau an. „Tone, was iſt geſchehen?“

Ich wußte es nicht, noch immer nicht; erſt nach Stunden erfuhr ich es durch den zerknitterten Brief, den Lotte in der Hand hielt, und den ſie mir endlich als Antwort auf meine vielen Fragen gab. Er war vom Prinzen.

Mit brennenden Augen las ich. Leidenſchaftlich zärtliche Worte waren es, Verſicherungen unwandelbarer Liebe und endlich hieß es: „Meine Eltern ſcheinen es ja verteufelt eilig zu haben, mich unter die ſtandesgemäße Haube zu bringen; die Wittwe meines Bruders läuft mir nicht davon, ſollte ich meinen, und ſo ſchnell laſſe ich meines Lebens Glück mir nicht rauben. — Wir verhandeln mündlich über dieſe Angelegenheit. Ich denke, vorläufig verderben wir uns unſere reizende Korreſpondenz nicht mit ſolchen trüben Dingen.“ —

Dann tanzten die Buchſtaben vor meinen Augen, ich ſah nur noch die Worte: „Aeußerliche Schranken — niemals trennen.“ — Nun begriff ich Lotte's Verzweiflung.

„Arme Lotte!“ Ich beugte mich über ſie und ſtreichelte ihr heißes Geſicht.

„Habe ich das verdient?“ Und mit wüthender Geberde ſchleuderte ſie den Trauring von ſich, als ob *er*, dem ſie ihn vor die Füße zu werfen gedachte, dort in dem Winkel des Zimmers ſtehe. „Stecke ihn *ihr* doch an und werde glücklich!“ fuhr ſie fort und richtete ſich halb im Bette auf, „aber denke nicht, daß meine Augen Dich nur noch ſtreifen werden!“ Und ſo ſaß ſie, die Fäuſte geballt, zitternd und faſt erſtickend vor Zorn. Es blieb nichts übrig, der Arzt mußte geholt werden.

„Was wird das, Doktor?“ flüſterte ängſtlich Frau Roden.

Er ſprach ein paar beruhigende Worte, verſchrieb eine Arznei und zuckte die Schultern. Noch einmal wagte ich, ihn zu fragen: „Kann es ſchlimmer werden, beſter Herr Doktor?“

„Abwarten!“ ſagte er in ſeiner kurzen Manier und ging.

Und ſie ſprach weiter, unaufhörlich; aber ruhiger ſchien ſie zu werden. Sie war im Mondſchein in dem Garten, und die Nachtigall ſang. „Otto!“ ſagte ſie. Wie innig das klang! Sie plauderte von ihrem Brautkranz, und wie kurz die Stunden; vom Scheiden und vom Wiederſehen, bis ſie aufs Neue in wilde Delirien verfiel: „Hans, räche mich! Schieße ihn todt, todt!“ — So ging es bis zum grauenden Morgen; da erſt ward ſie ſtill, und endlich hatte der Schlaf ſie doch gefunden. Sie lag das Geſicht nach der Stube zugewandt und um den Mund ein Lächeln.

Leiſe ſchlich ich mich hinaus und ſaß in meinem Stübchen auf dem Sofa. Mich fröſtelte in der Morgenkühle, und der Kopf war mir ſchwer. Ich hatte es kommen ſehen, und nun es geſchehen, war es dennoch mit all der Schwere eines plötzlichen großen Unglückes hereingebrochen. — Als ich aus einer Art von Halbſchlaf erwachte, ſchien die Sonne hell in das Zimmer, und vor mir am Tiſche ſtand — Lotte. — Sie ſah furchtbar bleich aus, unordentlich die Kleider und das Haar, und ſo merkwürdig der Ausdruck ihres Geſichtes.

„Wie geht es Dir, Lotte? Warum bleibſt Du nicht liegen?“

„Ich bin nicht mehr müde,“ erwiderte ſie und ſah an mir vorüber. „Mich friert nur.“

Ich zog ſie ins Sofa, deckte ſie zu, ließ Feuer anmachen und brachte ihr heißen Kaffee. Sie trank auch, aber ſie ſaß dann wieder regungslos in der Sofa-Ecke und ſah auf einen Fleck. Leiſe kam ich herzu, um ihr die wirren Haare zu ordnen; da bog ſie den Kopf zur Seite, und von unten herauf traf mich ein funkelnder böſer Blick.

Ich verſuchte es nicht mehr: ich verſuchte auch nicht mehr zu ſprechen, denn ich bekam keinerlei Antwort. Sie blieb unbeweglich, und um Mittag ſaß ſie noch ſo. Als der Arzt erſchien, wurde er ſofort verabſchiedet; ſie ſei ganz geſund!

Frau Roden erhielt ſo wenig eine Antwort, wie ich; vor meiner Zimmerthür ſprachen wir flüſternd zuſammen, die alte Dame und ich. „Laſſen Sie ſie allein, es iſt eine Kriſe,“ ſagte ſie, „und kommen Sie einmal herunter zum Fritz. Ich hatte gehofft, man könnte ihm die ganze Sache verheimlichen, aber der Doktor hat ſich wohl verplappert, oder woher er es ſonſt wiſſen mag — er iſt furchtbar verſtimmt und unruhig.“

„Wenn ich nur wüßte, was nun werden ſoll?“ fragte ich.

„Die Arme iſt noch nicht zur Beſinnung gekommen, Tonchen! — Fritz muß ſchon vernünftig ſein.“ Das Letzte klang wie ein Seufzer.

Ich ging hinunter in das Krankenzimmer und trat an das Sofa, auf dem Fritz Roden jetzt den Tag zu verbringen pflegte. Er hatte Bücher und Zeitungen vor ſich auf der Decke liegen, aber er las nicht. Machte es die Einbildung? Sein „Guten Tag“ klang mir nicht ſo wie ſonſt, und ſein Blick ſtreifte die kleine Uhr auf dem Tiſche neben dem Lager. Es war drei Uhr Nachmittags.

„Haben Sie auch Zeit für mich?“ fragte er, als ich mich ſtill ans Fenſter ſetzte und eins der Blätter ergriff, um vorzuleſen.

Ich ſah ihn an, er war dunkelroth geworden bei dieſen Worten, dann wieder bleich, und es zuckte nervös um den blonden Vollbart. „Ja, ich habe Zeit.“

„Wirklich?“ Es klang ſo komiſch, wie Beſorgniß und doch auch wie Hohn. „Wirklich? Nein, laſſen Sie das Leſen; ich bin zu nervös, zu unruhig — um zu hören.“

Ich ließ das Blatt ſinken und ſah zum Fenſter hinaus. Was ſollte ich auch thun? Hier ſaß ja nur „Die Andere“, und droben, in ſeinem Hauſe, weilte die, die er nie vergeſſen, unglücklich, krank und ſchutzlos!“ —

„Ich bitte Sie, Fräulein von Werthern,“ ſprach er weiter, „bleiben Sie meinetwegen nicht hier, Sie ſind ſicher wo anders nöthiger.“

Ich fuhr empor. „Ich gehe ſchon; Ihre Mutter ſchickte mich, weil ſie meint, Lotte brauche Ruhe und Sie Erheiterung. Ich werde meine Pflichten gegen Lotte nicht vernachläſſigen.“

Wie ſchnell ich die Zeitung auf den Tiſch warf und, die Thränen verbeißend, an ſeinem Lager vorüber zur Thür eilte, ich weiß es nicht mehr. — Es war die Angſt, die aus ihm ſprach, die namenloſe Angſt um Lotte. Alſo immer noch!

Gegen Abend redete Lotte mich an. „Tone, haſt Du Schreibzeug?“ Ich holte bereitwillig das Verlangte und zündete die Lampe an. Und ſie ſchrieb. Sie war noch immer in ihrem wirren Haar und dem nachläſſigen Anzug, und ihre Feder warf große haſtige Buchſtaben auf das Papier. In kurzer Friſt war der Brief fertig.

„Tone, beſorge Du ihn zur Poſt,“ bat ſie. — Ich trug den Brief fort, er war an den Prinzen.

Als ich zurückkehrte, begegnete Anita mir am Hofthor; ſie trug einen Brief und eine Depeſche in der Hand. „Die Gräfin hat die Briefe nicht angenommen; ich ſoll ſie in ein Kouvert thun und dabei vermerken, die Gräfin ſei verreiſt.“

„Vom Prinzen, Anita?“

„Ja!“ antwortete das Mädchen und ging weiter.

Als ich in mein Zimmer trat, erblickte ich Lotte, haſtig hin und her wandernd; ſie ſah förmlich unheimlich aus. „Die Perſon iſt bereits impertinent genug, mich fühlen zu laſſen, daß — —“ Sie war, die Hände zur Fauſt geballt, vor mir ſtehen geblieben, aber ſie vollendete nicht; es war, als fände ſie keinen paſſenden Ausdruck.

„Wen, Lotte? Wen meinſt Du?“

„Anita meine ich — wen ſonſt? Ich habe ihr geſagt, ſie ſoll mir einige Sachen herüber bringen, und ſie bleibt ewig lange! Nun, ich habe ja auch nichts mehr zu befehlen,“ lachte ſie und lief ans Fenſter, und von dort begann ſie wieder ihren Kreislauf durch das Zimmer.

Ich zündete ſchweigend die Lampe an und zog die Vorhänge zu.

„Es ist zum Ersticken hier," bemerkte Lotte und stieß mit dem Fuße die Thür zum Schlafzimmer auf; „diese Stuben sind niedriger als ein Gefängniß, fürchterlich!"

In diesem Augenblick klopfte es, und Anita trat mit einer Korbwanne ein, bedeckt mit einem Tuche. Lotte nahm sie ihr aus der Hand, stellte sie auf den Tisch und riß die Decke hinweg.

„Was fällt Ihnen ein!" rief sie zornig und wies auf verschiedene Schmuckétuis. „Glauben Sie, daß ich den Bettel behalten will? Hier!" Sie ergriff eins der Etuis aus schwarzem Leder, auf dem ihr Monogramm, mit der Grafenkrone darüber, in Gold gepreßt stand, „hier!" und krachend lag es zu Anita's Füßen, daß ein blitzendes goldenes Armband herausſprang. „Und hier — und hier!" Drei bis vier andere Kästchen folgten, nach denen sich Anita bestürzt bückte. — „Und da!" Und dem Mädchen hart am Kopf vorbei flog eine Kassette, aus der klingend und klirrend Gold- und Silberstücke sprangen und hüpfend durch das Zimmer rollten.

„Was habe ich Ihnen gesagt?" rief sie; „die Briefe wollte ich haben! — Wie kommen Sie dazu, mir eigenmächtig mit diesem Plunder unter die Augen zu treten? Setzen Sie ihn wieder hin, wo Sie ihn fortgenommen; ich will ihn nicht!" Und sie stieß mit der Fußspitze an das nächstliegende Etui, daß es in die äußerste Ecke des Zimmers flog.

Sprachlos standen wir dabei. — Sie hatte eine kleine Truhe aus Elfenbein mit Silberbeschlag ergriffen und ihre zitternden Finger öffneten sie mit einem winzigen Schlüsselchen. Sie war voller Briefe; und im nächsten Augenblick saß Lotte vor dem Ofen, und ihre Hand warf, soviel sie der beschriebenen Blätter zu fassen vermochte, in die Gluth.

„Um Gotteswillen, Frau Gräfin!" rief Anita erblassend und eilte zu ihr, „verbrennen Sie nichts, keine Zeile; jedes Wort des Prinzen ist wichtig für Sie in Ihrer jetzigen Lage, für Ihre nächste Zukunft!"

„Gehen Sie," befahl Lotte kurz.

„Frau Gräfin!" flehte das Mädchen.

„Gehen Sie!", wiederholte die zornige Frau noch einmal mit erhobener Stimme, und das flammende Papier beleuchtete ihr blasses Gesicht; sie sah entsetzlich aus, fast entstellt.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Der Kaiser „Unter den Linden". (Mit Illustration S. 213.) Wenn die Vorträge und Audienzen beim Kaiser Wilhelm Vormittags beendet sind, pflegt der Monarch täglich bei nur einigermaßen gutem Wetter, begleitet vom dienstthuenden Flügel-Adjutanten, vor dem Diner eine Spazierfahrt im offenen Wagen zu unternehmen.

Gewöhnlich ist es die Zeit zwischen ein und drei Uhr, in der sich der greise Herrscher eine kurze Erholung in frischer Luft gönnt, und nicht nur im Sommer, sondern auch im Winter, oft bei strenger Kälte sieht man die wohlbekannte offene zweispännige Equipage, deren Nahen durch berittene, die Bahn frei machende Schutzleute verkündet wird, „Unter den Linden" vorübereilen. Weithin schon ist der in der Luft flatternde weiße Federbusch des neben dem Kutscher sitzenden Leibjägers sichtbar, man hört den festen Hufschlag der Rappen, und unter den zahlreichen Passanten giebt sich eine ungewöhnliche Bewegung kund: „Der Kaiser kommt!"

Die Berliner kennen die Zeit genau, in welcher der hohe Herr auszufahren pflegt, und es ist um diese Zeit „Unter den Linden" in der Regel lebhafter als zu anderen Tageszeiten.

Auf unserem Bilde ist der Moment aufgefaßt, wo der Kaiser, vom Brandenburger Thore her von einer solchen Ausfahrt zurückkehrend, die Südseite der Linden entlang fährt. Der Monarch liebt es, als Kopfbedeckung stets den Helm zu tragen; nur selten sieht man ihn in der Mütze. Um die Schultern liegt lose der hellgraue Militärmantel, den er selbst im Sommer nicht abzulegen pflegt. Neben ihm zur Linken sitzt der Flügel-Adjutant, mit dem der Herrscher sich oft sehr lebhaft unterhält, wobei man ihn häufig lächeln sieht.

Wo die Equipage passirt, macht das promenirende Publikum ehrfurchtsvoll Front — Hüte und Mützen fliegen von den Häuptern, und die Damen verneigen sich tief oder winken mit den Taschentüchern. Die Rufe des Volkes aber lassen häufig ein kräftiges „Hurrah!" ertönen, das sich wellenförmig fortpflanzt, bis der Wagen in das Palais einbiegt. Jeder, Jung und Alt, drängt sich herbei, um den Monarchen so nahe als möglich zu sehen und einen Gruß zu erhaschen. Und der wird Vielen zu Theil. Nach allen Seiten hin grüßt der Kaiser freundlich, auch öfter leicht den Kopf neigend. Er ist es gewöhnt, die aufrichtige, von Herzen kommende Huldigung des Volkes überall entgegenzunehmen, wo er sich auch zeigt. Am 22. März, Kaisers Geburtstag, sieht es allerdings feierlicher aus „Unter den Linden"; lebhafter rollen die zahllosen Wagen zum kaiserlichen Palais, fluthet die Menschenwoge zwischen den breiten Baumreihen, denn jener Tag ist der Festtag des ganzen Volkes, dessen feierliche Stimmung in der Kaiserstadt am offensten zum Ausdruck gelangt.

Wenn aber einmal die kaiserliche Equipage „Unter den Linden" ausbleibt, wenn es heißt: „Der Kaiser fährt heut nicht aus", dann zeigt sich sogleich eine lebhafte Besorgniß in der Bevölkerung. Dann drängt man zum Palais, um Erkundigungen einzuziehen, bis das ehrwürdige Haupt des Monarchen sich am Eckfenster zeigt und Jeder beruhigt seines Weges zieht.

Ist aber der hohe Herr wirklich genöthigt, das Zimmer zu hüten, und zeigt er sich nicht am Fenster, wie das leider in letzter Zeit öfters der Fall war, dann ist die erste Ausfahrt jedesmal ein Fest für die Berliner Bevölkerung und der Enthusiasmus ein erhöhter. H. H.

Otto von Corvin-Wiersbitzky †. In Wiesbaden starb in der Nacht vom 2. zum 3. März ein alter Vorkämpfer der Revolution von 1848, Oberst von Corvin, der auch in früheren Zeiten ein Mitarbeiter unseres Blattes gewesen. In seinem vierbändigen Memoirenwerk „Erinnerungen aus meinem Leben" hat er selbst mit großer Offenherzigkeit volle Aufschlüsse über seine zum Theil abenteuerlichen Lebensschicksale gegeben, und zwar ohne jede Schönfärberei. Otto von Corvin war am 12. Oktober 1812 in Gumbinnen geboren, wo sein Vater als Postdirektor lebte. Seine Familie leitet er von dem altrömischen Patriciergeschlecht der Valerier ab, namentlich von Marcus Valerius, der im Jahre 349 v. Chr. nach seinem Zweikampfe mit dem gallischen Goliath den Beinamen Corvus erhalten; auch die Messalina rechnet er zu seinen Ahnfrauen, ebenso ist der ungarische König Matthias Corvinus einer seiner Ahnen. Der Sprößling der alten Römer kam 1824 in das Potsdamer Kadettenhaus, wurde dann als Officier nach Mainz versetzt, wo er verschiedene Liebesabenteuer mit Mainzer Bürgermädchen und Französinnen bestand, die er selbst mit der Grazie eines Novellisten erzählt. Hier schloß er Freundschaft mit Friedrich von Sallet, später vielgenannt als Dichter des „Laienevangelium", der damals wegen einer militärischen Humoreske zu einer kurzen Festungsstrafe verurtheilt worden war. Das Beispiel Sallet's brachte auch ihn auf den Gedanken, Schriftsteller zu werden; er dichtete ein fünfaktiges Trauerspiel, „Die Hunyaden", das erst neuerdings im Druck erschienen ist.

Ein anderer Freund von ihm war der spätere Berliner Demagog Held, der auch damals preußischer Lieutenant war. Aus diesem Kreise freigeistiger Officiere schied Corvin bald aus; er nahm seinen Abschied und siedelte 1840 nach Leipzig über, wo sich damals eine Litteraturkolonie zusammengefunden hatte, deren Häuptlinge Heinrich Laube, Robert Heller, C. Herloßsohn waren; auch Held hatte sich nach seiner Pensionirung hier niedergelassen und gab die „Lokomotive" heraus, an welcher Corvin fleißig mitarbeitete. Daneben war dieser auch Begründer einer Schwimmanstalt, Buchhändler und Kaufmann.

Bei einer Geschäftsreise nach Paris gerieth er gradewegs in die Februarrevolution von 1848, an der er sich denn ohne Weiteres tapfer betheiligte. Hier machte er auch die Bekanntschaft von Herwegh, wurde Mitglied der deutschen demokratischen Gesellschaft und machte den ersten badischen Freischarenzug mit, den Vorläufer des großen Aufstandes, welcher für Corvin's Leben von entscheidender Bedeutung wurde: das Bombardement von Ludwigshafen und die Vertheidigung von Rastatt fanden unter seiner militärischen Oberleitung statt. Diese Festung mußte sich zuletzt auf Gnade und Ungnade ergeben. Die Führer des Aufstandes wurden durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und erschossen; den Freunden Corvin's gelang es, das über ihn gefällte Todesurtheil in eine sechsjährige Zuchthausstrafe zu verwandeln.

Von seinen Leiden und Stimmungen, von seiner Demüthigung und Zerknirschung im Zuchthaus giebt uns Corvin in seinen Memoiren ein mit der anschaulichsten Detailmalerei ausgeführtes Bild. Nach seiner Entlassung aus dem Gefängniß zu Bruchsal ging er 1855 nach London und 1861 als Korrespondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" auf den nordamerikanischen Kriegsschauplatz. Später trat er in die Armee der Union und wurde dann im Bankbureau des Schatzamtes sowie im Patent-Office beschäftigt, wo er Karten zeichnete. Im Jahre 1867 ging er als Korrespondent der „New-York-Times" nach Berlin, von wo er als militärischer Berichterstatter der „Neuen Freien Presse" im Jahre 1870 sich nach Frankreich begab; wenn er hier von den deutschen Officieren im Hinblick auf seine Vergangenheit bisweilen nicht allzuglimpflich behandelt wurde, so entschädigte ihn dafür eine Begegnung mit Bismarck, der ihm sehr freundlich entgegenkam. Seit 1874 lebte Corvin wieder in Leipzig, mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt; aus Gesundheitsrücksichten begab er sich in letzter Zeit nach der thüringischen Heilanstalt Elgersburg und dann nach Wiesbaden, wo ihn der Tod ereilte.

Otto von Corvin war noch in seinen spätesten Lebensjahren eine überaus lebendige unruhige Natur, wie man mit einer volksthümlichen Wendung sagt: „immer Feuer und Flamme". Er war nichts weniger als ein politischer Doktrinär: vergebens würde man in seinen Memoiren eine nähere Motivirung für sein Eingreifen in die revolutionäre Bewegung suchen. Das lag damals in der Luft und erschien ihm als selbstverständlich. „Das Parlament brauchte ein Volksheer", darin liegt seine Rechtfertigung des badischen Aufstandes. Ein unruhiger Thatendrang beseelte ihn; immer wollte er im Mittelpunkte der Ereignisse sich befinden, anfangs als Theilnehmer an denselben, in späteren Jahren wenigstens als Berichterstatter. Man hätte ihn bei seinen früheren kriegerischen Abenteuern einen Landsknecht der Freiheit nennen können; doch er blieb stets ein tapferer und redlicher Mann und später der deutschnationalen Sache warm ergeben.

Seine dichterischen Versuche, besonders auf dem Gebiete des Dramas, gehen nicht viel über den Dilettantismus hinaus, aber seinen Schriften zur Zeitgeschichte und seinen historischen Werken darf man einen höheren Werth zuerkennen. Die letzteren, namentlich seine „Illustrirte Weltgeschichte", wandten sich an das Volk; sie waren allerdings mit der Wärme des Parteimannes geschrieben, aber sie erhielten dadurch ein lebhaftes Kolorit; Erzählung und Schilderung fesseln die Leser. Für sein wichtigstes Werk halten wir die „Erinnerungen aus meinem Leben", die einen sehr beachtenswerthen Beitrag zur politischen, Kultur- und Kriegsgeschichte der vor- und nachmärzlichen Zeit enthalten, einer Epoche, die mit ihrem vorwiegend idealistischen Zuge über den glänzenden Erfolgen der neueren Realpolitik allzusehr in Vergessenheit gerathen ist. R. v. Gottschall.

Die Schutzimpfung gegen Hundswuth. In unserm Artikel über die Schutzpockenimpfung des spanischen Arztes Ferrand (vergl. S. 460. Jahrg. 1885) haben wir die Grundzüge des Verfahrens mitgetheilt, nach welchen Pasteur zu einer Schutzimpfung gegen die Hundswuth gelangt zu sein glaubt. Damals erstreckten sich seine Versuche nur auf verschiedene Thiere. Seit dem 6. Juli vorigen Jahres begann der berühmte Forscher jedoch auch Menschen zu impfen, die von einem wuthverdächtigen Hunde gebissen wurden. Das Aufsehen, welches diese Nachricht erweckte, war so groß, daß Leute aus aller Herren Ländern nach Paris eilten, um dort Hilfe zu suchen. Bis jetzt hat man im Ganzen 385 Personen, die alle von wuthverdächtigen Hunden gebissen worden, in dem Laboratorium von Pasteur der Schutzimpfung unterworfen. Von diesen Patienten erlag nur ein Mädchen der Hundswuth; dasselbe kam nach der Behauptung Pasteur's zu spät in seine Behandlung, 37 Tage nach dem erfolgten Bisse. Hundert Geimpfte haben seit länger als 75 Tagen das Laboratorium verlassen, ohne einen Wuthanfall gehabt zu haben, und sind aller Wahrscheinlichkeit nach als geheilt zu betrachten. Die Uebrigen werden noch beobachtet oder behandelt.

Obwohl noch eine Reihe weiterer Beobachtungen nöthig ist, um den Werth dieser Impfung wissenschaftlich festzustellen, so verdient sie dennoch die größte Beachtung. In Paris ist man selbstverständlich ganz enthusiasmirt; die Akademie der Wissenschaften votirte Pasteur den Dank der Menschheit und richtete ein Gesuch an die Regierung, daß diese eine eigene Anstalt für die Schutzimpfung gegen Hundswuth mit einem Jahresbudget von 50000 Franken gründe.

Die verschluckte Königswürde. In dem Artikel „Allotriophagie" (vergl. Nr. 6 der „Gartenlaube") erwähnte Rudolf Kleinpaul den in Frankreich üblichen Brauch, am Dreikönigstage einen Kuchen unter die Gäste zu vertheilen, in welchen eine Bohne eingebacken, die von dem Finder, dem „Bohnenkönig", meist verschluckt werde. Muß das geschehen? Ein Leser unseres Blattes, welcher den Dreikönigstag mehrfach „zwischen Garonne und Seine" mitgefeiert hat, antwortet auf diese Frage mit Nein und fährt erklärend aus: Derjenige, welcher durch Erhalt der Bohne im Kuchen „König" wird, muß seine „Unterthanen" je nach Umständen mit Burgunder, Sekt ꝛc. „königlich regaliren". Die Unsitte bei dieser schönen Sitte (schön wenigstens für die „naßsauernden" Unterthanen) ist aber, daß oft die Bohne verschluckt wird, damit der Finder eben zu der theuren Würde des Königs nicht gelange. Und gegen dieses Verschlucken der Königswürde gewährt auch die Ersetzung der Bohnen durch Porcellanpüppchen leider noch nicht den wünschenswerthen, hinreichenden Schutz.

Der höchste Schlot der Welt, dessen Gesammthöhe 134 Meter beträgt, befindet sich in den Bleihütten von Mechernich im preußischen Regierungsbezirk Aachen. Im Jahre 1884 wurde der Bau begonnen und im September vorigen Jahres beendet. Der runde Schlot, dessen Durchmesser an der Basis 7,50 und an der Spitze 3,50 Meter beträgt, ruht auf einem quadratischen 11 Meter breiten und 13,50 Meter hohen Unterbau.

Gartenflora. Zwei hervorragende gärtnerische Zeitschriften, „Gartenflora" und die „Garten-Zeitung", sind seit dem Anfang dieses Jahres zu einem Unternehmen vereinigt worden — ein Fall, der bei der regen Konkurrenz auf journalistischem Gebiete wohl zu den seltenen gerechnet werden darf. Die „Garten-Zeitung", die seit vier Jahren erschien, hat ihren Namen zu Gunsten der älteren „Gartenflora", die gegenwärtig ihren 34. Jahrgang eröffnet, aufgegeben. Da jetzt die „Gartenflora" in dem trefflichen und sachkundigen Verlage von Paul Parey in Berlin erscheint, so können Gärtner und Freunde der Blumenzucht mit dieser Aenderung zufrieden sein, und schon die ersten Hefte beweisen uns, daß aus dieser Vereinigung der Kräfte die allgemeinen Interessen den größten Nutzen ziehen werden.

Hechingen, die älteste Zollernstadt, welche 786 zuerst urkundlich erwähnt wird, feiert im laufenden Jahre das Jubiläum ihres elfhundertjährigen Bestehens, welches zugleich mit der Einweihung des im Umbau begriffenen alten Rathhauses im Herbst festlich begangen werden soll.

Sprechsaal.

Zur Frage 2 (vergl. Sprechsaal S. 132) wird uns aus unserm Leserkreise Folgendes geschrieben: „Wir empfehlen Ihnen dringend den Milchkocher nach Professor Dr. Soltmann. Dieser einfache in jeden beliebigen Topf passende Apparat ist von der größten Wichtigkeit für die Ernährung von Säuglingen. Er ermöglicht, Milch beliebig lange — ohne Ueberlaufen oder Anbrennen derselben — zu kochen, und bietet somit, da nach den neuesten wissenschaftlichen Forschungen schon ein 20 Minuten langes Kochen zur Tödtung etwaiger Pilzkeime genügt, die unbedingte Sicherheit, eine von Ansteckungskeimen befreite Milch genießen zu können. Die bedeutendsten Autoritäten empfehlen den Apparat und wird solcher — durch Marke gesetzlich geschützt — inkl. Gebrauchsanweisung und Bürste vom Klempnermeister Herrn Louis Gaschaé in Wittstock für eine Mark nach allen Richtungen der Windrose versandt."

Frage 7: Was versteht man unter Wurstgift und welche Schutzmaßregeln giebt es gegen dasselbe?

Antwort: Nach dem Genuß verschiedener Fleischspeisen, namentlich aber der Würste, hat man von Zeit zu Zeit Krankheiten beobachtet, die den Charakter einer Vergiftung trugen. Besonders häufig sind diese Erkrankungen in Württemberg und Baden aufgetreten; in Schwaben allein hat man bis in die neueste Zeit 400 Erkrankungen mit 150 Todesfällen beobachtet. Das Gift, dessen Zusammensetzung nicht bekannt ist, bildet sich von selbst durch eine eigenthümliche Fäulniß des Fleisches oder des Fettes in ungenügend gekochten und geräucherten oder schlecht aufbewahrten Fleischspeisen. Besonders die durch ihre Größe sich auszeichnenden Würste („Schwartenmagen" und „Preßsack") geben Ursache zu den sog. Wurstvergiftungen. Die schädlichen Fleischspeisen sind in der Regel eigenthümlich verfärbt und haben einen säuerlichen, oft widerwärtigen Geschmack. Gute Zubereitung und zweckmäßige Aufbewahrung der Fleischwaaren sind die einzigen Schutzmaßregeln gegen das in seinen Wirkungen so verderbliche Gift.

Frage 8: Wir besitzen eine Restauration und beziehen im Winter „frische" Hummern, die jedoch oft in erfrorenem Zustande anlangen. Wie soll man solche Hummern behandeln?

Antwort: Die erstarrten Hummern müssen sofort nach der Ankunft in kaltem Wasser aufgehaut und dann gekocht werden. Bringt man die erstarrten Hummern sofort in heißes Wasser, so erhält man krümliges und schlecht schmeckendes Fleisch.

Frage 9: Wie ich gehört habe, werden Thongeschirre mit bleihaltigen Glasuren in den Handel gebracht, die gesundheitsschädlich sind. Woran kann man solche Glasuren erkennen?

Antwort: Jedes neugekaufte mit Glasur oder Email versehene Geschirr sollte man vor dem Gebrauch mit heißem farblosen Essig, der mit ½ Wasser verdünnt wird, füllen und mindestens eine Stunde lang an einer warmen Stelle des Kochherdes stehen lassen. Nachher läßt man die Flüssigkeit erkalten und gießt sie in ein durchsichtiges Trinkglas. Nun bringt man in dieselbe einige Tropfen klarer Schwefelleber-Lösung, die in jeder Apotheke erhältlich ist. Ist lösliches Blei in der Glasur vorhanden, so tritt eine Reaktion ein: bei geringeren Mengen von Blei färbt sich die Flüssigkeit bräunlich, bei größeren Mengen bildet sich ein braunschwarzer Niederschlag. Gefäße, die letztere Reaktion zeigen, sind mit Vorsicht aufzunehmen. Man wiederhole darum das oben geschilderte Verfahren nochmals; zeigt sich auch zum zweiten Male schwärzliche Färbung oder schwarzer Niederschlag, so ist das Gefäß als gesundheitsschädlich zu erachten.

Frage 10: Giebt es für Damen ein größeres Institut zur praktischen Ausbildung in der landwirthschaftlichen Haushaltung (Oekonomie)? Vielleicht in Süddeutschland?

Inhalt: Was will das werden? Roman von Friedrich Spielhagen (Fortsetzung). S. 201. — Schneewittchen. Illustration. S. 201. — Im deutschen Böhmerwalde. Reiseskizzen von Karl Prüll. I. S. 206. Mit Illustration S. 205. — Vom Nordpol bis zum Aequator. Populäre Vorträge aus dem Nachlaß von Alfred Edmund Brehm. 2. Bilder aus dem Affenleben. I. Die Affenfamilie. S. 206. Mit Illustration S. 209. — Die Andere. Von W. Heimburg (Fortsetzung). S. 210. — Blätter und Blüthen: Der Kaiser „Unter den Linden". S. 215. Mit Illustration S. 213. — Otto von Corvin-Wiersbitzky †. S. 215. Von R. v. Gottschall. — Die Schutzimpfung gegen Hundswuth. — Die verschluckte Königswürde. — Der höchste Schlot der Welt. — Gartenflora. — Hechingen, die älteste Zollernstadt. — Sprechsaal. S. 216.

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das erste Quartal dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift, wir ersuchen daher die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das zweite Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig).

☞ Einzeln gewünschte Nummern liefern wir pro Nummer incl. Porto für 35 Pfennig (2 Nummern 60 Pf. 3 Nummern 85 Pf.). Den Betrag bitten wir bei der Bestellung in Briefmarken einzusenden.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redakteur Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger, Druck von A. Wiede, sämmtlich in Leipzig.

№ 13. 1885.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Was will das werden?

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Friedrich Spielhagen.

(Fortsetzung.)

8.

Ich mußte Ellinor lieben, trotzdem sie mich mit offenbar geflissentlicher Geringschätzung behandelte, aber das schien mir kein Grund, Fräulein Hersilie Drechsler, ihre Gouvernante, nicht zu hassen, obgleich sie mir nicht minder geflissentlich alle mögliche Höflichkeit erwies. Schlagodobro hatte Recht: die Dame machte ihrem Namen Ehre! Alles war an ihr gedrechselt, von ihren blonden Locken, die heute um eines Haares Breite dieselben waren wie gestern, bis zu ihren Redensarten, welche sie mit silbenmäßiger Treue endlos wiederholte. Höchstens, daß in ihren Ausdrücken der Bewunderung eine kaum noch für möglich gehaltene Steigerung stattfand, so oft sie auf die Verdienste und die Herrlichkeit des Adels zu sprechen kam. Und das geschah bei jeder Gelegenheit, wenn man Gelegenheit nennen konnte, was sie frisch vom Zaun brach.

In dem Adel gipfelte sich für sie die Pyramide der Menschheit, die im Uebrigen nur um dieses Gipfels willen vorhanden war. Daran auch nur den mindesten Zweifel zu hegen, galt ihr als ein Beweis tiefster intellektueller Depravation und moralischer Verwilderung. Daß das übrige Volk dem Adel in jeder Beziehung die Initiative zu überlassen und in der Ausführung einfach zu gehorchen habe, sei so selbstverständlich, wie daß der Leib dem Kopf gehorche. Der Adel sei eben der Kopf der Nation und nicht minder das Herz; ein Volk ohne Adel ein todter Leichnam. Hätte man in dem verruchten Jahre 48, wie man demokratischerseits verlangte, den Adel abgeschafft, so hätte sie hinterher nicht geboren werden mögen.

„Unnöthige Sorge," sagte Schlagodobro zu mir; „sie ist lange vor 48 geboren. Wir schreiben jetzt 70, und ich wette, daß sie mindestens eine hohe Neununddreißigerin ist."

Nun, und aus diesem mir so verhaßten Munde sollte ich auch die widerwärtige Nachricht erfahren, daß Astolf sein Fähndrichexamen bestanden habe und in nächster Zeit auf Nonnendorf erwartet werde.

Ich wollte sofort abreisen und sagte es Schlagodobro. Er beschwor mich, daran nicht zu denken.

„Der Grund könnte nicht verborgen bleiben," sagte er, „und das wäre eine schwere Kränkung für meine Mutter, die, wie Du mir zugeben wirst, das nicht um Dich verdient hat. Astolf ist ihr Liebling, sie nimmt an, daß er auch der aller Welt sein muß. Du weißt, meiner ist er nicht; wir stehen sogar brüderlich recht schlecht gegeneinander. Ich wollte auch, er käme nicht, obgleich ich ihn ja jetzt ruhig kommen sehen kann, was noch vor zwei Wochen nicht der Fall gewesen wäre."

Ich blickte dem Freund fragend in die, wie mir schien, in Verlegenheit rollenden Augen.

„Na," sagte er, „ich brauche ja jetzt nicht mehr damit hinter dem Berge zu halten, nachdem ich mich überzeugt habe, daß Du wirklich die schöne Hexe von Ellinor noch immer nicht liebst; und ich — na, Du weißt ja. Ich bin froh, daß ich glücklich von ihr los bin, und ich denke, nun soll auch das Verhältniß zwischen mir und Astolf besser werden. Ich könnte mich so schon für meine Eselei prügeln. Astolf ist der Aeltere, ist ein

wunderhübscher Junge — fast so hübsch wie Du — und wird Majoratsherr. Da hätte ich doch wissen sollen, daß ich von allem Anfang an keine Chance hatte. Was ist Dir?"

„Gar nichts. Ich wundre mich nur. Ich dachte sicher, Herr Axel von Blewitz sei der Auserwählte."

„Weil er immer um sie herum ist und sie seine Dummheiten lachend anhört? Das beweist gar nichts. Er könnte noch dümmer sein, wenn er ihr nur brav den Hof macht. Das braucht sie so nothwendig wie das liebe Brot. Aber ernsthaft ist die Sache nicht. Ich vermuthe sogar stark, sie will den Axel nur gegen Astolf ausspielen."

„Was heißt das? Du weißt, ich bin in diesen Sachen erschrecklich dumm."

„Scheint wirklich so — bitte um Verzeihung! Wollte sagen: Du kannst ja auch nicht wissen, was das heißt. Nämlich dies: ich bin überzeugt, sie liebt Astolf, und gerade darum behandelt sie ihn schlecht. Glaube, alle Koketten machen das so. Und zu der schlechten Behandlung wird gehören, daß sie sich vor seinen Augen von Blewitz die Kour auf Tod und Leben schneiden läßt. Uebrigens ein gefährliches Spiel, denn Astolf ist stolz und verwöhnt wie ein Prinz von Geblüt und könnte abschnappen, anstatt, wie sie hofft, mit der Sprache herausrücken. Verstehst Du nun?"

„So ziemlich; und darf man fragen, wie Deine Eltern darüber denken?"

„Ich sagte Dir ja: Astolf ist Mamas Liebling. Was Astolf will, will Mama; und was Mama will, will Papa."

„Und Dein Onkel?"

„Offen gestanden, ich weiß es nicht. Jedenfalls hat er die Sache immer ruhig mit angesehen."

„Aber Ellinor ist doch erst fünfzehn Jahre," rief ich in einer Verzweiflung, die Schlagodowro glücklicherweise nur ein schallendes Gelächter entlockte.

„Nun wird's gut," rief er; „jetzt muß er auch noch für die liebe Unschuld eine Lanze brechen! Beruhige Dich! Bis zum Heirathen hat es noch gute Weile, aber in unsern Familien legt man sich so wichtige Dinge schon von langer Hand zurecht. Uebrigens ist sie fünfzehn ein halb, und Astolf wird noch im Herbst zwanzig. Das paßt ja denn so weit ganz schön. Onkel Egbert hätte ihn gern noch hier gesprochen; er will sich nicht länger halten lassen; ist überhaupt in letzter Zeit recht wunderlich. Findest Du nicht auch? Nun muß ich aber auch fort. Ich soll Papa nach Brandshagen begleiten. Er hat da eine Konferenz mit J. J."

„Mit wem?"

„Mit Deinem J. J. Der arme Papa läßt den Manichäer nicht gern hierher ins Haus kommen, sondern empfängt ihn immer drüben. Diesmal ist, glaube ich, noch ein besonderer Grund. Du weißt, wir haben auf Brandshagen die große Brennerei, die ich Dir ja schon immer einmal zeigen wollte: aber über Euren verflixten Theaterkram kommt man ja zu nichts. Nun, und ich glaube, Papa will die Brennerei an J. J. verpachten, oder muß sie verpachten, was in der Ursache sehr verschieden, aber im Effekt dasselbe ist. Nationalökonomie — mein Fach, weißt Du. Es ist hübsch von Papa, daß er mich bei Zeiten praktisch in mein Fach einführt. Also, adieu bis heute Abend! Du wirst wohl unterdessen den gewohnten Ausflug nach Belriguardo, oder wie das italienische Nest heißt, machen."

Er schüttelte mir lachend die Hand und schlenkerte aus dem Garten. Ich blickte ihm nach, bis ich sicher war, daß er nicht wieder umkehren würde, und stürzte mich dann in den Park, instinktiv die einsamsten Pfade suchend, während ich nur immer so vor mich hin lief, Wuth und Verzweiflung im Herzen. Ellinor verlobt, so gut wie verlobt, und mit ihm, den ich schon zu hassen geglaubt hatte, bis ich dies wußte, und jetzt — o, es gab kein Wort, welches das ausdrückte! Es gab nur Zähne knirschen und ohnmächtig geballte Fäuste und Thränen, die mir schier die Augen versengten. Jetzt mußte ich fort, jetzt wollte ich fort, mochten sie von mir denken, was ihnen beliebte! Ich haßte sie alle, Einen wie den Anderen, auch Schlagodowro, der so kaltblütig eine Ellinor seinem Bruder ausliefern konnte; den Major, der sein einziges Kind nicht besser zu hüten wußte; sie selbst, die herzlose Kokette, die sich von einem Axel Blewitz den Hof machen ließ, um einen Astolf Vogtriz zu erobern. Sie waren eines des Andern werth!

So raste ich in meinem Wahnsinn weiter, als plötzlich ein helles Kleid durch die Büsche schimmerte. Wenn es Ellinor war! Ein Zittern überfiel mich, daß mir die Kniee wankten, und ich wünschte, der Erdboden möchte mich verschlingen; und im nächsten Augenblick das wüthende Verlangen, sie nur einmal an mein Herz, meine Lippen auf ihre Lippen zu pressen, und möchten sie mich dann mit glühenden Zangen zerreißen.

Mein Herz hatte umsonst zum Zerspringen geklopft — eine Wendung des Pfades, und ich stand Maria gegenüber.

Auch sie hatte die Einsamkeit gesucht, freilich mit anderen Empfindungen als ich! Wie blind mußte mich die Leidenschaft gemacht haben, daß mir diese Miene als die einer Glücklichen erschien!

Sie hatte mit klarerem Auge die Verstörtheit meiner Züge sofort erkannt.

„Mein Gott, was ist Ihnen? Sie haben eine Unannehmlichkeit gehabt!" rief sie mir entgegen, noch bevor wir einander völlig erreicht hatten.

„Tausend für eine!" rief ich mit Hohnlachen zurück und fuhr dann, als wir zusammen weiter schritten, mich zu einiger Ruhe zwingend, fort: „Oder wäre denn dieses Leben hier nicht eine einzige fortgesetzte Unannehmlichkeit — für mich, selbstverständlich; ich sehe ja, daß Andere anders darüber denken."

„Sie haben gehört, daß man den älteren Bruder erwartet," sagte sie schnell.

„Wie kommen Sie darauf?"

„Weil ich weiß, wie verhaßt er Ihnen ist, und ich mir so Ihre üble Laune erklären kann."

„Und ich versichere Sie nochmals, daß es auf eine Unannehmlichkeit mehr oder weniger gar nicht ankommt. Ich habe das Leben hier eben satt, wenn man satt bekommen kann, wogegen man von vorn herein einen instinktiven Widerwillen hatte. Ich denke, Sie können mir das bestätigen; ohne Ihr Zureden wäre ich schwerlich hier. Sie freilich brauchen nicht zu bereuen, daß Sie gekommen sind."

Es war eine Grausamkeit, ihr das zu sagen; aber ich fühlte es doch nur dumpf; in meinem Herzen tobte es zu sehr; das brennende Roth, das plötzlich in ihren bleichen Wangen aufflammte, um eben so schnell wieder zu verschwinden, galt mir nur als Zeichen und Beweis, daß sie sich getroffen fühlte. Ich ließ sie nicht zu Worte kommen.

„Freilich, räthselhaft genug ist mir das; vielmehr unbegreiflich. Ich begreife nicht, wie Sie es mit Ihren Ueberzeugungen in Einklang bringen, vom Morgen bis zum Abend Dinge zu hören, die mir das Blut in den Adern sieden machen. Oder könnte es doch nur begreifen, wenn ich annehme, daß Sie Ihre Ueberzeugungen gewechselt haben. Es bleibt mir nichts Anderes übrig."

„Vielleicht," erwiderte sie ruhig, „daß ich mit meinen Ueberzeugungen zurückhalte, wo ich, wie hier, sicher bin, durch das Aussprechen derselben nichts zu bewirken. Aber warum halten denn Sie mit den Ihrigen zurück?"

„Das ist es ja eben," rief ich zornig, „was ich mir nicht vergeben kann. Und übrigens ist doch in dieser Hinsicht ein Unterschied zwischen mir und Ihnen. Ich bin ein junger unbedeutender Mensch, das weiß ich wohl. Aber für mich ist, sagen, was ich denke, und mit der Gesellschaft ein für allemal brechen, ein und dasselbe. Sie könnten reden, was Sie wollen —"

„Und niemand achtet darauf — eine beschämende Rolle, wahrlich, zu der Sie mich da verurtheilen. Und dann, frage ich wieder, wenn Ihnen die Gesellschaft hier so widerwärtig ist und Sie es so leicht haben, mit ihr zu Ende zu kommen, warum thun Sie es denn nicht? um so mehr, als Sie das doch für eine männliche Pflicht zu halten scheinen?"

Ich schlang, vor ihrer sicheren Logik verstummend, meine Wuth still in mich. So gingen wir eine Zeit lang schweigend neben einander, jedes im Innern den Kampf um das Geheimniß, das ihm der Andere entreißen wollte, weiter kämpfend: in bitterer Feindschaft jetzt, wie ich meinte, wir, die wir vorher in so herzlicher Freundschaft verbunden gewesen waren. Sie begann zuerst wieder:

„Ich habe Sie gekränkt. Verzeihen Sie! es war nicht meine Absicht, wie es gewiß auch nicht die Ihrige war, mir wehe zu thun. Wir sind uns eben fremd geworden in diesen Wochen, in denen wir uns doch gerade ein recht gutes Zusammenleben versprochen hatten und auch gehabt hätten, wenn Sie sich nur —"

Sie stockte und fuhr dann entschlossen fort:

„Mit Ellinor besser stellen möchten. Und es wäre das so leicht. Ich habe Sie verwöhnt, weil ich so gar nicht verwöhnt bin. Ellinor ist es. Alle Welt schmeichelt ihr. Sie brauchen ihr nicht zu schmeicheln, aber freundlich könnten Sie doch sein. Sie haben ihr noch nie ein einziges gutes Wort über ihr Komödienspiel gesagt."

„Weil sie gar nichts kann," rief ich zornig.

„Das heißt, genau so viel wie ich," sagte Maria ruhig; „und ich wünschte aufrichtig, der Kammerherr ließe noch im letzten Augenblick die Sache fallen, bei der nichts heraus kommt. Aber das ist es ja nicht allein. Sie behandeln das schöne Kind immer und überall mit derselben Gleichgültigkeit, und das kann sie nicht vertragen; das nimmt sie Ihnen übel, und ich glaube, mit Recht."

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Fräulein Maria," erwiderte ich; „leider kommen Ihre guten Lehren in dem Augenblick, wo ich fortgehe, ein wenig zu spät."

„Sie wollten das wirklich? wirklich fort?"

„Es ist mein fester Entschluß."

„Thun Sie es nicht!"

„Und warum denn nicht?"

Wir waren unwillkürlich stehen geblieben. Sie war sehr blaß und hob die gesenkten Augen auch nicht, als sie jetzt zögernd und leise sagte:

„Weil Ihr Geheimniß gerade dadurch an den Tag kommen würde."

Ich brach in ein Gelächter aus, das häßlich genug geklungen haben mag.

„Mein Geheimniß!" rief ich; „aber das ist köstlich! und ein Geheimniß, das ich vor einer so guten Freundin verberge! Denken Sie doch!"

„Lachen Sie nicht," sagte sie traurig, „es thut mir weh. Ich weiß ja, daß Ihnen ganz anders zu Muthe ist."

„Sie müssen es freilich wissen: anders als Ihnen! Ich glaub' es gern!"

Ich bereute das Wort, sobald ich es gesprochen. Aber es war zu spät, und warum quälte sie mich so?

„Es geschieht mir recht," sagte sie mit einem tiefen Athemzuge. „Wie kann ich von Ihnen fordern, was ich mir selbst ersparen zu dürfen glaubte? Nun denn: Sie kennen mein Geheimniß. Ich hoffte, es vor Ihnen bewahren zu können, weil Sie mein Freund sind. Man theilt mit seinen Freunden ja gern ein Glück; das Geheimniß eines Unglücks erfahren sie immer noch zu früh. Und dies ist ein Unglück; ich sehe es klar, obgleich er es nicht sieht und ich selbst die Augen davor verschließen möchte. Mein Gott, es werden wohl die einzigen glücklichen Stunden in meinem Leben sein! Nun können Sie weinen! ich wußte es ja. Armer Freund, nicht wahr, das schmerzt? Denn — warum es jetzt nicht sagen: was ich vorhin für mich anführte, daß das Unglück schweigen darf, das gilt ja auch für Sie, wenn auch in anderer Weise. Ich bin ein Mädchen, und Sie — ach, das ist so ganz anders. Für Sie wird vielleicht eine Zeit kommen, wo Sie über dies alles lächeln werden. Sie wissen, ich werde es nie können."

Sie strich sich über die Augen; ich weinte immer leidenschaftlicher, ohne daran zu denken, mein Schluchzen zu unterdrücken. Sie faßte mich bei der Hand:

„Lothar, versprechen Sie mir Eines!"

Ich nickte stumm.

„Gehen Sie von hier! — Warum sollen Sie die Qual länger erdulden, als nöthig ist? Aber nöthig ist, daß Sie einen triftigen Grund anzugeben haben. Sie dürfen nicht, selbst wenn Ihr Geheimniß bewahrt bliebe, den Vorwurf gesellschaftlicher Unbildung und Taktlosigkeit auf sich laden, mit dem diese Herrschaften gegen unseres Gleichen stets bei der Hand sind."

„Gegen ‚Ihres Gleichen' wollen Sie sagen," murmelte ich.

„Dann hätte ich freilich vergeblich gesprochen," sagte sie.

„Nein," rief ich, ihre Hand festhaltend; „ich weiß es ja, daß Sie nicht mehr sein wollen, als meines Gleichen, trotzdem Sie so viel tausendmal besser sind, als ich. Ich verspreche es Ihnen: ich gehe nicht, bis ich anständiger Weise kann; ich hätte es ja auch sonst schon längst gethan. Aber das kann ich nicht versprechen, daß nicht doch ein Augenblick kommt, wo ich diese ewige Lüge des Schweigens — für mich ist es ja eine — nicht länger ertrage, es mag danach kommen, was will."

Maria wollte etwas erwidern, aber plötzlich ließ sich, bereits aus großer Nähe, die Stimme des Fräulein Drechsler vernehmen, die laut nach ihr rief.

„Es ist besser, wenn sie uns nicht hier zusammen sieht," sagte Maria hastig. „Adieu! Ueber den letzten Punkt sprechen wir noch."

Sie hatte mir noch einmal die Hand gedrückt und sich schnell von mir in der Richtung gewandt, aus der die schrille Stimme kam. Ich warf mich in einen Seitenweg, dessen dichtes Buschwerk auch für die Luchsaugen der Gouvernante undurchdringlich war.

9.

Gab es etwas, das den Grimm, der in mir kochte, noch höher sieden machen konnte, so war es das leidvolle Geständniß, dessen mich eben die Freundin gewürdigt hatte. Ich war stolz auf ihr Vertrauen und wußte nun wieder, wie theuer sie mir war. Ihre Sache war auch die meinige, und unsere Sache war die gute. Und die einst triumphiren würde über die jener, die anders und besser zu sein glaubten, als wir, während doch ihr Anders- und ihr Bessersein nur in den Vortheilen bestand, die sie vor uns voraus hatten, und in den Vorurtheilen, mit denen sie sich gegenseitig fütterten, und die ihnen von der sklavischen Menge sanktionirt wurden. Maria hatte Recht, von diesem Standeshochmuth und dieser Standesbornirtheit würde sich auch Ulrich niemals frei machen können, so brav er sonst war und wie sehr er sie lieben mochte. Und auch darin, daß mein Unglück sich mit dem ihrigen nicht messen ließ. Was war denn schließlich an mir gelegen? Und hatte ich nicht von vorn herein meinen Fall für hoffnungslos gehalten? Ja, in meiner Verzweiflung geschwelgt? Aber sie war ein Mädchen, die der Zukunft ganz anders gegenüber stand als ich und an Möglichkeiten denken durfte, welche für mich freilich noch in Siriusferne lagen; während wiederum Ulrich, als der Aeltere von uns beiden und als der Sohn reicher und vornehmer Eltern, viel eher die kecke Hand danach ausstrecken mochte. Aber er war ja ein Vogtriz! Das heißt: ein Gefolgsmann, das heißt: ein Mensch, der sich des höchsten Gutes des Menschen, der Freiheit seines Denkens und Handelns begeben hat, um der Vasall seines Lehnsherrn zu sein, das heißt: der Schatten eines Schattens!

In mein zorniges Grübeln verloren, hatte ich des Weges nicht geachtet und befand mich, während ich noch in der Tiefe des Parkes zu sein glaubte, plötzlich vor der kleinen Kapelle, die, unter mächtigen Platanen und von Buschwerk dicht umringt, bereits in der Nähe des Schlosses lag. Ich hatte den versteckten Ort kaum je betreten und nie die Kapelle selbst. Seit meiner Sache mit Pastor Renner betrachtete ich mich als ausgeschlossen von der kirchlichen Gemeinschaft und sprach mir die Berechtigung ab, meinen Fuß in eines ihrer Gotteshäuser zu setzen. So blieb ich denn auch jetzt, trotzdem mich, den Erhitzten und Ermüdeten, die Aussicht auf Ruhe und Kühle in dem Innern des Gebäudes lockte, draußen stehen und starrte düsteren Blickes durch die weit offene Thür in den schattigen Raum. Es dauerte einige Zeit, bis ich, der ich aus dem blendenden Sonnenschein kam, die Einzelheiten in dem Halbdunkel unterscheiden konnte: den Altar mit dem Krucifix und einem großen Gemälde, wie es schien, im Hintergrunde, die kleine, reich geschnitzte Kanzel, eine mit Glasfenstern versehene Empore — natürlich für die Herrschaften — und die schmalen hölzernen Bänke für das Dienstvolk.

Auf einer der letzteren saß, wie ich jetzt erst bemerkte, eine männliche Gestalt, vornüber gebeugt, das Gesicht in den Händen,

schlafend oder im Gebet. Wohl im Gebet, denn die Gestalt hob den Kopf, um nach oben zu blicken, und ließ ihn dann wieder auf die Hände sinken. Es war der Major. Ich wollte mich ungestört entfernen; aber — knirschte ein Sandkorn unter meinem Fuß? hatte er sein Gebet beendet? — er richtete sich empor und kam, sich wendend, langsamen Schrittes auf mich zu, der ich nun gezwungen war zu bleiben.

Ich hatte den Major während dieser Wochen nicht so gefunden, wie ich es nach den wenigen Begegnungen mit ihm und Schlagododro's enthusiastischen Schilderungen erwarten mußte. Er war immer freundlich und gütig gewesen, aber wenig mittheilsam bis zur völligen Schweigsamkeit, und selbst wenn er lächelte, war der Ernst nicht aus seinen schönen Augen gewichen. Daß sein Blick manchmal länger auf mir ruhte, befremdete mich jetzt nicht mehr, seitdem ich die Ursache kannte; fühlte mich aber durch diese Bevorzugung auch nicht gerade geschmeichelt, da er sich sehr selten und dann immer nur über ganz gleichgültige Dinge mit mir unterhalten hatte, und ich also annehmen konnte, daß sein Interesse an mir nur eben ein rein äußerliches sei. So war ich denn erstaunt, als er jetzt vor mir, der ich grüßend auf die Seite getreten war, stehen blieb und, mir die Hand reichend, sagte:

„Ich habe mich eben auch mit Ihnen beschäftigt. Es ist mir lieb, daß ich Sie noch einmal vor meiner Abreise ungestört sprechen kann."

„Sie wollen abreisen, Herr Major?" fragte ich, vergessend, daß Schlagododro es mir eben mitgetheilt hatte.

„Der Wagen wird, glaube ich, schon angespannt sein."

„Und Sie werden nicht wiederkommen?"

„Eure Vorstellung zu sehen? Ich fürchte, ich werde darauf verzichten müssen. Vielleicht, daß ich noch einmal auf eine Stunde herüber kommen kann, aber ich glaube es kaum."

Ich war, seiner Aufforderung folgend, ihm zur Seite geblieben. Er ging langsam, und ich bemerkte, daß er nicht den nächsten Weg zu dem Schlosse einschlug.

„Sie wissen nicht, warum ich abreise?" hob er wieder an.

„Nein, Herr Major."

„Ihr jungen Leute habt auch mehr in den Kopf zu nehmen, als die hohe Politik. Kümmern sich doch auch die, die es näher angeht, nur um ihre Kirchthurminteressen! Und wer weiß, ob ich die Angelegenheiten mit solcher Aufmerksamkeit verfolgt hätte, wenn mir nicht — Sie erinnern sich des Abends im Werin'schen Hause, als ich die Damen hierher einzuladen kam? — Nun, an jenem Abend wurde mir vorausgesagt, was kommen würde, bereits schon zum Theil gekommen ist und, wie ich jetzt überzeugt bin, ganz kommen wird. Wir werden in Kurzem, vielleicht schon in wenigen Tagen im Kriege mit Frankreich sein."

Im Kriege mit Frankreich! Ich schreibe es schamerröthend: das furchtbare Wort ließ mich ganz kalt. Ich hatte wohl die Herren von einer Kriegsmöglichkeit reden hören, von Kriegsbereitschaft hüben wie drüben, von Oberst Stoffel, Benedetti, französischen Kammersitzungen, spanischer Thronfolge, Kandidatur des Prinzen Hohenzollern — alles mit halbem Ohr und kaum das. Was ging es mich an?

„Es scheint, sie wollen einander 'mal wieder die Hälse abschneiden; nun, Glück auf!" hatte der Kammerherr gelegentlich in seiner cynischen Weise gesagt. Damit war die Sache für ihn erledigt gewesen und für mich auch. Und damals hätte ich noch verhältnißmäßig die Ruhe zum Nachdenken gehabt, während jetzt meine Seele voll von ihren eigenen Angelegenheiten war und mein Herz in egoistischen Schmerzen zuckte.

Der Major erklärte sich sicher mein Schweigen aus dem Staunen und Schrecken, die mich ergriffen hatten, denn er sagte nach einer kleinen Pause:

„Wir werden siegen — in hartem Kampf, aber wir werden siegen. Daran hätte ich freilich nun nicht gezweifelt, auch wenn die Prophetin es nicht ebenfalls verkündigt hätte."

Ich sah den Major fragend an, indem ich den Namen der Frau von Werin murmelte.

„Ich muß sie wohl so nennen," sagte der Major, „unendlich viel lieber, als wie sie Andere nennen möchten, und auch ich in jenem Augenblick geneigt war. Unsere Altvordern freilich wußten das Ahnungsvermögen und die Prophetengabe ihrer weisen Frauen besser zu schätzen."

Er lächelte ein melancholisches Lächeln:

„Ja, ja," fuhr er fort, „die wunderbare Frau hat Alles voraus gesagt, was damals für den Verstand der Verständigsten in undurchdringliches Dunkel gehüllt war: daß sich aus der kleinen Wolke, welche bereits wieder zu zerflattern schien, der Sturm entwickeln und unserer Idylle hier ein jähes Ende bereiten würde. Die neuesten Nachrichten machen es mir unzweifelhaft. Ich gehe, mein Haus zu bestellen, noch bevor ich die Ordre habe, sicher, daß sie kommen muß, vielleicht mir schon unterwegs begegnet."

Er schwieg, ich ging schweigend an seiner Seite, während meine Phantasie den Stoff, der ihr geboten war, zu bearbeiten anfing in ihrer schmachvoll egoistischen Weise: der Major war gefallen; Ellinor in der weiten Welt nun völlig verwaist, allein, hilflos, verzweifelt nach dem Retter ausschauend — eine Andromeda, als deren Perseus ich herbeieilte. Ein Perseus, ich, der ich mich in diesem Augenblick viel eher mit dem giftgeschwollenen Drachen hätte vergleichen sollen — dem Drachen schnöder, nacht geborener Selbstsucht, die im Kampfe liegt mit dem Kosmos, der Welt der Ordnung und des Lichts!

Wohl mir, daß der Herrliche nichts ahnte von dem, was da Abscheuliches in meiner Seele vorging, und so in dem herzlichen Tone seiner sanften Stimme weiter sprechen konnte:

„Es ist leider bald bestellt, mein Haus; ja es gäbe nichts zu bestellen, wäre es nicht um meine Tochter. Und einer Tochter Zukunft ist ja etwas, das sich jeglicher Berechnung entzieht. So berechne und rechne ich denn auch nicht, was auch sonst nicht meine Sache ist, sondern stelle es Gott anheim, der besser weiß als ich, was ihrem beweglichen Herzen frommen wird. Vielleicht, daß er sie zum Heil auf einem rauheren Pfade leiten will, als ihr beschieden schien, so lange ich lebte; vielleicht — nun, des Herrn Wille geschehe! Er weiß ja auch, weßhalb er uns Deutsche auf diesen blutigen Kriegspfad führen muß, damit wir ein einiges Volk werden, das der Welt fortan den Frieden diktiren kann, nach dem sich das Herz unseres königlichen Herrn sehnt. Großer Gott, was er leiden muß in diesen Stunden, wo er über Tod und Leben von Tausenden und aber Tausenden zu entscheiden hat und doch nichts Anderes entscheiden kann, als was ihm seine Königspflicht befiehlt, und ob sein warmes Menschenherz schier darüber breche! Brich nicht, Du armes reiches Herz! Deine Sache ist unsere! Wir stehen alle zu ihr, alle! Und wenn ich zehn Söhne hätte, Du solltest sie haben mit Gott für Dich und Vaterland!"

Glaubte er noch in der Kapelle zu sein, während er mit einem schwärmerischen Blick aufschaute zu dem hohen Dache der Rieseneichen, das sich über den langsam Dahinschreitenden wölbte? Für ihn war Gott gegenwärtig, wo er ging und stand, und sein Herz zu voll, als daß es nicht zu dem Allgegenwärtigen hätte schreien sollen in dieser schweren Stunde, in welcher er sich im Geiste vom Leben loslöste zum Siege durch den Tod. Und mich durchschauerte die Ahnung der Heiligkeit in dem Geiste und Herzen dieses Mannes; aber die Zeiten waren längst dahin, wo der Knabe gläubig zu ihm aufgeschaut hatte als zu seinem hochherrlichen Ideal. Zu tief schon hatte der Zweifel an meinem Herzen genagt und gefressen und fraß und nagte weiter und flüsterte mir höhnend zu: Jawohl, für das Vaterland, weil es einen König hat! Wär' es Dir noch eines, Gefolgsmann Du, wenn es eine Republik wäre mit einem Plebejer an der Spitze, dem Du dann zu folgen hättest, Herr Egbert von Vogtriz?

Wieder schritten wir schweigend neben einander hin, und abermals begann er:

„Ich habe keinen Sohn mehr, und doch ist mir manchmal, wenn ich Sie ansehe, als lebte er noch, oder wäre wieder auf die Welt gekommen in Ihrer Gestalt. Ich kann mir meinen Ernst nicht anders vorstellen, stünde er, wie es ja nun der Fall wäre, in Ihrem Alter. Und so müßte er aus den Augen schauen, und so müßte der Ton seiner Stimme sein, und so könnte es ja auch in seinem Kopf und Herzen aussehen."

Ich fühlte, wie mir die Flammen aus den Wangen schlugen. Nein, dies durfte nicht sein! War er auch mein Widersacher, er war ein edler Mann, und auch vor einem Unedleren hätte ich mich der Lüge geschämt.

„Herr Major," rief ich, „Sie wissen nicht —"

Frühlingswehen.

In wolkenverdunkelten Dämmertagen
Durch feuchte Luft ein Haſten, ein Jagen:
Durch kahles Gezweig, über thauenden Schnee
Mit Flügelſchlagen ringt ſich die Bö.
Das flimmernde Waſſer
Die Wimpern zuckt,
Ruhlos der Vogel
Wandert und duckt.
In öder Runde geiſterhaft Leben — —
Was wird's geben?
Wer weiß Kunde?
Frage den Keim im Wurzelgrunde!
Morgen verrieſelt iſt all' der Schnee,
Maigrün ſteht um den blauen See,
Und die Sonne lacht,
Und die ſpringenden Knospen blinzeln ſacht;
Und der Heerzug des Sturms iſt reizend zergangen:
Spielende Geiſtchen mit Kinderwangen
Tupfen an Blüthen, haſchen Libellen —
Kaum zittert der Zweig und keimen Wellen — —
Mein Herz — und mein Herz —
Was verdrießt dich's, heut im Sturme zu gehn?
'S iſt Frühlingswehn!

Victor Blüthgen.

Digitized by Google

„Mehr als Sie glauben," unterbrach er mich lächelnd. „Ich habe Sie viel beobachtet und denke, ich weiß so ziemlich, wie es um Sie bestellt ist. Und gerade das ist es, weßhalb ich mit Ihnen zu sprechen wünschte, da wir uns in diesem Leben vielleicht zum letzten Male sehen. Ich wollte, ich hätte Ihnen mehr zu hinterlassen, als ein paar Lehren, die, hoffe ich, gut und ganz gewiß gut gemeint sind. Sie haben ein weiches, liebevolles und liebebedürftiges Herz, Sie haben eine bewegliche Phantasie, einen raschen, schnellfassenden Verstand, einen Geist, der sich nicht mit der Oberfläche der Dinge begnügt, sondern in die Tiefe zu dringen sucht: herrliche Gaben, wie sie in dieser Vereinigung nicht Vielen zu theil werden, welche aber auch eben darum die Wenigen, die sie besitzen, mit einer ungeheuren Verantwortung belasten. Denn der Hochbegabte geht nie allein seinen Zielen entgegen; immer und überall hat er eine große Gefolgschaft hinter sich, für die er einstehen muß. Schweift er in die Irre, irren Alle; strauchelt er, kommen jene ins Taumeln; geht er unter, verderben auch die Anderen. Und nun lassen Sie sich das Wort eines Mannes gefallen, der, da er nun einmal nicht Ihr Vater ist, gern Ihr väterlicher Freund sein möchte. Sie sind, trotz Ihres guten Willens und edlen Strebens, auf einem falschen Wege. Da, wo Sie Ihr höchstes Ideal, die Freiheit, suchen, liegt es nicht, weder für Sie persönlich, noch für die Nation. Wir Deutsche verstehen Alles; uns selbst zu disciplíniren, verstehen wir nicht. Wir können Alles, wenn wir die rechten Führer haben, denen wir folgen dürfen; wir sind die Beute von Nationen, die nicht so viel werth und nicht so stark sind wie wir, sobald uns diese Führer fehlen. Unsere Geschichte beweist es von Anbeginn bis auf den heutigen Tag. Unser Fehler war von jeher und ist es noch, daß wir die Tugenden in der Abstraktion eines Menschheitsideals wollen, ohne zu bedenken, daß jede, sobald sie geübt wird, eine nationale Färbung annehmen muß. Darum war das Weltbürgerthum des vorigen Jahrhunderts freilich nothwendig, weil wir eben Deutsche sind, aber eine — so wunderlich das klingt — ungeheure Einseitigkeit, die zu korrigiren die mühselige Arbeit unseres Jahrhunderts ist. Man muß ein Volk nehmen, wie es eben ist; Dinge von ihm verlangen, die es nicht leisten kann, ihm Institutionen zumuthen, die nun und nimmer aus seinem Wesen hervorgehen, heißt, einen Birnbaum haben, von dem man Aepfel pflücken will. Die Republik ist eine schöne Sache — für Andere, nur nicht für uns Deutsche. Darum, wer an unser Königthum rührt, das Gottes Gnade uns gewährt hat, versündigt sich an dem Geist und Leib der deutschen Nation. — Das hätte ich meinem Sohn gesagt, bevor ich in den Krieg ging, wo ich vielleicht den Tod finde, als ein Mahnwort für sein Leben. Nun sage ich es Ihnen, seinem Ebenbilde. Und daß ich es gesagt habe aus herzlicher Theilnahme, werden Sie mir glauben; sonst hätte ich es nicht gesagt."

Er reichte mir die Hand, die ich heftig ergriff.

„Ja," rief ich, „und ich glaube es; und kein Mensch sollte mich an Königstreue übertreffen, wenn Sie mein König wären!"

Er mußte, wie ernst ihm zu Sinnen war, über meine Leidenschaft lächeln:

„Professor Willy hat Recht: Sie sind ein Poet. Als Sie ein Kind waren, sagten Sie mir: ich will Soldat werden. Nun, das liegt nicht so weit auseinander. Einem Strategen, der keine Phantasie hätte, würden die großen Erfolge ausbleiben, und ich meine, in jedem großen Dichtwerke steckt ein gutes Stück Strategie. Und nun, mein junger Poet, leben Sie wohl, und, wenn Gott will, auf Wiedersehn!"

Er reichte mir noch einmal die Hand, die ich an meine Lippen preßte, während mir die Thränen aus den Augen stürzten.

„Nicht doch! nicht doch!" sagte er abwehrend; „leben Sie wohl!"

Er schritt aus dem epheuumrankten Parkgartenthor, in welchem wir zuletzt gestanden hatten, dem nahen Portale des Schlosses zu. Ein offener angespannter Wagen hielt davor. Man schien bereits auf die Rückkehr des Majors gewartet zu haben. Sämmtliche Damen standen in dem Portale; Ellinor, als sie den Vater erblickte, lief ihm entgegen und schien, sich an ihn schmiegend, während er seinen linken Arm um ihre Schulter legte, ihm etwas von Wichtigkeit mitzutheilen. Er beschleunigte, sie loslassend, seinen Schritt. Sie folgte ihm langsamer, während ihr Blick, wie ich deutlich bemerken konnte, auf das Portal geheftet war, aus dem jetzt rasch eine jugendliche männliche Gestalt hervor und, sich bückend, hinter die Damen trat, wie Jemand, der nicht gleich erkannt sein will. Nun, als der Fuß des Majors die erste Stufe betrat, richtete er sich auf und sprang die Stufen hinab, dem Nahenden entgegen. Es war Astolf. Der Major schüttelte ihm, wie es schien, freudig überrascht, die Hand, während die Damen ihn selbst umringten und, lebhaft auf ihn einsprechend — die einzelnen Worte konnte ich nicht verstehen, nur die schrille Stimme der Gouvernante von den anderen unterscheiden — ihn um längeres Bleiben anzugehen schienen. Ellinor besonders eifrig. Sie gestikulirte dabei lebhaft mit der Hand, die jetzt ihr Vetter erhaschte und wiederholt stürmisch küßte.

Die Morgensonne schien hell genug, aber mir war, als hätte eine blutrothe Abendwolke mir plötzlich die ganze Sonne überdeckt.

Als sie verzogen war, fand ich mich wieder allein in der Einsamkeit des Parkes.

10.

Ich hatte die Nacht fast schlaflos verbracht, die Begebnisse des vergangenen Tages in verzweifelnder Seele wälzend.

Der Major war wirklich, nachdem er noch eine Stunde zugegeben, abgereist, ohne sich, wie es schien, über das eigentliche Motiv seines Entschlusses gegen irgend wen sonst ausgesprochen zu haben. Es würde sonst nicht über diesen Entschluß, den man für eine wunderliche Laune nahm, soviel hin und her geredet worden sein; vor Allem wäre Ellinor's Betragen unbegreiflich gewesen. Man sieht doch nicht, auch wenn man noch so leichtlebig und leichtfertig ist, einen theuren Vater mit trockenen Augen in den Krieg ziehen, um sofort eben diese Augen strahlenden Blickes auf den Geliebten zu heften! Ja, ich hatte ihn beobachtet, diesen strahlenden Blick, mehr als einmal, mitten in dem koketten Spiel mit Herrn von Blewitz', das Schlagodobro prophezeit hatte, und das sofort begann, als dieser junge Herr am Nachmittage herbeigeeilt war, seinen lieben Freund Astolf zu begrüßen. Doch war Ulrich's Voraussage insofern nicht eingetroffen, als Astolf durch diese Nebenbuhlerschaft keineswegs gereizt oder beleidigt, im Gegentheil nur amüsirt schien. Er mußte also seiner Sache ganz sicher sein; und es war empörend, daß Ellinor sein Amüsement noch zu steigern suchte, indem sie plötzlich mich mit Aufmerksamkeiten überschüttete und genau so that, als hätten wir bis dahin in trefflichster Harmonie und Freundschaft gelebt. Ich bekam zu hören, daß ich der liebenswürdigste Gesellschafter, der galanteste Kavalier sei, den sich Jeder, und Astolf im Besonderen, zum Muster nehmen könne, wenn er auch nicht hoffen dürfe, es ihm gleich zu thun. Am wenigsten im Komödienspiel! das sei meine große Force! Astolf würde sein Wunder haben!

Ich hatte es meinem empörten Herzen abgerungen, auf diese häßlichen Scherze einzugehen. Ich wollte Astolf nicht den Triumph gönnen, in seiner Gegenwart zu zeigen, wie grausam die Ironie, und wie tief ich gekränkt war. Mochten sie dann hinter meinem Rücken lachen, soviel sie wollten: vor meinen Augen sollten sie es nicht. Und sicher durfte ich gegen Astolf nicht zurückstehen, der zu mir von ausgesuchter, nicht mißzuverstehender Höflichkeit war: ich hasse und verachte dich nach wie vor, nur bin ich ein zu wohlerzogener Herr, darüber zu vergessen, daß du der Gast meiner Eltern bist. Nun, ich vergaß es ebensowenig und hörte mit unerschütterlicher Geduld dem endlosen Loblied zu, das die entzückte Mutter über ihren Liebling sang, dem sie als ein Heldenstück ersten Ranges anrechnete, daß er sein Fähndrichsexamen acht Tage früher, als die Familie erwartet, bestanden und binnen einem halben Jahre spätestens Officier sein werde, falls es wirklich zum Kriege komme, wie man ja hier und da meine. Aber das werde der gütige Gott nicht zulassen. Er werde einem armen Mutterherzen, das sich ihres Erstgeborenen nach so langer Trennung endlich wieder zu ersättigen sehne, nicht eine so grausame Prüfung auferlegen!

„Amen! gnädige Frau, Amen! Amen!" rief Fräulein Hersilie Drechsler.

Es war ein fürchterlicher Tag, der nicht besser wurde, als gegen Abend Herr von Vogtritz zurückkam in tiefer Verstimmung —

wie er zu verstehen gab, weil der Bruder nun doch gegangen sei, ohne seine Rückkehr abzuwarten.

„Es ist nicht das," raunte mir Schlagodobro zu. „Papa hat eine schlechte Partie mit Deinem verdammten J. J. gemacht, der alle Trümpfe in der Hand hatte. Daß ihm dafür die Höllenpein in sein klappriges Gebein fahre! Und denke Dir, der Kerl hatte die Frechheit, auf die alte Geschichte in der Klasse zurückzukommen! Warum er gegen Papa größere Rücksicht üben solle, als Astolf gegen seinen Emil zu üben für gut befunden? Kannst Du Dir eine solche Niedertracht vorstellen? Nun, Papa hat ihm schön darauf gedient; das kannst Du glauben; aber wüthend ist er darum doch auf Astolf, der übrigens auch auf der „Presse" ein schauderhaftes Geld verbummelt hat, das der Alte in diesem Augenblicke sehr nöthig brauchte. Ich fürchte, die Beiden gerathen noch heute Abend an einander."

Das sollte sich denn auch bewahrheiten beim Souper, dem heute zum ersten Male der Major, und wieder, wie schon seit mehreren Tagen, der kranke Kammerherr fehlte, welcher sonst das Wort führte und etwa auftauchenden heftigeren Differenzen durch seine geistreichen Scherze die Spitze abzubrechen wußte. Es war dafür freilich eine größere Anzahl anderer Gäste zugegen, meistens jüngere Herren, Freunde von Astolf, welche dieser von seinem Kommen benachrichtigt haben mochte, sämmtlich Reserve-Officiere, wie ich zu verstehen glaubte, Gutsbesitzer und Gutsbesitzersöhne, die dem Champagner reichlich zusprachen und auf gute Kameradschaft mit ihm anstießen. Der Krieg sei ja leider noch nicht gewiß; Majestät scheine noch zu schwanken; aber Bismarck werde jetzt, wie 66, die Sache schon durchdrücken. Herr von Vogtriz hatte schweigsam und nur manchmal ungeduldig an den breiten Bart greifend zugehört. Nun brach es los: Jawohl Bismarck! er habe die Suppe eingebrockt, möchte er sie doch allein auszuessen haben! Jawohl Krieg! Das sage sich so leicht und möge ja auch ein prächtiges Ding sein, für junge Herren besonders — er meine natürlich keinen Anwesenden! — mit einem tüchtigen Pack Schulden auf dem Rücken, die dann hübsch zu Hause bei dem Herrn Papa blieben, der sie bezahlen möge, wenn er könne! Jawohl bezahlen! Bezahlen, wenn so schon an Grund- und Gebäudesteuern ein Unerschwingliches zu leisten sei! Erst solle einmal der Herr Kanzler der schreienden Noth der Landwirthe steuern durch vernünftige Kornzölle und dadurch, daß er den Staatssäckel für die Kommunen öffne, die, ebenso wie die Privaten, sich nicht mehr zu rathen und zu helfen wüßten, außer durch Schuldenmachen bei den Juden, was denn freilich eine famose Sorte von Hilfe sei! Jawohl Schlachten schlagen, Festungen erobern, wenn kein Geld im Lande, außer in den jüdischen Geldschränken! Das seien die wahren feindlichen Festungen, die erst gebrochen werden müßten, bevor man an Krieg denken dürfe mit den Franzosen, die hundertmal reicher seien, als wir, und reich bleiben würden nach hundert verlorenen Schlachten, aus denen wir als Sieger hervorgingen genau so arm, vielmehr ärmer als vorher!

So donnerte Herr von Vogtriz in der verstummten Gesellschaft, von der Einer den Andern verwundert ansah, während Astolf abwechselnd bleich und roth wurde; Schlagodobro, anstatt aufzufahren und für seinen Helden ins Feld zu rücken, sich begnügte, an den Lippen zu nagen, wozu er fürchterlich mit den Augen rollte; und ich, als ich all die bleichen Gespenster um die Tafelrunde musterte, an das Mahl auf Belsazar's Königsburg denken mußte und an die Geisterhand auf der Wand mit ihrem Mene Tekel Upharsin.

Ja, es war ein schlimmer Tag gewesen, dem ein schlimmerer folgen würde. Für mich. Ich war entschlossen, daß mich der Abend nicht mehr auf Schloß Nonnendorf finden sollte. Aber wie den triftigen Grund finden, ohne den nicht fortzugehen ich Maria versprochen hatte? Hätte ich's doch nicht versprochen! War es denn nicht Grund genug, daß ich es nicht mehr ertragen konnte? Verbringt man, wenn man siebzehn Jahre alt ist, ohne Grund schlaflos die Nacht und starrt mit brennenden Augen nach dem Mondenstreifen, der langsam, langsam weiter rückt an der Wand, als schriebe er auch mir ein Mene Tekel! Nur daß ich es entziffern kann und es einfach lautet: Trolle Dich von hinnen! Du hast mit diesen Menschen nichts zu schaffen!

Ach, wohin war die Rührung, wohin die Beschämung, mit der ich den Worten des Majors gelauscht? Ich schämte mich, daß ich gerührt gewesen war! schämte mich des Kusses, den ich auf seine Hand gedrückt! Wenn er die Astolf Vogtriz und die Axel Blewitz und alle die andern Itz und Witz von gestern Abend hinter sich hatte mit ihren verrotteten Ideen und ihren frechen adligen Hochmuthsgesichtern — dann Kampf mit ihm und ihnen auf Leben und Tod!

(Fortsetzung folgt.)

Schuljahr und Ostern.

Ein Vorschlag zur Reform der Ferienordnung unserer Schulen.

Von Dr. Georg Winter.

Schon seit langer Zeit ist in Deutschland namentlich von pädagogischer Seite auf die großen Mißstände hingewiesen worden, welche unserem Unterrichte daraus erwachsen, daß das Schuljahr mit einem zeitlich so sehr schwankenden Termine, wie es das Osterfest ist, beginne. Bei dem großen Interesse, welches in unserem Vaterlande in den weitesten Kreisen für alle das Schulwesen angehenden Dinge herrscht, hätte man annehmen sollen, daß diese wiederholt aufgeworfene Frage alsbald auch einer befriedigenden Lösung entgegen geführt werden würde. Aber trotz aller berechtigten Klagen ist noch immer Alles beim Alten geblieben. Vielleicht aber ist das gegenwärtige Jahr der geeignete Zeitpunkt, den Stein von Neuem ins Rollen zu bringen und die leitenden Kreise unserer Schulverwaltung nochmals zur Abhilfe anzuregen.

Das Osterfest fällt in diesem Jahre auf den denkbar spätesten Termin, den 25. April, und dadurch erscheint die Ungleichheit der beiden Abschnitte, in welche unser Schuljahr nach diesem Feste getheilt wird, in besonders scharfem Lichte. Das Sommerhalbjahr wird diesmal in einer Weise verkürzt, die es in höchstem Maße fraglich erscheinen läßt, ob es möglich ist, in diesem kurzen Zeitraume den Lehrkursus, der im Sommer im Wesentlichen derselbe ist wie im Winter, überhaupt zu bewältigen. Der Unterricht wird diesmal erst Anfang Mai beginnen können, umfaßt also im Ganzen nur fünf Monate, von denen anderthalb durch Ferien in Anspruch genommen werden, so daß als Lehr- und Lernzeit selbst nur dreieinhalb Monate übrig bleiben, während das Winterhalbjahr volle sechs Monate umfaßt hat. Dazu kommt noch, daß in den heißeren Monaten von vorn herein die Lernlust und Lernfähigkeit erheblich geringer ist, als im Winter. Noch schlimmer ist die Sache an unseren Hochschulen, deren Sommersemester schon in den ersten Tagen des August schließt, so daß für die Vorlesungen kaum drei Monate verfügbar bleiben. Mit einem Worte, wir stehen hier vor einem Uebelstande, der dringend Abhilfe erheischt.

Für diese Abhilfe sind nun die verschiedensten Wege in Vorschlag gebracht worden, allgemein aber wird an der Unterscheidung eines Sommer- und Winterhalbjahrs festgehalten. Die Einen — und deren sind gar nicht so wenige, als man glaubt — schlagen geradezu vor, das Osterfest selbst aus einem so sehr beweglichen, wie es gegenwärtig ist, zu einem mehr fixirten zu gestalten, indem man dasselbe statt auf den ersten Sonntag nach Frühlingsvollmond etwa auf den ersten Sonntag im April ansetzen könne. Dadurch würde in der That die Grenzlinie bei Weitem enger gezogen werden: anstatt fünf Wochen würde sie nur eine umfassen; im Wesentlichen könnte dann der 1. April als Anfang des Schuljahrs festgesetzt werden. Daß vom religiös-kirchlichen Standpunkte aus hiergegen im Ganzen wenig einzuwenden wäre, haben einsichtige Theologen wiederholt offen zugestanden. Haben doch in früheren Jahrhunderten oft auf officiellen Kirchenversammlungen Debatten über diese Fixirung des Osterfestes stattgefunden, in denen viel

für und wider gestritten wurde. Die gegenwärtige, an alttestamentliche Ueberlieferungen anknüpfende Einrichtung ist im Grunde nur auf einen solchen Concilbeschluß zurückzuführen, der ebenso gut auch anders hätte ausfallen können. Gleichwohl ist es zweifellos, daß von mancher Seite aus gegen diese Lösung der Frage energischer Widerspruch erhoben werden würde. Es empfiehlt sich daher von demselben von vornherein abzusehen, da eine Aenderung nur dann Aussicht auf Erfolg hat, wenn die Mittel zu derselben möglichst allgemein anerkannt werden. Auch hat ja an sich der Beginn unseres Schuljahres mit dem Osterfeste als solchem gar nichts zu schaffen.

Bei Weitem mehr schon würde sich der andere, namentlich neuerdings warm befürwortete Vorschlag empfehlen, grundsätzlich den 1. April als Termin für das Schuljahr festzustellen, auf das Osterfest aber dabei ebenso wenig Rücksicht zu nehmen, als etwa auf das Pfingstfest. Das Schuljahr würde einfach um die Mitte des März schließen, dann würden bis zum 1. April Ferien einzulegen sein, die wiederum ohne Rücksicht darauf, ob das Osterfest in dieselben fällt, festzusetzen wären. Fällt das Osterfest, wie meist, nach dem 1. April, so würde im Sommersemester, ebenso wie am Pfingstfeste, nur an den Feiertagen selbst und etwa einen Tag vorher und nachher der Unterricht ausfallen.

In ganz derselben Weise wäre dann die Sache auch an den Universitäten zu reguliren. Das Wintersemester würde an denselben am 1. März zu schließen, das Sommersemester am 1. April zu eröffnen sein. Durch diese zeitliche Fixirung würde auch dem großen Mißstande abgeholfen sein, daß die Osterferien sich, wie in diesem Jahre, bis auf sechs oder gar sieben Wochen ausdehnen. Denn gegenwärtig herrscht der Brauch oder Mißbrauch, daß das Wintersemester in jedem Falle, gleichviel auf welchen Tag das Osterfest fällt, in den ersten Tagen des März schließt, während das Sommersemester bei der jetzigen Einrichtung immer erst nach Ostern, das heißt also in diesem Jahre erst Anfangs Mai beginnt. So sehr wir nun auch die Berechtigung größerer akademischer Ferien und ihre Nothwendigkeit gerade für Diejenigen, die schon selbständig wissenschaftlich arbeiten, anerkennen, so dürfte es doch alles Maß übersteigen, wenn außer den fast dreimonatlichen Sommerferien die Osterferien sich eventuell auch auf fast zwei Monate ausdehnen.

Mit dieser Reform würden also offenbar die schreiendsten Mißstände beseitigt und eine gesündere Eintheilung des Lehrplanes ermöglicht werden. Immerhin aber würde auch dann noch eine merkliche Ungleichheit zwischen den beiden Halbjahren bestehen bleiben, vor Allem dadurch, daß nach wie vor sämmtliche heißen, das heißt zum Lehren und Lernen bei Weitem weniger geeigneten Monate in den einen, alle kalten Monate in den andern Abschnitt fallen würden. Aber auch der zeitlichen Ausdehnung nach würden beide noch immer keineswegs gleich sein.

Volle Abhilfe dieser und anderer gleich zu erwähnender Uebelstände würde nur erreicht werden können, wenn man sich zu einer viel weiter gehenden, radikaleren Reform entschließen wollte. An sich ist die Eintheilung des Unterrichtsjahres in ein Sommer- und Wintersemester doch offenbar durch nichts unbedingt geboten, im Gegentheil, wir sehen, daß sie mit erheblichen Nachtheilen verknüpft ist. Es würde einen unermeßlichen Segen für unsern gesammten Unterricht in sich schließen, wenn die warmen und kalten Monate auf beide Jahreshälften gleich vertheilt würden. Und das würde der Fall sein, wenn man das Naturgemäßeste thäte, was man überhaupt thun kann, wenn man nämlich das Unterrichtsjahr mit dem bürgerlichen in Uebereinstimmung brächte und am 1. Januar beginnen ließe. Dann wären in der That alle Schwierigkeiten beseitigt; das erste Halbjahr würde bis zum 1. Juli reichen, das zweite vom 1. Juli bis 1. Januar. Beide Semester würden durch die großen Sommerferien von einander zu trennen sein, die, auf beide ungefähr gleich vertheilt, bei den Schulen etwa von Mitte Juni bis Ende Juli, bei den Universitäten von Mitte Juni bis Mitte August auszudehnen wären. Daraus würde sich namentlich für die Universitäten noch ein weiterer großer Vortheil ergeben. Gegenwärtig beginnen deren Ferien bekanntlich in den ersten Tagen des August, umfassen also im Wesentlichen die kühleren Herbstmonate, während in den heißesten Sommermonaten Vorlesungen gehalten werden. Es liegt auf der Hand, daß diese Einrichtung eine grundverkehrte ist. Was hat es für einen Sinn, im September und größten Theil des Oktober die Vorlesungen auszusetzen und sie im Juli beizubehalten, in welchem zumeist die tropische Hitze den Lehr- und Lerneifer sehr wesentlich beeinträchtigt? Führt man dagegen die von uns vorgeschlagene Reform, die doch um nichts schwerer zu bewerkstelligen ist als die Verlegung des Unterrichtsanfangs auf den 1. April, durch, so fallen die eigentlich heißen Monate bei Schulen und Universitäten vollkommen weg, und die Wintermonate vertheilen sich auf beide Semester vollkommen gleich: November, December in dem einen, Januar, Februar in dem andern. Die Gleichheit der zeitlichen Ausdehnung aber würde dann eine nahezu absolute sein. Das erste Halbjahr (1. Januar bis 15. Juni) würde $5^1/_2$ Monate umfassen, die durch Oster- und Pfingstferien um etwas gekürzt und auf etwa $4^3/_4$ Monate reducirt werden würden, das zweite Semester (1. August bis 1. Januar oder bei den Universitäten 20. August bis 1. Januar) würde 5 (oder $4^1/_2$) völlig unverkürzte Monate umfassen.

Warum aber theilen wir alle unsere bürgerlichen Geschäfte nach dem bürgerlichen Jahre ein und machen allein mit dem Unterrichtswesen eine Ausnahme? Dies läßt sich leicht aus der Macht der Gewohnheit erklären, die hier zu unverkennbaren Nachtheilen führt. Die Einrichtung stammt aus der Zeit, da Kirche und Schule zwei nothwendig mit einander verbundene Institute des staatlichen Lebens waren: damals hatte es einen Sinn, ein kirchliches Fest zum Anfangs- und Endpunkt des Schuljahres zu machen. Jene absolute Zusammengehörigkeit besteht aber nicht mehr und wird in dem Umfange, wie sie früher bestand, auch von strengkirchlicher Seite nicht mehr angestrebt. Wozu soll man also die Wirkung beibehalten, nachdem die Ursache fortgefallen ist? Nachdem die Schule zu einer vorwiegend staatlich-bürgerlichen Einrichtung geworden ist, ist es doch zweifellos das Naturgemäßeste, sie mit dem bürgerlichen Jahre in Uebereinstimmung zu bringen.

Wir wollen die Erörterung über den wichtigen Gegenstand nicht schließen, ohne noch einen für viele Familien nicht unwesentlichen Vortheil der von uns angestrebten Reform zu erwähnen. Bei der gegenwärtigen Eintheilung fallen nämlich in dem größten Theile Deutschlands die Sommerferien der Schulen und Universitäten niemals zusammen: die letzteren beginnen, wenn die ersten schließen. Daraus erwächst aber für alle diejenigen Familien, welche zu gleicher Zeit einen Sohn die Universität, andere Söhne oder Töchter aber die Schule besuchen lassen müssen, der große Nachtheil, daß sie niemals alle ihre Kinder zugleich um sich versammeln, nie mit allen zugleich eine Sommer-Erholungsreise unternehmen können. Auch dieser Nachtheil würde durch die angestrebte neue Eintheilung beseitigt werden: die Schulferien fielen dann in ihrer ganzen Ausdehnung in die etwas längeren Universitätsferien.

Wir wollen nicht leugnen, daß eine solche, die ganze bisherige Eintheilung umwerfende Aenderung namentlich in der Uebergangszeit einige Schwierigkeiten bereiten würde, aber unübersteiglich wollen uns dieselben doch keineswegs erscheinen; ja sie stehen in gar keinem Verhältniß zu den großen Vortheilen, welche unserem ganzen Unterrichtswesen aus einer solchen durchgreifenden Reform erwachsen würden. Jedenfalls ist die Sache reiflicher Erwägung in hohem Maße werth. Sollte aber dieser weitergehende Vorschlag an maßgebender Stelle auf unüberwindlichen Widerstand stoßen, so müßten zum mindesten doch die betheiligten Kreise alle Hebel in Bewegung setzen, daß wenigstens die minder weitgehende Aenderung, die Verlegung des Anfangs des Schuljahres auf den festen Termin des 1. April endlich zur Durchführung käme. Gelingt es in diesem Jahre, in welchem die großen Uebelstände der bisherigen Einrichtung besonders schroff zu Tage treten, nicht, eine Aenderung herbeizuführen, so steht zu befürchten, daß dieselbe auf unabsehbare Zeit verschoben werden dürfte. Und aufgeschoben wäre in diesem Falle fast so gut wie aufgehoben. Darum möge ein Jeder, dem die ideale Sache einer gedeihlichen Fortentwickelung unseres Schulwesens, auf das sonst stolz zu sein wir alle Ursache haben, am Herzen liegt, mit uns seine Stimme erheben, damit hier endlich Wandel geschaffen und einer weiteren Fortentwickelung Bahn gebrochen werde.

Die Andere.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von W. Heimburg.

(Fortsetzung.)

Kopfschüttelnd wandte sich Anita, suchte Geld und Schmuck zusammen und ging still hinaus. Und Lotte verbrannte die Briefe. Einmal war es, als ob ihr Blick hängen bliebe an einem der Bogen, als ob sie lese; einen Augenblick lehnte sie den Kopf gegen die Kacheln des Ofens, und die feine Hand schwebte wie unschlüssig über den Flammen, aber gleich darauf züngelten sie auch um diesen Brief, und hastig warf sie den Rest hinterdrein und sah zu, wie es aufloderte und zu Asche verbrannte, und wie in den schwarzen verkohlten Resten die glühenden Funken spielten.

Ich konnte den Anblick nicht ertragen; ich wandte mich und ging in die Schlafstube. Nach einem Weilchen hörte ich laut auflachen, und als ich erschreckt zurückkam, hatte sie ein Karton geöffnet vor sich stehen, und in der Hand einen kaum verwelkten Myrtenkranz. — Sie lachte noch immer; laut und schrecklich klang es, kalt und unheimlich, und dabei standen funkelnde Tropfen in den großen Augen. So lachte neulich Anita auch.

„Lotte, beste Lotte!“ rief ich angstvoll und nahm ihr den Kranz fort, während sie in den nächsten Stuhl sank und die Hände vor das Gesicht schlug und weiter lachte; dieses schreckliche verzweifelte Lachen!

Zitternd warf ich den Kranz in die Schachtel zu dem verdorrten Rosenstrauß, der noch darin lag; — Blumen, die nur einen Tag geblüht, nichts zurücklassend als wehe Dornen und ein todeskrankes Herz.

Ich kniete neben ihren Stuhl und umfaßte sie. Aber sie stieß mich zurück und schwer sanken ihre Arme herunter. „Laß mich!“ murmelte sie, „ich bin müde, todmüde und will schlafen!“

Sie stand auf und ging an mir vorüber, und im Nebenzimmer warf sie sich auf das Bette, das am Nachmittag für sie bereitet war, und dort lag sie unbeweglich. Als ich nach einiger Zeit bange lauschend ihr nachschlich, war es mir, als thue sie keinen Athemzug.

Dann ein leises Klopfen an der äußern Stubenthür, und als ich mich umwandte, schaute Frau Roden herein. „Kindchen,“ flüsterte sie, während ich, den Finger auf den Mund gelegt, leise zu ihr hinüber kam und sie auf den Flur hinaus drängte, „Kindchen, hat hier denn Jemand gelacht? Fritz behauptet, er habe Lachen gehört.“

„Ja,“ sagte ich; „Lotte ist entsetzlich aufgeregt.“

„Wenn sie nur schlafen möchte oder weinen könnte!“

„Ich glaube, daß sie einschlafen wird,“ erwiderte ich, „sie ist ganz erschöpft.“

„Haben Sie denn einen Augenblick Zeit für uns? Ich versuchte vorhin den Arm zu verbinden, er stöhnt aber so sehr, ich bin so ungeschickt, Tonchen. Es ist zu schlimm, wenn man nicht mehr sieht.“

Ich lief eilig die Treppe hinunter und stand dann an seinem Lager. Sogleich machte ich mich daran, die ungeschickt angelegten Binden zu ordnen, aber er wendete den Kopf nicht herum von der Wand. Ob er wirklich um sie litt, die dort oben in Schmerz und Zorn lag?

„Fritz,“ begann ich, „darf ich Ihnen etwas vorlesen heute Abend?“

„O, bemühen Sie sich doch nicht —.“

„Aber ich thue es gern, damit Sie auf andere Gedanken —“

„Wissen Sie denn, ob mir meine Gedanken so unlieb sind?“ fragte er eigensinnig, wie nur ein Kranker es vermag.

Ich antwortete nicht; er that mir weh in diesem Augenblick. Und nun sah er mich an.

„Weinen Sie?“ sprach er gereizt. Und als ich stillschweigend das Buch nahm und mich an sein Lager setzte, fühlte ich, wie meine Stimme zitterte bei den ersten Worten, und wie sein Blick groß und voll auf mir ruhte. Im Sofa-Eckchen strickte Frau Roden, und dann verstummte das Klappern der Nadeln, nur meine Stimme klang noch, einförmig und farblos; ich las ohne Gedanken, rein mechanisch. Es war eins der letzten Kapitel aus dem „Ekkehard“.

Dann brach ich jäh ab, über uns begannen wieder die kleinen hastigen Schritte, hin und her, hin und her. Erschreckt sah ich zu ihm hinüber; er lag, den Kopf auf den gesunden Arm gestützt und die Augen auf mich gerichtet, völlig ruhig.

„Lesen Sie weiter,“ bat er.

In diesem Augenblick war es, als ob ein schwerer Gegenstand dort oben umfiel; es krachte förmlich. Ich warf das Buch auf den Tisch und wollte hinauf, da griff er nach meinem Kleide und hielt mich fest. „Ja, das ist recht, Mutter, sieh Du zu, was geschehen ist!“ rief er der hinauseilenden Frau nach. „Sie bleiben hier, Fräulein von Werthern, Sie zittern ja schon wieder; diesen Aufregungen scheinen Sie nicht gewachsen.“

In der That, ich war kaum fähig mich zu rühren.

„Armes Kind!“ sprach er weich und sah zur Decke empor. Meinte er Lotte?

„Sie ist sehr krank,“ erwiderte ich. Oben verstummten jetzt die Schritte, es ward still. Nach einer Weile kam Frau Roden zurück.

„Aengstigen Sie sich nicht, Tone,“ sagte sie mild; „der Schmerz will austoben bei solchen Naturen.“

„Fahren Sie fort,“ bat er mich, scheinbar ohne darauf zu hören, und wischte sich über die Stirn. Aber ich konnte nicht lesen, ich hatte keinen Willen in diesem Augenblick, und er nahm mir ungeduldig das Buch aus der Hand und las weiter, wo ich aufgehört: „‚Krank?‘ sprach Ekkehard. ‚Es ist nur eine Vergeltung‘ —.“ Dann stockte er, die Worte mochten ihm wunderlich passen; und er las für sich, so eifrig, daß ich meinte, er würde es nicht gewahr werden, wenn ich nun aufstände und hinausginge zu Lotte. Aber bei der leisesten Bewegung senkte er das Buch und schaute mich an.

„Sie wollen schon fort?“

„Ich ängstige mich.“

Er antwortete nicht, aber er sah noch finsterer aus als vorhin.

Es kam eine schwere Zeit über mich! Lotte verfiel in eine Art Apathie; sie wollte sich nicht anziehen, sie wollte nicht sprechen und nicht essen; alle Mühe war vergebens, sie zu bewegen, sich ein wenig aufzuraffen. Scheu kauerte sie in dem Winkel des Sofa, nachlässig im Morgenkleide, das Haar in einen Knoten am Hinterkopf aufgesteckt, die Arme unter einander geschlagen, und starrte auf einen Fleck.

Ich hatte gebeten, ich war heftig geworden; sie bemerkte es kaum. Frau Roden drang ernstlich in sie, keine Miene zuckte in ihrem Gesicht. Sie war nur einmal aus diesem Zustande erwacht, als ein Brief vom Prinzen kam; sie hatte mit zitternder Hand darauf geschrieben, daß Adressatin durchaus keine Briefe annähme! Dieselben Worte hatte sie auf einem Schreiben des Kammerherrn vermerkt. Und nun waren schon neun Tage vorüber, und immer noch dasselbe.

Und alles Dies in dem Hause, in das sie Undank und Untreue gebracht! Aber daran dachte sie nicht; woran sie überhaupt dachte in dieser Zeit? Es war etwas Schreckliches — ich habe es erst später erfahren. —

Kein Wort gegen Lotte bekam ich unten zu hören; wenn jemals dem Bibelwort „Segnet, die Euch fluchen“ nachgeeifert ist, so war es unter dem alten Schieferdache des Domainenhauses. Der Arzt verordnete Wein — und das Beste aus dem Keller stand vor dem schweigenden jungen Weibe; Blumen und Früchte stellte die alte Frau still vor sie hin — kein Wort des Dankes lohnte ihr. Es war eine unheimliche Schwüle überall.

Und dazu schallte die Hausthür zur Besuchsstunde wieder fleißig, und Allerwelt, die sonst in Wochen und Monaten nicht erschien, kam nun, nach dem Befinden des Patienten zu fragen mit einem Eifer, der mich dunkelroth machte und Frau Roden ein feines Lächeln abnöthigte. Ihrem Sohne ergehe es gut, erwiderte sie höflich kühl; von der, die sich unter ihr Dach geflüchtet, sprach sie keine Silbe, so deutlich auch die Anspielungen, die man wagte —. Aber wir erfuhren dennoch, in welch heller Aufregung die Stadt sich befand. Die unglaublichsten Gerüchte durchschwirrten die Luft, und daß Lotte in ihrer Noth dem

ehemaligen Bräutigam zu Füßen gefallen war, ihn um Verzeihung angefleht habe, ward in tausend Variationen verbreitet.

Ich ging umher, wie auf glühenden Kohlen: was sollte nun werden? Hier bleiben konnte Lotte nicht, allein ziehen lassen durfte ich sie ebenfalls nicht; in ihrem jetzigen Gemüthszustande war selbstverständlich keine Rede davon. Ich hätte sie begleiten müssen, aber — wohin? Und wie leben? Und wenn ich auch arbeiten wollte von früh bis spät, es würde kaum für Lotte reichen, wir besaßen nichts, wirklich nichts!

Vom Hofe blieb jede fernere Nachricht aus. Ob die Scheidung bereits angebahnt war? Ob nicht? Wir erfuhren es nicht. Und immer tiefer drückte mich das Bewußtsein zu Boden: hier darf sie nicht bleiben; es hieße, Güte und Freundlichkeit allzusehr mißbrauchen.

„Charlotte," begann ich eines Nachmittags, als ich sie mit hundert guten Worten zwingen wollte, etwas Kaffee zu trinken, und sie widerwillig meine Hand zurückschob, welche die Tasse hielt, „Charlotte, ich muß ernstlich mit Dir sprechen, so geht es nicht länger. Was hast Du beschlossen? Welche Nachrichten hast Du dem Kammerherrn gegeben? — Du wirst einsehen, daß wir in diesem Hause nicht länger bleiben können. Bitte, sag's mir, was gedenkst Du zu thun?"

Sie sah mich an und zuckte die Schultern. „Ich habe ihnen den Bettel vor die Füße geworfen!" antwortete sie endlich.

„Das ist unüberlegt von Dir gewesen, Charlotte," tadelte ich.

Sie zuckte abermals die Schultern und sagte tonlos: „Mir ist Alles gleich!"

Es waren die nämlichen Worte, die sie täglich so und so oft sprach. Verzweifelt lief ich hinunter in die Wohnstube, wo Frau Roden am Fenster saß und strickte. „Was soll nun werden?" fragte ich, „liebe Frau Amtsräthin, was soll nun werden?"

Sie verstand mich und erwiderte: „Geduld, Tonchen, sie ist noch krank; sie ist eine von den Naturen, die nie hoch genug steigen und nie tief genug fallen können. Geduld!"

„Aber sie darf Ihnen nicht länger zur Last sein."

Sie strich mir mit der Hand über das Gesicht. „Sie ist mir nicht zur Last, Tonchen; ich habe nur ein Bedenken —" und ihre Augen richteten sich besorgt auf die kleine Tapetenthür, die in das Zimmer des Sohnes führte. „Ich fürchte, er hat noch immer nicht überwunden," flüsterte sie und nickte mir kummervoll zu. „Er ist ungeduldig, er lauscht auf jeden Tritt dort oben; ich wollte ihn eigentlich umquartieren, ihn wieder in sein altes Zimmer bringen, nach dem Hofe hinaus; doch als ich davon sprach, ward er so heftig, wie ich ihn noch nicht gesehen habe —. Er fragt ja nie nach ihr, Tonchen, — aber ich weiß, was ich weiß, er kann sich vor mir nicht verstellen."

Ich sah es ein, tausendmal! Wenn ich nur eine Auskunft gewußt hätte. „Ich werde Alles versuchen, um Lotte zu bewegen, mit mir fortzugehen," sagte ich; „es wird ihr auch gut thun — ich —"

„Sie, Tonchen? Sie habe ich nicht gemeint," unterbrach mich die alte Frau. „Und wohin wollten Sie auch? Nein, jetzt heißt's abwarten, bis Charlotte wohler, bis die Scheidungsangelegenheit erledigt ist. Aengstigen Sie sich nicht; ich passe schon auf. Denken Sie lieber daran, wie wir meinen Jungen etwas heiterer bekommen, denn so wird's nichts mit dem Besserwerden."

Und wieder vergingen Tage um Tage und nichts änderte sich in Lotte's Zustand. Draußen goß es in Strömen, und das trübe dunkle Novemberwetter drückte die Gemüther noch mehr zu Boden. Der Einzige, der mir ruhig erschien, war Fritz. Zwar versicherte die besorgte Mutter das Gegentheil, aber mir kam es vor, als wäre seine Miene gleichmäßig froh, wenn ich an seinem Lager sitzend vorlas oder seinen Arm verband. „Ekkehard" war zwar beiseite gelegt, aber ich hatte soviel aus den Zeitungen zu berichten, denn Metz und Paris waren in den Vordergrund getreten.

Eines Nachmittags klopfte es an die Thür unseres Stübchens oben, das ich grade verlassen wollte, und Anita kam herein. Sie brachte einen Brief. Ich aber ging hinaus, denn ich wußte, dort unten in dem Krankenzimmer wurde ich schon längst erwartet. Da stand das Kaffeegeschirr auf dem Sofatisch und die Lektüre lag bereit; Frau Roden saß neben dem Sohne und hielt seine Hand.

„Tonchen!" rief sie mir entgegen, „er wird schon ungeduldig; nun rasch den Kaffee, er schmeckt nicht, wenn Sie ihn nicht eingießen." Und bald saßen wir gemüthlich um den runden Tisch, und ich griff zur Zeitung und las.

„Oben geht jemand," unterbrach er mich nach einer Weile.

„Anita ist es," warf ich hin und las weiter, und dabei vergaßen wir alle Drei unsere eignen Angelegenheiten so sehr, daß endlich Fritz Roden bemerkte: „Mein Gott, es ist ja schon dämmerig; halten Sie ein, Fräulein von Werthern, schonen Sie Ihre Augen." Nun gab es noch ein Hin und Her über das Gehörte, und endlich stand Frau Roden auf und ging hinaus.

Es plaudert sich so hübsch in der Dämmerung, im warmen Zimmer, und Fritz Roden, der sonst nie im eigentlichen Sinne des Wortes redselig zu nennen war, sprach ohne Aufhören in seiner ruhigen Weise. Es war Alles so schlicht und klar, was er sagte, ohne jeglichen Aufputz; so klar und einfach, wie sein ganzes Sein und Handeln. Dann stockte er, denn oben wurde Klavier gespielt. Das war Lotte, so spielte nur sie. Wie kam sie dazu? Deutlich und süß scholl er herunter, der wundervolle Chopin'sche Trauermarsch, und mitten darin brach sie jäh ab und ging in eine Mazurka über.

„Was soll das heißen?" fragte ich mich, und scheu blickte ich zu ihm hinüber; er lag still und schien zu lauschen.

Und weiter und weiter spielte sie, und wie wenn sie erwacht aus langem Leid, so erklang immer lebensvoller, immer bewegter ihr wundervolles exaktes Spiel.

„Fräulein von Werthern," sagte er plötzlich, „ich habe den ‚Ekkehard' zu Ende gelesen ohne Sie — zürnen Sie mir?"

„O nein!"

„Und eine Stelle — sie steht so ziemlich am Schluß, die ist die schönste im ganzen Buche, so einfach, so ergreifend und wahr; oder vielleicht hat sie mich nur so gepackt!"

Oben verstummte jetzt das Spiel so plötzlich, wie es angefangen; ich hörte hin und her wandern und fand nicht den Muth hinauf zu gehen, um zu fragen, was das Spiel bedeute, ebenso wenig wie ich ihn fand, nach jener Stelle im „Ekkehard" zu fragen.

Aber er vermißte meine Antwort nicht, er sprach weiter. „Wissen Sie denn, Tone, daß Sie just heute vor einem Jahre in Rotenberg eintrafen? Grade in dieser Tagesstunde mag es gewesen sein, als Sie den Fuß über unsere Schwelle setzten. Hatten Sie nicht daran gedacht? Ich habe es nicht vergessen —. Nicht wahr, damals habe ich von Rosen gesprochen, die Ihnen und den Ihrigen in Rotenberg erblühen sollten? War's nicht so? Und statt der Rosen kamen Dornen, statt Glück — Unheil, Tod, Krankheit und noch Anderes, viel Traurigeres. Es war ein schweres Jahr für uns Alle; und dennoch möchte ich die Wunden nicht missen, die es mir geschlagen hat. Sie glauben nicht, Tone, wie köstlich es ist zu genesen, denn, wer nie krankte, wie kann er dieses täglich mehr sprossende Wohlbefinden ermessen? Nur ein wieder Sehendgewordener jubelt dem Lichte zu.

Es befremdet Sie wohl, daß ich so spreche? Ich bin keine poetisch veranlagte Natur, aber mir ist seit ein paar Tagen, als ob ein ganzer Frühling mich umfangen hielte; ich bleibe nur noch mit Mühe auf dem Sofa hier, ich möchte hinaus in die frische Luft, hinaus zu meinem Regiment, dem Siegeszug unserer Truppen zu folgen; und doch kann ich den Arm noch nicht bewegen, und bin vorläufig nur ein Krüppel. Aber die Sehnsucht ist da, wie sie im Lenz die Menschen packt, so gewaltig, hoffnungsselig, so glückverheißend —. Nun, und Sie haben kein Wort für mich?"

Ach — Lotte! Er liebte sie immer noch, und der Frühling, der ihn umfing, war ihre baldige Freiheit! Mir war zu Muthe wie an jenem Abend, als er mir sagte: „Sprechen Sie für mich bei Ihrer Schwester!"

Arme thörichte „Andere" Du!

„Hat Dich das Klavierspiel gestört?" fragte Frau Roden, die eben wieder herein kam, mit schier ängstlicher Stimme.

„Nicht im Geringsten," erwiderte er.

„Sonst möchtest Du doch lieber wieder Dein Zimmer bewohnen?"

Er schüttelte den Kopf. „Nein, es ist so gemüthlich neben Deiner Stube; laß mich hier." Und als ich aufstand und hinausging, rief er mir noch nach: „Ich bitte Sie, der Gräfin nicht zu sagen, daß man das Spiel hier unten so deutlich hört; es stört mich wirklich nicht!"

Oben stand Lotte am Fenster und wandte den Kopf nach mir um. „Ich habe einen Brief vom Kammerherrn," sagte sie. „Sie sind ungeheuer gnädig, sie wollen mir zur Annahme oder Ablehnung der Revenue noch Bedenkzeit lassen, jeden Moment stehen mir Gelder zu Gebote; der nunmehrige Herr Erbprinz habe selbst die Höhe der Summe bestimmt. Bis zum Ablauf dieser Frist soll ich hier in Rotenberg verbleiben. Alles Andere wegen der Scheidung würde sich finden. — Der gute Mann giebt mir den väterlichen Rath, ich möchte mich als Wittwe des Prinzen betrachten, und die sogenannte Abstandsrente als sein Vermächtniß. Sehr gütig!"

Das war wieder der alte spöttische Ton. „Lotte," sagte ich fest, „wochenlang kannst Du in diesem Hause nicht bleiben."

Sie zuckte die Schultern.

„Du mußt doch Mittel haben, um bis zur Ordnung Deiner Verhältnisse eine anständige Wohnung zu miethen?"

„Ich habe nichts, denn ich nehme nichts an von dort." Sie machte eine Geste nach dem Schlosse hinüber. „Uebrigens, es muß ja noch Geld von Großmutter vorhanden sein," setzte sie hinzu.

„Von Großmutter?" rief ich. „Lotte, Du weißt doch, daß wir ihre Ohrringe verkauft haben, um Roden's die Summe zurück zu erstatten, die Du für Hans geliehen —"

„Dann weiß ich nicht, wie es werden soll," erklärte sie und wandte sich wieder zum Fenster. „Mache, was Du willst."

„Ich werde mit Frau Roden sprechen, Lotte."

„Thue das doch!" erwiderte sie gleichgültig.

Der folgende Tag war ein Sonntag, ein doppelter Festtag für das Haus, denn der Arzt hatte dem Patienten erlaubt, das Zimmer zu verlassen und zum ersten Male mit uns zu speisen. Frau Roden ging in stiller Seligkeit um den Tisch, zupfte am Tafeltuch, ordnete an der Blumenschale, die mitten darauf prangte, und sah durch die Champagnerkelche, ob sie auch sauber geputzt seien; der Herr Doktor hatte das perlende schäumende Getränk extra als vortrefflich erklärt für den Rekonvalescenten. Im ganzen Hause duftete es nach Berliner Räucherpulver, untermischt mit dem kräftigen Geruch, der zuweilen, beim Oeffnen der Thür, aus der Küche quoll. Und dazu schien hell die Sonne durch die klaren Vorhänge; es war ein köstlicher Sonntagvormittag.

Nun saß die alte Dame endlich in ihrem Lehnstuhl am Fenster und sah die Leute aus der Kirche kommen; und ich ging, nachdem ich einige Flaschen Rothwein, die ich eben aus dem Keller geholt, an den Ofen gestellt hatte, zu ihr hinüber, um mit ihr wegen Lotte zu sprechen.

„Was wollen Sie denn, Kindchen?" fragte sie. Und ich erzählte, daß Lotte Rotenberg nicht verlassen dürfe, bis die Scheidung erfolgt sei, daß sie aber keinenfalls in diesem Hause bleiben werde. „Und da habe ich mir gedacht, ob Lotte und ich nicht wieder unsere alte Wohnung bezögen und ich vielleicht neben meiner Wirthschaftsführung Klavierstunden geben könnte? — Weitere Pläne sind ja vorläufig nicht zu machen."

„Warum wollen Sie Stunden geben?" fragte die alte Frau, „und warum wollen Sie mit hinüber ziehen?"

„Ich kann doch Lotte nicht allein lassen in ihrer jetzigen Gemüthsstimmung."

„Sie sollte sich Anita mit hinübernehmen; müssen Sie immer das Aschenbrödel spielen?"

„Lotte ist zu stolz, um irgend etwas vom Prinzen anzunehmen," sagte ich.

„Zu stolz?" unterbrach mich ärgerlich Frau Roden. „Sie ist doch sein ehrliches Weib geworden; wenn durch unabweisbare Verhältnisse diese Ehe getrennt wird, so ist es seine Pflicht und Schuldigkeit, der Frau eine sorgenfreie Existenz zu schaffen —. Und das geschieht auch, dafür kenne ich den Herzog, und wenn ihm hundertmal der ganze Handel nicht recht war. ‚Zu stolz!' sagen Sie? — Hm!"

Ich war verwirrt. So bitter hatte diese sanfte Frau noch nie gesprochen. Aber einer Antwort wurde ich überhoben, denn geräuschlos that sich die Tapetenthür auf, und Fritz kam in das Zimmer.

Die Mutter flog vom Sessel auf und ihm entgegen. „Gottlob, mein Junge!" sagte sie und richtete sich an ihm empor, um ihn zu küssen. „Ja, Gottlob!" erwiderte er und schaute mit sichtlichem Behagen in dem freundlichen sonnendurchleuchteten Zimmer umher. „So weit wären wir!"

Dann setzte er sich auf den Platz der Mutter, und während diese vor ihm stehen blieb, sagte er zu mir: „Ich hörte eben, Sie wollen umquartieren, Fräulein von Werthern. Das würde ich nie erlauben! Bitte, sagen Sie Ihrer Frau Schwester in meinem Namen, daß sie über die Zimmer dort oben verfügen möge, so lange sie derselben bedarf. Uns wird es eine angenehme Pflicht sein, ihr dieses Asyl zu gewähren."

Frau Roden entfärbte sich; sie sah ihn sprachlos an. Er aber schien es nicht zu bemerken; er streichelte ihre Hände und fragte: „Nicht wahr, Mutter, wir waren immer gastfreie gemüthliche Leute? So soll's auch bleiben. — Nicht wahr?" wiederholte er noch einmal, um eine Nüance lauter.

„Du bist der Herr im Hause," erwiderte sie tonlos, wandte sich um und machte sich an der eingelegten Kommode zu schaffen, auf welcher uralte Porcellanfiguren standen; mit zitternden Händen wischte sie den Staub von dem gelben Hut einer Schäferin.

„Sind Sie einverstanden?" fragte er lächelnd auch mich.

„Ich habe gar nichts zu entscheiden; ich meine, das muß Lotte thun."

„Gewiß," erwiderte er ruhig, „fragen Sie Ihre Frau Schwester."

Wie ein Kind ließ ich mich von ihm schicken und kam zu Lotte hinauf. Sie stand vor dem Spiegel und befestigte eine Brosche am Kleide; sie war völlig in Toilette. Mich dünkte, sie sah schöner aus als je, in ihrer Blässe und dem einfachen schwarzen Trauerkleide, das sie um den Vater trug und nie wieder angehabt hatte, seitdem sie Gräfin Blankensee geworden. Es packte mich etwas wie Zorn; ich setzte mich an das Fenster und sprach kein Wort, während sie leise raschelnd vor dem Spiegel beschäftigt war und ihr feines Heliotrop-Parfüm mir den Kopf noch mehr einnahm.

„Du bist so still, Tone," begann sie endlich, ohne den Blick von dem Spiegel zu wenden; „hast Du eigentlich mit Frau Roden schon gesprochen?"

„Eben," sagte ich mühsam.

„Und?"

„Fritz Roden läßt sich Dir empfehlen, und Du möchtest über diese Zimmer verfügen, so lange es Dir beliebt —."

Sie sah mich an; unter den langen dunkeln Wimpern leuchtete es seltsam auf, aber sie antwortete nicht sogleich. Gelassen vollendete sie ihre Toilette, ging ein paarmal im Zimmer auf und ab und sagte endlich, vor mir stehen bleibend: „Ich werde es dankbar annehmen." Dann trat sie noch einmal vor den Spiegel, raffte ihre Schleppe zusammen und verließ die Stube. Ich hörte, wie sie langsam die Treppe hinunter stieg.

Und da flüchtete endlich die Vernunft vor einem leidenschaftlichen Schmerzensgefühl! Ich eilte in die Schlafstube, warf mich vor meinem Bette auf die Kniee und schluchzte wie ein Kind, in namenloser Angst.

„Aber Tonchen!" sagte eine sanfte Stimme, und Frau Roden faßte mich an die Schulter. „Was ist Ihnen denn?" fragte sie, ängstlich in mein verweintes Gesicht blickend.

Ich streifte nur ihre Augen; sie hatte ebenfalls Thränen vergossen; ich wußte warum, aber ich log dennoch. „Ich habe an den Hans gedacht und an unsere Zukunft."

Sie lächelte, als wollte sie sagen: „Ich will es glauben, Tonchen —." „Kommen Sie herunter, Kind," bat sie dann; „sorgen Sie, daß keine Thränenspuren mehr zu sehen sind."

Und während ich an den Waschtisch eilte, um meine brennenden Augen mit kaltem Wasser zu kühlen, fuhr sie fort: „Ich stand noch immer an der Kommode, da öffnete sich die Thür und Charlotte trat herein. — Kind, mir stockte das Herz und meine Augen suchten sein Antlitz, wie er dies Wiedersehen wohl ertragen würde. Er stand auf, machte der schönen Frau eine Verbeugung und sprach ihr seine Freude aus, sie so wohlauf wiederzusehen. Er blickte so ruhig auf sie nieder, als habe er sie gestern zum letzten Mal gesprochen. — Er hat sich furchtbar in der Gewalt; und das um meinetwegen."

Sie hielt inne. „Er ist ja majorenn!" seufzte sie, „und es ist eine alte Erfahrung: Widerspruch und Hinderniß schürt die Flamme ganz gewiß. Ich lege meine Hände in den Schoß und sehe zu; ich kann nichts weiter thun, als stille beten, daß Gott ihm den rechten Weg weisen möge."

Im Wohnzimmer saß Lotte Fritz Roden gegenüber, und sie spielte, während er von St. Privat erzählte, mit einer weißen

Aster, die sie aus der Blumenschale genommen hatte. Eben trug das Mädchen die Suppe auf, und wir waren dann friedlich vereint um den Tisch — Elemente, die, wie es vor Kurzem noch den Anschein hatte, niemals mehr zusammen kommen sollten. Wie sonst sprach Fritz das Tischgebet, aber das Amt des Vorlegers, das ich übernommen hatte, als er in den Krieg ging, verwaltete ich auch heute noch, denn sein Arm litt es nicht.

Es war eine peinvolle Stimmung; schweigend ward die Suppe verzehrt. Dann nahm Fritz die Rothweinflasche, und indem er ungeschickt mit der linken Hand die Gläser füllte, sprach er, sich zum Scherz zwingend: „Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden, doch seine Weine trinkt er gern. — Stoßen wir an auf unsere Truppen dort draußen im Felde; ein Dank ihnen für die Tapferkeit, mit der sie uns Haus und Hof beschirmten vor Feinden und Kriegsleid und uns solche Friedensstunden zu erhalten wußten, wie die heutigen sind. Es konnte schlimm hier aussehen."

Lotte stimmte lebhaft zu. „Wir haben ja so oft erzählen hören von Großmutter, wie schrecklich der Krieg ist; die hatte anno Dreizehn noch so frisch im Gedächtniß, als wäre es gestern gewesen."

„Gewiß, die alte Dame sprach gern davon," erwiderte Fritz; „hätte sie doch Sedan noch erlebt."

„Ja, sie starb zu früh," bestätigte Lotte; „wäre sie leben geblieben, es würde Manches anders sein."

Sie seufzte und ließ ihre schönen dunklen Augen schmerzerfüllt durch die Fenster schweifen. Es sah genau so aus, als wollte sie das rasche Sterben der armen Frau, die so schwer gekränkt, die im Kummer um sie schied, verantwortlich machen für ihre leichtsinnige Heirath. Ich wurde roth für sie. Um die Lippen von Fritz zuckte etwas wie Lächeln, Frau Roden aber bemerkte gelassen:

„Das pflegt man so nachher zu sagen! Meine gute alte Werthern war eine müde, gebrochene Frau; sie hatte keine Macht mehr, zu hindern, was schon so gut wie abgeschlossen war. Oder habe ich Sie nicht recht verstanden, Frau Gräfin?"

Lotte schwieg. Einen Augenblick ward es unheimlich still; aber Fritz Roden machte der kleinen Scene rasch ein Ende, indem er mir seinen Teller herüberreichte: „Fräulein von Werthern, noch einen Löffel Suppe; jetzt kommt der Rekonvalescentenhunger; Sie wissen ja, ich sagte es Ihnen gestern schon."

Ja, ich wußte es, daß er gesunde an Körper und Seele — daß ihn der Frühling umfing —.

Lotte und er sprachen weiter vom Feldzug, und allmählich mischte sich auch Frau Roden in die Unterhaltung; sie wollte ihn ja keine Befürchtung merken lassen. Und so verlief der Mittag schließlich in jener zierlichen formellen Art, wie es zu geschehen pflegt, wenn mitten zwischen den Menschen ein unsichtbares beängstigendes Gespenst Platz genommen hat, das Alle genirt, und wenn Keiner es dem Andern gestehen will.

Nach Tische gingen Lotte und ich hinauf. Sie mit leichtem, elastischem Schritt, der sonderbar abstach gegen ihren langsamen Tritt heute früh.

„Er sieht merkwürdig gut aus," bemerkte sie, indem sie sich auf das Sofa warf und die Decke empor zog, „nicht mehr so roth und robust; er hat etwas Kavalières bekommen, etwas Sicheres. Es ist neu, eine Errungenschaft des Soldatenlebens, ich kannte es wenigstens nicht an ihm."

„Du hast ihn überhaupt nicht gekannt!" entfuhr mir bitter.

„Kann sein! Ich nahm mir nicht die Mühe," erwiderte sie und vertiefte sich in ihr Buch.

Ich holte Mantel und Hut und ging spazieren. Den einsamsten Waldpfad suchte ich auf, über welkes Laub und feuchten Grund schritt ich; um meine Stirn wehte der kalte Herbstwind, und Baum und Busch standen traurig, ohne Blätter, aller Sommerfreuden bar. Und während ich ziellos weiter wanderte, kam ich ins Reine mit meinem armen verworrenen Herzen. Ich redete in mich selbst hinein mit aller Macht: egoistisch war ich gewesen und keineswegs mädchenhaft stolz! Was für ein Recht hatte ich zu weinen, wenn in des Mannes Seele Wunden zu heilen begannen, an denen er schwer gelitten; wenn alte Hoffnungen neu erblühen wollten? Ich schämte mich meiner heutigen Thränen bitterlich; und als sich noch eine entschuldigende Stimme in mir erhob: „Du weißt, daß Lotte ihn nicht liebt, daß er unglücklich wird mit ihr," — so sagte ich mir darauf: „Wirf Berge dazwischen, und Du wirst eine Liebe nicht hindern, die, wie Fritz Roden's Liebe, das Ergebniß ist seines innersten Wesens, fest, zähe, treu! Es gilt, Tone, Du bleibst ‚Die Andere', wie Du es immer warst, — die Hand darauf!" Und im Muff preßten sich meine beiden Hände fest ineinander.

„Du wirst auch nicht bitter und ungerecht werden, Du wirst nur stolz sein, Tone, sehr stolz." —

Ach, Stolz thut mitunter furchtbar weh. Er ist nur das Tuch, mit dem man eine wunde Stelle verhüllt, damit die Menschen nicht starren und staunen: Seht! seht die Aermste — wie mag das sie schmerzen!

Aber die verbergende Hülle drückt und reizt die Wunde, und das Herz empört sich, wenn der Mund lächeln will; krank und elend wird das Gemüth. Und ich dachte an die Stunden, die ich an seinem Bette zugebracht, plaudernd und vorlesend; an die Worte der Mutter, die in der Zärtlichkeit für mich ihrem Munde entschlüpft waren; dachte daran, wie sie ihm schon einmal gesagt, daß sie sich „Die Andere" viel lieber zur Schwiegertochter gewünscht habe, als die schöne Schwester. Und dann kamen alle die thörichten Gedanken mit stürmischem Herzklopfen, und seine Augen sah ich, wie sie mir folgten im Krankenzimmer, so sonderbar, so unablässig. — —

Wo war der Stolz? Hervor damit! Und auf dem Fuße wandte ich mich und ging den Weg zurück, den ich gekommen; durch die herbstlichen Wälder, die bereits im Schatten der Berge standen. Weit draußen in der Ferne aber lag die Landschaft noch im lichten Sonnengold, und zwischen den Stämmen der hohen Buchen sah ich sie schimmern und locken; und eine heiße Sehnsucht faßte mich, hinauszulaufen, fort von hier, nach einem Ort, wo Niemand mich kennt mit meinen thörichten Gedanken und der Maske, die mir so schwer ward zu tragen, — Geduld, auch das wird kommen!

Als ich in das Haus trat, war es schon dämmerig und oben ertönten die machtvollen Klänge von Lotte's Klavierspiel. Es war kein Mensch in dem geräumigen Flur, nur die Thür zu Fritzen's Zimmer stand angelehnt und ließ einen schmalen Lichtstreifen sehen. Er lauschte wohl ihrem Spiel. — Leise kam ich zu der Treppe geschritten, da öffnete sich rasch die Thür, und seine Stimme fragte hastig:

„Wo waren Sie so lange, Tone?"

„Im Walde," gab ich zurück.

„Welcher Unsinn, allein in den Wald zu gehen!"

Ich lachte. „Ich bin ja immer bisher allein gegangen."

„Das soll aber nicht sein!" rief er heftig. „Sie sind zu jung für derartige Extravaganzen."

„Ich?" rief ich, halb belustigt, halb verletzt. Ich kam mir so alt vor, so verstoßen aus dem Reiche der Jugend; Niemand hatte bis jetzt darnach gefragt, ob ich allein gehen dürfe.

„Ja, Sie," erwiderte er und stand nun in dem Flur. „Mutter hat sich geängstigt, wissen Sie das?" klang es gereizt.

„Es thut mir leid. Mir war er eine große Wohlthat, dieser einsame Spaziergang."

„Fräuleinchen," rief es da aus der Tiefe des Zimmers; „einsame Spaziergänge machen nur Verliebte oder Trotzköpfe!"

Das sprach der Doktor, der auf ein Schwatzstündchen zu seinem Pathensohn gekommen war.

„Sie haben Ihre Diagnose verfehlt, Herr Doktor," gab ich lustig zur Antwort, „weder das eine noch das andere Leiden trage ich mit mir herum!" Und ich ging mit festen Schritten nach oben. In der Dunkelheit konnte er die Röthe ja nicht gesehen haben, die auf meinen Wangen brannte. — Die Mamsell aber lugte aus ihrer Stube, in der sie Sonntagsfeier hielt. „Ei, ei! Waren der Herr böse, als Sie nicht heim kamen, Fräulein von Werthern. Die Zeitung lag auf dem Tische und der Kaffee wartete."

Ja natürlich — die Zeitung!

Lotte aber fragte, als ich eintrat: „Schon wieder da?" und begann ein anderes Stück. Ich saß still am Nähtisch und wußte nicht, wie ich es anfangen sollte, „stolz" zu sein. Ich hatte das beschämende Gefühl einer Niederlage, noch bevor ich in den Kampf gegangen.

Was war es nur für eine neue Laune, daß er so besorgt um mich that?

(Fortsetzung folgt.)

Hugo Mühlig

Sonntagmorgen.
Nach dem Oelgemälde von Hugo Mühlig.

Digitized by Google

Vom Nordpol bis zum Aequator.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Populäre Vorträge aus dem Nachlaß von **Alfred Edmund Brehm.**

2. Bilder aus dem Affenleben.

II. Vom Affentalent.

Ueber die Begabungen der Affen etwas allgemein Gültiges zu sagen, ist schwierig, falls nicht unmöglich, weil jene ebenso verschieden sind wie diese selbst. Einzelne Züge ihrer Anlagen sind freilich gemeinsame; weitaus die meisten Eigenthümlichkeiten ihres Wesens weichen erheblich von einander ab. Eine Anlage, welche bei dem einen kaum bemerkbar ist, zeigt sich bei dem andern klar ausgesprochen; ein Zug, welcher hier deutlich hervortritt, wird dort vergeblich gesucht. Wohl aber läßt sich, wenn man die verschiedenen Familien, Sippen und Arten vergleichend in Betracht zieht, eine geradezu überraschende, weil von vorn herein nicht vermuthete Steigerung aller Begabungen und Anlagen wahrnehmen. Es ist lehrreich, so zu verfahren.

Als die am wenigsten entwickelten Glieder der Gesammtheit müssen uns die Krallen- oder Eichhornaffen, in Süd- und Mittelamerika lebende, kleine, zierliche Thiere, erscheinen. Sie haben zwar das regelrechte Gebiß der Hochthiere insgemein, tragen aber nur an den Daumenzehen platte, an allen übrigen Zehen und den Fingern dagegen schmale, lange Krallennägel, welche also ihre Hände und Füße, mindestens die ersteren, auf die Stufe der Pfoten stellen. Diesen äußerlichen Merkmalen entsprechen ihre Begabungen.

Das Affenthum, möchte man sagen, ist in ihnen noch nicht zur vollen Geltung gelangt. Wie durch Gestalt und Färbung erinnern sie auch durch ihre Haltung, ihr Auftreten, Wesen und Gebahren, selbst durch ihre Stimme, an die Nager. Sie sitzen selten aufrecht, wie andere Affen, höchstens so wie Eichhörnchen, stehen vielmehr meist auf allen Vieren, bei flacher Haltung ihres Leibes, klettern auch nicht, mit Händen und Füßen Zweige umklammernd, frei und leicht, wie ihre Ordnungsgenossen, sondern, ihre Krallen einschlagend, klebend rutschend, wenn auch keineswegs langsam oder unbehend: genau so, wie die Nager thun. Gänzlich verschieden von der aller hochstehenden Affen ist ferner ihre Stimme, ein in hohen Tönen sich bewegendes Pfeifen, welches bald an Vogelgezwitscher, bald an das Piepen der Ratten und Mäuse, am meisten vielleicht an die Stimmlaute des Meerschweinchens erinnert. Ausgesprochen nagerhaft ist ihr Gebahren. Sie bekunden dieselbe Unruhe und Rastlosigkeit, dieselbe Neugier, Scheu und Aengstlichkeit, dieselbe Unstätigkeit wie Eichhörnchen. Ihr Köpfchen verharrt nur auf Augenblicke in derselben Stellung und Haltung, und die dunklen Augen richten sich bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand, immer aber mit Hast und offenbar mit wenig Verständniß, obschon sie klug in die Welt zu blicken scheinen. Alle Handlungen, welche sie verrichten, zeugen von geringer Ueberlegung. Gleichsam willenlos folgen sie den Eingebungen des Augenblicks, vergessen das, was sie eben beschäftigte, sobald ein neuer Gegenstand sie anregt, und zeigen sich dementsprechend ebenso wetterwendisch, wenn es sich um Aeußerungen ihres Behagens wie um solche ihres Mißfallens handelt. In diesem Augenblicke wohlgelaunt, anscheinend durchaus zufrieden mit ihrem Schicksale, glücklich vielleicht über ihnen von Freundeshand gespendete Liebkosungen, grinsen sie eine Sekunde später ihren Pfleger an, gebärden sich ängstlich, als ob es ihnen an Hals und Kragen ginge, fletschen die Zähne und versuchen zu beißen. Ebenso reiz- und erregbar wie Affen und Nager, ermangeln sie doch der Eigenart, welche jeder höherstehende Affe bekundet; denn der eine handelt genau wie der andere, gleichsam ohne Selbstbewußtsein, immer aber kleinlich. Sie besitzen alle Eigenschaften eines Feiglings: die klägliche Stimme, die Unwilligkeit, in Unvermeidliches sich zu fügen, die jammerhafte Hinnahme aller Ereignisse, die krankhafte Sucht, jede Handlung eines andern Geschöpfes mißtrauisch auf sich zu beziehen, das Bestreben, zu prahlen, während sie vermeintlicher oder wirklicher Gefahr aus dem Wege zu gehen trachten, die Unfähigkeit im Wollen wie im Vollbringen. Gerade weil sie so wenig Affe sind, werden sie von Frauen bevorzugt, von Männern mißachtet.

Auf wesentlich höherer Stufe stehen die ebenfalls in Amerika hausenden Breitnasen- oder Neuweltsaffen, obgleich auch in ihnen der wirkliche Affe noch nicht recht zur Geltung gelangt. Ihr Gebiß zählt in jeder Kinnlade einen Backzahn mehr als das der übrigen Hochthiere, daher nicht zwei-, sondern sechsunddreißig Zähne; ihre Finger und Zehen tragen sämmtlich platte Nägel; der Leib erscheint um so schmächtiger, als die Glieder regelmäßig sehr lang sind; der Schwanz dient bei vielen als kräftiges Greifwerkzeug. Bezeichnend für sie ist die Einseitigkeit ihrer Entwickelung. Wie die Krallenaffen ausschließlich Baumthiere, erscheinen sie uns ungeschickt, sogar tölpisch, sowie sie dem Gezweige der Bäume entzogen werden. Ihr Gang auf dem Boden ist äußerst unbeholfen, unsicher und schwankend, am unbeholfensten und schwankendsten bei denjenigen Arten, welche einen Wickelschwanz besitzen; aber auch ihr Klettern kommt dem der Altweltsaffen nicht im Entferntesten gleich. Denn Vermehrung der Bewegungswerkzeuge hat keineswegs immer Steigerung und noch weniger Vervielfältigung der Bewegung zur Folge, bedingt im Gegentheil oft Einseitigkeit. Bei unseren Affen ist das Letztere der Fall. Ihr Wickelschwanz dient ihnen nicht als fünfte, sondern als erste Hand: zum Aufhängen oder Befestigen des ganzen Leibes, zum Herbeiholen und Herbeiziehen verschiedener Gegenstände, als Treppe, Hängematte und so weiter; aber er beschleunigt und befreit ihre Bewegungen nicht, sondern verlangsamt sie höchstens, indem er sie sichert. Dank seiner fortwährenden, geradezu ausnahmslosen Verwendung läuft sein Eigner niemals Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren und aus der sichernden Höhe in die gefahrdrohende Tiefe zu stürzen, ist dagegen aber auch nicht im Stande, irgend welche freie oder gar kühne Bewegung auszuführen. Langsam sendet er den Wickelschwanz, so zu sagen, jedem Schritte voraus, indem er ihn stets zuerst und nicht selten vor sich befestigt, und nunmehr erst löst er eine Hand, einen Fuß nach dem anderen von dem Zweige ab, welchen die eine wie der andere umklammerten. So bindet er sich mehr an die Zweige, als er auf denselben klettert, und dementsprechend denkt er gar nicht daran, jemals einen weiten, hinsichtlich seines Gelingens irgendwie zweifelhaften Sprung zu wagen. Diese unwandelbare Sicherung der eigenen werthen Persönlichkeit drückt unseren Affen nicht den Stempel der Bedachtsamkeit, sondern der Langweiligkeit auf. Es ist merkwürdig, wie genau alle übrigen Begabungen der Neuweltsaffen hiermit im Einklange stehen. Ihre Stimme ist nicht so einseitig wie die der Krallenaffen, immer aber unangenehm, um nicht wiederum zu sagen: langweilig. Vom Gewinsel an bis zum Gebrüll durchläuft sie die verschiedensten Abstufungen, unter allen Umständen aber haftet ihr der Ausdruck des Kläglichen, Weltschmerzlichen an, und das Gebahren der Thiere, während sie schreien, straft solchen Aus- oder Eindruck nicht Lügen.

Warm und goldig bestrahlt die Morgensonne nach kühler thaureicher Nacht die Bäume des Urwaldes, und tausendstimmig schallt ihr aus Millionen Kehlen Gruß und Jubelruf entgegen: da rüsten sich auch die Brüllaffen, ihren Dankeszoll darzubringen. Aber wie?! Auf die dürren Wipfeläste eines Riesenbaumes, welcher seine Krone hoch über andere erhebt, sind sie geklettert, haben sich jedweder mit dem Wickelschwanze gehörig versichert und wärmen sich behaglich in der Sonne. Da treibt auch sie das Wohlgefühl, ihre Stimme zu erheben. Einer von ihnen, welcher, wie man sagt, durch hohe, schrillende Stimme besonders sich auszeichnet und geradezu Vorsänger genannt wird, schaut starr auf seine Genossen und hebt an; letztere blicken ebenso regungs- und gedankenlos auf ihn und fallen ein: und schauerlich tönt es durch den Wald, bald grunzend, bald heulend, bald knurrend, bald brummend, bald knarrend, bald röchelnd, als ob alle Thiere des Waldes in tödlichem Kampfe gegen einander entbrannt seien. Einzelne Brüllaute beginnen das wunderliche Tonstück; sie werden heftiger und folgen sich rascher, je mehr die doch wohl vorhandene, wenn auch nicht ersichtliche Erregung des Sängers wächst und auf andere Glieder seiner Genossenschaft sich überträgt; sie verwandeln sich sodann in heulendes Gebrüll, und sie enden, wie sie begonnen. Wirft man einen Blick auf die langbärtigen, überaus ernsthaften Sänger,

so kann man sich eines Lächelns kaum erwehren, der jeder Beschreibung spottende Tonunfug aber, dessen sie sich schuldig machen, wird bald ebenso langweilig wie ihre einseitigen, eher kriechenden als kletternden Bewegungen. Was der Eine thut, ahmt der Andere gedankenlos nach; aber was er auch thun, wie er auch handeln möge, langweilig bleibt sein Gebahren stets. Ihm durchaus ähnlich oder doch nicht wesentlich von ihm verschieden betragen sich alle Wickelschwanzaffen, nur wenig anders, freier, selbständiger nämlich, benehmen sich einzelne besonders hervorragende Glieder der Familie.

Wie die neuweltlichen Affen zerfallen auch die in der alten Welt hausenden Affen in zwei Gruppen, denen man vielleicht den Rang von Familien zugestehen darf, obgleich beider Gebisse im Wesentlichen sich ähneln. Wir nennen die einen Hunds-, die anderen Menschenaffen und dürfen wohl sagen, daß jene uns das wahre Affenthum kennen lehren, während diese bereits über dasselbe sich erheben. Für die ersteren insbesondere gilt, was ich eingangs sagte. Zu ihnen zählen ebenso schöne als häßliche, ebenso anmuthige als widerwärtige, ebenso heitere als ernsthafte, ebenso gutmüthige als boshafte Affen. Eigentlich ausgebildete Gestalten giebt es nicht unter ihnen, da man auch den häßlichen oder uns doch so erscheinenden Arten Ebenmäßigkeit der Gestalt zusprechen muß; in vieler Beziehung absonderliche Gesellen aber weisen sie auf. Ihre hauptsächlichsten Merkmale liegen in der mehr oder weniger stark vortretenden, an die der Hunde erinnernden Schnauze, den verhältnißmäßig kurzen Armen, dem stets vorhandenen, obschon bei einzelnen bis zu einem Stummel verkümmerten Schwanze, den mehr oder minder entwickelten Gesäßschwielen und den wenigstens bei den meisten Arten vorkommenden Backentaschen. Das Gebiß enthält die regelmäßige Anzahl von zweiunddreißig, in geschlossenen Reihen stehenden Zähnen. Sie bewohnen alle drei Erdtheile der alten Welt und treten in Afrika am zahlreichsten auf.

Ihre Begabungen und Eigenschaften stellen sie hoch über Krallen- und Breitnasenaffen. Sie gehen meist recht gut, obgleich einzelne von ihnen in uns erheiternder Weise eher humpeln als laufen, vermögen ohne Beschwerde auf den Beinen allein zu stehen und dabei zu voller Höhe sich aufzurichten, in dieser Stellung auch mehr oder weniger leicht dahin zu schreiten, klettern unter allen Umständen gut, obwohl die einen nur im Gezweige, die anderen dagegen im Gefelse diese Kunstfertigkeit bethätigen, schwimmen zum Theil auch vortrefflich. Diejenigen, welche auf Bäumen leben, klettern fliegend, um mich so auszudrücken; denn ihre Künsteleien im Gezweige übersteigen jede Erwartung. Sätze von acht bis zehn Meter Sprungweite sind kein unmögliches Unterfangen für sie; von den Wipfelästen eines Baumes springen sie ebenso tief auf niedrigere herab, beugen dieselben durch den Stoß abwärts, geben sich in demselben Augenblicke, welcher den Ast zurückschnellen läßt, einen wuchtigen Anstoß, strecken Schwanz und Hinterbeine lang von sich, um mit ihnen zu steuern, und fliegen wie ein Pfeil durch die Luft. Ein Baumast, und ob er mit den gefährlichsten Dornen besetzt wäre, ist für sie ein gebahnter Weg, eine Schlingpflanze Pfad oder Leiter, je nachdem selbe benutzt werden kann. Sie klettern vor- oder rückwärts, auf der Unter- wie auf der Oberseite eines Astes dahin, erfassen im Sprunge wie im Fallen ein dünnes Zweiglein mit einer Hand, verharren, so angehängt, beliebig lange in jeder denkbaren Stellung, steigen sodann gemächlich auf den Ast und nunmehr so unbefangen weiter, als hätten sie sich auf ebenem Boden befunden. Fehlt die Hand den erstrebten Zweig, so ergreift ihn, nicht minder sicher, der Fuß; bricht der Ast unter der jählings auf ihn fallenden Last, so erfassen sie im Fallen einen zweiten, dritten, und brechen alle, so springen sie eben, gleichviel um welche Höhen es sich handelt, auf den Boden hernieder, um an dem nächsten besten Stamme, an der ersten sich ihnen darbietenden Schlingpflanzenranke wieder zur Höhe emporzuklimmen. Mit dem klebenden oder kriechenden Klettern ihrer neuweltlichen Verwandten verglichen, erscheint und ist das ihrige eine wahrhaft freie, fesselfose, jedes Hemmniß wegräumende Bewegung. Jene sind Stümper, sie vollendete Künstler, jene Baumsklaven, sie Beherrscher des Gezweiges.

Ebenso vervollkommnet wie ihre Bewegungen ist auch ihre Stimme. Von ihnen vernimmt man weder zwitschernde noch pfeifende, weder klagende noch heulende, vielmehr, je nachdem sie Eines oder das Andere ausdrücken wollen, sehr verschiedenartige, den Umständen angepaßte, auch uns verständliche Laute. Behagen oder Unbehagen, Verlangen oder Genügen, Wohl- oder Uebelwollen, Liebe oder Haß, Gleichmuth oder Zorn, Freude oder Schmerz, Vertrauen oder Mißtrauen, Hinneigung oder Abneigung, Zärtlichkeit oder Herbheit, Fügsamkeit oder Trotz, insbesondere aber jählings sich geltend machende Erregungen, wie Furcht, Schreck, Entsetzen, finden genügenden Ausdruck, so beschränkt auch immerhin noch die Stimmmittel sein mögen. Hand in Hand mit solchen Begabungen gehen die, welche wir geistige nennen. Man ist zwar berechtigt hervorzuheben, daß die Hand, welche erst unter ihnen zur vollen Bedeutung gelangt, ihnen vor anderen Thieren erhebliche Vorzüge gewährt und ihre Leistungen theilweise größer erscheinen läßt, als sie thatsächlich sind; ein hoher Grad von Verstand ist ihnen jedoch nicht abzusprechen. Ihr vortreffliches Gedächtniß bewahrt treulich die verschiedenartigsten Eindrücke, und ihre wohl erwägende Ueberlegung gestaltet letztere zu Erfahrungen, welche bei entsprechender Gelegenheit trefflich verwerthet werden. Daher handeln sie unverkennbar mit vollem Bewußtsein dessen, was sie thun, den Umständen gemäß, nicht als willenlose Sklaven einer von außen her auf sie einwirkenden Kraft, sondern selbständig, frei und wechselvoll, nehmen schlau und listig ihren Vortheil wahr und bedienen sich jedes Hilfsmittels, welches sie irgendwie benützen zu können glauben. Sie unterscheiden Ursache und Wirkung, versuchen letztere zu erzielen oder zu vereiteln, indem sie erstere schaffen oder aus dem Wege räumen; sie erkennen nicht allein, was ihnen frommt oder schadet, sondern wissen auch, ob sie recht oder unrecht handeln, gleichviel, ob sie dabei den Standpunkt des eigenen lieben Ich oder den eines ihnen übermächtigen Wesens einnehmen. Nicht blinder Zufall, sondern Erkenntniß der Ersprießlichkeit regelt und leitet ihr Thun, ordnet sie dem Ermessen des Befähigteren unter, bewegt sie, gemeinschaftlich zu wirken und zu handeln, lehrt sie, gemeinsam einzustehen für das Wohl und Wehe des Einzelnen, Freud und Leid, Glück und Unglück, Sicherheit und Gefahr, Wohlbefinden und Noth mit ihm zu theilen, mit anderen Worten einen auf Gegenseitigkeit beruhenden Verband zu bilden, unterweist sie, ihnen von Hause aus nicht erb- und eigenthümliche Kräfte und Mittel zu verwenden, drückt ihnen endlich Waffen in die Hand, welche die Natur der letzteren nicht verliehen.

Leidenschaften aller Art tragen freilich oft genug den Sieg über ihre Besonnenheit davon; gerade diese Leidenschaften aber sprechen wiederum für die Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen oder, was dasselbe, für die Regsamkeit ihres Geistes. Sie sind empfindsam wie Kinder, reizbar wie schwachgeistige Menschen, daher äußerst empfänglich für jede Art der Behandlung, welche ihnen angethan werden kann: für entgegenkommende Liebe wie für abweisenden Haß, für anspornendes Lob wie für verletzenden Tadel, für befriedigende Schmeichelei wie für kränkenden Hohn, für Liebkosungen wie für Züchtigungen. Demungeachtet lassen sie sich nicht so leicht behandeln, noch weniger leicht zu etwas abrichten, wie beispielsweise ein Hund oder ein anderes kluges Hausthier; denn sie sind eigenwillig in hohem Grade und fast ebenso selbstbewußt wie der Mensch. Mühelos lernen sie, immer aber nur, wenn sie wollen, und keineswegs stets dann, wenn sie sollen; denn ihr Selbstbewußtsein lehnt sich auf gegen jede Unterordnung, welche ihnen nicht als für sie selbst ersprießlich erscheint. Dabei sind sie sich wohl bewußt, daß sie nach Befinden bestraft werden dürften, geben vielleicht schon im Voraus den Unannehmlichkeiten der zu erwartenden Strafe durch entsprechende Laute Ausdruck, verweigern aber dennoch die ihnen zugemuthete Leistung, wogegen sie solche willig, unter lebhaften Aeußerungen ihres Einverständnisses, verrichten, wenn ihnen dies gerade Vergnügen gewährt. Wer ihr Selbstgefühl in Frage zu stellen wagt, braucht sie nur zu beobachten, wenn sie ein anderes Thier behandeln. Sie betrachten ein solches, falls nicht Furcht vor dessen Stärke und Gefährlichkeit sie abschreckt, stets nur als Spielzeug ihrer Launen, gleichviel ob sie es necken und foppen oder hätscheln und zeitweilig mit Liebkosungen überhäufen. Einige Beispiele mögen im nachfolgenden Theile des Vortrags die eben ausgesprochenen Behauptungen erhärten.

Japaniſches Frauenleben.

Von C. W. L. Brauns.

Mit Illuſtrationen nach Originalphotographien aus der japaniſchen Sammlung des Verfaſſers.

Vielleicht auf keinem Gebiete treten die Kontraſte in dem Leben der verſchiedenen Völker auffallender zu Tage, als in dem Frauenleben, und wie man bei uns nicht ohne Grund die Frau als die Trägerin des konſervativen Principes im Gegenſatze zu dem fortſchrittlichen Streben des Mannes bezeichnet hat, ſo gilt dies auch für ferne und fremde Kulturkreiſe; ganz beſonders aber kann man in Japan — dem wunderbaren, uns neuerdings mehr und mehr erſchloſſenen Lande „der aufgehenden Sonne“ — beobachten, wie die dortige Frau im Großen und Ganzen noch bis zum heutigen Tage auf der Bildungsſtufe verharrt, die ſie von Alters her einnahm. Hier und da kommt es allerdings vor, daß ein muthigeres Herz die Sehnſucht merken läßt, an den großen Wandlungen theilzunehmen, welche die Neuzeit dem japaniſchen Volke brachte; doch dieſe Regungen treten ſo vereinzelt, ſo ſchüchtern hervor, daß ſie bis jetzt kaum Beachtung gefunden haben und wie Strohhälmchen in dem Strome des Lebens dahinſchwinden. Die große Mehrzahl der Frauen wünſcht durchaus nicht, daß eine Aenderung ihrer Lage eintrete; alte Gewohnheit macht ihnen eine rechtloſe, unwürdige Exiſtenz lieb, ſie verlangen kein anderes Daſein, als ihre Mütter und Urgroßmütter führten, ſie ſind durchaus zufrieden damit, dem Manne gegenüber eine dienende Stellung einzunehmen, und wollte man ihnen zumuthen, an der Arbeit oder dem Studium der Männer Antheil zu nehmen oder dieſelben auch nur mit Intereſſe und Verſtändniß zu verfolgen, ſo würde dies unverſtanden bleiben oder wohl gar mit Entrüſtung zurückgewieſen werden. Nein, jede Neuerung mit Scheu oder mit offenkundigem Mißfallen bekritteln und den alten Schlendrian mit Allem, was dazu gehört, feſthalten — das iſt augenblicklich noch der Standpunkt, von dem aus die Japanerin die Fragen des Lebens betrachtet. In der That bewegt ſie ſich, mag ſie den höchſten oder niedrigſten Ständen angehören, mag ſie reich oder arm ſein, immer in dem engen Kreiſe, der ihr von jeher zugemeſſen war, und die einzigen Beſtrebungen, denen ſie ſich widmet, ſind: einmal Alles aufzubieten, um dem Manne zu gefallen, und zweitens, mit allen Kräften für das Wohl ihrer Kinder zu ſorgen.

Japaniſche Mutter.

Es bedarf kaum einer ausdrücklichen Erwähnung, daß gerade in letzterem Punkte eine der ſchönſten Lichtſeiten des japaniſchen Lebens begründet iſt. Die Liebe der Eltern und beſonders der Mutter zu dem Kinde, die des Kindes zu den Eltern und vornehmlich wieder zur Mutter, tritt oft in ſchönen, rührenden Zügen zu Tage. In volksthümlichen Erzählungen ſowohl, wie in künſtleriſchen Darſtellungen wird dieſe Tugend nach allen Richtungen hin verherrlicht, und wenn auch die nicht hinwegzuleugnende japaniſche Leichtfertigkeit manchmal eine minder rühmliche Ausnahme veranlaßt, ſo bleibt doch immer das ganze Volksleben davon durchdrungen. So findet ſich zum Beiſpiel unter den verbreitetſten und beliebteſten Litteratur-Erzeugniſſen ein Buch, das, allerdings ſeinem erſten Urſprunge nach chineſiſcher Herkunft, in vierundzwanzig Geſchichten dankbare Söhne verherrlicht, welche in der verſchiedenſten Art und Weiſe die rührendſte Liebe und Treue gegen ihre Mütter bekundeten.

Theetrinken.

Während der erſten Lebensjahre der Kinder ſind die Japanerinnen aller Stände die ausſchließlichen Ernährerinnen und Pflegerinnen derſelben; ſchon durch die Art und Weiſe der Ernährung des ganzen Volkes iſt es bedingt, daß von einer Einflößung thieriſcher Milch keine Rede ſein kann, denn die Japaner haben im Ganzen genommen einen förmlichen Abſcheu vor dem Genuſſe derſelben und halten durchaus kein Melkvieh. Eben ſo wenig aber bedient ſich irgend eine Japanerin einer Amme, und es würde dies auch ſchon darum unausführbar ſein, weil jede Mutter für ihr eigenes Kind zu ſorgen hat und keinen Nährſtoff beſitzt, der an die Stelle der Muttermilch treten könnte. Hieraus iſt es auch zu erklären, daß nicht ſelten eine Mutter in Japan

Bedienung beim Schlafengehen.

Digitized by Google

Frau mit Dienerin auf der Straße.

ihr Kind bis in das fünfte Jahr ſäugt und drei Jahre dieſer Thätigkeit als das normale Verhältniß anſieht.

Auf dieſe Weiſe iſt es ganz natürlich, daß ſich unauflösliche Bande der Dankbarkeit und treuen Hingebung zwiſchen der Mutter und den Kindern knüpfen, und namentlich ſind es die Söhne, welche dieſelben bis ins höchſte Alter ihren Müttern bewahren. Zumeiſt ordnet der Sohn alles Andere dieſer Pflicht unter, und dieſem Umſtande verdanken es nicht ſelten ältere Frauen, daß ſie nicht nur in Wohlſtand und ſorgenfrei ihre Tage verbringen, ſondern ſogar einen erheblichen Einfluß im Kreiſe ihrer Familie gewinnen, während die kinderloſe Gattin nur ſo lange Beachtung findet, bis ihre Reize verblüht ſind. Tritt dieſer Fall ein, ſo wird ſie vernachläſſigt und häufig auch von ihrem Manne verſtoßen; die Eheſchließung iſt in Japan eine viel zu leichte und das Verhältniß der Gatten ein viel zu lockeres, als daß ſelbſt begabtere Frauen immer von einem ſolchen Schickſale befreit bleiben könnten. Daß die Vielweiberei, wenn auch etwas verſchleiert durch die bevorzugte Stellung der eigentlich legitimen Gemahlin, noch heutzutage in Japan exiſtirt, iſt eine leider nicht abzuſtreitende Thatſache, und namentlich ſind es die reichen und vornehmen Stände, welche dieſer Sitte huldigen. Hier ſpielen die ſogenannten „Nebenfrauen“, und zwar durchaus mit Vorwiſſen der eigentlichen Hausfrau, eine bedeutende Rolle; der „Schacher“ mit dieſen Frauenzimmern, der Wechſel derſelben hört faſt nie auf. Es bedarf wohl keiner Verſicherung, daß bei dieſen oft grauſamen Vorgängen auch das Intriguenweſen im Schoße der Häuslichkeit ſich üppig entfaltet, und nicht ohne Abſchen denke ich an dies Unweſen zurück, das meiner Anſicht nach der Einführung wahrer Civiliſation und Geſittung ein nicht zu unterſchätzendes Hinderniß entgegenſetzt.

Die Ceremonie des Eheſchließens beruht lediglich auf dem gemeinſamen Leeren einer Schale des nationalen weinartigen Getränkes, des Sake (Reisweins), das mit obligater Feierlichkeit und in Gegenwart einer Anzahl dazu erforderlicher Perſonen im Hauſe des jungen Ehemannes ſtattfindet. Die auf ſo leichte Weiſe geſchloſſenen Bündniſſe können ebenſo leicht wieder gelöſt werden, das heißt nach Laune und Belieben des Mannes. Iſt ihm ſeine Frau nicht mehr genehm, ſo findet ſich irgend eine unbedeutende Veranlaſſung, die ihm Grund genug giebt, ſich ihrer zu entledigen. Er braucht ihr nur ſchriftlich zu befehlen, aus dem und dem Grunde — zum Beiſpiel wegen angeblicher Verletzung der Ehrfurcht gegen ihn ſelbſt oder gegen ſeine Eltern — ſein Haus zu meiden. Reſignirt und ohne Murren verläßt das verſtoßene Weſen dann auch ſtets die Stätte ſeines immerhin ſehr problematiſchen Glückes; es ſchmückt ſich mit einem Anzuge, den ihm der Mann überläßt, verbeugt ſich höflich vor demſelben und ſagt ihm Lebewohl. Alles, auch die Kinder, muß ſie zurücklaſſen, und ſo zieht ſie fort, tröſtet ſich mit ihren Leidensgenoſſinnen, ſucht ſich irgend eine Unterkunft bei Verwandten oder Freunden und heirathet, wenn ihr das Glück hold iſt, einen anderen Mann.

Winterkleidung einer Japanerin.

Geiſcha mit Samiſen.

Digitized by Google

Dieſe Seiten des japaniſchen Lebens haben ſelbſtredend zur Folge, daß bei der Erziehung der Töchter der größte Werth darauf gelegt wird, daß ſie durch irgend welche Talente den Männern beſonders gefallen können; dieſer einen Rückſicht ordnet ſich alles Uebrige unter. Hierbei iſt aber Eins rühmend hervorzuheben, nämlich das ſtete Bemühen der Japanerin, ihr Haus reinlich und nett zu erhalten. Wer die höchſt primitiven Wohnungen der Japaner aus Beſchreibungen oder Abbildungen kennt, wird ſich kaum vorſtellen können, wie geſchmackvoll und harmoniſch dieſelben oft eingerichtet ſind, und dabei ſpielt die peinliche Sauberkeit und Ordnungsliebe der Frauen keine kleine Rolle. Der eigentliche Hausrath beſteht im Grunde nur aus den Matten, welche den Fußboden bedecken; dieſelben ſind aus einer beſtimmten Grasart gefertigt und bilden eine elaſtiſche Decke; ihre einzelnen Theile ſind ſtets nach hergebrachtem Maße angefertigt und können, ſobald ein Haus verlaſſen wird, in der nächſten Wohnung ohne Weiteres wieder verwandt werden. Auf dieſen Matten ſpielt ſich Tag für Tag das häusliche Leben ab; kein Stuhl, kein Tiſch nach unſeren Begriffen, kein Bettgeſtell, kein Schrank iſt erforderlich. Werden die Mahlzeiten gehalten, ſo ſetzt man vor jeden einzelnen der auf den Matten hockenden Hausbewohner ein kleines, ganz niedriges Tiſchchen hin, auf welchem in muſterhafter Ordnung und Zierlichkeit die einzelnen Speiſenäpſchen arrangirt ſind. Gleiche Nettigkeit herrſcht bei dem Theetrinken, dem die Japaner zu jeder Zeit und mit ſtets gleicher Vorliebe huldigen. Ebenſo, wie man auf den Matten ißt und trinkt, ſchläft man auch auf denſelben; ſobald die Nachtzeit naht, wird das Bett darüber ausgebreitet, das aus dicken geſteppten Wattendecken beſteht, welche am Tage in Wandſchränken aufbewahrt werden. Ob der Japaner zu Haus oder in einem Wirthshauſe ſich zur Ruhe begiebt, immer iſt das Lager dasſelbe. Auch fehlt nie das Nachtlicht, das in einem eigens zu dieſem Zwecke hergerichteten Papierhäuschen brennt, und der Kohlentopf oder Hibatſchi, ohne den man ſich übrigens zu keiner Stunde ein japaniſches Zimmer denken kann. Und wie am Tage ſtets das Theewaſſer auf demſelben dampft, ſo glühen Nachts die Kohlen in der weißen Aſche, die dem Japaner unentbehrlich ſind, denn ſobald er erwacht, zündet er daran ſein Tabakspfeifchen an, deſſen Genuß ihm zu allen Zeiten ein Bedürfniß iſt.

Drei japaniſche Grazien.

Haarfriſur einer Japanerin.

Die Speiſen bereitet in bürgerlichen Verhältniſſen ſtets die Frau des Hauſes, und nur ſehr vornehme Familien oder Fremde bedienen ſich der Köche, welche für die letzteren ihre Kochkunſt in europäiſchen Hôtels zu erlernen haben. Bei den einzelnen Mahlzeiten iſt es Sitte, daß der Hausherr allein ſpeiſt und ausſchließlich von ſeiner Frau bedient wird; erſt nachdem dies geſchehen, zieht dieſelbe ſich zurück, um nun ihrerſeits das Mahl einzunehmen, wobei ſie, ſofern ſie in guten Verhältniſſen lebt, ſich von ihren Dienerinnen aufwarten läßt. Auf jeden Fall aber wird ſie dieſe Mahlzeiten nur dann mit Ruhe und Freude genießen, wenn ſie überzeugt iſt, daß es ihrem Mann an keinerlei Komfort gebricht und daß ſie ihn nach jeder Richtung hin zufriedengeſtellt hat. Gelingt ihr dies auf die Dauer, und findet ihr Gemahl ſie überhaupt noch anſprechend genug, ſo hat ſie allerdings die Anwartſchaft darauf, unter ſeinem ſchützenden Dache verweilen zu dürfen; indeſſen hängt das Schwert des Damokles ſtets über dem Haupte dieſer armen Geſchöpfe. Gleichwohl befinden dieſelben ſich immer noch in einer behaglicheren Lage als die zahlreiche Klaſſe jener Japanerinnen, die ſich nicht verheirathen, ſondern bei allerhand Schauſtellungen und theatraliſchen Aufführungen als Sängerinnen oder Tänzerinnen ihren Beruf finden und zu dieſem Zwecke eigens erzogen werden. Die Leiſtungen der Sängerinnen oder Geiſchas beſtehen vorzugsweiſe in dem Spielen des Koto, des nationalen großen, vor dem Spielenden auf dem Fußboden liegenden Saiteninſtrumentes, und des kleinen dreiſaitigen Samiſen, mit welchem gewöhnlich der Geſang begleitet wird. Mit dieſem Inſtrument iſt auch die hier (S. 233) abgebildete Geiſcha ausgeſtattet.

Zugleich mit der Muſik oder dem pantomimiſchen Tanz erwerben dieſe Mädchen auch eine beſondere Fertigkeit in den zahlloſen Toilettekünſten, mit welchen ſich die Japanerinnen zu ſchmücken gewohnt ſind. Man kann nicht ſagen, daß die Kleidung derſelben nach unſeren Begriffen anmuthig oder graziös iſt, allein ſie iſt zweckmäßig, bequem und nationalökonomiſch äußerſt vortheilhaft, da der Schnitt derſelben nie einer Mode unterworfen iſt und daher ein Kleid bis zur wirklichen Abnutzung getragen werden kann. Im Sommer werden die Stoffe dünn und leicht gewählt, im Winter dagegen werden die ohnehin ſtärkeren Gewänder mit einer Wattirung verſehen, die ſehr leicht und ſo ſchön iſt, daß ſie dem Anzuge ſtets ein wohlhäbiges und behagliches Ausſehen verleiht. Zeigt auch die winterliche Kopfbedeckung wenig von den Geſichtszügen, ſo weiß die Japanerin ſie doch mit vielem Anſtande und in gefälliger Weiſe zu tragen.

Sonſt iſt die Straßentoilette von der Haustoilette nicht weſentlich verſchieden, außer daß die großen Holzpantoffeln hinzukommen. Kleinen Fußbänken ähnlich, werden ſie mit Hilfe eines weichen, aus Baumwollſtoff gefertigten Bandes getragen, das hauptſächlich zwiſchen der großen und zweiten Zehe gehalten wird. Trägt daher der Japaner oder die Japanerin einen ihrer kurzen, aus Baumwollſtoff gefertigten Strümpfe, ſo muß in dieſem ebenfalls eine Trennung der großen Zehe von den übrigen Zehen angebracht ſein, und man hat daher dieſe merkwürdigen, bei den Japanern allgemein gebräuchlichen Strümpfe nicht unrichtig einen Fauſthandſchuh für den Fuß genannt. So ſonderbar und ſchwerfällig nun dieſe — für beide Geſchlechter im Weſentlichen übereinſtimmende — Fußbekleidung auch erſcheint und ſo wenig ſie geeignet iſt, den Gang der Japanerinnen leicht und ſchön zu geſtalten, ſo iſt ſie doch weit beſſer als die der unglücklichen Chineſinnen, welche gerade, wenn ſie höheren Standes ſind, noch bis auf den heutigen Tag ihre Füße künſtlich verkrüppeln und

Digitized by Google

damit einer ungeheuerlichen, ebenso unvernünftigen als widerwärtigen Sitte fröhnen.

Die Haartracht der Japanerin ist keineswegs geschmacklos, und bei dem reichen Wuchse des Kopfhaares sogar effektvoll zu nennen. Zu ihrer Instandsetzung gehört große Sachkenntniß und Geschicklichkeit, sodaß das Frisiren niemals eigenhändig vorgenommen werden kann; vielmehr braucht man dazu Friseurinnen, welche die Köpfe der Frauen — bis hinunter zu den ärmsten Kulifrauen — frisiren und zurechtstellen. In gleicher Weise erfordert das Schminken und Bemalen des Gesichtes und Halses große Fertigkeit. Dasselbe ist ganz allgemein üblich, denn selten sieht man eine jüngere Japanerin ohne diesen widrigen Anstrich, der sie begreiflicher Weise viel mehr entstellt als verschönt. Dick und kreidig wird derselbe aufgetragen, und nachdem dies geschehen, giebt man den Wangen noch ein unnatürliches Roth. Im Nacken, dicht unter der Haarfrisur, bleibt ein Fleckchen frei, wodurch die Bemalung noch unangenehmer hervortritt. Als ein Zeichen besonders hohen Ranges galt es früher, auf der Stirn, statt der abrasirten Augenbrauen, ein Paar runde schwarze Fleckchen anzubringen, doch ist diese Mode nur noch selten zu beobachten. Ebenso ist das Abrasiren der oft sehr fein geschwungenen Brauen abgeschafft, und nicht minder ist der Brauch schon fast verschwunden, daß die verheiratheten Frauen sich die Zähne zu schwärzen hatten, dagegen wird die Unterlippe noch jetzt bemalt, und zwar wird sie in der Mitte mit einem grellrothen und etwas metallglänzenden Flecke versehen, der dem ganzen Gesicht einen geradezu unschönen Ausdruck verleiht. Ohne diese Bemalung hält so leicht keine Japanerin ihre Toilette für vollendet, und so finden wir sie auch nicht bloß bei den Sängerinnen, sondern auch bei den jugendlichen pantomimischen Tänzerinnen, von denen wir einige als charakteristisch japanische Gestalten abbilden und welche gewiß nicht unpassend als japanische Grazien bezeichnet werden können.

Es würde zu weit führen, wollten wir des Ferneren auf Mängel eingehen, welche in solcher Weise sich in der japanischen Frauenwelt, altem Herkommen gemäß, bis auf die Jetztzeit fortgeerbt haben. Es genüge, darauf hinzuweisen, daß ein wirklich menschenwürdiges Dasein, ein Leben selbständiger geistiger Arbeit der Japanerin ebenso gut fehlt wie der Schutz des Rechtes durch die Gesetze. Hoffen wir, daß die Wandlungen der Zeiten, welche unaufhaltsam über den Erdball dahinschreiten und in Japan bereits Eingang gefunden haben, auch dem unterdrückten weiblichen Geschlechte dieses Landes alles das bringen mögen, was wir ihnen in Betracht ihrer mancherlei weiblichen Tugenden — ihrer Aufopferungsfähigkeit, ihrer Ordnungsliebe und unermüdlichen Sorgfalt für die Häuslichkeit und ihrer stillen, anspruchslosen Duldsamkeit — von ganzem Herzen wünschen.

Blätter und Blüthen.

Die deutschen Vermißten und die „Gartenlaube". Jede Zeitschrift, welche gewissenhaft dem Volke dient, erweitert auf dem Wege der Erfahrung den Kreis ihrer Pflichten und erhöht dadurch ihren Beruf. Auf diesem Wege ist die „Gartenlaube" zu der ihr eigenthümlichen Redaktions-Abtheilung der „Wohlthätigkeit" und insbesondere zu ihrer Sorge für die „deutschen Vermißten" gekommen. Bekanntlich überließ man die Nachforschung nach Verschollenen der Obrigkeit, und nur Wohlhabende vermochten die kostspieligen Anzeige-Spalten großer Zeitungen für ihre Nachforschungen zu benutzen.

Da war denn in der That einem „dringenden Bedürfnisse abgeholfen", als die „Gartenlaube" sich zunächst armer hochbetagter Eltern annahm, welche auf Nachricht von den einzigen Stützen ihres Alters, ihren jahrelang vergeblich „aus der Fremde" zurückerwarteten Söhnen harrten. In welchen trostlosen Jammer eröffneten die Bittbriefe dieser Unglücklichen einen Einblick! Es war kein Wunder, daß einige glückliche Erfolge solcher Nachforschungen die Zahl der Bitten weit über den Kreis der Armen hinaus vermehrten. Wuchs doch auch die Menge der Verschollenen durch die steigende Auswanderung namentlich nach Amerika und Australien zusehends. Da nun aber gerade durch die Auswanderung auch die „Gartenlaube" immer weitere Verbreitung fand, indem viele Auswanderer, sobald sie festen Boden zu dauernder Niederlassung gefunden, die Verkehrsverbindung zum Bezug derselben benutzten, so wurde dadurch das Wirkungsgebiet des Blattes zur Aufspürung deutscher Vermißter in gleichem Maße erweitert. Die „Gartenlaube" drang in allen Erdtheilen so weit vor, wie die deutsche Kultur durch ihre kühnsten Vertreter. Dieser treuen Anhänglichkeit gegenüber hatte das Blatt „Treue gegen Treue" zu wahren und fortan erst recht die große Wirkungsfähigkeit, welche die wachsende Verbreitung ihr bot, dankbar in den Dienst des deutschen Volkes daheim und in der Fremde zu stellen.

Namentlich waren es die „Vermißtenlisten", welche nun auch Bemittelten und Behörden sich erschlossen, wenn deren Nachforschungen sich als unzureichend erwiesen hatten. Wie oft wurde da ein Familientrübsal aufgedeckt, an dem die Oeffentlichkeit kalt vorübergeht! Wenn die verzehrende Sehnsucht der Verlassenen nach den Verschollenen durch keinen Trost gemildert wird, da bieten Eltern und Geschwister auch in Prunkpalästen ein ergreifendes Bild. Aber hier wie in den Hütten der Armuth fühlt man den Balsam der Hoffnung, sobald der Name des Vermißten in den Spalten der „Gartenlaube" steht: das ist die dankbare Versicherung in Hunderten von Briefen der Betheiligten. Und wo hat die „Gartenlaube" ihre Vermißten zu suchen?

Mehr als ein Brief lautet: „Mein Sohn ist als Handwerksbursch in die Welt gegangen. Er ging in die Fremde" — wohin? Keine Ahnung! Er wanderte nach Amerika aus — ob Nord oder Süd, bleibt unbekannt. Daß trotz so unbestimmter Angaben dennoch schon so viele Vermißte gefunden worden sind, grenzt oft an das Wunderbare. In Weltwinkeln, die man vergeblich auf den Landkarten sucht, in China und Ostindien, auf Inseln des Stillen Oceans, bei den Hinterwäldlern Nordamerikas, in den Kolonien Brasiliens, in den Niederlassungen Australiens wurden sie entdeckt, oft nach mehreren Jahren mit Hilfe alter in den Restaurationen liegender Jahrgänge der „Gartenlaube". Mehr als einmal wurden Eltern, welche den Sohn seit 10 bis 15 Jahren für todt beweint, auf Betreiben der „Gartenlaube" mit den Photographien der Schwiegertochter und der Enkel vom so lange pflichtvergessenen Sohn überrascht! Die Variationen der Freuden des Wiederfindens sind entzückend reichhaltig. Daher werden auch als werthvoller Korrespondenzschatz der Redaktion die Dankbriefe für glücklich Gefundene aufbewahrt. Daß die Mehrzahl dieser Beglückten „die Worte nicht finden kann" zum Ausdruck ihrer Gefühle, ist das beste Zeichen ihrer Glückseligkeit, die dann um so deutlicher zwischen den Zeilen zu lesen ist.

Der Zudrang zu den Vermißtenlisten ist jedoch ein so steigender, daß an eine Verminderung desselben ernstlich gedacht werden muß. Wünschen müssen wir aber, daß damit zugleich eine Verminderung der Trübsal der daheim in Sehnsucht nach den Verschollenen Trauernden verbunden sei. Und das ist möglich, wenn endlich eine der Hauptursachen des Vermißtwerdens beseitigt wird: das sind die falschen oder ungenügenden Briefadressen. Die Mehrzahl der Auswanderer gehört dem Bauern- oder Handwerkerstande an, die zum großen Theil ihre Schulbildung zu einer Zeit erhalten haben, wo noch der Unterricht in der Volksschule arg daniederlag. Man muß Briefe von solcher Hand gesehen haben, um zu erschrecken über den Mangel an praktischen Kenntnissen und Fertigkeiten in diesen Volkskreisen.

Hat ein solcher Ausgewanderter endlich festen Boden gefunden, so schreibt er wohl heim, aber den Namen seines Wohnortes meistens so, wie er ihn aussprechen hört, vergißt auch ebenso oft die Lage (z. B. in Nordamerika außer dem Staat auch County und Township) anzugeben. Der Verwandte in Deutschland malt dann diese Adresse genau nach und unterzeichnet sich gewöhnlich nur mit seinem Taufnamen. Findet nun der Brief nicht zufällig seinen Mann, so kann er häufig nicht an den Absender zurückbefördert werden, die Korrespondenz hat ein Ende, und ein Vermißter ist fertig. Und dies ist in Hunderten von Fällen dagewesen. Richtige, genaue Adressen und stets ganze Namensunterschriften — und viel Jammer und Klage über Verschollene wird es weniger geben. Dies kann nicht oft genug gesagt und sollte jedem Auswanderer auf die Seele gebunden werden. Wir bitten dringend, diese Bemerkung zu beachten und möglichst zu verbreiten.

Fr. Hfm.

Frühlings-Einläuten. (Mit Illustration S. 217.) Zu den frühesten Vorboten des Lenzes gehört in unserer Heimath das Schneeglöckchen, das an sonnigen Plätzen seinen weißen Blüthenkelch emportreibt, wenn noch die Flüsse still stehen und tiefer Schnee die Felder und Auen deckt. Diese allgemein bekannte Erscheinung wußte L. Fehrenbach zu einem reizenden Märchen umzudichten, indem er zu dessen Schöpfung den alten Volksglauben verwerthete, nach dem Kobolde, Zwerge und Elfen mit dem Pflanzenleben innig verbunden sind. In der That ist das Silhouettenbild „Frühlings-Einläuten" ein reizendes Phantasiestück, voll origineller Pointen. Da erscheint bei klarem Sonnenaufgang der Zwerg „Temperatur" mit dem Thermometer, und flugs springen die Knospen der Frühlingsblume auf. Ein anderer Zwerg benutzt die Blüthe feinsinnig als Glocke und zieht freudig an den improvisirten Glockensträngen. Er lockt durch die magischen Klänge aus der ein wenig aufgethauten Erde einige vorwitzige Kerle hervor, und der kleine Lenzgott schwebt auf seinen Fittigen hernieder, um die ersten Vasallen seines Reiches zu begrüßen. Der zwerghafte Glöckner freut sich des Erfolgs. Was kümmert's ihn, ob er rechtzeitig den Frühling eingeläutet? Er ist ein Kobold und lacht sich ins Fäustchen, wenn urplötzlich Wolken die Sonne verhängen, ein scharfer Ostwind über den Wald fegt und das erste flüchtige Lenzbild wie im Traum verschwindet. Er wird ja in nächsten Tagen wieder läuten können am Fuße von Hunderten und Tausenden neuer Schneeglöckchen, bis das vereinte Tönen derselben die ganze Natur weckt, bis alle Knospen springen und laute Frühlingslieder der gefiederten Sänger den siegreichen Einzug des Lenzes feiern.

*

Zur Kulturgeschichte der Menschheit. Julius Lippert ist seit Jahren den weiteren Kreisen deutscher Leser bekannt. In klarer und durchaus ansprechender Form wußte er dem Volke Aufschlüsse über schwer verständliche Gebiete des Wissens zu ertheilen. Wir erinnern nur an seine treffliche populäre „Kulturgeschichte", die in einzelnen Bändchen in der weit verbreiteten volksthümlichen Bibliothek „Das Wissen der Gegenwart" (Verlag von G. Freytag und F. Tempsky, Leipzig und Prag) erschienen ist. Der Werth dieser belehrenden Volksschriften ist aber auch darum ein besonders hoher,

weil ſie keineswegs auf geſchickter Kompilation beruhen, ſondern der Feder eines ernſten Forſchers entſtammen, der ſeine eigenen Wege zu wandeln verſteht und durch ſeine geiſtvollen Werke der Wiſſenſchaft ſelbſt nicht zu unterſchätzende Dienſte geleiſtet hat. Mit großem Intereſſe begrüßen wir darum ein neues Werk Lippert's, welches ſoeben unter dem Titel „Kulturgeſchichte der Menſchheit in ihrem organiſchen Aufbau“ im Verlage von Ferdinand Enke (Stuttgart) herausgegeben wird. Soweit man nach den vorliegenden erſten Lieferungen deſſelben zu urtheilen vermag, will der Verfaſſer den Beweis führen, daß wir der gemeinen Lebensfürſorge unſere geſammte Kultur verdanken, wobei er jedoch einer nackten Abhängigkeit des Menſchen von den Naturgewalten nicht unbedingt das Wort redet, ſondern auch den werdenden, im Laufe der Zeit ſich bildenden menſchlichen Vorſtellungen den berechtigten Einfluß auf die Entſtehung der Familie, der Religionen, der Sittlichkeitsgeſetze ꝛc. einräumt. Der Verfaſſer weiß jeden Gebildeten durch das Aufſtellen neuer und durch die originelle Beleuchtung längſt bekannter Fragen zum ernſten Nachdenken anzuregen, und ſeine meiſterhafte Darſtellungsweiſe verdient um ſo mehr hervorgehoben zu werden, als durch dieſelbe der ſchwierige Gegenſtand auch dem allgemeinen Verſtändniß näher gerückt wird. *

Speiſekarte oder Speiſenkarte? Hierüber wünſcht die Redaktion, angeregt durch eine an ſie gerichtete Anfrage, von mir eine kurze Entſcheidung, und demgemäß erkläre ich denn, daß die zuerſt genannte Form als die allgemein übliche (ſ. mein „Wörterbuch der deutſchen Sprache“ Bd. I, S. 872b) unbedingt den Vorzug verdient, aber nicht, weil (wie der Anfragende meint) man auch „Wein-, Tanz-, Spiel-“ und nicht „Weine-, Tänze-, Spiele-Karte“ ſage; denn dem ließen ſich andere Zuſammenſetzungen von Karte entgegenſetzen, wie z. B. Figuren-, Fremden-, Perſonen-, Staaten-, Viſiten-Karte ꝛc., und man hat ſich wohl davor zu hüten, in dem „en“ der erſten Hälfte derartiger Zuſammenſetzungen immer die Form der Mehrzahl zu erblicken. Ich verweiſe der Kürze halber auf Das, was ich in meinem „Wörterbuch der Hauptſchwierigkeiten in der deutſchen Sprache“ (14. Aufl.) S. 329 unter der Ueberſchrift: „Weibliche Hauptwörter“ geſagt habe, vgl. Zuſammenſetzungen wie „Liebfrauenkirche — Unſerer lieben Frauen (— Frau oder Jungfrau, das iſt Maria) Kirche ꝛc.; Naſen-Bein, -Ring ꝛc. (wobei offenbar nur an eine Naſe, nicht an mehrere zu denken iſt) u. a. m. Auch erinnere ich an das in meinem „Wörterbuch der deutſchen Sprache“, Bd. I, S. 372 b über den Unterſchied zwiſchen „Erde“ und „Erden“ in Zuſammenſetzungen Bemerkte, wo ſich Beiſpiele finden, wie: Der Regenwurm gehört zu den „Erdwürmern — und „Der Menſch, der ſchwache Erdenwurm“ und, aus Goethe's „Fauſt“: „Mächtiger der Erdenſöhne“, dagegen aus Goethe's „Achilleis“: „Und der Herrliche lag an dem Fuße verletzt wie ein Erdſohn“, — mit der Hinzufügung: Jenes iſt chriſtlich-orientaliſch, Dies heidniſch-griechiſch u. a. m. — Wer die Verſchiedenheit der Beſtimmungswörter in Zuſammenſetzungen auch nur mit ein und demſelben Grundworte (Braten) erwägt, wie: Enten-, Gänſe-, Hammel-, Hirſch-, Kalbs- oder Kälber-, Ochſen-, Reh-, Schweine-, Wild-Braten ꝛc., wird erkennen, daß ſich die Frage im Allgemeinen nicht ſo kurzer Hand beantworten läßt und daß man ſich in den einzelnen Fällen nach dem allgemein anerkannten Sprachgebrauch zu richten hat, der, wie ich oben hervorgehoben, in dem vorliegenden Falle ſich für „Speiſekarte“ entſchieden hat.

Altſtrelitz, den 3. März 1886. Daniel Sanders.

Eine Spargelart als Zierpflanze. Die Blumenliebhaberei iſt in faſt allen europäiſchen Ländern ſo groß, daß die Handelsgärtnereien ſich ordentlich Mühe geben müſſen, um alle Wünſche ihrer Kunden zu befriedigen. Unter dieſen Wünſchen nimmt aber die Jagd nach „neuen“ Pflanzen eine ſehr hervorragende Stelle ein. Zu dieſem Zwecke unterhalten namentlich in Belgien und England große Pflanzenhandlungen eine Anzahl Reiſender, die alle Theile der Welt durchforſchen — tropiſche Urwälder, Gebirge und Ebenen aller Zonen, wo nur einige Ausbeute an Pflanzen ſich bietet. Von einem dieſer Sammler, einem Engländer Namens Mudd, wurde vor 10 Jahren am Kap der guten Hoffnung eine zierliche Spargelart entdeckt und nach London geſandt. Sie führt den Namen Asparagus plumosus und zeichnet ſich durch eine ſo graziöſe Feinheit der Belaubung aus, daß ſie darin mit den eleganteſten Farnpflanzen wetteifert. Die Pflanze iſt rankend und gedeiht auch ganz gut im Zimmer. An feinen Gitterwerken oder Drahtkugeln rankend, gewährt ſie auf dem Blumentiſch faſt den Anblick eines duftigen Schleiers. Neuerdings wurde durch die Firma William Bull in London eine Abart dieſer Zierpflanze, Asparagus plumosus nanus, auf den Markt gebracht; ſie iſt nicht rankend und niedriger als die vorbeſchriebene Art, zeichnet ſich aber durch ihre äußerſt eleganten farnwedelartig ausgebreiteten Zweige aus, die nicht nur jedem Blumentiſch zum Schmuck gereichen, ſondern auch ſich zum feinen Bindegrün vortrefflich eignen. In Deutſchland befaßt ſich die Kunſtgärtnerei Jühlke in Erfurt mit dem Vertrieb dieſer intereſſanten Pflanzen. *

Allerlei Kurzweil.

Geometriſche Komponir-Aufgabe. Von Erin.

Aus den 8 rechtwinkeligen und gleichſchenkeligen Dreiecken der Quadrate A, zweimal B, und C, deren Seiten ſich wie 4 : 3 : 2 verhalten, iſt der Buchſtabe H zu formiren.

Kleiner Briefkaſten.

(Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.)

Lehrer B. in K. Unter den Blättern, die einen Uebergang von Fachjournalen zu den rein populären Zeitſchriften bilden und in ihren Spalten über die neueſten Fortſchritte der geſammten Naturwiſſenſchaften berichten, können wir Ihnen zwei empfehlen: den „Naturforſcher“ und „Humboldt“. Beide wenden ſich an ein Publikum, das mit den Elementen der Naturwiſſenſchaft vertraut iſt. — „Der Naturforſcher“ erſcheint wöchentlich und hat ſich im Laufe ſeines nunmehr achtzehnjährigen Beſtehens ſtets bewährt. Mit dem Beginn dieſes Jahres iſt das Blatt in den Verlag der H. Laupp'ſchen Buchhandlung in Tübingen übergegangen, welche den Abonnementspreis deſſelben auf Mark 2.50 vierteljährlich ermäßigt hat und, wie die erſten Nummern dieſes Jahrgangs beweiſen, im Verein mit der Redaktion durch Heranziehung neuer Mitarbeiter und Erweiterung des Programms den „Naturforſcher“ für die betheiligten Kreiſe ſtets intereſſanter und mannigfaltiger zu geſtalten weiß. — Die Monatsſchrift „Humboldt“ (Verlag von Ferd. Enke, Stuttgart, Abonnementspreis monatlich 1 Mark) zeigt in der Wahl ihrer Artikel das Beſtreben nach einer in gewiſſen Grenzen gehaltenen populären Darſtellungsweiſe und bringt vor Allem ausführliche Aufſätze aus der Feder anerkannter Autoren, an die ſich eine allgemeine Ueberſicht der neueſten Fortſchritte und eine Fülle kurzer Mittheilungen anſchließen.

Herrn **F. D. in Homberg a. Rh.** Daß es dem Verfaſſer des Artikels „Aepfelwein“, Nr. 47, 1885, Herrn E. Peſchkau, nicht unbekannt war, daß man auch bisweilen für 80 Pfennig eine gute Flaſche Wein erhält, geht daraus hervor, daß er ſchrieb, „in den meiſten Fällen“ ſei Wein für 80 Pfennig Kunſtprodukt. Er glaubt Ihnen auch gern, wenn Sie verſichern, daß es bei beſcheidenem Nutzen möglich iſt, einen reinen, trinkbaren Wein ſchon zu 80 Pfennig per Flaſche abzugeben, und bedauert nur, daß es in der Welt ſo viele Leute giebt, die ſich nicht mit „beſcheidenem Nutzen“ begnügen.

G. R. in B. Eine Biographie mit gutem Bildniß Georg Büchmann's finden Sie in ſeinen berühmten „Geflügelten Worten“ (Berlin, Haude- und Spener'ſche Buchhandlung [F. Weidling], 1884), welche nach dem Tode des Verfaſſers (24. Februar 1884) von Walter Robert-tornow in 14., vielfach vermehrter Auflage herausgegeben ſind.

B. D. W., Hilarius Heimchen in Graz. Leider nicht geeignet.

Inhalt: Was will das werden? Roman von Friedrich Spielhagen (Fortſetzung). S. 217. — Frühlingsweben. Gedicht von Victor Blüthgen. Mit Illuſtration S. 221. — Schuljahr und Oſtern. Ein Vorſchlag zur Reform der Ferienordnung unſerer Schulen. Von Dr. Georg Winter. S. 223. — Die Andere. Von W. Heimburg (Fortſetzung). S. 226. — Sonntagmorgen. Illuſtration. S. 229. — Vom Nordpol bis zum Aequator. Populäre Vorträge aus dem Nachlaß von Alfred Edmund Brehm. 2. Bilder aus dem Affenleben II. Vom Affentalent. S. 230. — Japaniſches Frauenleben. Von C. W. E. Braune. S. 232. Mit Illuſtrationen S. 232, 233 und 234. — Blätter und Blüthen: Die deutſchen Vermißten und die „Gartenlaube“. — Frühlings-Einläuten. S. 235. Mit Illuſtration S. 217. — Zur Kulturgeſchichte der Menſchheit. S. 235. — Speiſekarte oder Speiſenkarte? Von Daniel Sanders. — Eine Spargelart als Zierpflanze. — Allerlei Kurzweil: Geometriſche Komponir-Aufgabe. Von Erin. — Kleiner Briefkaſten. S. 236.

Nicht zu überſehen!

Mit dieſer Nummer ſchließt das erſte Quartal dieſes Jahrgangs unſerer Zeitſchrift, wir erſuchen daher die geehrten Abonnenten, ihre Beſtellungen auf das zweite Quartal ſchleunigſt aufgeben zu wollen.

Die nächſte Nummer beginnt mit der bereits früher angezeigten Novelle:

„Die Lora-Nixe.“ Von Stefanie Keyſer,

der geiſtvollen Verfaſſerin von **„Krieg um die Haube“**, **„Glockenſtimmen“** und **„Fanfaro“**.

Die **Poſtabonnenten** machen wir noch beſonders auf eine Verordnung des kaiſerlichen General-Poſtamts aufmerkſam, laut welcher der Preis bei Beſtellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, ſich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar koſtet alſo in dieſem Falle 1 Mark 70 Pfennig ſtatt 1 Mark 60 Pfennig).

☞ Einzeln gewünſchte Nummern liefern wir pro Nummer incl. Porto für 35 Pfennig (2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf.). Den Betrag bitten wir bei der Beſtellung in Briefmarken einzuſenden.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redakteur Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernſt Keil's Nachfolger, Druck von A. Wiede, ſämmtlich in Leipzig.

Digitized by Google

No. 14. 1886.

Die Gartenlaube.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Begründet von **Ernſt Keil** 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Die Lora-Nixe.

Novelle von **Stefanie Keyſer.**

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ueber den waldigen Hainberg, welcher das Bad Jungbrunnen vor den rauhen Oſtwinden ſchützt, wandelte an einem Sommernachmittag des Jahres 185* eine kleine Geſellſchaft eleganter Herren und Damen. Nur ſelten verſtiegen ſich die Badegäſte bis hier herauf. Die Pfade hatten manches von ihrer Naturwüchſigkeit bewahrt. Brombeerranken hingen ſich an die langen, weit gebauſchten Sommerkleider der Damen, Baumwurzeln ſtemmten ſich den Lackſtiefeln der Herren entgegen, als wolle der Wald den feinen Leuten zeigen, daß er ſich gar nichts aus ihrer Naturſchwärmerei mache.

Endlich lichteten ſich die Bäume. Die ſonnige Landſchaft glänzte zwiſchen ihnen herauf.

„Von hier aus hat man den ſchönſten Blick auf Jungbrunnen,“ ſagte ein älterer Herr, mit einer Ordensroſe im Knopfloch, und trat, geſchäftig voran gehend, auf einen Vorſprung hinaus, den ein breiter Ahorn beſchattete.

Drunten im Thal lag das Bad mit ſeinen langen Reihen weißer Häuſer, den zerſtreuten Villen, dem Alles überragenden Kurhaus, den ſchnurgeraden Alleen und eckigen Steinbaluſtraden, in welchen die Lora, wie in einen Schnürleib eingepreßt, ihre raſchen Wellen dahin trieb.

„Ich beſaß als Kind ein derartiges Etabliſſement in einer Schachtel,“ bemerkte ein anderer Herr, deſſen feiner Sommeranzug von gewählter Einfachheit mit ſeiner vornehmen Haltung ebenſo in Einklang ſtand wie der Ausdruck ſeines ſcharf geſchnittenen Geſichtes mit dem kühlen ſpöttiſchen Ton ſeiner Stimme. „Gerade ſo grell, bunt und hölzern wie dieſe gerühmte Anſicht nahm ſich mein Spielzeug aus.“

Ein junges Mädchen wandte das von braunen Flechten umwundene Köpfchen, welches ein mit Kornblumen garnirter runder Strohhut ſchützte, ihm zu. Aber ihre Lippen, die ſich zu einer Antwort geöffnet hatten, beſchränkten ſich auf ein heiteres Lächeln, als ſie ſah, daß eine Birke ihr zartes Gezweig in die Schnur geſchlungen hatte, an welcher das Monocle des Herrn hing, und dieſes ihm von dem Auge hinweg ſchnellte.

Die Geſellſchaft ſchritt durch das feine Gras des Bergkammes weiter.

Bald öffnete ſich an der andern Seite abermals ein Blick in die Tiefe. Inmitten grüner Wieſen und wogender Getreidefelder lagen ebenfalls weiße Häuſer in regelmäßigen Reihen.

„Eine Spielſchachtel geringerer Qualität,“ ſprach der Herr, der ſein Glas von der Birke zurück erobert und wieder vor das Auge gedrückt hatte.

„Von Ihrem Standpunkt aus, Herr von Ravensburgk, mögen Sie Recht haben; es iſt die Herrnhutergemeinde Himmelgarten,“ erklärte der alte Herr. Er war der Regierungspräſident des Bezirkes.

Ein Zukunftsmuſiker. Nach dem Oelgemälde von F. Streitt.

Als alljährlicher Badegast in Jungbrunnen hatte er es unternommen, einigen vor Kurzem angekommenen alten Bekannten die Honneurs der Gegend zu machen.

„Wir befinden uns auf einer merkwürdigen Wasserscheide zwischen den Kindern Gottes und den Kindern der Welt," lächelte Ravensburgk.

„Herr Präsident, was ist das für ein alter Thurm, der dort drüben auf dem Berg sich erhebt?" fragte den freundlichen Cicerone eine Dame, die durch ihre vollen aufgesteckten grauen Locken zeigte, daß sie nichts sein wollte als eine würdige Matrone.

„Das ist der Bergfried von Falkeneck, eine der schönsten Ruinen dieser an alten Burgtrümmern so reichen Gegend," antwortete der Gefragte.

„Von hier aus würde ich sie eher für einen baufälligen Schlot als für das Stammschloß der Falkenecks halten," kritisirte Ravensburgk. „Wäre auch nur der Lauf der Welt," setzte er mit einem düstern Blick nach dem grauen Thurm hinzu; „die Ravensburgk, wo die alten Kampfgefährten der Falkenecks hausten, hat sich längst in einen Fabrikschlot verwandelt."

„Die Burg liegt auf einem Fels am Fluß, der hier eine Krümmung um den Fuß des Hainberges macht, und wird deßhalb von Berg und Bäumen verdeckt bis auf den hohen Thurm," erwiderte der Präsident. „Die Freiherren von Falkeneck, deren Besitzthum einst so weit reichte, als sie von ihrer hohen Warte schauen konnten, schenkten im vorigen Jahrhundert der Brüdergemeinde das wüste Falkenthal, und diese gründete daselbst den Ort Himmelgarten. Wenn man sieht, wie die Herrnhuter den Grund in Wahrheit zu einem Garten umgewandelt haben, muß man vor den stillen Leuten Respekt bekommen."

„Ich hasse die sogenannten fruchtbaren Gegenden," sagte Ravensburgk.

„Es bleibt Ihnen überlassen, auf Ihrem Gut die Wildniß früherer Tage zu hegen," entgegnete der aller Kultur zugewendete Regierungspräsident etwas spitz.

„Die Familie Falkeneck ist ausgestorben, nicht wahr?" fragte interessirt die alte Dame den Präsidenten.

„Leider irrt sich Frau von Blachrieth," sprach Ravensburgk, neben dem jungen Mädchen weiter schreitend. „Die Familie ist nicht gestorben, sondern verdorben. Der Letzte, welcher den Namen führte, ging vor Jahren als überschuldeter Officier in die weite Welt hinaus und galt als verschollen. Jetzt munkelt man in Jungbrunnen, daß der eine Croupier der letzte Sprosse des uralten Geschlechtes sei. Es ist eine Sünde und Schande, daß man sich von seinen Wirthsleuten, vom Bademeister das muß erzählen lassen, ohne getrost widersprechen zu dürfen."

„Der Mann zeichnet sich allerdings durch vornehme Haltung aus," mischte sich ein Herr in das Gespräch, der officiell als Bergrath Müller angeredet wurde, den aber Ravensburgk konsequent den „Sohn seiner Mutter" nannte, weil er nur von seiner Mama, einer Geborenen von Haderndorf, und deren Verwandtschaft sprach.

„Einen feinen Lack giebt das Spiel immer," erwiderte Ravensburgk, und zu seiner Begleiterin gewendet, fuhr er fort: „Wenn es Ihre Frau Tante interessirt, so machen Sie dieselbe einmal auf den großen stattlichen Herrn mit dem schwarzen, spitz gedrehten Henri quatre am Roulettetisch aufmerksam. Das ist Monsieur Faucon, wie er sich nennt."

„Wir gehen niemals in die Spielsäle," entgegnete die junge Dame und pflückte ein paar Zweige blühenden Thymian zu dem Gewinde, welches sie im Gehen an einander fügte, indem sie dazu Seidenfäden aus den blauen Fransen ihrer Mantille zog.

Frau von Blachrieth folgte ihr zwischen die hohen Grashalme und niedrigen Gesträuche; und während sie scheinbar bewundernd vor einer Skabiose stehen blieb, die von kleinen dunkelroth und grün gezeichneten Schmetterlingen bedeckt war, flüsterte sie: „Laß Dir doch von dem wüsten Ravensburgk nicht so auffallend den Hof machen, Hedwig. Bedenke, daß er ein berüchtigter Roué ist, der Verhältnisse mit Frauen aller Regionen hat."

„Aber Tantchen!" entschuldigte sich Hedwig, „er ist doch ein alter Bekannter. Als im vorigen Winter meine Eltern ein paar Monate mit mir in der Residenz verlebten, ist er sehr aufmerksam gegen mich und wahrhaft freundschaftlich gegen den Papa gewesen."

„Ich verlange auch durchaus nicht, daß Du ihn schroff zurückweisen sollst," erwiderte Frau von Blachrieth. „Seine Stellung als Flügeladjutant und Kammerherr unseres Fürsten verleiht ihm großen Einfluß bei Hofe, der noch viel bedeutender wird durch die Energie und die Klugheit des geriebenen Hofmannes. Es würde mir sehr unangenehm sein, auch um Heino's willen, wenn Du ihn reizen wolltest. Du sollst ihn nur nicht aufmuntern. Es giebt in allen Dingen ein schickliches Maß."

Hedwig schwieg, und ihre Tante kehrte wieder auf den betretenen Weg zurück, der in eine steil bergab führende Schlucht mündete.

Auf den Arm des Präsidenten und ihren Sonnenschirm gestützt, betrat sie vorsichtig den feuchten Pfad, der sich zwischen hohen Farnkrautwedeln und überhängenden Zweigen des Buschholzes hinab zog.

Hedwig folgte langsam, dem Anschein nach eifrig beschäftigt, Blumen zu sammeln, in Wahrheit aber, um, dem Wunsch ihrer Tante gemäß, dem gefährlichen Ravensburgk einen Vorsprung zu lassen. Doch nicht ohne eine Regung des Mitleides mit dem eleganten Kavalier. Sie war ihm im Herzen dankbar geblieben für das Gefühl von Sicherheit, das er ihr auf dem glatten Parkett der fürstlichen Säle gegeben hatte, als er, der gewöhnlich nicht mehr tanzte, sie auf ihrem ersten Ball zur Française und damit in die Reihe der voll berechtigten Tänzerinnen führte.

Als sie endlich, durch verschiedene rothe Kleeköpfchen und gelbe Löwenmäulchen bereichert, am Eingang der Schlucht ankam, fand sie Ravensburgk ihrer harrend; und während er eine dreiste Hasel zurückbog, die sich quer über den Weg gelegt hatte, sagte ihr der durchdringende Blick seiner tief liegenden Augen und ein halb spöttisches, halb überlegenes Lächeln, welches seinen röthlichen Bart kräuselte, daß er sowohl das Manöver ihrer Tante als ihr eigenes durchschaut habe und sich ein Vergnügen daraus mache, die kleinen Kriegslisten zu durchkreuzen.

„Warum fehlt Ihr Vetter bei der Partie?" fragte er, wie vorher neben ihr weiter schreitend und mit seinem Spazierstöckchen von Zeit zu Zeit die blauen Säume ihres weißen Barégekleides aus rauhen Wurzelhänden lösend. „Ich vermißte ihn schon diesen Morgen am Brunnen."

„Ich nicht," antwortete Hedwig unbefangen. „Ich wußte, daß Heino beim Ordnen seiner Papiere war. Er beschäftigt sich wieder mit einer neuen Dichtung."

„Ja, ja," spottete Ravensburgk. „Er fängt seine Empfindungen ein, sperrt sie in ein Büchlein und gestattet seiner Mutter, daß sie ihn dafür anbetet, und der Gesellschaft, daß sie der Schrulle des reichen Rittergutsbesitzers schmeichelt, der durchaus seinen alten Namen auf den Büchermarkt bringen will. Aber er sollte bedenken, daß Apollo ein strenger Gebieter ist, der sich zuweilen damit beschäftigt, zu schwach Befundene lebendig zu schinden." Er köpfte mit scharfem Hiebe eine blaue Glockenblume, die am Wege stand.

„Das wäre eine zu harte Strafe für ein harmloses Unterfangen," wehrte Hedwig lächelnd ab, während sie die Glockenblume aufhob und sorgsam in den Kranz fügte.

„Harmlos ist der Dilettantismus nicht," entgegnete Ravensburgk mit Nachdruck. „Das musikalische Gebiet hat er dermaßen überwuchert, daß die holde Kunst Enterpe's sogar in Miethskontrakten verbeten wird. Jetzt fangen Wagner und Liszt die Reinigung an. Ihren Anforderungen können nur Künstler genügen; und so gehen die ewigen Rückenfängerinnen an der Frau Venus, die Variationenspieler an den Rhapsodien zu Grunde. Nun scheint sich die unsterbliche Stümperei auf die Litteratur zu werfen; denn ganz aus der Gesellschaft zu bringen ist sie so wenig wie die Gicht aus dem Körper. Einmal zwickt's im Arm, einmal im Bein. Uebrigens würde Ihre Frau Tante sehr zufrieden sein, wenn sie vernähme, daß Sie mit Ihres Vetters Eigenthümlichkeiten einverstanden sind," setzte er in leichtem Ton hinzu.

Hedwig's Züge nahmen einen kühlen Ausdruck an. „In der That?" sagte sie gleichgültig.

„‚In der That' ist weder eine Frage noch eine Antwort und ungefähr so viel werth wie ein Achselzucken," fügte Ravensburgk mit leisem Unmuth im Ton.

„Als feiner Hofmann kennen Sie den Werth dieser Geste gewiß," erwiderte Hedwig schelmisch.

„Von Ihnen wünsche ich nicht als Hofmann gewogen und behandelt zu werden," war seine ernste Antwort.

Laute Ausrufe des Entzückens von der voraus gegangenen Gesellschaft unterbrachen das Gespräch. Die Schlucht öffnete sich vor ihnen und zeigte ein schönes Landschaftsbild.

In weitem Becken breitete sich die Lora vor ihnen aus. In ihrem klaren Gewässer spiegelte sich der wolkenlose blaue Himmel, strichweise von den Sonnenstrahlen mit goldenen Schleiern überwebt. Der Wald des Hainberges zog sich bis hinab auf den frischen Rasen, an dem das Wasser vorüber rann, und warf seinen Schatten in die Fluth. Zur Seite stieg aus dem Wellenschaum der braune Fels, der die Ruine von Falkeneck trug, schroff empor, und am jenseitigen Ufer streckten sich Aehrenfelder, lachten Weinberge.

Mitten zwischen ihren Terrassen erhob sich eine Gruppe alter stattlicher Gebäude mit steilen Schieferdächern, spitzen Schornsteinen und einem grauen, von üppigem Epheu überzogenen Eckthurme.

„Da sind wir im Lora-Grund," verkündete der Präsident.

„Wem gehört das Haus drüben in den Weinbergen?" fragte Hedwig.

„Seit alten Zeiten den Herren Aufdermauer," lautete die Antwort des Präsidenten. „Wie die vom Thurm wehende Flagge verkündet, ist der Herr anwesend. Er soll seit dem Tod seines Vaters seinen Wohnsitz hier genommen haben. Bis jetzt war er Officier und hat bei der Artillerie einer rheinischen Festung gestanden."

Der „Sohn seiner Mutter" lachte kurz und spöttisch auf. „Was diese Leute sich Alles herausnehmen! Sie haben einen Herrensitz, ziehen eine Fahne auf. Nur schade, daß Niemand ihr obskures Wappenzeichen kennt."

Ravensburgk's Blick streifte ihn mit Verachtung. „Sie irren sich. Ich kenne ihr Wappenbild, die Gabel, ganz gut von dem Flaschensiegel, welches ihren vortrefflichen Wein bezeichnet. Unser Hof bezog von dem Haus Aufdermauer Dessertweine. Uebrigens wollte der alte Herr durchaus nichts Anderes sein als ein wohl situirter bürgerlicher Mann. Er gehörte zu den respektablen Leuten, die von dem eigenen Stande würdig genug denken, um von einem andern nicht das Seine borgen zu wollen."

Der Bergrath wandte sich ab und klopfte untersuchend mit einem kleinen Hammer, der den Griff seines Spazierstockes bildete, an einen Felsblock, welcher ehrlich auf seinem braunen Gesicht seine Abkunft von den Basaltbergen trug.

„Es ist ein reizender Punkt," sagte Frau von Blachrieth; „aber wir müssen uns doch einmal zur Rückkehr entschließen und fragen: ‚wie kommen wir über die Lora auf den Weg nach Jungbrunnen?'"

„Im Kahn, meine Gnädige," belehrte der Präsident. „Sehen Sie, gerade über Ihrem Fräulein Nichte hängt das Signalglöckchen, welches den Fährmann herbeiruft."

An dem Riesenstamme des Eichbaumes, unter dem Hedwig Schutz gegen die Strahlen der Abendsonne gesucht hatte, hing, geschützt von einem kleinen Dächlein, die mit Moos und Grünspan gefleckte Glocke.

Als Hedwig das herabhängende Seil anzog, ertönte ein helles Stimmchen über das Wellengemurmel hinaus.

Und auf den Klang kam drüben von einem kleinen grauen Haus her, das am Fuße des Weinberges zwischen Edelkastanien sich versteckte, ein Mann, der zum Ufer hinab stieg und bald darauf in einem Kahn abstieß.

„Wir müssen uns angemessen vertheilen," empfahl Frau von Blachrieth, „damit der Kahn nicht umschlägt."

„Das Gleichgewicht dürfte herzustellen sein, wenn Frau von Blachrieth auf der einen Seite, der Rest der Gesellschaft auf der anderen Platz nähme," murmelte Ravensburgk, mit einem ernsthaften Blick das Gewicht der Dame abschätzend.

„Brechen Sie mir lieber dort die blauen Blüthenrispen der Natterzunge, statt daß Sie sich selbst als solche auszeichnen," sagte Hedwig. „Ich will den Kranz mit ihr schließen."

„Unter der Bedingung, daß ich das stachlichte Ding nicht zu tragen brauche," sagte Ravensburgk, indem er sich ächzend bückte. „Eilen Sie sich; da ist der Kahn."

„Wird bei einem einzigen Ruderer es keine Gefahr haben, wenn wir uns gleichzeitig überholen lassen?" fragte abermals bedenklich Frau von Blachrieth.

Ein Blick auf die hohe kräftige Gestalt des Fährmannes, der den Nachen mit der Stange fest an das Ufer drückte, verscheuchte ihre Besorgniß. Die Gesellschaft nahm Platz, und der Schiffer trieb seinen Kahn mit energischem Stoß in die rauschenden Wellen hinaus.

Seiner schlichten grauen grün paspoilirten Joppe nach mußte er ein Forstbediensteter sein, und darauf deutete auch ein weißer braun gefleckter Jagdhund, welcher, dem Verlauf der Fahrt mit gespanntem Blick folgend, drüben am Ufer saß und, wenn das Gesicht des Fährmanns sich hinüber wendete, mit hastigem Schweifwedeln seiner Freude Ausdruck gab.

„Es ist doch schade," meinte der Präsident, „daß der neue Pächter der Bank seinen Plan nicht hat ausführen können. Er hat die Errichtung einer Schifferstation mit einer Flotille von Gondeln und einem feinen Restaurant statt der grauen Holzhütte beabsichtigt. Er verhandelt ja auch mit der Regierung wegen der Ruine Falkeneck, die er wieder aufbauen will."

Ravensburgk ließ ein dumpfes Gebrumm hören, und Frau von Blachrieth fragte: „Warum ist der hübsche Plan mit dem Restaurant gescheitert?"

Der Präsident erzählte: „Der Herr Aufdermauer, dem auch der Hainberg gehört eben so wie das Weingut, hat geantwortet: ‚Die Ruhe meiner Hirsche im Hain und die Bequemlichkeit meiner häufigen Flußbäder unter freiem Himmel sind mir nicht feil; und ein Stück Erde, das ich natürlich und schön finde, soll mit meiner Bewilligung nicht durch künstliche Schnitzer verhunzt werden.'"

„Dafür möchte ich ihm von Herzen gern die Hand drücken," sagte Hedwig lebhaft.

Der Schiffer hielt einen Augenblick das Ruder an und wandte ihr das von der Sonne gebräunte, von schwarzem Vollbart umrahmte Gesicht zu.

Mochte es die plötzlich veränderte Fahrt sein, oder waren sie in eine Strömung gekommen: Wellengekräusel bäumte sich am Kahn auf, feurige blaue Funken blitzten aus dem Wasser; weithin überrauschte wie Schaumgold sonniges Licht die Fluth. Der Kahn kam ins Schwanken, und der Kranz, der am leichten Geländer desselben hing, fiel hinab.

„Mein Kranz!" rief Hedwig, als sie ihn, auf einer Welle schaukelnd, davon treiben sah.

„Die Lora hat ihr Opfer von Ihnen gefordert," scherzte der Präsident. „Am Johannistage bringen ihr nämlich alle Frauen und Mädchen Blumen dar. Und dafür prophezeit sie ihnen die Zukunft."

Ueber das Gesicht des Schiffers glitt ein Lächeln. Mit dem Ruder fing er den Kranz auf und bot ihn Hedwig wieder an, die ihn freundlich dankend mit spitzen Fingern abnahm.

„Laß ihn doch," mahnte die Tante, „Du wirst Dir Kleid und Handschuhe verderben."

„Ich möchte ihn gern in meinem Zimmer aufhängen," bat Hedwig; „er erinnert mich an daheim. So riechen die Sträuße, welche wir pflücken, wenn wir Abends mit Papa und Mama durch unsere Flur gehen."

Die Tante hörte nicht auf die ländlichen Erinnerungen. Sie balancirte ängstlich in dem schwankenden Kahn. „Gut, daß es so vorüber ging," sagte sie aufathmend, als derselbe wieder ruhig hinglitt. „Die Lora scheint gefährliche Strudel zu haben."

„Vielleicht hat sie nachsehen wollen," lachte der Präsident, „ob sich unter uns ein Ritter fände, der bereit wäre, sie von der Unseligkeit zu erlösen. Der Sage nach erhofft sie dieselbe von unwandelbar treuer Liebe."

„Der Neckar ist materieller," bemerkte der Bergrath Müller. „Er hat früher am Auffahrtstage ein Schaf, ein Brot, einen Bienenkorb und einen Menschen gefordert, wie der Fischer am Wolfsbrunnen erzählte, als ich mit meinem Vetter, dem Grafen Salmenwehr, dort Forellen speiste."

„Dafür ist der Neckar, dessen Name sogar an den Nix erinnert, ein Mann," sagte Ravensburgk. „Ein solcher hält auf ein gutes Diner. Die Damen ziehen Anbeter vor. Im Grunde sind die Nixen nichts als zudringliche Personen, mögen sie nun Elbjungfrau oder Saalnixe, Donauweibchen oder Lora heißen; und es hat nie an Schwächlingen gefehlt, die sich verschlingen ließen."

„Alle die Sagen sind Ueberreste des alten Wasserkultus," erklärte der Präsident. „Daß in hiesiger von diesem Element

Ein Späßchen.

L. Blume-Siebert.

Digitized by Google

so reich gesegneten Gegend eine Wassergöttin verehrt wurde, war natürlich."

Mit leisem Stoß fuhr der Kahn am Ufer an.

Das Fährgeld wurde nach der bestimmten Taxe berechnet und, da der Schiffer mit Ankletten des Kahnes beschäftigt war, auf die Bank gezählt. Dann schlug die Gesellschaft den Fußweg ein, der am Ufer hinauf nach Jungbrunnen führte.

Hedwig blieb zurück. Sie konnte sich nicht satt sehen an dem schönen stillen Grund, den die Abendsonne mit rosigem Licht überhauchte. Sie mußte dem Lied lauschen, das eine aus dem Weizenfeld aufsteigende Lerche dem sinkenden Tagesgestirn nachsang; ihre Blicke wurden gefangen gehalten von dem alten festen Haus Aufdermauer, dessen Fenster aus ihren tiefen Nischen ihr zuzublinzeln schienen. Wie lauschig mochte es in den Erkern sein, die an den dicken Mauern hingen! Wie gastlich lud der steinerne Laubengang ein, der sich vor dem untersten Stockwerk in Rundbogen wölbte! Und wie heimelten die Taubenscharen sie an, welche die Dächer der Seitenflügel bedeckten, das vielstimmige Herdengeläut, das herab schallte!

„Das ist ja ein deutsches Haus, wie ein Herz sich es nur wünschen kann," sprach sie fast andächtig. „Wird das prachtvoller Weizen!" fuhr sie fort, mit Kennerblick die Aehren prüfend. „Und wie duftet die Weinblüthe von den Terrassen herab! Gehört das Alles dem Herrn Aufdermauer?" fragte sie den Fährmann.

„Alles höchst eigenes Gewächs," antwortete der Schiffer in vollkommen dialektfreiem Hochdeutsch.

„Der beneidenswerthe Mann!" sagte Hedwig. „Hat er erwachsene Töchter?"

„Er ist nicht so glücklich," entgegnete lächelnd der Fährmann. „Wäre auch bei seinem Alter und ledigen Stand nicht möglich."

„Ach, er ist noch jung und unverheirathet?" erwiderte Hedwig, etwas erschrocken zurücktretend.

„Zu Befehl," gab der Schiffer mit einer tadellosen Verbeugung zur Antwort; „dreißig Jahr und fünf Monate alt und noch zu haben."

Bestürzt und erröthend sah Hedwig dem lecken Mann ins Antlitz. Sie begegnete ein paar dunklen Augen von solcher Schärfe und Sicherheit, unter dem schwarzen Bart lachten zwei Reihen weißer Zähne mit solcher Schelmerei, daß sie in höchster Verlegenheit mit stummer Neigung des Köpfchens sich wendete und ihrer Gesellschaft folgte, vor Verwirrung den Kranz vergessend, den sie kaum noch so eifrig behauptet hatte.

Der Fährmann blieb, auf seine Ruderstange gestützt, stehen und sah ihr nach, wie sie leicht dahin schritt, wie die blauen Säume ihres Kleides über das bräunliche Gras des Fußweges glitten. Er stand noch lächelnd und sinnend, als das weiße Kleid längst hinter den Weinbergterrassen verschwunden war.

(Fortsetzung folgt.)

Wie erhält man dem Kinde einen gesunden Knochenbau?

Von Sanitäts-Rath Dr. L. Fürst (Leipzig).

„Glauben Sie, daß mein Kind auswächst?" „Hat es vielleicht Anlage zur Englischen Krankheit?" — Wie oft habe ich diese und ähnliche Fragen beantworten müssen, ganz besonders in unserer Kinder-Poliklinik, welche seit dreißig Jahren ihres Bestehens unter ihren 22 000 kleinen Patienten aus den ärmeren Kreisen unserer Bevölkerung sehr viele knochenschwache, mißgestaltete Kranke zu behandeln hatte! Wie häufig ist aber auch in besser situirten Familien diese Frage an mich gestellt worden!

Gewöhnlich wird damit die etwas originelle Bitte verknüpft, das Kind „einmal ordentlich zu untersuchen", als ob es bisher nie oder nie gründlich untersucht worden wäre. Das Resultat ist manchmal ein recht erfreuliches, so daß man der sehr aufmerksamen, besorgten Mutter ihre Bedenken zu beseitigen vermag. In der größeren Zahl von Fällen aber ist es sehr betrübend. Man steht einem schon ausgebildeten Knochenleiden gegenüber und kann leider oft nur feststellen, daß bereits Formveränderungen eingetreten sind, die sich nicht oder nur schwer und unvollkommen wieder ausgleichen lassen. Bisweilen vermag man es kaum zu begreifen, daß die Eltern es bis zu solchen Entstellungen haben kommen lassen und nun erst — zu spät — an ärztliche Hilfe denken. Und wenn man auf ein Wort des Vorwurfs, daß ein manchmal ganz hübsches Kind für immer entstellt und verkrüppelt ist, die alberne Auskunft erhält: „Ich dachte, das müsse so sein" oder „Eine Bekannte sagte mir, das verlöre sich wieder", so möchte man in den Ausruf, den Huß auf dem Scheiterhaufen gethan haben soll, einstimmen: O heilige Einfalt!

Und unwillkürlich sagt man sich: Wie viele Kinder könnten einen gesunden und schönen Knochenbau behalten, wenn sie von Anfang an nach vernünftigen Grundsätzen aufgezogen würden! Und wie leicht, wie lohnend würde dies sein! Wie viel Siechthum und Leid würde erspart bleiben können durch die Beobachtung einfacher Lebensregeln! Welche Menge von Arbeitsleistung und nützlicher Thätigkeit könnte dem Vaterlande erhalten, welche Summen, die zur Krankenpflege und zur Unterstützung Erwerbsunfähiger aufgebracht werden müssen, würden in viel fruchtbarerer Weise für das Volkswohl verwendbar werden!

Und was kann man dem Kinde überhaupt fürs Leben Besseres bieten, als Gesundheit? Was Schöneres, als einen schlanken, ebenmäßigen Wuchs? Wie sich der Gärtner und der Forstmann über ein schön gewachsenes Bäumchen freut, so weilt unser Auge mit Wohlbehagen auf einer edelgeformten, kräftigen und normalen Gestalt. Zunächst ist es eine ästhetische Befriedigung, die wir beim Anblicke eines gut gewachsenen Körpers empfinden. Sodann aber sagen wir uns, daß der Knochenbau, der Träger des Körpers, es ist, welcher uns Halt und Stütze gewährt, unsern Muskelbewegungen zum Ansatze dient, die edelsten Organe als schützende Kapsel umgiebt.

Selbst die einfachste Mutter fühlt dies instinktiv heraus; daher, wenn sie fürsorglich ist, ihre Beachtung von Unregelmäßigkeiten des Knochenbaues. Daher ihre häufige Frage: „Wie erhält man dem Kinde einen gesunden Knochenbau?"

Diese Frage fällt mit der nicht weniger wichtigen zusammen: „Wie schützt man das Kind vor Knochenleiden?" Sie deutet schon darauf hin, daß die Kindheit es ist, in welcher wohl die meisten Knochenleiden ihren Ursprung haben.

Wir sehen, wie in manchen Ländern und Gegenden die Knochenleiden ausnehmend häufig sind, wie sie in der Stadt zahlreicher sind, als auf dem Lande, in dichtbewohnten Arbeitervierteln auf Schritt und Tritt anzutreffen, in den Straßen der oberen Zehntausend selten sind. Armuth stellt ihr Hauptkontingent, manche Berufsarten leisten offenbar der Entstehung von Knochenleiden Vorschub — allein alles Dies tritt gegen die eine Thatsache zurück, daß die physische Erziehung im Kindesalter den Grund zu guter oder schlechter Beschaffenheit des Knochenbaues legt. Ja, „was man von der Minute ausgeschlagen, giebt keine Ewigkeit zurück"; dies Dichterwort kann man auf Leiden anwenden, die in den Jahren der Entwickelung aus unscheinbaren Anfängen entstehen, um alsdann, nach Fixirung ihrer Mißform, nie wieder völlig zu verschwinden, sondern den Menschen durch sein ganzes Leben, wie sein Schatten, zu begleiten.

Sehen wir von einigen wenigen, in den späteren Lebensjahren oder im Alter auftretenden Knochenkrankheiten ab, so bringen die Kinderjahre in überwiegender Häufigkeit Knochenleiden mit sich. Daraus muß sich für Jeden der erste, wichtigste Grundsatz ergeben, daß nur die Kindheit, in der sich der Knochen anlegt und ausbildet, die rechte Zeit zur Verhütung von Skelet-Erkrankungen ist.

Es handelt sich nun im Wesentlichen um Zweierlei, worauf es bei dem Knochenbau ankommt. Einmal um die Beschaffenheit und sodann um die Form der Knochen. Ein Kind wird sich nur dann glücklich und normal entwickeln, wenn weder die chemische Zusammensetzung noch der Bau der Knochen gestört ist, was durch sorgfältiges Beachten von Lebensregeln, auf die wir später zu sprechen kommen, recht gut zu erreichen ist. Immer wieder muß man — um einen Vergleich zu haben — an den jungen Baum denken. Gute Herkunft, guter Boden, ein günstiger Standort, Sonnenschein und Regen zur rechten Zeit werden ihm ein gesundes Holz sichern; frühes Entfernen von seitlichen Aesten, festes Binden, passend angebrachte Stützen werden es bei geradem

Wuchse erhalten, wenn Stürme es verbiegen wollen. Ist das Bäumchen zum festen Baume geworden, dann bedarf es solchen Schutzes und Haltes nicht mehr; selbst das beste Erdreich wird keine wesentliche Aenderung mehr in der Qualität des Holzes bewirken können. Aehnlich ist es mit dem ausgebildeten Skelet. Sein anatomischer Bau, sein Wachsthum, seine chemische Zusammensetzung sind abgeschlossen, seine Formen unveränderlich.

Was zu erreichen ist, kann man nur am werdenden, wachsenden Skelet erreichen — deßhalb die dringende Mahnung, möglichst früh auf der Hut zu sein und die kleinsten Abweichungen zu beachten. Ein „zu früh" giebt es hierbei gar nicht.

Der Knochen, wie wir ihn täglich vor uns sehen können, wenn wir einen Blick in die Küche oder den Fleischerladen thun, ist (wovon wir uns bequem an jedem der Länge nach gespaltenen Röhrenknochen überzeugen können) durchaus kein gleichmäßiges Gebilde von der bekannten weißlich-gelben elfenbeinartigen Härte. Wir unterscheiden an ihm deutlich die eigentliche kompakte Knochenrinde oder Knochensubstanz, nach innen aber die Markhöhle, umspannen von Tausenden zarter Bälkchen und Blätter. Und zwischen diesem Netzwerke, das nach außen dicht, nach innen weitmaschiger ist, finden wir das Mark eingelagert, theils als das aus Fett bestehende gelbe Mark, theils das rothe oder lymphoide Mark, die Bildungs- und Regenerationsstelle unseres Bluts mit den eigenthümlichen Markzellen (Leukoblasten), den Entwickelungsstadien rother Blutkörperchen.

Andererseits sehen wir die Gelenk-Enden, theilweise noch aus bläulich-weißem, weicherem Knorpel bestehend, gewissermaßen eine Jugendform des Knochens, die in einer Grundsubstanz (Chondrin) zahllose sich stetig durch Kerntheilung vermehrende Knorpelkörperchen enthält. Nehmen wir hierzu noch die weiche zarte Membran, die den Knochen als „Knochenhaut" überzieht — ein für dessen Wachsthum wiederum wichtiges Gebilde — so können wir uns schon auf den ersten Blick überzeugen, daß der Knochen ein ziemlich komplicirtes Gebilde ist.

Noch mehr drängt sich uns diese Ueberzeugung auf, wenn wir Schliffe des Knochens, besonders des Röhrenknochens, unter dem Mikroskop betrachten und unsere Aufmerksamkeit der festen Knochensubstanz zuwenden. Ein wunderbarer Anblick bietet sich uns hier dar. Wir sehen die Querschnitte größerer Kanäle, welche gewissermaßen Sammelstätten der den Knochen durchziehenden Ernährungsflüssigkeit sind. Und um diese Kanäle, Jahresringen der Baumstämme gleich, zahlreiche koncentrisch geschichtete Kreise von Knochengrundsubstanz, wiederum durchzogen durch ein feinst verzweigtes Netzwerk von Kanälen, die in der Richtung von außen nach innen die ganzen Ringe durchsetzen. Wir erblicken ferner, bei passender chemischer Behandlung des Präparates, das Wesentlichste des Knochens, Knochenkörperchen, hier und da zwischen die Ringe eingelagert, Körperchen, welche in einer Kapsel die Knochenzelle (Osteoblast) enthalten und mit dem soeben erwähnten Netzwerke seiner Kanälchen in direktem Zusammenhange stehen. Man kann jetzt sehen, wie diese Knochenkörperchen, deren etwa 740 auf einem Quadratmillimeter gezählt worden sind, von dem im Knochen kreisenden Blute versorgt werden. Erinnern wir uns der außen am Knochen hier und da befindlichen Löcher, welche man, da sie die Eingangspforten für Blutgefäße sind, als „Ernährungslöcher" bezeichnet hat, so gewinnt der Knochen nunmehr für uns den Eindruck eines in fortwährendem Zusammenhange mit dem Blutstrome befindlichen, fortdauernd durch denselben ernährten Organs. Der Knochen macht dem Laien meist nicht solchen Eindruck, etwa wie der Muskel, dessen Blutkreislauf uns augenfälliger ist. Manchem ist es befremdlich, von Blutgefäßen des Knochens zu hören. Der Knochen ist nur dann ein „todtes" Gebilde, welches der gesunde Körper auszustoßen strebt, wenn der Blutstrom in ihm unterbrochen und er nicht mehr ernährt wird. —

Wie die Ernährungsflüssigkeit, welche den Knochen durchströmt, nämlich das Blut, beschaffen ist, so wird auch der Knochen beschaffen sein. Ein gesundes Blut muß dem Knochen nur gesunde Säfte zuführen und ihn kräftigen. Ein mit Krankheitsstoffen beladenes Blut kann nur einen kranken Knochen ausbilden, es wird und muß gerade in dem Knochen, wo es langsam kreist, mit Vorliebe solche Stoffe ablagern.

Daher die vielen Knochenkrankheiten bei fehlerhafter Blutmischung, die sofort sich ausbildende Störung seiner Entwickelung bei allgemeinen Ernährungsstörungen.

Und umgekehrt, da wir wissen, welche, eigentlich schon sprichwörtliche, Rolle das „Mark" spielt, wie es die Bildungsstätte der rothen Blutkörperchen ist — welche enorme Wichtigkeit eines gesunden Marks entspringt daraus für den ganzen Körper! Welche herrliche normale Blutfülle muß sich aus solchem Mark für den Körper ergeben und allen Organen desselben wieder zu Gute kommen! Und wie erweisen sich die Organe des Körpers wieder dankbar, indem sie wieder nur gesundes Blut zum Knochen zurücksenden!

Um so trauriger ist das Gegenbild — krankes Mark, die Quelle kranken Blutes und allgemeinen Siechthums, Krankheitsherde im Mark mit eiterigen oder tuberkulösen Massen eine furchtbare Gefahr für den Organismus!

So tritt uns die Wechselwirkung zwischen Blutkreislauf und Knochenernährung einerseits, zwischen Mark und Blutbeschaffenheit andererseits in einer laut und eindringlich sprechenden Bedeutung entgegen. Glücklich das Kind, bei dem diese Wechselwirkung günstig und ungetrübt sich vollzieht! Wehe dem unglücklichen Geschöpf, welches durch ein entweder schwaches oder krankhaftes Blut einen ungenügend ernährten, selbst direkt von Krankheitsstoffen erfüllten Knochen erhält! Wehe ihm, wenn eine Erkrankung des Knochenmarks seine Konstitution untergräbt!

Die Thatsache, daß die meisten Knochenkrankheiten in der Kindheit vorkommen und daß wir die Knochenleiden Erwachsener sehr oft nur als Ueberbleibsel aus der Jugendzeit anzusehen haben, weist uns mit zwingender Nothwendigkeit darauf hin, dem wachsenden Knochen eine besondere Neigung zum Erkranken zuzuschreiben, gegenüber dem fertigen, ausgebildeten Knochen. Dem ist in der That so.

Ist die normale Bildung des Knochens ernstlich und anhaltend gestört, so wächst er unregelmäßig. Besonders sind es die Erkrankungen der Gelenk-Enden, welche im Kindesalter eine große Rolle spielen. Bleiben die'e in ihrer Knochenumwandelung zurück, sind gleichzeitig die Knochenablagerungen unter der Knochenhaut ungenügend, so bleibt der Knochen weich. Unter der Körperlast und dem Zuge der Muskeln treten jene kolbigen Anschwellungen der Gelenk-Enden auf, jene Verbiegungen, winkligen Knickungen ꝛc., die wir täglich auf der Straße beobachten können. Tritt bei solchen unglücklichen Kindern endlich, meist später als bei gesunden, aber um so energischer, Knochenablagerung ein, dann werden die Knochen in der Mißgestalt, die sie erhalten hatten, fest, bleibend.

Das natürliche, normale Wachsthum des Knochens vollzieht sich aber nur dann ohne Störung, wenn die Ernährung des Kindes und seiner Knochen eine normale, günstige ist. Und so schließt sich das Ende des Ringes immer wieder an dessen Anfang an.

Nun aber haben wir auf die Frage: „Wie erhält man dem Kinde einen gesunden Knochenbau?" die dreifache Antwort:

durch Erhaltung gesunder Blutbeschaffenheit des Kindes,
durch zweckmäßige Ernährung desselben,
durch Schutz vor zu früher oder unpassender Belastung der noch weichen Knochen.

Noch ehe der Mensch das Licht der Welt erblickt, ist sein Schicksal im Hinblick auf seine körperliche Gesundheit bereits in den Grundzügen festgestellt. Eine gute Beschaffenheit des Blutes von Vater und Mutter, ein durch mehrere Generationen hinauf normaler, kräftiger Menschenschlag verbürgen auch dem Kinde gesundes Blut und damit eine gesunde Ernährung seiner Knochen. Im Gegensatze hierzu pflegen einer Ehe unter schwächlichen, blutarmen, mit Skrophulose oder Tuberkulose belasteten Individuen, aus einem körperlich herabgekommenen, verkümmerten Geschlecht auch meist blutarme, drüsen- und knochenleidende, zu Tuberkulose disponirte Kinder zu entstammen. Gesundheit und Krankheit vererben sich vom Ahn auf den Enkel. Wie eine Gabe von guter oder böser Hand wird Kraft oder Siechthum dem Neugeborenen schon in die Wiege gelegt.

Auch die Knochenleiden sind zuweilen angeboren, sei es, daß sie sich als bloße Knochenschwäche oder als Rhachitis des Skelets, speciell des Schädels äußern und soweit schon im ersten Lebensjahr sich deutlich zeigen, sei es, daß sie erst während der folgenden Jahre in Gestalt von tuberkulösen oder skrophulösen Knochenleiden sichtbar werden.

Zwar ist es in späteren Jahren schon schwerer, zu entscheiden, wie viel auf Rechnung der Vererbung, wie viel auf unzweckmäßige Aufziehung zu schreiben ist; allein in sehr vielen Fällen

kann man ohne Weiteres an den verkrümmten Knochen des Vaters, den Narben von Drüsenabscessen am Halse der Mutter, aus der nachweisbaren Tuberkulose eines der Eltern die Anlage zu Knochenleiden erklären.

Freilich bildet diese Anlage oft nur den günstigen Boden für die Knochenkrankheiten selbst. Die Blut- und Säftemischung, schon von Haus aus mit Krankheitskeimen beladen, kann unter günstigen Lebensverhältnissen gebessert werden; meist jedoch vermehren sich von Generation zu Generation die Fehler in der Zusammensetzung des Blutes durch unpassende Kost und nicht zweckmäßiges sonstiges Verhalten. Hat man daher irgend Grund anzunehmen, daß ein Kind von Geburt an gewisse Veranlagung zu kranker Blutmischung hat, so soll man es durch beste Luft, durch gute Hautpflege, durch gesunde Wohnung, durch Verhütung und sofortige Beachtung jeder Erkrankung ꝛc. doppelt sorgfältig bewachen. Man unterlasse jede Verweichlichung, strebe vielmehr nach einer frühzeitigen maßvollen Abhärtung. Jeder Hautausschlag, jede, auch die kleinste Drüsenschwellung, jede Empfindlichkeit und Schwäche der vielleicht äußerlich noch ganz wohlgebildeten Knochen beachte man bei Zeiten. Sie sind die ersten, scheinbar unbedeutenden Warnungszeichen, die auf eine unkorrekte Blutbeschaffenheit hinweisen, aber sie können dem aufmerksamen Elternauge nicht entgehen, und als gewissenhafter, vorsichtiger Arzt wird man sie nicht unterschätzen.

Fast noch wichtiger zur Verhütung von Knochenleiden ist die zweckmäßige Ernährung des Kindes. Nicht immer ist die Ernährung durch die Mutter oder die Amme das Richtige. Denn wenn diese nicht ganz gesund sind, so kann der Säugling mit der Milch zugleich Keime krankhafter Natur aufnehmen. Wenn eine Frau blutarm ist, in der Kindheit drüsenleidend oder knochenschwach war, wenn ihre Lunge nicht frei von verdächtigen chronischen Katarrhen ist — dann ist eine gute Kuhmilch einer zweifelhaften Frauenmilch vorzuziehen und mehr Bürgschaft für gesunde Ernährung der Knochen.

Unter tadelloser Kuhmilch versteht man heutzutage eine solche, die von gesunder Rasse, in luftigen, sauberen Stallungen bei wirklicher Trockenfütterung gewonnen wird. Nicht jede sogenannte „Kindermilch“ entspricht diesen Anforderungen, und nur solche Milchereien, die unter ärztlicher Kontrolle stehen oder thatsächlich kein nachtheiliges Futter verabreichen, sind Musteranstalten, die Vertrauen verdienen. Trockenfütterungsmilch ist theuer, aber sie ist das Beste, was es für Kinderernährung giebt, und durch ihren hohen Nährwerth doch auch das Billigste und Preiswertheste. Kein Ersatzmittel kommt ihr gleich; allenfalls die Ziegen- oder Eselinnenmilch. Aber abgesehen von natürlicher oder konservirter Milch (wozu man auch das Scherff'sche Milchpräparat und die zuckerlose kondensirte Milch zählen kann) sind alle anderen Surrogate in Gestalt von Extrakten, Mehlen für das Kind im ersten Halbjahr nicht nur von geringerem Werthe als Milch, sondern sogar im Hinblick auf das Drüsensystem und den Knochenbau oft bedenklich. — Man gewöhne sich, nur abgekochte Milch zu verwenden, man verdünne sie, dem Alter des Kindes entsprechend und je nach Vorschrift seines Arztes, anfangs mit dünnem Haferschleim oder schwachem Fenchelthee, man setze etwas Zucker, eventuell etwas doppeltkohlensaures Natron zu, halte die Flaschen, die Gummihütchen, die Mundhöhle sauber, gebe nichts von Mehlzusätzen, und man wird in der Regel etwaige Knochenkrankheiten verhüten. Vom sechsten Monat an ist etwas konsistentere Nahrung angebracht, ein Ei, eine leichte Fleischbrühsuppe mit Gries, ein Griesmus, ein aufgebrühter Zwieback, bei zartem Knochenbaue täglich ein bis zwei Opel'sche Nährzwiebacke, die durch ihren Gehalt an Nährsalzen dem Knochen Festigkeit geben. Mit Jahresschluß kann ab und zu leichtes Geflügel (Taube) gereicht werden; reiner Kakao, größere Auswahl in den Suppen sind gestattet. Aber immer muß in den ersten Lebensjahren noch gute Kuhmilch eine Hauptnahrung bilden. Kartoffeln, Krume von frischem Weiß- oder Schwarzbrot, Kuchen ꝛc. vermeide man noch möglichst. Magen und Verdauungswege sind für das Kind im frühesten Alter der Ausgangspunkt seines Wohlbefindens oder seines Erkrankens, darüber sind erfahrene Kinderärzte nicht im Zweifel. Will man also einen normalen Knochenbau erzielen, so vergesse man nicht, daß ein solcher ohne normale Nahrung nicht gut möglich ist und daß jede Abweichung von den eben geschilderten Grundsätzen, die für den Augenblick ganz unschuldig scheint, sich später rächt.

Was schließlich die Belastung des noch weichen Knochens betrifft, so äußert sich dieselbe anfangs als Druck, wenn die Kinder stets auf demselben Arme getragen, als Zug, wenn sie immer an der gleichen Hand geführt werden. Schon hiernach sind Verbiegungen der Wirbelsäule, Schiefheit der Schulter die Folge-Erscheinungen. Der noch knorpelreiche, an Kalksalzen noch arme Röhrenknochen, die noch weichen Wirbel folgen jedem Druck. Der zarte Schädel entbehrt der Widerstandsfähigkeit. Kurz, jeder mechanische Einfluß macht sich schon bei dem erst unvollkommen verknöcherten Kinderskelet geltend. Ist dasselbe sonst gesund, so gleichen sich oft die Verbiegungen und Verkrümmungen später wieder aus, wenn die unpassende Belastung bei Zeiten nachläßt. Kinder, die man zu früh stehen und gehen ließ, können dann beim weiteren Wachsthum ihre krummen Beine noch leidlich in gerade umwandeln. Dauert jedoch die zu frühe oder ungleichmäßige Belastung zu lange, war der Knochen durch Rhachitis abnorm weich oder sonst krank, dann gleichen sich auch die Krümmungen und Knickungen nicht wieder aus, die dicken Gelenkenden bleiben dick, die Knie- und Fußgelenke schief, und in diesen Mißgestaltungen erstarrt der Knochen bei zunehmender Verknöcherung. Es geht aus dieser Betrachtung hervor, daß nicht das Aufziehen eines fetten, gemästeten, für die biegsamen Knochen zu schweren Kindes der höchste Wunsch der Mutter sein darf, sondern daß man auf gleichmäßige Ausbildung, besonders auch auf Kräftigung der Knochen sehen muß, damit diese mit Leichtigkeit den Körper tragen lernen.

Daraus folgt der weitere Schluß, daß man jeden Zwang zum frühen Stehen und Gehen, jedes schiefe Kriechen, jede beginnende krumme oder schräge Haltung in den Schuljahren bei Zeiten unterdrücken soll, ehe die Mißform fest wird. Was aber schon für das gesunde Kind gilt, muß noch mehr für das gelten, dessen Knochen schwach oder irgendwo leidend sind. Hier gilt es, rasch seinen Arzt zu Rathe zu ziehen, bleibenden Mißformen oder schwereren chronischen Krankheitsprocessen bei Zeiten vorzubeugen. Hat das Kind schon Knochen-Eiterungen, Entzündungen, Fisteln, sind seine Knochen schon aufgetrieben, seine Wirbel seitlich oder nach hinten geknickt, dann ist es für eine Heilung meist ungünstig, oft zu spät. Dann ist man zuweilen nur noch im Stande, eine Weiterverbreitung und Verschlimmerung aufzuhalten.

Es gilt also, die Augen offen zu halten und die kleinen Anfänge zu beachten, ehe bleibende Mißgestaltungen, wie krumme Beine mit verdickten Gelenken, X- oder O-Beine, Hühnerbrust, Rippen-Rosenkranz, vierschrötiger Schädel oder ein Buckel selbst dem Blödesten zeigen, daß hier etwas versehen und nicht wieder gut zu machen ist. Dann kommt man mit Bandagen, Schienen und allem sonstigen Apparat zu spät; diese sind ja sehr werthvoll bei entstehenden Leiden, können aber eben so wenig wie die besten Geradehalter und Hausschulbänke nützen, wenn der Knochen in falscher Stellung oder Form fest geworden ist.

Ueberhaupt sind alle mechanischen Hilfsmittel nur ein Nothbehelf. Kräftigung der Muskulatur, Massage und Gymnastik, Stählung der Energie und Willenskraft sind die besten und sichersten Waffen in dem Arsenal, das Erfahrung und Wissenschaft gegen Knochenleiden errichtet haben. „Kräftigen und Kraft lassen, soll das erste und letzte Erziehwort sein,“ sagt Jean Paul in „Levana“ sehr wahr und zutreffend. Die orthopädische Erziehung ist jedenfalls erfolgreicher, als die orthopädische Behandlung, so große Ergebnisse auch letztere, seit sie sich mit der Chirurgie verschwistert hat, in einzelnen Fällen aufweisen kann.

Ein schöner, kerniger Knochenbau ist für das ganze Leben eine Grundlage körperlichen Wohlbefindens, kraftvoller Besiegung aller Schwierigkeiten, siegreichen Widerstandes. Ebenmäßig schließen sich die Muskeln und Sehnen an dies Gerüst an. Elastisch vollführen die Gelenke ihre Aufgabe. Selbstbewußt, energisch, entschieden wird das Auftreten und Handeln. Und eine Nation, die viele solche Individuen zählt, eine Nation, welche, wie Michelet es verlangt, die Knaben zu „organisirter Kraft“, die Mädchen zur „Harmonie“ erzieht, wie viel an Schönheit, an Arbeits- und Wehrkraft gewinnt sie! Im Frieden wie im Kriege stellt sie ein imponirendes, markiges Volk dar, dessen stämmige Bauern, kraftvoller Bürgerstand und hünenhafte Krieger den Wohlstand des Hauses und die Sicherheit des Landes wahren.

Was will das werden?

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Friedrich Spielhagen.**

(Fortsetzung.)

Kind, wie siehst Du denn aus?“ rief Schlagododro, als er endlich den Rausch, den er sich gestern Abend in seinem Unmuth getrunken, ausgeschlafen hatte, und ich ihn zum zweiten Frühstück abzuholen kam.

„Ich fühle mich nicht ganz wohl,“ erwiderte ich, mein Gesicht abwendend.

„Kind,“ rief er, „thu mir die einzige Liebe und fühle Dich wohl! Es ist so schon um des Teufels zu werden, seitdem der Kammerherr nicht mehr auf den Beinen und nun auch Onkel Egbert fort ist. Ihr seid doch noch die Einzigen, mit denen man ein vernünftiges Wort sprechen kann. Und nun jetzt mit Astolf und seinem Gefolge! War gestern eine nette Gesellschaft! Uebrigens alle Achtung, wie famos Du Dich Astolf gegenüber benommen hast! Ich habe es ja immer gesagt: Du bist ein Kavalier so gut —“

„Wie unsereiner. Bitte, sprich es nur ruhig aus! Der Tischlersjunge weiß, was ihm zukommt.“

Schlagododro blieb jäh auf der Treppe stehen und blickte mich starr an.

„Kind,“ sagte er, „Du bist wirklich krank, oder mit einem verzweifelt linken Fuß aus dem Bett gestiegen.“

Ich versuchte mit einem Scherz zu erwidern, der nicht recht gelingen wollte. So betraten wir beide verstimmt das Frühstückszimmer.

Aber auch sonst schien eine Wolke über der Gesellschaft zu hangen, dichter als die gewöhnliche Sonntagswolke, wie Schlagododro die feierliche Langeweile nannte, welche Frau von Vogtriz an einem solchen Tage für obligatorisch hielt und durch allerlei erbauliche Reden, bei denen ihr Fräulein Herfilje Drechsler pflichtschuldig assistirte, herbeizuführen und zu befördern suchte. Heute war ihr weißes faltenloses Gesicht noch besonders priesterlich anzusehen, und floß der Strom ihrer Rede noch besonders salbungsvoll. Ich sollte bald die Ursache erfahren.

Man war schon längst in Pastor Renner gedrungen, sich in dem ländlichen Kreise, in welchem er kandidirte, auch einmal als Prediger vorzuführen und so die etwa noch schwankenden Herzen im Sturm zu erobern. Die Zeit drängte; in der nächsten Woche fand die Wahl, welche wiederholt hinausgeschoben war, definitiv statt. So hatte sich denn Pastor Renner entschlossen, mit dem Prediger der Kirche, zu der auch Nonnendorf eingepfarrt und welche weitaus die bedeutendste des Kirchspiels war, für einmal zu alterniren, und gerade heute war der zu diesem Behufe ersehene Tag.

Dies Alles war gewiß längst den Mitgliedern der Familie bekannt gewesen, Schlagododro nicht ausgenommen, der wohl absichtlich zu mir von der Sache geschwiegen hatte, welche mir völlig neu war. Und völlig gleichgültig. Was ging es mich an, ob Pastor Renner heute in Granskow predigte? und ob er den Erfolg haben würde, den man sich davon verspreche? und ob die Kirche geräumig genug sein werde, die zweifellos von allen Seiten herbeiströmende Menge zu fassen?

„Auf jeden Fall haben wir unsere Plätze,“ sagte Herr von Vogtriz, etwas ungeduldig die Betrachtungen seiner Gemahlin unterbrechend. „Ich bitte nur gehorsamst, mir die Zahl derer, die mitwollen, genau anzugeben, damit ich danach das Anspannen bestellen kann.“

„Die mitwollen?“ erwiderte Frau von Vogtriz mit einem Erstaunen, das fast eine Falte in ihre Stirn gebracht hätte; „aber, lieber Udo, hier kann doch von Mitwollen nicht die Rede sein bei einer Gelegenheit, wo es sich darum handelt, seinen Eifer für die gute Sache — die Sache unserer Kirche und unsers Königs — an den Tag zu legen. Ich bin sogar der Meinung, daß unsere sämmtlichen Leute, so weit sie irgend zu entbehren sind, hinüber zu gehen haben, auch wenn sie voraussichtlich draußen bleiben müssen — es sieht immer imponirend aus — und ich habe, Deine Erlaubniß voraussetzend, schon gestern die betreffenden Ordres gegeben.“

„Meinetwegen,“ sagte Herr von Vogtriz, „da ich sie wenigstens nicht fahren zu lassen brauche. Also wie viel sind wir?“

„Acht, wie Du siehst,“ sagte Frau von Vogtriz, „da unser lieber Kammerherr ja leider nicht mit kann. Dafür hat Herr von Blewitz um die Erlaubniß gebeten, sich uns anschließen zu dürfen. Ich erwarte ihn jeden Augenblick. Also neun, lieber Udo.“

„Unbequeme Zahl,“ murmelte Herr von Vogtriz.

„Ich setze mich auf den Bock,“ rief Schlagododro.

„Es wird nicht nöthig sein, Ulrich,“ sagte ich, und mich dann zu Frau von Vogtriz wendend: „ich bitte auf mich nicht zu rechnen, gnädige Frau.“

„Nicht zu rechnen?“ wiederholte Frau von Vogtriz, die offenbar ihren Ohren nicht traute, meine letzten Worte.

„Ja, gnädige Frau; ich fühle mich nicht ganz wohl.“

„Ja, Mama,“ sagte Schlagododro, mir zu Hilfe kommend; „er hat es mir schon vorhin gesagt. Er sieht ja auch verteufelt schlecht aus.“

„Daß Du doch immer so häßliche Worte wählst — noch dazu an einem Sonntage!“ sagte Frau von Vogtriz. „Es ist positiv sündhaft. Uebrigens bin ich überzeugt, daß Dein Freund uns nur das Opfer bringen und zu Hause bleiben will, um mehr Platz zu schaffen.“

„Du solltest nicht so in Herrn Lorenz dringen, Mama,“ sagte Astolf, indem er zugleich Ellinor, die neben ihm saß, ein paar Kirschen auf den Teller legte; „ich glaube, Du thust Herrn Lorenz — Ellinor, wirst Du artig sein und Deine Kirschen essen? — keinen Gefallen damit nach seinem Rencontre mit Pastor Renner.“

„Das gehört nicht hierher!“ brauste Schlagododro auf mit einem wüthenden Blick auf seinen Bruder.

„Ich bitte um Entschuldigung,“ sagte Astolf ruhig; „ich glaubte, Deinem Freunde einen Gefallen zu thun, wenn ich ihm die Unannehmlichkeit, gerade Pastor Renner hören zu müssen, ersparen half.“

Es hatte sich jetzt wirklich beinahe eine Falte auf Frau von Vogtriz' Stirn gebildet. Sie ließ ihre erstaunten Blicke von Einem zum Andern wandern und sagte:

„Aber ich verstehe Euch nicht: Unannehmlichkeit? Rencontre mit Pastor Renner? Wie kann Herr Lorenz ein Rencontre mit Pastor Renner gehabt haben? Ich bitte, mir das zu erklären.“

Es war eine Todesstille um den Tisch. Ich sah Maria an: sie sollte mir bestätigen, daß ich nicht leichtsinnig mein Versprechen brach, daß ich nicht anders konnte. Aber sie saß da, völlig blaß, mit niedergeschlagenen Augen. So mochte es denn sein.

„Gnädige Frau,“ sagte ich —

„Ich bitte Dich, schweig!“ unterbrach mich Schlagododro heftig. Und, sich dann zu seiner Mutter wendend: „Ich meine, Mama, man solle einem Gaste seinen Willen lassen, ohne viel nach dem Warum? zu fragen; und ich glaube, daß mir der Papa darin zustimmen wird.“

„Jedenfalls danke ich Dir für Deine freundliche Belehrung,“ sagte Frau von Vogtriz gereizt.

„Gnädige Frau,“ begann ich von Neuem, entschlossen, das Wort nicht wieder abzugeben, bevor ich es gesagt — „es thut mir unendlich leid, wenn es Sie, wie ich fürchten muß, kränkt und mich in Ihren Augen herabsetzt. Aber ich glaube Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl die Wahrheit schuldig zu sein. Daß ich mich zu unwohl fühle, um die Herrschaften zur Kirche zu begleiten, war in der That nur ein Vorwand. Die Wahrheit ist: ich kann nicht zu Pastor Renner in die Kirche gehen, da er das Recht hätte, mich hinauszuweisen, nachdem ich ihm meinen Unglauben offen bekannt habe; in Folge dessen seiner Zeit von ihm nicht eingesegnet bin und — muß ich wohl hinzufügen — auch nicht eingesegnet sein will, so wenig vom Herrn Pastor Renner, wie von einem Anderen.“

„Ich denke, wir heben nun die Tafel auf," sagte Herr von Vogtritz, sich erhebend und seinen Stuhl etwas gewaltsam zurückschiebend; „es ist die höchste Zeit, daß wir fort kommen."

Die Anderen hätten seinem Beispiel nicht schneller folgen können, wenn der Tisch gebrannt hätte. Man machte einander stumm und verlegen die vorschriftsmäßigen Verbeugungen. Das Eintreten Axel's von Blewitz schien Allen eine Errettung zu sein, so eifrig wurde er sofort umringt und mit Fragen und Vorwürfen wegen seines späten Kommens überschüttet. Ich benutzte die Gelegenheit, mich hinauszudrücken und auf unser Zimmer zu gehen, wohin mir Schlagodobro beinahe auf dem Fuße folgte.

Schlagodobro war wüthend, für den Augenblick ausschließlich auf mich.

„Weßhalb hast Du nicht den Mund gehalten?" rief er, vor dem Spiegel wie toll auf seine struppige Mähne losbürstend. „Weßhalb bist Du mir ins Wort gefallen? Ich hätte die Geschichte schon in Ordnung gebracht! Aber Du bist und bleibst der richtige Don Quixote! Immer munter in die Windmühlen hinein! immer mitten mang! Natürlich! Und nun haben wir die Bescheerung. Meine Mama ist wirklich so gutmüthig, daß es ein Kind erbarmen könnte. Aber wenn man Einem auf sein bestes Hühnerauge tritt, und noch dazu absichtlich, da hört denn doch die größte Gemüthlichkeit auf."

„Es thut mir sehr leid, diese Scene veranlaßt zu haben," sagte ich. „Du siehst nun, daß ich Recht hatte, wenn ich immer sagte: ich gehöre nicht hierher."

„Unsinn!" rief Schlagodobro, in seinen schwarzen Rock fahrend, „nicht hierher gehören. Du gehörst überall hin, wenn Du willst. Aber Du willst nicht, das ist die Sache."

„Nun denn: so will ich nicht," sagte ich, entschlossen, ein Ende zu machen, selbst um den Preis von Schlagodobro's Freundschaft.

Er sah mich mit rollenden Augen an.

„So!" sagte er gedehnt, „Du willst nicht? Das ist etwas Anderes. Dann sehe ich freilich nicht, wie das werden soll."

„Ich auch nicht."

„Nur mit dem Unterschiede, daß Dir das weiter keine Schmerzen zu machen scheint."

„Seine Schmerzen muß doch Jeder für sich behalten."

Ich hatte, Schlagodobro den Rücken kehrend, mich in das Fenster gestellt. Plötzlich fühlte ich seine Hand auf meiner Schulter:

„Lothar!"

„Was beliebt?"

„Lothar, Kind, sei vernünftig! Komm mit mir zur Mama! Oder erlaube, daß ich zu ihr gehe und ihr sage, Du habest das nicht so gemeint, oder dergleichen, und ich gebe Dir mein Wort, die Sache ist abgethan."

„Ich habe es aber so gemeint."

„Du willst wirklich nicht?"

„Nein."

„Dann hol's der Teufel!"

Er stürmte zum Zimmer hinaus und warf die Thür krachend hinter sich zu.

Ich war am Fenster stehen geblieben und starrte in den Garten. Da drüben war der Platz, wo ich sie zum ersten Mal gesehen hatte: „Hier bin ich!"

Die Augen wurden mir naß. Ich wollte die Thränen zurückhalten. Aber heißer und heißer quoll es in mir auf, und mich auf einen Stuhl am Fenster werfend, das Gesicht in die Hände drückend, weinte ich meinen Jammer aus. Mir schien es keine Schmerzen zu machen! O nein! mir nicht!

Endlich richtete ich mich wieder in die Höhe und blickte um mich. Es war mir, als ob da in meiner Brust etwas fehle, was vorher da gewesen, und als ob draußen die Sonne, die doch vorher so hell geschienen, seltsam matt geworden, und die Gegenstände im Zimmer ganz anders aussähen, so daß ich sie verwundert betrachtete.

Ein leises Pochen an der Thür machte mich erschrocken zusammenfahren. Wer konnte das sein? Schlagodobro? aber der würde nicht so gepocht haben und war ja auch längst fort. Maria? Sie war nicht mit den Anderen! Sie hatte mich nicht verlassen! Sie hielt treu zu mir in dieser Stunde meiner bitteren Noth!

Ich stürzte nach der Thür, die ich aufriß: es war Weißfisch.

„Sie?"

Ich hätte beinahe laut aufgelacht, wie er jetzt da vor mir auf der Schwelle stand.

Ich habe später viel daran denken müssen: er, da ich doch Maria zu sehen erwartete! Er in dem Augenblick, da die schöne Welt einer ersten Liebe mit all ihren kindisch-erhabenen Träumen und Aspirationen hinter mir in Trümmer sank, auf der Schwelle einer neuen entgötterten Welt!

Gab mir ein Blick in die stechenden Augen des Mannes eine Ahnung von dem ungeheuren Riß, der da durch mein Leben ging? Das Lachen erstarb mir in der Kehle.

„Was führt Sie zu mir?" stammelte ich.

Er war hart an mir vorüber in das Zimmer geschlüpft, so daß auch ich nun von der Thür zurücktreten mußte. Die Thür zu dem Schlafgemach nebenan stand weit offen.

„Ich dachte, ich könnte Ihnen etwas helfen," sagte er mit einem Blick nach dem Schlafgemach.

„Helfen? worin?"

„Worin? Worin Sie wollen, worin Sie befehlen. Ein junger Herr braucht ja allerlei Dienste. Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, und es würde mir eine besondere Freude sein."

Ich starrte den Mann mit weit aufgerissenen Augen an. Er lächelte flüchtig.

„Würde mir diese Freiheit nicht nehmen, wenn der junge Herr nicht immer so besonders gütig gegen den armen Kammerdiener gewesen wären, und wenn mir der alte Braun nicht erzählt hätte, was da unten vorgefallen ist. Es soll ja ganz schrecklich gewesen sein. Kann's mir denken. An den Kram darf man bei den Herrschaften nicht rühren — dann ist's aus. Wissen zu gut, daß ihr Kram damit zusammenpurzelt. Der Herr Kammerherr hat sehr gelacht, als ich es ihm erzählte. ‚Teufelskerl,' hat er gesagt, ‚dazu hätte, glaube ich, nicht einmal ich den Muth gehabt.' Ich soll Sie auch schönstens grüßen, da er leider nicht in der Verfassung ist, Sie empfangen und Ihnen Adieu sagen zu können."

„Woher weiß der Herr Kammerherr, daß ich fort will?" rief ich.

Der Mann lächelte, diesmal ganz offen.

„Der Herr Kammerherr meinte nur. Bitte um Entschuldigung für ihn, wenn er sich geirrt haben sollte."

Und er machte eine Bewegung nach der Thür.

Ich stand verstört da. Es war ja meine Absicht und mein Entschluß gewesen, zu gehen; aber ich hatte mir doch nicht völlig klar gemacht, daß ich gehen müsse, daß man es erwarte, nicht bloß die beleidigte Familie, sondern, wie ich nun hören mußte, auch der ganz unbetheiligte Kammerherr, der mich von Anfang an so protegirt hatte, und dem ich überdies durch mein Fortgehen seinen geliebten Komödienplan gänzlich aus den Fugen brachte.

Das schoß mir bei der Bewegung des Mannes durch den Kopf.

„Der Herr Kammerherr hat sich nicht geirrt," rief ich. „Ich will natürlich fort — auf der Stelle."

Weißfisch hatte sich wieder zu mir gewandt. Seine hellen Augen glitzerten, das Lächeln, das um seinen breiten Mund zuckte, war schier lustig.

„Auf nach Franken!" rief er im Tone und mit der Geste irgend eines Karl Moor. „So ist's recht! Was wollen Sie auch länger bei diesen kleinen Herrschaften, die gern die Großen spielen möchten, bloß daß sie das Zeug dazu nicht haben? Das ist ja auch für einen anständigen Menschen zum Ekel."

Er machte ein paar große Schritte durch den Raum, blieb dann wieder vor mir stehen und rief:

„Ich hab's auch satt; möchte auch mal wieder — ei was: heraus damit! Wie wär's, wenn Sie es einmal mit meiner Hoheit versuchten?"

Ich blickte den Mann erschrocken an: in seinem glattrasirten Gesicht zuckte es so wunderlich, die wasserblauen Augen blinkerten so gräulich — war er nicht recht bei Sinnen?

„Ja, ja!" rief er, „es ist mein voller Ernst. Das wäre der rechte Mann für Sie; der hat Ideen im Kopf, verstehen Sie: nicht wie die Junkerchens hier! Große Ideen! Der würde Ihnen gefallen!"

„Und was sollte ich dort?“ fragte ich verwundert.

„Gar nichts, rein gar nichts; nur ihm auch gefallen, und dann lassen Sie für das Uebrige den Weißfisch sorgen — ich meine, wenn wir erst da sind. Und jetzt auch. Ich schaffe Alles, was Sie brauchen — Geld — Alles! Bringe Sie so sicher hin wie ein Kind in Abraham's Schoß.“

Der Mann war so dringend, sprach so eifrig, ich sollte dies wirklich ernsthaft nehmen. Dann war wohl er möglicherweise bei Sinnen, hielt aber mich für verrückt.

„Wissen Sie, Herr Weißfisch,“ rief ich, „daß Sie mir einmal gesagt haben, das Leben an einem solchen Hofe sei eine einzige große Komödie; und ein anderes Mal, ich sei, trotz meiner Jugend, zu alt zum Komödienspiel? Da haben Sie meine Antwort, wenn dies Alles nicht ein wunderlicher Scherz ist, den Sie mit mir treiben.“

„Sie möchten Recht haben,“ murmelte er; „nur nicht, wie Sie es meinen. Sie sind zu alt, ein guter Komödiant zu werden. Wenn ich das gesagt habe — das nehme ich zurück. Aber zu dem anderen Komödienspiel — ja, dazu sind Sie freilich noch zu jung. Soll ich Ihnen dann nicht wenigstens Ihre Koffer packen? Ich verstehe das aus dem Grunde; und ehrlich bin ich, wenn der Herr Kammerherr auch zu sagen belieben, ich stehle wie ein Rabe.“

„Ich nehme es dankbar an,“ sagte ich, froh, daß der Mann seinen tollen Einfall fahren gelassen hatte. „Ich will mich unterdessen nach einem Wagen umsehen — im Dorf, natürlich, bei den Bauern.“

„Auch das würde ich gern besorgen,“ sagte er; „aber ich weiß zum Voraus, es ist unmöglich. Die Leute sind alle zu dem Pfassen gelaufen; überdies brauchen die Bauern — es sind ja nur ihrer drei — ihre paar Pferde zu nöthig jetzt während der Ernte.“

„So gehe ich zu Fuß,“ rief ich entschlossen. „Lieber Alles, als mich hier wieder finden lassen, wenn sie zurückkommen.“

„Wird kaum etwas Anderes übrig bleiben,“ meinte Weißfisch. „Ich würde Sie gern ein Streckchen begleiten; aber ich kann nicht wohl abkommen.“

Mir war es lieb, daß er mich nicht begleiten konnte. Ich sehnte mich danach, allein zu sein; ich verlangte nur, fortzukommen; der Boden brannte mir unter den Füßen. Ich gab Weißfisch meinen Kommoden-, meinen Kofferschlüssel; er versprach, Alles pünktlich zu besorgen; auch den Brief, welchen ich an Ulrich in aller Eile schrieb, sofort abzugeben. Der Brief enthielt nur ein paar Zeilen: er möge mich bei seinen Eltern entschuldigen, denen ich meine Dankbarkeit für alle ihre große Freundlichkeit und Güte nicht besser beweisen zu können glaube, als indem ich sie in dem Augenblicke verlasse, wo sie sich überzeugt hätten, daß ich dieser Freundlichkeit und Güte niemals werth gewesen sei.

Wenige Minuten später trat ich aus dem Portal des Schlosses und durchschritt eilig den Hof. In dem Hofthore wandte ich mich, zu sehen, daß Weißfisch mir nicht folgte.

Und dann haftete mein starrer Blick unwillkürlich an der Stätte, die ich nun für immer verließ: das stolze Schloß, umfluthet vom Mittagssonnenschein, den schwere blaue Schatten, die hie und da hinter den vorspringenden Erkern kühlig lagen, nur noch heller und glänzender machten; der weite Hof, auf dem die mächtigen Linden stille Wacht hielten; zur Seite der Park, dessen gewaltige Baummassen im Glast verzitterten — wohl mochten sie sich glücklich schätzen, die Menschen, die hier wohnten, dies ihr Eigen nannten und jetzt hingegangen waren, Gott dafür zu danken und ihn anzuflehen, daß er ihnen ihr Glück erhalten möge. Ihr Glück von Edenhall! Wenn es brach, mich würde es nicht treffen, den Bettelarmen, der Nichts sein Eigen nannte, als den Wanderstab da in seiner Hand, an dem er durch die glühenden Felder sollte zurückkehren zu dem wurmstichigen Hause in der dumpfigen Hafengasse. Gott sei Dank! Ja, zurück zu dem lieben alten Hause! Zurück zu dem lieben alten Vater, zu ihm, in seinem treuen Arme, an seinem Herzen mich auszuweinen von all dem Leid und all der Noth in dieser stolzen liebeleeren Welt!

Und, die Mütze fest in die Stirn drückend und den Stab fester fassend, kehrte ich dem Schloß den Rücken und wanderte fürbaß.

11.

Meine Wanderschaft sollte länger dauern, als ich gedacht hatte, und anders enden, ach, so anders!

Ich war bereits zwei Stunden unterwegs und hatte, nach meiner Berechnung, etwa ein Drittel der Entfernung zurückgelegt, die mich von der Stadt trennte. Nur ein paar Mal war ich über den Weg im Ungewissen gewesen, und einmal war ich sogar von demselben abgekommen, hatte mich aber nach kurzer Zeit wieder zurecht gefunden. Einen Menschen, den ich hätte fragen können, fand ich nicht. Die Landschaft war wie ausgestorben; endlos breiteten sich die Kornfelder, in denen sich kaum ein längerer Halm an der Wegseite rührte und die Grillen rastlos schwirrten; in einer gelegentlichen Koppel ein paar Füllen oder Kälber, die sich in dem schmalen Schatten der kurzstämmigen verkrüppelten Weiden zusammengedrängt hatten; auf dem Dresch, in scheuer Entfernung vom Wege, ein Paar blauglänzende Kolkraben; über dem Rande des nahen Waldes ein Habicht, der in der blauen Luft seine Kreise zog — sonst kein lebendes Geschöpf in der weiten Runde.

Der Schweiß rann mir von der glühenden Stirn, die Zunge klebte mir am Gaumen — ich achtete es nicht. Mir war, als ob eine unwiderstehliche Kraft mich vorwärts zöge; an das, was hinter mir lag, dachte ich nicht mehr.

Und jetzt mußte ich doch hinter mich blicken.

Es war in dem Walde, den ich jetzt erreicht hatte, und durch welchen der Weg führte, dessen ich mich von der Hinfahrt deutlich erinnerte. Er hatte uns damals kühlenden Schatten gewährt, als wir auf schnellem Gefährt desselben kaum bedurften. Nun war mir die Labung doppelt willkommen, und ich wanderte ein wenig langsamer durch das Gras und den Lattich der Wegseite, als ich das Geräusch eines Wagens vernahm, der hinter mir herkam. In großer Eile, wie ich aus der schnell zunehmenden Deutlichkeit des Geräusches schließen mußte. Sollte es ein Wagen von Nonnendorf sein? Die Familie war inzwischen längst wieder zu Hause, Ulrich hatte meinen Brief gelesen — es war ja äußerst unwahrscheinlich — dennoch, wenn sie hinter mir herkamen, mich zurückzuholen —

Ich hatte den Gedanken kaum gedacht, als ich bereits über den Graben gesprungen war und das Unterholz über mir zusammenschlug. Eben noch zur rechten Zeit. In der nächsten Minute war der Wagen, welchen mir eine scharfe Biegung des Weges verborgen hatte, auf derselben Stelle: derselbe offene Wagen, der mich und Ulrich nach Nonnendorf gefahren hatte; und Ulrich saß auf dem Rücksitz, vorn übergebeugt, eifrig nach vorwärts blickend, dem Kutscher, wie ich zu vernehmen glaubte, zurufend: er solle schneller fahren, während die Pferde doch schon in vollem Galopp ausgriffen, den leichten Wagen hinter sich durch die Löcher des schlecht gehaltenen Weges schleudernd, daß es aussah, als ob derselbe im nächsten Augenblick umstürzen und zerschellen müsse.

„Ulrich!“

Ich hatte es laut gerufen; der Lärm der Räder, das Stampfen der Rosse hatte es übertönt. Schon war der Wagen hinter einer anderen Biegung des Weges verschwunden. Es war gut so. Ihm wäre ich gern um den Hals gefallen; und wenn er mich zornig mit seiner starken Faust da auf den moosigen Grund gestreckt hätte — von ihm hätte ich es gern erduldet. Aber die Anderen! Das Naserümpfen, das Hohnlächeln oder, schlimmer noch, die eisigglatte Höflichkeit, für die Nichts vorgefallen war! Nein, es war gut so. Und er, wenn er auf dem Wege wieder umkehrte, da er mich noch immer nicht eingeholt, der ich doch einen so bedeutenden Vorsprung gar nicht hatte — er sollte mich auch dann nicht finden.

Und wie ein gejagtes Wild drängte ich mich weiter durch das dichte Gehölz und eilte dann auf glatterer Bahn zwischen den ragenden Stämmen tiefer in den Hochwald.

Es war natürlich meine Absicht gewesen, nach einem größeren Bogen durch den Wald am Rande desselben auf die Landstraße zurückzukehren; aber der Wald, der doch in meiner Erinnerung gar nicht so groß war, wollte kein Ende nehmen, und die Landstraße sich nicht wieder finden lassen. Dafür eine Menge Pfade, welche die Kreuz und die Quer zu laufen und mich, indem ich unsicher den einen oder den anderen verfolgte, immer tiefer in die Irre zu locken schienen, denn es waren so bereits wieder zwei

Stunden vergangen, ohne daß ich einen Ausweg gefunden hätte. Ich wußte nicht mehr, wohin ich mich wenden, ja, was ich in dieser sonderbaren Lage beginnen sollte.

Verzweifelt warf ich mich in das Moos, ein wenig zu verschnaufen. Aber schlimmer als die Müdigkeit plagte mich der Durst, und schlimmer als der Durst eine seltsame Bangigkeit, die ich mir, der ich sonst nicht furchtsam war und mich auch jetzt durchaus nicht fürchtete, gar nicht zu erklären vermochte, und die mich doch von Minute zu Minute heftiger ergriff, einer Schlange gleich, welche sich fester und fester um ihr Opfer schnürt. Ich hatte gelesen, daß so Menschen zu Muthe sei, die sich, ohne es zu wissen, in der unmittelbaren Nähe einer Leiche befinden. War hier ein Mord geschehen? Lag da in dem Gebüsch, aus dessen spärlichen Oeffnungen bereits schwarze Schatten blickten, der blutige, verstümmelte Körper?

Entsetzt sprang ich wieder auf und stürzte, nun wieder in der entgegengesetzten Richtung, davon und mußte lächeln, als ich nach wenigen hundert Schritten den Rand des Waldes erreichte, an welchem eine Landstraße hinlief, ob die, welche ich suchte, oder eine andere, wußte ich freilich nicht.

Aber ich mußte es wissen; und da, in einiger Entfernung am Wegrande im Schatten eines einzelnen Baumes, saß Jemand, den ich fragen konnte. Ein Landbriefträger, wie ich, näher kommend, sah, ein alter Mann in kurzen, bestaubten Stulpenstiefeln, der seine Tasche neben sich liegen hatte und sich mit einem rothen baumwollenen Tuch den Schweiß von der kahlen Stirn wischte. Er hatte meine Fragen gutmüthig bereitwillig beantwortet: ich war auf der Straße nach Neuenfähr — nicht der, welche ich verlassen, einer anderen, aber auf der ich nicht fehl gehen könne; habe bis Neuenfähr noch gute drei Meilen.

So hatte ich mich während der letzten zwei Stunden, anstatt mich meinem Ziel zu nähern, eine Meile von demselben entfernt.

Ich mochte wohl ein recht verdutztes Gesicht machen; der alte Mann sagte:

„Ja, es ist ein tüchtiges Ende, und Sie sehen auch nicht mehr zum frischesten aus. Wo kommen Sie denn eigentlich her?“

Ich sagte es; er schüttelte den Kopf.

„Wie ist das möglich? Nonnendorf liegt ja auf einem ganz anderen Flach. Ja so, da muß ich wieder an den verdammten Brief denken, den ich nun schon seit drei Tagen mit mir durch die ganze Insel schleppe und nicht loswerden kann. Wo ist der Racker denn?“

Er kramte in seiner Tasche und brummte dabei weiter:

„Nonnendorf! Dummes Zeug! Giebt es nicht. Und wenn es auch zur Noth Nonnendorf heißen könnte, auf Nonnendorf wohnt Herr von Vogtriz und nicht ein Herr L. Lorenz, das muß ich doch wohl wissen! Da ist er! Herrn L. Lorenz auf Nonnendorf! Sehen Sie!“

Er hatte den zerknitterten Brief aus der Tasche genommen, nach welchem ich hastig griff mit dem Bedeuten, daß ich Lorenz heiße und in Nonnendorf zu Besuch gewesen sei.

Der Alte schien von dieser plötzlichen Lösung seines Räthsels nicht sehr erbaut. Er kraute sich den grauen Kopf und murmelte etwas von Briefgeheimniß und Amtseid. Ich aber hatte schon den Brief aufgerissen, der von einer schwerfälligen Hand, die ich zu kennen glaubte, fast unleserlich geschrieben war.

„Lieber Lothar!

Es thut mir und meiner lieben Frau und auch meiner Christine sehr leid, aber wir können es nicht ändern und meine liebe Frau und auch meine Christine sagen, ich soll es Ihnen schreiben, wenn auch Ihr lieber Vater es nicht will. Lieber Lothar! Ihre liebe Mutter ist gestern ganz auf einmal und ohne einem Menschen etwas zu sagen, fortgereist und es sieht so aus, als ob sie nicht wiederkommen will, sagt meine Frau und auch meine Christine. Ihr lieber Vater sagt gar nichts, aber ich glaube, es hat ihn höllisch angegriffen und er ist sehr herunter, und meine liebe Frau und auch Christine sagen, ich soll es Ihnen schreiben, denn, sagen sie, es wird wohl nicht mehr lange währen, dann geht es zu Ende, womit ich bin Ihr Nachbar und guter Freund

H. Hopp.

Nachschrift! Erschrecken Sie man nicht!“

„Herr Gott, Herr Gott, wie werden Sie denn auf einmal aussehen!“ rief der alte Mann, als ich den Brief aus meinen zitternden Händen fallen ließ und in halber Ohnmacht an den Stamm des Baumes zurücksank. Er hatte mir seine Flasche an den Mund gesetzt, aus der ich instinktiv gierig trank. Dann sprang ich auf die Füße.

„Gott lohne es Ihnen! Nach dieser Seite, sagten Sie?“

Er rief etwas hinter mir her, ich weiß nicht was. Ich weiß auch nicht mehr, wie ich den Weg nach Neuenfähr zurückgelegt habe. Es ist mir nur eine dunkele Erinnerung geblieben von zischelnden Kornfeldern, die endlos sind und über denen eine blendende Sonne mit seltsamer Schnelligkeit gen Westen sinkt, und von rothglühenden Wiesen; und einer Frau, die mit einem Kinde auf dem Arme vor mir steht und immerfort: armer Mensch! und dann wieder: willst du still sein! sagt, während ich aus einem irdenen Kruge trinke und vor Erschöpfung weine und das Kind jämmerlich schreit; und wieder von zischelnden Kornfeldern, über denen aber keine Sonne mehr glüht, und von Wiesen, über denen grauer Abenddunst in Streifen zieht, und von einem großen Fährboot, das mit Menschen und Pferden überfüllt ist und nicht aus der Stelle zu rücken und den Thürmen nicht näher zu kommen scheint, die vor uns gespenstisch in den schwarzgrauen Himmel ragen, über welchen ungeheure Wolken von Krähen ziehen, während hier und da ein Stern zu flimmern beginnt.

Dann stößt das Boot an die Landungsbrücke, daß es einen Krach giebt, und Weiberkreischen und Pferdestampfen und fluchende Männerstimmen — aber Alles schon hinter mir. Das dunkle Hafenthor, die Hafengasse mit den Matrosenkneipen, in denen bereits die Lichter brennen in den tiefen niederen Zimmern, aus deren offenen Fenstern wüster Lärm schallt — Schuster Pahnke's Haus, Zimmermann Schröder's — Hopp's — endlich des Vaters — gelobt sei Gott!

Ich will die vier Hausthürstufen mit einem Satze hinauf, und plötzlich ist meine Kraft zu Ende; ich ziehe mich mühsam an dem eisernen Geländer von Stufe zu Stufe. Die Schelle klappert, als ich die Thür aufdrücke; die alte Christel muß es nicht gehört haben; ich tappe durch den dunklen Flur nach der Thür zum Hofe. Auf dem Hofe ist es wieder etwas heller; in der Werkstatt brennt Licht, aber der Vater arbeitet nicht — wie kann er arbeiten, wenn er krank ist!

Ich stehe vor der Thür zur Werkstatt und habe den Drücker in der Hand. Aber ich drücke nicht auf. Dasselbe Grauen, das ich im Walde empfunden, will mich wieder überkommen — mit einem letzten Aufgebot meiner Kraft schüttele ich es ab und öffne die Thür.

Auf der Drehscheibe mitten in der Werkstatt steht ein fertiger Sarg; ich sehe auf den ersten Blick, daß er nicht von des Vaters Hand ist, mit dem zweiten, daß ein Todter im Sarge liegt.

Ich bin zu spät gekommen!

Ich sage es ganz laut, und es ist auch das Einzige, was ich empfinde. Keine Spur mehr von dem Grauen, das mich eben noch geschüttelt. Ich bin ja bei ihm, dem Besten, Gütigsten, der keine Todesfurcht kannte. Wie dürfte ich mich in seiner Gegenwart fürchten, obschon er nun todt ist!

Vor dem Todten, der so mild ist, so friedlich lächelt, wie ein schlafendes Kind.

So sehe ich ihn im sanften Schein der Lampe, der von oben auf seine lieben Züge fällt.

Ich küsse die lieben Züge, und dann küsse ich die Hand, die sie ihm auf die Brust gelegt haben, die liebe linke Hand, die nur vier Finger hat.

Und dann ruht meine Linke auf dieser Hand und über dem besten Herzen, und ich hebe die Rechte empor und spreche, abermals ganz laut, als ob ich zu ihm spräche:

„Nie wieder will ich Dein vergessen, Du Armer, Verlassener! Und will der Sache der Armen und Verlassenen treu bleiben, bis mein Herz still steht, wie Deines!“

Ich will am Sarge niederknieen und komme auch auf die Kniee. Dann aber saust es mir vor den Ohren; vor meinen Augen wird es Nacht; ohnmächtig sinke ich zusammen am Sarge des Vaters.

Da hat mich denn der gute Nachbar Hopp gefunden, als er eine Stunde später kam, zu sehen, ob das Oel auch wohl noch reiche für die Todtenlampe nebenan bei Nachbar Lorenz.

(Fortsetzung folgt.)

In der Feldküche

Speiſung der Truppen auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin.
Originalzeichnung von E. Hoſang.

Digitized by Google

Die Andere.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von W. Heimburg.

(Fortsetzung.)

In Rodens Hause ging Alles ruhig so weiter, ganz wie es angefangen hatte. Lotte spielte Klavier, wir aßen zusammen und plauderten zusammen, nach wie vor verband ich Fritz den Arm, nach wie vor las ich laut die Zeitung vor; und daß Lotte allmählich immer öfter die Wohnstube betrat, schien nur natürlich: was sollte sie da droben allein sitzen? Sie strickte eines Tages sogar, ohne nervös zu werden, an einem großen wollenen Soldatenstrumpf.

Sie war stiller als sonst, aber sie sah bezaubernd aus, besonders wenn sie die schönen Haare einfach um den Kopf gewunden trug, ein anspruchsloses weißes Schürzchen vorgebunden hatte und mit sanfter Stimme die Frau Amtsräthin fragte, ob nicht irgend Etwas zu helfen sei?

Sie schien so geknickt, so reuig; — ich glaube, sie hätte ohne Zögern die bewußte Ledertasche mit dem rothen Saffianherz und dem schmutzigen Kupfergeld angehängt und Milch verkauft, wenn es nur irgend leise gewünscht worden wäre. Aber die kleine Hausfrau trug das Zeichen ihrer Würde unentwegt unter ihrer weiten schwarzen Wollschürze, die sie nur Sonntags mit einer seidenen vertauschte, und schien keineswegs gewillt, der schönen Frau auch nur eine Haarbreite von ihrem Recht abzutreten. — Jedenfalls ist Lotte niemals mit mehr Höflichkeit behandelt worden, niemals öfter „Frau Gräfin“ genannt, wie in jener Zeit von Frau Roden. Eines Tages, als das Stubenmädchen der alten Dame den gefüllten Suppenteller zuerst reichte, bemerkte diese unwillig: „Rieke, wie tausendmal habe ich Dir befohlen, daß Frau Gräfin *zuerst* bedient wird. — Verzeihen Sie, Frau Gräfin!“ Und sie reichte ihr so energisch den Teller hinüber, daß an ein Zurückweisen gar nicht zu denken war.

Als das Mädchen hinausgegangen, bat die junge Frau erröthend: „Liebe Frau Roden, ersparen Sie mir dies entsetzliche ‚Frau Gräfin‘; nennen Sie mich doch einfach wieder ‚Lotte‘.“

„Frau Gräfin,“ lautete die freundlich ernste Erwiderung, „das würde ich mir nie gestatten; nicht wahr, das sehen wir auch Beide vollkommen ein?“ Und Lotte ward blaß und schwieg. Fritz Roden aber führte die Unterhaltung fort, als habe er kein Sterbenswort vernommen.

Und so kam das Weihnachtsfest näher, und nichts änderte sich in unserem wunderbaren Zusammenleben. Schnee lag auf den Feldern und Bergen, und die Wohnstube duftete wieder nach den Bratäpfeln der alten Dame. In Frankreich aber zog es von allen Seiten gegen Paris heran, und der furchtbare eiserne Gürtel schloß sich fest und fester um die unselige Stadt.

Wir hatten Niemand mehr da draußen in Feindesland, bei Kälte und Eis. Der Sohn des Hauses weilte sich daheim, unser Hans ruhte in den Gräbern von St. Privat, und Lotten's Gemahl — er ward nicht mehr genannt. Ob sie seiner noch gedachte, und wie? Ich sollte es erst durch einen Zufall erfahren.

Eines Abends im allerletzten Tagesgrauen kam Anita, just in dem Augenblick, als mir der Briefträger einen Feldpostbrief in die Hand legte, mit der Adresse der Hausfrau. Anita wollte mich sprechen, und ich ließ sie in Frau Roden's Stübchen treten, denn oben spielte Charlotte Klavier.

„Ich will nur erst Frau Roden den Brief geben, warten Sie einen Augenblick,“ bat ich und ging in die Wohnstube, wo Mutter und Sohn noch im Dunkeln am Ofen saßen und sprachen.

„Wer kommt?“ rief die alte Dame. „Ich hör's am Schritt — es ist unser Tonchen!“

„Ja; und denken Sie, Frau Roden, mit einem Briefe komme ich, einem Feldpostbrief an Sie.“

„Ei, was in aller Welt?“ fragte sie und nahm den Brief. „Tonchen, klingeln Sie, Rieke soll die Lampe anzünden. — Ein Feldpostbrief an mich? Ich kenne keine Seele da draußen, außer unsern David und Oberförsters Georg, und die — —. Von wem ist er denn, Tone?“

„Ich weiß es wirklich nicht,“ betheuerte ich und ging zu Anita.

„So Anita, da bin ich, was wünschen Sie?“

„Fräulein von Werthern,“ begann das Mädchen, „der Kammerherr von Oerzen ist vorhin angekommen; — ich glaube, er will morgen die Gräfin besuchen. Er war sichtlich in schlechter Laune und fragte, wie es denn zugehe, daß die Gräfin nicht ruhig drüben in ihren Zimmern geblieben sei. Ich sagte, sie habe sich zu sehr gebangt und wäre zu ihrer Schwester gegangen. Nun haben sie ja wohl drüben in R. etwas davon gehört, was sich hier die Spatzen auf den Dächern erzählen, nämlich, daß Herr Roden und die Gräfin sich ausgesöhnt hätten und daß es nicht unmöglich sei, sie strichen die prinzliche Heirath ganz aus in ihrem Gedächtniß, und es bliebe beim Alten. Das aber scheint der Frau Herzogin geradezu gefährlich, denn der Prinz ist keineswegs so sehr entzückt gewesen von dem raschen Eingreifen der Herrschaft in seinen Liebestraum. — Kurz und gut, Fräulein von Werthern, aus den Fragen des Kammerherrn habe ich mir so viel herausgerechnet, daß man auf jeden Fall die Gräfin von dieser Idee abbringen möchte, denn wenn der Prinz öfter Gelegenheit hat, sie zu sehen, so ist das keine glückverheißende Aussicht für seine künftige Ehe.“

„Liebe Anita,“ sagte ich, „wenn sich die Zwei heirathen wollen, wird es auch der Herzog nicht hindern. Doch noch ist es nicht so weit. — Fritz Roden ist krank, und meiner Schwester Scheidung noch nicht ausgesprochen.“

„Ich wollte es Ihnen auch nur mittheilen, Fräulein von Werthern; es ist mir, als beruhige sich mein Gewissen, wenn ich der Gräfin nützen könnte. Ich habe ihr im Frühling alle Briefe des Prinzen gebracht.“ —

„Das habe ich längst gewußt,“ bemerkte ich bitter.

„Es thut mir heute leid,“ sagte sie leise, „aber ich habe auch keinen freien Willen. Sie glauben nicht, wie heftig die Leidenschaft des Prinzen war, und wie sehr die Gräfin die Flamme zu schüren verstand, mit ihrer äußerlichen Kälte.“

„Da ist ja auch nichts mehr zu ändern durch Reue, Anita.“

Sie stand noch ein Weilchen zögernd an der Thür, dann ging sie, und ich kehrte in das Wohnzimmer zurück. Auf den ersten Blick sah ich schon, daß der Feldpostbrief, der vor Frau Roden auf dem Tische lag, etwas Besonderes enthalten mußte, denn die kleine Frau schien ganz ungewöhnlich echauffirt zu sein und warf mir einen so wunderlich fragenden Blick über die Brille hinweg zu, als wollte sie mich irgend eines schweren Verbrechens anklagen. Fritz war verschwunden. — Noch aber hatte ich keine Ahnung, wie nahe mich der Inhalt des Briefes anging, und daher fragte ich nur: „Doch keine schlechten Nachrichten?“

„Nein, — aber unerwartete, Tonchen. Sie hätten wohl Vertrauen zu mir haben können!“

Ich stutzte. „Worum handelt es sich denn?“

„Um Sie.“ —

„Um mich?“

„Hier ist ein Brief für Sie, der als Einlage sich in dem meinen befand. Er enthält einen Heirathsantrag.“ — —

„Für mich?“ Ich lachte auf einmal so herzhaft, wie seit langer Zeit nicht mehr.

„Aber, Kind, das ist doch weiß Gott nicht zum Lachen!“ sprach die alte Frau gereizt.

„Aber *Wer* denn in aller Welt? Es muß ein Irrthum sein, man wird Lotte meinen.“

„Nicht so vorschnell! Setzen Sie sich gefälligst, ich werde Ihnen das an mich gerichtete Schreiben vorlesen.“

Erwartungsvoll nahm ich Platz.

„Unterschrieben ist es: von Brenken, Hauptmann im Xten Regiment.“ — Und sie sah mich bei Nennung dieses Namens forschend an.

„Ich kenne ihn,“ erwiderte ich stotternd, „er war Adjutant meines Papa's und kam täglich in unser Haus. Indessen — er muß Lotte meinen.“ —

Aber sie unterbrach mich, indem sie zu lesen begann:

„Verehrte Frau!

Sie werden sich wundern, daß der fremde Mensch, der sich am Schlusse unterzeichnet, an Sie zu schreiben wagt und, mehr

als das, sogar eine herzliche Bitte an Sie richtet, für deren Erfüllung er Ihnen immer dankbar bleiben wird.

In Ihrem Hause lebt die Tochter meines leider zu früh verstorbenen Kommandeurs, Fräulein Antonie von Werthern. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß Sie, verehrte Frau, bei der jungen Dame Mutterstelle vertreten, und darum wende ich mich zunächst an Sie. Ich liebe Fräulein von Werthern schon lange; ihre liebliche Erscheinung hat es mir nicht minder angethan, wie ihr sanftes, allezeit freundliches Wesen, und wenn ich mich stets bescheiden im Hintergrunde hielt, ihr bisher kein Zeichen meiner Neigung gab, so geschah es, weil ich dem geliebten Mädchen nichts für die Zukunft zu bieten vermochte.

Vor zwei Wochen bin ich Hauptmann geworden, ich besitze ein kleines Vermögen und brauche nun nicht länger zu zögern, Fräulein von Werthern um ihre Hand zu bitten. — Sie schütteln vielleicht über die Thorheit den Kopf, im Kriegsgetümmel an Liebe und Freien zu denken, — aber gerade hier hat mich mächtiger denn je die Sehnsucht gepackt, ihr zu sagen, daß ich sie liebe; zu wissen, daß sie meiner freundlich gedenkt.

So lege ich beifolgendes Schreiben zunächst in Ihre Hände mit der Bitte, es Fräulein von Werthern zu überreichen. —"

Sie schwieg und ich auch. Mir schwindelte; es war ein neues mächtiges Gefühl für mich: Du wirst begehrt! Du wirst geliebt! Du, „Die Andere"! — Ist es denn möglich, mich hätte Jemand bemerkt? Mich? fragte ich unbewußt halblaut.

Frau Roden stand auf und ging in das Nebenzimmer. Hastig griff ich nach dem Brief. — Ja, da stand es, und da lag auch das andere Schreiben „an Fräulein Antonie von Werthern". Mit einem Wohlgefühl ohne Gleichen nahm ich das schlichte Kouvert; es war nicht das himmeljauchzende Glück, das ein Mädchenherz empfindet, wenn es den Antrag des Mannes empfängt, dem ihr Herz gehört — daran dachte ich nicht; es war etwas Anderes. So muß der Blume zu Muthe sein, die unbeachtet unter Gestrüpp erblüht ist, und auf die plötzlich ein Sonnenstrahl fällt.

Ich war ihm so dankbar, dem Verfasser des Briefes, den ich ja tausendmal gesehen, ohne eine Ahnung von dem, was in seinem Herzen vorging. Deutlich stand der schlanke blonde Mann vor meinen Augen, still und ernst und immer höflich, unermüdlich um die Zufriedenheit seines Kommandeurs besorgt; und ich erinnerte mich auch der Thränen in seinen Augen, als er mir beim Begräbniß des Vaters die Hand drückte. Und *der* hatte mich lieb?

Ich stand und stand, ehe ich mich entschloß, den Brief zu erbrechen, und dann las ich treue herzliche Worte. Wie war es denn möglich?

Und nun ging ich endlich hinauf und zu Lotte. Sie hatte Licht angezündet und schrieb. „Wie siehst Du denn aus?" fragte sie, mich erstaunt betrachtend. Und stockend erzählte ich ihr und zeigte ihr den Brief.

„Der Brenken? Herr des Himmels! Darum stand er auch immer so ewig lange auf dem Korridor herum! Nun, das ist ja ein großes Glück; ich gratulire Dir. — Und wenn ich mir's recht überlege, Ihr paßt auch zusammen."

Meine Gedanken bekamen auf einmal eine andere Richtung. „Ich kenne ihn nicht genug," erwiderte ich, „und ich liebe ihn nicht."

„Ach, um Gotteswillen! fange damit nicht an," rief sie. „Es ist ja ein riesiges Glück für Dich, Tone."

„Ich habe eben besondere Ansichten vom Glück," gab ich zurück.

„Du möchtest vermuthlich weit lieber ein Pensionat anlegen oder in einem Badeort möblirte Zimmer vermiethen?"

„Lieber, als einen guten braven Menschen belügen."

„Was heißt denn das?" fragte sie; „wieso würdest Du ihn belügen? Weil Du an den vom Himmel geschneiten Freier bisher gar nicht dachtest und ihn folglich auch nicht *lieben* kannst? Er liebt *Dich* ja, — das ist genug."

„Ich kann Dir nicht alle meine Gründe sagen, Lotte; aber, bitte, nimm an, sie seien triftig; lasse mich ohne Dein Zureden handeln."

Sie warf einen forschenden Blick auf mich, dann sagte sie langsam: „Sollte am Ende gar Dein Herz nicht mehr frei sein?" — Und als mir heiß das Blut zum Kopfe empor wallte, nickte sie mit einem langgedehnten: „Ach so! — Aber überlege es doch recht ordentlich, Tone; ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dache. Frage nur Deine lebenserfahrene Gönnerin unten; sie wird es Dir sicher bestätigen."

Ich antwortete ihr nicht, holte mir Tintenfaß und Feder und schrieb — einen Absagebrief. Wie dankbar ich ihm war! Weßhalb ich seine Hand zurückwies — ich konnte es ihm natürlich nicht sagen, so wenig, wie ich sein ehrliches Herz betrügen wollte, indem ich ihm das meine gab, das auch nicht den allerkleinsten Platz mehr für ihn hatte. Ich schrieb freundliche gute Worte und wünschte ihm aufrichtig ein anderes schöneres Glück.

Wie immer kamen wir um acht Uhr zum Abendbrot hinunter, Lotte und ich; und wie immer machte ich mich daran, den Thee einzuschenken. Fritz kam nicht zu Tische; er sei etwas angegriffen, sagte die Hausfrau, und wolle in seinem Zimmer speisen.

„Fritz geht im Januar nach Wiesbaden," erzählte sie dann, „der Doktor sagt, es wäre Zeit, weil die Wunden nun vernarbten. Ich hätte ihn gern begleitet," fuhr sie fort, „aber was soll aus der Wirthschaft werden, da tanzte wohl hier Alles auf den Köpfen herum; die Mamsell hat's faustdick hinter den Ohren, und dem guten Müller pariren sie nicht."

„Ich würde schon aufpassen," erwiderte ich.

„Ach Sie!" sagte die alte Frau. „Nein, nein, Tonchen, so angehende Bräute, Leute mit Liebesgeschichten im Kopf, sind schlechte Wächter."

Ich lachte; es mochte so herzlich klingen, daß Beide mich erstaunt ansahen.

„Liebste Frau Roden," begann Lotte, „da nun einmal das Gespräch auf diese Angelegenheit kommt, so setzen Sie doch Tone den Kopf ein wenig zurecht. Sie kennen ja unsere Lage — ist es nicht eine Thorheit, wenn sie sich da noch lange Bedenken macht, weil sie ihn nicht — liebt?"

Frau Roden sah plötzlich mit einem gänzlich veränderten Blick zu mir herüber. „Beim Heirathen soll man die Worte sparen, Frau Gräfin, es ist eine alte Lehre; das mögen die Zwei allein, und jeder für sich mit seinem Herzen ausmachen."

Lotte schwieg; ich sah auf den Teller. Wenn sie gewußt hätte, daß eine ablehnende Antwort schon frisch und fröhlich auf dem Wege nach Frankreich dahin flog! Ich hatte keineswegs das Gefühl, eine Uebereilung begangen zu haben, und — Ueberlegen? Läßt sich damit Liebe *schaffen*? Schwindet sie denn vor — Ueberlegung? Wenn ich hundert Tage darüber nachgedacht hätte von Morgens bis Abends, die Sache wäre nichts anders geworden. Und weil ich ein armes Mädchen war, dem die Zukunft düster und schwarz vor Augen lag, darum sollte ich einem ehrlichen Menschen das Wort geben, das mir die *Vernunft* abgepreßt, sollte neben ihm gehen wie eine Heimwehkranke, die immer und immer wieder den Kopf nach dem Lande zurückwendet, wo ihr Herz geblieben ist? Die nicht einmal dahin *denken* dürfte, weil es Sünde wäre?

Nein, *so* vernünftig konnte ich nicht sein! Mich fror bei dem Gedanken. — Und warum sollte ich nicht *allein* durchs Leben gehen können? Immer doch besser, als zu Zweien — ohne Liebe. Ich konnte nicht traurig sein heute Abend, es war unmöglich.

Nach Tische, als Lotte hinaufgegangen war, pochte ich an Fritz Roden's Thür, die frischen Binden in der Hand. „Die barmherzige Schwester ist da!" rief ich neckend.

„Herein!" erwiderte er, und Frau Roden erhob sich von dem Stuhle zur Seite des Sofa, um mir Platz zu machen, und ging hinaus.

Er sah mich so groß und forschend an, als ich nun neben ihm stand, daß ich roth wurde und die Augen niederschlug. „Und so plötzlich erfährt man es?" sagte er, „so unvermittelt? Haben Sie gar nichts gewußt? Ich glaube, Mutter kränkt sich über Ihren Mangel an Vertrauen."

Ich mußte lächeln wider Willen. „Sie konnten nicht erstaunter sein, als ich. Aber nun, bitte, Ihren Arm."

„Ueberlegen Sie ernstlich!" sagte er, eigenthümlich gepreßt „Ueberlegen?" rief ich empört. „Was ist da zu überlegen?" — Ich war in dem Wahne, er wolle zureden. Und der Sonnenschein, der mich umfangen hielt, wich plötzlich dem tiefsten Schatten;

mit zitternden Fingern legte ich die Binde um und heftete die Nadel darein. „Und daß gerade Sie und Lotte mir diese Rathschläge geben, das macht mich lachen!“ stieß ich hervor. Aber ich lachte nicht; mir liefen die Thränen aus den Augen.

Er sprang auf die Füße und hielt mich bei der Hand. „Lachen Sie doch,“ sagte er, „lachen Sie gründlich, Sie haben Recht. — Aber daß Sie mich daran erinnern, Sie — —“

„Ich wollte Ihnen nicht weh thun,“ stotterte ich; er sah so blaß auf einmal aus.

„Ich Ihnen auch nicht, bei Gott nicht!“

So standen wir neben einander, und noch immer hielt er meine Hände. „Ich will Sie um Verzeihung bitten, Tone,“ flüsterte er, „wenn — —“

„Nein, nein!“ wehrte ich ab; ich ahnte, was das ‚Wenn‘ heißen sollte. Und als in diesem Augenblick wieder Lotte's Klavierspiel herunter scholl, da konnte ich es nicht lassen, und wie im Scherz sprach ich seine eigenen Worte: „Ueberlegen Sie, Fritz, überlegen Sie!“ Und dabei kamen mir wieder die dummen Thränen auf den Wangen heruntergelaufen, und ich konnte sie nicht einmal trocknen, denn er hielt meine beiden Hände noch immer fest und ließ sie eine ganze Weile nicht los. „Sie liebe treue Rathgeberin!“ sagte er warm; aber eine Antwort auf meine Warnung bekam ich nicht. Er seufzte nur, ließ meine Hand sinken und setzte sich still an den Tisch; und still ging ich hinaus.

Es war wohl schon zu spät!

Und sein Stolz? „In Liebessachen kennen die Männer keinen Stolz,“ sagte meine Großmutter einmal. — Auch er nicht? Wie durfte, wie konnte ein Mann die Frau noch einmal an seine Seite ziehen, die ihn betrogen?

Bang und grübelnd setzte ich mich zu der alten Dame, die mit sorgenvoller Miene am Tische strickte. „Haben Sie geweint?“ fragte sie.

Ich wurde verwirrt und küßte ihre Hand.

„Die Heirathsgeschichte geht Ihnen im Kopfe herum, Tonchen.“

„Schelten Sie mich und halten Sie mich für unvernünftig, liebe Frau Roden, — ich kann den Hauptmann von Brenken nicht heirathen,“ erklärte ich fest.

„Ach Kind,“ sagte sie, „ich Sie schelten? Gott sei gelobt — es war mir ja, als wollte Einer meine eigne Tochter wegholen.“ Und sie küßte mich auf beide Augen. „In die Augen hatte sich der Mann verliebt und in dies liebe Gesicht? Aber es ist wirklich wahr, Tonchen, Sie sind hübsch! Ich habe es zwar schon immer gewußt, so wie heute ist es mir aber noch nicht aufgefallen; — muß mich da ein Wildfremder erst aufmerksam machen!“

Und sie küßte mich und sah mich freudig erregt an; und mir war doch so bang zu Muthe. Wo war mein Stolz geblieben?

Am andern Morgen ließ der Kammerherr fragen, wann Frau Gräfin zu sprechen sei. Lotte, die gerade am Kaffeetisch in unserem Stübchen saß, gab den Bescheid: „Um fünf Uhr Abends.“

Anita verzog den Mund zum Lächeln, denn sie hatte eben erzählt, daß Herr von Oerzen um vier Uhr wieder abzureisen gedächte, weil er Abends bei der Frau Herzogin zur Tafel befohlen sei. Ich glaubte, Lotte habe es überhört, und bemerkte: „Aber Lotte, das geht nicht, Herr von Oerzen will doch — —“

„Um fünf Uhr!“ unterbrach sie mich. „Ich habe Kopfschmerzen und bin nicht im Stande, eine aufregende Unterhaltung zu führen; gegen Abend wird es gewöhnlich besser; ich kenne mich.“

„Lotte, wenn Du nur nicht auf mich dabei rechnen willst; ich kann nicht bei Dir bleiben, weil ich Frau Roden versprochen habe, Besorgungen mit ihr zu machen.“

„Aber, süßes Kind, ich habe Dich ja noch gar nicht aufgefordert, dieser Konferenz beizuwohnen.“

„Dann ist es gut,“ sagte ich ärgerlich über ihren ironischen Ton.

Lotte trank ruhig ihren Kaffee aus, verabschiedete Anita, die noch immer an der Thüre stand, und ging in das Schlafzimmer. Ich hörte sie am Kleiderschrank und an der Kommode kramen; dann kam sie wieder, über den Arm ein weißes Kaschmirnegligé und begann die blaßblauen Schleifen davon abzutrennen.

Ich wußte nicht recht, was das bedeuten sollte, und ging hinunter, den Pflichten nach, welche die alte Frau mir allmählich im Haushalte übertragen hatte. Einige Stunden war ich, mit dem klappernden Schlüsselbund an der Seite, umher gewandert, im Keller und in der Wäschekammer, nun kam die gemüthliche Frühstücksstunde und die neue Zeitung. Frau Roden war aufgeräumt und guter Dinge, sie saß neben Fritz und schrieb einen langen Zettel für Weihnachtskommissionen. „Tonchen, nun machen Sie ein anderes Gesicht,“ bat sie, „weinen Sie nicht um die Angelegenheit mit dem Kammerherrn, die Sache wird sich schon ausgleichen.“

Aber ich konnte meiner Stimmung nicht Herr werden; ich hatte es auf der Zunge, zu bitten: lassen Sie mich heute hier! Mir war Lotte's Wesen so räthselhaft, erschien mir so siegesgewiß; irgend etwas plante sie. Ich mußte immer daran denken, sie setze sich während unserer Abwesenheit Fritz gegenüber im dämmerigen Zimmer und erzähle ihm und lache mit ihrer klingenden Stimme, die so süß und weich sein konnte; und dann und dann — — Ich war auf dem Punkte, vor brennender Angst zu weinen; sie — so schön und klug, und er hatte sie so lieb!

Lotte ließ sich Kopfschmerzen halber bei Tische entschuldigen. Ich wußte aber, sie lag auf dem Sofa, las und knabberte Bonbons. Frau Roden, die mitleidig hilfsbereit mit Eau de Cologne und Citronenscheiben hinaufeilen wollte, hielt ich nur mit Mühe zurück.

„Ach so!“ lächelte sie. Sie kannte diese Kopfschmerzen noch aus der Brautzeit her.

Als ich gegen vier Uhr hinaufkam, um Hut und Mantel zum Ausgehen zu holen, blieb ich staunend an der Schwelle des Schlafzimmers stehen; Lotte war im weißen spitzenbesetzten Kaschmirkleid und steckte sich eben ein zierliches Häubchen auf das dunkle Haar. Reizend sah sie aus in diesem einfachen Anzug, dessen eleganter Schnitt der Figur sich vollendet anpaßte. Aber mir ward nur noch beklommener zu Muthe.

„Wozu das?“ fragte ich.

Sie erröthete ein wenig und nahm das Flakon mit ihrem Parfüm.

„Ich glaubte, Du seist ausgegangen,“ erwiderte sie ausweichend und rauschte an mir vorüber wie eine Fee; nur eine Wolke des schweren süßen Geruches blieb im Zimmer. Ich hörte, wie sie sich drinnen wieder auf das Sofa legte; über die Lampenglocke hatte sie wohl den purpurrothen Seidenschirm geworfen, wie sie es liebte, denn gluthrothes Licht quoll durch die Thürspalte. Ich konnte mich nicht entschließen, sie noch einmal zu sehen, und ging direkt aus der Schlafstube hinunter.

Im Hausflur stand die Frau Amtsräthin schon bereit; Ricke mit der Laterne und einem mächtigen Handkorb schritt voran. Und so, die alte Dame am Arm, wanderte ich vom Hofe. Unter den Kastanien eilte ein Herr an uns vorüber mit leichtem elegantem Schritt, das war der Kammerherr.

„Gott im Himmel, was wird Lotte thun?“

„Aengstigen Sie sich nur nicht, Tonchen,“ tröstete Frau Roden, „es wird schon Alles gut werden.“ — Ob sie denn gar nicht mehr besorgt war? Oder hatte sie sich darein gefunden, daß die Beiden — —?

Und aus einem Laden wanderten wir in den andern; ich achtete kaum der Einkäufe und schrak wie aus einem Traume empor, wenn die Frau Amtsräthin mich um meine Ansicht über dies und jenes fragte. Ich sah nur immer das weiße Kleid vor mir, das purpurrothe Licht darüber ausgegossen; das Antlitz, das so schön, die Augen, die so gluthvoll blicken konnten!

Und Minuten auf Minuten verrannen, endlos schienen die Besorgungen. Ich zählte in Gedanken die Stufen der Treppe, ich sah zwei kleine Füße darauf hinunter gleiten und sah eine weiße Schleppe durch den Hausflur rieseln; meinte ein leises Klopfen an einer wohlbekannten Thür zu hören und die klare Stimme: „Darf ich eintreten?“

Wie hundertmal hatte ich diese Frage während der letzten Wochen gehört! Ich preßte die Hände im Muff zusammen:

„Ja, ja!“ antwortete ich zerstreut auf eine Frage der alten Dame.

„Aber Tone, was ist Ihnen? Sie sehen ja so wunderlich blaß aus?“ fragte sie und blickte von der Reihe Petroleumlampen, die zur Auswahl vor ihr stand, in mein Gesicht.

„Augenblicklich gehen Sie nach Hause, Kind,“ fuhr sie fort, „ich werde allein fertig. Gehen Sie, Tonchen!“

Ich gehorchte ganz mechanisch. Eine Weile stand ich noch auf dem Bürgersteig im Schein des Ladenfensters, als müsse ich mich besinnen auf das, was ich eigentlich wollte, dann trieb es mich vorwärts durch die spärlich erhellten Straßen. Ob es Ahnungen giebt? Ich glaube daran seit jener Stunde.

Durch die kahlen Aeste der Bäume schimmerte mir das rothe Licht entgegen, und darin glitt ein Schatten auf und ab. Ich blickte hinauf; also noch immer war der Kammerherr oben — Gottlob!

Langsam schritt ich weiter, und meine Blicke flogen zu den zwei Fenstern unter den unsern — sie waren dunkel. Ich wunderte mich, denn er liebte es nicht, lange in der Dämmerung zu sitzen: sein Wesen war so ganz und gar nicht angethan, sich in müßige Träumereien zu versenken.

Nun trat ich in das Haus, stieg die Treppe empor und kam leise in unser Schlafzimmer. Mir brannte die Stirn unter dem Pelzmützchen, der Mantel drückte mich fast zu Boden, hastig warf ich Beides ab; dann blieb ich starr, die Sachen noch in der Hand — deutlich und klar drang mir Fritz Roden's Stimme ins Ohr.

„Nein, das bestreite ich," sagte er.

Er hier oben — er bei ihr! Die Thür stand nur angelehnt; ich wollte hin, um sie zu schließen; was ging es mich an, wenn sie zusammen sprachen! Aber ich kam nicht vom Fleck, die Glieder versagten mir den Dienst.

Und nun drangen sie in mein Ohr, herzverwirrend und süß, jene paar einfachen Worte, die es vermochten, daß ich in die Kniee zusammenbrach und wie betäubt meinen Kopf an die Bettpfosten lehnte: „Ich darf es Ihnen wohl anvertrauen, Frau Gräfin, ich liebe Ihre Schwester."

Mir war, als müßte ich weinen und lachen, als müßte ich aufschreien, wie erlöst von dumpfer jahrelanger Qual. Ich schloß die Augen wie ein Mensch, den plötzlicher Sonnenglanz blendet, und ich öffnete sie weit und sah den Spalt der Thüre und hörte seine gedämpften Schritte auf dem Teppich und hörte, wie Lotte zu lachen begann.

„O! So rasch?" sprach sie dabei.

„Das sollten Sie nicht fragen," erwiderte er.

„Sie wollen sich als leidenschaftlicher Charakter aufspielen? Sie Fritz?" Und wieder brach sie in ihr helles klingendes Lachen aus, das doch so verzweifelt und so gereizt klang. — Und nun rauschte ihre Schleppe und dann erlosch der helle Streifen; sie mußte bei ihrem Wandern just vor der Thür stehen geblieben sein.

„Mein Herr," hörte ich sie spöttisch sagen, „wir spielen hier Komödie! Die Rollen sind in unseren Händen ganz allein; wollen Sie den Inhalt des Stückes mit ein paar Worten erfahren? — Ich gehe morgen nach Dresden, in eine Art Gefängniß, das mir die Herzogin dort bereitet hat, um mich hier los zu werden; sie hat Angst, der Prinz könnte mich doch wohl nicht so rasch vergessen. Ich bin ehrlich genug zu gestehen — ich gehe ungern, sehr ungern; und deßhalb wünschte ich Sie zu sprechen —. Ich wäre hier geblieben, — — ich hätte gern den goldenen Reif, den ich einst aus der Hand schleuderte, wieder vom Boden aufgenommen und an meinen Finger gesteckt —. Sie sehen, ich bin wirklich ehrlich; — — gern, sage ich; und wollen Sie wissen, aus welchem Grunde?"

„Aus Rache, Frau Gräfin," erwiderte er ruhig.

„Aus Rache!" bestätigte sie langsam. „Und Sie, Fritz Roden, Sie lieben mich noch, lieben mich eben noch so wie in jenen Tagen, wo Sie mir Tone mit Ihrer Werbung schickten. Und nun stellen Sie sich hin, schlagen die Arme unter einander und lügen mir vor mit einer Miene, wie sie gleichgültiger nicht sein kann, wenn Sie mit dem Verwalter reden: ‚Ich liebe Ihre Schwester!' Und würde ich Sie fragen: ‚warum? wie kam es?' so müßten Sie als ehrlicher Mann antworten: ‚Aus Rache, Frau Gräfin, aus Rache!'" Und sie begann wieder zu lachen.

„Welche Gründe mich leiten, — das muß Ihnen völlig gleichgültig sein."

„Ist es mir auch!" rief sie, „mich dauert nur das arme Närrchen, denn —"

Weiter hörte ich nichts mehr. Ich raffte mich auf und eilte aus dem Zimmer, die Treppe hinunter. Im Hausflur stand ich mit meiner Empörung, meinem heißen Zorn und wußte nicht wohin? Dann riß ich die Thüre auf und stürmte über den Hof, dem Garten zu; — nur jetzt Niemand sehen!

Aus Rache! —

Es hatte angefangen zu schneien; große weiße Flocken taumelten hernieder und kühlten mein heißes Gesicht. Unter die Linde setzte ich mich, auf die Steinbank, lange Zeit; mich fror nicht, ich hörte nur das eine Wort: „Aus Rache!" Und dabei starrte ich in das immer dichter werdende Gewimmel um mich herum, welches sich allmählich weiß und locker, eine schimmernde Decke, über den Garten breitete. Mir schwindelte vor dem tanzenden Treiben; ich konnte nicht denken und es war mir, als leuchtete durch dieses lautlose Gewimmel der purpurrothe Lichtschein aus Lotten's Zimmer.

Dann hörte ich meinen Namen rufen; kraftvoll und laut scholl es durch die dunkle Nachtluft „Tone! Tone!" Entsetzt fuhr ich empor; ich hätte ihm nicht mehr begegnen können heute, nur jetzt nicht, in diesem elenden Kampf mit meinem Herzen. — Und ich lief weiter auf alten wohlbekannten Wegen, tiefer, immer tiefer in den Garten hinein, und dann stand ich vor der Thür zu unserer ehemaligen Wohnung. Hastig faßte ich in meine Tasche und fand den Schlüssel; er war vom Tage vorher darin geblieben, als ich zur Mittagszeit die Fenster hier geöffnet hatte. In zitternder Eile erschloß ich die Thür und flüchtete hinauf in Großmutters Zimmer, in ihren Lehnstuhl. Dort wähnte ich mich sicher; für diesen Moment die größte Wohlthat, die mir werden konnte.

Todtenstill war es um mich, nur ein Holzwurm begann zu ticken. In dem schwachen Schneelicht konnte ich allmählich die Gegenstände unterscheiden; dort das große Himmelbett, drüben der Schreibtisch; und mit diesem Erkennen trat so furchtbar deutlich die letzte Vergangenheit vor meine Seele. Ich sah Lotte dort stehen und ihn, den zärtlichen glühenden Bräutigam. — Verschwindet Liebe so bald? Sie hatte wohl Recht, er liebte sie noch ebenso. Aber er war zu beleidigt, zu stolz, und darum nahm er sein zuckendes Herz und rettete sich hinter eine künstlich aufgebaute Schutzwehr, indem er zu dem schönen Weibe sagte, das ihn spielend wieder zu ihren Füßen zu zwingen glaubte: „Ich liebe eine Andere! Und diese Andere ist, weil ich sie gerade so bei der Hand habe, Deine Schwester!" — Das arme Närrchen, sie mußte ja hochbeglückt sein; sie hatte schon tausendmal verrathen, daß ihr Herz ihm willenlos ergeben, — da paßte es ja ganz vorzüglich!

Seinem Mannesstolz war Genüge geschehen, die schöne Braut von ehemals — gedemüthigt bis an die Erde! Was aus der „Andern" wurde, davon konnte erst später die Rede sein — — er war gerächt!

Ich stützte die Ellenbogen auf die Seitenpolster des alten Sessels und begann zu überlegen. Hier bleiben konnte ich nicht länger. Mit Lotte gehen? — Nein! rief es in mir mit ehrlichster Entrüstung, und meine Hände ballten sich.

Nach Berlin, in irgend ein Lazareth? Ja! Morgen schon! Dann fiel mir wie ein Funken der Name „Brenken" in die Seele.

Ja! ja! flüsterte ich, es ist ein Menschenherz, ein ehrliches! Aber gleich darauf stieg mir das Blut siedendheiß in das Gesicht vor Scham —. Niemals!

In meinen Ohren sang und klang es so eigenthümlich und hell; ich hörte das Pochen meiner Schläfe gegen das Polster, und wieder kam das Gefühl des Schwindels über mich, so daß ich mit bebenden Händen nach der Lehne des Sessels griff; ich meinte zu versinken in einen bodenlosen Abgrund. Einmal war es auch, als hörte ich wie aus weiter Ferne meinen Namen rufen, und sagte: „Die Großmama!"

Dann sang und klang es weiter, und endlich schreckte ich empor und starrte nach der Thür; ich sah noch eine hohe Gestalt im schwankenden Schein einer Laterne und hörte eine Stimme: „Aber um Gotteswillen, Tone!" — Dann nichts mehr. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Später haben sie mir erzählt, wie sie mich fiebernd und bewußtlos gefunden, Fritz und seine Mutter; wie sie mich zu Bette gebracht und wie Lotte so todtenblaß geworden, als der Arzt gesagt, ich würde schwer krank werden. Die Spuren meiner Füße im Schnee hatten sie zu mir geleitet. Ich wußte nichts von der nächsten Zeit. Als ich zum ersten Male wieder mit Verständniß die Augen aufschlug, schien ein klarer Januartag in die Fenster und zwei alte mütterlich gute Augen schauten mich an. Nur mühsam konnte ich mich besinnen; und was ich aus der Erinnerung hervorholte, war nicht darnach angethan, die Genesung zu fördern.

„Wo ist Lotte?" fragte ich angstvoll.

„In Dresden, Kindchen," antwortete die alte Dame ruhig. „Schon seit Wochen."

„Allein?" stammelte ich.

„Nein, nein! Die Herzogin hat gesorgt für sie, wie eine Mutter. Sie lebt bei Frau von Millern, der pensionirten Hofdame."

Ich schwieg; ich war so müde und matt. Und wieder versank ich in halbe Bewußtlosigkeit. Ich hörte das leise Walten

der alten Frau und wußte, ich sei krank gewesen, lange krank und fand es so grenzenlos unnöthig, daß ich wieder gesund wurde. Und dann kam der Doktor.

„Na, das schaut ja schon mit ganz anderen Augen in die Welt," sagte er freundlich. „Nun hübsch etwas essen und folgsam sein und keine dummen Gedanken sich machen, da geht's mit Riesenschritten in die Gesundheit hinein. Und das Fräulein wird sich später hüten, im December unter der Linde auf der Steinbank zu sitzen, als wäre es im Mai — nicht wahr?" — Der kleine Mann drückte mir die Hand und ging ins Nebenzimmer.

„Du kannst reisen, Fritz," hörte ich ihn sagen; „es ist Alles vorzüglich."

Gott sei Dank — er reist! Und bis er wiederkehrte, würde ich gesund sein, so gesund, um meinen Weg allein zu finden, weit — weit draußen in der Welt. Ich schlief wieder ein, schlief sehr lange und erwachte von flüsternden Stimmen; ich hatte das Gefühl, als küsste Jemand meine Hand. Im Zimmer tiefe Dämmerung, nur das Nachtlicht warf einen großen hellen Kreis an die Decke; ich wußte nicht, war es Abend oder Morgen?

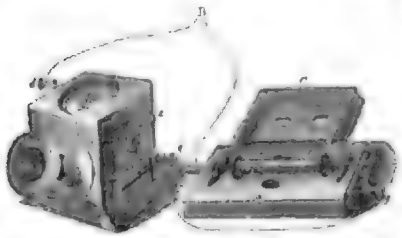
„Gott behüte Dich, mein lieber Junge!" hörte ich Frau Roden sagen; mir war es, als gleite eben seine Hünengestalt aus dem Zimmer, gefolgt von der kleinen Mutter; dann Pferdegetrappel und Wagenrollen vor den Fenstern.

Fritz Roden verließ das Haus, er hatte Abschied von mir genommen! Ich legte meine Wange auf die Hand, die er geküßt, und weinte. Nun waren wir getrennt, auf immer!

(Schluß folgt.)

Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit.

Der Erfinder des Telephons. Eine Zeit lang hielt man nicht nur jenseit des Oceans, sondern zum Theil auch in Deutschland den Bostoner Professor A. G. Bell für den Erfinder des Telephons, das in wenigen Jahren in förmlichem Siegeszug sich alle Welttheile eroberte. In Deutschland hätte indeß Niemand daran zweifeln sollen, wer der eigentliche Erfinder des Telephons gewesen; hat doch die „Gartenlaube" schon im Jahrgang 1863 Nr. 51 die nebenstehende Abbildung des ersten Telephons und einen erläuternden Artikel „Der Musiktelegraph" ihren Lesern diesseit und jenseit des Oceans gebracht. Nachdem in der Einleitung desselben das Princip erklärt wurde, nach welchem man mit Zuhilfenahme des elektrischen Stromes „nicht nur einzelne Melodien, sondern ganze Orchester-Aufführungen, ja auch Reden" nach entlegensten Orten übertragen könne, hieß es ferner: „Die Möglichkeit der Lösung dieser Aufgabe hat ein Herr Reis zuerst durch Experimente nachgewiesen. Es ist ihm gelungen, einen Apparat zu konstruiren, welchem er den Namen Telephon giebt und mittels dessen man im Stande ist, Töne mit Hilfe der Elektricität in jeder beliebigen Entfernung zu reproduciren. Nachdem er schon im Oktober 1861 mit einem ganz einfachen, kunstlosen Apparate in Frankfurt am Main vor einer zahlreichen Zuhörerschaft einen mit ziemlichem Erfolg gekrönten Versuch angestellt, legte er am 4. Juli d. J. ebendaselbst in der Sitzung des physikalischen Vereins seinen seitdem wesentlich verbesserten Apparat vor, der bei verschlossenen Fenstern und Thüren mäßig laut gesungene Melodien in einer Entfernung von circa 300 Fuß deutlich hörbar übertrug." Hierauf folgt eine ausführliche Beschreibung des Apparates, welcher allerdings die Vorzüge des heutigen Telephons noch nicht besaß, und zum Schluß die Bemerkung, daß der Mechaniker Wilhelm Albert in Frankfurt am Main das Instrument zu einem billigen Preise etwaigen Liebhabern überlasse.



Das Telephon von Philipp Reis.
Nach einem Holzschnitt aus dem Jahrgang 1863 der „Gartenlaube"

Somit war das Telephon von Philipp Reis sogar im Handel zu beziehen, es blieb aber unbeachtet und wurde sogar vergessen, bis ein praktischer Amerikaner, A. G. Bell, es „zum zweiten Male" erfand. Demselben wurde in letzter Zeit das von ihm in Anspruch genommene Erfinderrecht auch in Amerika streitig gemacht. Hervorheben möchten wir noch, daß der oben erwähnte Artikel der „Gartenlaube" von der Tagespresse als wichtiges Beweisstück gegen Bell angeführt wird, indem man mit Recht betont, daß eine Erfindung, die durch ein so weit verbreitetes Blatt veröffentlicht wurde, unmöglich den Charakter eines für einen kleineren Bekanntenkreis bestimmten Experimentes tragen könne.

Das Lick-Observatorium auf dem Hamilton-Berge in Kalifornien. Das ferne Kalifornien wird demnächst den Ruhm haben, das größte und mächtigste Fernrohr der Welt zu besitzen, und zwar gleichzeitig mit einer Sternwarte, welche die besteingerichtete und bestgelegene auf dem ganzen Erdballe ist. Alles dies auf Kosten eines einzigen Mannes, des inzwischen verstorbenen James Lick, der für die Errichtung dieser Sternwarte die ungeheure Summe von 700 000 Dollars, also fast 3 Millionen Mark spendete. Lick war von Herkunft ein Deutscher, da er 1796 in Pennsylvanien von deutschen Eltern geboren wurde. Als armer Junge kam er nach Philadelphia zu einem Klaviermacher in die Lehre. Das Glück war ihm hier jedoch nicht günstig, er wandte sich deßhalb nach Buenos Ayres, wo es ihm durch Fleiß und Tüchtigkeit gelang, im Laufe vieler Jahre etwa 45 000 Dollars zu erwerben. Mit dieser Summe zog er 1847 nach Kalifornien, kaufte sich auf dem Grund und Boden der heutigen Stadt San-Francisko an und wurde durch die riesenhafte Entwickelung der letzteren und das ungeheure Steigen der Bodenpreise rasch zu einem der reichsten Leute am Pacific. Sein Interesse für die Sternkunde datirt von vielen Jahren her, und er wußte sehr genau, daß es für die Weiterentwickelung dieser Wissenschaft wichtig sei, eine Sternwarte auf hohem Berge zu besitzen, wo die Luft so ruhig und klar ist, daß die größten Fernrohre ihre volle optische Kraft bewähren können. Es dauerte lange, ehe man einen solchen Berg, der dazu von menschlichen Ansiedlungen nicht allzuweit entfernt lag, auffand. Zuletzt entschied man sich für den Mount Hamilton, 4500 Fuß hoch, 50 englische Meilen südöstlich von San-Francisko gelegen und 13 Meilen von San José. Die Luft ist hier ebenso klar und durchsichtig wie in der benachbarten Sierra Nevada, wo einst Professor Davidson ein im Sonnenlicht blinkendes Spiegelchen von 5 Zoll Durchmesser aus einer Entfernung von 175 englischen Meilen mit bloßem Auge zu sehen vermochte. Nachdem der Berg zur Errichtung der Sternwarte gefunden war, handelte es sich um Beschaffung eines großen Fernrohrs, nach der Bestimmung von Lick des größten Refraktors, der überhaupt hergestellt werden könne. Es zeigte sich bald, daß der Platz für das Observatorium und selbst das Geld dafür leichter beschafft waren, als das Fernrohr, ja als die Rohglasscheiben dazu. Nach sehr langen Bemühungen gelang es endlich, zwei geeignete Glasscheiben von 38 Zoll Durchmesser herzustellen, und der berühmte Optiker Alvan Clark in Cambridgeport erklärte sie für tauglich, um daraus ein Objektiv zu schneiden und zu schleifen, lehnte jedoch im Voraus eine Verantwortung für das Gelingen der Arbeit ab. Den neuesten Nachrichten zufolge ist jedoch das Unternehmen völlig gelungen, und die Sternwarte auf Mount Hamilton wird demnächst in den Besitz eines Riesenrefraktors von 3 Fuß Durchmesser der Linse und 50 Fuß Länge treten. Dieses Instrument, dessen Gesammtkosten sich auf etwa eine halbe Million Mark berechnen, wird nun das mächtigste Sehwerkzeug sein, welches jemals aus Menschenhand hervorging. Niemand vermag vorauszusagen, welche neue Entdeckungen damit in der reinen Luft jener Höhen, auf denen es Platz findet, gemacht werden. Nur so viel weiß man, daß an der Stelle, wo es aufgerichtet wird, kleinere Instrumente so starke Vergrößerungen anzuwenden erlauben, wie nirgendwo an andern Orten.

Nach David Todd's Meinung ist es wahrscheinlich, daß jenes neue Riesentelescop in besonders günstigen Nächten die Anwendung einer 3500-fachen Vergrößerung gestatten wird. Diese übertrifft so sehr alle bis jetzt gebräuchlichen, daß man sich von ihrer Wirkung keine rechte Vorstellung machen kann. Die nächste Frage ist immer: Wie wird sich bei einer solchen Vergrößerung der Mond darstellen? Was wird man dann auf dessen Oberfläche sehen? Todd sagt, daß der Mond, der sich nahezu 50 000 Meilen von uns entfernt befindet, durch dieses Fernrohr bei jener Vergrößerung bis auf 20 Meilen unserm Gesichtskreise nahe gerückt werde. Wenn man einen Punkt seiner Oberfläche, der gut von der Sonne beleuchtet wird, betrachtet, so wird man alsdann genügend deutlich Objekte derselben erkennen können, welche unsere größten irdischen Gebäude nicht an Ausdehnung übertreffen. Diese Erwartungen sind durchaus nicht zu groß, denn mit schon viel kleineren Instrumenten kann man bei sonst günstigen Umständen Gegenstände auf der Mondoberfläche wenigstens als schwirrende Pünktchen erkennen, die 500 Fuß Durchmesser haben. Man mag hiernach ermessen, was nach dieser Richtung hin noch zu hoffen ist. Nur muß man nicht wähnen, der Beobachter brauche bloß sein Auge ans Fernrohr zu bringen, um dann ohne weiteres Großartiges zu entdecken, vielmehr gilt auch hier der Satz: „Ohne Fleiß und Schweiß kein Preis!" K.

Blätter und Blüthen.

Vermißten-Liste. (Fortsetzung aus der 1. Beilage zu Nr. 5.)

46) Der Klempnergeselle Otto Ludwig Behr, geb. 27. August 1859 zu Altenberg in Sachsen, sandte die letzte Nachricht aus Kopenhagen 5. April 1883 und ist seitdem spurlos verschollen. Die tiefbetrübte alte Mutter bittet dringend um irgend eine Nachricht über ihren Sohn.

47) Der zu Windhausen in Braunschweig am 23. Oktober 1848 geborene Theodor August Armbrecht ist als Schiffsmann am 18. März 1868 auf dem britischen Schiffe „Willy of Salcombe" zu Hamburg angemustert und bereits am 1. August desselben Jahres in London abgemustert. Seitdem fehlt jede Nachricht über ihn.

48) Der Bäcker **Johann Gottfried Hammer**, zu Klein-Böhlitz bei Mutzſchen am 25. Mai 1830 geboren, betrieb in den ſiebziger Jahren in den ruſſiſchen Süd-Gouvernements Handelsgeſchäfte und hat ſeit ſeinem letzten Briefe aus Simferopol (1876) nichts mehr von ſich hören laſſen.

49) Der Steuermann Auguſt Friedrich Wilhelm **Brandshagen**, am 20. Febr. 1849 zu Uckermünde geboren, iſt am 4. April 1882 mit dem Dampfſchiff „Aetna" der Sloman'ſchen Linie als zweiter Officier nach Melbourne gefahren, trieb dann als Steuermann und als Kapitän auf verſchiedenen Schiffen in Auſtralien Küſtenſchifffahrt und ging zuletzt als Steuermann auf dem italieniſchen Schiffe „Elvetico" von Melbourne nach Mauritius, von wo ſein letzter Brief (1. Januar 1884) datirt. Seine tiefbetrübte Frau bittet um Nachricht über ihn oder ein Lebenszeichen von ihm.

50) Der Kaufmann Karl Hermann **Heinig**, 22. Decbr. 1835 in Reichenbach i. Voigtl. geboren, verließ 1867 ſeine Heimath, um — vermuthlich — nach Südamerika zu gehen. Sein Bruder iſt ſeitdem ohne jede Nachricht.

51) Heinrich **Teltſchik**, Sohn des Erbrichters Heinrich Teltſchik, geboren am 20. Januar 1826 in Zauchtel in Mähren, gab aus Budapeſt im Herbſt 1867 die letzte Nachricht von ſich und iſt ſeitdem ſpurlos verſchollen. Sein Bruder vermuthet ihn auf Reiſen in der Türkei, Afrika oder Amerika.

52) Seit 16 Jahren hat der Metalldreher Johann Auguſt Guſtav **Bernau**, geb. 18. Septbr. 1846 zu Roßlau a. d. Elbe, ſeine Mutter ohne jede Nachricht gelaſſen. Er war zuletzt in Meißen, vorher in Eylau bei Sprottau beſchäftigt.

53) Guſtav Adolf **Kaden**, geb. 7. April 1821 zu Pfeilhammermühle bei Schwarzenberg im Erzgebirge, ging 1843 als Gürtlergeſell auf die Wanderſchaft und gab 1845 von Kronſtadt in Siebenbürgen aus durch einen heimkehrenden Bekannten die letzte mündliche Nachricht, daß er nach Konſtantinopel und wenn möglich nach Kleinaſien wandern wolle. Seitdem fehlt jede Spur von ihm.

54) Vor etwa zehn Jahren arbeitete der Stellmacher und Wagenbauer Karl **Tabat**, geb. 2. Juni 1845 in Brämnitz, Prov. Poſen, an verſchiedenen Orten der Provinz Poſen, unter andern auch in Gloſno-Putwitz. 1878 ging er nach Berlin, um von dort nach Amerika auszuwandern, und iſt ſeitdem verſchollen.

55) Der Malergehilfe Karl Auguſt Rudolf **Marx**, geb. 29. Oktober 1838 in Wohlau, Reg.-Bez. Breslau, ging im Jahre 1856 von Liegnitz aus in die Fremde, gab acht Wochen ſpäter Nachricht von Magdeburg und hat ſeit dieſer Zeit nichts wieder von ſich hören laſſen.

56) **Johann Scharnagel**, geb. 1. November 1861 in Voitersreuth bei Wildſtein, wurde nach ſeiner Angabe im Oktober 1877 zum k. k. öſterreichiſchen Marinedienſt einberufen und gab vom Transporthauſe in Wien ſeine letzte Nachricht unter der Adreſſe ſeines Freundes Joſef Lindner in Wien Stadt A. S. poste restante.

57) Seit 17 Jahren iſt der Landmann Karl Jochen **Wegner**, geboren 26. Mai 1824 in Wobbelkow bei Barth in Pommern, verſchollen; er war zuletzt in Südrußland in der Nähe des Aſow'ſchen Meeres wohnhaft.

58) Albin **Köhler**, geb. 15. Oktober 1860 zu Hörſelgau im Herzogthum Gotha, trat, nachdem er als Schloſſer ſeine Lehrzeit beendet hatte, ohne die Zuſtimmung ſeiner Eltern bei dem Uhrmacher Hermann Köhler in Holzminden im März 1879 in die Lehre, aus der er ſich jedoch bereits 20 Tage ſpäter heimlich entfernte. Seitdem iſt er ſpurlos verſchwunden, und ſeine ſo ſchwer heimgeſuchten Eltern bitten dringend um Nachrichten über den geliebten Sohn.

59) Heinrich Anton **Strobel**, Weber und Markthelfer, geb. 15. April 1847 zu Eſchenbach bei Schöneck i. V., zog am 29. Oktober 1877 von Dresden nach Berlin und iſt ſeitdem verſchollen.

60) Guſtav **Klotzſch**, geb. 30. September 1850 zu Bockerode bei Deſſau, wurde als angeworbener Soldat im April 1874 mit dem Dampfer „Conrad" von Holland nach Batavia befördert und hat ſeitdem kein Lebenszeichen mehr von ſich gegeben; eingeſchrieben war er in den betr. Liſten unter Nr. 71 752.

61) Der Sattler und nachherige Kellner Adolf Otto **Kowald**, am 2. September 1863 zu Meſeritz in der Prov. Poſen geboren, reiſte im Jahre 1882 nach Melbourne, von wo aus er ſeinen letzten Brief am 7. Oktober 1882 an ſeine Angehörigen ſchrieb.

62) Geſucht wird anläßlich einer ihm zugefallenen Erbſchaft Camillo **von Bredow**, geb. in Steyr, Ober-Oeſterreich, am 6. Januar 1842, verſchollen ſeit 1872, in welchem Jahre er vermuthlich von Hamburg, ſeinem letzten bekannten Aufenthaltsorte, nach Amerika überſiedelte.

63) Der Matroſe Karl Heinrich Robert **Stübner**, geb. 26. Juli 1862 zu Forſt i. d. Lauſitz, ging in ſeinem 16. Jahre zur See. Nachdem er 3 Jahre auf Segelſchiffen gefahren, kehrte er nach Forſt zurück, ging aber nach einigen Wochen, im Januar 1881, wieder zu Schiffe. Im Juli deſſelben Jahres ſchrieb er von Rio de Janeiro, daß er an Bord der „Clara Maria" gegangen ſei und daß es ihm dort ſehr gut gefiele. Seit dieſer Zeit fehlt jede Nachricht.

64) Eine troſtloſe alte Mutter ſucht ihren Sohn. Derſelbe, Karl Thomas **Hundteriſſer**, geb. 15. December 1849 zu Münnerſtedt bei Kiſſingen, ging Ende Auguſt 1869 nach Hamburg, um als Matroſe neue Heuer zu ſuchen. Von dort ſchrieb er im September des genannten Jahres, daß er mit dem Schiffe „Borventia", Kapitän Fock, eine längere Seereiſe nach Norwegen, Schweden und Mexiko antreten wolle, und ſeitdem iſt kein Lebenszeichen von ihm mehr eingetroffen.

Der zerſtreute Froſch. Nach dem Oelgemälde von C. Reichert

Photographie im Verlag von V. A. Heck in Wien

65) Heinrich Ingobert **Ettmüller**, geb. 1. September 1845 zu Unterſtraß, Zürich, ward nach längerem Aufenthalt in Stuttgart, wo er ſich litterariſch beſchäftigte, Lieutenant in der ſchweizeriſchen Armee und ſtand während der Kriegszeit 1871 bei der Grenzbefeſtigung von Pontarliers. Später trat er in karliſtiſche Dienſte und wurde hier Hauptmann. Zuletzt ſoll er ſich an einem Exporthaus in Paris, welches Handel in Algier trieb, als Aſſocié betheiligt und unter dem Namen Baron von Möllerſtein, Rue de l'Arcade, gewohnt haben. Ein Brief ſeines Bruders vom Jahre 1877 kam mit dem Bemerken „Abgereiſt, Adreſſe unbekannt" als unbeſtellbar zurück. Sein Bruder bittet dringend um Nachricht.

66) Seit 1876, als er von Düſſeldorf aus ſeine weitere Wanderſchaft antrat, iſt der Tiſchlergeſell Guſtav Hermann **Geißler**, geb. 7. April 1839 in Bautzen, verſchollen.

Speiſung der Truppen auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin. (Mit Illuſtration S. 249.) Die Verpflegung der heutigen Maſſenheere iſt eine der ſchwierigſten Fragen moderner Kriegsführung, ein großes Räthſel, deſſen Löſung ſich allein von Fall zu Fall finden läßt. Unſere Erfahrungen von 1870 und 1871 ſind nur einſeitiger Natur, denn der Feldzug gegen Frankreich wurde in einem durchſchnittlich ſehr reichen Lande geführt, deſſen Hilfsmittel wir voll auszunutzen Gelegenheit hatten — ſind wir aber einſt gezwungen, unſer Heer in weniger ergiebige Gegenden zu führen, ſo werden nur die umfaſſendſten Maßregeln das Bedürfniß des nimmerſatten Rieſen befriedigen können, eine ausgedehnte Anlage von Magazinen wird mit der ſorgfältigſten Ausnutzung der Eiſenbahnen, dieſer Lebensadern unſerer Heere, Hand in Hand gehen müſſen. Der Laie vermag ſich nur ſchwer eine Vorſtellung von den ungeheuren Mengen von Nahrungsmitteln zu machen, deren eine Armee täglich bedarf. Für die Paris cernirenden deutſchen Korps in einer ungefähren Stärke von 200 000 Mann mußten pro Tag 215 000 Portionen ſicher geſtellt werden, welche allein an Brot und Fleiſch ein Gewicht von rund 300 000 Kilogramm repräſentirten, während ſich das Gewicht der täglichen Fourage für die zugehörenden 30 000 Pferde etwa auf 400 000 Kilogramm berechnen läßt.

Eine große Hilfe für die Armee-Verwaltung werden in Zukunft zweifellos die Konſerven bilden und das um ſo mehr, als ſie bei dem Transport einen verhältnißmäßig kleinen Raum einnehmen. Sie werden ſich namentlich bei der Koncentration großer Truppenmaſſen auf beſchränkten Raum nützlich erweiſen, wie z. B. während des ſtrategiſchen Aufmarſches der Armee oder kurz vor entſcheidenden Schlägen, wo die Verpflegung mit friſchem Fleiſch und friſchem Brot häufig geradezu unmöglich wird. Aber die Konſerven werden ſtets nur eine Aushilfe bilden können, da bei länger dauerndem Genuß derſelben ſich ſchließlich bei den Soldaten eine unüberwindliche Abneigung gegen dieſe Art von Verpflegung einſtellt und die Rückkehr zu einer anderen Nahrung zur unabweislichen Nothwendigkeit wird.

Abgeſehen von der Schwierigkeit der Beſchaffung der Subſiſtenzmittel für die Armee im Felde, ſpielt jedoch auch deren Zubereitung eine weſentliche Rolle. Im Allgemeinen iſt ja der Soldat ſich ſelbſt der beſte Koch;

Digitized by Google

manche unserer Braven bringen es im Lauf eines Feldzugs zu einem Raffinement, um das jede Hausfrau sie beneiden könnte, und ich erinnere mich noch mit Vergnügen der zahllosen Variationen, durch die mein Bursche mir vor Paris den „ewigen Hammel" genießbar zu machen wußte. Aber es giebt im Kriege auch häufig Situationen, in denen die Zeit fehlt, dem Soldaten die Zubereitung der ihm gelieferten Lebensmittel zu überlassen. Bei Bahntransporten z. B. ist dies stets unmöglich, und gerade hier stößt die ausgiebige, rechtzeitige Speisung der Truppen durch die schnelle Aufeinanderfolge der Züge und die mangelhafte Vorbereitung der Stationen oft auf erhebliche Schwierigkeiten. Auf einer zweigleisigen Bahn können z. B. die Züge in der Zwischenzeit von kaum 30 Minuten auf einander folgen; jeder Zug führt der Verpflegungsstation ein kriegsstarkes Bataillon, das heißt tausend hungriger Magen zu, und es ist ohne Weiteres einleuchtend, daß deren Befriedigung innerhalb des knapp bemessenen Aufenthalts keine leichte Sache ist. Auch hier heißt es: Probiren geht über Studiren; es haben daher im Laufe dieses Winters auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin umfassende Versuche mit provisorischen Feldkücheneinrichtungen stattgefunden — Versuche, aus denen unser Künstler mit frischem Griffel einige packende Momente herauszugreifen gewußt hat. Rechts oben giebt er die Feldküche wieder mit ihren brodelnden Kesseln, dem mächtigen Küchentisch und dem emsig hantirenden Personal, unten die Speisung der Mannschaft selbst in unmittelbarer Nähe der zusammengesetzten Gewehre. Selbst der „Posten vor Gewehr" fehlt nicht; mit sicher erheuchelter Gleichgültigkeit wendet er den schmausenden Kameraden den Rücken zu; sollte der Grenadier vielleicht gar bei dieser passenden Gelegenheit eine kleine „Strafwache" absolviren? Nun, auch sie geht vorüber, und seine Portion ist ihm nicht verloren — ihm und allen den frischen Burschen aber möchte man herzlich zurufen: „Guten Appetit!" x.

Ein Späßchen. (Mit Illustration S. 240 und 241.) Es ist Sonntag; der Kronenwirth steht vor der Thür der Wirthsstube, in Hemdsärmeln, die Hände in den Taschen guckt er die feierlich stille Gasse entlang. Da kommen einige Burschе singend und johlend des Wegs daher, und der Kronenwirth denkt laut: „Jetzt, wo werde die einkehre? — Aber," unterbricht er seinen Gedankengang, „isch des nit — bi Gott, er isch's — Korle, he, Korle, was bringt Di schon heim?"

Die Burschе kommen näher, sie lachen und schreien alle durch einander; der aber, der jetzt dem Kronenwirth die Hand zum Grüß Gott hinstreckt, der sauberste von allen, sagt statt jeder Antwort: „Wo isch se?"

Aber der Alt' schüttelt den Kopf: „A biwahr, a biwahr, was Di heim bringt, Herr Soldat — drei Johr sin no nit um —"

„I bin halt Dispositions-Urlauber," entgegnet der Bursche, thut einen lauten Juchzer und wiederholt, den Kopf zur Thür hinein streckend: „Wo isch se?"

„Wart — wart — wart ä bisle," schreit der Kronenwirth und fährt in seinen weißen Rock und setzt den Dreimaster auf, „se sin alle drübe bi der Aeltscht — 's isch jo der Xaverle ihr Geburtstag —"

Damit rennen sie mit einander über die Gasse, der Alt' und der Bursche sich fortwährend den Vorrang ablaufend, die Andern vergnügt schwatzend hinter drein.

Am Haus der „Aeltscht", vor der Stubenthür giebt aber der Kronenwirth dem ungestüm drängenden Burschen einen Stoß: „Nur z'ruck bliebe — z'erscht kumm i, i bin der Badder —" Und sachte öffnet er die Thür — da sitzen sie beim Kaffee, das Xaverle mit dem Rücken gegen die Eintretenden — schnell springt der Alt' auf das sich eben umwendende Mädel zu, schließt ihr die Augen und schreit ihr in die Ohren: „Nu roth', wer kummt?" Der Bursch bleibt unter der Thür, er will dem Alten den Spaß nicht verderben, und so steht er, schaut seinen Schatz an und lacht mit dem ganzen Gesicht, die sich neugierig vordrängenden Kameraden zurück haltend. Die „Aeltscht" und ihr Mann sagen kein Wort, sind von Herzen vergnügt über das Ereigniß — nur des Kronenwirths Jüngste, die grad das Brot anschneidet, schaut bald ein bisle überrascht nach dem Alten, bald ein bisle zaghaft nach den lustigen Burschengesichtern.

Aber der „Badder" haltet auch das Xaverle gar so lang fest — schon eine ganze Weil ist's her, daß sie „Jesus Maria" geschrien hat — nun aber lacht sie — und wie lacht sie! Denn, wenn sie ihn auch nicht sieht, den Burschen an der Thür — sie fühlt's: er isch's — er isch's!

H. Billinger.

Eine dramatische Dichtung von Ernst Scherenberg. Ernst Scherenberg, unseren Lesern seit vielen Jahren als Lyriker wohlbekannt, bereitete uns vor Kurzem eine litterarische Ueberraschung, indem er unter dem Titel „Germania" (Verlag von Baedeker in Elberfeld) eine dramatische Dichtung veröffentlichte. Ein überaus warmer idealer Zug weht durch dieses meisterhaft komponirte Werk.

In einer verwüsteten Landschaft aus der Zeit gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges sitzt trauernd die Idealgestalt Germania, welcher der Genius der Geschichte erscheint, um die Muthlose zu stärken und ihr durch die Genien der Freiheit, Macht, Kunst, Wissenschaft, des Reichthums und des Glaubens den richtigen Weg zur Erhebung zu weisen. Das Wirken dieser Mächte auf die Geschicke der Völker wird in drei glanzvollen Bildern dargestellt: Auf dem Kampfplatz von Olympia erscheinen Gestalten aus dem Zeitalter des Perikles, in welchem die Freiheit und die Kunst der Hellenen zur höchsten Blüthe gelangten; im goldenen Palast des Kaisers Nero spiegelt sich der sinnberückende Einfluß von Macht und Reichthum auf das weltbeherrschende Rom; und in den Wunderhallen der Alhambra schauen wir den letzten Maurenkönig von Granada, welcher dem Glauben und der Wissenschaft den Emporgang und den Fall seines Reiches verdankte. Trotz des blendenden Glanzes, der aus den drei Scenen uns entgegenstrahlt, bemerkt man in allen schon den Keim des Unterganges, welcher die hier auftretenden Völker und Reiche bedroht. Die einzelnen Genien streiten um die Palme. Alle wollen sie als die einzigen Beglücker der Nationen gelten. Aber Germania spricht in überzeugenden Worten aus, daß nur ihre Gesammtwirkung dauernd ein Volk zu heben vermag, und empfängt den Segen sämmtlicher Genien.

Die Dichtung schließt mit einer Prophezeiung auf Deutschlands künftige Größe und einer Vision des neuen Kaiserreichs.

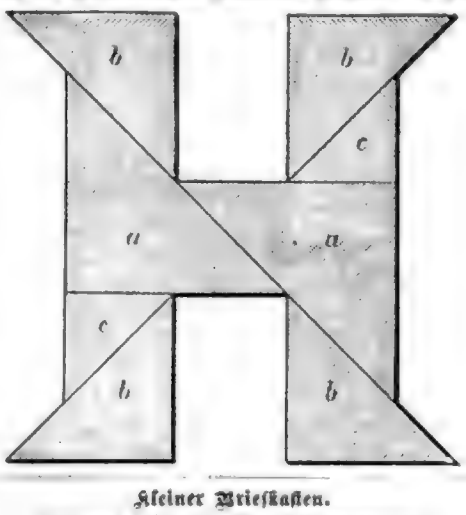
Trotz der Kürze der einzelnen Bilder ist es Scherenberg gelungen, die leitenden Gedanken mit außerordentlicher Klarheit und poetischer Schönheit durchzuführen, sodaß diese Dichtung, die uns als Buch ungemein fesselt und anregt, auch auf der Bühne sicher eine große Wirkung erzielen würde. Wir feiern so gern nationale Jubiläen; in unserer Litteratur dürften sich nur wenige Werke aufweisen lassen, welche bei derartigen Anlässen wegen ihrer patriotischen Tendenz und poetischen Schönheit sich so zu glanzvollen Festvorstellungen eigneten, wie Scherenberg's „Germania". *

Winter-Ausflüge. Zur Ergänzung unserer S. 200 veröffentlichten Notiz über die Winter-Ausflüge der Sektion Wienerwald des Oesterreichischen Touristenklubs wird uns Folgendes geschrieben:

Schon seit 1868 unternimmt der Taunus-Klub Frankfurt am Main Gesammt-Ausflüge während der Winterzeit. Der Klub ward am ersten Sonntage im Januar des genannten Jahres auf dem Großen Feldberge 881 Meter überm Meere inmitten von Schnee und Eis in dem damals noch kleinen Bergwirthshause gegründet. Seit dieser Zeit wurden jeden ersten Sonntag im Januar und am letzten Freitag im November, möchte das Wetter sein wie es wollte, Ausflüge auf die höchsten Spitzen des Taunus veranstaltet. Diese Touren fanden solchen Anklang, trotzdem der Schnee um diese Zeit meistens 50 bis 70 Centimeter hoch liegt, daß nun seit drei Jahren auch im Februar und März ähnliche Ausflüge ausgeführt werden, woran sich durchschnittlich 50 bis 70 Personen, darunter dann und wann auch Damen, betheiligen. Zu den Januartouren kommen auch die Genossen der Taunus-Klubs Wiesbaden, Idstein und Schmitten, theilweise aus einer Entfernung von vier bis fünf Stunden, zu Fuß herbei. Im Feldberghause wird ein gemeinsames Mittagsmahl eingenommen, bei dem ein köstlicher Humor herrscht. Ueberhaupt ist die Stimmung bei den winterlichen Ausflügen stets animirter als sonst zu anderer Jahreszeit. J. A. F.

Die Ausnützung der Ebbe und Fluth. Seit Jahrzehnten beschäftigt die Ingenieure lebhaft das Problem, die durch Ebbe und Fluth veranlaßten periodischen Bewegungen der Meereswogen als Kraftquelle für technische Zwecke zu verwerthen. Die Lösung dieser Aufgabe scheint im kleineren Maßstabe Herrn Le Dantec gelungen zu sein, der eine Maschine durch Meereswogen in Bewegung setzen lassen will, um mit Hilfe derselben die Leuchthürme mit elektrischem Licht zu versorgen. *

Auflösung der Geometrischen Komponir-Aufgabe auf Seite 236:



Kleiner Briefkasten.

(Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.)

D. K. in C. Sie werden die gewünschte Aufklärung am besten in dem bezüglichen Werke von Professor Dr. Herman Semmig: „Die Jungfrau von Orleans und ihre Zeitgenossen" (Leipzig, 1865) finden können. Die Arbeit ist eine außerordentlich tüchtige und vertritt mit Zuverlässigkeit der Daten eine ansprechende, fesselnde Darstellung. Hervorragende Bedeutung sichern diesem Werke die neuen Resultate der geschichtlichen Forschung, namentlich über Agnes Sorel. Der Verfasser hat alle seine Nachforschungen über die Person und die Schicksale der „Jungfrau" an Ort und Stelle ihrer Erlebnisse gemacht. Urtheile aus Paris gestehen, daß dieses Werk selbst für Franzosen viel durchaus Neues enthalte.

A. L. in Wien. Eines der besten Bismarck-Portraits ist der im Verlage von Riefstahl u. Comp. in Berlin erschienene Aquarelldruck von Gustav Kirmse. Sowohl in Betreff der Aehnlichkeit als der künstlerischen Ausführung verdient dieses Bild das uneingeschränkteste Lob. Gustav Kirmse hat schon früher durch seine trefflichen farbigen Reproduktionen der Madonnen der Dresdener Galerie (Sixtina und Murillo-Madonna die Aufmerksamkeit der Kunstkreise auf sich gelenkt.

„Dornröschen in Coslin". Besten Dank. Leider nicht geeignet.

Inhalt: Die Vera-Rose. Novelle von Elisabeth Kepler. S. 233. — Ein Zukunftsmusiker. Illustration. S. 237. — Wie erklärt man dem Kinde einen gesunden Knochenbau? Von Leonhard Hess Dr. L. Fürst. Leipzig. S. 242. — Was will das werden? Roman von Friedrich Spielhagen (Fortsetzung). S. 245. — Die Andere. Von W. Heimburg. Fortsetzung. S. 250. — Forschritte und Erfindungen der Neuzeit: Der Erfinder des Telephons. Mit Abbildung. Das Luft-Observatorium. S. 254. — Blätter und Blüthen: Vermißten-Liste (Fortsetzung aus der 1. Beilage zu Nr. 5.) S. 254. — Der zerstreute Freier. Illustration. S. 255. — Speisung der Truppen auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin. S. 256. Mit Illustration S. 240. — Ein Späßchen. Von H. Billinger. S. 256. Mit Illustrationen S. 240 und 241. — Eine dramatische Dichtung von Ernst Scherenberg. — Winter-Ausflüge. — Die Ausnützung der Ebbe und Fluth. — Auflösung der Geometrischen Komponir-Aufgabe auf S. 236. — Kleiner Briefkasten. S. 256.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redaktion Dr. Fr. Hofmann. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger. Druck von A. Wiede, sämmtlich in Leipzig.

№ 15 Die Gartenlaube. 1886.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernſt Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Die Lora-Nixe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Stefanie Keyſer.

(Fortſetzung.)

Die zweite in ſpäter Nachmittagsſtunde ſtattfindende Table d'hôte im Kurhauſe von Jungbrunnen näherte ſich ihrem Ende. Schon lagen die aus Marzipan und Zucker errichteten Tempel, welche als Deſſert gedient hatten, in Trümmern, und ihre elegiſchen Reſte wurden, wenn auch nicht von Eulen, ſo doch von einzelnen Mücken und Weſpen umſchwirrt, die durch die geöffneten Fenſter den Weg gefunden hatten. Stühle wurden gerückt. Die Gäſte verließen gruppenweiſe den Saal.

Kleine Freunde. Nach dem Oelgemälde von J. Moroder.

Nur ein Herr verweilte noch auf ſeinem Platz. Er hielt ein Taſchenbuch und einen goldenen Stift in den Händen, hatte die präſentirenden Kellner mit kurzem Wink abgewehrt oder die Speiſen unberührt ſtehen laſſen und ſich zerſtreut von den beiden Damen verabſchiedet, mit denen er gekommen war. Er blieb ſitzen, indem er mit traumverlorenen Augen in die Luft ſchaute und dann von Zeit zu Zeit eifrig in ſein Taſchenbuch notirte. Die Tiſchgeſellſchaft zollte ſeinem ungewöhnlichen Benehmen achtungsvolle Rückſicht.

„Baron Heino Blachrieth dichtet,“ flüſterte es um ihn her. Er war die Berühmtheit der Saiſon.

Erſt kurz vor Beginn des Diners war er von einem Ausflug zurück gekommen. Die Erzählungen ſeiner Mutter und Couſine hatten ihn veranlaßt, ſeinen Morgenſpaziergang nach dem Lora-Grund zu machen. Er wollte ſich die Schönheit des Thales anſchauen, vor Allem aber der Nixenſage näher zu treten ſuchen, von der ſeine Damen geſprochen und von der er auch eine Andeutung im „Führer durch Jungbrunnen“ gefunden hatte. Vielleicht konnte ihm ein Freund, den er auf einer Reiſe in Italien kennen gelernt hatte, Georg Aufdermauer, genaue Auskunft geben. War dieſer doch hier, im Mittelpunkt des Sagengebietes, angeſeſſen.

Dieſe letztere Hoffnung wurde zwar zu nichte. Der Hauptmann war auf die Jagd gegangen, und er hatte ſich auf die Abgabe einer Karte beſchränken müſſen. Um ſo reicher gingen ſeine andern Wünſche in Erfüllung. Stundenlang ſaß er vor dem grauen Holzhauſe bei dem weißhaarigen Waldhüter, der das Amt eines Fährmanns bekleidete, ſchwelgte in der Schönheit des Grundes und ließ ſich unter dem Murmeln des Waſſers, dem Säuſeln der Edelkaſtanien die traurige Geſchichte der Lora-Nixe erzählen, deren feurige blaue Augen der Ferge ſelbſt hatte aus dem Waſſer blitzen ſehen, deren goldene Locken oft weit ausgebreitet gleich glitzerndem Schaum auf den Wellen ſchwammen, wie männiglich im Lora-Thal bekannt war.

In Gedanken noch immer mit ſeiner poetiſchen Ausbeute beſchäftigt, erhob ſich Heino von der Tafel, als

Digitized by Google

plötzlich eine laute Stimme vom Vorplatz an sein Ohr schlug und ihn eilig dem Ausgang zuschreiten ließ.

„Mein gewöhnliches Zimmer Nummer 20," hatte die kurze Forderung gelautet.

„Nummer 20 ist bereits vergeben," entgegnete der Portier; „Fräulein Palotty —"

„Dann geben Sie mir ein anderes Zimmer des Lora-Flügels," befahl der neue Gast.

„Bedaure unendlich," entschuldigte der Portier; „aber die ganze Beletage des Lora-Flügels ist von Fräulein Palotty und ihrer Mutter bestellt, welche heute —"

„Nun, so geben Sie mir irgend ein Zimmer," unterbrach ihn der Fremde ungeduldig, „und lassen Sie mich mit Ihrem Fräulein Palotty in Ruhe. Arnold, so bringe doch die Pferde in den Stall!" kommandirte er auf den Hof hinaus, wo sein Diener mit offenem Munde einen Zug von Pferden, geführt von englischen Reitknechten, einpassiren sah.

„Herr Hauptmann, die Prachtthiere gehören alle einem Fräulein Palotty," erwiderte Arnold ganz verblüfft.

„Marsch!" befahl sein Herr, und Arnold kam schleunigst dem Befehl nach.

Der Hauptmann drehte sich auf dem Absatz herum.

„Blachrieth!" rief er mit einer Stimme, die hallend Vestibüle und Korridore erfüllte, und schüttelte dem Freunde, der mit leisem, überlegenen Lächeln auf sein ungebundenes Gebahren schaute, herzhaft die Hand. „Mußte mich der Teufel reiten, daß ich gerade heute nach dem entfernten Forstort ging! Ich bin spornstreichs Deiner Fährte gefolgt, als ich Deine Karte vorfand. Aber nun laß mich das versäumte Mittagsessen nachholen."

Die Freunde kehrten in den Speisesaal zurück, und nachdem der Hauptmann Hut und Reitpeitsche abgelegt hatte, rief er mit kurzen Kommandoworten nach Speise- und Weinkarte, während Heino die Zeit benutzte, noch einige poetische Gedanken in sein Taschenbuch einzutragen.

Bevor sich Georg in die Suppe vertiefte, erklärte er kurz und bündig seine Anwesenheit auf seinem Gut.

„Bald nach der Rückkehr von unserer gemeinschaftlichen Reise in Italien starben rasch hinter einander meine Eltern, wie ich Dir seiner Zeit gemeldet habe. Das Gut Aufdermauer ist nie von einem Pächter bewirthschaftet worden, das Leben eines Officiers in Friedenszeiten kannte ich zur Genüge, so nahm ich meinen Abschied und gedenke meinen eigenen Kohl zu bauen. Eine Aussicht, im Ernst losschlagen zu dürfen, ist doch nicht vorhanden. Vielleicht haben meine Jungen einmal mehr Glück als ich."

„Hast Du Söhne?" fragte Heino verwundert.

„Nein, noch nicht," erwiderte Georg. „Aber so viel steht fest: der Aelteste übernimmt einmal das Gut, die Andern werden alle Soldaten, die Großen Grenadiere, die Kleinen Husaren. Wir werden sie schon brauchen können."

„So bist Du verheirathet?" erkundigte sich Heino ganz perplex. „Mit wem?"

„Mit Niemand," antwortete abermals Georg. „Aber ich gehe stark damit um, mir eine Frau zu nehmen. Nun! Und in welcher Würde habe ich Dich zu begrüßen? Denn Deine Staatsexamina sind ja wohl längst absolvirt."

Heino schüttelte das goldbraun umlockte Haupt.

„Längst habe ich eingesehen und auch Mama überzeugt, daß es ein beklagenswerther Irrthum war, als ich das trockene Studium der Rechte zu meinem Lebensberuf erwählte. Ich wandte deshalb dem Jus für immer den Rücken und zog mich auf mein Gut zurück."

„Du wirst auch Landwirth? Das freut mich," rief Georg. „Darauf wollen wir anstoßen." Und er füllte zwei grüne Römer mit Johannisberger.

Aber Heino schüttelte abermals den Kopf.

„Ich habe dort nur meiner Muse gelebt, indem ich die Eindrücke meiner italienischen Reise poetisch verwerthete. Als dann meine Gedichte druckreif waren, brachte ich mit Mama einige Wintermonate in der Residenz zu. Ich habe dort viel Freundlichkeit erfahren, und es wurde mir die Gnade zu Theil, in einem auserlesenen Cirkel bei Hofe eine Auswahl meiner Gedichte vortragen zu dürfen. Ich konnte nach so viel Aufmerksamkeit nichts Anderes thun, als mein Werk der Frau Erbprinzessin widmen, und erhielt dafür den Hausorden."

Eine nachlässige Bewegung seiner marmorweißen Hand nach dem blauen Bändchen im Knopfloch begleitete die leicht hingeworfenen Worte.

„Ich gratulire," schaltete Georg ein. „Kellner, wo bleibt mein Fleisch mit Gurken? Nun, wie ging die Geschichte weiter?" Und er sah Heino auffordernd an.

Dieser war ein wenig nervös zusammengefahren bei der prosaischen Unterbrechung. Aber er sprach gern von dem, was seine Muse ihm zuflüsterte, und so überwand er seine aufsteigende Empfindlichkeit und fuhr fort:

„Als der Frühling ins Land kam, zog ich wieder von dannen, um neue poetische Anregung zu suchen. Denn wie sollte ich in unserem Dörfchen Stoff zu einer Dichtung finden?"

„Na," meinte Georg nachdenklich, „ich verstehe freilich nicht viel davon; aber Auerbach hat seine berühmten Geschichten von einer Dorfgasse aufgelesen."

„Er hat eben das Glück gehabt, in einer poetischen Umgebung zu leben, unter einem Volke, dessen Eigenthümlichkeiten das Publikum interessiren," bedeutete ihn Heino und sah fast beleidigt aus über das blinde Glück des Dorfgeschichtenerzählers. „Ich dagegen habe in Wochen die einzige stimmungsvolle Stunde in der Walpurgisnacht auf dem Brocken verlebt."

„Wie?" rief Georg. „Die Fahrt hättest Du den alten Weibern überlassen sollen. Um die Zeit hast Du ja keine Christenseele zur Gesellschaft gehabt."

„Mein Gesellschafter läßt sich allerdings schwerlich mit diesem Namen bezeichnen," entgegnete Heino. „Bei Schierke und Elend erwartete mich sein Geist; er zeigte mir die Felsennasen, die man die Schnarcher nennt, und ließ mich am Ilsenstein der Eule ins Nest schauen. Er hieß Goethe," schloß er mit tiefer Neigung des Hauptes.

Georg rückte unruhig hin und her.

„Na ja, den ‚Faust' von Goethe kenne ich. Aber was hast Du zu Stande gebracht?"

Heino nickte gewichtig.

„Mein Ohr öffnete sich für das Murmeln der Quellen unter den Granitblöcken, für das Rauschen der hinabstürzenden Bäche. Die Sage von der Liebe der Ilse zu Heinrich dem Finkler hätte mich fast festgehalten; aber wenn ich Begeisterung an ihren sprühenden Wasserfällen schöpfen wollte, brachte sie mich durch ihre Unbändigkeit, mit der sie den Brocken hinunter poltert, stets auf den Gedanken, daß sie mehr ein wilder Junge als das schöne Liebchen des alten Sachsenherzogs sei. Meine Mama entriß mich meinen Träumereien, indem sie mich nach Hause berief und mir einen Bade-Aufenthalt in Jungbrunnen verordnete, das sie mit meiner Kousine, Fräulein von Grundleben, zu besuchen gedachte." Ein leises Lächeln spielte einen Augenblick um seine feinen Lippen. „Sie strebt das Eine an, ich erreiche das Andere. Auf Deinem Grund und Boden tauchte die verführerische Nixe auf, die ich suchte. Du überläßt mir doch das schöne Lora-Weib?"

„Ich liebe Fischschwänze nur blau gesotten auf meinem Teller," erwiderte Georg, sich eine Forelle zulangend. „Aber der Fisch ist kalt. Kellner, was ist das für eine Wirthschaft?"

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung," bat der Gescholtene. „Es herrscht einige Verwirrung bei uns. Erst heute früh kam Befehl, die Zimmerreihe in Bereitschaft zu setzen, welche Fräulein Palotty —"

„Ich glaube, Sie sind Alle verrückt geworden," schnitt Georg ihm die Rede ab und maß ihn mit einem zornfunkelnden Blick. „Gehen Sie mit Ihrer Forelle und Fräulein Palotty zum Teufel und schaffen Sie mir eine ordentliche Cotelette und Bohnen. Nein," fuhr er zu Heino gewendet fort, „ich habe kein Recht an die Wasserfrau. Auf der Mauer ist's stets mit richtigen Dingen zugegangen. Wir haben die Ehre des Nixenverkehrs den Falkenecks überlassen, welche auch jedenfalls mit ihren Rittersporen und dem goldenen Falken im blauen Feld der Lora besser gefallen haben als meine derben Vorväter mit ihrer Mistgabel. Da Du schon die Bekanntschaft der geschwänzten Schönheit gemacht hast, wirst Du auch wissen, daß sie die Stammmutter der Freiherren von Falkeneck sein soll."

„Die Sage hat mich förmlich gepackt," entgegnete Heino mit schwärmerischem Aufschlag seiner braunen Augen. „Sie ist hoch poetisch vom Einzug der schönen Lora an mit ihrem Schatz

von Gold und Sapphiren bis zu ihrer Verstoßung durch den Ritter, als er entdeckte, daß sie eine Nixe war, und seiner Bußfahrt nach dem gelobten Lande."

„Es wird etwas Wahres an der Geschichte sein," antwortete Georg, indem er ein Rebhuhn zerlegte. „Wahrscheinlich ist die Stammmutter der Falkenecks die Erbtochter eines heidnischen Häuptlings der Gegend gewesen. Ihre Schätze erklären sich daraus, daß die Lora in früheren Zeiten Goldkörner geführt hat und Sapphire in den Basaltbergen ihrer Ufer gefunden wurden. Die reiche Erbin wird von dem mit Karl dem Großen eindringenden christlichen Ritter zum Christenthum bekehrt und gefreit worden sein. Wahrscheinlich hat sie aber von den alten heidnischen Gebräuchen nicht lassen können — vielleicht zu viel geschneert und gewaschen — und ist von ihrem Gatten dabei überrascht und fortgejagt worden, wie ihr für ihren Ungehorsam gebührte. Wenn Dir die Geschichte Spaß macht, freut es mich. Dann ist der Unsinn doch zu etwas gut."

Heino sah ihn mit großen Augen an.

„Spaß? Ich trage schwer an der Aufgabe."

„So laß die Hexe in ihrem Wasser sitzen," rieth Georg. „Gott solle mich bewahren, daß ich mir unnöthiger Weise ein solches Kreuz auf den Hals lüde."

„Nein," rief Heino schwärmerisch, „sie hat es mir angethan, obgleich sie am wenigsten deutlich aus der Sage heraustritt. Es ist, als sähe man ihre Gestalt nur fern durch das Wasser herauf schimmern. Die Sapphiraugen, das goldne Haar sind erkennbar; sie selbst aber bleibt verhüllt. Und was übt wunderbareren Zauber aus als das Geheimnißvolle?"

Georg zuckte die Achseln.

„Ich lobe mir klare Verhältnisse, besonders, wenn es sich um Frauen handelt. Aber bei einer Dichtung mag das anders sein."

„Ja wohl ist es da anders," seufzte Heino. „Ich fühle, daß das glatte, klare Alltagsleben, in das ich geschmiedet bin, Bleigewichte auf die Flügel meines Geistes legt. Aber der Bann muß gesprengt werden, der meinen Genius gefangen hält, sei es selbst durch ein schweres Schicksal — ich will den Göttern dafür danken."

„Mensch, versündige Dich nicht," rief Georg unwillig. „Wir wollen gehen und Kaffee trinken. Ich glaube, die Luft hier benebelt den Verstand."

Der Freund gefiel ihm gar nicht mehr. War Blachrieth verwandelt, oder hatte er selbst in seiner früheren Jugendseligkeit sich ein falsches Bild von ihm gemacht?

Sie tranken ihre Gläser aus und begaben sich in die von Schlingpflanzen umrankte, mit Topfgewächsen geschmückte Veranda, welche sich vor dem Saale hinzog.

Mehrere elegant gekleidete Herren saßen bereits dort in bequemen Schaukelstühlen, plaudernd, rauchend und ihren Kaffee nehmend. Heino war mit ihnen bekannt und stellte seinen Freund vor. Man wechselte einige flüchtige Worte, und die beiden neu Angekommenen schlossen sich den Andern an. Ungenirt kehrten diese zu dem Gesprächsthema zurück, welches sie vorher beschäftigt hatte.

„Sie muß herein sein," bemerkte der Eine, welcher einen Anzug von auffallendem karrirten Stoff trug. „Die Beletage des Lora-Flügels ist offenbar alarmirt."

„Vor einer Stunde war sie noch nicht da," beharrte ein Anderer. „Ich selbst sprach mit dem Geschäftsführer des Kurhauses."

„Ist das wieder diese verwünschte Paloty?" fragte Georg, sich verzweifelt in seine dunklen, unter kurzem militärischen Schnitt gehaltenen Haare fahrend.

„Ganz richtig; Frau Paloty mit ihrer Tochter Leonore," erwiderte Ravensburgk. „Oder besser gesagt: Fräulein Leonore Paloty mit ihrer Mutter."

„Wenn es überhaupt ihre Mutter ist," wendete der „Sohn seiner Mutter" ein.

„Freilich ist es ihre Mutter," stritt der Großkarrirte, der Baron Pölz genannt wurde. „Sie führt den Familiennamen der Mutter."

„Sind Sie so genau in die etwas dunklen Verhältnisse eingeweiht? Vielleicht als Apostel der Aufklärung ausgesendet?" fragte Ravensburgk, indem er seinen von Gichtschmerzen geplagten Arm ächzend knetete.

„Für Geld ist Alles zu haben," lachte Pölz. „Es kommt nur darauf an, ob man den Preis zahlen kann. Als die Palotys in der vorigen Saison hier auftraten und uns Allen durch Erscheinung und Verhältnisse ein Räthsel aufgaben, ließ ich meine geheimen Federn spielen, und es dauerte nicht lange, so hatte ich die Auflösung."

„Ah," machten die Herren, blaue Ringe in die Luft blasend.

„Frau Paloty," erzählte wohlgefällig Pölz, „ist die Tochter eines böhmischen Kapellmeisters oder Komponisten, kurz, eines Musikanten, die durch ihre Schönheit Herz und Hand eines Herrn von guter Familie gewonnen hat. Die Ehe ist, wie unter solchen Verhältnissen meistens, unglücklich ausgefallen, und der Mann, von seinem Vater enterbt, in die weite Welt gegangen. Die Tochter aber ist die alleinige Erbin des steinreichen Großvaters geworden."

„Wozu aber die Annahme des mütterlichen Namens?" warf man ein.

„Einer Grille des Erblassers zu genügen," lautete die Antwort.

„Vielleicht fürchtete er, daß der Name auch durch die weibliche Descendenz kompromittirt werde," sagte Ravensburgk. „Aber wie lautete dieser abgeworfene Name?"

Jetzt mußte Pölz seine Unwissenheit zugestehen und damit die Glaubwürdigkeit seiner Nachrichten selbst erschüttern.

Der Bergrath hatte gehört, die Palotys seien russische Emissärinnen und deßhalb ihnen gegenüber Vorsicht geboten.

„Kommt der schwarze Mann noch immer nicht zur Ruhe?" lachte Georg.

„Der schwarze Mann stirbt nicht," belehrte Ravensburgk. „Immer wieder wird er bei kleinen und großen Kindern seine Auferstehung halten, so oft sie auch die Strohpuppe hinter der schwarzen Vermummung erkannt haben. Die Menschheit bedarf der Scheuchen auf allen Feldern ihrer Thätigkeit — sei es Politik oder Religion — wie das Spatzenvolk des Butzemanns in den Weizenfeldern. Uebrigens ist es ja gleichgültig, was die Palotys sind. Wenn wir uns an einer schönen Blume freuen, fragen wir auch nicht danach, ob sie in einem Treibhause oder auf dem Kehrichthaufen gewachsen ist."

Georg fühlte sich von der Unterhaltung gelangweilt. Er erhob sich und ging; Heino und Ravensburgk schlossen sich ihm an.

In diesem Augenblick rasselte ein von vier lang gespannten Pferden gezogener eleganter Reisewagen an ihnen vorüber. Aus dem Fenster bog sich über ein riesiges Bouquet ein verschleierter weiblicher Kopf und erwiderte den kecken Gruß Ravensburgk's.

„Sie!" sagte dieser, indem er das Glas aus dem Auge fallen ließ. „Fräulein Leonore Paloty ist eingepassirt."

Heino blieb stehen und blickte dem Wagen nach, der, gefolgt von einem andern Wagen mit zierlichen Zofen und riesigen Koffern, am Portal des Kurhauses vorfuhr.

Die Glocke annoncirte die Ankommenden mit einem wahren Sturmgeläut; die zusammenlaufenden Kellner bildeten eine Gasse; die von ihren Sitzen herabspringende Dienerschaft gesellte sich dazu. Der Schlag wurde geöffnet.

Aber von den Insassen konnte Heino vor dem schwarz befrackten Garçonspalier nichts erkennen.

Nur ein grausilbern schimmerndes Schleppkleid huschte wie ein Schlangenschweif an der Erde hin, die Stufen hinauf und verschwand in der Pforte.

Georg aber hatte bei der abermaligen Nennung des Namens das Hasenpanier ergriffen.

Die Abendpromenade hatte begonnen. In rastlosen Verschlingungen wechselten die Gruppen auf dem Kurplatz, zogen sich von hier nach der Rotunde, welche die heißen Quellen überwölbte, und von da nach den Gartenwegen und Alleen hin.

Die festen Pole in der Erscheinungen Flucht bildeten die Badeärzte, welche gleich Beichtvätern einmal nach rechts, einmal nach links sich beugten, leise Klagen entgegennahmen, neue Verordnungen erließen.

Das Ohr des Geheimen Medicinalrathes hatte Frau von Blachrieth erobert. Den goldenen Knopf seines Stockes

nachdenklich an die Nase gelegt, vernahm derselbe ihre Beichte und verordnete ihr dann mit wichtiger Miene, einen Becher mehr zu trinken.

Dann lieh sie ihrerseits ihr Ohr dem Präsidenten, der über die Table d'hôte im „Englischen Hof" klagte, und empfahl ihm die des Kurhauses.

Hedwig schritt mit Ravensburgk voraus. Ihr Schirmchen war wie ihr Kleid in frisches chinesisches Rosa getaucht und warf einen lieblichen Schein auf ihr Gesicht.

Ravensburgk, die Hände mit dem Stöckchen lässig auf den Rücken gelegt, schlenderte plaudernd neben ihr her.

„Ah, da ist Frau von Tromsdorf mit ihrer Tochter Fifi. Welche Fertigkeit wird das gute Kind zunächst entwickeln? Wenn man die Nausikaa von Bendemann lobt, sagt die Mutter: ‚Sie sollten sehen, wie Fifi malt.' Ist man von Liszt begeistert: ‚Aber Sie haben Fifi noch nicht gehört.' Ich fürchte, da kürzlich ein neuer Mond entdeckt worden ist, so wird es nun heißen: ‚Das ist gerade Fifi's specieller Fall, Monde zu entdecken.'" Er grüßte abermals in verbindlichster Weise. „Die drei Fräulein von Gokel! Welche Führung hat sie hierher geführt? Sie müssen nämlich wissen, daß sie nur durch Führungen leben. Selbst wenn sie den Schlüssel zum Brotschrank auf ihrem Hafergütchen verlegen, so ist das eine gnädige Führung, welche ihnen das Frühstück für ihre Leute spart. Aber Frau von Giera fehlt. Wahrscheinlich ist sie schon bei Frau Palotty, die sie begleitet wie der Ibis das Krokodil. Gewiß nimmt die getreue Freundin bereits den Thee und noch viele andere gute Dinge im Lora-Flügel ein."

Hedwig schüttelte den Kopf.

„Warum verkehren Sie so angelegentlich mit der Gesellschaft, wenn Sie sie doch verachten?"

„Wer sagt Ihnen, daß ich die Gesellschaft verachte?" spottete Ravensburgk. „Womit hätte dieselbe eine solche Empfindung verdient? Befolgt sie nicht alle Gebote? Sie betet nur einen Gott an — den Vortheil; sie ehrt Vater und Mutter — wenn sie Geld haben; sie übt Treue — gegen die Champagnersoupers. Mein Liebchen, was willst Du noch mehr?" sang er mit der Stimme eines Nachtmahrs. „Aber es wird Zeit, meinen zweiten Becher zu trinken."

Er zog den Hut und richtete seine Schritte nach der Brunnenhalle.

„Jetzt kommt Heino," sagte in tröstendem Tone Frau von Blachrieth zu Hedwig, indem sie sich von dem Rollstuhl einer gelähmten Freundin der Nichte zuwandte.

Hedwig schien diese Mittheilung so wenig zu interessiren, als vorhin die moquanten Reden Ravensburgk's. Da ihre Tante stehen blieb, um den Sohn zu erwarten, lehnte sie sich an das eiserne Geländer, welches die Promenade nach dem Fluß abschloß, und blickte das Thal entlang, wo derselbe um den Fuß des Hainberges in den Lora-Grund hinabrauschte.

„Hier bringe ich meinen Freund, Herrn Hauptmann Aufdermauer," sprach Heino, diesen vorstellend.

Hedwig wendete sich gleichgültig; aber als sie die Augen aufschlug, wurde sie purpurroth.

Georg stand einen Augenblick sprachlos. Dann sprühte heller Muthwille aus seinen Augen, und in neckendem Tone sagte er:

„Ihr Kranz hängt wohlbehalten bei den Erntekränzen in der Vorhalle des ‚deutschen' Hauses Aufdermauer."

„Mein Gott, wie ist denn das?" fragte Frau von Blachrieth auf das Aeußerste überrascht.

„Ich habe Sie übergeholt, gnädige Frau, als Sie sich den Lora-Grund angeschaut hatten," antwortete Georg lachend. „Aber Fräulein von Grundleben ist die Einzige, die mich wieder erkannte."

Heino wurde von dem Vorgange in Kenntniß gesetzt.

„Ist's möglich?" rief er ganz erstaunt. „Solche Abenteuerlust hätte ich Dir gar nicht zugetraut."

„Nein," verwahrte Georg sich eifrig, „ich habe wahrhaftig keine romantische Ader. Das Zusammentreffen war ganz zufällig. Ich wollte auf die Pirsch in den Hainberg gehen, und als ich an den Kahn kam, bemerkte ich, daß ich meine Rehblatte vergessen hatte. Christian meinte, in der Abendstunde abkommen zu können, und lief zurück, mir das Pfeifchen zu holen. Ich setzte mich einstweilen auf seine Steinbank. Da wurde geläutet. Christian's Ruf als zuverlässiger Fährmann stand auf dem Spiel, ein Ruf, der in seiner Art so viel werth ist als jeder andere. Genug! Ich holte über, und — es hat mich nicht gereut."

Die scherzende Besprechung des kleinen Ereignisses hatte eine rasche Bekanntschaft vermittelt. Bald war Hedwig in ein landwirthschaftliches Gespräch mit Georg vertieft. Von einem neuen Butterfaß ausgehend, kamen sie zu einem Streit über holländische Kühe und einer Uebereinstimmung über eine amerikanische Dreschmaschine.

Frau von Blachrieth seufzte am Arme Heino's:

„Wenn es nur Niemand hört! Man hält uns sonst für eine Krautjunkerfamilie."

Sie gingen eben den Lora-Flügel entlang. Aus einem der hohen Bogenfenster tönten die lang hinhallenden Akkorde einer Harfe herab.

„Nach wem siehst Du Dich nur um, Heino?" fragte sie nach einer Weile. „Du führst mich so eigenthümlich heute."

„Verzeih, liebe Mama," entschuldigte er sich. „Ich bin ganz benommen von meinem neuen Stoff und suche Ravensburgk, um von ihm etwas über die Wappensage der Falkenecks zu erfahren. Er ist ein außergewöhnlich gut unterrichteter Heraldiker."

„Ah, sehr verbunden," ertönte die dumpfe Stimme des Genannten. „Ich gehe merkwürdiger Weise schon geraume Zeit nebenher, ohne von irgend Jemand beachtet zu werden. Sie meinen jedenfalls die Tradition, daß die Falkenecks bis zu ihrer Mesalliance mit der Nixe den Falken ohne Kappe im Schild geführt und erst zur Buße ihn geblendet und die Devise angenommen haben: ‚Ich harre auf Licht.' Die Geschichte klingt zu modern. Vielleicht ist es eine spätere Legende, wie sie sich immer um hervorragende Persönlichkeiten sammeln, gleich den Nebeln um Berggipfel. Verbürgen läßt sich natürlich nichts. Vor tausend Jahren wurde nicht so viel geschrieben wie heutzutage."

„Tausendjähriges Harren auf Licht; welch schweres Schicksal!" sagte Hedwig, die, den Harfenklängen lauschend, stehen geblieben war.

„Das Schicksal der Menschheit," entgegnete Ravensburgk, indem er seinen Plaid langsam um die Schultern warf. „Der Einzelne kann nichts voraus verlangen."

„So alt sollte der Adel sein?" fragte Frau von Blachrieth ungläubig.

„Daran ist nicht zu zweifeln," entgegnete Ravensburgk leichthin. „Er ist so alt wie der meinige. Die Falken und Raben haben zusammen gekämpft und geraubt. Es sollen auch ein paar von Rudolph von Habsburg zusammen dafür gehenkt worden sein."

„O!" wehrte Frau von Blachrieth.

„Nehmen Sie es nicht tragisch, gnädige Frau," tröstete Ravensburgk ironisch. „Das Werfen der Kaufleute war dazumal Sport, und dieser hat zu keiner Zeit Anspruch auf erhabene Gesinnung gemacht."

„Sagen Sie," erkundigte sich Frau von Blachrieth interessirt, „gehören Sie der Linie Dohlennest an?"

„Nein, Ravensburgk von Ravenskopf; ich bin ein echter Rabe," war die Antwort.

„Ach ja, Ihre Frau Mutter war eine Dohlennest," verbesserte sie ihren Fehler. „Aber die Elsterbergs —"

Hedwig ergriff die Flucht. Sie wußte: wenn ihre Tante einmal anfing, die Stammbäume auf und ab zu klettern, so war sie so bald nicht wieder herunter zu bringen.

„Woher bekommen Sie Ihre Lektüre?" fragte sie Georg, der unentwegt an ihrer Seite ging.

„Von Jungbrunnen," berichtete er.

„Das sind gewiß nur oberflächliche Romane," rügte sie. „Die Buchhandlungen der Bäder sind hauptsächlich darauf angewiesen."

„Nun ja, was man so zum Schmökern braucht," murmelte er verlegen.

„Wir haben unsere kleine Hausbibliothek," erzählte Hedwig. „Wenn das Tagewerk beschlossen ist, sitzen wir in der Wohnstube um den runden Tisch. Ich lese vor, Papa raucht, Mama strickt.

Schöpfen des Oſterwaſſers.
Originalzeichnung von R. Püttner.

Digitized by Google

Unsere neueste Erwerbung ist ein Buch von Gustav Freytag: ‚Bilder aus der deutschen Vergangenheit.‘ Es waren schöne Abende, als wir es lasen. Seitdem habe ich unser altes Haus mit seinem hundertjährigen Geräth noch einmal so lieb und bin noch einmal so stolz darauf, eine Deutsche zu sein.“

„Dafür möchte ich Ihnen nun auch von Herzen die Hand drücken,“ sagte Georg in warmem Tone.

„Mein Gott,“ klagte Frau von Blachrieth plötzlich, indem sie stehen blieb, „die Anlagen sind doch recht beschränkt. Wir mögen einen Weg einschlagen, welchen wir wollen, immer mündet derselbe unter dem Lora-Flügel des Kurhauses.“

„St!“ machte Heino und lauschte.

Jetzt schallte ein mit großer Virtuosität gespielter Perlenregen herab, aus dessen wirbelnden und rollenden Tongebilden eine einförmige Melodie von unendlicher Sehnsucht mit starker Hand „herausgerissen“ wurde. Heino konnte keinen andren Ausdruck für diese leidenschaftliche Art des Vortrags finden.

„Leonore Paloty spielt,“ sagte Ravensburgk. „Diese Fertigkeit spricht allerdings für die Annahme, daß sie von böhmischen Musikanten abstammt.“

„Wie kommt diese fragwürdige Dame zu dem Lora-Lied, welches das Volk in unserem Thale singt?“ fragte Georg, während er mit Hedwig weiter ging.

„Der Herr Aufdermauer marschirt im Sturmschritt,“ bemerkte Ravensburgk mißmuthig.

Verstimmt hüllte Frau von Blachrieth sich in ihre Mantille und klagte:

„Ich darf mich aus Rücksicht auf meine Brunnenkur der Abendluft nicht aussetzen.“

„Pardon, Mama,“ sagte Heino, „wenn dies das Lora-Lied ist, muß ich es zu Ende hören; das ist zu meinem Stoff nothwendig.“

Ravensburgk bot Frau von Blachrieth galant den Arm, und während Heino zurückblieb, geleitete er sie nach Hause, unverwandt das Monocle auf das junge Paar gerichtet, das er so „contre coeur“ chaperonniren mußte, während er die alte Dame „faute de mieux“ führte.

„Herr von Ravensburgk,“ klagte sie, „nicht wahr, Sie erinnern Heino daran, daß er zu rechter Zeit nach Hause geht? Es ist nicht kurgemäß, sich spät zur Ruhe zu begeben.“

„Gnädigste Frau,“ entgegnete Ravensburgk in entschiedenem Tone, „ich glaube, daß Ihr Herr Sohn etwas ganz Anderes bedarf als eine sorgfältige Brunnenkur. Es ist dies eine richtige Erkenntniß des Lebens, und ich meine, daß er seinen Aufenthalt hier benutzen sollte, um einmal Welt und Menschen kennen zu lernen, statt Phantasiebildern nachzujagen.“

Frau von Blachrieth hob beleidigt das Haupt.

„Seine poetische Begabung scheidet ihn von der Prosa des Lebens und bewahrt ihn davor, mit dem Niedrigen in Berührung zu kommen,“ schloß sie mit dem spitzen Tone, der an das Summen der Biene erinnert, die gern stechen möchte.

Ravensburgk nahm keine Notiz von der Anzüglichkeit.

„Auch der dichterische Lorbeer wird nicht erträumt, sondern im heißen Kampfe errungen,“ entgegnete er. „Oder glauben Sie wirklich, daß eine Seele, die nur sich selbst bespiegelt, die keine Leidenschaft kennt, die vom Schmerz und Elend des Lebens nie berührt wurde, daß eine solche Seele Töne zu finden vermöchte, welche die Menschheit auf ihrem Passionswege über diese schöne Erde ergreifen, rühren, erheben können?“

Sie waren an der Wohnung angekommen. Ehe sie noch eine Erwiderung fand, zog er den Hut tief ab. Ihren empfindlichen Abschiedsgruß nahm er mit stoischer Ruhe hin. Sie wandte sich Hedwig zu, die mit holdem Lächeln dem Hauptmann Aufdermauer „Guten Abend“ wünschte.

In tiefer Verstimmung nahm Frau von Blachrieth in ihrem Salon Platz. Während sie, wie allabendlich, eine Fächerpatience legte, krittelte sie:

„Was fällt diesem Herrn von Ravensburgk ein, mir über die Erziehung meines Sohnes Rathschläge zu ertheilen, da er doch selbst nur als abschreckendes Beispiel dienen kann?“

Hedwig stand am Fenster.

„Da wendet sich der Herr Aufdermauer noch einmal um und grüßt herauf,“ sagte sie.

Ihre Tante wurde noch ärgerlicher.

„Ich wundere mich doch, Hedwig, daß Du so schnell vertraut wurdest mit diesem Herrn Aufdermauer. Der Scherz, den er sich mit uns erlaubt hat, war nicht sehr gewählt.“

Jetzt drehte sich Hedwig um.

„Du irrst Dich ein wenig im Ausdruck, liebe Tante,“ erwiderte sie sanft, aber bestimmt. „Er hat uns einen Dienst geleistet.“

Frau von Blachrieth wiegte unmuthig das Haupt.

„Er hat nichts Vornehmes, nichts Apartes; seine Sprache ist nicht gewählt.“

„Ich habe nur den Eindruck,“ widersprach Hedwig, gleichmäßig ruhig, „daß er vor Allem wahr reden und nichts sein will als ein ganzer Mann.“

„Sämmtliche Könige liegen voran, kein Aß ist heraus zu bekommen. Aus der Patience wird nichts.“ Aergerlich schob Frau von Blachrieth die Karten zusammen.

Trotz der Nähe seines Gutes war Georg über Nacht in Jungbrunnen geblieben. Er wolle sich die Morgenpromenade einmal ansehen, hatte er Heino gesagt.

An frühes Aufstehen gewöhnt, saß er schon frühstückend hinter den Myrten- und Granatbäumen, welche seinen Balkon überschatteten, als von dem Badeleben kaum die ersten Spuren sich zeigten. Ueber den Kurplatz zu seinen Füßen schritten nur Milchverkäuferinnen, Bäckerjungen mit Körben voll Brötchen auf den Köpfen, eilten Badewärter hin und her.

Georg meinte, es sei ihm lange nicht so wohl geworden wie heute. Daheim mußte er um diese Stunde dem Verwalter, der Haushälterin, dem Gärtner und Kutscher Rede stehen, welche Bericht erstatteten und seine Befehle einholten; hier konnte er ungestört seinen Gedanken nachhängen, die unaufhörlich die Ereignisse der letzten Tage an seinen Augen vorüber führten. Die kleine Romanscene, die er erlebt hatte, dünkte ihn viel unterhaltender als die Journalnovellen, welche er zu Hause nach dem Mittagsessen zu lesen und über die er regelmäßig einzuschlafen pflegte. Er spann bereits ein Plänchen aus, das dem romanhaften Anfang entsprach, und unternehmend ließ er seinen schwarzen Schnauzbart durch die kräftigen wohlgeformten Hände gleiten.

Da weckte ihn ein Klirren aus seinen Gedanken.

Ihm gegenüber an der Rückseite des Lora-Flügels wurde ein Fenster geöffnet. Eine schlanke Mädchengestalt, in einen von Spitzen überrieselten Négligémantel wie in eine duftige Wolke gehüllt, von aufgelöstem goldblonden Haar wie von einem Schleier umwallt, erschien in dem Rahmen. Das mußte die Paloty sein, über welche die Leute den Verstand verloren hatten! Nachlässig auf das sammetne Fensterkissen gestützt, hielt sie Umschau.

Da — plötzlich — hob sie wie ein lauschendes Reh den zierlichen Kopf höher; ihr Blick heftete sich so gespannt auf eine Stelle des Kurplatzes, daß Georg demselben unwillkürlich folgte.

Aus der Brunnenhalle kam ein schlanker, ganz in Grau gekleideter Herr. Er mochte kaum die Mitte der vierziger Jahre überschritten haben; doch deuteten sein langsamer Gang und sein bleiches abgezehrtes Gesicht auf eine gebrochene Lebenskraft. Kein Blick von ihm richtete sich nach dem Fenster empor, obwohl die Dame sich weit herausbog.

Da verschwand sie einen Augenblick von demselben, um im nächsten mit einem Spiel Karten in der Hand wieder zu erscheinen. Gedankenschnell ließ sie die Blätter durch ihre Finger gleiten und wählte eines derselben aus. Sie warf einen raschen Blick über die gegenüberliegenden Fenster und den Platz; und da der letztere leer war und die zugezogenen Behänge der Fenster so unschuldig aussahen wie die Myrtenbäume, die den Balkon verhüllten, ließ sie die Karte, die Georg's scharfes Auge als das Coeur-Aß erkannte, vor die Füße des frühen Brunnengastes fallen.

Es schien Georg, als zucke der graue Herr ein wenig zusammen. Dann nahm er die Karte auf. Eine der Ecken war eingeknickt, wie man bei verfehlten Visiten zu thun pflegt.

Ein Lächeln ging wie ein heller Schein über sein blasses Gesicht. Aber ohne aufzusehen, schritt er schnell von dannen, obgleich die junge Dame ihm mit dem Blick folgte und erst, als

er verschwunden war, sich ins Zimmer zurück wandte. Georg bemerkte, daß sie dort einen Augenblick stehen blieb, die Hand vor die Augen gedrückt.

„Das weiß Gott! in einem Bade ist der Teufel schon am frühen Morgen los," brummte Georg.

Dann tauchte vor seinen Augen wieder die Mädchengestalt auf, welche nun seit zwei Tagen ihn unaufhörlich umgaukelte, mit den klaren Augen, der sammetartigen bräunlichen Haut, dem sanften stillen Mund. Er stellte sich vor, wie sie in einem weißen Häubchen aussehen müßte; denn solche extravagante Frisuren, wie die Coeur-Dame da drüben trug, waren ihm ganz zuwider. Endlich zeigten die belebtere Promenade und die beginnende Morgenmusik an, daß die Zeit gekommen war, zu der er die Blachrieth'sche Familie der Verabredung gemäß im Kurgarten erwarten durfte.

(Fortsetzung folgt.)

Von klingender Münze und ihrem Werthe.

Offener Brief an eine Wißbegierige.

Von E. Falkenhorst.

Verehrte Frau!

Wie war ich erstaunt, als ich vor Kurzem aus Ihrem Munde die höfliche Bitte vernahm, Sie über eine der brennendsten volkswirthschaftlichen Fragen zu belehren, Sie vertrauter zu machen mit einem Gebiete, auf welchem in der Regel nur der Geist kühl rechnender Männer Befriedigung findet und das wie die Hölle gemieden wird von allen schönen Seelen und solchen, die sich für schöngeistig halten! Anfangs zögerte ich, Ihrem Wunsche Folge zu leisten; denn ich fürchtete das Schlimmste zu begehen, was einem Schriftsteller begegnen kann, ich für'chte langweilig zu werden und Ihren Wissensdurst mit Enttäuschung zu stillen. Ihren wiederholten Bitten mußte ich mich jedoch fügen; ich unternehme das kühne Wagniß und will versuchen, so gut ich es kann, mit Ihnen zu plaudern über einen Gegenstand, der Ihnen seit jeher als der Inbegriff alles Reichthums erschien und der heute wie vor Jahrhunderten und Jahrtausenden eine der brennendsten Fragen der gesammten Kulturwelt bildet.

„Zur Zeit, als noch Saturn und Janus auf Erden herrschten, wurden die ersten Münzen in Umlauf gebracht." So erzählten sich die alten Römer und deuteten dadurch an, daß der Ursprung des Geldwesens in Zeiten zu suchen sei, in welche die geschichtliche Ueberlieferung nicht mehr zurückreicht. Wie uralt uns somit das aus Edelmetallen geprägte Geld erscheinen muß, so finden wir doch bei einiger Betrachtung, daß dasselbe erst einer höheren Kulturstufe der Menschheit angehört, jenen Zeiten, in denen die Verhüttung der Erze und die Bearbeitung der Metalle dem Menschen geläufig waren. Gab es in den früheren Jahrtausenden, welche jener Epoche vorangingen, kein Geld? Ohne Bedenken kann man diese Frage bestimmt beantworten, denn noch heute giebt es Völker, denen die Bearbeitung der Metalle durchaus fremd ist und die über ihre eigenartigen Geldsorten verfügen. Noch heute bilden auf den Karolinen, die durch den Streit Deutschlands mit Spanien und den Richterspruch des Papstes so berühmt geworden sind, große runde Steine das landesübliche Geld, welches, was die Schwere anbelangt, getrost mit den eisernen Münzen Spartas wetteifern könnte. Die Südsee ist außerdem die Heimath einer anderen Geldsorte, welche früher über drei Erdtheile verbreitet war und noch heute an vielen Orten sich in Umlauf befindet. An den Küsten der Malediven, Philippinen ꝛc. lebt eine niedliche Porcellanschnecke, die Kaurimuschel. In uralter Zeit wurde sie von dort nach China, Birma, Siam und Indien verschifft, wo sie als Geld verwendet wurde, und selbst in unseren Tagen dient sie denselben Zwecken nicht allein bei vielen Stämmen der Südsee Insulaner, sondern auch bei den Negern Afrikas.

Sie möchten gewiß neugierig fragen, welchen Werth dieses Geld besitze? Sein Kurs ist schwankend, je nach der Menge, in der es nach einem Lande gebracht wird. Es gab Zeiten, da in Afrika um 10 Kauristücke eine Kuh gekauft werden konnte; jetzt beträgt der Werth einer Hand voll dieser Muscheln (8 bis 10 Stück) nicht mehr als einen Pfennig. Ich mache Sie ganz besonders auf diesen Umstand aufmerksam, denn er ist als ein leicht verständliches Beispiel sehr lehrreich für die Beurtheilung unserer verwickelteren Geldverhältnisse.

Ich könnte die Reihe dieser Beispiele fast ins Unendliche ausdehnen, denn alles Mögliche haben die Menschen im Laufe der Zeit als Geld benutzt: Kakaobohnen und getrocknete Fische, Eier und Salz, Ziegelthee und Datteln, Käse und Tabak, Biberfelle und Kattunstreifen, bunte Glaskorallen und Vogelfedern, Flintenkugeln und Wurfspieße! In einigen Sprachen verräth noch heute das Wort „Geld" die alten längst vergessenen Zahlungsmethoden: „Kung" hieß es im Altrussischen und war gleichlautend mit Marder, „Raha" im Esthnischen, was Pelzwerk bedeutet, und das römische Wort pecunia stammt von pecus, das Vieh.

Betrachten wir aufmerksam alle diese verschiedenen Geldsorten, so finden wir jedoch, daß bei ihrer Auswahl vor Allem das Bestreben maßgebend war, Dinge, die sich leicht aufbewahren und leicht transportiren ließen, als Geld zu verwenden. Darum hat auch die Kaurimuschel, welche diese Eigenschaften besitzt, sich unter allen den genannten Zahlungsmitteln das größte Verbreitungsgebiet erobert.

Aber selbst ihre Vorzüge mußten vor den Eigenschaften der Edelmetalle zurücktreten, die weder der Rost zerfraß noch das Feuer vernichtete, deren Gewinnung mit besonderen Schwierigkeiten verbunden war, deren Fundorte nur in bevorzugten Landstrichen lagen. Das Geld aus Edelmetallen hatte aber anfangs keineswegs die Gestalt der Münzen angenommen; in frühesten Zeiten wurden Barren von Silber und Gold, deren Werth nach dem Gewicht bestimmt wurde, in Zahlung gegeben. Es sollen zwar in China schon 2000 Jahre v. Chr. metallische Münzen existirt haben, aber wir wissen nicht einmal, aus welchem Metall sie geprägt oder gegossen wurden. Verbürgte historische Nachrichten über das Geld in der Form, wie es heute cirkulirt, stammen aus verhältnißmäßig späten Perioden.

Gold und Silber werden jedoch nicht allein zur Prägung von Münzen verwandt; sie funkeln als Ringe an unsern Händen, schmücken als kostbare Geräthe unsere Tafeln und sind darum auch einfache Waaren, deren Werth nicht beständig bleibt, sondern Preisschwankungen ausgesetzt ist. Die aus diesen Waaren geprägten Münzen müssen die Schwankungen mitmachen, müssen naturgemäß im Preise steigen und fallen.

Die fürsorgenden Regierungen aller Zeiten und aller Länder hatten darum versucht, in diesen ewigen Wechsel eine Beständigkeit einzuführen, und schufen Münzwährungen, bestimmten genau, wie viel Münzen aus einem Pfund Gold oder Silber geprägt werden sollten. Mit Recht nahmen sie die Interessen des Handels wahr und erließen Gesetze, welche Münzen aus bestimmten Metallen als obligatorische Zahlungsmittel festsetzten.

Die Natürlichkeit dieser Maßregel brauche ich Ihnen nicht zu erklären. Oder soll ich auf Sie das alte Beispiel anwenden und Sie fragen, ob es Ihnen gleichgültig wäre, mit welcher Metallmünze man Sie bezahlte? Für das Haus neben Ihrer Villa, das geschäftlichen Zwecken dient, beziehen Sie, wenn ich nicht irre, eine Jahresmiethe von 5000 Mark. Was für Augen würden Sie, verehrte Frau, machen, wenn Ihnen der Abmiether eines Tages diese Summe in lauter Nickelstücken oder gar kupfernen Pfennigen begleichen wollte! Fühlten Sie sich da nicht in Ihren Interessen auf das Empfindlichste geschädigt?

Sie sehen also, es ist eine weise und nützliche Verfügung, daß größere Zahlungen nur in werthvollen Metallen angenommen zu werden brauchen. Sie rief die verschiedenen Währungsarten ins Leben, unter denen für unser Thema drei von besonderer Wichtigkeit sind:

Die Silberwährung, bei welcher nur Silber als Kourantgeld fungirt, bei welcher also der Gläubiger gezwungen ist, die Begleichung seiner Forderung vom Schuldner nur in Silbermünzen anzunehmen;

die Goldwährung, bei welcher nur dem Golde die oben erwähnten Rechte zukommen, während das Silber als Scheidemünze gilt, und

die Doppelwährung, bei welcher beide Metalle, Gold und Silber, als gesetzliche Zahlungsmittel gebraucht werden können.

Würde die Silberwährung bei uns in Kraft bestehen, so müßten Sie sich gefallen lassen, daß Ihnen der Miethzins von 5000 Mark in lauter Silbermünzen gezahlt würde; jetzt, wo wir Goldwährung haben, dürfen Sie dieselbe Summe in Gold fordern; bei der doppelten Währung endlich könnte Ihnen der Miether die Summe nach seinem Belieben bald nur in Gold, bald nur in Silber, oder auch zum Theil in Gold und zum Theil in Silber auszahlen lassen.

Für uns kommen nur die beiden letzteren Währungsarten in Betracht, denn wir sehen die Politiker und Volkswirthe heutiger Tage in zwei große Lager getheilt: die Monometallisten, welche für die Goldwährung, und die Bimetallisten, welche für die Doppelwährung eintreten. Sie haben mir, verehrte Frau, im Laufe unsrer Unterhaltung erklärt: Sie begriffen nicht, warum man darüber streite; es müßte doch Jedem gleich sein, ob er mit Gold oder Silber bezahlt werde. Ich möchte Ihren Irrthum aufklären.

Ehe ich dies aber thue, will ich noch einige historische Bemerkungen vorausschicken.

Der berühmte Kopernikus schrieb im Jahre 1526 eine Denkschrift über die Münzen und theilte darin mit, daß damals bei allen Völkern 1 Pfund reinen Goldes so viel gegolten habe wie 12 Pfund reinen Silbers, während man früher für 1 Pfund Gold nur 11 Pfund Silber gegeben habe. Hundertundfünfzig Jahre darauf bemerkt der Italiener Montamari, das früher angenommene Werthverhältniß zwischen Silber und Gold habe sich überlebt und nunmehr könne man für 1 Pfund Gold $14^3/_4$ Pfund Silber erhalten. Diese Entwerthung des Silbers dauerte bis in die jüngste Zeit fort, so daß im letzten Jahrzehnt das Werthverhältniß zwischen den beiden Edelmetallen im Durchschnitt $1 : 19,_{12}$ beträgt — also 1 Pfund Gold den Werth von $19,_{12}$ Pfund Silber repräsentirt.

Die Münzstätten der verschiedenen Staaten können selbstverständlich diesen Preisschwankungen nicht Rechnung tragen, sie müssen vielmehr für lange Zeiträume Geld in Gold und Silber nach einem bestimmten Verhältniß prägen, und dieses Verhältniß beträgt gegenwärtig in den meisten Ländern mit Doppelwährung $1 : 15^1/_2$, sodaß z. B. aus einem Pfund Gold ebenso viele Franks geprägt werden, wie aus $15^1/_2$ Pfund Silber. In Deutschland ist das Verhältniß ein niedrigeres, aus 1 Kilogramm feinen Goldes werden 279 Kronen, d. h. 2790 Mark, und aus einem Kilogramm Silber 200 Mark geprägt. Bei uns hat aber das Silbergeld nur die Bedeutung der Scheidemünze. Wer also jetzt Silbermünzen einschmelzen und als Waare verkaufen wollte, würde ein schlechtes Geschäft machen. In derselben Lage befinden sich aber auch Länder, die unter einander ihre Verpflichtungen mit Silber bezahlen wollen; denn eine Mark Silber gilt im Auslande weniger als eine Mark, ihr Werth fällt mit dem Preise des Silbers. Es ist allerdings für den Handel und Wandel äußerst nachtheilig, wenn das Geld, der Werthmesser aller Dinge, selbst derartigen Preisschwankungen unterliegt, und man betrachtete darum die Einführung der Goldwährung als einen wesentlichen Fortschritt.

Er konnte jedoch diejenigen nicht befriedigen, die sich im Besitze großer Mengen von Silber befinden, die Silberbarone, die in ihren amerikanischen Minen alljährlich über 2 Millionen Pfund Silber produciren, und diejenigen Staaten, in deren Kassen sich ungeheure nach Hunderten von Millionen Mark zählende Vorräthe des entwertheten Silbers angehäuft haben. Für sie ist die Frage von Belang, der Doppelwährung zum Sieg zu verhelfen und dadurch den Preis des Silbers zu steigern, und sie finden eifrige Bundesgenossen in Volkswirthen, welche behaupten, daß das Flüssigmachen des in den Staatskassen nutzlos liegenden Silbers auch auf die Wohlfahrt des Volkes günstigen Einfluß äußern, die Arbeitslöhne erhöhen, die Preise für Nahrungsmittel herabmindern werde.

Die Richtigkeit dieser Behauptung wird stark angefochten, und vor allem würde es ein gefährliches Beginnen sein, wenn ein Staat allein zur Doppelwährung zurückkehren wollte. Ein Spekulant brauchte dann z. B. nur in London das entwerthete Silber aufzukaufen und es in Deutschland in Geld zu verwandeln; es gäbe für ihn kein sichereres und lohnenderes Geschäft, bei welchem der Staat und die übrigen Bürger den Verlust zu tragen hätten. Aus diesem Grunde ist selbst in den Staaten, in welchen die Doppelwährung besteht, gegenwärtig die Ausprägung der Silbermünzen eingeschränkt oder auch gänzlich sistirt worden.

Darum schwärmen auch die Anhänger der Doppelwährung für eine Münzkonvention unter den hervorragendsten Kulturländern der Welt, durch welche das Werthverhältniß zwischen Gold und Silber endgültig geregelt werden könnte, welche, wenn nicht für ewige Zeiten, so doch wenigstens für Jahrzehnte bestimmen würde, wie viel Pfund Silber für ein Pfund Gold zu zahlen wären.

Die Wogen des Kampfes zwischen den Mono- und Bimetallisten gehen augenblicklich sehr hoch, und von beiden Seiten werden viele Gründe ins Feld geführt; gewiß wird mit der Zeit eine Klärung der Ansichten eintreten, aber die Kenntniß der positiven Thatsachen, der statistischen Daten über die Produktion und den Vorrath an Gold und Silber ist gegenwärtig noch so lückenhaft, daß alle bestimmten Schlußfolgerungen nur mit Vorsicht aufzunehmen sind.

Ueberlassen wir also vorläufig den Volkswirthen und Staatsmännern die Prüfung dieser Frage und hoffen wir, daß ihre Lösung zum allgemeinen Besten führen wird. Sie haben jetzt, verehrte Frau, in allgemeinen Zügen die Tragweite und die Bedeutung des immer weitere Kreise ziehenden Streites erkannt, und damit wäre meine Aufgabe Ihnen gegenüber erfüllt.

Ich will jedoch nicht von Ihnen scheiden, ohne als Optimist Ihnen auf einem anderen Gebiete des Münzwesens eine bessere Zukunft zu verheißen. Neben Realpolitikern treiben bekanntlich in der Welt Idealisten ihr Wesen. Diese gutmüthigen Leute möchten die ganze Menschheit unter das Scepter des ewigen Friedens bringen und suchen unablässig alle engherzigen Kulturschranken wegzuräumen. Man schilt sie Träumer und Phantasten, aber unbewußt folgt ihnen doch die Menschheit. Sie wissen, wie der Zauberer Dampf die Völker einander genähert; Sie sind jetzt Zeugin der intimsten Verbindungen, welche die Magierin Elektricität zwischen Städten und Ländern und Welttheilen knüpft. Im allgemeinen Interesse haben die Völker bereits auf Vieles verzichtet, woran sie früher hartnäckig festhielten. Wir und andere Nationen haben in jüngster Zeit die lieben alten Ellen und Füße, Metzen und Quarte aufgegeben und dafür das metrische Maßsystem angenommen. Glauben Sie nicht, daß mit der Zeit auch in der Geldwirthschaft eine ähnliche Umwandlung sich vollziehen wird? Die Apostel des internationalen Geldes sind schon erschienen. Wozu die Mark, die Franken, die Sterlinge, die Dollars, die Rubel! rufen sie aus. Schaffen wir ab diese bunte Gesellschaft! Der Handel kennt keine Landesgrenzen, ist längst ein organisches Ganzes, welches den Erdball umschlingt. Laßt uns also auch ein einheitliches Geld für alle Länder und alle Völker schaffen!

Und wie soll dieses Geld beschaffen sein? würden Sie fragen. Sollen wir unsere Münzen opfern und vielleicht die weitverbreiteten Englands adoptiren? Mit Nichten! Wir brechen radikal mit dem Alten und setzen ein Gramm Gold als Münzeinheit ein. Die Grammstücke können in Berlin das deutsche, in Petersburg das russische Wappen erhalten, in Paris mit dem Zeichen der französischen, in Washington mit dem der amerikanischen Republik versehen werden, ihr Werth wird überall der gleiche sein.

Ob wir die Zeit erleben werden, wo wir, nach den böhmischen Bädern reisend, keine Umrechnung der Mark in Gulden nöthig haben werden, wo Ihnen der Miether den obenerwähnten Hauszins mit rund 1792 Gramm fein Gold wird entrichten müssen? Trotz allem mir angeborenen Optimismus zweifle ich selbst daran, möchte aber unsern Enkeln diese Errungenschaft von Herzen wünschen. Zeit ist Geld, und die Aufhebung der Umrechnungen der Mark in Franken, Dollars ꝛc. ist Zeitersparniß und somit Geldgewinn. Jüngst sprach ich darüber mit Ihrem Neffen von der Handelsschule, er war begeistert für diese Idee und pries glücklich die kommenden Geschlechter der Handelslehrlinge, die ihr Gedächtniß mit der lästigen Gesellschaft von Franken, Rubeln, Dollars ꝛc. nicht mehr beschweren werden. Doch Zeit ist Geld, verehrte Frau, das Sprichwort habe ich zu guter Stunde heraufbeschworen. Es mahnt mich daran, diesen Brief zu schließen in der Hoffnung, durch den Exkurs in die Domaine der Ziffern und Zahlen Ihre Geduld nicht auf zu harte Probe gestellt zu haben.

Ostermorgen.

Von **Julius Lohmeyer.**

Originalzeichnung von Hermann Vogel.

Wald und Strom im Silberduft.
Glockenklang in ſonn'ger Luft;
Durch die Lande friſches Wehen –
Quellenſingen, Auferſtehen!

Ueber Trümmern, Todesgrüften
Froh Erwarten, erſtes Düften;
Erſtes Grün in Feld und Au –
Lerchenjauchzen hoch im Blau!

Aus der Stadt im Morgenſchleier
Strömt's und wogt's zur Frühlingsfeier:
Neu die Erde neu das Herz –
Kinderjubel allerwärts! –

Mädchenherz, auch dich umblühe
Ahnungsreich die Oſterfrühe
Fühl' den Himmel wieder offen –
Und Erfüllung jedem Hoffen!

Digitized by Google

Die Andere.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten

Von W. Heimburg.

(Schluß.)

Ob mir gleich nichts daran lag, die Genesung schritt vorwärts. Es kam der Tag, an dem ich zum ersten Male das Bett auf eine Stunde verließ: es kam die Stunde, wo ich schon wieder am Tische mit Frau Roden saß und alle die guten Sachen essen konnte, mit denen Rekonvalescenten gewöhnlich verzogen werden; ich durfte im Sonnenschein der Mittagsstunde im Garten promeniren, und endlich war ich gesund, ganz gesund.

Mich hielt nichts mehr zurück von meinem Entschluß, nach Berlin zu gehen, als eine thörichte Bangigkeit, eine kaum zu überwindende Angst vor dem Abschied aus diesem Hause. Und eines Abends, als wir still neben einander saßen im Wohnzimmer, begann ich schweren Herzens von meinen Plänen zu sprechen.

Die alte Frau lächelte. „Ich habe keine Vollmacht, Ihre Abreise zu erlauben."

Ich war noch nervös und reizbar, und meine Antwort fiel wunderbar genug aus, indem ich erregt bemerkte: „Ich brauche Niemandes Erlaubniß für meine Schritte!"

Sie nahm es mir entschieden nicht übel; ja, sie that sogar, als habe sie nichts gehört und verstanden. Sie sagte nur bittend: „So lange Fritz noch fort bleibt, wollen Sie mich doch nicht verlassen, Tone? Es ist zwar nicht hübsch, wenn man dergleichen eingesteht, aber ich weiß, Ihnen gegenüber darf ich ehrlich sein — mich hat die Angst und die Pflege ein klein wenig angestrengt, Kindchen. Und der Fritz — Männer haben ja gar kein Verständniß für dergleichen — wollte es durchaus nicht zugeben, daß eine andere Hand Sie berührte, als die meine." Und dabei bog sie sich zu mir herüber; wider Willen mußten meine Augen in die ihrigen sehen.

„Bis er kommt, ja," stammelte ich; „aber seien Sie ehrlich, sagen Sie mir den Tag seiner Rückkehr."

Sie that, als begreife sie noch immer nicht. „Früher überraschte er mich gern einmal. Nun überhaupt, Tonchen, was soll das eigentlich bedeuten? Fürchten Sie sich vor Fritz," was that er Ihnen?"

„Ich kann es Ihnen nicht erzählen! Wenn er es nicht that —"

„Ich weiß nichts! Ich wunderte mich nur über die Abreise von Charlotte. Hurr! Burr! Hast Du nicht gesehen! wurden die Koffer gepackt; es war ein Getöse in den oberen Zimmern, daß wir schleunigst hier unten das Bett für Sie rüsteten; Fritz kam, er wußte nicht wie schnell, in sein altes Zimmer. Derweil lagen Sie in der Wohnstube auf dem Sopha und schwatzten lauter wunderliches Zeug. — Es war da mit einem Male eine Menge Menschen in unserem Hause, die von Rechts wegen gar nicht hinein gehörte; bei Ihnen saß der Doktor und schüttelte den Kopf, und oben der Kammerherr, den Lotte in größter Hast rufen ließ und den Nieke noch traf, als er just in den Wagen steigen wollte. Dazu lief Anita treppauf, treppab mit Kisten und Kasten, und ich stand rathlos zwischen alle dem und hatte keine Ahnung, was denn eigentlich passirt sei. Fritz schwieg wie ein Stock, und was Sie zusammensprachen, hatte keinen Sinn.

Am anderen Morgen um neun Uhr kam Lotte herunter: sie war im schwarzen Sammetmantel mit duftigem Pelzbesatz und nahm Abschied von Ihnen. Sie schien es sehr eilig zu haben, draußen hielt schon der prinzliche Reisewagen. Fritz begleitete sie hinaus, und am Schlag stand der Kammerherr von Derzen mit abgezogenem Hut, als wäre sie die Fürstin selbst. — ‚Schreiben Sie mir, wenn sich Tone's Zustand verschlimmern sollte!' rief sie Fritz zu, der ihr eine Verbeugung machte, die tiefste, die er in seinem ganzen Leben fertig bekommen. Dann zogen die Pferde an, und weg war sie.

Als Fritz wieder in das Zimmer kam, hielt ich ihn am Rockzipfel fest. ‚Jetzt sagst Du, was es gegeben hat,' drängte ich. — ‚Wenn sie gesund ist, Mutter,' wehrte er ab, ‚laß mich jetzt, geh zu ihr.' — Weiter weiß ich nichts," schloß die alte Frau.

„Und Lotte, hat sie nicht geschrieben?"

„Nein, nur einige Karten mit kurzen Anfragen nach Ihrem Befinden. Just Weihnachten war es am schlimmsten: nun ist Alles überstanden, Gott sei Dank! Da draußen Sieg auf Sieg, wir haben einen Kaiser von Deutschland und unser Fritz — ich meine nicht den Kronprinzen von Preußen, Tone, sondern unseren eigenen — er hat das Eiserne Kreuz, am Weihnachtsheiligabend kam es an."

Unser Fritz! Ich schüttelte den Kopf und stand auf. Sie wußte wirklich nichts?

Ich blieb. Aengstlich forschte ich nach Eintreffen eines jeden Briefes, der aus Wiesbaden kam: Wann kehrt er heim? — Es war noch immer nicht abzusehen.

Leise nahte der Vorfrühling, und als die ersten Schneeglöckchen im Garten blühten, da läuteten sie lieblich den Frieden ein. Im Feldlager ruhten die Waffen, unser Kaiser hatte Versailles verlassen und ging nach Berlin. Niemals ist wohl über Deutschland ein Lenz herrlicher aufgegangen! War das ein Jubeln, ein Freuen! „Wenn er wiederkommt!" Das war ein Wort, tausendmal konnte man es hören in jenen Tagen: „Wenn er wiederkommt!"

Es war am siebenten März, da hörte ich es auch, das Wort, als ich durch die Küche ging. Nieke sprach es aus: „Wenn er wiederkommt, gehen wir zusammen zu den Eltern und im Sommer wird geheirathet! Mädchens, Ihr kommt sammt und sonders auf die Hochzeit!"

Ich wandte mich und blickte in das freudig strahlende rothe Mädchengesicht: sie sahen Alle heute so übervergnügt aus da in der Küche.

Im Begriff, das Wohnzimmer zu betreten, erblickte ich Frau Roden, die aus der Stube ihres Sohnes kam mit einem Staubtuch. „Ja, wenn man nicht immer einmal aufräumt, Kind," sprach sie, „so wächst einem der Staub über den Kopf." Und sie trat in die Hausthür und schlug energisch das Tuch aus.

Da draußen fluthete goldener Sonnenschein über die Dächer und die kahlen Bäume. Ein Frühlingstag, so ahnungsvoll und glückverheißend, der das Menschenherz weit macht und an alles Gute, Herrliche glauben läßt. „Möchten Sie nicht einen Gang durch den Garten machen, Tonchen? Es sollte mich wundern, wenn noch keine Veilchen heraus wären," sagte sie, als ich neben ihr stand und über den Hof schaute.

„Wo will der Wagen hin?" fragte ich, als eben der Kutscher die Pferde vor den Landauer spannte.

„Zum Wagenbauer," entgegnete Frau Roden; „das rechte — nein, das linke Vorderrad ist beschädigt."

„Und dazu zieht er Livree an?"

„Aber Kind, er soll wohl in der Stalljacke auf dem Kutscherbock sitzen? Da kennen Sie den Jürgen schlecht."

Ich blickte sie forschend an, aber sie sah unbefangen in den lichtblauen Himmel empor, an dem einige zartweiße Wölkchen standen.

„Ach, ist das ein Tag!" sagte sie entzückt. Und nach einer Weile: „Ich muß an alle Die denken, die sich des Frühlings nicht freuen können, weil er nicht wiederkommt. Tone, wenn wir hier so ständen und sähen über den Hof und wüßten ganz genau, niemals käme er wieder da drüben gegangen, niemals wieder hörte ich seine Stimme — ich glaube, ich könnte den blauen Himmel und den Sonnenschein nicht mehr ertragen."

Mir war es bei dieser Vorstellung, als erbleiche wirklich die Sonne, als werde das Blau dort oben ein einförmiges trauriges Grau. „Es müßte entsetzlich sein!" flüsterten meine Lippen, aber inwendig murrte es bitter und häßlich: Was geht es Dich an!

Dann fiel mir ein, daß ich schon seit gestern einen Brief von Lotte in der Tasche trug, den zu lesen ich mich noch nicht entschließen konnte. Ich ging rasch in meine Stube und erbrach ihn. „Liebe Tone," schrieb sie, „von Tag zu Tag warte ich auf Deine Verlobungsanzeige; wo bleibt sie? Ich irre mich doch nicht, ich meine, Fritz hat mir einmal gesagt, daß er Dich liebt, und ich bin neugierig, zu erfahren, ob er den Muth gehabt hat, Dich zu fragen — —"

Ich ballte das Papier zusammen, ich konnte nicht weiter lesen. Wäre ich doch fort von hier! Ich war so seltsam unruhig

heute; es kam mir vor, als sei ein ungewöhnliches Leben im Hause. Und ich lief durch alle Zimmer und spähte nach einer Bestätigung meines Argwohns — aber nichts zu sehen.

Es ist besser, ich rüste mich bei Zeiten, dachte ich und stieg die Treppen hinauf, wo ich auf einer Bodenkammer meinen Koffer wußte; ich wollte nachsehen, ob er in Ordnung, und ich fand ihn nicht. Sollte Lotte ihn mitgenommen haben? — Ach ja, Lotte! Und wieder griff ich nach dem Brief in der Tasche und, mich gewaltsam überwindend, setzte ich mich auf eine uralte Truhe mit bunten Blumen bemalt und las:

„Mir geht es außerordentlich gut; ich lebe wieder auf in den Genüssen der Großstadt; begreife mich selbst nicht, daß ich einen Moment daran dachte, in dem philisterhaften Rotenberg zu bleiben. Mein ci-devant Gemahl hat mir eine weit anständigere Rente ausgewirkt, als die sparsame Mama es beabsichtigte; Herr von Oerzen brachte mir diese Nachricht. — Leider kann ich Dich nicht auffordern, mich zu besuchen, da ich gewissermaßen selbst Gast bin in dem Hause der Frau von Millern, wenn auch zahlender. Du würdest Dir uebenbei doch nichts aus dem Leben machen, wie wir es hier führen; Dein stiller Ackerhof und zwei gewisse blaue Augen ersetzen Dir wohl die Welt völlig —"

Ich las nicht weiter. Am liebsten hätte ich geweint vor Zorn, aber keine Thräne kam in meine Augen. Todtenstill war es unter dem uralten Hausrath; ein schräger Sonnenstrahl fiel durch das Dachfenster und Millionen Sonnenstäubchen tanzten darin; drüben saß eine Spinne unbeweglich im Netz, das sie zwischen zwei alten Schränken ausgebreitet hatte, und lauerte auf Beute. Ich sehe das Alles noch so deutlich vor mir, und ich höre noch so deutlich das dumpfe Rollen unten auf der Straße, den fröhlichen Peitschenknall und die Männerstimme, die mir das Herz stillstehen ließ vor Schreck und Scham. — Er war gekommen!

Gedämpft scholl Rufen und Sprechen zu mir herauf, Thürenschlagen und Schritte auf der unteren Treppe und im Vorsaal, und endlich sein Ruf: „Tone! Tone!"

Ich rührte mich nicht; wie ein Blitz schoß es mir durch den Kopf: hier sucht dich Niemand, und heute Abend kannst du unbemerkt fort. — Wie? und wohin? Daran dachte ich nicht, nur daß ich ihm nicht gegenüber zu stehen brauche, das arme Närrchen, „Die Andere!"

Ich hörte sie suchen und suchen; es that mir wohl, so ruhig hier zu sitzen, und doch schlug mir das Herz wunderlich bang —. Nun scholten die Stimmen vom Hof und Garten herein, ängstlich, aufgeregt, und plötzlich stand ich auf den Füßen. Dort unten war sein überlauter Ruf erklungen:

„Jürgen, die Braunen vor den Jagdwagen, sofort!"

Ich stand noch immer und schämte mich. War es nicht ein Kinderstreich, mich zu verbergen? Durfte ich ihm zeigen, daß ich ein Wiedersehen fürchtete? — Wo war mein Stolz geblieben! Und ich ging die Treppen hinunter, als hätte ich Blei in den Füßen, und mit dem Gefühl einer grenzenlosen Schwäche.

Im Hausflur war es jetzt still, aber vom Hofe scholl das Trappeln der Pferde, die vor den Wagen gelegt wurden. Mit zitternden Händen öffnete ich Frau Roden's Stube und trat ein. Nebenan im Wohnzimmer hastig auf und abgehende Tritte und die beschwichtigende Stimme der alten Dame:

„Fritz, sei doch ruhig; Du wirst sie ja auf der Station noch finden."

„Das gebe Gott!" sagte er bitter; „ich weiß nicht, was werden soll, wenn sie nicht wiederkehrt."

„Aber Fritz —"

„Mutter," klang es da in höchster Bewegung, „ich kann mir das Haus nicht mehr vorstellen ohne das Mädchen, ich kann nicht leben ohne sie! Du hast mich sicher gemacht, Du hast gesagt, sie liebte mich, und hast nicht einmal verstanden, sie fest zu halten! Warum bin ich fort gegangen ohne ihr Wort — ich — —!"

Die alte Frau blieb still nach ihrer gewohnten klugen Weise; sie kam leise herüber geschritten und öffnete die Thür, und nun stand sie vor mir, überrascht, vorwurfsvoll, aber ohne einen Laut. Dann nahm sie meine schlaff herabhängende Hand, drückte sie und flüsterte:

„Ich will ihn her schicken."

Sie wandte sich, aber da fiel ich ihr in erstickender Angst um den Hals:

„Nein, nein! Ich ertrüge es nicht, wenn ich mich täuschte, wenn er doch nur, um sich zu rächen —"

Nebenan schlug jetzt die Thür, er war hinaus gegangen.

Die alte Frau löste eilig meine beiden Hände von ihrem Hals.

„Eben fährt er fort, in Angst und Verzweiflung," sagte sie ernst und deutete hinaus; „meinen Sie, daß Berechnung oder Rache so aussieht? Gehen Sie ans Fenster, Tone, lassen Sie ihn nicht fahren! Und wenn er nachher vor Ihnen steht und Sie sehen seine verweinten Augen, dann bitten Sie ab, daß Sie den ehrlichsten Menschen für einen Heuchler gehalten haben!"

Sie öffnete die Thür, und willenlos folgte ich an das Fenster der Wohnstube, das nach dem Hofe hinaus schaut. Eben nahm er die Zügel dem Kutscher ab, da klopfte energisch ihr Finger an die Scheiben. Ich sah ihn nicht vom Bocke herunter springen, denn ich hatte nicht das Herz, die Augen aufzuschlagen, ich hörte nur seinen jubelnden Ausruf: ich weiß nur noch, daß er durch den Hausflur stürmte, daß die Thür aufflog und ich im nächsten Augenblick an seiner Brust lag. Wo waren Zweifel, Sorge, Noth? Wie Eis und Schnee vergangen, und über mir der Frühling, der Sonnenschein meines Lebens, zwei ernste blaue Augen in Thränen schimmernd.

„Tone, Du liebes freundliches Geschöpf, sage Ja!" sprach er.

„Du hast mich lieb, mich, die Andere?"

„Nein! nicht die ‚Andere' — die Eine, die Echte und Rechte! Du mußtest es wissen, Tone; längst, längst!"

„Ach, ich dachte, Du könntest Lotte nicht vergessen."

„Lotte? Tone, würde ich sie gebeten haben in meinem Hause zu bleiben, wenn ich nicht völlig gefeit war gegen ihre Macht durch die Neigung zu Dir? Wie gern hätte ich es Dir schon gestanden, daß Du mir theuer biſt, aber ich fürchtete, ich ertrüge ein ‚Nein' nicht in jenen Krankheitstagen. Und da wollte ich es Dir heimlich kundthun und strich eine kleine Stelle im „Ekkehard" an, weil ich gar wohl merkte, Ihr hattet Angst um mich wegen der schönen Frau da oben. Aber Du wolltest es nicht verstehen; wie kannst Du stolz sein, Tone!"

„Wie heißt die Stelle?" fragte ich.

„Selig der Mann, der überwunden hat," sprach er. „Ich aber sage heute: ‚Und dreimal selig der Mann, der gefunden hat!'"

Und da erzählte ich ihm von den Worten, die Lotte gesagt, und die ich zufällig gehört: „Aus Rache!" —

Er lächelte und schüttelte den Kopf. „Hättest Du ein wenig länger gelauscht, so wäre Dir und mir Vieles erspart geblieben, denn dann hättest Du meine Antwort gehört."

„Und?" flüsterte ich.

„‚Aus Rache? Nein, Frau Gräfin! Rache ist der Ausbruch eines todtwunden Herzens, und meines ist gesund schon lange, lange! Und das Heilmittel waren ein Paar stille sanfte Augen und ein liebes, liebes Mädchenantlitz.' — — Willst Du noch fort?" fragte er und ließ mich los, indem er mich übermüthig ansah wie Einer, der seiner Sache gewiß ist.

„Ach Fritz, ich wäre ja mein Lebtag unglücklich gewesen!" flüsterte ich.

Da nahm er mich bei der Hand und führte mich zu seiner Mutter.

„Meine lieben Kinder!" sprach sie fröhlich.

Horch, es läutet! Jubelnd schwingen sich die Klänge hinaus über das blühende Frühlingsland, und allerwärts tönt ihnen gleiche Freudenkunde entgegen, selbst das kleinste Dorfkirchlein erhebt seine Stimme. Zu einem großen Lobgesang schwillt der Chorus an, über Berg und Thal hallt es: Friede! Friede unserem Deutschland, dem einigen! Gott segne unseren Kaiser, der heute einzieht in Berlin. — Wie die Fahnen flattern im lauen Sommerwinde, wie die Menschen alle so fröhlich aussehen, wie selbst das Häuschen der Armuth im Schmuck grüner Kränze prangt!

Am 10. Mai war der Friede zu Frankfurt geschlossen, und heute, am Abend des 16. Juni gab Rotenberg seinen siegreich heimgekehrten Söhnen ein Bankett auf dem Rathhaussaal. Fritz konnte nicht mit Theil nehmen, der hatte mich am Nachmittage in die Kirche vor den Altar geführt, und der alte Superintendent hatte gesprochen: das sei der rechte Hochzeitstag, das Friedensfest; und Friede möge in unserem Hause wohnen immerdar, Friede von heut' an zwischen uns, bis der Tod uns scheidet!

Nur wenige Gäste saßen an der hochzeitlichen Tafel, aber welch echte Fröhlichkeit herrschte! Beim Nachtisch, als schon die Dämmerung herniedersank, brachte Frau Roden mir das gewichtige Schlüsselbund des Hauses, ein wunderfeines Häubchen und eine zierliche funkelnagelneue Geldtasche mit dem Purpurherz darauf. Wie stolz und doch zaghaft nahm ich die Zeichen meiner neuen Würde, wie innig habe ich die Mutter geküßt! Die Frau Oberförsterin aber rief, Fritz müsse mir nun die Haube aufsetzen; und als sie statt des Kranzes mein Haar schmückte, band ich mir scherzend die Tasche um und hakte das Schlüsselbund hinein.

Die Fenster standen offen, Musik schallte herüber und in jeglichem Hause flammten Lichter auf, ein Jubelzeichen deutscher Kraft und Einigkeit. Wir ließen die fröhliche Gesellschaft und gingen durch den wonnigen Sommerabend in den dunklen Garten, Hand in Hand; bei jedem Schritt schlugen leise klirrend die Schlüssel zusammen und läuteten meinen ersten Weg als junge Hausfrau ein. Dann saßen wir unter der Linde und sprachen von allen den Geschehnissen der letzten Jahre und wie es sich nun so wunderbar gewendet.

„Komm, Tone," sagte er, „ich weiß hier einen kleinen Eichensprößling, den wollen wir heute pflanzen; sieh, dort drüben, mitten auf dem Rasenplatz soll er stehen, ein Denkzeichen des heutigen Tages."

Er holte Spaten und Schaufel und grub im Gebüsch das junge Bäumchen aus; er im Bräutigamsfrack und ich im weißen bräutlichen Gewande haben im Abendthau die kleine Eiche gepflanzt. Glückselig uns umfassend standen wir davor. „Möge es wachsen und gedeihen," sagte er, „möge Gott den Frieden erhalten unserem Vaterlande und unserem Hause, — denn von allen Lauten, von allen wonnigen Dir wohlvertrauten, kannst Du ein sanfter Wort als Frieden sagen?!"

Aus dem kleinen Schößling ist heute ein stattliches Bäumchen geworden. Es ist mit einem Eisengitter umfriedet und auf einer Tafel das Datum jenes Tages zu lesen, an welchem es gepflanzt wurde. Alljährlich wird dieser Tag gefeiert, in diesem letzten Jahre hat unser Aeltester sogar eine kleine Rede bei der Erdbeerbowle gehalten, die mein Mann unter der Linde auf dem steinernen Tische bereitet hatte.

Es war aber auch ein besonders festlicher Tag! — Zwischen der Mutter und mir saß eine blasse wunderschöne Frau, in reicher Toilette. Und als nun die Gläser zusammenklangen, da wollte jeder meiner blonden Buben zuerst mit der schönen Tante Lotte anstoßen. Sie war gekommen, eine Pathenstelle bei meinem jüngsten und einzigen Töchterchen zu übernehmen, das heute Abend getauft werden sollte —. Wir hatten uns nicht wiedergesehen, und lange hatte ich bitten müssen, ehe sie kam.

Sie war schon seit zehn Jahren zum zweiten Male verheirathet mit einem österreichischen Baron L. und hatte mit ihrem Gatten, der bei der Botschaft in Italien angestellt war, lange Zeit in Rom gelebt. Kinder besaß sie nicht. Sie war entschieden beunruhigt, als die meinigen sie mit Zärtlichkeiten überschütteten. „Wenn man Kinder nicht gewöhnt ist —" entschuldigte sie sich.

Am späten Abend, als die Gäste sich entfernt hatten, standen wir in dem Zimmer, in welchem Lotte damals gewohnt, und das auch heute wieder für sie zugerichtet war. Sie sah sich lange um. „Es ist nicht die Spur verändert in Eurem alten Neste, Tone, unten nicht und oben nicht, jedes Möbel steht noch auf dem alten Fleck."

„Nur daß ich unten wohne und die Mutter oben, Lotte; — früher war es umgekehrt."

Sie trat zum Fenster und blickte nach dem Schlosse hinüber, dessen weiße Mauern durch die jungen Kastanienblätter leuchteten; und in dem hellen Mondenlicht sah ich, wie mit einem Male ein müder trauriger Zug über ihr schönes Gesicht flog. Ich schlang den Arm um sie. „Ach Lotte, wenn ich nur Eines wüßte — ob Du glücklich bist?"

„Glücklich?" sagte sie und sah an mir vorüber; „was heißt ‚Glück', Tone? Ich habe Alles, was man dazu zu rechnen pflegt, einen Mann, der mich anbetet, soweit der Rennsport ihm Zeit läßt, die ausgesuchteste Eleganz um mich her, die sogenannte Gesellschaft, Theater, Toilette, Equipage, Reisen — ob das Glück ist? Ich bin, glaube ich, nicht fähig Glück zu empfinden —. Aber Du, Tone?"

„Ach Gott im Himmel, Lotte, namenlos glücklich!"

„Man sieht es Dir an," flüsterte sie, — „und ihm auch."

Als sie fortreiste, küßte sie das kleine Lottchen. „Bei Euch ist Frieden," sagte sie leise zu mir. Fritz aber stand am Wagenschlage, und mein Jüngster neben ihm mit einem frischen Strauß, darin prangten die schönsten Rosen aus unserem Garten.

„Den schenkt Dir der Vater, Tante Lotte," sagte der kleine treuherzige Kerl und reichte ihr die Blumen.

Sie nahm den Strauß und stieg mit abgewandtem Gesicht in den Wagen, und dort ließ sie den Schleier über ihre thränenden Augen fallen.

„Lebe wohl, Lotte!" riefen wir.

Arm in Arm standen Fritz und ich und winkten ihr nach, die hinausfuhr in das bunte bewegte Leben mit seinem trügerischen Glanz und Schimmer.

Bei uns aber steht die Friedenseiche im Garten, und unsere Kinder spielen in ihrem Schatten; in unserem altmodischen Hause wohnt das Glück.

Noch heute „das geheimnißvolle Grab".

Neue Studien und alte Erinnerungen von Friedrich Hofmann.

Vor dreiundzwanzig Jahren führte ich die Leser der „Gartenlaube" vor „ein geheimnißvolles Grab". In den Nummern 19 und 20 des Jahrgangs von 1853 erzählte ich ihnen von einem Menschenpaar oder vielmehr von drei Personen, welche im Jahre 1807 plötzlich in Hildburghausen aufgetaucht waren, ungemeldet und unbekannt und offenbar hohem Stande angehörig. Im eigenen Geschirr angekommen, stiegen vor dem Gasthause zum „Englischen Hof" am Marktplatz ein Herr und eine tiefverschleierte Dame aus; der Mann, der ihnen in silberbetreßter Livree Kutscherdienst geleistet hatte, entpuppte sich bald als Kammerdiener und Faktotum der Herrschaften. Die Ansprüche derselben zeigten sofort einen ungewöhnlich hohen Maßstab, aber ebenso die Honorirung für geforderte Leistungen. In kurzer Zeit stand in der kleinen Stadt die Ansicht fest, daß diese Fremden mindestens ein Graf und eine Gräfin sein müßten, diese Bezeichnung wurde bald allgemein, und da von keiner Seite je ein Widerspruch dagegen erfolgte, so erhielt sich dieselbe im Volke fort und ging schließlich auch in die Presse über; auch wir wollen sie, der Kürze und Allgemeinverständlichkeit wegen, beibehalten.

Auffallend wurde bald aber Eines. Hildburghausen war zu jener Zeit noch die Residenz eines herzoglichen Hofes. Wie damals sämmtliche sächsische Herzogshöfe, nicht bloß Weimar und Gotha, sich durch frisches geistiges Leben auszeichneten, wie in Meiningen wenige Jahre früher Herzog Georg mit Jean Paul in traulichstem Verkehr gelebt, in Koburg der edle Prinz Friedrich Josias, der Feldmarschall, einen Anziehungspunkt bildete, so glänzte Hildburghausen durch seine Herzogin Charlotte*, die durch Schönheit und Geist ausgezeichnete Schwester der Königin Luise von Preußen. Hier wurde besonders die Musik gepflegt, die Kapelle hatte so tüchtige Kräfte, daß Karl Maria von Weber seiner Ausbildung wegen längere Zeit dort wohnte, und die Herzogin selbst wurde von den Kunstrichtern jener Tage als eine der größten Sängerinnen von feinster Schulung gepriesen. Es war ein vielbegehrter Vorzug, die schöne Fürstin in Hofconcerten oder bei Kirchenmusiken singen zu hören. Mußte man nicht erwarten, daß so vornehme Fremde, welche sich für längeren Aufenthalt einzurichten schienen, vor Allem einem solchen fürstlichen Hofe sich nähern würden?

Vom ersten Tage an hatte man jedoch das Gegentheil davon zu erleben. Herr und Dame beharrten in strengster Abgeschlossenheit von der gesammten Außenwelt. Angeblich der größeren Ruhe wegen zog man erst in ein anderes Haus am Markt, dann aber in ein isolirt stehendes in der sogenannten Neustadt, einer von französischen Emigranten gebauten freundlichen Vorstadt von Hildburghausen. Wie die Lebensweise der drei fremden Menschen in ihrer oft wunderlichen Absonderlichkeit nach und nach ruchbar wurde, wie sie nach drei Jahren (1810) die Stadt verließen, um in dem anderthalb Stunden entfernten, an der Straße nach Koburg liegenden Landschloß von Eishausen dauernde Unterkunft zu finden, und wie dort ihr Dasein, soweit man dasselbe wahrnehmen konnte, sich gestaltete, bis der Tod der Gräfin, noch mehr aber der des Grafen an dem Schleier des Geheimnisses zu zerren veranlaßte, das habe ich in dem ersten Artikel über unsern Gegenstand dargelegt. Erst drei Jahre später, im Jahrgang 1866, Nr. 21, benutzte ich noch einmal meine erste Quelle, Dr. Rühmer's Mittheilungen in Bülau's „Geheimen Geschichten und räthselhaften Menschen", sowie meine eigenen Nachforschungen an Ort und Stelle zu einem Rückblick auf die Herkunft und Vergangenheit der

* Vgl. „Gartenlaube" 1865, S. 291, und 1871, S. 454.

Haſen in Waſſersnoth.

Originalzeichnung von C. F. Deiker.

Digitized by Google

drei Geheimnißvollen (denn der Kammerdiener gehörte nachweislich dazu) und zur Zuſammenſtellung der Vermuthungen über die Abkunft der Dame, in welcher man bald die Hauptgeſtalt des Geheimniſſes erkannte. Ich ſprach am Schluſſe die Hoffnung aus, daß es der „Gartenlaube“, die ſchon damals zu den verbreitetſten Blättern gehörte, gelingen möchte, zu Perſonen vorzudringen, welche Licht in das unheimliche Dunkel zu bringen im Stande wären, das nicht bloß die nächſte Umgebung, ſondern immer weitere Kreiſe aufregte. Wirklich überraſchte mich ſchon ein Jahr darauf eine Benachrichtigung über wenigſtens einen der mit auffälliger Vorſicht verborgen gehaltenen Wege, auf welchen die bedeutenden Summen, über die der Graf verfügte, in das einſame Schloß gelangten. Ich theilte dies in Nr. 26 des Jahrgangs 1867 mit. Seitdem haben wir den Gegenſtand ruhen laſſen.

Warum wir nach ſo langer Zeit wieder auf ihn zurückkommen? Nicht, weil der Schleier des Geheimniſſes endlich gehoben wäre — er ſchwebt noch vor uns in ſeiner düſteren Unheimlichkeit —, ſondern weil die Möglichkeit der Thatſache eines ſolchen Geheimniſſes in unſerem Jahrhundert, vor noch Tauſenden lebender Zeitgenoſſen noch immer unſer Staunen erregt; weil wir den Wächter desſelben wegen ſeiner Unerſchütterlichkeit in der Durchführung ſeiner Aufgabe ebenſo ſehr bewundern, als wegen ſeiner unerbittlichen Rückſichtsloſigkeit gegen Alles um ſich her, was ſeiner Aufgabe entgegenzutreten drohte, oft verdammen müſſen. Das Geheimniß kann aber kein geringes, am wenigſten von einer Sonderlingslaune gemachtes ſein, weil man zum Wächter desſelben einen Mann von hoher wiſſenſchaftlicher Bildung und offenbar diplomatiſcher Erfahrung wählte und weil man zu ſeiner Wahrung in der Dorfeinſamkeit mehr als eine halbe Million Gulden verwendete. Je mehr man aber durch hiſtoriſche Beleuchtungsmittel die Vergangenheit der verſchleierten Dame zu erhellen ſucht, deſto mehr wird die menſchliche Theilnahme für ſie rege, und ſo wird dieſes „Geheimniß von Eishauſen“ ſeine Anziehungskraft noch für Tauſende auch in kommenden Zeiten behalten.

Schloß in Eishauſen.

Es iſt keine Frage, daß dieſes außer aller Ordnung und doch in aller Ruhe vor ſich gehende Treiben des großen Unbekannten unmöglich geweſen wäre, wenn damals eine Preſſe von der Rührigkeit der gegenwärtigen beſtanden hätte. Vergeblich würde der fremde Herr den Ruf des größten Wohlthäters des Landes ſich erworben und dadurch alle Geſetze zum Schweigen über ſich gebracht haben; die Wucht der öffentlichen Meinung hätte die Riegel geſprengt, hinter denen eine heimlich Gefangene verborgen war. Als das einzige Blatt des Landes, die „Dorfzeitung“, 1818 gegründet wurde, ſtand der Nimbus des „Grafen“ ſchon ſo feſt, daß ihn kein auch noch ſo beſcheidenes Artikelchen antaſtete. Selbſt als es nach dem Tode der Dame bekannt wurde, daß ſie nicht ſeine Gemahlin geweſen, blieb die Preſſe ſtill; durfte doch nicht einmal ein Aufruf nach etwaigen Verwandten und Erben der Todten erlaſſen werden. Erſt als der Hüter des Geheimniſſes die Augen geſchloſſen, gingen die der Zeitgenoſſen auf, und nun ſchienen Publiciſten und Poeten das Verſäumte im Sturmſchritt nachholen zu wollen. Die „Voſſiſche“, die „Allgemeine“ und die „Dorfzeitung“ traten zuerſt mit Berichten für und wider den „Grafen“ und das mit ihm begrabene Geheimniß auf; die Quellenſchrift für alle ſpäteren Autoren wurde aber die 1852 erſchienene, bereits genannte Veröffentlichung Karl Kühner's über „die Geheimnißvollen im Schloſſe zu Eishauſen“, und ihm folgte auf dem Fuße Ludwig Bechſtein mit ſeinem Roman „Der Dunkelgraf“. Nach ihm kam G. Heſekiel, welcher 1858 denſelben Stoff in ſeinem „Graf d'Anethan d'Entragues“ behandelte. Im Jahr 1867 erſchien „Ein ungelöſtes Räthſel“ von Karl Deutſch; 1869 die Novelle „Die Verſchollenen“ von Adolf Wilbrandt, und 1873 A. E. Brachvogel's Erzählung „Das Räthſel von Hildburghauſen“, während La Roche gleich nach des Grafen Tod in einer Broſchüre, ein O. R. 1870 im „Fränkiſchen Merkur“ und 1878 A. Müller in Saalfeld in einem Vortrage den Gegenſtand kritiſch behandelten. Es war ein Durcheinander von Wahrheit und Dichtung aus der Preſſe erwachſen, das den Schleier des Geheimniſſes nur immer mehr verwirrte und dichter zuſammenzog. Da muß es ohne Frage als ein Verdienſt anerkannt werden, daß ein Mann ſich entſchloß, den Wirrwarr mit kritiſchem Meſſer zu löſen und auf Grund eigener Forſchungen aus den noch zu erreichenden Familienpapieren und bei den noch lebenden Zeugen des Ereigniſſes und mit Benutzung der bewährten gedruckten Vorlagen das Bild der Geheimnißvollen neu aufzuſtellen. Ich freue mich, bemerken zu dürfen, daß derſelbe den Artikeln der „Gartenlaube“ beſonderen Werth zuerkennt.

Das Grab der Gräfin.

Dieſe neue Schrift iſt: „Der Dunkelgraf von Eishauſen“. Erinnerungsblätter aus dem Leben eines Diplomaten, von R. A. Human, Dr. jur. et philos. 1. Theil 1883, II. Theil 1886. Hildburghauſen, Keſſelring'ſche Hofbuchhandlung. Dieſer Schrift folge ich nun bei der abermaligen Behandlung dieſes Gegenſtandes für die „Gartenlaube“, und ihr verdanken wir auch die derſelben beigefügten Illuſtrationen.

Ehe ich aber damit beginne, darf ich wohl mit wenigen Worten verrathen, was in mir die ganz beſondere Theilnahme für dieſe Geheimnißvollen erweckte.

Als ich vor nahezu einem Menſchenalter von dem gräflich Mensdorff'ſchen Schloſſe Einöd im wunderſchönen Felſenthal der Hudina in der grünen Steiermark nach Hildburghauſen zurückkehrte, um Joſeph Meyer's durch ſeinen Tod verwaiſtes „Univerſum“ fortzuſetzen, war es mir unmöglich, in der Stadt, in „der Gaſſen quetſchender Enge“ Wohnung zu nehmen, ſo nahe auch alle Thore dem Centrum derſelben liegen. Mein Blick fiel auf das von der halben Höhe des Stadtbergs herabſchauende große Gartenhaus mit ſeinem Oberſtock auf hohen Schwibbögen, und dort zog ich ein.

Mit dem erſten Schritt in dieſes Haus war ich mitten in das dunkle Geheimniß getreten. Dieſes Gartenhaus war Eigenthum des Grafen geweſen, hier durfte die „Gräfin“ im Genuß der freien Natur und des lieblichen Landſchaftsbildes, welches das Werrathal zwiſchen den fränkiſchen Vorhügeln des Thüringer Waldes darbietet, Augenblicke verbringen, die ihr den Wunſch auspreßten, daß ſie hier begraben werden möchte. Und ſo geſchah es: man zeigte mir die Kammer, in welcher ſie hier oben geſchlafen hatte — es wurde nun die meinige — ferner die Stelle in dem Hausflur, wo der Sarg geſtanden, in welchem das arme Weib, das im Leben von keinem Menſchenauge geſehen werden ſollte, nun im Tode vor den Blicken der wenigen bei der Beſtattung beſchäftigten Männer vom Dorf und aus der Stadt offen da lag — in dem weißen Kleide und mit gelben Saffianſchuhen, — „wie zum Tanz geputzt,“ meinte einer der Träger. Und etwa zehn Schritte vom Hauſe entfernt, an einem etwas höher am Berg ſich hinziehenden Wege zwiſchen Tannen und Buſchwerk, welcher der Lieblingsgang der Gräfin geweſen, ragt aus der Berglehne die Steinumfaſſung des Grabes hervor, in welchem ſeit dem 28. November 1837 die wichtigſte Hälfte des großen Geheimniſſes ruht. — Und wer war die jetzige Beſitzerin des Hauſes und führte mich in dieſe Vergangenheit ein? Die Tochter jenes geheimnißvollen Kammerdieners, Kutſchers und Faktotums, die ſelbſt acht Jahre im Schloſſe zu Eishauſen gelebt hat und vor deren Augen der Graf geſtorben war.

Die Leſer glauben es mir nun wohl ohne Verſicherung, daß die Geheimnißvollen längere Zeit Tag und Nacht mit mir umgingen und daß ich Kühner's Schrift mit um ſo größerer Begier las, als ich zugleich aus dem Munde der lebenden Zeugin ſo Vieles erfuhr, was noch in keinem Buche ſtand. Wie oft ſaßen wir an ſchönen Abenden auf dem Mauerrand des Grabes, wo ſie von der ſtillen Schläferin da unter uns erzählte: Wie ſchön die Gräfin geweſen ſei! Sie habe beſonders große, herrliche blaue Augen gehabt, ſtets rothe Wangen und ſei, obwohl damals ſchon eine Fünfzigerin, noch immer ſehr rüſtig geweſen. Lange Zeit habe ſie das Haar à la Titus getragen, vor Allem ſeien ihre Haltung und ihr Gang ſo ſchön und vornehm geweſen, wie ſie niedriger Geſtellte gar nicht nachahmen könnten. Wenn ſie auf ihrem liebſten Weg da auf und ab wandelte, ſang ſie gern, immer jedoch traurige Weiſen, leiſe vor ſich hin; vergaß ſie ſich aber und wurde lauter, ſo daß der Graf es hörte, der ſich in der Regel in der Kaſtanienallee neben dem Hauſe aufhielt, ſo eilte er ſofort herbei und warnte ſie, damit ihr Geſang nicht Aufmerkſamkeit errege. Und traurig ſchwieg ſie dann ganz.

Der Graf hat das Grab nur einmal beſucht, kurz nach Beſtattung der Todten, dann nie wieder. Er ſchenkte Haus und Garten ſeinem Diener Simon Schmidt, dem erſten Gatten Dorothea's, der Tochter Squarre's, des Kammerdieners. Nach Schmidt's Tode ging ſie eine zweite Ehe ein und lebt als Frau Rothnagel noch heute in dem Berggarten.

Machen wir uns nun mit dem Leben und Treiben unſrer Geheimnißvollen näher bekannt.

Durch den Kammerdiener, den der Graf ſelbſt als Philipp Squarre aus der Schweiz bezeichnete, erfuhr man in der Stadt, daß „der gnädige Herr“ ſich Baron Vavel de Verſay ſchreibe. Die Landleute in und um Eishauſen nannten ihn deßhalb in ihrer fränkiſchen Sprechweiſe kurzweg „der Pfaffel“.

Sobald der Graf das Haus in der Neuſtadt bezogen hat, geht eine neue Ordnung der Dinge los: fortan muß Todtenſtille herrſchen, und Niemand darf das obere Stockwerk betreten, das völlig abgeſperrt iſt und deſſen Fenſter Tag und Nacht dicht verhängt ſind. Einen dorthin verirrten Handwerksburſchen jagt der Graf mit der Piſtole in der Hand die Treppe hinunter. Nur Squarre wohnte mit im gehüteten Raum; Köchin und Aufwärterin hatten ihr Nachtquartier außer dem Hauſe.

Digitized by Google

Die Hausbeſitzerin (Frau Geheime Aſſiſtenzrath Radefeld) muß ſich verpflichten, alle nach dem Hof gehenden Fenſterläden zu ſchließen, ſo oft die Herrſchaften ausfahren wollen. Natürlich bohrte die Neugierde Gucklöcher durch dieſe Läden, und ſo ſah man denn, wie der Graf im braunen Frack, der damaligen franzöſiſchen Hofkouleur, und mit dem Hut in der Hand die Dame in den ſelbſt beim herrlichſten Wetter niemals aufgeſchlagenen und ſtets dicht verhängten Wagen führte und mit Verbeugung ihr die Hand zum Einſteigen bot. Bei Spaziergängen iſt die Dame allezeit tief verſchleiert. Auffällige Aufmerkſamkeit widmet der Graf den Durchreiſenden; ein Polizeidiener (Heun) muß ihm ſtets die Fremdenliſte mittheilen; auch die Hausbeſitzerin lädt er bisweilen ins obere Stockwerk ein, aber nur um ſie über Einheimiſche und durchpaſſirende Fremde mit faſt kleinlicher Neugierde auszufragen. Die „Gräfin“ war niemals bei ſolchen Unterhaltungen anweſend, wurde auch nie erwähnt, ſollte überhaupt für Niemand vorhanden ſein. Poſtſendungen, welche unter der Adreſſe „Vavel“ oder „Vavel de Verſay“ zahlreich eintrafen, wurden, um das Betreten der oberen Räume durch die Briefträger zu vermeiden, von der Hausbeſitzerin in Empfang genommen, in einen Korb gelegt und auf ein Klingelzeichen in die Oberwelt hinaufgezogen.

Um dieſe Zeit waren die drei Geheimnißvollen oft tage-, ja wochenlang abweſend. Wie Human aus „vertraulichen Notizen“ erfahren, pflogen ſie damals in Gotha, Frankfurt am Main und Mainz intimen Verkehr mit ſehr „diſtinguirten Perſonen der franzöſiſchen Ariſtokratie“. Um dieſem Verkehr, welcher am Schluſſe des Human'ſchen Buches zu größter Bedeutung kommt, gleich hier näher zu treten, müſſen wir auf drei Jahre vor der Ankunft der Geheimnißvollen in Hildburghauſen uns zurückwenden.

Wir befinden uns zu Ingelfingen im Jagſtkreiſe Württembergs. Das Städtchen war bis 1806 Hauptort einer Standesherrſchaft und Reſidenz der proteſtantiſchen Linie der Fürſten von Hohenlohe, Hohenlohe-Oehringen, oft auch Hohenlohe-Ingelfingen genannt. Für unſere Geſchichte iſt es nicht ohne Bedeutung, daß die Gemahlin des Fürſten Ludwig Karl Friedrich von Hohenlohe-Oehringen-Wickersheim eine Tochter des Herzogs Ernſt Friedrich von Sachſen-Hildburghauſen (Sophie Amalie Karoline) war, und daß die Hohenlohe als eifrige Anhänger der Bourbonen galten. Hier ſtoßen wir auf einen Anknüpfungspunkt einer möglichen fürſtlichen Empfehlung der Geheimnißvollen an den verwandten Hof.

Graf Vavel.

Es war im Jahre 1803, als bei dem Hofapotheker Rampold ein ernſter Herr erſchien, die obere Etage des Hauſes miethete, zugleich eine Dienerin, die Jungfer Böth, annahm und Alles, Wohnung und Lohn, auf Monate voraus bezahlte. Bald darauf fuhr derſelbe Herr, jetzt als Kutſcher, zur Nachtzeit einen dichtverſchloſſenen Wagen vor das Haus, dem ein großer Herr und eine feſtverſchleierte Dame entſtiegen, welche von jenem ehrfurchtsvoll in die beſtellten Zimmer geführt wurde. Auch hier durfte die Dienerin in Anweſenheit der Dame ihr Zimmer nicht betreten, erlauſchte aber oft ihr heftiges Weinen und ſah ſie dicht verſchleiert zu den Ausfahrten die Treppe hinunter gehen. Ebenſo verſah auch hier der Kutſcher Kammerdienerdienſt, nur er durfte die Speiſen in das Vorzimmer der Herrſchaften tragen, und er allein war der Vermittler der letzteren mit der Außenwelt und der Hüter ihrer Ungeſtörtheit. Oft gingen Dame und Herr auch im Schloßgarten und im angrenzenden Kaſtanienwäldchen am Kocher ſpazieren. Endlich ſcheint auch hier der Herr „Graf Vavel“ geheißen und die Dame als ſeine Gemahlin gegolten zu haben, wie folgender Vorfall beweiſt. Bei einem ſolchen Spaziergang kam man an einen Steg, welcher über einen Bach führte. Dort, am Waſſer gleich neben dem Steg, ſpielte ein Knabe, der Sohn des Geheimraths Kraus. Die Dame hatte den Schleier zurückgeſchlagen, den Arm ihres Begleiters verlaſſen und ſchritt vorſichtig vorwärts, als ſie plötzlich den Knaben erblickte, der ihr erſtaunt ins Antlitz ſah. Erſchrocken blieb ſie einen Augenblick ſtehen, ſtrich den Knaben über die Locken und eilte dann, wieder ſorglich verſchleiert, weiter. Der Knabe aber konnte den Anblick der Dame und beſonders ihre ſchönen großen Augen nicht vergeſſen, und als ihm ſpäter in einer Zeichenſtunde, die er mit ſeiner Schweſter beſuchte, Bildniſſe von bourboniſchen Familienmitgliedern vorgelegt wurden, rief er plötzlich hocherfreut aus: „Das iſt meine Gräfin Vavel!“ Unter dem Bilde ſtanden die Worte: „Ducheſſe d'Angoulême“. — Auch Andere, welche die Dame in Ingelfingen geſehen, fanden eine auffallende Aehnlichkeit zwiſchen ihr und der Tochter Ludwig's XVI., deren Bildniß damals viel verbreitet war.

Der Graf verkehrte oft mit einem Kreiſe von Männern, die ſich in der Apotheke zuſammenfanden, wo er häufig auch chemiſchen und mediciniſchen Studien oblag. Doch verfolgte er offenbar mit größter Geſpanntheit die öffentlichen Angelegenheiten in Frankreich und Deutſchland; er hatte in Mergentheim, Heilbronn und Künzelsau bei der Poſt verſchloſſene Brieftaſchen, die durch Stafetten an ihn befördert wurden. Auch waren für ihn ſtets Poſtpferde bereit geſtellt und alle Miethen immer um eine Woche voraus bezahlt. Eine lebhafte Korreſpondenz ſcheint mit der Prinzeſſin Rohan-Rochefort in Ettenheim ſtattgefunden zu haben. Zwei Tage vor der officiellen Anzeige von der Verhaftung ihres Gemahls, des Herzogs von Enghien, hatte eine Stafette die Nachricht zum Grafen gebracht — und am folgenden Morgen waren die drei Geheimnißvollen verſchwunden.

Einige Monate nach dieſer Flucht aus Ingelfingen berichtete der „Schwäbiſche Merkur“, daß Graf Vavel geſtorben ſei. Da ſteigen nun wieder zwei Fragen auf: Hat der Graf ſelbſt dieſe Todeskunde veranlaßt, um an einem anderen Zufluchtsorte deſto ſicherer zu ſein? — Oder iſt jener Graf Vavel wirklich geſtorben, und ein anderer, mit der Vergangenheit desſelben vertrauter Mann nimmt die Rolle des Geheimnißvollen in demſelben Augenblick auf, wo ſie dem Sterbenden aus der Hand fiel? — Letzteres führt zu einer „ſchauerlichen Hypotheſe“, welche wir ſpäter noch näher betrachten werden.

Für den Augenblick iſt eine andere Bemerkung wichtiger: es iſt die Frage, ob der Schutz der bourbonenfreundlichen Fürſten von Hohenlohe nicht die Geheimnißvollen nach Ingelfingen gelockt, und ob nicht die hildburghäuſiſche fürſtliche Verwandtſchaft den Fingerzeig zur ſtillen Stadt an der Werra veranlaßt hat. Die Zeit von der Flucht bis zur Fahrt nach Hildburghauſen ſollen ſie in einem einſamen Gehöfte der Schwäbiſchen Alb zugebracht haben.

Da das Leben in Hildburghauſen in der bereits geſchilderten Weiſe drei Jahre ohne nennenswerthe Aenderungen fortgeführt wurde, ſo folgen wir unſerem ſeltſamen Kleeblatt von Menſchen ſogleich nach Eishauſen, wohin die Ueberſiedelung am 30. September 1810 ſtattgefunden hatte.

Es iſt ein wunderlicher Zufall, daß der Dorftheil, an deſſen äußerſtem Ende das Schloß ſtand, ebenfalls „die Neuſtadt“ hieß. Der Graf datirte ſomit ſeine ſämmtlichen Briefe mit vollem Recht von „Neuſtadt“ und hatte dabei die Genugthuung, daß er, bei der erklecklichen Anzahl von deutſchen Städten, Marktflecken, Dörfern, Weilern und Einzelhöfen dieſes Namens, unter dieſem Zeichen für alle Welt unfindbar war.

Das „Freiherrn-Schloß“ von Eishauſen war ein anſehnliches Gebäude, ein dreiſtöckiges Rechteck aus Fachwerk mit 88 Fenſtern, gewaltigen Kellern, einer hohen Steintreppe mit kunſtvoll gewundenem Eiſengeländer und weit hervorragenden Delphinen an den Dachrinnen. Graf und Gräfin bewohnten das zweite Stockwerk mit 10 Zimmern. Im dritten Stockwerk befand ſich der Ritterſaal mit ſchöner Stuckdecke, darüber erhob ſich ein großer Doppelboden. Im unteren Stock wohnten der Kammerdiener und die Köchin. Im Miethvertrag war wohl bedungen, daß der Pächter des herzoglichen Domainenguts, zu welchem das Schloß gehörte, die Dachräume desſelben zu Fruchtböden benutzen dürfte und daß der alte Schloßverwalter (Handſchuh hieß er) mit ſeiner Frau ihre Wohnung im Schloſſe behalten ſollten, „um die Ruhe desſelben zu überwachen“. Beide Bedingungen waren jedoch ſo wenig nach dem Geſchmack des Grafen, daß er es ſich eine höhere Miethſumme koſten ließ, um Pächter und Schloßverwalter für immer aus dem Hauſe zu entfernen. Und ſo ſtand denn nun das ganze Gebäude mit den mehr als 25 Zimmern der drei Stockwerke, ſammt allen Kellern und Böden ganz allein den vier Menſchen zu Gebote, die unter einem Willen darin lebten.

Ehe wir aber dieſes Leben betrachten, wollen wir uns mit den Perſonen näher bekannt machen, die in und mit dem Schloß verkehrten.

Wir beginnen bei dem Haupte derſelben, beim Grafen.

Dr. Human hat aus Familienpapieren, welche die holländiſchen Verwandten des Grafen ihm zukommen ließen, ein Lebensbild aus der Jugend desſelben zuſammengeſtellt, aus dem wir das Weſentlichſte hier wiedergeben.

Was die Perſon des Grafen betrifft, ſo wird er von Allen, die ihn ſahen, geſchildert als ein großer hagerer Mann mit ovalem, ſcharfgeſchnittenen Geſicht, großem blauen, hervorſtehenden Auge, freier Stirn, bräunlichem Haar und Backenbart, etwas gebogener Naſe, feiner Hand und ſtolzem entſchiedenen Gang. Dieſes Signalement galt natürlich für die Jahre der Kraft. Hatte man ihn in der Stadt nur im Frack beobachtet, ſo ſah man ihn auf dem Dorf faſt nur im langen, dunkeln Rock, mit Schuhen und einem hohen weißgrauen Filzhut. Nach dem Tod der Dame, bis zu welchem von den Herrſchaften ſich ſelten eines an einem Fenſter zeigte, konnte man ihn ſtundenlang in weißer Flanelljacke und Nachtmütze am Fenſter ſitzen ſehen, jedoch nur nach der Hofſeite hin, wo er den Blicken der Neugierde weniger ausgeſetzt war.

Was nun das aufgefundene Biographiſche betrifft, ſo muß ich im Voraus bemerken, daß wir dabei wieder vor einer verhängnißvollen Frage ſtehen: Nicht bei den vielen anderen „Briefen von fürſtlichen Perſonen, Gelehrten, Kaufleuten und Agenten“, ſondern im verſchloſſenen Kutſchenkaſten des Reiſewagens fanden ſich Papiere, welche über Geburt, Stand und frühere Lebensverhältniſſe des Verſtorbenen ziemlich helles Licht verbreiten, aber — dies Alles bezieht ſich nicht auf einen Vavel de Verſay, ſondern auf einen Leonardus Cornelius van der Valk. Konnte das derſelbe Mann ſein, der 40 Jahre lang als „Vavel de Verſay“ gelebt und unter dieſem Namen unzählige Briefe empfangen und als ſolcher ſich ſelbſt unterſchrieben hatte?

Die Gerichte nahmen, allerdings nicht ganz ohne Bedenken, dieſe Identität an, Human's kritiſche Unterſuchungen ſcheinen ſie zu beſtätigen, und uns bleibt vor der Hand auch weiter nichts übrig, als uns dieſem Glauben geduldig zu fügen — aber „die ſchauerliche Hypotheſe“ ſpukt doch dabei abermals.

Das aufgefundene Taufzeugniß berichtet alſo, daß beſagter Leonardus Cornelius van der Valk am 22. September 1769 in der katholiſchen Kirche zu Amſterdam durch den Prieſter Theodor van der Idiert getauft worden, und daß ſein Vater Adrianus van der Valk, ſeine Mutter aber Maria Johanna, eine geborene van Moorſel geweſen. Aus den dabeiliegenden Reiſepäſſen

Digitized by Google

geht hervor, daß dieser Herr van der Valk französischer Officier, dann bis 1799 Sekretär bei der holländischen Gesandtschaft in Paris war und endlich am 1. Juni 1799 nach Deutschland ging, von wo aus er bis zu seinem Tode mit der Familie van der Valk in Briefwechsel gestanden.

Aus der Jugendzeit erfahren wir, daß van der Valk mit seinem Vater nicht immer in Einklang gelebt habe. Er bezog 1789 die Universität Köln, die damals wegen ihrer trefflichen medicinischen Fakultät von Holländern viel besucht war, siedelte im Juli 1790 nach Göttingen über, wo er als Jurist inskribirt war, aber bis 1792 vorzugsweise Geschichte und Staatsrecht studirte. Da verschwindet er plötzlich und taucht 1793 in Paris wieder auf. „Stellungslos und abenteuernd" — hält er es mit der aristokratischen Armeen der Emigration schwärmte. Im Juni 1795 finden wir ihn als Officier einer französischen Grenzarmee, 1797 ist er Kriegsgefangener in England, aber unter fremdem Namen, und am 6. Februar 1798 tritt er in die Dienste der holländischen Diplomatie, und zwar a Legationssekretär im Haag. Er kommt nun mit einer Reihe angesehen Diplomaten in Berührung, wird schon am 2. Juli durch den holländisch Minister van der Göß zum Sekretär bei der Gesandtschaft der Batavisch Republik in Paris mit 4000 Gulden Gehalt ernannt, wohnt sehr vornehm in der Rue de Lille und vertritt im Oktober desselben Jahres den G sandten Schimmelpenninck als Charge d'Affaires mit anerkanntestem Erfol Auch mit Lafayette und Talleyrand trat er damals in Verkehr. Do plötzlich, am 18. März 1799, nimmt er seinen Abschied, reist am 26. Mär nach Amsterdam, kommt noch einmal nach Paris zurück und begiebt sic am 1. Juni nach Deutschland. Damit schließt der erste, noch ziemlic helle Theil seines Lebens. Von nun an beginnt der zweite, der dunkl in welchem wir ihn in Ingelfingen wieder gefunden und bis ins Schlo von Eishausen begleitet haben.

(Fortsetzung folgt.)

Was will das werden?

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Friedrich Spielhagen.

(Fortsetzung.)

Viertes Buch.

Der furchtbare, der glorreiche Winter war zu Ende, und Deutschland durfte sich des Höchsterrungenen freuen. Ich nahm meinen Theil an dieser Freude, die freilich eine ganz reine nicht sein konnte für mich, dem es nicht hatte vergönnt sein sollen, das Höchste mit erringen zu helfen. Dafür hatte mir dann aber der Frühling das Ende meiner Lehrzeit gebracht, nach welchem ich zuletzt doch mit Sehnsucht ausgeschaut. Nicht als ob ich mich für fertig gehalten, von dem Erfolge meines demnächstigen Auftretens sicher überzeugt gewesen wäre! Ich dachte sehr bescheiden von meinen Fortschritten, sehr klein von meinen gelegentlichen Leistungen auf der Liliput-Bühne des süddeutschen Städtchens, in welchem mein Lehrer nach manchem Umherirren den geeignetsten Ort für unsre Studien gefunden haben wollte. Aber ich meinte, wenn ich denn wirklich, wie er standhaft behauptete, bereits schwimmen könne, so wäre die Probe doch nur in tiefem Wasser anzustellen, nicht in diesem hier, das Einem höchstens bis an die Kniee reiche. Er mußte das zugeben, aber er habe sich nach seiner Instruktion zu richten. Hoheit habe befohlen, daß ich nicht früher in seiner Residenz erscheine, als bis er selbst zurück sei, da er mich, bevor ich aufträte, zu sehen und zu prüfen wünsche. Nun, und Hoheit war nicht zurück; Hoheit war bis zuletzt in Versailles geblieben, um das Ende der Kommune-Tragödie abzuwarten; dann zur Erholung von den Strapazen des Feldzuges nach Gastein ins Bad, zur Nachkur an die oberitalienischen Seen gegangen — er, Weißfisch, könne doch nichts dafür, daß darüber der April, der Mai ins Land kam, und freilich auch die Saison auf dem Residenztheater, das der Schauplatz meiner Heldenleistungen sein sollte, zu Ende ging. Hoheit habe das einmal so angeordnet, ich müsse eben Geduld haben; nur mit der Zeit pflücke man Rosen. —

Aber ich merke, daß ich da in Räthseln spreche: meine Lehrzeit — mein Lehrer — Komödienspielen — eine Hoheit, der ich vorgestellt werden soll — was heißt das? wie kommt das? wie bin ich in diese Lage gerathen?

Ja, wie ich in sie gerathen bin! Es ist ein sehr langes und sehr trauriges Kapitel, das ich um des Lesers und um meiner selbst willen so kurz wie möglich berichten will.

Durch den Tod des Vaters und die Flucht der Mutter war ich in eine jammervolle, völlig verzweifelte Situation gerathen. Keine leiseste Andeutung, wohin sie sich gewandt! Dafür von Herrn von Anver, ihrem Beichtiger, die trockene Anzeige, daß sie ihr bei Herrn Israel angelegtes Kapital flüssig gemacht und mit sich genommen; das Haus, in welchem wir so lange gewohnt und das ihr gehörte, an Herrn Israel verkauft habe, und daß ich jetzt frei dem Zuge meines Herzens folgen und mich auf die eigenen Füße stellen dürfe, ohne fürchten zu müssen, durch Einwände der Mutter (die sich nicht von mir, sondern von der ich mich losgesagt) weiter behelligt zu werden.

So war ich denn auf die Straße geworfen, hätten sich meiner nicht mitleidige Menschen angenommen, anzunehmen versucht: die braven Hopps, die guten Israel'schen Frauen, der wackere Professor von Hunnius. Aber für mich wäre das ein Leben unter dem Henkersbeil gewesen — unmöglich, unerträglich.

Und ich hoffte, diesem unerträglichen Leben entrinnen und zugleich einen Wunsch erfüllen zu können, ein glühendes Verlangen, das aus dem Mahnworte des Majors von Vogtriz im Parke von Nonnendorf in meiner Seele emporgewachsen war, sie ganz erfüllend, all mein Sehnen wie in einen Strudel in sich reißend, all mein Denken tyrannisch unterjochend: das glühende Verlangen, in den Krieg, der nun entbrannt war, ziehen, mein Blut für das Vaterland vergießen, mein Leben, das keinen Werth mehr für mich hatte, für das Vaterland dahingeben zu dürfen.

Es sollte nicht sein.

Wie das kam, das dem Leser in Kürze zu erzählen, wird sich demnächst Gelegenheit bieten. Hier nur so viel, daß die Veranlassung, der Hinderungsgrund so schmerzlich war, wie das Krankenlager, auf das ich in Folge dessen geworfen wurde und von welchem ich als ein Halbinvalide erstand, der den freien Gebrauch seines rechten Armes im Leben nicht wieder gewinnen sollte.

Und da trat zu dem gänzlich Verzweifelten der Versucher in der Gestalt des Kammerdieners Weißfisch. Er hatte den scheuen Vogel nur zum Schein entfliehen lassen; in Wahrheit hielt er ihn an dem Faden fest, den er in Nonnendorf geknüpft und der sich jetzt als stark genug und als unzerreißbar bewies. Was da von lahmem Arm! Damit — und wenn's so bliebe — es würde aber sicher nicht so bleiben — könne ich noch jeden Augenblick sämmtliche Erste-Liebhaber-Rollen der Welt spielen! Und wie spielen! ein junger Kerl wie ich, hübsch und schlank, und mit einer Stimme — ah! wenn er die Stimme gehabt hätte —

So lockte der schlaue Finkler, und ich war ein Verzweifelter und — achtzehn Jahre! Zu welchen Tollheiten läßt man sich da nicht leicht überreden, ja, hält die Tollheiten wohl noch gar für höchst verständige Handlungen, für heroische Thaten!

Ich darf zu meiner Ehre sagen, daß mir meine Flucht (denn eine Flucht war's und wurde bei Nacht und Nebel ausgeführt) auch nicht einen Moment in diesem Lichte erschienen ist. Aber noch einmal: ich sah keinen anderen Ausweg, und ich war achtzehn Jahre.

Und so ade, du alte Stadt, in der ich meine Jugend verlebt und die doch nicht meine Heimath war! Ade, du graue Schule, die du wohl dein gewichtiges Haupt schütteln mochtest, als der Schüler, den du immer als einen der fleißigsten und besten geschätzt und gerühmt, dir entfloh wie ein echter, rechter Thunicht gut! Ade, ihr Freunde, die ihr es so gut mit mir meintet und die ihr mir doch alle ausnahmslos als Schergen und Kerkermeister meiner gefesselten, freiheitsdurstigen Seele erschient! Ade — und vorbei! vorbei! —

Die Rosenzeit war wirklich gekommen und meine Geduld völlig erschöpft, als eines Morgens Weißfisch mit der Nachricht ins Zimmer trat: „Er ist zurück und will Sie sofort sehen. Morgen Abend um neun Uhr!"

„Und das sagen Sie mir mit dem düstern Ton des schwedischen Hauptmanns aus dem ‚Wallenstein'?" rief ich lachend.

„Es ist immerhin ein entscheidender Augenblick," sagte Weißfisch.

„Natürlich ist es das, und Gott sei Dank!" erwiderte ich heiter. „Uebrigens sehe ich den entscheidenden Augenblick gar nicht in der Audienz, die mir der Herzog gewähren will —"

„Zu der mich Hoheit befohlen hat," verbesserte Weißfisch.

„Meinetwegen! — sondern in meinem Debüt auf der Bühne. Hoheit wird — oder heißt es ‚werden'?"

„Wenn Sie mit Hoheit sprächen, würde es ‚werden' heißen müssen; in diesem Falle, da Sie von Hoheit sprechen, ist ‚wird' zulässig."

„Also! Hoheit wird mich doch deßhalb nicht fortschicken, weil ihm etwa meine Nase nicht gefällt?"

Der Mann sah so prüfend auf das genannte Organ, als ob er das Für und Wider der Frage in ernstliche Erwägung ziehe, und sagte dann fast heftig: „Es wäre zu arg!"

„Was?"

„Daß Sie ihm nicht gefielen."

„Sehr schmeichelhaft; aber, wenn er der kluge Mann ist, für den Sie ihn ausgeben, so wird er doch, falls das Gegentheil einträte — was ich ja selbst nicht zu fürchten keck genug bin — das endgültige Urtheil über mich dem Publikum und der Kritik überlassen. Ich will doch nicht in seinen persönlichen Dienst, sondern auf seine Bühne gehen. Das wissen Sie ein- für allemal: zum Höfling bin ich nicht geschaffen."

Trotz dieser kecken Reden schlug mir nun doch das Herz, als am Frühabende des folgenden Tages bei einer Biegung der Bahn in dem hügeligen Terrain aus einer grünen Thalmulde, in welche sie eingebettet war, die kleine Residenz mit ihren grauen Häusern und Kirchthürmen und einem massigen Schloß, das, auf einem Hügel gelegen, die Stadt herrisch überragte, vor meinen Blicken auftauchte. Nur für ein paar Minuten, um dann abermals hinter einem höheren Berge zu verschwinden, den die Bahn in mächtiger Kurve umkreisen zu wollen schien, bis der Zug, als sei er die Sache müde, sich nach gellem zornigen Pfeifen in die Nacht eines Tunnels stürzte. Nun kamen wir wieder ans Licht, auch alsbald in ein mit hübschen Villen besetztes Gartengelände, in Mitte dessen der Bahnhof lag. Weißfisch begann das Handgepäck zu ordnen, brauchte aber ganz gegen seine Gewohnheit sehr viel Zeit zu dem einfachen Geschäft und erregte dadurch meine Ungeduld, um so mehr, als er mir gesagt hatte, daß das Hôtel, in welchem wir absteigen wollten, am anderen Ende der Stadt unmittelbar neben dem Schlosse liege, und ich sah, daß die wenigen auf dem Bahnhofe haltenden Einspänner einer nach dem andern mit den angekommenen Passagieren davon fuhren. Endlich war er fertig, und wir betraten den bereits wieder leer gewordenen Perron. Ein Beamter, wohl der Bahnhofsinspektor, gesellte sich, mich höflich, aber stumm begrüßend, zu uns und führte uns, nachdem er einige leise Worte mit Weißfisch gewechselt, durch ein paar sehr stattliche Empfangsräume des Gebäudes, die jedoch mit ihren verhängten Möbeln für gewöhnlich nicht benutzt werden mochten, zu einer Hinterthür, vor welcher eine geschlossene Equipage hielt. Ich war einigermaßen erstaunt, als ich hörte, daß dieser Wagen für uns bestimmt sei; aber Weißfisch schob mich hastig durch die Thür, welche ein Diener geöffnet hielt, der dann auf den Bock sprang. Die Pferde zogen an; ich sah nur eben noch den sich höflich verbeugenden Inspektor. An Gärten und Villen flog der Wagen nun vorüber; rasselte durch ein altes Thor in engere und dunklere Gassen; dann über einen kleinen Platz; abermals durch ein Thor und hielt, wie ich beim Aussteigen bemerkte, auf einem weiten, von hohen düsteren Gebäuden umgebenen Hof am Fuße einer Außentreppe zu einer mit mächtigem, aus Stein gehauenen Wappen gekrönten Spitzbogenthür, aus der, als der Wagen über den Sand des Hofes knirschte, ein Diener getreten war und jetzt die Stufen herabkam. Dieser zweite Diener zu dem ersten, der vom Bock herabsprang; zu beiden Weißfisch, der sich um mich mit dienerhafter Geschäftigkeit bemühte; die im letzten Abendlicht doppelt feierliche Runde der den stillen Hof einschließenden Gebäude von verschiedener Höhe und Form mit ihren weitausladenden Erkern und ragenden Thürmen; die Equipage mit den feurigen Rossen, über deren Pracht ich mich schon auf der Fahrt durch die Stadt im Stillen gewundert hatte — „Was bedeutet dies? wo sind wir?" raunte ich Weißfisch zu, als wir hinter dem zweiten Diener bereits die Steintreppe hinanschritten, worauf Weißfisch, mit bedeutender Gebärde nach dem Diener, den Finger auf den Mund legte. Mir war zu weiteren Fragen nicht die Begierde, wohl aber vor seltsam bangem Erstaunen, das sich immer mehr meiner bemächtigte und mir bald ein regelrechtes Herzklopfen verursachte, Muth und Athem geschwunden.

So ging es, immer den Diener voran, schweigsam die Außentreppe vollends hinauf, durch die Spitzbogenthür; andere, mit Teppichen belegte Steintreppen empor; über enge Korridore, die mir endlos schienen, und die bald durch das Abendlicht, das durch die Fenster hereinfiel, bald durch Lampen erhellt waren, bis wir vor einer Thür Halt machten, welche der voranschreitende Diener zu einem großen Gemach öffnete, in das wir hinter ihm eintraten. Schweigsam entzündete er eine Anzahl von Kerzen auf verschiedenen Tischen und an den Wänden; verschwand dann in einem Nebengemach, in welchem er dasselbe Geschäft zu vollführen schien, kam alsbald wieder herein, flüsterte ein paar Worte mit Weißfisch und verließ das Zimmer. Ich hatte, mitten in dem Raume regungslos stehend, mit den Blicken den Mann verfolgt, während unter seinen Händen ein Theil des Gemaches nach dem andern: ein Spiegel hier, ein Kamin da, ein Sofa dort aus dem Dunkel — denn die Vorhänge waren geschlossen gewesen — hervortrat. Nun, als er die Thür hinter sich zugedrückt hatte, erwachte ich jäh aus meiner Versteinerung.

„Um Himmelswillen, Weißfisch, was bedeutet dies Alles?"

Auf dem glatten Gesichte wollte das gewöhnliche frechverschmitzte Lächeln nicht recht gelingen: es war ein gut Theil Verlegenheit darin; und so klang auch seine Stimme ein wenig unsicher, als er nach einer kleinen Pause erwiderte:

„Ich gebe Ihnen mein Wort, ich wußte selbst nichts davon, bis mir der Bahnhofsinspektor sagte, daß ein Hofwagen draußen stehe. Ich hatte die Zimmer in dem Gasthof bestellt, Sie können sich morgen danach erkundigen. Es scheint, daß der Befehl in der letzten Minute gekommen ist."

„Dann sind wir also —"

„Im herzoglichen Schloß — allerdings."

„Aber wozu? weßhalb? Was soll ich hier? was will der Herzog mit mir? So reden Sie doch, Mann!"

Ich hatte ihn in meiner Aufregung an der Brust gepackt und geschüttelt. Die Verlegenheit aus seinem Lächeln wollte noch immer nicht weichen.

„Lassen Sie mir denn Zeit zum Antworten?" sagte er. „Und was soll ich antworten? Ich weiß nicht mehr, als Sie. Hoheit haben es so befohlen. Uebrigens ist es im Grunde auch ganz egal, ob Sie sich aus einem Gasthofszimmer zur Audienz bei Seiner Hoheit zurecht machen, oder hier im Schlosse — es ist nur so viel bequemer. Sehen Sie, da kommen Ihre Sachen schon."

Die beiden Diener trugen meine Koffer herein und auf Weißfisch's Wink sofort in das Nebengemach, worauf sie sich wieder entfernten, nachdem der eine abermals Weißfisch etwas zugeflüstert, wovon ich nur die Worte: „pünktlich neun Uhr" deutlich verstand.

„Es ist jetzt halb Neun," sagte Weißfisch, seine Uhr mit der Standuhr auf dem Kaminsims vergleichend; „wir haben eben noch Zeit."

Ich brauchte nicht zu fragen, wozu, da Weißfisch mir gesagt hatte, daß ich im Gesellschaftsanzuge, der auch deßhalb wohlverpackt zuoberst im Koffer lag, vor dem Herzog zu erscheinen habe. Er hatte mir außerdem noch gar Vieles gesagt, was bei dieser Gelegenheit von meiner Seite in Beziehung auf Haltung, Rede und Antwort und, ich weiß nicht, auf was noch Alles, zu beobachten sei; ja, er hatte mir die Scene spaßeshalber wiederholt vorgeführt, wobei er abwechselnd mit tollem Uebermuth den Herzog und mich selbst gar ergötzlich darstellte. Aber jetzt waren ihm der Spaß und der Uebermuth vergangen, und seine Mahnungen und Vermahnungen kamen so kläglich heraus, daß ich nun meinerseits in ein lautes Gelächter ausbrach.

„Ei was, Weißfisch," rief ich; „der Mann ist doch schließlich ein Mensch wie wir auch. Was kann mir denn passiren, als daß er nicht der Narr ist, einen Narren an mir zu fressen, wie gewisse andere Leute."

„Und wäre das etwa noch nicht schlimm genug?" fragte Weißfisch.

Der Mann hatte es so ernsthaft gesagt, daß es mich selber ernsthaft und nachdenklich machte. Er hatte ja Recht. Von dem Ausfall dieser Audienz, von dem Eindruck, welchen der Herzog von mir bekam, und dem Urtheil, zu welchem er nach einer Prüfung, die er mit mir anstellen würde, über meine schauspielerische Begabung gelangte, hing doch mein Schicksal ab und, was mir erst jetzt zum ersten Male schwer auf die Seele fiel, das des Mannes, der sein Schicksal an meines geknüpft, der Alles aufgegeben hatte, um mir eine glänzende Zukunft zu verschaffen, und,

wie er mit Wallenstein zu sagen pflegte, „in meines Glückes Schiff mit mir gestiegen“ war.

„Lassen Sie gut sein, Weißfisch,“ sagte ich, während er mir die weiße Kravatte knüpfte; „ich werde mich schon aus der Affaire ziehen. Jedenfalls verspreche ich Ihnen, daß ich mich so klug und geschickt benehmen will, als irgend in meinen Kräften steht; und wenn's zum Vortrag kommt, meinen Max oder Romeo, oder was er sonst befehlen wird — hören Sie, Weißfisch, befehlen! — aber, um Gott, Mann, Sie werden mir doch nicht auch noch das Haar brennen?“

„Nur ein paar Locken auf der Stirn,“ sagte Weißfisch, der schon die Flamme in dem Spirituslämpchen entzündet hatte und jetzt nach der Scheere griff.

„Na, meinetwegen! Sie sollen nicht sagen, daß ich es an irgend etwas habe fehlen lassen.“

Und so stand ich denn, aufs Beste herausgeputzt, vor dem großen Stellspiegel und beschaute nachdenklich mein Bild. Es war mir kein fremdes mehr, wie vor dem Weißfisch'schen Regiment. Ich hatte mich seitdem gar oft in dem Spiegel gesehen, wenn ich nach seiner Anleitung meine theatralischen Posen und Mienen studirte und, da er mich immer wieder versicherte, daß ich ein hübscher Mensch sei, nach Ueberwindung der ersten keuschen Scheu, ein ganz herzhaftes Wohlgefallen an mir gefunden. Ich that das auch in diesem Moment; nur kam ich mir etwas blasser als gewöhnlich vor. Weißfisch sagte: es ist die Beleuchtung.

Es war nicht die Beleuchtung, wie ich an der ängstlichen Spannung in der Herzgegend spürte, als ich etwas später mit Weißfisch hinter dem Diener her, der uns zu holen gekommen war, anfangs durch einen Theil der mir bereits bekannten Korridore, dann durch neue, dann durch Gemächer und Säle, in denen es dunkel gewesen wäre, wenn der Diener nicht eine Laterne bei sich geführt hätte, einen Weg, der mir endlos schien, nach dem Flügel des Schlosses schritt, in welchem der Herzog wohnte. Nun eine Reihe von kleineren behaglicheren Räumen, die mäßig hell beleuchtet waren, und vor denen der Mann mit der Laterne Halt gemacht hatte, um uns einem neuen Diener auszuliefern, der uns eben wieder nur bis zu dem allerletzten Gemach führte, wo uns Jemand in schwarzem Frack und weißer Binde empfing, den ich für einen Herrn vom Hofe hielt, bis mein Blick auf seine unteren Extremitäten fiel, die in Kniehosen, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen staken, so daß ich ihn doch wohl nur für einen Kammerdiener nehmen durfte. Der Mann tauschte ein decentes Lächeln des Wiedersehens und Willkommens mit Weißfisch, nachdem er mich mit einer ernsten Verbeugung beehrt hatte, und wir standen vor einer weißseidenen Portière, die der Mann in den Kniehosen mit der einen Hand zurückschlug, während er zugleich mit der andern an einem Elfenbeinknopf die dahinter befindliche Thür zur Seite schob, eine zweite innere Portière hob und hinter uns — Weißfisch und mir, er selbst war draußen geblieben — fallen ließ.

Ein mäßig großes, mit Gegenständen aller Art überfülltes Gemach, dessen Beleuchtung hauptsächlich von einer mehrarmigen Lampe auszugehen schien auf einem großen, mit Büchern und Papieren und vielen anderen Gegenständen bedeckten Tisch, an welchem, uns den Rücken zuwendend, ein Herr stand und so hinreichend lange stehen blieb — es mögen aber trotzdem nur wenige Sekunden gewesen sein — daß ich jene obigen Beobachtungen anstellen konnte.

Nun machte der Herr eine Bewegung, aber ohne seinen Platz zu wechseln, und sagte, halb über die Schulter gewandt, in einer tiefen, trotz einiger Rauhheit wohllautenden Stimme:

„Ah, Weißfisch! und mein junger Protégé!“

Weißfisch und ich hatten uns gleichzeitig verbeugt; ich war aber mit meiner Verbeugung lange vor meinem Lehrer fertig, der nun im respektvollsten Ton, eben laut genug, um von dem Herrn verstanden zu werden, fragte: „Haben Hoheit sonst noch für mich Befehle?“

„Ich danke Ihnen,“ lautete die kurze Antwort.

Der Herzog — ich wußte also endlich sicher, daß er es war — hatte sich bereits wieder über den Schreibtisch gebeugt. Weißfisch machte abermals seine tiefe Verbeugung und war verschwunden.

In dem Moment richtete sich der Herzog, ein Papier, das er zur Hand genommen, auf den Tisch fallen lassend, zu seiner ganzen stattlichen Höhe empor und kam ein paar rasche Schritte von dem Tisch auf mich zu, blieb abermals stehen und sagte: „Treten Sie näher!“

Ich that es, bis ich mich in schicklicher Entfernung von ihm glaubte, und sah ihm gerade in die Augen, weil dieselben mit einem bis zur Herbheit festen, prüfenden Blick auf mich gerichtet waren. Ich meinte, daß, wenn der hohe Herr, wie doch offenbar, mein armes Ich, so weit das durch den Blick möglich ist, ergründen wollte, ich ihm das nach Kräften erleichtern müsse und nicht etwa durch ein kindisches Niederschlagen der Augen erschweren dürfe.

Auf keinen Fall hatte ich ihn durch meine Kühnheit beleidigt, denn nachdem wir ein paar Momente, die mir allerdings ein wenig lang erschienen, uns so gegenüber gestanden und in die Augen geblickt hatten, glitt etwas wie ein Lächeln über sein Gesicht, und er reichte mir die Hand, indem er gleichzeitig sagte: „Ich freue mich, daß Sie gekommen sind. Aber setzen wir uns dorthin!“

Er wies auf eine Nische in der Wand, die an den Rändern mit einem schmalen Vorhang drapirt und mit einem Sofa ausgestattet war, auf welchem er jetzt Platz nahm, mir winkend, mich auf einen Stuhl in seiner unmittelbaren Nähe zu setzen.

„So!“ sagte er. „Und nun lassen Sie uns ein wenig plaudern. Ich habe genau eine halbe Stunde für Sie.“

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Osterwasser. (Mit Illustration S. 261.) Alles hat seine Zeit, die Zeit des Emporkeimens, der Blüthe und des Zerfallens. Diesem ehernen Naturgesetze sind ebenso wie die Menschen auch ihre Werke unterthan — und die schönsten Sitten und Bräuche machen von der Regel keine Ausnahme. Auch sie altern, verlieren an Frische und Zauber, bis sie verwelkt der Vergessenheit anheimfallen. An dieses Werden und Vergehen selbst der tiefsinnigsten Bräuche erinnert uns das stimmungsvolle Bild des Osterwasserholens.

Ein uralter Glaube führt die Mädchenschar zur Quelle um die stille feierliche Zeit, da am anbrechenden Ostermorgen der Himmel und die Wolken in Purpurgluth erröthen. Um diese Zeit soll die allmächtige Zauberin Natur in dem Wasser der Quellen und Ströme wunderbare Kräfte erzeugen. Von Geschlecht zu Geschlecht berichtete der Volksmund, daß das „Osterwasser“ Krankheiten heile, daß es Jugendfrische und Schönheit dem Körper verleihe, Glück dem in Liebe erwachenden Herzen und Reichthum dem ehrgeizigen bringe. Jahrhunderte lang lebte dieser Glaube und stärkte nach seiner Art die schwindende Hoffnung in Tausenden kämpfender Herzen, bis die Menschheit weiser wurde, an das Märchen nicht mehr glaubte und Trost und Hoffnung bei dem Zeichen des Kreuzes suchte, das vom hohen Thurme Wacht hielt über die Häuserschar der Stadt und die frühen Wanderer am Ostermorgen an größere Verheißung, dauernderes Glück, besseres Leben gemahnte! Von der Sitte des Osterwasserholens blieb nur die leere schöne Form übrig, und so zog man jahraus jahrein in der Osterfrühe zum Fluß und Quell in froher lustiger Schar. Aber auch dieser Brauch verlor sich fast gänzlich, denn ihm fehlte die innere Weihe! Vor Jahrtausenden, als noch die altheidnische Göttin Ostera gläubige Verehrer in allen Gauen des Landes zählte, wurde die Osternacht anders gefeiert. Ihre Priesterinnen wuschen sich in klaren Quellen das Gesicht und verrichteten damit ein Hochamt der Göttin, welche alljährlich die Erde nach langem winterlichen Schlaf zum neuen Leben weckte, wie das Bad den Körper erfrischt. Das Osterwasser war nur ein Symbol eines tiefsinnigen auf Naturanschauung beruhenden Glaubens. Später, als der Kultus der Göttin und ihre Tempel und Haine und ihre Priesterinnen verschwunden waren und nur die Erinnerung an die vergangene Zeit im Volke fortlebte, ward der Glaube zum Aberglauben, welcher dem Symbol die göttlichen Kräfte zuschrieb. Was einst nur die Göttin zu schaffen vermochte, das sollte jetzt das Osterwasser wirken. Thörichter Wahn, den die Erfahrung Lügen strafte! Der Brauch gerieth in Zeiten des Verfalls, und er suchte in Ausflüchten sein Heil. Nun hieß es, man müsse heimlich das Osterwasser holen, wenn man seine Kraft erhalten wolle, man dürfe von Niemand beim Schöpfen überrascht werden, mit Niemand ein Wort wechseln und so weiter, und so weiter! Thörichter Wahn auch dieses, hörte man bald sagen, und nur der Gewohnheit halber wanderte man, wenn die ewigen Sterne am Himmel erloschen, wenn die Klänge der Auferstehungsmesse in christlichen Kirchen verhallt und verstummt waren, zum klaren Quell, um gedanken- und glaubenlos einen alten Brauch zu üben. Aber die vergessene Frühjahrsgöttin grollt nicht der Menschheit, selbst jetzt noch lohnt sie die Mühe den Auserwählten unter ihren unbewußten Verehrern. Durch das werdende Licht am Himmelszelt, durch das Murmeln der neugeborenen Wellen, durch die erwachenden Lieder der Vögel weckte sie und weckt allezeit in den zweifelnden Herzen den festen Glauben an die Unsterblichkeit und Ewigkeit des Lebens.

Heimkehr vom Markt. Seit den Tagen, in welchen Karl von Piloty noch als Profeſſor an der Münchener Kunſtakademie thatſächlich die Führung dieſer Anſtalt übernahm, hat kein anderer Lehrer an derſelben ſolchen Einfluß auf die Schüler zu gewinnen vermocht als Wilhelm Diez, dem wir das Original unſeres Holzſchnittes „Heimkehr vom Markt“ verdanken.

Wilhelm Diez ward am 17. Januar 1839 in Baireuth geboren, beſuchte die Gewerbeſchule ſeiner Vaterſtadt und erhielt an derſelben auch den erſten Zeichenunterricht, worauf er 1853 an die Münchener Akademie übertrat und ſich an ihr etwa dritthalb Jahre fortbildete. Im Hinblick auf die allgemein anerkannte Tüchtigkeit ſeiner Leiſtungen wurde ihm 1871 die Leitung einer Malklaſſe und im folgenden Jahre eine Profeſſur an derſelben Akademie, deren Zögling er geweſen, übertragen. Diez behandelt mit Vorliebe und eingehender Kenntniß Stoffe aus dem Kriegs- und ſocialen Leben des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts, wobei er das kulturgeſchichtliche Element mit ſchlagendem Erfolge betont und ſich an die hervorragenden Meiſter jener Periode anlehnt, ohne ſie ſklaviſch zu kopiren. Auch ſein Vortrag mit dünner Farbe und ſpitzem Pinſel erinnert an ſie, hat aber hier und da etwas Runzeliges, während ſein Kolorit durch einen feinen Silberton das Auge wohlthuend berührt. Bei der ſchlagenden Charakteriſtik ſeiner alten Bauerfrau kann ſich unſer Kommentar zum Bilde auf einige wenige Worte beſchränken. In der nahen Stadt war Jahrmarkt und damit den benachbarten Dörflern Gelegenheit gegeben, ihre Waare an den Mann zu bringen. Es mögen wohl junge Hühner, fette Gänſe und quiekende Ferklein geweſen ſein, die unſere Bäuerin an den Sattelknopf hing, eh' ſie ſich ſelber auf den Rücken ihres Rößleins — nicht ſchwang, denn dazu erſcheint ſie nicht mehr elaſtiſch genug, ſondern — heben ließ. Bis zum 14. Jahrhundert hatten Klöſter und Adel ihre leibeigenen Bauern im Ganzen gut gehalten, gegen das Ende des 15. aber drückte Alles auf dieſelben und das 16. ging mit ihnen nicht beſſer um. Die uns vom Künſtler vorgeführte, den Gewinn ihrer Marktgeſchäfte überzählende Bauerfrau gehört immerhin noch zu den wohlhabenderen, die über ſchlechte Zeiten nicht zu klagen braucht. Karl Albert Regnet.

Wilh Diez
1882

Heimkehr vom Markt. Nach dem Oelgemälde von Wilhelm Diez.

Haſen in Waſſersnoth. (Mit Illuſtration S. 269.) Der Winter iſt plötzlich gewichen, überall ſchmilzt der Schnee, dann hat der Himmel ſeine Schleuſen geöffnet und es in Strömen regnen laſſen auf Gerechte und Ungerechte. Zu Erſteren dürfen wir wohl den Freund aller Jäger, den guten Lampe, zählen. Thut er doch Niemand etwas zu Leide, wogegen die Welt ihm mit ſchnödem Undanke lohnt. Von Menſch und Thier wird er verfolgt, nun kommt auch noch das naſſe Element und erklärt dem Wehrloſen den Krieg. Weithin ſind Wieſen und Aecker überſchwemmt, gleich Inſeln ragen die Dächer der Häuſer aus der weiten Waſſerfläche empor, und nur der ſchmale Damm, welcher den Fluß umſäumt und das tiefer liegende Land gegen die Fluthen ſchützen ſoll, iſt zum Theil noch trocken, während er hier und da bereits dem Drucke der Wogen hat weichen müſſen, die jetzt auch die wenigen, noch ſtehen gebliebenen Theile ſeiner Krone zu ſtürzen trachten. Auf jene trockenen Stellen haben ſich zwei Mitglieder der Sippe Lampe gerettet. Verſchiedene ihrer Gefährten ſahen ſie bereits im Kampfe mit dem naſſen Elemente untergehen, ſie allein ſind dem furchtbaren Geſchick entgangen. Schon beginnen ſie zu hoffen, daß es ihnen noch einmal vergönnt ſein werde, einer winterlichen Treibjagd beizuwohnen — läßt doch die ſichere Gefahr der Gegenwart die nur mögliche, wenn auch furchtbare der Zukunft ſelbſt einem Haſenherzen gering erſcheinen — da werden ſie plötzlich zu ihrem Entſetzen gewahr, daß das Waſſer von Neuem zu ſteigen beginnt. Und nun hoppeln ſie verzweifelt auf dem Damme hin und her, bis ſie endlich, da der Boden bereits unter ihren Läufen zu wanken beginnt, an einer ſchräg über den Fluß hängenden Weide Halt machen. Erſt verſucht der Eine, an der rauhen Fläche emporzuklettern. Die ungewohnte Arbeit gelingt ihm, geborgen hockt er, zitternd vor Froſt und Näſſe, hoch oben, wo die Aeſte der Krone beginnen; vorſichtig folgt ihm nun der Andere.

Auch er hat bereits den ſichern Standpunkt erreicht, er hält ſich für gerettet, als er plötzlich ein Plätſchern am Fuße des Baumes vernimmt. Er wendet ſich, eng ſchmiegt er ſich an den Leidensgefährten, indem er, von Entſetzen gepackt, der neuen Gefahr entgegenblickt. Doch auch dieſe geht gnädig vorüber: es iſt nur ein dritter Leidensgefährte, der den Weg zum rettenden Baumſtamm gefunden. Wünſchen wir dem ſchwer geängſtigten Kleeblatt, daß es das Fallen des Waſſers erlebe und in den friſch aufgrünenden Kohlgärten die rauhen Tage der Ueberſchwemmung vergeſſe. F.

Die Wiederherſtellung der Marienburg. Es war im Jahre 1881, als der nunmehr verſtorbene Dr. Marſchall in der „Gartenlaube“ einen Artikel veröffentlichte, welcher in beredten Worten die Wiederherſtellung des Hochſchloſſes der Marienburg, des von dem Deutſchen Orden errichteten Monumental-Baues, als eine Ehrenſchuld der deutſchen Nation hinſtellte. Und dieſer Ruf iſt nicht ungehört verklungen. Man iſt ſich der Ehrenſchuld bewußt geworden, die alte ehrwürdige Burg gilt nicht mehr als „formloſer Steinhaufen“, ſondern aus den Trümmern und Schuttmaſſen, aus den verwitterten Mauern mit ihren Magazinluken erſteht nun langſam ein Phönix mittelalterlicher Baukunſt, der in ſeiner Pracht und Schönheit einzig daſteht. — Der Verein zur Ausſchmückung und Herſtellung der Marienburg, welcher ſeit ſeiner Gründung im Jahre 1879 eifrig und thatkräftig beſtrebt war das große Werk zu fördern, hat bekanntlich die ſtaatliche Genehmigung zu einer großen Lotterie erwirkt, deren Ertrag die Erfüllung der Ehrenpflicht in nahe Ausſicht ſtellt. Wahrlich zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigen uns die Reſtaurirungspläne, welche der mit dieſer Arbeit betraute Regierungsbaumeiſter Steinbrecht in einer kürzlich veröffentlichten Broſchüre bekannt machte. Nach ſeiner Ausſage exiſtirt kein zweiter Bau aus jener Zeit, der einerſeits dieſem an Schönheit, Größe und Gediegenheit gleichkommt und andererſeits ſo getreu hiſtoriſch wieder hergeſtellt werden kann. Die Forſchungsreſultate haben derartig feſte und unwiderlegbare Anhaltspunkte über die frühere architektoniſche Beſchaffenheit des Bauwerks gegeben, daß das ſtolze „hohe Haus“ ganz in ſeiner alten Würde neu erſtehen wird. T. S.

Heim für deutſche Erzieherinnen in Paris. Das unter dem Protektorat der deutſchen Kronprinzeſſin ſtehende Heim für deutſche Erzieherinnen und Bonnen in Paris (vergl. „Gartenlaube“ Nr. 9) iſt nunmehr eröffnet worden. Daſſelbe befindet ſich in dem zu dieſem Zwecke angekauften Hauſe 21 Rue Brochant. * *

Digitized by Google

Sprechsaal.

Frage 11: Können Sie mir ein gutes Recept für die Bereitung des Johannisbeerweins geben?

Antwort: Nach Heinrich Semler erhält man ein sehr starkes Getränk, wenn man dem ausgepreßten Saft der Johannisbeeren die doppelte Menge Wasser zusetzt und dann zwei Eßlöffel Hefe einrührt. Zwei Tage läßt man den Saft gähren, seiht ihn dann durch ein Haarsieb, fügt für je ein Liter ein Pfund Zucker bei und läßt die Vergährung erfolgen. Wenn dieselbe nahezu beendet ist, wird Franzbranntwein, dessen Menge den vierzigsten Theil des Wassers betragen soll, in das Faß gebracht, das man zwei Tage nachher fest verspundet. In vier Monaten ist der Wein reif. Das Recept ist sehr einfach; nur müssen Sie nicht glauben, daß die Bereitung des Beerenobstweines so leicht vor sich geht, wie man das Recept liest. Sie ist ebenso gut eine Kunst, wie die Weinbereitung aus der Weintraube, sie muß geprüft und will gelernt werden. Daß sie in Deutschland so wenig beachtet wird, ist nur zu bedauern. In England und Nordamerika bilden Beerenobstweine (Erdbeer-, Brombeer-, Johannisbeerwein und Stachelbeerchampagner) nicht zu unterschätzende Handelsartikel. Ausführlichere Anweisungen über die Bereitung dieser Weine finden Sie in Semler's „Die Hebung der Obstverwerthung" (Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung) und in der kleinen Preisschrift „Das Beerenobst" von Franz Göschke (Bernhard Thalacker, Leipzig-Gohlis).

Frage 12: Ist es richtig, das faserige untere Ende des Spargels wegzuschneiden, oder beeinträchtigt es nicht den Geschmack, wenn man dasselbe beläßt?

Antwort: Schälen Sie richtig, vorschriftsmäßig den Spargel, dann erhalten Sie kein faseriges Ende. Die Schale des Spargels muß ganz entfernt werden. Sie ist bei einiger Aufmerksamkeit leicht vom Fleische zu unterscheiden, da beide eine durchaus verschiedene Struktur besitzen. Gegen das untere Ende wird die Schale dicker, hier muß man also mehr, als am oberen Ende abschälen. Sie brauchten dabei nicht ängstlich zu verfahren, denn die Schale ist keineswegs werthlos. Der treffliche Kenner des Spargelbaus und der Spargelverwendung, E. Brinckmeier, läßt, wie er in seinem „Braunschweiger Spargelbuch" mittheilt, seit Jahren die abgeschnittenen Schalen, in Sieben oder auf Tüchern ausgebreitet, womöglich in der Sonne trocknen. Dieselben können an lustigen Orten in Beuteln aufbewahrt werden und geben, in der Bouillon gekocht oder zu Sauce verwendet, diesen den vollen Geschmack von frischem Spargel.

Frage 13: Wie entfernt man alten Schellackanstrich aus Fußböden? Spiritus und Schmierseife wurden vergeblich versucht. Eine besonders ätzende Lauge aus einer Droguenhandlung, auf einen solchen Anstrich angewandt, ergab außer blutigen Händen einen häßlich gefleckten Boden. Wir bitten um Antwort aus dem Leserkreise.

Allerlei Kurzweil.

Schach.

Von **Georg Chocholaus** in Lodenbach.

SCHWARZ

WEISS

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Räthsel.

Groß ist die Zahl meiner Brüder, unzählig scheinen sie dir wohl;
Fügst du ein Zeichen mir bei, nenn' ich ein fröhliches Fest.

Kleiner Briefkasten.

(Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.)

Vieljährige Freundin der „Gartenlaube" in St. Petersburg. Herzlichen Dank für die zu einem „Wohlthat oder irgend einem anderen wohlthätigen Zwecke" bestimmten uns übersandten 50 Mark. Möge Ihr edles Beispiel recht zahlreiche Nachahmer finden! Auch die kleinste Gabe ist uns zu solchem Zwecke willkommen.

Langjähriger Abonnentin in Wien. Die Veröffentlichung der Erzählung „Aus eigener Kraft" von Wilhelmine von Hillern im Jahrgang 1870 der „Gartenlaube" mußte wegen Krankheit der Verfasserin unterbrochen werden. Die für Nr. 23 bestimmte Fortsetzung erschien deshalb erst in Nr. 38.

Margarethe v. E. Das Manuskript ist nicht verwendbar und steht zu Ihrer Verfügung.

A. A. in Riga. Gustav Nierig ist bereits am 16. Februar 1876 gestorben.

Inhalt: Die Vera-Nixe. Novelle von Stefanie Keyser (Fortsetzung). S. 257. — Kleine Freunde. Illustration. S. 257. — Von klingender Münze und ihrem Werthe. Offener Brief an eine Wißbegierige. Von C. Falkenhorst. S. 263. — Ostermorgen. Gedicht von Julius Lobmeyer. Mit Illustration. S. 265. — Die Andere. Von W. Heimburg. (Schluß.) S. 266. — Noch heute „das geheimnißvolle Grab". Neue Studien und alte Erinnerungen von Friedrich Hofmann. S. 268. Mit Abbildungen S. 270 und 271. — Was will das werden? Roman von Friedrich Spielhagen. (Fortsetzung.) S. 272. — Blätter und Blüthen: Osterwasser. S. 274. Mit Illustration S. 261. — Heimkehr vom Markt. Von Karl Albert Regnet. Mit Illustration. S. 275. — Haien in Wassersnoth. S. 275. Mit Illustration S. 269. — Die Wiederherstellung der Marienburg. S. 275. — Heim für deutsche Erzieherinnen in Paris. S. 275. — Sprechsaal. — Allerlei Kurzweil: Schach. — Räthsel. — Kleiner Briefkasten. S. 276.

Unseren neu eingetretenen Abonnenten

theilen wir hierdurch mit, daß sie den letzten Jahrgang (1885) der „Gartenlaube" bis auf Weiteres noch zum Subskriptionspreise von ℳ 6.40 durch alle Buchhandlungen beziehen können. Derselbe enthält unter anderem folgende Novellen und Romane:

Die Frau mit den Karfunkelsteinen. Von E. Marlitt. **Trudchens Heirath.** Von W. Heimburg. **Ein wunderlicher Heiliger.** Novelle von Hans Hopfen. **Unruhige Gäste.** Von Wilhelm Raabe. **Unterm Birnbaum.** Von Th. Fontane. **Verdächtig.** Von E. Werner. **Edelweißkönig.** Von Ludwig Ganghofer ꝛc. ꝛc.

Von einzelnen älteren Jahrgängen der „Gartenlaube" können wir noch eine beschränkte Anzahl von Exemplaren zu dem **ermäßigten Preise von nur Mark 3. — für den vollständigen Jahrgang** abgeben.

Es sind dies die Jahrgänge 1868, 1869, 1872, 1875, 1876, 1877.

Aus dem reichen Inhalte dieser Bände seien hier nur folgende größere Novellen und Romane genannt:

Der Schatz des Kurfürsten	von L. Schücking	1868	Ein kleines Bild	von E. Wichert	1875
Vetter Gabriel	von Paul Heyse		Das Capital	von L. Schücking	
Prinz oder Schlossergeselle	von Louise Mühlbach		Hund und Katz'	von Herman Schmid	
Süden und Norden	von Herman Schmid		Die Kaiserin von Spinetta	von Paul Heyse	
Reichsgräfin Gisela	von E. Marlitt	1869	Im Hause des Commerzienrathes	von E. Marlitt	1876
Die Gasselbuben	von Herman Schmid		Vineta	von E. Werner	
Jedem das Seine	von Ad. von Auer		Ein Grab	von A. Godin	
Verlassen und Verloren	von L. Schücking				
Am Altar	von E. Werner	1872	Aus gährender Zeit	von Victor Blüthgen	1877
Die Diamanten der Großmutter	von L. Schücking		Im Himmelmoos	von Herman Schmid	
Was die Schwalbe sang	von Fr. Spielhagen		Teuerdank's Brautfahrt	von G. von Meyern	

☞ Bestellungen auf den Jahrgang 1885 sowohl als auf die älteren Jahrgänge führen alle Buchhandlungen aus, welche den neuen Jahrgang liefern. Nur solche Besteller, welche an ihrem Wohnort oder in dessen Nähe keine Buchhandlung haben, wollen sich unter Beifügung des Betrags der Bestellung (event. in Briefmarken) direkt franko an die unterzeichnete Verlagshandlung wenden.

Leipzig, April 1886.

Ernst Keil's Nachfolger.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redakteur Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger, Druck von A. Wiede, sämmtlich in Leipzig.

No. 16. 1886.

Die Gartenlaube.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Begründet von **Ernſt Keil** 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Die Lora-Nixe.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von **Stefanie Keyſer.**

(Fortſetzung.)

Immer dichter drängten ſich die Badegäſte um das Bronzegitter, hinter welchem die Brunnenmädchen in ihren weißen Röcken und blauen Jacken die Becher mit heißem Mineralwaſſer füllten.

Ein warmer Dunſt durchzog die Halle und ließ die blaſſen verſchlafenen Geſichter der trinkenden Geſellſchaft noch abgeſpannter erſcheinen. Man gähnte, klagte über die ſchwülen Nächte und die langweilige Saiſon, tadelte die Beſtrebungen Einzelner, ſich vorzudrängen, und war doch ſelbſt nur bemüht, früher Gekommene zu überſpringen. Da entſtand eine Bewegung. Das träge Geplauder verſtummte. Aller Augen richteten ſich neugierig

Der Schweidnitzer Keller zu Breslau im vorigen Jahrhundert. Nach einem alten Kupferſtiche auf Holz gezeichnet von Fritz Bergen.

Digitized by Google

nach dem Eingang. Die Gruppen wichen aus einander, ein leises Rauschen kam heran: Frau Paloty und ihre Tochter traten in die Trinkhalle.

Es war plötzlich, als seien alle andern Anwesenden zusammengeschrumpft oder verblichen.

Frau von Blachrieth wurde von der hoch modernen Krinoline der Frau Paloty zusammengedrückt. Vergeblich winkte sie Heino, ihr zu folgen. Er schaute gespannt den heranschreitenden Damen entgegen. In ihrem Verdruß übersah sie, daß Ravensburgk den Hut vor ihr zog. Und als dieser Hedwig begrüßen wollte, verließ dieselbe gerade mit dem Herrn Aufdermauer tief athmend die heiße Brunnenhalle. Er drehte sich ärgerlich ab und wandte sich ebenfalls den neuen Ankömmlingen zu.

Mit gleichgültiger Ruhe behauptete Frau Paloty das Feld, als sei es ihre einzige Aufgabe, in ihrer kostbaren, aber mattfarbigen Toilette ihrer Tochter zur Folie zu dienen.

Leonore dagegen trat mit der Sicherheit einer Primadonna auf, welche beim Erscheinen sofort die ganze Bühne nimmt. Rasch vorschreitend, überfluthete sie mit ihrem weißen rosa gefütterten Morgenkleid die Steinfliesen der Halle, und ihre blauen Augen blitzten durch den gleich einem leichten Nebelwölkchen sie umflatternden Schleier über die Anwesenden hin. Wie eine zauberische Atmosphäre umgab sie ein feiner Duft von Heliotrop, der mit ihr kam und schwand. Ein Diener folgte den Damen mit ihren kostbaren persischen Shawls und den Trinkbechern.

Um Beide bildeten sich sofort Gruppen. Frau Paloty wurde von älteren Herren und Damen begrüßt, die sie als Bekannte der vorjährigen Saison aufsuchten.

Um Leonore schloß sich ein Kreis, in welchem Ravensburgk Hofmarschallsdienste that, indem er immer neue Vorstellungen vollzog.

Mit der ihm eigenen klanglosen Stimme sprach er:

„Baron Blachrieth, neuestes Opfer der Lora-Nixe, die er durch einen Ritt auf dem Pegasus zu erlösen beschlossen hat."

Einen Augenblick hielt er in seiner Präsentation inne. Warum wandte Leonore sich so überrascht nach ihm um, als hätte er eine welterschütternde Neuigkeit erzählt? Was bedeutete das Aufleuchten ihrer Augen, mit dem sie Blachrieth beglückte? Sie schien wirklich Fassung und Athem verloren zu haben, so gut wie Blachrieth, dessen Augen ganz hingerissen an ihr hingen.

Da er dann fortfuhr, Mister Montagu, den österreichischen Kürassier und noch eine lange Reihe von Herren zu nennen, erschien sie ihm immer noch geistesabwesend. Sie sammelte sich erst wieder, als ihr der Krystallkrug mit dem heißen Mineralwasser gereicht wurde.

„Die Heilquelle hat sich nicht verbessert," sagte sie. „Sie riecht wirklich nach Schwefel, als komme sie direkt aus der Hölle." Mit einer Bewegung des Widerwillens wandte sie den Kopf ab, wobei sie den Inhalt des Glases halb verschüttete.

„Wenn Sie hier eine neue Douche anzulegen beabsichtigen," sprach Ravensburgk, seine bespritzten Stiefeln schüttelnd wie eine Katze, die in die Nässe gerathen ist, „so bitte ich mir wenigstens vorher einen Wink aus, damit ich mich bei Zeiten der überflüssigen Kleidungsstücke entledigen und den Bademeister mit trockenem Leinenzeug bestellen kann."

Leonore lachte zu seiner Unverschämtheit. „Ihre Furcht vor Nässe ist begreiflich bei Ihrer starken Anlage zur Trockenheit."

„Da außer Ihnen noch Niemand diese Eigenschaft an mir entdeckt hat," entgegnete Ravensburgk mit spöttischer Verbeugung, „so vermuthe ich, daß Ihre gluthathmende Gegenwart allein schuld an dieser Erscheinung ist. Gewöhnen Sie sich nur an den Gedanken, daß ich mich nächstens verkrümele."

„Edler Stoff wird durch koncentrirte Hitze geläutert, unedler, erdig lehmiger zerfällt," neckte Leonore.

„Bah! Erd- und Lehmkegel sind wir Alle," erwiderte Ravensburgk.

Leonore warf mit einer graziösen Bewegung den Schleier zurück und strich das Haar aus der niedrigen griechischen Stirn. „Ist das Lehm?" fragte sie übermüthig, und ihr Blick traf in Heino's Augen.

Einen Athemzug lang schauten sich die beiden jungen schönen Menschen strahlend an.

„Nein, das ist die Morgenröthe," sagte Heino entzückt.

„Asche!" tönte es im selben Augenblick wie ein Hauch in Leonoren's Ohr.

Erschrocken sah sie sich nach dem Sprecher um.

Vor ihr stand ein hoch gewachsener schwarz gekleideter junger Mann. Ein ernster Blick, der aus unermessener Höhe zu kommen schien, fiel schwer auf sie herab. Dann wandte sich der Fremde und ging mit ruhigem Schritt durch das Menschengewühl davon.

„Wer ist dieser Herr?" fragte sie hastig den Präsidenten.

„Der jetzige Prediger der Herrnhutergemeine Himmelgarten," erwiderte der alte Herr, mit ihr die Stufen der Brunnenhalle herabsteigend. „Er ist auch Gast der hiesigen Heilquelle, kommt jeden Morgen über den Hainberg herüber und geht am Abend zurück. Eine beschwerliche Badekur; aber als Missionar ist er das Wandern gewohnt worden."

Sie waren in den Kolonnaden angelangt, die auf der einen Seite offen und von wildem Wein umrankt, auf der andern durch Verkaufsläden geschlossen waren. Der bunte Schwarm eleganter Herren und Damen, der Leonoren folgte, wie der Schweif dem Kometen, sammelte sich um den nächsten Verkaufstisch, wo in Glaskästen vieux saxe ausgestellt war, reizende Amoretten, welche Fische fingen und Wein kelterten.

„Echtes Rococo," lobte Baron Pölz mit Kennermiene. „Es kommt doch nichts der koketten Grazie jener Zeit gleich."

„Es ist Alles schon dagewesen, Herr von Pölz," sagte Leonore, seinen überlegenen Ton nachahmend. „Als auf der Meißner Porzellanerde noch Drachen und Bären hausten, malte man schon in Pompeji Amoretten als Schustergesellen an die Wand."

„Ich kenne den Schwindel mit dem Schutthaufen," antwortete Baron Pölz und winkte abwehrend mit der Hand. „Ich dankte Gott, als ich heraus war; ließ mir lieber am Strande von Neapel von den Fischern frische Austern auftischen und von ihren hübschen Töchtern Limonien darüber ausdrücken. Das war doch wirkliches Leben."

„Ja, lebendig müssen uns die alten Kunstwerke werden," belehrte Leonore. „Und wenn unsere Einsicht nicht hinreicht, die Schöpfungen alter Meister zu verstehen, so müssen wir uns an diejenigen halten, welche von der Natur so begnadet sind, daß sie die Gedanken längst vergangener Menschengeschlechter aus ihren zerbröckelnden Werken heraus zu lesen vermögen. Hätten Sie das pompejanische Bilderbuch von Heino von Blachrieth einmal mit Aufmerksamkeit studirt," fügte sie mit nickendem Augenaufschlag gegen Heino hinzu, „so würden Sie die pompejanische Kunst aus den prächtigen Abbildungen und Versen kennen gelernt haben."

„Hat Ihnen mein Bilderbuch gefallen?" fragte Heino roth und verschämt wie ein junges Mädchen.

„Wem nicht?" gegenfragte sie. „Wie habe ich die zarten Verse bewundert, die den Handel mit Amoretten so sinnig auslegen! Nur kann ich Ihnen darin nicht zustimmen, daß der kleine Liebesgott, der sich dreist hinter das Gewand der schönen Frau verbirgt, der erwählte sein soll. Sie beachtet ja den Zudringlichen gar nicht und hat auch für den zuversichtlich mit seinem Kränzchen auf sie zufliegenden nur einen ernsten Blick. Ihr gefällt gewiß allein der kleine Schelm, den die derbe Faust des Händlers an seinen Flügelchen aus dem Taubenkäfig zieht."

„Sind das Allegorien?" fragte Ravensburgk hinzutretend. „Ist vielleicht unter dem dreisten Liebesgott, der an Ihrem Gewand hängen soll, Baron Pölz zu verstehen, der eben auf Ihrer Schleppe herumtritt? Bin ich so glücklich, als der zuversichtliche Amor geschildert zu werden, den man mit einem ernsten Blick abspeist? Und wer ist der Unglückliche, der an den Haaren herbeigezogen wird?"

Als seine Bemerkung keiner Beachtung gewürdigt wurde, lachte er boshaft in sich hinein: „Der Dichterling hat richtig angebissen. Da führt sie ihn an ihrer Angelschnur fort."

Dann spähte er nach der Allee hinüber. Dort ging neben Hedwig der Herr Aufdermauer, und sie plauderten und lachten zusammen. Mit einem unmuthigen Zucken der Augenbrauen ließ er das Monocle fallen.

„Ist es Wahrheit, daß Sie die Lora-Sage zum Gegenstand Ihrer neuesten Dichtung machen wollen?" fragte Leonore, während sie mit Heino in die Gartenwege hinaus schritt.

Er neigte bejahend das Haubt. „Ich würde mich an der Gunst der Götter versündigen, wenn ich die Berufung zu diesem Werk nicht annehmen wollte. Sie überschütten mich mit allen Gaben, deren ich dazu bedarf."

„Vielleicht kann auch ich ein Scherflein dazu beitragen," sprach sie langsam wie überlegend. „Ich kenne die Sage wie mich selbst."

„Stammen Sie aus hiesiger Gegend?" fragte er überrascht. Die Bewohner dieses Landstriches waren ein kleiner Menschenschlag von bräunlicher Farbe und mit nußbraunen Augen.

„Ich gehöre nicht dem Volk des lieblichen Lora-Thales an, und doch ist kein Kind desselben so berechtigt, es seine Heimath zu nennen, als ich." Sie sprach mit einem seltsam geheimnißvollen Lächeln.

Er schaute sie verklärt an. Was ihm zuerst als Ahnung gedämmert hatte, ward mehr und mehr zur Gewißheit. Das Modell zur Nixe war gefunden, und das Geheimniß, welches Leonore umgab, erhöhte nur die Aehnlichkeit.

„O," rief er, „warum auch forschen und fragen? Das thut nur der Alltagsmensch im Alltagsleben. Wir aber sind auf einer Insel der Seligen gelandet, wo man ohne Worte sich versteht, wo wir nichts von einander fordern als unser eigenstes Selbst."

„Das Höchste!" sagte Leonore ernst.

„Das wir doch mit Freuden opfern," antwortete er begeistert, „wenn wir das Ideal gefunden haben, welches unserer Sehnsucht vorschwebte."

„Ja," antwortete sie; „und wer das Opfer ganz und ohne kleinlichen Rückhalt bringt, dem wird schrankenloses Glück, reicher Genuß des Lebens lohnen. Aber wer noch — und sei es nur mit einem Gedanken — in der Welt der Alltäglichkeit wurzelt, der stürzt unrettbar in das Verderben. Das lehrt auch die Sage von der Lora-Nixe."

Sie sah Heino tief, fast wie warnend in die Augen, und es schien ihm, als seien die großen Augensterne hinter den goldigen Wimpern dabei dunkel geworden.

Da trat der Hauptmann Aufdermauer an ihn heran und weckte ihn aus seiner Versunkenheit. „Auf einen Augenblick!" rief Georg höchst angeregt und heiter. „Ich habe Dich in allen einsamen Gängen, wo die Musen wohnen sollen, gesucht. Wir — nämlich Deine Frau Mutter, Fräulein von Grundleben und meine Wenigkeit — haben einen prächtigen Plan gemacht. Wir diniren gemeinschaftlich im Forsthaus auf dem Hainberg. Ich freue mich kindisch darauf, unter meinen schönen Waldbäumen Dich und Deine Familie bewirthen zu dürfen. Ich schicke sofort einen Boten dahin, wenn Du Deine Einwilligung gegeben hast."

„Ich bedaure unendlich," antwortete Heino zerstreut, während sein Blick Leonoren folgte. „Aber ich bin wirklich nicht disponirt, heute noch in Gesellschaft zu sein. Meine neue poetische Aufgabe nimmt mich ganz gefangen."

„Ihm dichtert," krächzte Ravensburgk, der langsam heran schlenderte.

„Es strömt," rief Heino davonstürmend.

„Das wäre ein Glück," sagte Ravensburgk; „bis jetzt war das poetische Aederchen nur durch das Vergrößerungsglas der Gesellschaft erkennbar."

Georg fühlte sich tief enttäuscht. Er wußte, ohne den Leibsohn war Frau von Blachrieth nicht von der Stelle zu bringen. Unmuthig blickte er hinter seinem Freund her, der Leonoren nacheilte.

Sie stand am Eingang zum Lora-Flügel und verabschiedete sich von der Gesellschaft, die einen weiten Kreis um sie gebildet hatte.

Da ging an der glänzenden Gruppe jener graue Herr vorüber, den Georg noch vor wenigen Stunden in so eigenthümlichem Rapport mit dieser Paloty gesehen hatte.

Georg faßte sie scharf ins Auge; aber sie scherzte und lachte heiter weiter, ohne einen Gruß oder Blick mit dem Fremden zu wechseln, dem sie heute Morgen eine so auffallende Beachtung geschenkt hatte.

Langsam kam der graue Herr näher. Seine feinen, aber blassen verlebten Züge trugen den Ausdruck stiller Resignation, und aus den halb geschlossenen Augen blickte eine tiefe Schwermuth.

Ein anderer sehr elegant gekleideter Herr begegnete ihm, dessen regelmäßiges Gesicht und wohlgepflegter schwarzer Henri quatre ihn noch immer schön erscheinen ließen, obgleich er augenscheinlich dem Alter näher als der Jugend stand.

Mit gesuchter Höflichkeit wich er dem Grauen aus und grüßte, während der Andere kaum eine Handbewegung nach seinem leichten Filzhut machte.

„Kennen Sie den Herrn?" fragte Georg.

Ravensburgk drückte sein Glas ins Auge. „Wie man diese Leute eben kennt; man weiß sie zu nennen. Meinen Sie den Großen, Stattlichen? Das ist einer der Croupiers, ein Monsieur Faucon, der letzte der Falleneck's, wie ihn das Gerücht bezeichnet. Ah, Sie wollen wissen, wer der Graue ist? Der Pächter der Bank, ein gewisser Herr Dornheim."

Georg fielen die gestern vernommenen Gerüchte über die Familienverhältnisse der Palotys wieder ein. Er dachte jedoch nicht daran, seine Beobachtungen zu erzählen; das wäre Klatscherei gewesen. Aber er wich dankend dem Anerbieten Ravensburgk's aus, ihn mit den Damen bekannt zu machen.

Ein Trost für den gescheiterten Plan war es ihm, daß Hedwig's frohes Gesicht betrübt wurde, als ihre Tante den Ausflug aufgab, und daß sie beim Abschied sprach: „Auf Wiedersehen!"

Mehrere Tage später saß Frau von Blachrieth mit ihrer Nichte beim Frühstück, das in dem Gärtchen vor ihrer Wohnung aufgetragen war. Es bot einen reizenden Ausblick über den kurz geschorenen, von einem feinen Eisengitter begrenzten Rasenplatz in die Kieswege hinaus, welche von Badegästen in eleganten Morgenanzügen belebt waren. Ein frisches Lüftchen trug die Klänge der Musik aus dem Kurgarten herüber; die Reseda und die Federnelken dufteten in den kleinen Beeten; der Kaffee dampfte, und die braunen Hörnchen lockten in dem vergoldeten Kuchenkörbchen.

Aber Frau von Blachrieth sah nicht behaglich, sondern sorglich aus. Sie hatte schon ein paarmal suchende Blicke hinaus geworfen. Da knirschten endlich eilige Schritte auf dem Gartenwege, und Heino trat rasch unter das weiß und blau gestreifte Zeltdach.

„Ich habe für heute Nachmittag eine Partie nach Himmelgarten arrangirt und rechne dabei sehr auf die Theilnahme und Unterstützung meiner Damen," sagte er, wohlgelaunt sie begrüßend.

„Welche von unseren Bekannten nehmen Theil?" fragte Frau von Blachrieth und blickte von der Badeliste auf, die sie studirte. „Unser Kultusminister jedenfalls."

„Er hat mir geschrieben, daß er nur seiner Kur lebe und an keinem Vergnügen Antheil nehme," antwortete Heino.

Seine Mutter zog bedenklich die Augenbrauen in die Höhe. „Es wird hoffentlich kein übles Zeichen sein, daß er Deine Aufforderung refüsirt. Die Frau Oberhofmeisterin der hochseligen Fürstin hat doch zugesagt?"

„Mein Gott, Mama, die ist ja ganz kontrakt," entgegnete Heino schmollend.

„Nun, man kann ihr doch die Aufmerksamkeit erweisen; sie hat noch Einfluß bei Hofe."

„Sind Deine Freunde dabei?" fragte Hedwig, während sie mit einer zierlichen elfenbeinernen Häkelnadel, die sie in den rosigen Fingern hielt, eifrig an einer feinen Spitzenkante arbeitete.

„Ravensburgk, ja," antwortete Heino. „Aber die Zeit war zu kurz, um Aufdermauer zu benachrichtigen."

Hedwig schwieg und zählte die Maschen an einer Rosette.

Frau von Blachrieth examinirte weiter: „Wie steht's mit Linskis?"

„Ravensburgk ist nicht ganz d'accord mit ihnen; das mag die Ursache sein, die sie danken ließ," entgegnete Heino schon gereizt.

Jetzt sah Frau von Blachrieth ihn aufs Aeußerste erstaunt an. „Aber sage mir um Gotteswillen, wie kannst Du eine Partie arrangiren, an der sich eigentlich Niemand betheiligt?"

„Wenn außer den genannten Familien die gesammte andere Gesellschaft Niemand ist," entgegnete Heino beleidigt, „so ist Deine Bemerkung richtig, Mama. Uebrigens — hier ist das Verzeichniß; prüfe selbst!"

Mit einer Miene, die deutlich sagte, wie wenig Vertrauen ihr das Projekt einflößte, rückte Frau von Blachrieth die goldene Brille zurecht und entfaltete das Papier. „Frau von Nihiloff, um die ihr Töchterchen Vera herumtobt wie ein wilder Kosak; Mister Montagu, der es zu seiner Aufgabe gemacht hat, seine

Füße statt auf die Erde auf einen Stuhl zu stellen, — ich fürchte, er ist ein englischer Schneider; Baron Pölz, der vor seiner Nobilitirung Pelz hieß und Lichte fabricirte; die Gräfin Scultizka, deren Güter zwar im Monde liegen, die aber doch im theuern Kurhaus wohnt; und diese — wie heißen sie doch?" — Sie blinzelte den Namen Paloty an, ohne ihn auszusprechen, und legte das Verzeichniß aus der Hand. „Ja, ja! Die unternehmendsten Herren, die elegantesten Damen — nur schade, daß ich alte einfache Frau nicht unter sie passe."

„Das käme auf die Probe an," redete Heino mit bebenden Lippen zu. „Und Hedwig würde sich gewiß amüsiren. Ravensburgk meint auch, sie müsse in der Zurückgezogenheit, in der Ihr lebt, sich entsetzlich langweilen." Sein Blick forderte Hedwig auf, ihm zu Hilfe zu kommen.

Aber diese sagte gar nichts, sondern häkelte mit größter Gelassenheit weiter.

Und seine Mutter entgegnete würdevoll: „Ein junges Mädchen muß es lernen, sich mit Anstand zu langweilen."

„Nun," brach er unmuthig aus, „da ich kein junges Mädchen bin, wirst Du mich wenigstens von diesem Lehrgegenstand dispensiren müssen. Ich bedarf der Anregung zu meiner Dichtung. In Deinem eng begrenzten Kreis aber könnte ich höchstens Stimmungen zu einer Idylle sammeln. Ich danke es meinem guten Genius, der mich hierher geführt hat, um mich einen reizenden Stoff und ein Modell finden zu lassen, das mich zum Schaffen begeistert. Und ich gedenke auch das Glück auszunützen."

„Mein Gott!" seufzte seine Mutter ganz eingeschüchtert. „Daran kann Dich Niemand hindern. Nur sei vorsichtig. Es wäre doch fatal, wenn diese etwas problematischen Damen daran Konsequenzen knüpften, vielleicht den Winter in der Residenz zu bringen und durch uns in die Gesellschaft eingeführt sein wollten."

Heino lächelte. „Dazu könnte sich unsere Residenz nur gratuliren. Eine so glänzende Erscheinung wie Fräulein Paloty ist dort noch nie aufgetreten."

„Willst Du nicht eine Tasse Kaffee mit uns nehmen?" fragte seine Mutter abbrechend.

„Ich danke sehr," entgegnete Heino. „Ich habe noch zu viel mit Vorbereitungen zu unserem Ausflug zu thun." Und er verließ mit einer förmlichen Verbeugung das Zelt.

Eine Weile wirkte der verstimmende Eindruck, den die Auseinandersetzung mit seiner Mutter auf ihn gemacht hatte, nach. Dann nahmen ihn die unzähligen Geschäfte, welche gesellschaftliche Arrangements mit sich bringen, in Anspruch.

Und Alles war vergessen, als er am Nachmittag auf einem hübschen Fuchs, dem besten Pferd des Verleihers, am Stelldichein sich einfand, um die Ankommenden zu begrüßen, den Zug zu ordnen. (Fortsetzung folgt.)

Einsamkeit.

Von Hermann Linga.

Leuchtend um Berg und Thal gelegt
Schimmert der Mittagssonnenschein,
Ruhig blick' ich und tiefbewegt
In die schlummernde Welt hinein,
Alles ist still in Flur und Hain,
Ich bin allein.

Alles, was mich hier umgiebt,
Hat so selige Friedensmacht
Wie ein Herz, das innig liebt.
Hat auch Eines an mich gedacht?

Wär' ich einsam hier mit Dir,
Das erst wäre vollkomm'nes Glück!
Aus den Blumen und Felsen hier
Fänden wir nimmer den Weg zurück!

Wie sich Fern an Ferne dehnt
Bis in den blauen Himmel hinein!
Ach, und was mein Herz ersehnt,
Wird es niemals wieder mein?
Träume, wie wiegt ihr mich ein! —
Ich bin allein.

Vom Nordpol bis zum Aequator.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Populäre Vorträge aus dem Nachlaß von **Alfred Edmund Brehm.**

2. Bilder aus dem Affenleben.

III. Ueberlegtes Handeln der Hundsaffen.

Als ich im Bogoslande reiste, stieß ich beim ersten Ritt ins Gebirge auf eine zahlreiche Herde derselben Mantelpaviane, deren Scheich Kemal el Din Demiri in seiner Erzählung gedenkt. Sie saßen, ihr wallendes Haarkleid im Strahle der Sonne trocknend, malerisch auf den obersten Zacken einer Felsenwand, wurden von mir mit Büchsenkugeln begrüßt, traten deßhalb einen geordneten Rückzug an und flüchteten. Meinen Weg in dem engen und vielfach gewundenen Felsenthale von Meeja fortsetzend, traf ich geraume Zeit später wiederum mit ihnen zusammen und zwar im Thale selbst, gerade, als sie sich anschickten, dasselbe zu überschreiten, um in dem Gefelse der anderen Seite gegen ähnliche unliebsame Störungen Schutz zu suchen.

Ein erheblicher Theil der Bande hatte seinen Uebergang bereits bewerkstelligt; der größere Theil stand im Begriffe, dies zu thun. Unsere Hunde, schöne schlanke Windspiele, gewohnt, Hyänen und andere Raubthiere erfolgreich zu bekämpfen, stürzten sich auf die Paviane, welche, von fern gesehen, eher Raubthieren als Affen glichen, und trieben sie schleunigst rechts und links an den Felsenwänden empor. Aber nur die Weibchen flüchteten: die Männchen warfen sich sofort den Hunden entgegen, bildeten einen Kreis um sie, brüllten, schlugen ingrimmig mit den Händen gegen den Boden, rissen die zähnestarrenden Mäuler weit auf und blickten ihre Gegner so wüthend und boshaft an, daß die sonst sehr muthigen, kampfgestählten Thiere verdutzt zurückprallten und fast ängstlich bei uns Schutz suchten. Bevor es uns gelang, sie wieder zum Kampfe anzufeuern, hatte sich die Lage der Affen wesentlich verändert; denn als die Hunde von Neuem gegen sie anstürmten, befand sich beinah die ganze Herde in Sicherheit. Ein noch zurückgebliebenes, etwa halbjähriges Junge kreischte, als es die Hunde auf sich zueilen sah, laut auf, erreichte jedoch noch vor ihnen einen Felsblock und suchte auf ihm Zuflucht und Rettung. Unsere Hunde stellten es kunstgerecht, schnitten ihm dadurch den Weg zur Flucht ab und erweckten in uns die Hoffnung, es einfangen zu können. Doch es sollte anders kommen. Stolz und würdevoll, ohne sich im Geringsten zu beeilen und ohne uns zu beachten, schritt ein uraltes Männchen, vom sicheren Felsen zurückkehrend, auf das bedrängte Junge zu, trat, ohne irgendwie Furcht zu verrathen, den Hunden entgegen, hielt sie durch Blicke, Geberden und allseitig verständliche Laute in Achtung, erstieg langsam den Felsblock, nahm das bedrohte Affenkind an seine Brust und trat, bevor wir selbst zur Stelle sein konnten, mit ihm den Rückweg an, ohne daß die ersichtlich verblüfften Hunde wagten, diesen ihm zu verlegen. Während dieser muthigen That der Selbstaufopferung des Stammvaters wurden in dem dichten Gestrüpp auf der Felswand, welcher die Affen sich zugewendet hatten, Töne laut, wie ich sie bis dahin von Pavianen niemals vernommen. Alt und Jung, Männchen und Weibchen brüllten, kreischten, knurrten, brummten und bellten durch einander, daß man hätte glauben können, sie seien mit Leoparden oder sonstigen gefährlichen Raubthieren in Kampf gerathen. Es war, wie ich später erkennen sollte,

Einſamkeit.

Nach dem Oelgemälde von Prof. Wilhelm Amberg.

Digitized by Google

das Feld- oder Kampfgeschrei der Affen, welches ich hörte: sie bezweckten damit offenbar, uns und die Hunde zu schrecken, vielleicht auch den thatlustigen alten Recken, welcher sich vor ihren Augen so ersichtlich in Gefahr begab, zu ermuthigen.

Einige Tage später sollte ich erfahren, daß die selbstbewußten Thiere es auch mit Menschen aufnehmen. Beim Zurückkehren aus dem Bogoslande stießen wir wiederum auf eine, vielleicht dieselbe, starke Herde und eröffneten vom Thale aus gegen sie mit sieben Doppelbüchsen ein wirksames Feuer. Unsere Schüsse brachten unbeschreibliche Wirkung hervor. Dasselbe Schlachtgeschrei, wie ich es früher gehört, schallte uns entgegen, und wie auf Befehl eines Feldherrn bereiteten sich Alle zum Streite. Während die kreischenden Weibchen mit den Jungen eiligst flüchteten und, über den Kamm der Felsen laufend, dem Bereiche unserer Waffen sich entzogen, traten die alten Männchen, wuthfunkelnden Blickes, mit den Händen gegen den Boden schlagend, eher bellend als brüllend, auf vorspringende Steine und Felszacken, überschauten einige Augenblicke lang, fortwährend brummend, knurrend, schreiend und sonstige Laute ausstoßend, die Tiefe und begannen hierauf mit solchem Eifer und Geschick Steine auf uns herabzurollen, daß wir das Lebensgefährliche unserer Stellung sofort einsahen und flüchten mußten. Wäre es uns unmöglich gewesen, an den jenseitigen Wänden des engen Thales empor zu klettern und so uns gegen die Geschosse der Affen zu sichern, wir wären regelrecht geschlagen worden. Die klugen Thiere verfuhren bei ihrer Abwehr nicht allein planmäßig, sondern handelten auch in Uebereinstimmung, gemeinschaftlich nach einem Ziele strebend und gemeinsam zur Erreichung desselben ihre Kräfte einsetzend. Ein Mitglied unserer Gesellschaft sah, wie einer der Kämpen seinen Stein auf einen Baum schleppte, um ihn von hier aus desto wirksamer in die Tiefe zu schleudern; ich selbst nahm wahr, wie ihrer zwei einen schweren Stein ins Rollen brachten.

Wie genau die Hundsaffen Ursache und Wirkung erkennen und unterscheiden, kann Jeder wahrnehmen, welcher sie vorurtheilsfrei beobachtet. Sie öffnen Thüren und Fenster, Schubladen, Kisten und Schachteln, lösen Knoten und beseitigen andere Hindernisse, nachdem sie einmal gesehen haben, wie solches bewerkstelligt werden muß; aber sie erfinden auch Mittel, um Aehnliches zu erreichen. Ein Babuin, welchen ich pflegte und in die Familie aufnahm, bemächtigte sich einer jungen Katze, in der Absicht, sie als Hätschelkind zu warten und zu bemuttern, wurde von dem erschreckten Pfleglinge gekratzt, untersuchte aufmerksam die Tatzen ,drückte die Nägel hervor, besah sie von oben und unten wie von der Seite und biß sie ab, um fernerhin vor Verletzungen gesichert zu sein. Derselbe Pavian wurde von meinem Bruder oder mir wiederholt dadurch erschreckt, daß wir vor ihm ein Häufchen Pulver auf den Boden schütteten und dasselbe mittelst eines Stückchen brennenden Schwamms entzündeten. Das plötzliche Aufblitzen des Pulvers verursachte unserem Babuin einen solchen Schreck, daß er jedesmal laut aufschrie und mit so weitem Satze zurücksprang, als der ihn fesselnde Strick zuließ. Einigemale nach einander so erschreckt, steuerte er erneuerten Belästigungen einfach dadurch, daß er den glimmenden Feuerschwamm so lange mit der Hand klopfte, bis der Funke erstickt war, und das Pulver selbst auffraß. Andererseits beschwor er selbst Schreck und Entsetzen herauf. Wie alle Affen, ohne jegliche Ausnahme, fürchtete er Kriechthiere, vor allen anderen Schlangen, in maßloser, für uns ergötzlicher Weise. Wir foppten ihn deßhalb oft, indem wir eine lebende, todte oder ausgestopfte Schlange in eine breite Blechschachtel steckten und diese ihm verschlossen reichten. Er kannte zuletzt Schachtel und Inhalt genau, war aber unfähig, seine Neugier zu bemeistern, und öffnete jene jedesmal, um unmittelbar darauf kreischend zu flüchten.

Nicht zufrieden, wirklich vorhandene Ursachen zu erkennen, suchte dieser Affe in Fällen, welche ihm Unannehmlichkeiten zuzogen, nach vermeintlichen.

Irgend Etwas, irgend Jemand mußte an erlittenem Ungemach die Schuld tragen. Dementsprechend wandte sich sein voller Ingrimm auf den ersten Besten, welcher ihm in Sicht kam. Wurde er bestraft, so richtete sich sein Zorn nicht gegen seine Pfleger und Gebieter, sondern einzig und allein gegen denjenigen, welcher bei der Bestrafung zugegen war: dieser mußte die Ursache der schnöden Behandlung sein, welche der sonst so gute Herr ihm angedeihen ließ. Er verdächtigte also genau ebenso, wie unkluge Menschen in ähnlichen Fällen zu thun pflegen.

Aeußerst empfindlich gegen jede ihm angethane oder auch nur zugedachte Unbill, nicht minder gegen jede Neckerei oder Fopperei, konnte gedachter Babuin doch nie unterlassen, andere Thiere zu necken, zu ärgern und selbst zu mißhandeln. Unser alter grämlicher Dachshund hielt, behaglich in der Sonne liegend, seinen Mittagsschlaf. Der Babuin sah dies, schlich sich vorsichtig heran, blickte mit tückischem Blinzeln der kleinen Augen dem Hunde ins Gesicht, um sich zu überzeugen, ob er auch wirklich schlafe, packte jählings den Schwanz des Schläfers und brachte ihn durch einen kräftigen Ruck aus der Traumwelt in die Wirklichkeit zurück. Ingrimmig versuchte der Hund die erlittene Schmach zu rächen, indem er auf den Störenfried losfuhr. Dieser aber entging mit einem einzigen Satze über den anstürmenden Hund hinweg der drohenden Strafe, hatte im nächsten Augenblicke den Schwanz des Hundes wieder gepackt, den Dächel von neuem beleidigt und weidete sich ersichtlich an der Ohnmacht des grämlichen Gegners, bis dieser mit gesichertem, das heißt eingezogenem Schwanze, rasend vor Zorn und Aufregung, unfähig selbst zu bellen, keuchend und geifernd, das Weite suchte und dem bösen Feinde das Feld überließ. Wäre der Pavian im Stande gewesen zu lachen: die Aehnlichkeit zwischen seinem und eines boshaften Menschen Thun würde vollständiger Uebereinstimmung gewichen sein. Mit allgemein verständlichem Spott und Hohn wurde der Besiegte ohnehin überschüttet. Er dagegen nahm jede Neckerei gewaltig übel, konnte schon durch das Gelächter eines Unbefugten in Zorn und Wuth versetzt werden, und versäumte gewiß nicht, bei erster Gelegenheit, ob solche erst nach Verlauf von Wochen gefunden werden mochte, sich zu rächen. Aber freilich: er war Affe und fühlte sich als solcher, betrachtete den Hund als so untergeordnetes Wesen, daß seine Anmaßung ebenso verzeihlich, wie die jedes anderen Wesens, sobald es sich um ihn selbst handelte, verwerflich und strafbar erschien.

Von diesem Selbstgefühl, oder richtiger dieser Selbstüberhebung, geben die Hundsaffen jedem achtsamen Beobachter tagtäglich Beweise. Gedachter Babuin liebte, wie alle Affen, Pflege- oder Hätschelkinder ungemein, insbesondere aber eine Meerkatze, welche denselben Käfig mit ihm theilte, ihm auch außerhalb desselben anvertraut werden durfte, weil sie stets an seiner Seite, förmlich in seinem Banne war, in seinen Armen schlief und ihm sklavisch gehorchte. Er verlangte solchen Gehorsam und betrachtete ihn als etwas ganz Selbstverständliches; unbedingte Unterwürfigkeit aber forderte er, wenn es sich um die Mahlzeit handelte. Während die gutmüthige und gehorsame Meerkatze widerstandslos geschehen ließ, daß seine Pflegemutter — denn unser Babuin war weiblichen Geschlechts — jeden guten Bissen vorweg nahm, gönnte ihr letztere nur das Allernothwendigste und brach, wenn es dem Pflegekinde doch gelungen war, etwas bei Seite, beziehentlich in die Backentaschen zu bringen, letztere einfach auf, um den Inhalt wieder zu leeren und für sich zu verwenden.

So groß die Anmaßung, so ungemessen die Selbstüberhebung der Hundsaffen sein mag, so gut oder so genau sind sie sich bewußt, Unrecht gethan, eine strafwürdige Handlung verübt zu haben. Hierfür bringt Schomburgk einen äußerst lehrreichen Beleg bei. In der thierkundlichen Abtheilung des Pflanzengartens zu Adelaide lebte in einem Käfig mit zwei jüngeren Artgenossen, diese selbstverständlich beherrschend und beknechtend, ein alter Hutaffe. Durch irgend welchen Zufall gereizt, überfällt derselbe eines Tages plötzlich seinen Wärter und bringt ihm, eine Schlagader des Handgelenks durchbeißend, eine gefährliche Verwundung bei. Schomburgk verurtheilt ihn deßhalb zum Tode und beauftragt einen andern Wärter, das Urtheil mittels Pulver und Blei zu vollstrecken. Die Affen sind an Feuerwaffen, welche vielfach gebraucht werden, um dem Garten schädliche Thiere zu tödten, vollkommen gewöhnt, kennen zwar deren Wirkung, beunruhigen sich aber nicht im Geringsten, wenn sie in ihrer unmittelbaren Nähe gebraucht werden. Auch jetzt, am nächsten Tage nach der Unthat des alten Tyrannen, bleiben die beiden jungen Affen beim Erscheinen des mit der Hinrichtung ihres Genossen betrauten Wärters ruhig am Futtertroge sitzen, der verurtheilte Verbrecher flieht in größter Eile in seinen Schlafkäfig und läßt sich durch keinerlei Lockung bewegen, denselben zu verlassen. Man versucht ihn durch vorgesetztes Futter zu ködern: er sieht, was er vorher nie gethan, seine beiden unterjochten Genossen die leckere Kost verzehren und wagt nicht, am Mahle theilzunehmen. Erst als der verderbendrohende Wärter sich entfernt, schleicht er verstohlen hinzu, nimmt

raſch einige Brocken und flüchtet angſtvoll in ſein ſicheres Verſteck zurück. Es gelingt endlich, ihn zum zweiten Male herauszulocken, und den Zugang ſeines Schlupfwinkels von außen zu verſchließen. Als er nunmehr den Wärter mit der Todeswaffe wiederum auf den Käfig zuſchreiten ſieht, erkennt er, daß er verloren iſt. Wie wahnſinnig ſtürzt er ſich auf die Thür des Schlafkäfigs, um ſie womöglich zu öffnen; als ihm dies nicht gelingt, ſtürmt er, alle Winkel und Lücken auf die Möglichkeit zum Entfliehen hin unterſuchend, durch den ganzen Käfig, und endlich, keine Möglichkeit zur Flucht entdeckend, am ganzen Leibe zitternd und bebend, wirft er ſich verzweiflungsvoll auf den Boden und ergiebt ſich willenlos in das Schickſal, welches ihn einen Augenblick ſpäter ereilt.

Man wird zugeſtehen müſſen, daß kein einziges anderen Ordnungen angehöriges Säugethier, nicht einmal der von uns ſeit Jahrtauſenden behandelte, gelehrte, unterrichtete, ſtreng genommen geſchaffene Hund, ähnlich handelt, wie geſchildert. Und dennoch liegt immerhin noch eine weite Kluft zwiſchen den Hunds- und den Menſchenaffen, von welch letzteren ich ſagte, daß ſie bereits über das durchſchnittliche Affenthum ſich erheben.

Unter dem Rathhauſe zu Breslau.

Das Rathhaus in Breslau.

Auf dem „Ringe" zu Breslau ragt das alte Rathhaus, ein ehrwürdiger, ſtattlicher Bau empor. Spätgothiſchen Stils bietet es namentlich auf ſeiner Oſtſeite große architektoniſche Schönheiten. Doch nicht dieſe ſind es, welche ſeit Jahrhunderten Tauſende und Abertauſende zu dem Sitze der Väter der Stadt Breslau lockten: auf der Südſeite des ſehenswerthen Gebäudes befindet ſich ein breiter und bequemer Eingang zu einer unterirdiſchen Stätte, welche Niemand durſtig zu verlaſſen braucht und die in Oſtdeutſchland weit und breit berühmt iſt unter dem Namen „Schweidnitzer Keller". Dieſer bildet für Einheimiſche und Fremde den ſtets wirkſamen Magnet, denn er iſt nicht allein, wie man zu ſagen pflegt, ein renommirtes Reſtaurant, ſondern eine altersgraue Schenkſtätte, die ihre eigene nicht unintereſſante Geſchichte beſitzt.

Schon im Anfang des 14. Jahrhunderts beſtand dieſer Keller, urſprünglich nur ein Holzbau, in dem, wie die Chronik meldet, ein ſehr guter Wein, das Quart zu 28 Heller (15 Pfennig), verabreicht wurde. Obwohl Rathsherren als Verweſer des ſchweren Kellerweins fungirten, ſo machte doch dem Rebenſafte das Bier frühzeitig eine gefährliche Konkurrenz, und als im Jahre 1392 zum erſten Male das damals berühmte „Schweidnitzer Bier" den Gäſten geboten wurde, trug König Gambrinus über ſeinen Rivalen Bacchus den völligen Sieg davon. Man nannte den Keller von nun an Schweidnitzer Keller, welchen Namen er bis auf heute behielt, obwohl das Schweidnitzer Bier kaum hundert Jahre lang ſeine Herrſchaft behauptete und anderen Sorten, vor Allem aber dem berühmten „Scheps", dem vielgeprieſenen „Malvaſier des Schleſiers", weichen mußte.

Die alten Bierſorten verſchwanden und wurden vergeſſen, aber der Keller, der in den Jahren 1429 bis 1481 maſſiv ausgebaut wurde, blieb in gleichem Anſehen und lieferte ſchon in früheſten Zeiten ſeines Beſtehens recht anſehnliche Erträgniſſe. So bezog die Stadt aus der Verpachtung desſelben im Jahre 1477 nach verbürgten Aufzeichnungen nicht weniger als 3390 Dukaten, und in der Zeit von 1707 bis 1712 betrug der Durchſchnittsgewinn 6657 Thaler.

Aus früherer Glanzzeit des Kellers ſtammt auch das Bild, welches wir nach einem alten Kupferſtiche (S. 277) wiedergeben und in welchem uns das Leben und Treiben der luſtigen Breslauer vor etwa hundert Jahren vor Augen geführt wird. Man achtete im Keller ſtreng auf Sitte, war er doch ein Ehrenplatz des zünftigen Bürgerthums. Hier hielt man beim guten Trunke Morgenſprache, hier trieben die Meiſterſänger ihr Weſen, und hier wurden die Hochzeitstänze gefeiert. Bemerkenswerth war auch die ſchwarze, der geiſtlichen Tracht ähnliche Bekleidung der Schenken, welche erſt Ende des vorigen Jahrhunderts in Wegfall kam und an deren Stelle wir heute grüne Livréen mit weißen Knöpfen ſehen.

Man trank ehedem hier aus zinnernen Kannen und irdenen Krügen, ſpäter aus Pegeln, Glasgefäßen von beſonderer Form, welche zwei ſchleſiſche Quart hielten. Auch ſie ſind ſeit 1783 nicht mehr in Gebrauch. Sie wurden durch unſchöne, langhalſige Gläſer erſetzt, die ſpäter wieder von der „bayriſchen Kufe" verdrängt wurden, die ſich bis auf den heutigen Tag behauptet hat.

Ein eigenartiges Nebengeſchäft blüht ſeit altersher in einer engen Niſche an der linken Seite der Treppe, das der Würſtelfrau. Nach einem alten Herkommen verfügt das „Bäckermittel" über dieſen Raum und bezieht dafür einen beträchtlichen Miethzins. Der Abſatz der warmen Würſtchen an dieſer Stelle iſt ſehr beträchtlich und erreichte ſchon an manchen Tagen die Höhe von 1000 Stück.

Der originelle Wandſchmuck, der ſich im Laufe der Zeit in dem Keller häufte, hat ſich zum Theil trotz vielfacher Renovationen bis auf unſere Zeit erhalten. Der „große Löffel", der von der Decke herabhängt, ſoll von irgend einem Herzoge für einen im Keller empfangenen Löffel Salz geſchenkt worden ſein; die an der Wand gegenüber dem Eingange hängende zinnerne Filtrirmütze iſt eine Gabe, welche die Zinngießer im Jahre 1636 zu Ehren des Schützenkönigs geſtiftet haben, und die Holzfigur in der Ecke rechts (vergl. auch Illuſtration S. 284) ſtellt einen Auflader aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dar. Bekanntlich thaten ſich, wie wir auch in Guſtav Freytag's Roman „Soll und Haben" erfahren, die Mitglieder der Aufladerzunft durch außerordentliche Körperkraft hervor. Das Original unſerer Holzfigur ſoll eine 4 Centner ſchwere Kiſte dreimal um den Ring getragen und jedesmal vor dem Keller gerufen haben: „Ha, ha! Ich bin ſchon wieder da!" Eine andere in einem Glaskäſtchen aufbewahrte Figur, die „Fetzenpopel", iſt in ſo fern intereſſant, als ſie uns die Schaubentracht der Leichenbitterinnen aus dem vorigen Jahrhundert wiedergiebt. „Fetzenpopel" heißt ſo viel wie eine Perſon, die ſich in Lumpen einhüllt. Ein Pendant zu ihr bildet ihr Zeitgenoſſe, der Bettler

Digitized by Google

„Bruder Alex". Ueber dieſe beiden Breslauer Volksfiguren erzählt man verſchiedene Anekdoten. Die Fetzenpopel, Fräulein Johannel oder Fröla Johanndel genannt, ſoll eine alte Jungfer adliger Abkunft geweſen ſein, die wohl in Folge einer Geiſtesſchwäche ſtets in der ſonderbaren Tracht erſchien. Ihre Beerdigung fand unter einer außerordentlichen Betheiligung ſtatt. Schon zu ihren Lebzeiten wurde ihr Bildniß durch Holzfiguren verewigt, ja ſogar auf Pfefferkuchen aufgedrückt.

Die meiſten der Wahrzeichen dienen dem Humor, der in dieſen Räumen naturgemäß vorherrſcht. So z. B. die hölzerne Hand mit Meſſer und Gabel, die als Klingelzug benutzt wurde und eine Anſpielung aufs „Aufſchneiden" bildet. Ferner eine Wanduhr mit dem Fuchsſchwanz, ein Vexirſtück, wie ſolche bei unſeren Vorfahren ſehr beliebt waren. Verſucht man dieſe Uhr aufzuziehen, ſo ſpringt hinter dem Zifferblatt ein Fuchsſchwanz hervor und ſchlägt den Aufziehenden ins Geſicht. Gleichzeitig wird eine Klingel in Bewegung geſetzt, welche einen dienſtbaren Geiſt herbeilockt, der ein Tellerchen mit folgenden Verſen präſentirt:

„Nun ſchellt das Glöcklein wie bewußt,
Wie vor, in unſerm Keller.
Ein Jeder leget uns zur Luſt
Hier etwas auf den Teller.
Königliches Breslauiſches
Stadt-Keller-Amt,
Renovirt Anno 1722."

Eulenſpiegel's Denkſpruch:

„Wer Weiss
Ob's War Ist"

befindet ſich ebenfalls auf einer der Tafeln. Darüber hängt ein Bild, eine Vollkugel darauf, welche ein Reiter gar hoffärtig mit dem Degen durchrennen will, während auf der andern Seite ein auf ſeinen Stab ſich ſtützender, gebückter Wanderer gar demüthig einherſchreitet. Das Bild wird durch die Unterſchrift wie folgt erklärt:

Unter dem Wanderer leſen wir:

„So wollt es mir nicht glücken,
Wollt ich durch, mußt ich mich bücken,"

und unter dem Reiter:

„So muß man durch die Welt."

Dieſe Beiſpiele dürften genügen, um dem Leſer darzuthun, daß im Schweidnitzer Keller ein Stücklein der Sittengeſchichte unſerer Vorfahren aufbewahrt wird, welche dieſen Räumen einen beſonderen Reiz verleiht. Kein Wunder alſo, daß der Keller über Mangel an Gäſten niemals zu klagen braucht, daß nicht nur ſein Hauptraum, der „Fürſtenkeller", ſondern auch alle übrigen Gemächer, denen der Volkswitz beſondere Namen beigelegt hat, oft mit Zechern vollgepfropft ſind.

„Aber ach!" heißt es im Liede vom „Schweidnitzer Keller" — „Welch Ueberwinden, — Im Gewühle — Hier ein Plätzchen noch zu finden! — ‚Bauernbucht' vollgepfropft, — ‚Schwindlerſaal' vollgeſtopft, — Auch die ‚Muſikerſtube' voll, — Das iſt toll!"

Immer ging es hier freilich nicht ſo lebhaft zu. Der Keller hatte auch die Zeit eines bedenklichen Verfalls, bis ihn am 18. Juli 1821 der neue Pächter Auguſt Friebe reſtauriren ließ und dank ſeiner redlichen Umſicht, wie es im Volksmunde hieß, „zu einer Goldgrube" geſtaltete. Im Jahre 1835 hatte er den Keller auf fünfzig Jahr für einen jährlichen Zins von 400 Thalern gepachtet.

Nach dem am 11. Mai 1861 erfolgten Tode Friebe's ging der Keller auf ſeinen Sohn, den ſpäteren Stadtrath Adolf Friebe, über, der aber ebenfalls noch vor Ablauf der Pacht (1881) ſtarb. Adolf Friebe's Schweſter, welche mit dem Kaufmann Auguſt Agath verheirathet iſt, trat mit dem Erbe der großartigen Friebe'ſchen Etabliſſements, Bierbrauerei ꝛc. nunmehr auch in die Fortſetzung der Pacht des Schweidnitzer Kellers ein. Im Jahre 1884 richteten die Friebe'ſchen Erben, weil mit Ende December 1885 die Pacht ablief, an den Magiſtrat ein Geſuch um Uebernahme der Pacht auf eine fernere Periode von 18 Jahren und boten freiwillig eine Summe von 45000 Mark für das Jahr, falls kein öffentlicher Bietungstermin ausgeſchrieben würde. Mit einer unbedeutenden Stimmenmehrheit lehnte die Stadtverordneten-Verſammlung dieſen Antrag ab. In Folge deſſen wurde der Verpachtstermin auf den 15. September 1884 ausgeſchrieben, auf welchem die Firma A. Friebe das Meiſtgebot von 43100 Mark für das Jahr abgab und den Zuſchlag auf weitere 18 Jahre erhielt.

Selbſt in der neuen modernen Aera unter Friebe's Leitung hatte der Schweidnitzer Keller mehrere originelle Typen unter ſeinen Gäſten aufzuweiſen. Die harmloſen Menſchen, deren einige unſer Zeichner in ſein Gruppenbild aufgenommen hat, erwecken für weitere Kreiſe nur geringes Intereſſe. Den alten Beſuchern des Kellers dürfte jedoch eine kurze Erwähnung derſelben nicht unwillkommen ſein.

Ein ſtändiger Gaſt war hier vor Jahren Dr. Nagel, geraume Zeit hindurch eines der populärſten Breslauer Originale. Er war Mediciner, hatte den Ruſſiſchen Feldzug mitgemacht und beſaß ſeit 1815 eine ausgedehnte ärztliche Praxis. Eine Aquarellſkizze von Arigoni aus dem Jahre 1819 zeigt uns Nagel in Frack, Stulpenſtiefeln und Cylinderhut mit Kokarde. In der einen Hand trägt er einen Hering, in der anderen einen Krug. Er machte nämlich ſeine Einkäufe ſelbſt. Häufig begegnete man ihm, mit allerhand Waaren in den Händen und einem Talglicht in dem Knopfloch. In ſeiner Behauſung konnte man ihn auf einer Fußbank ſitzend, umgeben von Ziegen, Katzen und Meerſchweinchen, „ſtudiren" ſehen. Der Bedauernswerthe beſchloß ſeine Tage im Irrenhauſe.

Das „Ellenmalchen" war der Spitzname einer Verkäuferin, welche als Kind von 11 Jahren mit Schwefelfäden hauſiren gehen mußte und im Jahre 1874, nachdem ſie mit der Zeit ihren Handelskram bedeutend erweitert hatte, das fünfzigjährige Jubiläum ihrer Geſchäftsthätigkeit im Schweidnitzer Keller feierte. Einundſechzig Jahre ſetzte ſie in dieſen Räumen ihren Handel fort, bis ſie in hohem Alter ſtarb. Seit Einführung der neuen Maß- und Gewichtsordnung wurde ihr auch der Name „Metermalchen" beigelegt. Sie war, wie viele Stammgäſte behaupteten, der lebende Beweis für die „geſunde Luſt" des Schweidnitzer Kellers.

Daß Breslaus Muſenſöhne in dem Keller niemals fehlen, braucht kaum erwähnt zu werden. In ihrem Kreiſe pflegte auch hin und wieder mit Jubel begrüßt, der liebenswürdige ſchleſiſche Dichter Karl von Holtei zu erſcheinen. Er ſang und zechte dann, ein Fröhlicher unter Fröhlichen, und es kam ihm nicht darauf an, durch den alten Kellner Wolff mehrere Lagen Bier auffahren zu laſſen.

So wechſelten und wechſeln mit den Geſchlechtern auch die Gäſte in den Räumen unter dem alten Rathhauſe zu Breslau. Aber trotz aller Umwandlungen der Neuzeit, trotz der veränderten Sitten blieb der Schweidnitzer Keller bis auf unſere Zeit ein Brennpunkt ſchleſiſcher Geſelligkeit und unverwüſtlicher Gemüthlichkeit, und wird es ſicher noch lange Zeit bleiben.

Emil König.

Doctor Nagel

Typen und Wahrzeichen aus dem Schweidnitzer Keller zu Breslau.

Originalzeichnung von Fritz Bergen.

Was will das werden?

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Friedrich Spielhagen.**

(Fortsetzung.)

2.

Schon wiederholt in meinem kurzen Leben war es mir begegnet, daß ich einem unliebsamen Ereigniß, einer bedenklichen Situation mit ängstlicher Spannung entgegen gesehen hatte, und wenn das Ereigniß, die Situation nun wirklich eintraten, sie mich völlig ruhig fanden. Dasselbe war diesmal der Fall gewesen. Als der Kammerdiener die Portière zur Thür vor dem Zimmer hob, in welchem ich den Herzog vermuthen mußte, hatte mein Herz zum Zerspringen geklopft; als die Portière hinter mir leise zusammenrauschte, war es in meiner Seele gewesen, wie wenn sie Oel in die Brandungswellen gießen: kein Herzklopfen mehr, kein Stürmen der Lebensgeister mehr — völlige Fassung und Gleichmuth, ja, der muthvolle Wunsch, es möchte sich nun auch etwas recht Bedeutendes ereignen; und höchstens die gespannte Erwartung, wie dies Bedeutende sich wohl gestalten würde. Wollte es mich doch sogar bedünken, als ob mein Blut in diesem Augenblick ruhiger durch die Adern rollte, als das des Herzogs, der mit einer gewissen nervösen Hastigkeit ein Licht auf dem kleinen Marmortisch neben ihm und an dem Licht eine Cigarre entzündete, aus der er ein paar mächtige Züge that. Die Cigarre war wohl sehr stark; ich konnte einen leichten Hustenreiz nicht unterdrücken.

„Sie rauchen nicht?“ fragte der Herzog — und es waren das die ersten Worte, nachdem wir Platz genommen.

„Nein, Hoheit.“

„Man muß mit dergleichen Stimulis auch warten, bis das Leben im Großen an Reiz zu verlieren beginnt,“ warf der Herzog hin.

Ich empfand es nun doch als eine Art von Frechheit und Uebermuth, daß mir sofort einfiel, genau bei derselben Veranlassung genau denselben Gedanken, nur in etwas cynischerer Form, von dem Kammerherrn gehört zu haben; und daß ich mich fragte, ob dies ein Zufall, oder auf wen von den beiden Herren der Ausspruch wohl, als auf den Autor, zurückzuführen sei. Inzwischen hatte ich, während jetzt der Schein des Lichtes dem Herzog voll in das Gesicht fiel, die Möglichkeit gehabt und benutzt, ihn genauer zu betrachten. Man durfte ihn wohl, obgleich das Haupthaar bereits ein wenig gelichtet und, ebenso wie der starke Vollbart, stark angegraut war, noch immer einen schönen Mann nennen. Nur die etwas vorgeschobene Unterlippe wollte mir nicht gefallen: es lag da etwas Trotziges oder Wildes, das auch mit dem Ausdruck der blauen Augen harmonirte, die ebenfalls früher sehr schön gewesen sein mußten, aber jetzt etwas Hartes und Lebloses hatten, als wären sie aus Glas. Die Gestalt, welche in ein joppenartiges Kleidungsstück, das ein Haus- oder auch ein Jagdrock sein mochte, geknöpft war, ragte mit hoher Brust und breiten Schultern massig von dem Sitz auf; den großen, aber wohlgebildeten Händen sah man an, daß sie eine Büchse oder ein Schwert wohl zu führen wußten. Ich meinte: am liebsten so ein fast mannshohes, deßgleichen ich auf Abbildungen von Landsknechten und Rittern bewundert; wie es mir denn auch durch den Kopf fuhr, daß sich der Mann in voller Rüstung auf schnaubendem Roß gar prächtig ausnehmen müsse.

Die Cigarre war ihm nach den ersten Zügen ausgegangen; er zündete sie sich von neuem an (was der sybaritische Kammerherr nicht gethan haben würde) und sagte:

„Sie haben also eine entschiedene Neigung zum Schauspieler?“

„Ja, Hoheit.“

„Seit wann?“

„Ich muß wohl annehmen, seit immer, Hoheit. Wenigstens habe ich immer die entschiedene Neigung gehabt, mich in irgend eine fremde Gestalt, die mir durch die Lektüre oder sonst interessant geworden war, hinein zu versetzen und, besonders als ich noch ein Knabe war, in einer solchen Rolle zu reden und zu agiren. Daß darin möglicherweise das Talent zu einem Schauspieler stecke, wußte ich freilich nicht und wäre auch wohl schwerlich darauf verfallen, wenn —“

„Der Kammerherr von Trechow — weiß!“ unterbrach mich der Herzog. „Er hat mir selbst seiner Zeit davon geschrieben. Ich würde indessen kaum ein Gewicht darauf gelegt haben — des armen Trechow Infallibilität in diesen Dingen steht auf keinen festeren Füßen, als er selber — nur daß Weißfisch es bestätigt hat, auf den man sich verlassen kann. Wie sind Sie mit ihm zufrieden?“

„Er hat sich die erdenkliche Mühe mit mir gegeben, Hoheit: und seine Schuld ist es nicht, wenn ich noch nicht weiter bin Dennoch —“

„Nun?“

„Nicht wahr, ich darf gegen Hoheit ganz frei sprechen?“

„Ich bitte sogar darum.“

„Ich wollte sagen, Hoheit: dennoch glaube ich, es war die höchste Zeit, daß ich aus seinen Händen kam. Er ist gewiß in vieler Hinsicht ein vortrefflicher Lehrer; aber seine schauspielerischen Produktionen sind doch nur immerhin treffliche Kopien, so daß meine eigenen Leistungen im besten Falle die Kopie einer Kopie sein könnten, eine Gefahr, der ich zu entgehen hoffe, wenn ich Gelegenheit habe, mich an wirklichen, an originalen Schauspielern weiter zu bilden.“

„Und Sie glauben, daß es heute noch originale Schauspieler giebt? Ich meine, auf der Bühne?“ rief der Herzog, die Asche von seiner Cigarre tupfend.

Ich mochte auf diese Frage wohl ein verdutztes Gesicht gemacht haben; der Herzog wartete auch nicht auf die Antwort sondern fuhr alsbald fort:

„Im Leben, o ja! das macht uns mehr oder weniger alle zu Komödianten, unter denen man freilich die guten, die originalen, wie Sie sagen, ebenfalls mit der Laterne suchen muß. Wir, die wir das Unglück haben, Fürsten zu sein, wissen ein Wort davon zu sprechen. Welche erbärmlichen Komödien müssen wir uns vorspielen lassen! und was schlimmer ist, in welchen erbärmlichen Komödien sind wir gezwungen, mitzuspielen! Grands dieux! Und dabei ernsthaft bleiben zu müssen, eine feierliche Miene machen zu müssen, während — pah!“

Er schnellte, diesmal mit einer heftigen Handbewegung, die Asche in den Becher und fuhr in ruhigerem Tone fort:

„Aber, um auf die wirklichen Komödianten zurückzukommen, man darf mit den armen Schelmen nicht so streng ins Gericht gehen. Ich habe genug vom Künstler in mir, um zu wissen, daß man in keiner Kunst ohne Modelle, ohne Vorbilder was Rechtes zu Stande bringt. Und da soll nun so ein Herrlein einen Fürsten darstellen, und hat nie einen Fürsten aus der Nähe gesehen, geschweige denn einen längere Zeit in seinem Thun und Gebahren beobachten und studiren können. Oder ein Anderer einen reichen Banquier und hat nie fünfzig Thaler in seinem Vermögen gehabt; oder einen Roué und Gourmé wie unsern lieben Trechow, und lebt ehrbar von Kartoffeln und Rindfleisch in einer Hofwohnung drei Treppen hoch. Und steht es mit unseren Schriftstellern denn besser? Ich lese gern Romane, aber durch welche Schiefheiten, Albernheiten, Absurditäten muß man sich da durcharbeiten, die alle daraus entstanden sind, daß die Herren das Leben, das sie schildern wollen, kaum von Hörensagen, geschweige denn durch Autopsie kennen. Da“ — er deutete auf den Schreibtisch — „liegt ein ganz neuer von — nun, ich will den Namen nicht nennen. Die Geschichte spielt zum Theil an einem Fürstenhofe. Aber welche Fratzen macht der Mann aus dem Fürsten, der Fürstin! welche Karikaturen aus den Herren und Damen vom Hofe! Es ist nicht zu glauben. Um so weniger, als der Mann doch wirklich einen und den andern Blick in diese Kreise geworfen, mehr als das: Tage, vielleicht Wochen in dieser Sphäre zugebracht hat. Da, auf dem Platze, wo Sie sitzen, hat er gesessen, mehr als einmal; ich habe ihm meine Ansichten über eine lange Reihe der wichtigsten Dinge mitgetheilt, und doch! als ob er nie aus seinem Studirzimmer, aus seiner gelehrten und litterarischen Gesellschaft heraus gekommen wäre!“

Die widerspenstige Cigarre wollte durchaus nicht brennen; der Herzog stieß sie, wie zur Strafe, kräftig mit der verkohlten Spitze in den Becher und zündete sich eine neue an. Ich dachte

nach über das, was er gesagt. Es schien mir Alles sehr treffend: nur hielt ich es nicht für unmöglich, daß, wenn jener Schriftsteller die hohen Herrschaften falsch geschildert habe, trotzdem er sie kennen gelernt, der absolute Werth der Autopsie doch wohl fraglich sei, und es noch auf etwas Anderes ankommen müsse, das auch ohne Autopsie seine Geltung habe. Aber der Gedanke war mir im Momente nicht so klar, daß ich ihn auszusprechen gewagt hätte; überdies hatte der hohe Herr seine Rede wieder aufgenommen:

„Das ist denn freilich so recht deutsch," sagte er, „der rechte deutsche Ur- und Grundfehler. Sie glauben Alles aus der Theorie heraus schaffen, Alles aus der Tiefe des Gemüthes, wie Hegel sagt — (Heine, verbesserte ich im Stillen) — konstruiren zu können: Dramen, Romane, Verfassungen, Revolutionen — Alles! Und das ist der Grund, warum sie in Allem hinter den praktischen Nationen zurückstehen; warum die Franzosen ihre Bühne beherrschen, die englischen Blaustrümpfe ihren Büchermarkt; warum die Verfassungen, die sie ausbecken, regelmäßig Stückwerk sind, und ihre Revolutionen ebenso regelmäßig mißglücken. Nehmen wir die Bauernkriege! Unser deutscher Bauer des Anfangs des sechzehnten Jahrhunderts war schon ein konfuser Theoretiker und glaubte wunder wie revolutionär zu sein, während er im Grunde nichts als die bare Reaktion trieb. Lassalle — übrigens auch sonst ein profunder Kopf, dessen leider sehr zerstreute Schriften ich Ihrem Studium dringend empfehle — hat es aufs Schlagendste nachgewiesen. Ich selbst hatte übrigens dieselben Ideen lange vor ihm gehabt und sie wiederholt meinen politischen Freunden mitgetheilt; es ist mehr als möglich, daß Lassalle sie von einem derselben gelegentlich gehört und eben nur verarbeitet hat. Ich bin ihm deßhalb nicht bös gewesen — im Gegentheil. Ich muß den Leuten sogar dankbar sein, die meine Ideen auf diese Weise popularisiren — ich kann mich zu Allem nicht auch noch auf den politischen Autor hinausspielen wollen. Findet man doch ohnedies schon, daß ich zu vielgeschäftig bin. Jawohl! Bei den Deutschen ist man immer zu vielgeschäftig, wenn man nicht, wie die Menge, die Hände in den Schoß legt und den lieben Gott einen guten Mann sein läßt. Nur daß der liebe Gott dann, so zu sagen, auch die Hände in den Schoß legt und den Menschen die Verantwortung für ihr Thun und Lassen zurückschiebt: den Deutschen also für ihr Lassen — für ihr laissez aller! Und das faire dann in die Hände von Leuten kommt, die es derartig besorgen, daß man sich über das Alles nicht wundern — sich nur wundern kann, daß es nicht noch schlechter, noch miserabler geht. Ich will keine Namen nennen; aber wenn ich denke, daß ein gewisser Jemand berufen sein soll, was die Nation seit Jahrhunderten erstrebte, für sich allein durchzuführen, die Früchte tausendköpfiger Arbeit für sich allein einzuheimsen, bloß, weil die Nation nicht aus ihrem Schlendrian zu bringen war und achtundvierzig die rechte Zeit versäumte, wie sie sie noch immer versäumt hat — ah!"

Die neue Cigarre war längst ausgegangen und wurde abgestraft wie die erste. Dabei waren dem Leidenschaftlichen die Adern auf der breiten Stirn angeschwollen, die starke Unterlippe war wie in zorniger Verachtung weit vorgeschoben, die mächtigen Hände, die sich jetzt mit einer dritten Cigarre beschäftigten, bebten, und ich dachte schaudernd gewisser Sonette, die in den letzten Tagen meines Schullebens eine so verhängnißvolle Rolle spielten. Indessen hatte ich die beruhigende Empfindung, daß der hohe Herr (was ich auch sehr begreiflich fand) nicht sowohl für mich spreche, sondern, um zu sprechen, um sich Luft zu machen, und meine Zuhörerschaft eigentlich rein zufällig sei. Darüber aber sollte ich sofort eines Anderen belehrt werden.

„Sie denken natürlich über den gewissen Jemand, den ich nicht nennen will, sehr verschieden von mir," sagte er plötzlich, die harten blauen Augen zum ersten Male seit längerer Zeit wieder fest auf mich richtend.

Mir fing das Herz an zu schlagen. Sollte dies der Anfang eines Examens über meine politischen Ueberzeugungen sein? und wie würde ich in demselben vor dem hohen Herrn bestehen, der vielleicht dafür hielt, daß, was sich für einen Herzog wohl schicke, für einen Gelbschnabel, wie ich, höchst unschicklich sei? Nun, wie es werden mochte: ich war entschlossen, die Wahrheit zu sagen, und so räumte ich denn vor der Hand ehrlich ein, daß ich eine allerdings nur kurze Zeit lang für den gewissen Jemand geschwärmt habe, und daß, obgleich meine politischen Ueberzeugungen, wenn ich von denselben sprechen dürfe, nach einer ganz anderen Richtung gingen, ich doch die Genialität des Mannes und seine ungeheuren Verdienste um unser Volk willig anerkenne.

„Sie sagen mir da nichts Neues," erwiderte der Herzog. „Man hört das jetzt ja aller Orten, zumal von Euch jungen Leuten. Nun, wenn ich das Glück hätte, noch jung zu sein — man kann nicht jedes Glück zugleich haben: das der Jugend und der Einsicht, welche eben nur die Jahre und die Erfahrung bringen, wenn die Einsicht anders ein Glück ist und nicht vielmehr Schiller Recht hat, der das Wissen den Tod nennt. Ach, wie oft habe ich den Tod im Herzen gehabt in jenem Jahre des Sublime au Ridicule, des Heils und Unheils, der Weisheit und des Blödsinns — dem Jahre achtzehnhundertachtundvierzig! Und noch jetzt raubt mir das Gedenken daran den Schlaf der Nacht und tritt zu mir, trauervoll und vorwurfsvoll, mitten in den Geschäften des Tages. Gedenken zu müssen, daß des Volkes sehnlichstes Verlangen hätte gestillt werden können — schon damals, und in unendlich reicherem Maße als heut zu Tage! Daß die deutsche Macht und Herrlichkeit, des Vaterlandes Größe und Glück, wie es an der Wand der Paulskirche zu lesen war, reif stand wie ein wogendes Aehrenfeld, welches nur des Schnitters harrt, des starken Mannes, der auch die Garben gebunden und in der sicheren Scheuer geborgen hätte, dort die goldenen Körner zu gewinnen zur sättigenden Speise für die Gegenwart und fröhlichen Aussaat für die kommenden Zeiten! Und dieser Mann vorhanden war, man seine Hand nur zu ergreifen brauchte, die er den Suchenden weit entgegenstreckte! Und sie ihn doch nicht fanden, an ihm vorbeigingen, das Scepter drücken wollten in die schlaffe Hand Eines, der keines verstand von den Zeichen seiner Zeit, des romantischen Träumers! — Und nun selbst so weiter geträumt haben, bis Einer kam, der — nun ja: der allerdings kein Träumer ist! Das will ich ihm zugeben, aber auch weiter nichts; am wenigsten Genialität, die ihm alle Welt beimißt, auch Sie zu meiner Verwunderung, der Sie doch ein Künstler sind. Vielleicht sollte man von Genialität nur bei Künstlern sprechen; jedenfalls nicht bei Einem, der so wenig universell ist, daß er von Kunst auch nicht die leiseste Ahnung hat. Damit allein wäre er in meinen Augen schon gerichtet, auch wenn ich nicht tausend andere Gründe hätte. Der Regenerator des Volkes der Denker und der Dichter — ein Perikles müßte das sein; nun und nimmermehr ein amusischer Mensch. Genialität! So nenne man mir doch nur eine einzige Idee, von der man sagen könnte, sie sei aus dieses Menschen Kopf entsprungen! Wer hat denn die deutsche Einheit nicht gewollt? Stand auf dem Programm der Kleindeutschen nicht der Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland? Auf dem des Nationalvereines die Hegemonie Preußens? Hat er nicht seine Ideen eine nach der anderen zusammengetragen von Justus Möser bis auf Lassalle? Von dem nicht zum wenigsten, beim Himmel! Die ganze Theorie von Blut und Eisen, die ganze Lehre von den sogenannten Rechtsfragen, die im Grunde Machtfragen sind — Alles, Alles können Sie bei Lassalle lesen in schönster, klarster, überzeugendster Auseinandersetzung. Ueberhaupt starb ihm der Mann sehr gelegen, der hätte ihm noch böse Nüsse zu knacken gegeben. Der genirte sich auch nicht und nahm die Mittel zu seinen Zwecken, woher er sie kriegen konnte. Und seine Zwecke waren die größten, die sich denken lassen, und die Jeder gelten lassen muß, er sei denn von dem Geiste seiner — unserer Zeit gänzlich verlassen: die Emancipation, die Vermenschlichung des vierten Standes, die Uebersetzung der papierenen Menschenrechte von 1789 in die Wirklichkeit des neunzehnten Jahrhunderts — mit einem Worte: die Zwecke und Ziele der Socialdemokratie, die ein Popanz ist, Kinder damit zu schrecken, wenn man sie nicht versteht, und die Heilslehre für alle Schäden dieser kranken Zeit, wenn man sie versteht. Aber es ist halb zehn, und ich muß Sie wegschicken."

Ich erschrak; die Wendung war so plötzlich, hatte mich so jäh aus der wogenden Fluth der Gedanken gerissen, die des Mannes Rede in mir entfesselt. Denn wahrlich, ich hatte völlig vergessen, daß es ein Fürst war, der da in überquellender Empfindung, in Worten, die mir mit Lavagluth getränkt schienen, nur daß sie dahinstürzten wie ein brausender Wildbach, so gesprochen. Ob für sich oder mich, was lag mir daran? Und nun sollte ich wieder den Fürsten in ihm sehen, der für mich doch eben nur ein Mann war. Vom Wirbel bis zur Sohle, jeder Zoll ein Mann, wie er da vor mir, der ich mich mit ihm erhoben, stand in

herrlicher Kraft, hoch aufgerichtet das Haupt, in welchem so jugendfrische Gedanken flammten, während über den dünneren Scheitel schon der Rauhreif des Alters gezogen war!

Es ist nie schwer gewesen, mir meine Empfindungen vom Gesicht abzulesen; es mag in dieser Minute besonders leicht gewesen sein. Ich wollte etwas sagen, aber es kam kein Wort über die zuckenden Lippen. Ich wollte mich dankend auf seine Hand neigen, die er mir gereicht hatte, vermochte es aber nicht und blieb so in hilfloser Verlegenheit, die ihren Gipfel erreichte, als ich nun doch meine Hand zurückziehen wollte und sie von der seinen festgehalten fühlte — ein paar Sekunden lang, während sein Blick mit einem Ausdruck, der mich, ich wußte nicht warum, bis in das Mark durchschauerte, auf mir ruhte.

Dann fühlte ich meine Hand losgelassen, und wir waren aus der Nische in das Zimmer getreten. Ich hatte mich nun wenigstens so weit gefaßt, daß ich mich verbeugen und etwas von „den weiteren Befehlen Seiner Hoheit" stammeln konnte, wie ich es vorhin von Weißfisch gehört.

Er schien einen Moment nachzusinnen, dann sagte er rasch und in einem ganz anderen Tone, als in welchem er vorhin gesprochen:

„Sie werden morgen das Nähere hören; für heute gute Nacht!"

Ich verbeugte mich abermals und ging nach der Thür.

„Noch Eines!"

Ich wandte mich; er stand bereits wieder am Schreibtisch und sagte das Folgende halb über die Schulter:

„Weißfisch hört von morgen an auf, Ihr Lehrer zu sein, wie Sie es vorhin wünschten. Den weiteren Gang Ihrer Studien werde ich selbst anordnen. Hoffentlich werden Sie Vertrauen zu mir, und ich denke, ich werde Freude an Ihnen haben. Jedenfalls will ich Sie in meiner Nähe wissen. Alles Weitere, wie gesagt, bis auf morgen. Gute Nacht!"

Ich stand in dem Vorsaal, mir das Haar aus der glühenden Stirn streichend, verwundert auf den Mann in Kniehosen blickend, der sich wiederholt vor mir verbeugte, und auf Weißfisch, der mich ganz verklärt anlächelte, ich wußte nicht warum. Dann begriff ich, daß der Mann in Kniehosen mir das Geleit bis zur nächsten Thür geben wollte, und stürzte nun davon so schnell, daß Weißfisch Mühe hatte, mir zu folgen.

Ich erinnere mich auch nicht, wie ich durch die Gemächer, Säle und Korridore in mein Zimmer zurückgekommen bin, wo ein Tischchen für mich gedeckt stand zu einem Nachtimbiß, bei welchem mir der eine Diener aufwartete. Ich hatte bis jetzt meine Mahlzeiten noch immer mit Weißfisch gemeinsam eingenommen und mich gewundert, daß nur für mich allein gedeckt war; Weißfisch aber, als ich darüber eine Bemerkung machen wollte, bat mich, einen bedeutsamen Blick nach dem Diener werfend, mit ein paar leisen Worten, es so geschehen zu lassen; worauf er mir mit zur Schau getragener Höflichkeit eine gute Nacht wünschte und sich entfernte. Ich wußte nicht, was ich von dem Allen denken sollte, und hätte gern Jemand gehabt, gegen den ich mein volles Herz ausschütten konnte. Dann war es mir doch wieder recht, daß ich allein war und bei einer Flasche herrlichen Weines weiter brüten und schwärmen durfte. Zuletzt stand ich noch lange am offenen Fenster, schaute auf die Stadt hinab, in deren Häusern ein Licht nach dem andern erlosch, wunderliche Träume träumend, lange bevor ich in dem Nebengemach das seidne Bett unter dem hohen Baldachin aufsuchte.

Ich war ja nur ein armer Bursch, der kein Heim hatte, keine verwandte Seele in der weiten Welt sein nennen durfte. Aber wenn ich mir an diesem Abend wie ein Prinz vorkam, der in sein väterlich Schloß zurückgekehrt ist nach langer kümmerlicher Wanderschaft in der Fremde, wer hätte es mir verargen können?

3.

Ich hatte mich in meine prinzliche Herrlichkeit so hineingeträumt, daß ich, am nächsten Morgen erwachend, vor dem Lichtschein, welcher durch die heruntergelassenen Fenstervorhänge in das Zimmer fiel, die Augen unwillig schloß, um mich in dem seidenen Bette so behaglich weiter zu dehnen, als sei dies selbstverständliche Wirklichkeit, und ein gewisses schmales Lager auf einer harten verlegenen Seegrasmatratze in einem gewissen kleinen Hofstübchen, in das die Sonne im Hochsommer einmal ein paar letzte verlorene rothe Strahlen schickte — durch ein viereckiges, gardinenloses Fenster, vor dem ein halbkahler Kornelkirschbaum stand —, das sei ein halb verschollener Traum, den ich mit Fug nun ganz vergessen könne.

Ein leises Räuspern in meiner Nähe ließ mich die Augen wieder aufschlagen. Vor meinem Bett stand ein rundlicher kleiner Herr in weißer Kravatte mit einem Zettelchen in der Hand. Der Herr räusperte sich noch einmal, vermuthlich, um sich zu überzeugen, daß ich wirklich wache, verbeugte sich und theilte mir, flüchtig auf das Zettelchen blickend, in geschäftsmäßigem Tone mit, daß ich zu neun Uhr zum Frühstück bei Hoheit befohlen sei, Hoheit mich aber vorher ein paar Minuten in seinem Kabinet sprechen wolle. Anzug: Promenadenanzug. Für den übrigen Theil des Tages lägen keine Befehle vor, da Hoheit um zehn Uhr zu einem Jagdausfluge nach X. aufbrächen, von wo sie erst morgen Abend zurückkommen würden.

Hierauf abermalige Verbeugung, und der räthselhafte rundliche Herr war verschwunden.

Es sei der Oberhoffurier gewesen, belehrte mich mein Diener (so mußte ich ihn ja jetzt wohl nennen), der dann plötzlich an Stelle jenes im Zimmer war und die Vorhänge an den Fenstern zurückschlug; und was der Herr Hoffurier mir mitgetheilt, sei das „Programm des Tages" — für mich; es werde jedem der Herren Kavaliere, so weit ihre Obliegenheiten nicht schon anderweitig bestimmt seien, und den Gästen Seiner Hoheit jeden Morgen vor dem Frühstück ein solches Programm mitgetheilt. Es müsse bei Hofe eben Alles nach dem Schnürchen gehen, fügte der Mann mit respektvollem Lächeln hinzu, als wolle er um Verzeihung bitten, daß er sich die Freiheit dieser Aeußerung gestatte.

Der Mann entsprach seinem Namen: — „Holzbock, zu Befehl!" hatte er auf mein Befragen geantwortet — ganz und gar nicht. Ich hatte nach zehn Minuten, während deren er mir trotz meines gelinden Sträubens beim Ankleiden half und die Sachen aus dem Koffer in die Kommoden packte und in die Schränke hing, das Gefühl, als ob er schon ebenso viele Jahre um mich gewesen sei: so ruhig zweckmäßig war sein Hantieren, so kaum bemerklich sein Kommen und Gehen, so verständig-ausgiebig bei aller gemessenen Knappheit sein Antworten auf mein mancherlei Fragen, unter anderem nach der Ursache eines überstarken Parfums in den Zimmern, welches ich bereits gestern Abend bemerkt und nur in meiner Erregung weniger beachtet hatte, das aber heute Morgen meine erfrischten Sinne empfindlich belästigte.

„Es haben schon mehrere Herrschaften darüber geklagt," erwiederte Holzbock; „es muß einmal einer von den Herren ein Patschuli-Flakon zerbrochen haben. Wir können es nicht herausbringen. — Uebrigens haben sich alle Herrschaften bald daran gewöhnt," schloß er, wie zu meiner Ermuthigung oder Belehrung, mit seinem respektvollen Lächeln.

Die Zeit, wo ich mich zum Herzog zu begeben hatte, war schneller, als ich dachte, herangekommen, glücklicherweise führte mich Holzbock diesmal nicht den langen Weg von gestern Abend durch das Schloß, sondern einen viel kürzern über den Schloßhof und eine Hintertreppe hinauf unmittelbar in das Vorzimmer zu demselben Gemach, in welchem mich der Herzog gestern Abend empfangen hatte und in das ich jetzt ohne Weiteres — der Mann in den Kniehosen war heute nicht zugegen — einzutreten von Holzbock bedeutet wurde. Wenn Hoheit noch nicht drinnen sein sollte, so werde er doch alsbald kommen.

Der Herzog war noch nicht drinnen, und so durfte ich mich denn mit einiger Muße in dem Gemach umschauen. Es war doch bedeutend geräumiger, als es mir gestern Abend in dem Lampen- und Kerzenlicht erschienen war: dunkle Tapeten, ein schwärzliches Eichenholzpannel, welches bis fast zur Hälfte der Wandhöhe reichte, mehrere braune Schränke, zwischen und über denen angebräunte Bilder in mächtigen Goldrahmen hingen und hier und da eine Marmorbüste, auch wohl eine ganze Figur in halber Größe auf Konsolen und Postamenten placirt waren. Die hohe Stuckdecke hatte in den vier Ecken Medaillons mit Jagdemblemen; auf dem großen Oval in der Mitte trieb eine speerschwingende, von ebenfalls speerschwingenden Nymphen begleitete Diana einen Hirsch vor sich her, an welchem die Hunde emporsprangen. Auf den Tischen und Börten standen so viel Kunst- und andere Gegenstände, dergleichen mein Auge, auch in den Prunkgemächern von Nonnendorf, nie beisammen gesehen, wie denn auch sonst die kostbarste

Ausstattung dort mit dieser hier den Vergleich nicht aushielt. Ich hätte glauben können, in einem mir völlig fremden Raume zu sein, nur daß mich die Nische mit dem Sopha und dem Marmortischchen davor, auf welchem wieder das Ebenholzkästchen mit den widerspenstigen Cigarren, der große silberne Aschbecher und der silberne Leuchter mit der rothen Kerze standen, an gestern Abend erinnerte und den seltsamen Mann, welcher der Besitzer all dieser Herrlichkeiten und ein Herzog war und für Socialdemokratie schwärmte.

Ich hörte ein Geräusch hinter mir. Als ich mich umwandte, trat er eben durch eine schmale Tapetenthür, welche ich vorher nicht bemerkt hatte, im Jagdkostüm: geschmeidigen Stiefeln aus braunem Leder, die ihm bis zur Mitte der kräftigen Schenkel reichten, und brauner Joppe — ritterlicher noch als gestern, aber um mehrere Jahre älter, wie mir schien, und mit etwas wie einer Wolke auf der breiten Stirn und über den Augen, deren gläserne Härte ebenfalls stumpfer war als gestern im Lampenlicht. Dennoch lächelte er, als er mir die Hand reichte und mich fragte, wie ich geschlafen habe?

„Im Volksmunde, Hoheit, sagt man: wie ein Prinz," erwiderte ich.

Ich weiß nicht, ob die Antwort nicht förmlich genug war; es ging wie ein Zucken über sein Gesicht, und aus den gläsernen Augen schoß es wie ein Blitz. Im nächsten Moment lächelte er bereits wieder und sagte:

„Nun, zu einem Prinzen kann ich Sie freilich nicht machen; aber doch zu etwas Rechtem, und das vielleicht besser ist. Ich wollte heute Morgen ausführlich mit Ihnen sprechen — ich hatte zu viel Anderes zu erledigen. Nur so viel: bis ich mich entschieden habe, bleibt das Theater in suspenso, und ich bitte Sie, über Ihre schauspielerischen Aspirationen mit Niemand zu sprechen; hören Sie wohl: mit Niemand, außer mit Frau von Trümmnau, einer Dame, die, wenigstens vorübergehend, zu meinem Hofe gehört und der Sie noch im Laufe des Tages werden vorgestellt werden. Ich habe mit der Dame, die mein volles Vertrauen genießt, über Sie kommunicirt. Sie dürfen annehmen, daß, was sie Ihnen sagen wird, von mir selbst gesagt ist. Außerdem werde ich Sie jetzt beim Frühstück mit Baron von Renten bekannt machen, einem meiner Kavaliere, der hernach mit Ihnen einige Visiten, unter anderen bei Frau von Trümmnau, machen, Sie überhaupt ein wenig auf dem Ihnen fremden Terrain orientiren soll. Sie werden einen charmanten Mann an ihm finden; und ich wünsche, daß Sie ihm Ihr Vertrauen in dem vollen Maße schenken, in welchem er es verdient. Kommen Sie!"

Er schritt mir voran durch eine Thür auf der anderen Seite in den Raum nebenan, in welchem ein runder Tisch mit drei Kouverts gedeckt war. Ein Herr von etwa fünfundzwanzig Jahren, dessen kleiner runder Kopf mit einer üppigen Fülle kurz geschorner blonder Löckchen, wie mit einer Perrücke, bedeckt war, und aus dessen rundem rosigen Gesicht ein paar runde blaue, etwas hervorstehende Augen gar freundlich blickten, trat, sich tief verbeugend, an den Herzog heran, der ihm die Hand reichte und mit halber Wendung zu mir sagte: „Herr Baron von Renten! — Dies, lieber Renten, ist mein junger Protégé, über den ich mit Ihnen gesprochen habe und den Sie ein wenig unter die Flügel nehmen werden: Herr Lothar Franc."

„Es wird mir eine Freude und eine Ehre sein," sagte Herr von Renten, mir die Hand reichend.

Ich verbeugte mich stumm und verlegen, denn ich fühlte, daß mir die helle Gluth in das Gesicht geschlagen war, als der Herzog mich nicht mit dem Namen des Vaters, sondern meiner Mutter vorstellte. Hatte ihm Weißfisch nur diesen Namen angegeben, oder die beiden Namen? und war es im letzten Falle von seiner Seite eine Verwechselung, oder war es Absicht? Durfte ich den mir lieben Namen des Vaters, mit dem ich bis jetzt noch von Jedermann genannt worden war, reklamiren? Mußte ich den andern, der so bittere Gefühle in mir wach rief, nachdem er einmal von den Lippen des Herzogs gekommen, als etwas Unvermeidliches hinnehmen?

Natürlich entschied ich mich für das Letztere, aber über den bangen Zweifeln war mir mein bischen Sicherheit und Unbefangenheit völlig verloren gegangen, zumal mir auch heute der Herzog viel mehr Herzog schien, als gestern: nicht mehr der warmherzige, geistreich-gesprächige Mann, sondern der souveräne Herr, der sich, trotz aller Höflichkeit und seinem: bitte unterthänigst, lieber Renten, die Sache verhält sich so und so — der unermeßlichen Kluft zwischen ihm und seiner Umgebung in jedem Momente bewußt blieb und es ganz gewiß auf der Stelle streng geahndet hätte, wäre es Jemand beigekommen, seinerseits die Kluft zu übersehen. Ja, wenn ich jetzt beobachten mußte, mit welcher Vorsicht Herr von Renten sich im Gespräch bewegte, wie klüglich er seine Worte setzte, wie sehr er sich jeden Augenblick bereit zeigte, eine Behauptung zu modificiren oder ganz zurückzuziehen, sobald er merkte, daß sein Gebieter anderer Ansicht war, und der Keckheit dachte, mit der ich gestern Abend dem hohen Herrn gegenüber getreten war und mit ihm gesprochen hatte, durfte mir wohl der bekannte Reiter über den Bodensee in warnende Erinnerung kommen.

So saß ich stumm da, während die Diener in schier lautloser Geschäftigkeit die Speisen servirten und der Kavalier dem Herzog, der sich zuerst über verschiedene Jagd-Themata erging, bescheiden und geschickt sekundirte. Dann war, ich weiß nicht wie, das Gespräch auf den Krieg gerathen, in welchen Herr von Renten den Herzog begleitet hatte, und plötzlich wurde in irgend einem Zusammenhang der Major von Vogtritz genannt. — „Ein tüchtiger Officier und guter Generalstäbler," sagte der Herzog, „bei dem es nur schade um die romantischen Velleitäten ist, mit denen er sich und anderen Leuten das Leben sauer macht. Mir ist das ein Gräuel. Diese Deutschthümelei, in welcher der gute Vogtritz schwelgt, ist doch nur ein Chauvinismus ad usum Germanorum. Sie hat sich nach den Freiheitskriegen breit gemacht und wird sich jetzt wieder breit machen. Damals brachte sie das ungeschorene Teutschthum mit den umgeklappten Hemdkragen auf die Bahn, die dann selbstverständlich in die öde Reaktion der zwanziger und dreißiger Jahre ausmünden mußte. Welche Formen sie heute annehmen wird — nun, man braucht gerade kein Prophet zu sein, um das vorauszusehen. Jedenfalls werden sie alle mit dem Nachet eines gewissen Jemand gezeichnet sein. Nationalitätsprincip! Nun ja, das ist eine schöne Sache, eben so wie, daß jeder Mensch seine eigene Nase im Gesicht hat; aber wenn kein Mensch über seine eigene wohllöbliche Nasenspitze hinauszublicken vermag, so ist das ein schlimmes Ding, denn die nothwendige Folge ist, daß sie fortwährend an einander rennen und sich blutige Köpfe holen. — ‚Bohrt Ihr mir einen Esel? — Ich bohre einen Esel!' — und der Skandal ist fertig, mag Verona darüber zu Grunde gehen. Nun vielleicht, daß Europa diesen Nationalitätsschwindel durchmachen muß, den Louis Napoleon, mein sehr würdiger Freund, wenn nicht erfunden, doch in die Mode gebracht hat. Er war ja immer der Hecht im Karpfenteich und der stets verneinende Geist, der doch am Ende das Gute schaffen, zum wenigsten schaffen helfen mußte. Es ist damit wie mit den Kinderkrankheiten. Sie sind an sich nicht gut, aber wer sie gründlich absolvirte, hat die Anwartschaft auf ein gesundes Mannesalter. Das Nationalitätsprincip ist und bleibt in meinen Augen Schaukelpferdreiterei, das nicht aus der Stelle bringt. Vielleicht lernt aber der dumme kleine Kerl dabei auf einem wirklichen Pferde sitzen, das denn freilich etwas schwerer zu regieren ist: Lassalle'sche Arbeiterbataillone lassen sich nicht so leicht drillen wie pommersche Rekruten. Aber, Ihr Herren, ich rede mich hier fest, und der Zug wartet schon auf mich. Gesegnete Mahlzeit! Amüsiren sich die Herren besser, als ich es jedenfalls thun werde!"

Er hatte Jedem von uns die Hand gereicht und, mächtig in seinen hohen Jagdstiefeln ausschreitend, das Gemach verlassen.

„Ist er nicht bewunderungswürdig?" sagte Herr von Renten mit einem starren Blicke der blauen Puppenaugen auf die Thür, durch welche der Herzog verschwunden war. „Und Alles aus dem Handgelenk! Be—wun—derungswürdig!"

Ich blieb stumm, nicht sowohl der Diener wegen, in deren Gegenwart mir dieses Rühmen des Gebieters nicht ganz schicklich schien, sondern weil mir im Geiste nachging, was er von dem Major von Vogtritz gesagt hatte. Romantische Velleitäten! Deutschthümelei — Reaktion! War's das? der Schatten, der mir von Anfang an auf dem theueren Bilde gelegen hatte; der in der Zeit meiner Kriegsbegeisterung wohl verbleicht und doch nicht ganz geschwunden und seitdem wieder stärker und dunkler hervorgetreten war? Ich hatte es einen Verrath gescholten, den ich an meinem Ideale beging. Wie aber, wenn die Liebe zu diesem Ideale der wahre Verrath, der Verrath an meinem wirklichen Ideale war? Ich konnte es nicht herausbringen.

Unterricht in der Baumveredelung.

Originalzeichnung von Wilhelm Haſemann.

Digitized by Google

Und brachte es auch nicht heraus in den Stunden, die ich nun mit meinem neuen Mentor verlebte, und der freilich, wie ich bald merkte, der letzte Mensch war, mit dem ich dieses oder irgend ein anderes Problem nur hätte berühren können — von einer Verhandlung mit Aussicht auf eine glückliche Lösung unter seinen Auspicien gar nicht zu reden. Denn er selbst redete nur „Chiffons" — ein Ausdruck, den ich damals freilich nicht kannte, während ich die Sache selbst durch ihn an diesem Tage kennen lernte.

(Fortsetzung folgt.)

Noch heute „das geheimnißvolle Grab".

Neue Studien und alte Erinnerungen von Friedrich Hofmann.

(Fortsetzung.)

Ehe wir zur Hauptversion des Geheimnisses, zur Gräfin, übergehen, wollen wir uns mit dem gesammten Dienstpersonal genauer bekannt machen.

Obenan steht hier der schon mehrgenannte Kammerdiener, den der Graf nach dessen Tod als „Philipp Squarre, 73 Jahre alt, ledig, aus der Schweiz" bezeichnete, obwohl er im Kirchenbuch zu Eishausen eingetragen steht und aus den Niederlanden stammen sollte. Nicht einmal seine Kinder konnten das Wahre seiner Abkunft erfahren. Auch hier zwei Namen und ein Geheimniß. Er war ein großer, breitschulteriger Mann mit vollem Gesicht und schneeweißem Haar, immer ernst, abgemessen und wortkarg gegen Jedermann. Trotz alledem steht er bei den Bauern in besonderer Achtung, nicht bloß, weil er allezeit in voller reichbetreßter Livrée einherging, sondern weil er — offenbar vom Grafen dazu veranlaßt und belehrt — häufig auf Witterungswechsel aufmerksam machte, was dem Landbau manchmal zum Nutzen gedieh. Weß Glaubens er war, wußte man nicht, doch besitzt seine Tochter als Andenken von ihm noch ein Krucifix. Er besuchte regelmäßig die Dorfkirche; der Graf liebte das und versorgte jeden seiner Dienstboten mit dem dort üblichen Kirchenstrauß; so oft wie möglich bestand derselbe aus Rosen, die er mit kölnischem Wasser besprengte. Trotz der jahrelangen Treue, die den verschwiegenen Diener an den Grafen band, war er doch im Gewissen so schwer bedrückt, daß er zu wiederholten Malen den Pfarrer Kühner dringend und flehend bat, ihm eine geheime Beichte abzunehmen, von welcher jedoch der Graf nichts erfahren dürfe. Der protestantische Geistliche schlug dies Ansinnen einer Ohrenbeichte um so bestimmter ab, als er mit dem Grafen in der engsten, aber wunderlichsten geistigen Verbindung stand. Der Gewissensdruck scheint dem alten Mann endlich unerträglich geworden zu sein, so daß er, einmal von einer Laune des Grafen verletzt, entschlossen war, sich von der Last zu befreien; bald aber ging er wieder in sich und sprach den Entschluß aus, nunmehr, da er seine jungen Jahre beim Grafen verbracht, auch bis ans Ende auszuharren. Als er aber auf dem Sterbebette lag, regte sich die Gewissensangst von Neuem, und er bat dringend, daß der Geistliche geholt werde — aber der Graf verbot dies und überließ den armen Greis seinem schweren Ende. Er starb am 6. April 1817 früh ein Uhr und wurde am 8. April so still begraben, daß sein Tod kaum ruchbar geworden zu sein scheint, denn die Postämter von Hildburghausen und Koburg, welche viele Sendungen, von denen die meisten offenbar für den Grafen bestimmt waren, an Philipp Squarre besorgt hatten, ließen noch zwanzig Jahre lang Briefe und Packete an die Adresse des Todten nach Eishausen abgehen, von wo nie Etwas zurückgesandt worden ist.

Mit Squarre theilte die Köchin, Johanna Weber aus Hildburghausen, den Aufenthalt im unteren Stockwerk. Sie war früher im Wasunger Damenstift, dann beim Rath Rückert und zuletzt beim Geheimrath Kümmelmann am Herzoglichen Hofe bedienstet gewesen, und eine so geschickte Köchin, daß der Graf sie jedem französischen Koch gleich stellte und ihr 26 Karolin (etwa 500 Mark) Lohn gab, wovon sie ihre arme Mutter in der Stadt reichlich unterstützte. Die Köchin war die einzige Person, welche die Gräfin zweimal in nächster Nähe und unverschleiert sah und sprach. Einmal, als der Graf schwer krank war, ließ er sie zu sich rufen und sagte ihr, auf die unverschleiert am Bette stehende Gräfin zeigend: „Köchin, wenn ich sterbe, so nehmen Sie sich dieser Dame an" — und ein andermal ließ diese Dame selbst sie rufen und sprach zu ihr: „Der Herr ist plötzlich erkrankt, helfen Sie mir einen Trank bereiten!" — Diese zweimalige Begegnung mit einem menschlichen Wesen, mit welchem sie 26 Jahre unter einem Dach wohnte, war die Ursache, daß sie in dieser ganzen Zeit das Schloß mit keinem Tritt verlassen durfte! Vielleicht kam auch dazu, daß der Graf, offenbar im unwiderstehlich gewordenen Mittheilungsbedürfniß, die Köchin jeden Morgen ins Vorzimmer berief und ihr bald aus Zeitungen Einiges vorlas, bald angeblich aus seinem Leben erzählte. Mochte er da sich doch wohl mitunter zu sehr haben gehen lassen, zu viel geplaudert haben, das er verborgen gehalten wissen wollte? Kurz, die Klausur der Köchin war so streng, daß sie das Gehen fast verlernte und, als sie einmal in höchster Noth einen kurzen Ausgang besorgen sollte, auf der Straße nur mühselig forthatschen konnte.

Weniger streng war der Graf in anderer Beziehung. Das abgeschlossene Zusammenwohnen des Kammerdieners und der Köchin führte beide zu einer „nicht eben gesetzmäßig geschlossenen Ehe" — wie ja in diesem Schloß Alles seinen besonderen Gang ging. Von den beiden Kindern, welche im Schlosse zur Welt kamen, war das erste ein Knabe (geboren am 4. März 1812), der den Namen Philipp Papageno erhielt und von den Dorfkindern „das Papperle" genannt wurde. Das zweite Kind, ein am 28. April 1813 geborenes Mädchen, ist die noch lebende Frau auf dem Hildburghauser Berg- und Grabgarten. — Der Knabe wurde im nahegelegenen Dorfe Steinfeld erzogen, lernte das Schuhmacherhandwerk und mußte, auf des Grafen Befehl, nach Amerika auswandern. Vor seiner Abreise brachte er noch über seine Mutter ein schweres Verhängniß. Weil diese ihn noch einmal sehen wollte und ihn, natürlich ohne des Grafen Vorwissen, heimlich ins Schloß kommen ließ, so mußte sie dasselbe sofort verlassen. Sie wurde in das Schloß Eiba bei Rudolstadt verbannt. Unter welcher Aufsicht sie dort lebte oder unter welchem Eide sie abzog, ist nicht bekannt. Sie starb dort sechs Wochen vor dem Grafen, und der alte Diplomat konnte seine Genugthuung darüber nicht verbergen, daß dieser Mund noch vor seinem eigenen Ende sich für immer geschlossen hatte. —

Zu der Dienerschaft des Schlosses gehörten ferner die Eheleute Johann und Katharina Schmidt, die der Graf schon in Hildburghausen in Dienst genommen und die von 1810 an die Botengänge von der Stadt zum Schloß besorgten. Schmidt stammte aus Böhmen, seine Frau aus Heldburg. Auch sie mußten eine strenge Prüfung bestehen: jahrelang wurden ihnen Briefe, Packete und Zeitungen bei einer Mühle in Steinfeld vom Kammerdiener abgenommen und ins Schloß gebracht. Erst nachdem sich erwiesen, daß sie ihren Dienst mit der größten Verschwiegenheit und mit Vermeidung jeden Umganges unterwegs besorgt, durften sie mit ihrer Bürde erst bis an und endlich sogar in das Schloß kommen. Ein Beweis höchsten Vertrauens war es sicherlich, daß der Graf im Jahre 1836 die Katharina Schmidt zur Wartung der damals schon kranken Dame berief — ein ebenfalls verhängnißvoll gewordener Dienst. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Graf nicht immer mit am Krankenbette sein konnte, daß Kranke und Wärterin oft allein waren und daß jene die sonst ihr nicht ein einziges Mal in ihrem ganzen Leben gebotene Gelegenheit benutzte, ihr Herz durch Mittheilungen zu erleichtern, die dann um so schwerer in das der armen Dienerin fielen. Daß der Graf dies ahnte, zeigte sich gleich nach dem Tode der Gräfin. Trotzdem ihr Dienst erfüllt und sie ferner im Schloß unnöthig war, durfte sie dasselbe nicht verlassen; und als — am 9. Februar 1843 — ihr Ende nahte, wiederholte sich die Scheidescene Squarre's: das arme Weib wollte ihr Herz von einer schweren Last befreien, aber es mußte brechen unter der Wucht eines Geheimnisses, das nun abermals um zwei Augen und einen Mund sicherer war.

Die „außerordentliche Treue" der Schmidt'schen Eheleute belohnte der Graf damit, daß er deren Kinder ebenfalls in Dienst nahm und für sie zu sorgen versprach. Johann Ehrhardt Schmidt wurde Kammerdiener und seine Frau Friederike, geb. Gutjahr aus Eisfeld, Köchin; sein Bruder Simon Schmidt hatte die Botengänge von Hildburghausen und die Pflege des Berggartens, den er später als Eigenthum erhielt, und eines Hauses und Gartens beim Spital, in der Nähe des jetzigen Bahnhofs, welche der Graf 1826 gekauft hatte, zu besorgen. Außer diesen gehörten zur Dienerschaft noch ein Kutscher und eine Aufwärterin (zwanzig Jahre lang Dorothea Kirchner, später mit ihren Töchtern) und die Koburger Boten (Johann Amberg mit seiner Frau Dorothea), die 1830 bis 1845 außer der fast täglichen Briefschachtel häufige Sendungen aus der Apotheke, der Meusel'schen Buchhandlung und der Hofgärtnerei (Blumenkohl ꝛc.) zu bringen hatten.

Alle diese Menschen standen lebenslang in einem Dienst, der allerdings möglichst gut belohnt ward, aber auch nicht schwer genug gedacht werden kann, denn alle opferten für immer ihre persönliche Freiheit, sie mußten sich zu willenlosen Maschinen erniedrigen, denn: „nur was der Graf verlangt, muß geschehen, — niemals weniger, aber auch niemals mehr!" Alle sind von der menschlichen Gesellschaft so gut wie ausgeschieden, kein freundlicher Verkehr darf sie mit den Nachbarn verbinden, sie sind wie in einen Zauberkreis gebannt, fühlen sich immer und überall von des Grafen Blick verfolgt, wagen nie laut zu sprechen und flüstern noch nach seinem Tod so ängstlich, als müßten sie ewig die stummen Wächter seines Geheimnisses bleiben. Ja, alle stehen schließlich im Dienste für ein Wesen, von dessen Existenz sie nichts wissen dürfen, wenn sie das nicht bitterlich auf dem Sterbelager bereuen sollen.

Und dieses Wesen, welches die Aufstellung eines so großen und kostspieligen Sicherheitsapparates verursacht, ist die verschleierte Dame von Ingelfingen und Hildburghausen, die noch siebenundzwanzig Jahre ihres von aller Welt abgeschlossenen Lebens in dem Schlosse von Eishausen zubringt.

Ueber dieselbe wollen wir nun berichten, so viel Verbürgtes über sie zu erlangen war.

Es hat seine Schwierigkeit, die Persönlichkeit einer Dame zu schildern, die in einem Zeitraum von etwa fünfunddreißig Jahren, also auf den verschiedensten Altersstufen, nur von wenigen Menschen und dies stets nur verstohlen, bei augenblicklich verschobenem Schleier, im raschen Vorbeifahren im Wagen, bei Spaziergängen in der Ferne, durch Gucklöcher im Vorüberschreiten in der Nähe oder durch das Fernglas gesehen worden ist. Einstimmig lauten alle Aussagen aber in der Bewunderung der herrlichen blauen Augen, des schönen Antlitzes, der zierlichen Gestalt und der graziösen, vornehmen Haltung. Auffallend ist auch die Uebereinstimmung der Beobachtung eines hohen Beamten (des Geheimraths von Vibra), welcher die Dame im Wagen auf der Marienstraße bei Hildburghausen sah, mit der Aussage des Knaben in Ingelfingen; auch er erkannte sofort die bourbonischen Gesichtszüge.

Was meine Hauswirthin auf dem Berggarten über die Gräfin, natürlich nur verstohlenerweise, beobachtet hat, habe ich oben bereits gesagt.

Eine Schilderung aus früherer Zeit muß ich hier noch einmal mittheilen. Kühner, unser erster Gewährsmann, hat als Pfarrsohn fünfzehn Jahre theils ganz, theils in allen Ferien in Eishausen gelebt und in dieser Zeit die Gräfin nur zweimal am Fenster gesehen. Aus dem Jahre 1818 erzählt er, wie er sie mittels eines Fernglases beobachtet: „Die Gräfin stand am offenen Fenster und fütterte mit Backwerk eine Katze, die unter dem Fenster war. Sie erschien mir wunderschön; sie war brünett, ihre Züge ausnehmend fein; eine leise Schwermuth schien mir eine ursprünglich lebensfrische Natur zu umhüllen; in dem Augenblick, wo ich sie sah, lehnte sie in schöner Unbefangenheit am Fenster, den feinen Shawl halb zurückgeschlagen, wie ein Kind mit dem Thiere unter sich beschäftigt. Ich sehe noch, mit welcher Grazie die schöne Gräfin das Backwerk zerbröckelte und die Fingerspitzen am Taschentuch abwischte." — Im Jahr 1832 soll sie Rath Vogel, der spätere Besitzer des Hauses und Gartens bei der Stadt, einmal beobachtet und noch immer „zart an Gestalt und sehr schön" gefunden haben. „Sie saß im Garten in sich versunken, während der Herr hochaufgerichtet mit verschränkten Armen am Gartenzaun auf- und abwandelte; eine unheimliche Gestalt, aber entschieden Kavalier, der die Befehle der Dame erwartete."

Diese Andeutung führt uns zur Betrachtung des Verhältnisses, in welchem Dame und Herr zu einander gestanden zu haben scheinen. Human sagt (Theil II. S. 3): „Leute, welche Graf und Gräfin zu Anfang ihres Eishäuser Aufenthaltes in der Lindenallee (nahe beim Schloß) spazieren gehen sahen, äußerten, genau wie unsere Zeugen in Hildburghausen, der gnädige Herr habe ordentlich wie ihr Untergebener ausgesehen, und man habe es an Allem gemerkt, daß sie die Vornehmere war." Und Kühner bemerkt hierüber: „Es ist aus mehreren Gründen der bedeutungsvolle Schluß zu ziehen, daß der Takt des Volks auch hier das Richtige traf."

Unbestreitbar fest steht, daß nach des Grafen Willen die Dame für Niemand auf der Welt existiren sollte. Diesen seinen Willen setzte er mit vollendeter Rücksichtslosigkeit gegen Jedermann, vom herzoglichen Hof in Hildburghausen bis zum letzten Bauern im Dorfe durch, und weder Sitte noch Anstand fand dabei die geringste Beachtung. So hatte es z. B. die Frau Pfarrerin von Eishausen, nach dem Einzug der Herrschaften ins Schloß, für ihre Pflicht gehalten, der Frau Gräfin ein Blumenbouquett zu übersenden. Das Dienstmädchen sagte zwar, der Herr Graf müsse sich ungeheuer gefreut haben, denn er sei wie närrisch im Zimmer herumgesprungen. Die Erwiderung auf die freundliche Gabe war aber der Art, daß keine zweite gewagt wurde. Dagegen sind später häufig Geschenke aus dem Schloß ins Pfarrhaus gekommen, als zwischen Grafen und Pfarrer der Briefwechsel in Gang war, von dem wir später zu erzählen haben. — Ein ander Mal befand sich der Senator Andreä, des Grafen Geschäftsführer in Hildburghausen, bei ihm und warf die Bemerkung hin, man sei in der Stadt sehr neugierig zu erfahren, wer wohl die Dame im Schlosse sein möge. Da antwortete ihm der Graf kurz und streng: „Ich halte für gut, wenn Sie in Wahrheit sagen können, daß Sie es nicht wissen" — und ließ sofort den Wagen des alten Herrn vorfahren. — Sogar der alte vertraute Squarre durfte sich keinen unbefohlenen Blick auf die Dame erlauben. Als, erzählt Human, einst beim Ausfahren der Kutscher auf eine Frage des Grafen sich rasch umwandte und, während er antwortete, zur Gräfin hinsah, wurde er am folgenden Morgen früh zwei Uhr durch die Klingel ins Vorzimmer gerufen. Dort stand die Dame, dicht verschleiert, sah ihn stumm an und wandte sich kurz ab. Das war die vom Grafen angeordnete Zurechtweisung, welche er hinter einer Portière beaufsichtigt hatte.

Wir sehen: selbst die am engsten in seinen Bannkreis eingeschlossenen Diener durften sich keine eigenmächtige Annäherung an sein Geheimniß erlauben. Wenn der Graf dennoch zu ihnen über die Gräfin sprechen mußte, so sagte er bloß „Man wünscht" ꝛc., aber auch „Allerhöchst Sie hat gesagt" ꝛc. will man aus seinem Munde gehört haben.

Die Stellung der Dame im Schloß wird wohl am besten bezeichnet durch Das, was Squarre einmal darüber geäußert haben soll: „Sie hat kein Vermögen, aber sie ist Herrin über Alles." Der ganze oft maßlose Absperrungszwang geschah ausschließlich der Dame wegen, und ebenso war der große Aufwand nur nöthig, um diese Absperrung möglich, gesichert und — erträglich zu machen. Beide, die Bewachte wie der Wächter, waren Gefangene und wahrscheinlich Eines so wenig freiwillig wie das Andere.

Wenn wir auch die sorgfältig gesammelten Aeußerungen des Grafen über dieses Verhältniß mit Vorsicht aufnehmen müssen, da sie oft mehr geeignet erscheinen, von der richtigen Spur zu seinem Geheimniß abzulenken, als es zu enthüllen, so sind doch namentlich solche beachtenswerth, welche er im Mittheilungsdrang oder in erregter Stimmung noch vor dem Tode der Dame der Köchin anvertraut und nach demselben in den Unterredungen mit wenigen bekannten Männern, unter welchen der Obermedicinalrath Hohnbaum in Hildburghausen obenan steht, fallen ließ. Der Köchin klagte er einmal, „er habe sich in seiner Jugend mit einem Eide gebunden und müßte darum ein so schweres Leben führen." Ein ander Mal, wo er eine der verbitternden Scenen erlebt haben mochte, die bei der ewigen Einsamkeit des armen Weibes ja unausbleiblich waren, sprach er den Entschluß aus, die Dame in ein Kloster bringen und sich so von seiner Last befreien zu wollen. Solche Stürme gingen freilich rasch vorüber, denn anderntheils vernehmen wir wieder von der Dame Aeußerungen, die, wenn auch nicht von herzlicher Anhänglichkeit, doch von Dankbarkeit und von der Angst zeugen, ihn zu verlieren. Man erfährt, daß er sie aus erschrecklicher Lage befreit haben soll, und wie konnte das arme Wesen, das ihr ganzes Dasein nur mit ihm allein hatte verbringen müssen, sich eine Existenz ohne ihn denken? Daher ihre Sorge bei seinem Erkranken, und daher jener Ausspruch, den die Botin Schmidt einst von ihr gehört: „Wenn der Herr stirbt, begrabe ich mich lebendig." Und als dieselbe, die zuletzt ihre Pflegerin war, in die Todkranke drang, doch nach einem Arzt zu verlangen, antwortete sie: „Nein, das thue ich meinem Herrn nicht zu leid." Daraus erfahren wir, daß sie die Wichtigkeit des Geheimnisses ihres Daseins für den Grafen kennt, und zugleich auch, daß die Dame den Mann ihren Herrn nennt, der allezeit neben ihr wie ihr Diener aufgetreten war. Doch können wir diese Abhängigkeitsbezeichnung auch als eine Redeform auffassen, welche die Dame der Dienerin gegenüber angemessen fand.

Offenbar geschahen alle nach außen oft gar verwunderlich erscheinenden Maßregeln, welche die möglichste Ruhe um das Schloß bezweckten, nur in Rücksicht auf die Dame. Eine solche Veranlassung war es, die den Grafen nöthigte, auch gegen außen die Anwesenheit derselben anzudeuten. Die alte Sitte des Neujahranschießens hatte das Schloß in Schrecken gesetzt. Damals schrieb er an den Pfarrer: „Man hat die Nacht in großer Unruhe zugebracht ꝛc." und bat um Abhülfe des Unfugs, fügte auch 25 Gulden zur Vertheilung unter die Armen bei, falls die Schuldigen bestraft würden. Zugleich ließ er durch seinen Geschäftsführer Andreä beim Hildburghäuser Amt Klage erheben. Wirklich wurden zehn Bursche verhaftet und bestraft. Für die nächste Neujahrsnacht traf man, ohne Zweifel auf besonderes Betreiben des Hofs zum Schutze des in einem herzoglichen Domainenschloß wohnenden Grafen, außerordentliche Maßregeln. Der später durch die bundestägliche Verauktionirung der von der Nation gegründeten ersten „deutschen Flotte" unglücklich bekannt gewordene Hannibal Fischer, damals Landschaftsrath in Hildburghausen, begab sich mit zwei Landjägern und einem Militärkommando nach Eishausen, zog dazu noch zwölf Nachbarn zur Verstärkung bei und besetzte alle Gassen des Dorfes mit Wachtposten. Die Nacht brach ein und die tiefste Stille herrschte bis zum letzten Glockenschlag des Jahres. Da aber krachten gegen Schloß und Pfarrhaus, dann hinter Hecken und Scheunen an allen Ecken und Enden die Schüsse los, — und trotz der eifrigsten Hetze gegen die Uebelthäter war kein einziger der flinken Bursche zu erwischen. Man mußte einsehen, daß mit Gewalt nichts auszurichten sei gegen den fränkischen Bauerntrotz, den der Pfarrer am besten kannte und zu behandeln verstand. Er gab dem Grafen den Rath, den Burschen zur Kirchweihe eine Beisteuer und zum Neujahr einen freien Trunk zu geben, dies geschah — und kein Schuß fiel mehr im ganzen Dorf.

(Fortsetzung folgt.)

Hundertjährige Wandlungen in den Zielen der Polarforschung.

Zur Säkularfeier John Franklin's, geb. 16. April 1786.

Am 16. April 1786 wurde John Franklin in Lincolnshire in England geboren, der Polarreisende, der durch seinen grauenvollen Untergang Jahrzehnte lang die Theilnahme der ganzen civilisirten Welt in dem Maße rege hielt, daß zur Erforschung seines tragischen Geschicks wie nie zuvor viele Millionen theuersten Guts und Tausende unschätzbarer edler Menschenleben geopfert wurden.

Es ist hier nicht die Absicht, wie somit bei säkularer Erinnerung an einen großen, seltenen Mann, eine Biographie desselben zu geben und seinen Lebensgang wie seine Schicksale zu rekonstruiren. Franklin's Leben und tragisches Ende sind schon in den verschiedensten Schriften jedem Alter vorgeführt und bekannt geworden. In unseren Zeilen sollen statt dessen die Wandelungen markirt werden, welche die Ziele und Methoden der Reisen und Forschungen in der Polarzone in dem Jahrhundert sein Franklin's Geburt erfahren haben; darauf soll hingewiesen werden, wie, im Gegensatze zu den früheren materiellen Zwecken und Zielen, welche von einzelnen Staaten selbstsüchtig verfolgt wurden, nunmehr bei Polarreisen unserer Tage die Lösung wissenschaftlicher Probleme eine Aufgabe aller civilisirten Völker geworden ist.

Im Jahre 1786, also im Geburtsjahre John Franklin's, schrieb Georg Forster eine kritische Uebersicht der bisherigen nordwestlichen Polarreisen mit den Worten: „Fest steht das Faktum, daß die Unmöglichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt in eine schiffbare Meeresgegend erwiesen ist, und fest wird es stehen, bis eine neue Katastrophe der Erde Neptun's und Pluto's Reichen neue Grenzen absteckt."

Auch Kapitän Clerke, der zweite Befehlshaber auf Cook's dritter Reise, erklärte um dieselbe Zeit die Versuche, durch die Beringsstraße vorzudringen, als „hellen Wahnsinn", und der Herausgeber der Beschreibung dieser dritten Reise sagt: „Die letzten Reisen haben endlich der Welt die Wohlthat erwiesen, sie für immer von dem Wahne derartiger Entdeckungsreisen zu heilen."

Und in der That wurden seitdem bis zum Jahre 1818 keine neuen Polarreisen ausgerüstet und entsendet, woran freilich auch die damaligen Kriege nachdrücklich hinderten. Aber Forster's und Clerke's Warnung war allmählich verhallt, und es bestätigte sich auch jetzt die alte Wahrheit: daß ganze Nationen wie Individuen, wenn sie einmal Opfer und bedeutende Kraftanstrengungen an die Erreichung eines Zieles gesetzt haben, fast eigensinnig auch dann noch in ihren Bestrebungen beharren, nachdem sich längst herausgestellt hat, daß die Erreichung des vorgesetzten Ziels unmöglich ist.

So kam es denn, daß bereits 1818, als der Walfischjäger Scoresby Nachrichten von den günstigen Eisverhältnissen im hohen Norden heim brachte, die englische Regierung die alten Pläne zur Aufsuchung einer nordwestlichen Durchfahrt nach dem Stillen Ocean wieder aufnahm. In Folge dessen entdeckte John Roß unter Anderem den magnetischen

Nordpol, und Parry drang westwärts bis zur Melville-Insel, jenseit des 110. Grades vor.

Wichtiger und folgenreicher als alle früheren Reisen versprach aber jene Entdeckungsfahrt zu werden, die im Jahre 1845 von dem englischen Marine-Ministerium ins nördliche Eismeer hinausgesandt wurde. Ihr Befehlshaber war der schon vielfach bewährte John Franklin. Er sollte mit den beiden Schiffen „Erebus" und „Terror" aus der Baffinsbai über die Melville-Insel hinaus westwärts vordringen und erst bei 98 Grad westlicher Länge eine südwestliche Richtung nach der Beringsstraße einschlagen.

Am 26. Mai verließ Franklin mit den genannten Schiffen und einer Bemannung von 140 Mann die Themse, seine letzten Berichte datiren vom 12. Juni 1845 aus der Baffinsbai.

Als über drei Jahre alle weiteren Nachrichten ausblieben, begann die schier endlose Reihe der Nachforschungen von Osten, Süden und Westen, die als unvergängliches Denkmal von Menschenliebe und selbstloser Aufopferung in allen Zeiten glänzen werden. Allein in den ersten sechs Jahren, 1848 bis 1854, wurden 19 Expeditionen unter dem Kommando der tüchtigsten Officiere, mit 31 Schiffen und einem Kostenaufwand von weit über eine Million Pfund Sterling ausgesandt. 1859 fand man zwar die Nachricht vom Tode Franklin's; aber erst nach weiterer 20jähriger mit großen Opfern und Anstrengungen ausgeführter Forschung gelang es Schwatka im Jahre 1879, die Unglücksstätte des Untergangs der letzten Gefährten Franklin's zu finden, jene grauenvolle Stätte, welche Payer in seinem berühmten, so erschütternden Bilde auch uns veranschaulicht hat.

So waren die Resultate aller Anstrengungen der bisherigen Polarforschung nur negative: die gefundenen Durchfahrten waren unpraktikabel, und die Rettung Franklin's war nicht gelungen. Aber dadurch wurde der Eifer, den Pol zu erreichen, nicht gedämpft, und endlich verliefen alle Anstrengungen der Engländer und Nordamerikaner in eine Hetzjagd, in einen wahren Sport, sich dem Pol zu nähern, um festzustellen, ob derselbe von Eis, offenem Meer oder Land umgeben sei, wobei man durch den Smithsund bis über den 82. Grad vordrang.

Inzwischen hatte August Petermann in Deutschland für Polarreisen zu agitiren begonnen. Diese Reisen sollten indeß nicht, wie die bisherigen, im Westen, sondern im Osten von Grönland ausgeführt werden. Was die deutschen nordischen Argonauten Koldewey, Payer, Weyprecht geleistet haben, ist noch in frischem Andenken. Wohl standen die beiden Letztgenannten in österreichischem Dienst; aber ob dieselben Käppis oder Helme, blaue oder graue Hosen trugen, ob das neuentdeckte Land Franz Joseph oder Wilhelm, ob ein eisumwalltes Vorgebirge auf den Namen Andrassy oder Bismarck getauft wurde, was verschlägt das bei einer Unternehmung, die von Deutschen angeregt, in deutschem Geiste geleitet, von Deutschen ausgeführt wurde. Auch Nordenskjöld, der glücklich die ganze Nordküste Sibiriens befuhr und durch die Beringsstraße drang, ist germanischen Stammes.

So befriedigend auch die letzten Resultate für die Kenntniß der Nordpolarzone waren, brach dennoch Weyprecht 1875 den Stab über alle bisherigen Ziele und Methoden der Polarreisen, wies darauf hin, daß die Erforschung physikalischer Verhältnisse wichtiger sei, als topographische Entdeckungen, und daß Beobachtungsstationen zu diesem Zwecke das geeignetste Mittel wären. Seine Anregungen wurden im Jahre 1881 durch die vereinigten Regierungen Europas verwirklicht und somit die internationale Polarforschung der Zukunft inaugurirt. In weiterem Verfolg der Bestrebungen in diesem Sinne wurde auch die Nothwendigkeit anerkannt, der Erforschung der Südpolarzone die gleiche Aufmerksamkeit zuzuwenden, wie der nordpolaren.

Wir bringen am heutigen Tage diese gedrängte Uebersicht der Wandlungen in den Zielen und Methoden der Polarforschung in den letzten 100 Jahren, um an den großen Märtyrer der Polarforschung, John Franklin, zu erinnern und in gewissem Sinne einen warnenden Spiegel vorzuhalten vor menschlichen Irrthümern, aber auch die leuchtende Fackel für die idealen und wissenschaftlichen Bestrebungen der nächsten und späteren Zeiten.

J. Loewenberg.

Blätter und Blüthen.

Vom deutschen Büchermarkte. Après nous le déluge — heißt es, doch die Sündfluth der Bücher bricht schon über die Lebenden herein. Wer daran zweifeln sollte, der lese die litterarische Uebersicht der Hinrichs'schen Buchhandlung im „Börsenblatt". Von Jahr zu Jahr nimmt die Zahl der erschienenen Bücher zu: 1884 belief sie sich auf 15 607, im folgenden Jahre betrug sie 16 305. Die trockene statistische Zahl, die überall eine große Rolle spielt, ist auch für die Beurtheilung der litterarischen Produktion eine bedeutungsvolle Ziffer.

Da rücken stets neue, junge Dichter ins Feld; sie haben die Zukunft auf ihr Banner geschrieben; sie sprechen von Reform, von Revolution und stellen sich gegenseitig glänzende Zeugnisse aus. Sie haben Talent, wir wollen es zugeben — aber ein Blick auf die Statistik des Buchhandels muß ihnen genügen, um ihre Hoffnungen herabzustimmen. Die schöne Litteratur ist mit 1345 Werken verzeichnet, gegen 1303 im Vorjahre. 1345 dichterische Werke — und dazu die Ungunst des Publikums für die Poesie, wenigstens für die Lyrik und das Drama! Sich durch eine derartige Konkurrenz siegreich durchzukämpfen, dazu gehört viel Energie, viel Talent — und viel Glück. Es ist unglaublich, wie viel in Deutschland producirt und verlegt wird! In keinem andern Staate findet ein ähnliches Verhältniß statt. Darum sind ja auch die Litteraturkalender überfüllt, und eine neue Generation von Schriftstellern tritt der vorausgehenden auf die Fersen. Für die Himmelsstürmer aber sollten jene 1345 Werke als ein besänftigendes Mittel wirken. Gedruckt werden ist leicht, aber ein Publikum finden ist schwer, und von vielen dieser Neuesten gilt wohl der Spruch:

„Steht aber immer schief darum,
Denn Ihr habt kein Publikum."

Daß in der That auch Hervorragendes durch diese Massenproduktion erstickt werden kann, während der Zufall oft Unbedeutendes an die Oberfläche spült, ist wohl keine Frage. Die belletristischen Schriftsteller mögen sich indeß mit den Pädagogen trösten: diese sind noch eifriger bei der Arbeit und haben im letzten Jahre 2169 Schriften auf den Büchermarkt geschickt. Freilich zählen dabei die Schulbücher mit, und da ist ja ein Bedarf vorhanden, der nicht leicht zu decken ist. Die Juristen und Politiker haben 1472 Schriften veröffentlicht, die Theologen 1391, die Mediciner 904, die Militärs 435, die Geographen und Reiseschriftsteller 495. Was würde Karl Moor sagen zu diesem „Tintenklecksenden Säculum", welches das vorige noch so weit hinter sich läßt? Und dabei werden im Ganzen wenig Bücher in Deutschland gekauft! Die Fachschriftsteller haben es hierin freilich besser als die Belletristen, die entweder nur für die Leihbibliotheken arbeiten oder, wenn sie Lyriker sind, für vereinzelte „schöne Seelen". Freilich, wer Mode ist, der darf auf großen Absatz rechnen: doch das sind nur die Auserwählten, nur 20 von den 1300; die große Mehrzahl muß sich Schritt für Schritt die Leser und die Käufer ihrer Werke erkämpfen. G.

Der Trompeter von Bronzell †. Die musikalische Feststadt Richard Wagner's hat ihren ältesten und tapfersten Tonkünstler verloren; am 17. März starb in Baireuth Peter Göttling, der Stabstrompeter des 6. bayerischen Chevauxlegers-Regiments, dessen vielbewegten militärischen und künstlerischen Lebensgang wir mit Beigabe seines Bildnisses in dem Artikel „Auch eine Erinnerung an unsern großen Krieg" im Jahrgang 1883, Nr. 19, geschildert haben. Göttling war 1815 (den 1. Nov.) in Bamberg geboren und trat, 19 Jahre alt, als Trompeter in dasselbe Regiment, bei dem er nicht nur 1850 das Signal zu der Affaire von Bronzell mit ihrem so komisch-berühmt gewordenen Schimmel zu blasen hatte, sondern mit dem er sich im Jahre 1866 gegen die Preußen ebenso tapfer schlug, wie er als Fünfundfünfziger den ganzen Krieg von 1870 bis 1871 vom ersten bis zum letzten Tage, und zwar immer kerngesund, mitmachte. Wie sein 50jähriges Dienstjubiläum 1882 ein Freudenfest der ganzen Stadt Baireuth war, so rief sein Tod eine allgemeine Trauer hervor, und die Liebe und Ehre, die man dem Lebenden allezeit erwiesen, begleitete ihn auch zu Grabe. F. H.

Unterricht in der Baumveredelung. (Mit Illustration S. 289.) Es ist zwar eine einfache, aber keineswegs leichte Kunst, das Veredeln der Obstbäume. Ein scharfes Auge, eine sichere geschickte Hand gehören ebenso zu ihrer Ausübung, wie die Kenntniß der verschiedensten Methoden. Im Frühjahr ist die eine, im Herbst die andere zu wählen, selbst im Sommer kann man mit Erfolg zur Baumveredelung schreiten, nur muß stets das richtige Mittel angewandt werden. Aus Büchern würde man die Kunst schwerlich lernen können, obwohl eine Legion Werke über dieses Thema erschienen ist und der berühmte A. Thouin allein in seiner 1821 erschienenen „Monographie des greffes" gegen 200 verschiedene Veredelungsarten aufführt.

Hier ist es besser, zu probiren, als zu studiren. Diesen Grundsatz befolgt auch der erfahrene Landwirth, der seinen Enkel in die schöne Obstanlage mitgenommen hat, um ihm zu zeigen, wie man auf Wildlinge Edelreiser „propft" oder „kopulirt". Vielleicht vollbringt er soeben ein kleines Kunststück, indem er das wilde Stämmchen zu zwingen versucht, künstlichin verschiedene Obstsorten auf seinen Zweigen zu tragen. Dabei erzählt er plaudernd dem Knaben von dem Wesen der Baumveredelung, von Bäumen des Waldes, die zufällig zusammengewachsen sind und den Menschen das Geheimniß des „Propfens" verriethen, und von den Kunstwerken berühmter Gärtner, durch welche alte absterbende Stämme verjüngt und mit Dutzenden frischer, die herrlichsten Früchte tragender Zweige versehen wurden. Wie schnell vergeht eine solche Unterrichtsstunde unter dem blauenden Himmel des erwachenden Frühlings! Unvergeßlich bleibt sie Jedem, dem es vergönnt war, sie in früher Jugend zu genießen.

Auflösung der Schach-Aufgabe auf Seite 276:

Weiß:	Schwarz:
1. S d 7 — c 5	1. g 1 — h 2!
2. D f 3 — f 6 †	beliebig
3. D, S oder B setzt matt.	

1. . . . K d 4 — c 5 oder c 5: 2. D f 3 — f 6 (†) beliebig (K : D) 3. S b 6 — d 7 resp. b 2 — b 4 matt. Es droht: 2. D f 6 † nebst 3. S c 4 resp. b 2 — b 4 matt. Auf 1. . . . S e 2 zieht, setzt 2. D c 3 gleich matt.

Auflösung des Räthsels auf Seite 276: Stern — Ostern.

Kleiner Briefkasten.

Stotterer in P. Die Rudolf Denhardt'sche Sprechheilanstalt, auf deren Vorzüge in den früheren Jahrgängen der „Gartenlaube" (1878, Nr. 12, und 1879, Nr. 5) wiederholt hingewiesen wurde, befindet sich nicht mehr in Burgsteinfurt, sondern seit dem 1. April 1886 in Eisenach, Villa Hainstein.

Aug. C. in Mainz. Der betreffende Herr ist uns nicht bekannt. Wir bedauern daher, Ihnen die gewünschte Auskunft nicht geben zu können.

A. H. in Berlin W. Der betreffende Artikel befindet sich im Jahrgang 1873.

Inhalt: Die Lex-Ritz. Novelle von Stefanie Keyser (Fortsetzung). S. 277. — Einsiedler. Gedicht von Hermann Lingg. S. 280. Mit Illustration S. 281. — Vom Nordpol bis zum Aequator. Populäre Vorträge aus dem Nachlaß von Alfred Edmund Brehm. 2. Bilder aus dem Affenleben. III. Uebertriebenes Handeln der Hundeaffen. S. 280. — Unter dem Rathhause zu Breslau. Von Emil König. S. 283. Mit Illustrationen S. 277, 283 und 284. — Was will das werden? Roman von Friedrich Spielhagen (Fortsetzung). S. 285. — Noch heute das „geheimnißvolle Grab". Neue Studien und alte Erinnerungen von Friedrich Hofmann (Fortsetzung). S. 290. — Hundertjährige Wandlungen in den Zielen der Polarforschung. Zur Säkularfeier John Franklin's, geb. 16. April 1786. Von J. Loewenberg. S. 291. — Blätter und Blüthen: Vom deutschen Büchermarkte. S. 292. — Der Trompeter von Bronzell †. S. 292. — Unterricht in der Baumveredelung. S. 292. Mit Illustration S. 289. — Auflösung der Schach-Aufgabe auf Seite 276. — Auflösung des Räthsels auf S. 276. — Kleiner Briefkasten. S. 292.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redakteur Dr. Fr. Hofmann. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger. Druck von A. Wiede, sämmtlich in Leipzig.

No. 17.
1886.

Die Gartenlaube.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernſt Keil 1853.
Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Die Lora-Nixe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von **Stefanie Keyſer.**

(Fortſetzung.)

In der vierreihigen Kaſtanienallee, die vom Kurhaus auf die Chauſſee nach Himmelgarten leitet, verſammelte ſich die Geſellſchaft. Aus dem großen Eſelsſtall führten die Eſelsbuben in ihren blauen Blouſen und rothen Mützen die geduldigen Thiere heran, die mit bunten Quaſten und Satteldecken geſchmückt waren und von den Damen in Spitzen- und Seidenroben beſtiegen wurden. Elegante Equipagen ſchloſſen ſich an.

Baron Pölz ſaß in einem niedrigen mit Scharlachtuch ausgeſchlagenen Wagen, den vier roth geſchirrte, mit Glöckchen behangene Maulthiere zogen; zwei kleine Vorreiter auf ebenſo ausgeſtatteten Thieren klingelten voraus.

Eine Kammerjungfer, in Seide gekleidet, und ein Diener, der in einer viel zu weiten Livree ſchlotterte, hoben die Gräfin Scultizka auf einen kleinen Eſel mit einem großen Federbuſch zwiſchen den langen Ohren.

Ravensburgk hielt am Eingang der Allee. Nachläſſig auf einem Maulthier ſitzend, ſein Glas ins Auge geklemmt, ſchaute er geſpannt den von allen Seiten Herzuſtrömenden entgegen. „Nun, wann kommen denn Ihre Damen?“ fragte er Heino, der aufgeregt hin und her eilte.

„Gar nicht,“ erwiderte dieſer zerſtreut, während er geſpannt nach dem Lora-Flügel hinüber ſpähte.

Studienkopf. Nach dem Oelgemälde von Emil Eismann-Semenowsky.

Ravensburgk fiel das Glas aus dem Auge. Vera jagte heran. Frau von Blachrieth hatte nicht Unrecht: wie ein Koſak, ſo ſicher und bequem zugleich, ſaß das kleine ſechsjährige Mädchen auf ihrem ſtruppigen Pony. „Ich reite mit Fräulein Paloty voraus,“ rief ſie in dem die Worte ſcharf ausprägenden Accent der Ruſſen und ſchwang energiſch ihre ſtarke Lederpeitſche.

Ravensburgk fing ihre Hand auf. „An dem Ort, nach welchem wir reiten werden, regiert nicht die Knute, ſondern das Wort: ‚Die Erſten werden die Letzten ſein.‘“ Auf ſeinen Wink führte ein Diener den kleinen Koſaken unter die Obhut der Gouvernante zurück, die beleidigt auf dem unſcheinbarſten Eſel hockte.

„Herr von Ravensburgk, welches Malheur!“ rief Frau von Tromsdorf aus einer kleinen Eſelskutſche, in welcher ſie mit Fifi und den drei Fräulein von Gokel ſaß. „Wir haben kein Pferd bekommen, und Reiten iſt doch Fifi's ganz ſpecieller Fall.“

„O, tröſten Sie ſich, meine Gnädigſte,“ erwiderte er. „Nach der Gemeine der Heiligen müßten wir eigentlich per pedes apostolorum wallfahrten, was ich Ihnen überhaupt rathen möchte zum Beſten Ihres Geſpanns. Ich empfehle mich unterthänigſt. Vielleicht habe ich die Ehre,

Ihnen auf dem Rückweg wieder zu begegnen, wenn Sie nicht der Verein gegen Thierquälerei abgefangen hat."

Endlich sprengte Leonore auf einem prächtigen Schimmel heran, von einem Reitknecht gefolgt.

In einem leichten offenen Wagen langte Frau Palotty an. Ihr zur Seite saß Frau von Giera, welche, die Lorgnette vor den Augen, mit mißbilligendem Blick die kecke Reiterin musterte.

Wie beim Erscheinen einer Fürstin gab Heino sofort das Zeichen zum Aufbruch. Trappelnd und klingelnd bewegte sich der Zug über die zierliche Kettenbrücke, welche den Fluß überspannt, und bog in das Waldthal ein, das durch die Laubhallen des Hainberges sich nach Himmelgarten windet.

„Wie weit sind Sie mit Ihrer Dichtung?" fragte Leonore Heino, der neben ihr ritt. „Die Gesellschaft spricht von nichts weiter als von Ihrem neuesten Werk, und ich, als eine Ihrer wärmsten Verehrerinnen, habe wohl ein kleines Recht, in Gedanken und Plan desselben eingeweiht zu werden."

Heino's Augen hingen mit schwärmerischer Bewunderung an ihr. „Die schöne Lora verleugnet das Element nicht, dem sie entstiegen ist. Wie die Welle wandelt sich ihre Erscheinung. Jetzt sehe ich sie auf milchweißem Roß durch den Wald reiten. Ihr lang hinabwallendes Sammetkleid zeigt nicht den nassen Saum, der die Nixe sonst verräth. Nur ein Wassertropfen ist ihr am Geschmeide hängen geblieben." Er deutete auf eine große Perle, die mit goldenem Trinkhörnchen und rubinenbesetztem Hufeisen an ihrer Uhrkette hing. „Aber," fuhr er fort, „so reizend sie in jeder Verwandlung ist, erschwert sie mir gerade dadurch meine Dichtung immer von Neuem. Wenn ich eben glaube, sie in ihrer wahren Gestalt gesehen zu haben, so schwebt sie wieder als eine ganz Andere an mir vorüber, und die kaum begonnene Skizze bleibt unvollendet, weil sie ihr nicht mehr gleicht." Er seufzte tief auf.

„Bereuen Sie Ihre Wahl?" fragte Leonore in weichem vorwurfsvollen Tone. „O, dann suchen Sie sich einen anderen Stoff und überlassen Sie die arme Nixe ihrem dunklen Los."

„Wählen wir uns frei, was wir lieben, anbeten, besingen?" fragte Heino. „Wir folgen einem geheimnißvollen Zuge, den wir nicht zu erklären vermögen. So muß ich die Lora-Nixensage dichten, ich mag wollen oder nicht, und kann nur sagen: Unheil, nimm deinen Lauf."

„Ein sehr passender Segensspruch an dieser Stätte," lobte Ravensburgk, der dicht hinter dem Paare ritt. „Denn hier hinab geht es zum Höllenschlund." Er deutete nach einem engen tiefen Thalkessel hinunter, der in düsterem Schatten lag.

Sie waren am großen Scheidewege angelangt. Eine breite Chaussee führte der nächsten Eisenbahnstation zu; ein Waldpfad zweigte sich nach der Burg Falkeneck ab, deren hoher Bergfried über den Gipfeln der Bäume empor stieg; der Grenzstein der Gemeine Himmelgarten stand am Anfang einer sorgfältig gepflegten Straße, und ein wild überwachsener Weg schlängelte sich in den Höllenschlund hinab.

Wie graue Gespenster von Bäumen drängten sich unten fahle Weiden um ein matt glänzendes Wasserauge. Hohes Schilf starrte empor, und eine weiße Wasserrose schwamm auf dem unheimlich glatten Spiegel. Aus der Luft tönte der wilde Schrei eines Raubvogels, der über dem Grunde seine Kreise zog.

„Warum gab man der Schlucht den furchtbaren Namen?" fragte Heino, sein Pferd anhaltend, um sich das Bild einzuprägen.

„Drunten im Grund," erzählte Leonore mit gedämpfter Stimme, „hat der Ritter von Falkeneck die Entdeckung gemacht, daß seine Gemahlin ein Wasserweib war, und die Flehende verstoßen. Da ist sie in die Erde gesunken und an der Stelle der Weiher entstanden. Deßhalb wächst auch die Wasserrose dort, die noch heute der Volksmund eine verwandelte Frau nennt. Der Weiher steht wirklich in unterirdischem Zusammenhang mit der Lora. Gegenstände, die man hier in das Wasser geworfen hat, sind draußen im Fluß wieder zum Vorschein gekommen."

„Eine andere Version lautet," warf Ravensburgk ein, „der Name schreibe sich daher, daß die Schlucht wegen der Nähe der Grenze öfters benutzt wird, um Duelle auszufechten, und an der Bank ruinirte Spieler gern den abgelegenen Winkel wählen, um ihrem Leben ein Ende zu machen."

Ein Schauder schien plötzlich Leonoren zu schütteln. Sie riß wie mit unwillkürlicher Gebärde ihr Pferd zurück, daß es in die Zügel knirschte und schäumte.

Während sie das empfindliche Roß über die brüske Behandlung zu beruhigen suchte, tummelte sich eine Schar muthwilliger Reiterinnen auf ebenso muthwilligen Eselchen an Heino heran.

„Was giebt es zu sehen? Was wurde erzählt?" Sie nahmen ihn in ihre Mitte, so sehr er sich auch gegen die Umzingelung sträuben mochte.

Als Leonore sich der Gesellschaft wieder zuwandte, bemerkte sie, daß diese am Scheideweg einen Zuwachs erhalten hatte.

Es war ein unscheinbares Einspännerchen, und in demselben saß ein kleines ältliches Frauenzimmer.

Sie trug ein schlichtes dunkles Wollenkleid; über den sehr verwachsenen Rücken fiel ein dünnes schwarzes Seidenmäntelchen herab; ein weit vorreichender Zughut rahmte ein stilles blasses Antlitz ein mit hoher schöner Stirn und klugen ruhigen Augen. Unbekümmert um die neugierigen Blicke, das verwunderte Lächeln der eleganten Gesellschaft hielt sie ihr altmodisches Sonnenschirmchen in den mit Halbhandschuhen bekleideten Händen und fuhr so gelassen zwischen den glänzenden Equipagen und Reitern mit, wie der blasse Neptun neben dem strahlenden Jupiter, der leuchtenden Venus in demselben Sonnensystem dahin zieht.

„Man merkt die Nähe von Himmelgarten," sprach Ravensburgk. „Da fährt schon die Weltverachtung neben uns her."

Leonore hörte es kaum. Ihre Augen wanderten über die Maulbeerpflanzungen, die den Weg nach Himmelgarten umsäumten, wo eifrig Seidenraupenzucht betrieben wurde, über die sorgfältig bebauten Felder und Gärten mit den fleißigen Menschen, die nicht von ihrer Arbeit aufblickten.

Jetzt schallte der Hufschlag der Pferde laut auf dem Pflaster des Ortes. Aber keine neugierigen Gesichter zeigten sich an den Fenstern, die mit weißen Vorhängen sorgfältig geschlossen waren, keine müßigen Leute, keine schreienden Kinder waren in den Straßen zu sehen; Niemand schaute dem glänzenden Zuge nach. Für die Bewohner von Himmelgarten war ja Pracht und Schönheit — „Asche!" Leonore flüsterte leise das Wort.

Auch am Gasthof war es still. Als einzige Zechbrüder summten nur die Bienen um die mächtige Linde, welche blendend weiße Gartenbänke und Tische überschattete.

Wie die unruhigen Wellen das Felsengestade nicht mit fortzureißen vermögen, wenn sie auch einmal über den hohen Uferrand hinüber lecken, so blieb die Ruhe von Himmelgarten ungestört, mit wie großem Lärm auch die Gäste davon Besitz ergriffen.

Die lebhaften Rufe nach Chokolade und Kaffee wurden von der Wirthin mit vollkommener Ruhe entgegen genommen. Die Dienstmädchen besorgten in der saubern Küche ihre sich häufenden Geschäfte emsig, aber ohne zu rennen und zu klappern. Es war, als sei das weiße Mützchen, das Alle trugen, ein Zauberkäppchen, welches die Gedanken zusammen halte.

Auch der weit und breit berühmte Bäcker verlor den Kopf nicht zwischen den Damen, welche seinen Laden stürmten. In weißer Schürze, mit den Manieren eines feinen Mannes wog er Einer nach der Anderen Anisbrot oder kandirte Früchte zu.

Die laute Schar, welche in das stille Schwesternhaus drängte, wurde höflich empfangen und nach Wunsch herumgeführt, ohne daß man eine Vergütung dafür nahm. Als die Gesellschaft dann in das Zimmer gelangte, wo Arbeiten des Schwesternhauses zum Verkauf niedergelegt waren, und die Fremden etwas davon zu erwerben wünschten, traten die Schwestern, welchen das Geschäft des Handels oblag, hinter die Tische, auf denen Seidenkissichen, mit Samenkörnchen gestickt, aus Tuch verfertigte Erdbeeren, durch die man rostige Nadeln zieht, lagen. Mit vornehmer Ruhe nannten sie ihre hohen Preise, antworteten Mister Montagu in geläufigem Englisch und Frau von Nihiloff in vorzüglichem Französisch. Auch einen Herrn mit pedantisch gezogenem blonden Backenbart redete eine Schwester englisch an; aber als dieser geschmeichelt in der breiten Aussprache, die in Mitteldeutschland zu Hause ist, eine englische Antwort radebrechte, erfolgte sofort in reinem Hochdeutsch die Erwiderung.

Heino ging unstät hin und her. Leonore war ihm aus den Augen gekommen, und was er sah, stieß ihn ab. Nirgends war ein poetisch verwildertes Plätzchen zu sehen.

In den Gärten dehnten sich lange Beete von Kohl und Gurken. Nicht einmal in den Wegen oder zwischen dem Pflaster durfte sich ein kleines Unkraut spreizen.

Endlich drang das Rauschen eines Brunnens an sein Ohr. Das war wenigstens der Rhythmus des Wassers. Leider erschien auch der Steintrog sorgfältig vom Moos gesäubert. Mißmuthig setzte sich Heino auf das Wasserbänkchen unter der Silberpappel, zog sein Notizbuch heraus und begann leise zu skandiren.

Leonore war unterdessen neugierig in die stillen Straßen hinein geschritten.

Sie kam sich wie verzaubert vor. Selbst der Kanarienvogel, dessen blitzend blanker Käfig in einem Fenster stand, sang nur leise mit gedämpfter Stimme. Sie ertappte sich dabei, daß sie vorsichtig auftrat, um mit dem Klappen ihrer spitzen Absätze nicht die Ruhe zu stören.

Kräftig setzte sie nun die zierlichen Füße auf, um den Bann zu brechen, der sie mit leisen Fäden umspann.

Aber schon hemmte sie wieder ihren Schritt.

Vor einem Haus mit vielen hellen Fenstern hielt das Einspännerchen. Die Reisegefährtin vom Scheidewege stieg aus. Junge Schwestern im Häubchen nahmen ihr das Gepäck ab. Wie gütig war das Lächeln in dem alten welken Gesicht! Dann schloß sich lautlos die Hausthür. Das freundliche Bild war verschwunden.

Wie im Traum ging Leonore weiter.

Ein größeres Gebäude, das ein Thürmchen schmückte, erhob sich am Ende der Straße. Eine weiß getünchte Gartenmauer schloß sich daran. Durch das eiserne Gitterthor schimmerten Blüthendolden. Es war der Eingang zum Friedhof der Brüdergemeine.

Die Pforte war nur angelehnt und that sich unter ihrer Hand geräuschlos auf. Sie schritt hinein. In langen Reihen schloß sich Grab an Grab, jedes ein blühendes duftendes Gartenbeet. Flache weiße Steine lagen auf den Ruhestätten. Das Wort „Heimgegangen" leuchtete ihr von jedem entgegen.

Nur eine grüne lebendige Hecke trennte den nächsten Garten von dem Gottesacker. Die kleinen blauen Schmetterlinge flogen von dem Garten der Todten zu dem der Lebenden hinüber; der leise Wind trug die Düfte der hohen Lilien, die drüben auf den Rabatten blühten, herüber.

Dicht am Friedhof stand eine Laube, von Jelängerjelieber umrankt.

Leonore bog das Haupt mit dem von Straußfedern überwallten Hütchen durch die Ranken, um hinein zu schauen.

Tief in seine Lektüre versunken, saß drüben ein junger Mann. Sie erkannte ihn sofort wieder. Es war derselbe, der bei ihrer kecken Entschleierung in Jungbrunnen so ernst sie angeschaut und das unheimliche Wort „Asche" ihr zugerufen hatte. Das waren die tiefen blauen Augen, die klare reine Stirn, der blasse feine Mund.

Da sah er auf. Ein Ausdruck von Ueberraschung spiegelte sich in seinen Zügen; er ließ die Hand mit dem kleinen schwarzen Buch sinken.

Leonore war zusammengeschreckt. Sie empfand es plötzlich als ungehörig, so an diesem ernsten Ort zu stehen, die Schleppe über den Arm geschlagen, in den hohen mit Quasten verzierten Stiefelchen, die so rücksichtslos das Epheugerank niedertraten, welches den Rasen des Friedhofes überspann, mit dem Stulphandschuh an der Hand, in der die Reitgerte sich bog.

Und doch blieb sie wie gebannt von dem Blick des jungen Mannes stehen und schaute ihn hilflos an. Ihre Weltgewandtheit hatte sie gänzlich im Stich gelassen.

Die Ueberraschung des Predigers war aber schon überwunden. Er stand auf und fragte mit ruhiger Stimme: „Haben Sie sich verirrt? Soll ich Sie auf den richtigen Weg weisen?"

„Ja," hauchte sie. „Nein," widersprach sie sich selbst im nächsten Augenblick, und aufrichtig fügte sie hinzu: „Ich war nur gespannt zu erfahren, wer sich so nahe dem Friedhof ein Ruheplätzchen für seine Mußestunden errichtet habe. Ich hätte mir sagen können: ‚Nur Der, welcher in Allem, was des Lebens sich freut, schon den Zerfall sieht, wenn dieser auch für keines andern Menschen Auge sichtbar ist.'"

„Vielleicht sieht er auch das Ewige darin," erwiderte der Prediger mild, „wenn es auch ebenso noch für keines andern Menschen Auge sichtbar ist."

Sie schaute ihn staunend an. „Sie glauben Gutes von mir? Ich dachte, Sie würden mich wegen des Uebermuthes, in dem Sie mich zuerst sahen, und wegen meines unberufenen Eindringens hier in Ihr friedliches Asyl verurtheilen."

Ein stiller Blick sank auf sie herab. „Wie dürfte ein armes Menschenkind Andere richten, da es doch selbst kämpfen und ringen muß, um allezeit lauter und rein erfunden zu werden! Wir verurtheilen nicht, wir lieben nur, auch den strauchelnden Bruder, die irrende Schwester."

Unwillkürlich wiederholte sie die Worte: „Bruder! Schwester! Heimgegangen! Wie verheißungsvoll klingt das! O, wie bewegt mich Alles so tief, was ich sehe und höre!"

Mit gelassener Zuversicht erwiderte der Prediger: „An jeden Menschen ergeht einmal der Ruf der Gnade."

Feierliche Posaunenklänge, die in lang gezogenen Tönen einen Choral bliesen, schlossen sich den Worten an; sie schallten von dem thurmgeschmückten Bethaus herüber.

Leonore bebte sichtlich zusammen. „Was bedeutet die Musik?" fragte sie leise.

„Die Posaunen rufen uns zu unsrem Gottesdienst," war die freundliche Antwort.

„Welches Fest feiern Sie heut am Werktage?" forschte sie weiter.

„Wir feiern den Tag der Gründung von Himmelgarten," antwortete der Priester. „Heute vor hundert Jahren ließ der Freiherr von Falkeneck unter seinen Augen den Grenzstein der Flur setzen, welche er der Brüdergemeine schenkte."

Ein jähes Roth flog über Leonoren's Antlitz; dann wurde sie todtenblaß; ein paar Augenblicke lang stand sie wortlos.

Dann fragte sie zaghaft: „Darf man Ihrem Gottesdienst beiwohnen?"

„In das Haus des Herrn sind Alle geladen," erwiderte er.

„Aber," sprach sie stockend, „wird es nicht übel vermerkt, wenn ich in diesem Kleid das Bethaus betrete?"

Er lächelte leise. „Was ist das Kleid vor Gott? Er sieht mit gleicher Liebe auf die Indianerin im bunten Federschmuck wie auf die Nonne im härenen Gewand, wenn die Seele Ihm aufrichtig ergeben ist."

„O, ich danke Ihnen für die Erlaubniß; ich möchte heute so sehr gern der Feier beiwohnen," sprach sie in innigem Tone. „Aber nun sagen Sie mir auch: wie darf ich in Gedanken Sie nennen, wenn ich mich Ihrer Güte erinnere?"

„Bruder Johannes," erwiderte er.

„Und ich heiße Leonore —" sie wollte noch einen Namen hinzufügen; aber sie stockte plötzlich. Es zuckte schmerzlich um ihre Lippen. Endlich sagte sie leise: „Wenn Sie meiner gedenken, dann nennen Sie mich Schwester Leonore." Ihre Augen standen voll Thränen, als sie sich zum Abschied verneigte und ging.

Als sie die Pforte wieder erreichte, fand sie die Straße von festlich gekleideten Männern und Frauen belebt, welche nach dem Gotteshaus wandelten. Auch mehrere neugierige Damen und Herren der Badegesellschaft befanden sich darunter. Leonore folgte ihnen.

Sie gelangte in einen großen hellen Saal mit weiß getünchten Wänden und weiten lichten Fenstern.

Kein Blick der Gemeine beachtete die Fremden, welchen auf Bänken am Eingang ihr Platz angewiesen wurde.

„Christi Schäflein sind sorgfältig sortirt," sagte Ravensburgk, mit den Augen die in verschiedene Chöre getheilte Gemeine überfliegend. „Da kann sich keine junge Wittwe für ein Mädchen ausgeben; die weiße Schleife verräth sie. Am besten gefallen mir die Frauen; die weißen gestickten Schürzen und Tücher auf den schwarzen Kleidern und die blau garnirten Häubchen machen einen recht häuslichen Eindruck." Er begab sich auf die Seite der Brüder.

Ein Orgelwerk von seltsam verschleiertem Klang stimmte an.

Vor der Gemeine, ein paar Stufen höher, saß an einem einfachen, mit einem grünen Tuch bedeckten Tisch der Prediger.

Leonoren's Augen hingen an seinen blassen Zügen.

Jetzt verstummte die Orgel.

Bruder Johannes erhob sich. Seine ernste Stimme tönte über die Versammlung hin: „Ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen, Du bist mein."

Es war die Losung der Brüdergemeine für den Tag, mit welcher er seine Rede einleitete.

Sanft und eintönig ſchloß ſich der Geſang der Gemeine an:

„Und ſprich auch nicht: es iſt noch Zeit,
Ich muß erſt dieſe Luſt genießen,
Gott wird ja eben nicht gleich heut
Die offnen Gnadenpforten ſchließen.
Nein, weil er ruft, ſo höre Du
Und greif mit beiden Händen zu.“

Es entſtand plötzlich eine Bewegung unter den fremden Damen; Leonore lag zurück geſunken ohnmächtig an der Lehne der Bank.

Als ſie wieder zu ſich kam, ſtand die alte Reiſegefährtin neben ihr und rieb ihr die Schläfen mit Eau de Lavande.

„Was war das nur?“ flüſterte Leonore. „Es rauſchte um mich immer lauter, immer näher. Dann vergingen mir die Sinne. Verzeihen Sie die Störung.“

„Sie haben durch Ihre Ohnmacht Niemand geſtört,“ tröſtete die Schweſter. „Wie Sie ſehen, geht unſer Gottesdienſt ruhig ſeinen Gang.“

Eben öffnete ſich geräuſchlos die Pforte. Schweſtern traten ein, die auf großen Platten Thee in Meißner Schälchen und Körbe voll Milchbrötchen trugen. Die Feier des Liebesmahles begann. Mit vornehmer Verneigung boten ſie den Trank, den ein feiner Duft von Vanille umſchwebte.

Dazu hallte leiſe Muſik vom Chor her, wo Schweſtern und Brüder mit muſikaliſchen Inſtrumenten und Notenblättern ſtanden. Die Geſichter der jungen Mädchen, die ſich an die braunen Geigen ſchmiegten, ſahen ſo regelmäßig und unbewegt aus, wie die der muſicirenden Englein auf den Bildern von Albrecht Dürer.

Die alte Schweſter, welche Jakobine genannt wurde, reichte Leonoren eine Taſſe Thee und ein Brötchen. Dann genoß auch ſie, neben ihrem Schützling ſich niederlaſſend, von dem Dargebotenen.

Sie trug gleich den anderen ledigen Schweſtern ein weißes Kleid und ein flaches Häubchen, das mit blaſſen roſa Bändern gebunden war. Aber der Kontraſt der feſtlichen Farben zu dem welken Geſicht und der verkümmerten Geſtalt wurde durch die anſpruchsloſe Haltung, den harmloſen Ausdruck der Mienen vollkommen getilgt.

„Ebenſo könnte ein weißes Sterbekleid unangemeſſen erſcheinen,“ ſagte Leonore zu ſich ſelbſt.

(Fortſetzung folgt.)

Bilder von der Oſtſeeküſte.

Danzig.

Von **Fritz Wernick**. Mit Originalzeichnungen von **Robert Aßmus**.

Die „Beiſchläge“ in Danzig.

Ein langer, einförmiger Weg führt aus dem Herzen des Reiches nach deſſen Nordoſtmark an die Geſtade des baltiſchen Meeres. Noch von der Reichshauptſtadt aus fahren wir einen vollen Tag durch ausgedehntes Weideland, über traurige Heiden zwiſchen Kieferwaldungen in ununterbrochenem Flachland dahin, ohne ein einziges Mal durch freundliche Landſchaftsbilder oder intereſſante Städte angezogen zu werden. Wir wollen nach Danzig, der altberühmten Hanſeſtadt, einer Warte deutſcher Kultur auf ſlaviſchem Boden. Endlich hebt aus der graſigen Niederungsflur die thurmreiche Stadt ſich am Horizonte hervor, ein erſtes, ein einziges Bild, welches das Auge feſſelt auf der ewig langen Bahnfahrt.

Als hiſtoriſche Stadt, gleich Nürnberg, Prag oder Köln, erſcheint Danzig uns ſchon aus der Ferne. Dieſe gothiſchen Thürme, die einen niemals vollendet, die anderen in weit ſpäterer Zeit mit zierlichen Aufſätzen behelmt, dieſe ſchlanken Giebel hat ſchon die gothiſche, die Zeit der deutſchen Ordensritter gekannt, ſie hat der Schwede, der vor länger als 200 Jahren die baltiſchen Provinzen mit Krieg überzogen, geſehen, ſie ſind heute noch unverändert; die äußere Phyſiognomie der ehrwürdigen Handelsſtadt an der Oſtſee wandelt und wechſelt nicht in ihren charakteriſtiſchen Zügen, ob auch darinnen manches anders geworden im Laufe der Jahrhunderte, anders und beſſer. Zu den Thürmen geſellen ſich bald noch bewimpelte Maſten, Segel flattern auf, Dampfſchornſteine bringen einen modernen Zug in das ehrwürdige Städtebild, das nun erſt ein vollſtändiges wird, denn nur als Handelsplatz, als Seeſtadt darf Danzig ſich dem Ankömmling zeigen, wenn er es wirklich und gut kennen lernen ſoll.

Eigentlich gehört auch noch der gelbe, ſlaviſche Weichſelſtrom in dieſes Bild und der weite von Höhenzügen umrandete Spiegel der See. Wer an dieſem günſtigen Punkt des Geſtades zuerſt ſich angeſiedelt, ob Wikinger, Dänen, Gothen, ob ſlaviſche Völker, Altpreußen, das weiß man kaum genau. Wahrſcheinlich

An der „Langen Brücke" in Danzig.

Originalzeichnung von Robert Aßmus.

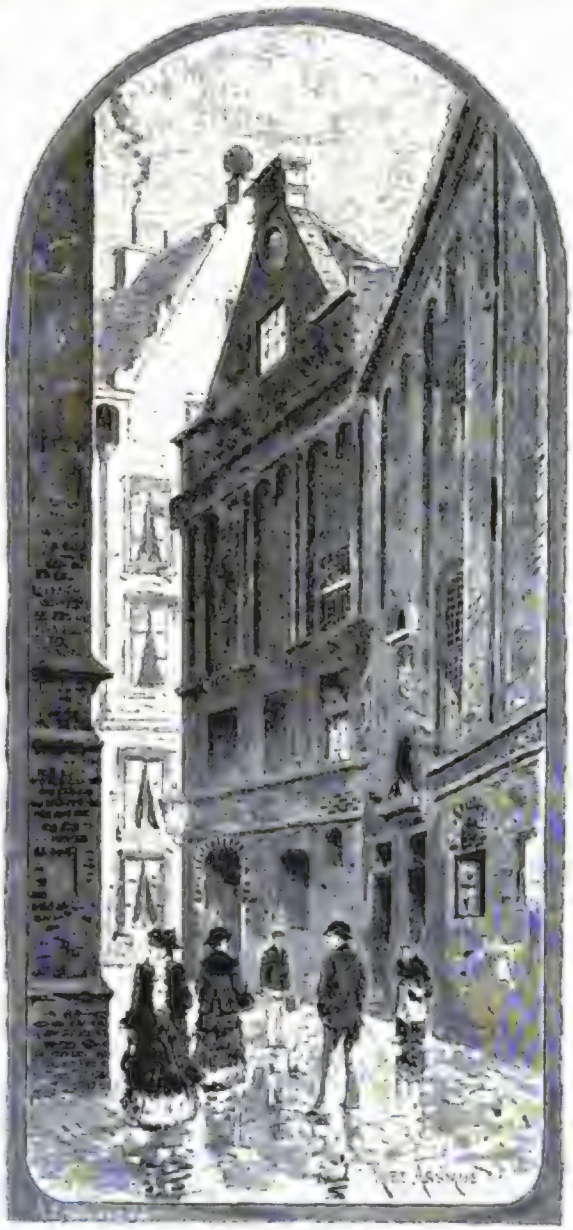
Digitized by Google

alle zusammen, Fischer und Schiffer, Handelsleute und Seefahrer, die mit einander um den Besitz der sicheren Ankergründe, der Fischerei und der Marktstätten gestritten haben; mischen sich doch alle diese Elemente selbst heute noch kenntlich in dem festen Stamm der deutschen Bevölkerung, welche sie sämmtlich aufgesogen und verarbeitet hat.

Schon mit den Heeren des deutschen Ordens ist die Gothik in das Land gekommen. Das Höchste, was sie hier geschaffen, zeigt uns die Marienburg, der großartige Einzelbau. Danzig aber ist damals als gothische Stadt erbaut worden, die einzige im alten Preußen, eine der wenigen im ganzen deutschen Reiche. Was vorher gewesen, ist zerstört, verschwunden, oder es ist von einer Kümmerlichkeit, welche auf den Baucharakter der Stadt ohne Einfluß geblieben. Wohl mögen noch Häuser mit schweren Rundbogen, derben Pfeilern, breiter Gliederung, wie das am Pfarrhof, zu finden sein, die dem früheren mittelalterlich romanischen Baustil angehören, doch mögen bei deren Erbauung wohl mehr Sonderzwecke oder Neigungen des Bauherrn bestimmend gewesen sein.

Aus vorgothischer Zeit ist also sehr wenig in Danzig erhalten geblieben. Und doch hat schon Erzbischof Adalbert von Prag, als er um die Scheide des ersten Jahrtausends am Ausfluß der Weichsel das Kreuz aufpflanzte, eine slavische Burg, umgeben von einem Haufen Häuser, hier vorgefunden. Noch 300 Jahre aber mußten wohl vergehen, ehe der Deutschorden von Marienburg her hier neben der unregelmäßigen slavischen „alten" die „rechte" Stadt gegründet hat, jenes gothische Danzig, das wir heute noch um seiner imposanten Schönheit willen bewundern. Da entstanden regelmäßige Straßen mit hohen Giebelhäusern, spitzbogig gegliedert, schlank und schmal, hohe Fenster, knappe Pfeiler, da wuchsen die Monumentalbauten der baltischen Gothik aus dem Boden: Kirchen, Rathhäuser, Zunfthallen, Klöster. Ernst und massig war diese baltische Gothik, sie ermangelte, weil der gemeißelte natürliche Haustein ihr fehlte, der phantastischen Leichtigkeit und Grazie. Dafür war diese Rechtstadt wie aus einem Gusse, in kaum 50 Jahren vollendet. Das Deutschthum hatte sich hier einen festen Stützpunkt im eroberten Lande gegründet, ein bürgerliches Gemeinwesen erblühte schnell und kräftig. Alle Gaue des Ordenslandes wurden verwaltet und beherrscht von Gebietigern, Komturen, Landmeistern, die, von Marienburg entsendet, in eigenen Burgen oder Schlössern residirten. Die Rechtstadt Danzig besitzt bürgerliche Gemeindehallen, Kirchen, Klöster, die zu den erhabensten Schöpfungen der gothischen Zeit gehören, sie besitzt aber kein Schloß, keine Burg, die Vertreter des Ordensstaats residirten auf der Burg der ehemaligen slavischen Herzöge, die erst gründlich zerstört worden, als das Bürgerthum die Herrschaft der entarteten Deutschritter brach.

Wir würden aber wohl kaum an dieser ernsten gothischen Stadt so großes Gefallen finden, wenn nicht eine spätere Zeit hier umgestaltend und schmückend gewirkt hätte. Wieder ist da der Anstoß von Deutschland hergekommen. Fast drei Jahrhunderte hatte das gothische Danzig der Ordenszeit sich unverändert erhalten. In den engen, tiefen Häusern wohnten die Handelsherren nicht allein, dort war Raum vorhanden zu Waaren, Lagern und Handelsgütern. Ein enges Stübchen zur Seite des weiten, durch mehrere Stockwerke gehenden Hausflurs, eine Hinterstube fürs Geschäft, im Zwischengeschoß, das sich wie eine Altane nach dem Flur öffnete, einige niedrige Räume, darüber die „Saaletage" als Lokal für Festmahlzeiten, Familientage, Gelage — das genügte den alten Patriciern der mächtigen Hansestadt an der Ostsee. Der weite Flur ward mit Waaren vollgestaut, die Braupfanne, die von einem der mit Braugerechtigkeit ausgestatteten Häuser zum andern wanderte, ward hier aufgestellt, wenn das Bier gesotten werden sollte, und in den Speicherkammern der höchsten Stockwerke lagerte der Kaufherr seine Waaren. Das änderte sich nun freilich nicht mit der neuen Zeit, wohl aber gewann da die Stadt ein freundlicheres Ansehen, manchen prachtvollen Schmuck.



Altes romanisches Haus am Pfarrhof in Danzig.

Schnell hat die Lehre Luther's Eingang gefunden in die altpreußischen Städte. Als dann Deutschland sich zu zerfleischen begann in blutigen Glaubenskämpfen, herrschte hier im äußersten Nordosten Ruhe und Frieden. Handel und Gewerbe, im Herzen des Reiches vernichtet, blühten damals hier kräftig, der Reichthum wuchs und damit die Prachtliebe der Patriciergeschlechter. Die düstere gothische Stadt wollte ihnen nicht mehr gefallen. Sie waren weit umhergekommen, ihre Schiffe hatten sie in die herrlich mit stolzen Architekturen, mit Festungswerken aller Art ausgestatteten holländischen Städte geführt, hatten in Genua, in Venedig gelandet, hatten wohl selbst die Erzeugnisse des Landes, den goldigen Bernstein bis nach Byzanz und in den Orient gebracht. Dort überall ward das Auge geblendet von märchenhafter Pracht, von einer Schönheit, die seltsam kontrastirte mit den bescheidenen Reizen der kalten Heimath. Das sollte anders werden, denn an Geld mangelte es ja nicht. Und es ward anders in Danzig. Ganz deutlich verrathen sich bei dieser am Ende des 16. Jahrhunderts begonnenen Umwandlung holländische, venetianische, selbst orientalische Einflüsse, die zusammenwirken zu malerischen Wirkungen, wie kaum eine andere alte Stadt sie bietet.

Ueberall ward heiterer Schein über die alte Spitzbogen Architektur gebreitet. Auf den kräftigen Rathhausthurm setzte man eine zierlich durchbrochene Haube mit Glockenspiel, kleine Thürmchen, Statuen, Fähnchen. Die mit wundervollen gothischen Wölbungen geschmückte Gildenhalle, in welcher die Patricier ihre Verhandlungen hielten, ihre Gelage feierten, der „Artushof", ward völlig überkleidet mit Friesen, Konsolen, Voluten, Medaillons, schmückenden Gliedern, auf denen Imperatoren, Helden der Mythe und der Bibel, stark vergoldet standen; große Wandmalereien, Jagdscenen, Mythologisches, christliche Legenden bedeckten die Felder im Innern; eine Bühne für die Spielleute, ein ungeheurer Kachelofen kamen hinzu, um ein prächtiges Durcheinander von bezaubernd malerischer Wirkung zu schaffen. Glücklicherweise wußte man damals nichts von stilistischer Strenge und Korrektheit, überall trieb die neue, fromme und farbenfrohliche Zeit ihre schönsten

Blüthen. Die Rathsstuben der städtischen Regenten wurden mit Holzskulpturen an Decken, Thürbrüstungen, Fenstersturz, mit Malereien, Wandbekleidungen ausgestattet, die offenbar die Prachträume im venetianischen Dogenpalaste zum Abbild genommen hatten, und zu allen diesen Verschönerungen des Alten kam mancher stolze Neubau. Da waren die Motive fast ausschließlich den Rathspalästen, Gildenhäusern, Monumentalbauten der Holländer in Leyden, Harlem, Delft entlehnt. Das Zeughaus, einige Thore sind wundervolle Schöpfungen aus der Zeit der üppigsten Hochrenaissance.

Die Privathäuser haben aber nicht zurückbleiben wollen, vielleicht ist durch sie sogar die Umwandelung begonnen worden. Da sehen wir nun ein interessantes, völlig eigenartiges, ungemein reizvolles Bild entstehen. Der mittelalterliche Hauscharakter der Stadt bleibt unverändert, keinem der Bürger ist es eingefallen, sein Haus ähnlich dem venetianischen oder holländischen umzubauen. Ueber die spitzen Giebel, die schmalen Pfeiler, die enge Façade des dreifensterigen Hauses wird aber ein Gewand des kostbarsten Schmuckes gebracht. Blüthen schwellen in den Regentraufen hervor; Statuen, Reiter zu Pferde, Thiergestalten, Obelisken beleben den Giebel; die Fenster und Thüren werden mit Reliefs von Stein, mit Medaillons und Schnörkeln, Alles reich mit Gold durchblickt, umschlungen; unter Trophäen, Waffenbündeln, schmiedeeisernen Blumenranken kam die gothische Hausarchitektur kaum mehr zur Geltung. Einzelne der reichen Patricier ließen damals in Italien ein vollständiges Kleid aus gemeißeltem Stein mit antiken Heldengestalten, Rittern und allerlei Schnörkel, wie der Zeitgeschmack sie liebte, für ihr Haus nach Maß anfertigen, und dieses ist dann dem mittelalterlichen Bau vorgelegt worden. Damals wurden auch die „Beischläge" mit in diese Umgestaltung hineingezogen. Von den etwas hoch gelegenen Hausthüren hatten in frühester Zeit offenbar Stege durch den Straßenkoth hinab auf den Fahrdamm geführt. Diese mögen später erweitert, befestigt, endlich eine altanartige Basis des Hauses geworden sein, auf der die Familie Blumen zog, Kaffee trank, frische Luft schöpfte, Ersatz fand für den gänzlichen Mangel an Hof oder Gärtchen hinter dem Hause. Eine Treppe führte dann von der Plattform hinab auf die Straße. In der geschilderten Zeit nun sind diese Beischläge ebenfalls reich geschmückt worden. Mächtige Kugeln von Stein, Gitter von Schmiede-Eisen, Steinschranken ganz mit Reliefs bedeckt, Balustraden, Alles hübsch durch Vergoldung gehoben, ließ diese Beischläge als harmonischen Abschluß, eigentlich als breit ausladende Basis der Häuser erscheinen. Die malerischen Straßenperspektiven, welche so viele der alten Gassen Danzigs uns bieten, würden zerstört werden, wenn man diese Beischläge entfernen wollte. In einigen der Hauptstraßen hat dies leider aus Rücksicht auf den stark angewachsenen Verkehr geschehen müssen.

Danzig behält bei allen diesen Wandlungen immer den Charakter einer Seestadt, durchzogen von breiten Wasserstraßen, welche die Schiffe bis mitten ins Herz derselben tragen. Zwar berührt der Weichselstrom dieselbe nicht, er rollt sein gelbes Wasser eine Stunde ostwärts an ihr vorüber, aber ein stilles, fast stromloses Wasser, das alle Abflüsse des weiten Niederungslandes in sein Bett aufnimmt und sie weiter abwärts in den Hauptstrom trägt, dient als sichere und bequeme Kanalstraße. An seinen Ufern münden die Hauptstraßen der Rechtstadt aus, da erheben sich alterthümliche hochbethürmte Thore, da sehen wir noch runde Cylinderthürme, wohl Reste früherer Befestigungen. Da wachsen die Giebel steiler an, da drängt aber auch das Leben sich dichter zusammen. Auf dem Bollwerk, das dieser Wasserstraße entlang läuft und die „Lange Brücke" heißt, finden die Schiffer und Seefahrer nicht nur Kneipen, in denen sie sich den fetten Aal, die geräucherte Flunder, den marinirten Hering munden lassen, Rum oder Wachholderschnaps trinken, da machen sie auch ihre Einkäufe an wollenen Hemden, blauen Jacken, rothen Leibbinden und Südwestern. Hier strömen ebenfalls die Lustfahrer zusammen, die im Dampfboot zum Ausfluge den nahen Badestrand aufsuchen, hier an der langen Brücke weilt auch der fremde Besucher gern, denn eine malerischere Straßenperspektive findet er kaum als den Blick auf das von Segeln, Dampfern, Booten und Kähnen belebte Wasser, umrahmt von alterthümlichen Häuserfronten. Das ist etwas, das nur allein Danzig zu bieten vermag. (Schluß folgt.)

Gewitter und Blitzgefahr.

Es ist eine nicht mehr zu bestreitende Thatsache, daß in Deutschland eine stetige Zunahme der Blitzschäden stattfindet und zwar eine Zunahme, die sehr erheblich, ja bedenklich groß ist. Aus den Untersuchungen von Bezold's ergiebt sich für Bayern, daß, während im Laufe der dreißiger und Anfangs der vierziger Jahre von einer Million Gebäude im Durchschnitt jährlich 32 vom Blitze beschädigt wurden, zu Anfang der achtziger Jahre unter einer Million durchschnittlich 97 diesem Schicksale anheim fielen. Die Gefährdung der Gebäude durch den Blitz hat sich also innerhalb des angegebenen Zeitraums geradezu verdreifacht! Für das Königreich Sachsen ist die Zunahme der Blitzschläge ebenfalls konstatirt. In dem dreißigjährigen Zeitraume von 1841 bis 1870 fielen nach Freyberg in Sachsen 2140 Blitzschläge auf Hochbauwerke aller Art, so daß durchschnittlich 72 Blitzschläge in einem Jahre vorkamen. Für den zwölfjährigen Zeitraum von 1871 bis 1882 findet sich eine Gesammtzahl von 1826 Blitzschlägen, im Durchschnitt jährlich also 152, mithin auch hier eine enorme Zunahme. Ueberhaupt gehört Sachsen zu den am meisten durch den Blitz gefährdeten Theilen Deutschlands, wird jedoch noch von einigen westdeutschen Distrikten, z. B. Theilen der Provinz Westfalen, übertroffen. Wie für Bayern und Sachsen, so zeigt sich nach den Zusammenstellungen von Holtz überhaupt in West-, Nord- und Ostdeutschland eine Zunahme der Blitzgefahr für Gebäude, die wenigstens bis zum Jahre 1854 hinaufreicht. Diese Zunahme ist jedoch keineswegs für Stadt und Land gleich groß, vielmehr ergiebt sich, daß ländliche Gebäude zunehmend mehr vom Blitze bedroht werden, als städtische.

Merkwürdig ist, daß die Zunahme der Blitzgefahr sich auch bezüglich der Forstbäume zeigt. Herr Forstmeister Feye in Detmold hat in den fürstlich Lippe'schen Oberförstereien seit 1874 in umfassender Weise Beobachtungen an Waldbäumen anstellen lassen. Hiernach fanden in den drei Jahren 1874 bis 1876 im Ganzen 91 Blitzschläge gegen 110 Bäume statt, in den drei Jahren 1878 bis 1880 dagegen 106 Blitzschläge gegen 129 Bäume, außerdem traf ein Blitz das Hermannsdenkmal. Am meisten den Blitzschlägen ausgesetzt erwies sich die Eiche, etwa ein Drittel so häufig wurden sonstige Laubhölzer, noch seltener Nadelhölzer getroffen, am seltensten Buchen. „Der trockene Kalkboden," sagt Dr. Häpke, dem ich diese Thatsachen entnehme, „den die Buche am meisten bevorzugt, hat von den Bodenarten die geringste Anziehungsfähigkeit für den Blitz, weßhalb dieser Baum am seltensten getroffen wird. Thatsächlich liegt also doch der von Alters her bekannten Sage, die Buche sei vor dem Blitze gefeit, etwas Wahres zu Grunde. Die geringe Blitzgefahr für Gebäude ꝛc. in Göttingen, Halle ꝛc. läßt sich somit genügend aus dem in diesen Gegenden vorherrschenden Kalkboden erklären. Alle Bodenarten übertrifft an Anziehungsfähigkeit für den Blitz der Lehm, der besonders mit sandiger Beimengung der Eiche zusagt. Diese ist daher unter allen Bäumen am meisten dem Blitzstrahl ausgesetzt. Vielleicht liegt hierin auch der Grund, warum schon die alten Germanen die Eiche als Sitz des Donnergottes verehrten."

Was die Ursache der zunehmenden Häufigkeit der Blitzschläge anbetrifft, so ist sie wesentlich in den durch die fortschreitende Kultur und Industrie geschaffenen Veränderungen zu suchen, weit weniger oder gar nicht in einer Zunahme der Häufigkeit und Heftigkeit der Gewitter an und für sich. Dr. Holtz, dem die Wissenschaft eine sehr eingehende Untersuchung über den in Rede stehenden Gegenstand verdankt, weist sehr richtig darauf hin, daß sich der Zug des Gewitters wesentlich nach dem Laufe von Flüssen und dem Bestande von Waldungen richtet. Nun liegen die bei weitem meisten Gebäude mehr in der Nähe von Flüssen als von Wäldern, und hieraus folgt, daß die Blitzgefahr für Gebäude sowohl von der Reichhaltigkeit der Flüsse, als von der Reichhaltigkeit der Wälder abhängig ist, und daß sie wachsen muß, wenn unter sonst gleichen Verhältnissen die Reichhaltigkeit der Wälder eine Abnahme erfährt. „Neben der Entwaldung," so betont

Dr. Holtz mit Recht, „bewirkten aber wohl noch andere Faktoren gleichzeitig, daß sich der Lauf der Gewitter mehr und mehr nach bewohnten Orten zog, nämlich die Vermehrung der Eisenbahnen, Telegraphen, vielleicht auch der Chausséen, sofern man sie mit hohen Bäumen bepflanzte. Es ist wahrscheinlich wenigstens, daß Gewitter theilweise, wie Flüssen und Wäldern, so auch diesen Anziehungspunkten folgen, und geschieht dies, so gelangen sie natürlich nach Orten, welche durchschnittlich bewohnter als andere Orte sind. Wurde auf solche Weise voraussichtlich die Gewitterwolke schon im Verlaufe der Zeit mehr und mehr nach Gebäuden hingelenkt, so trugen weitere Maßnahmen dazu bei, daß sie den Blitz mit immer größerer Sicherheit vorzugsweise auf Gebäude fallen ließ. Die erste der hierher gehörigen Maßnahmen bestand in der successiven Fortnahme der Bäume aus der Nachbarschaft der Gebäude. Sie datirt vorzugsweise jedenfalls aus neuerer Zeit, seit sich Grund und Boden besser verwerthen ließ, und seit man sorgfältiger auf trockene Räume hielt. Da Bäume aber in Ansehung ihrer Höhe und ihrer leitenden Beschaffenheit zu verhältnißmäßig guten Blitzableitern gehören, so entzog man den Gebäuden hiermit einen wesentlichen Schutz, ohne doch gleichzeitig die nöthige Ergänzung zu beschaffen. Die zweite jener Maßnahmen bestand in der Einführung der mannigfachsten metallischen Stücke in die innere oder äußere Einrichtung der Gebäude. Auch diese Maßnahme datirt vorzugsweise aus neuerer Zeit, seit die Fabriken in ihrem Aufblühen die betreffenden Stücke billiger liefern konnten. Man schuf solchergestalt gewissermaßen Zuleiter des Blitzes, ohne auch hier für ein entsprechendes Gegenmittel zu sorgen, man schuf sie vielmehr, während man den Gebäuden gleichzeitig durch erstere Maßnahme ihr einziges Schutzmittel nahm."

Was läßt sich unter solchen Verhältnissen gegen die Blitzgefahr thun? Es giebt kein anderes Mittel, als die Vermehrung der Anlage von richtig konstruirten Blitzableitern. Allerdings werden diese sichersten Schutzmittel vor dem Wetterstrahle gegenwärtig häufiger gefunden, als in den früheren Jahrzehnten, allein wie viel in dieser Hinsicht noch zu wünschen übrig bleibt, mag die Thatsache lehren, daß nach der Zählung von 1881 von 706 781 Gebäuden des Königreichs Sachsen nur 34 748 „vorschriftsmäßige" Blitzableiter besaßen. Das ist noch nicht ein Zwanzigstel aller Gebäude. Aber noch mehr. Nach den Erfahrungen, die ich über die Konstruktion „vorschriftsmäßiger" Blitzableiter habe machen können, sowie auf Grund der meisten experimentellen Untersuchungen, darf man dreist behaupten, daß von 3 Blitzableitern 2 sicher mehr oder minder mangelhaft oder doch wenigstens nicht so konstruirt sind, daß sie den möglich sichersten Schutz gewähren. Die Ansichten des Publikums und vieler Blitzableiterfabrikanten über Wirkung und Schutz der Ableiter sind nämlich oft genug völlig falsch. Man glaubt, es genüge, einfach eine oben zugespitzte Metallstange über dem Dache anzubringen, diese ununterbrochen fortlaufend bis an die Erde zu führen und im Boden entweder in Brunnenwasser oder feuchtem Grunde endigen zu lassen. Es ist wahr, eine derartige Vorrichtung hat man früher als hinreichend erachtet, um einem Gebäude Schutz vor Blitzschlägen zu verleihen, aber nach den neueren Erfahrungen und unter den gegenwärtigen Verhältnissen kann sie nicht als genügend angesehen werden.

Heute treffen wir in allen größeren und selbst vielen kleineren Städten ausgedehnte Netze von ober- und unterirdischen Telegraphenleitungen, von Gas- und Wasserröhren an, Einrichtungen, welche ebenso viele Zielpunkte für den Blitz sind und die in ungleich größerem Maße seine Bahn bestimmen, als ein kleiner Draht oder ein Eisenstab, den man in den ersten besten, gerade zur Hand befindlichen Brunnen steckt. Man muß daher auf diese veränderten Verhältnisse Rücksicht nehmen; was früher unter Umständen ausreichend war, ist es heute nicht mehr, ja es kann geradezu schädlich wirken. Man darf niemals aus dem Auge lassen, daß der Haupttheil eines Blitzableiters nicht eben die Spitze ist, die über das Dach hinaus in die Luft ragt, auch nicht einmal die oberirdische Leitung, vorausgesetzt, daß man Sorge trägt sie ohne Unterbrechung fortzuführen, sondern die unterirdische oder Bodenleitung. Diese ist es, welche den eigentlichen Schutz verleiht, indem sie den Blitz im Erdboden verschwinden läßt. Der elektrische Strahl, der aus den Wolken herniederzuckt, sucht stets und unter allen Umständen allein nur die im Erdinnern befindlichen Wasser zu erreichen und schlägt den Weg ein, der ihm zu diesem Ziele hin den geringsten Widerstand leistet.

Er wird also die beste Leitung nach dem Boden hin wählen, und die Haupteigenschaft des Blitzableiters soll eben diejenige sein, dem elektrischen Strahle die beste Straße zu den unterirdischen Wassermassen zu bieten, so daß er nur sie und keine andere einschlägt. Aus diesem Grunde läßt man den Blitzableiter im Boden sogleich in Wasser endigen, allein in vielen Fällen ist die Menge des letzteren nicht genügend, um einen ungehinderten Abfluß des Blitzes in die Erde zu gestatten. Keinesfalls ist es ausreichend, den Blitzableiter in eine kleine ausgemauerte, dichte Cisterne zu führen, denn die Wassermenge genügt in diesem Falle nicht, den Blitz zu neutralisiren. Die vorzüglichste Bodenleitung, welche überhaupt denkbar ist, bildet das Netz der Wasserleitungsröhren großer Städte, ihm am nächsten kommt die Gasleitung. Es hat lange gedauert, ehe sich die Techniker davon überzeugen konnten, daß es nicht allein nützlich, sondern geradezu geboten sei, die Blitzableiter mit den Verzweigungen der Wasserleitungen in leitende Verbindung zu bringen. Man befürchtete, es könnten dadurch bei Blitzschlägen Zerstörungen in den Wasserröhren, ja bei den Gasröhren sogar Explosionen verursacht werden. Dawider habe ich schon vor Jahren hervorgehoben, daß, wenn einmal, wie doch unbestreitbar, die unterirdischen Rohrnetze unserer Städte sehr gute Leiter des Blitzes bilden, letzterer ohnehin seinen Lauf auf dieselben zu richten wird, gleichgültig, ob sie an einen Blitzableiter angeschlossen sind oder nicht. Der Blitz wird in diesem Falle einfach den Ableiter verlassen und auf die Rohrleitungen überspringen, wobei es natürlich nicht ohne Zerstörungen abgehen kann. Diese meine Ansichten haben in den letzten Jahren immer mehr Boden gewonnen, und man kann wohl die Frage jetzt als durchaus entschieden betrachten.

Uebrigens scheint es Melsens gewesen zu sein, der zuerst, und zwar schon 1865 bei den großen Blitzableiteranlagen am Brüsseler Stadthause, die Erdleitung direkt mit dem ausgedehnten unterirdischen Rohrnetze der Stadt in Verbindung brachte. Daß dieses Verfahren bis jetzt noch so wenig Nachahmung fand, beweist, wie gedankenlos meistens bei Anlage von Blitzableitern verfahren wird, trotz der durch viele Beobachtungen konstatirten Thatsache, daß bei Blitzschlägen der elektrische Strahl vorzugsweise nach den Gas- und Wasserleitungen strebt. Die gewaltige Ausdehnung dieser letztern im feuchten Erdboden bietet dem Blitze eine so vorzügliche, ja unübertreffbare Straße zur Neutralisirung im Erdinnern, daß derselbe, einmal auf diesem Wege, keinerlei schädliche Einwirkung auf benachbarte Gegenstände äußert. Daß dieses thatsächlich beim Blitzschlag der Fall ist, habe ich Gelegenheit gehabt, an meinem eigenen Observatorium konstatiren zu können. Der Drehthurm, welcher das Hauptfernrohr umschließt, ist in Folge seiner Lage und der Metallmassen, die er enthält, dem Blitze sehr ausgesetzt. Ich ließ daher die Bodenleitung gleich bei der Anlage mit den Röhren der städtischen Wasserleitung in metallische Verbindung bringen. Diese Vorsicht erwies sich sehr am Platze, denn wenige Monate nach Vollendung der Anlage wurde dieselbe bei einem ungewöhnlich heftigen Gewitter vom Blitze getroffen. Der Schlag war so heftig, daß in einem engen Hofe westlich unter dem Thurme die Fensterscheiben sprangen, auch zeigte sich bei der Revision die Spitze des Ableiters gebogen; die Bodenleitung that dagegen völlig ihre Schuldigkeit, der Blitz folgte der Leitung auf einer Strecke von etwa 120 Fuß und ging ohne jede Beschädigung auf das unterirdische Rohrsystem über, um dort zu verschwinden.

Es kann überhaupt keinem Zweifel unterliegen, daß in Städten mit ausgedehnten Rohrsystemen für Gas- und Wasserleitung Blitzableiter unwirksam, ja geradezu gefährlich sind, welche nicht mit diesen Rohrnetzen in metallische Verbindung gebracht werden. Ist dies aber der Fall, so bedarf es gar keiner anderen Bodenleitung mehr, wodurch also die Anlage nicht allein sicher wirkend, sondern auch noch billiger wird. Die Höhe der Auffangstangen ist von geringer Bedeutung, doch ist hierbei zu beachten, daß es weit besser ist, mehrere niedrige Auffangstangen anzubringen, statt einer einzigen hohen. Ich kann Allen, welche ihre Gebäude mit Blitzableitern versehen ließen, nur dringend rathen, in Städten, welche Gas- und Wasserleitung besitzen, die Bodenleitung durch ein Seil von Kupferdraht mit dem Rohrnetze in Verbindung bringen zu lassen; nur wenn dieses der Fall ist, wird der Blitzableiter wirklichen Schutz gewähren, andernfalls kann er unter Umständen sogar gefährlich werden.

Dr. J. Klein.

Was will das werden?

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Friedrich Spielhagen.**

(Fortsetzung.)

Baron von Renten, das in Gegenwart seines Gebieters so klug schweigsame Herrchen, war mir gegenüber von einer unerschöpflichen Redseligkeit und jeden Augenblick bereit, über irgend etwas, das in seinem Bereiche lag, einen längeren Vortrag zu halten, der leider nur nie zu Ende kam. Denn da er von den vielen kleinen Dingen, mit denen er hantirte wie ein spielendes Kind, keines länger als eine Minute festhalten konnte, um sofort nach einem andern zu greifen, gerieth er immer von dem Hundertsten in das Tausendste: fing mit der Beschreibung einer von ihm verbesserten Brennscheere an und endigte bei der Schlacht von Sedan. Nicht mit einer Schilderung der Schlacht, die in weiter Ferne vergrollen mochte, während er im Vordergrunde an der Seite seines gnädigen Herrn zu Pferde auf einem Hügel hielt und seufzend seinen linken Stulpstiefel betrachtete, mit dem er, ich weiß nicht wie, in einen Morast gerathen und der in Folge dessen bis an den Rand mit einer grauen Schlammkruste bedeckt war, während der rechte „blitzblank" geblieben — „wie ein Kanonenrohr — auf mein Wort! wie ein blitzblankes Kanonenrohr! Und dabei konnten jeden Augenblick die anderen höchsten und allerhöchsten Herrschaften kommen! Es war ridicule! Moltke, der mit seinem Stabe vorbeikam und ein paar Minuten bei uns hielt, hat so gelacht!"

Herr von Renten mußte bei dieser tragikomischen Erinnerung selbst wieder lachen, wobei er unter dem blonden, an den Ecken in die Höhe gezogenen Schnurrbärtchen zwei Reihen blendend weißer Zähne nicht ungern zeigte. Alle Rentens hatten blendend weiße Zähne, ein Spiel der Natur, das in so fern sehr scherzhaft war, als die „von Renten" von ihren Renten eben nicht leben könnten, und Einer und der Andere für seine Zähne sozusagen nichts zu beißen habe. Aber dann hatte er, Fredo von Renten, ein Zahnpulver erfunden, ein aromatisches, alle Damen und Herren vom Hofe bedienten sich desselben, auch der Herzog! „Haben Sie seine prachtvollen Zähne nicht bewundert? Ich erinnere mich bei einer Hirschjagd im letzten Herbst — à propos! Wissen Sie, weßhalb Hoheit heute Morgen in so ungnädiger Laune war? Denn, entre nous, er war es und in einem hohen Grade. Haben Sie gesehen, wie er in den Trüffelpastetchen stocherte? Das ist immer ein schlimmes Zeichen. Gerade diese Pastetchen! Ich habe das Recept davon an die Gräfin Gernsrode geben müssen. Sie behauptet, sie würde wieder jung bei den Pastetchen! Notabene, sie kann es brauchen — entre nous! Aber Sie sagten mir noch immer nicht, ob Sie Jäger sind? Nein? schade! aber das lernt sich — bei uns! Ich gestehe, ich bin selbst kein guter Schütze. Aber Sie reiten doch? Nein? nun, Sie sind noch nicht zu alt dazu, es zu lernen. Allerdings: reiten und Billard! Man ist entweder dazu geboren, oder man ist es nicht. Aber Sie sind's! auf mein Wort! wollen Sie pariren?"

Himmel! in welche Hände war ich gerathen? Was hatte sich der Herzog dabei gedacht, als er in dem Labyrinth mir völlig fremder Verhältnisse, in welchem ich mich orientiren sollte, mir diesen zum Führer gab, unter dessen Händen mit den perlgrauen Handschuhen der leitende Faden in jedem Augenblick zerriß? War es da ein Wunder, daß ich bei den vier oder fünf Besuchen, die ich mit ihm machen mußte, niemals recht wußte, bei wem wir uns denn nun eigentlich befanden: ob bei Excellenz von Wartenfels, dem Oberhofmarschall; oder bei Excellenz von Brixen, dem Oberhofjägermeister; oder bei dem Herrn Geheimen Kabinetsrath Isselberger; oder bei dem Herrn Geheimen so und so von Knissling? Ich wußte so wenig, warum er mich zu dem einen, als warum er mich zu dem andern brachte. Aber der eine dieser Herren war so höflich und zuvorkommend gegen mich wie der andere, und auf dem Wege von einem zum andern kamen wir durch so interessante Straßen mit so altersgrauen Häusern; durch so hübsche Gärten mit schönen Blumen, ein paarmal auch durch den Park mit seinen weiten Wiesenflächen und den prachtvollen Bäumen; dazu schien die Vormittagssonne so hell vom blauen Sommerhimmel, an dem hier und da schneeweiße Wolken unbeweglich standen; schließlich war die ganze Lage, in die ich mich so plötzlich versetzt sah, so völlig anders, als ich sie mir gedacht hatte, so — Alles in Allem — wundersam, das Gemüth mit seltsamen Eindrücken und noch seltsameren Ahnungen füllend — ich hätte wahrlich weniger jung sein müssen und meine Vergangenheit weniger dunkel, wenn ich mich der Gegenwart nicht hätte freuen und der Zukunft mit einer keineswegs unerfreulichen Spannung hätte entgegensehen sollen.

Wieder einmal waren wir in ein Stück des Parkes gelangt und schritten auf eine Villa zu, die ich schon längere Zeit durch die Bäume halte schimmern sehen und von der uns nur noch ein breiterer Vorgarten trennte.

„Zu wem diesmal?" fragte ich heiter.

„Aber zu Frau von Trümmnau!" erwiderte mein Mentor, die Klingel an der Pforte ziehend und erstaunt die blauen Puppenaugen auf mich heftend.

„Ja so, Frau von Trümmnau!" sagte ich. „Wenn ich nicht irre, hat der Herzog mir von ihr gesprochen."

„Wenn Sie nicht irren!" rief mein Mentor ganz erschrocken. „Aber, Bester, wie kann man in solchen Dingen irren! Natürlich hat Hoheit zu Ihnen von Frau von Trümmnau gesprochen."

„Und wer ist Frau von Trümmnau?"

Herr von Renten antwortete nicht sogleich, sondern betrachtete den etwas bestaubten Lackstiefel, auf dessen Spitze er mit dem Elfenbeinstöckchen leise klopfte, höchst nachdenklich, als wäre es der famose Kanonenstiefel aus der Sedaner Schlacht. Plötzlich hob er den Kopf und blickte mich so forschend ausdrucksvoll an, wie blaue Puppenaugen nur immer blicken können.

„Sie wissen es also nicht?"

„Was?"

„Weißfisch hat nichts gesagt?"

„Wenn Sie nur die Güte haben wollten, anzudeuten, was er gesagt haben soll!"

„Hier ist andeuten so viel wie Alles sagen. Ich habe es nicht in meiner Instruktion — ich muß es auf meine eigene Verantwortung nehmen — indessen, da Sie es von Jedermann erfahren können, zweifellos an einem der nächsten Tage erfahren würden — es ist vielleicht besser, Sie erfahren es von mir. Aber bitte, Ihr Wort, daß Sie es nicht von mir erfahren haben!"

„Ich versichere Sie —"

„Gut. Also Frau von Trümmnau ist die Gemahlin unseres früheren Gesandten in Petersburg; er ist jetzt im Süden — seine Gesundheit ist sehr angegriffen; sie wird den Sommer über bei uns bleiben."

„Das ist doch nichts so Merkwürdiges," erwiderte ich. „Viel interessanter ist mir, was mir jetzt einfällt, daß der Herzog mir befohlen hat, ich solle, was mir die Dame, die sein volles Vertrauen habe, sagen würde, als von ihm selbst gesagt betrachten."

„Haben Hoheit das befohlen?" rief mein Mentor, dessen Augen jetzt wirklich kreisrund waren. „Nun, dann darf ich es wohl wagen."

Er ließ die Blicke nach allen Seiten schweifen, obgleich kein Mensch in unserer Nähe war, neigte seinen blonden Schnurrbart dicht an mein Ohr und sagte flüsternd:

„Frau von Trümmnau ist seine Tochter."

Ich gestehe, daß mir bei dieser Mittheilung das Lächeln, mit welchem ich der geheimnißvollen Offenbarung entgegen gesehen hatte, auf den Lippen erstarb. Glücklicher Weise blieb zu einer Erwiderung meinerseits keine Zeit, denn in diesem Momente erschien auf der Veranda der Villa eine Dame in weißem Kleide, die sich mit beiden Armen auf die Brüstung lehnte und mit heller lustiger Stimme herüberrief:

„Aber Renten, sind Sie denn da festgewachsen? Ich beobachte Sie nun schon seit einer Viertelstunde. Wollen Sie wohl machen, daß Sie hereinkommen!"

4.

Wir schritten durch den Vorgarten; Renten, welchen der Ruf der Dame zur Eile angetrieben, etwas schneller als ich, der ich im Gegentheil nach der seltsamen Mittheilung am liebsten umgekehrt wäre, ohne daß ich zu sagen gewußt hätte, warum. Die

Dame war, uns erwartend, jetzt auf die oberste Stufe des Treppchens getreten, welches an der Schmalseite zur Veranda führte, und das Renten bereits hinaufgehüpft war, als ich am Fuße anlangte. Er küßte ihr lebhaft die Hand, was sie geschehen ließ, ohne sich zu ihm zu wenden, oder auf seine Bitte um Entschuldigung, daß er die gnädige Frau nicht sofort bemerkt habe, etwas zu erwidern. Der Blick ihrer dunklen Augen war fest auf mich gerichtet, der ich langsam die Stufen hinaufstieg, mich bereits dicht vor ihr befand und nun, da sie weder Miene noch Haltung veränderte, ein paar Stufen unter ihr stehen blieb, verlegen und verwundert über diesen Empfang, dessen ich nach dem lustig und freundlich klingenden Anrufe von vorhin nicht gewärtig war. So blickten wir uns ein paar Momente einander an, ich so regungslos wie die Dame, mit jedem Momente verlegener und verwunderter. Auf einmal war der Ausdruck des Gesichtes da vor mir verwandelt, wie wenn die Sonne über einen Garten scheint, der eben noch in ernstem Schatten lag, und die Blumen auf den Beeten erglänzen, den Rasen schimmern, die Vögel in den Boskets singen macht. So lieblich erhellten sich die braunen Augen; so reizend spielte ein Lächeln über die rosigen Wangen, in denen zwei Grübchen sich vertieften, um die schwellenden Lippen, zwischen denen die Perlenzähne schimmerten; so freundlich klang die helle Stimme, mit der sie mich „schönstens willkommen" hieß, indem sie mir zugleich eine kleine, weiße, reich beringte Hand reichte.

Der Uebergang war so plötzlich gewesen, daß ich meinen Gleichmuth noch keineswegs wieder erlangt hatte, als wir bereits in dem Salon, aus dem sich die breite Fensterthür nach der Veranda öffnete, auf niedrigen Fauteuils behaglich plaudernd saßen. Renten gab in seiner Weise eine Relation unserer morgendlichen Erlebnisse, welche dadurch noch konfuser wurde, daß Frau von Trümmnau ihn alle Augenblicke lachend unterbrach. Mir blieb so glücklicher Weise die Zeit, mich in die Situation zu finden und vor Allem die reizende junge Dame — sie mochte wenig über zwanzig sein — immer 'wieder und mit erhöhter Lust zu betrachten. Ja, es war eine Lust; schon um der Lustigkeit willen, die ihr ganzes Wesen zu durchdringen schien, wie die Sonne einen Thautropfen, und in bunten, schimmernden, immer wechselnden und immer gleich reizenden Farben von ihr ausstrahlte. Man brauchte nicht zu wissen, worüber sie ihr kurzes silberhelles Lachen aufschlug — man mußte mit fröhlich werden. Und wenn sie nun selbst das Wort nahm und zu plaudern begann, so klang das wieder so silberhell und fröhlich, wie das Plätschern des Baches, der den Wiesenrain hinabhüpft. Zu dem freudigen Leben, das in ihr pulsirte und an dem man unwillkürlich seinen bescheiden frohen Antheil nehmen mußte, stimmte ihre Erscheinung, als sei auch sie nur ein Akkord in der fröhlichen Melodie: der Kopf nicht klein, aber von herrlich reinster Form, Hals, Büste, Arme bei aller augenscheinlich gesunden Kraft und Fülle von herrlichstem Ebenmaß; die ganze kaum mittelgroße Figur wohlgefügt und in allen Gliedern beisammen, daß keine Bewegung vereinzelt, sondern immer das ganze entzückende Geschöpf sich mit zu regen und zu bewegen schien, wie ein durch das Wasser gleitender Fisch.

Ich merke, daß ich, um meine Empfindung zu erläutern, aus einem Gebiete der Natur in das andere gerathe. Aesthetisch ist das wohl nicht berechtigt, aber verzeihlich für Jemand, der zu schildern versucht, was ihm in dem Augenblick als eine Offenbarung der schönen Natur, ja als die Quintessenz aller schönen Natur erschien und so in seiner dankbaren Seele geblieben ist.

Und während das in jenem Augenblick immer klarer in meiner Seele aufging und ich mich ohne Widerstand (der auch schwerlich genutzt haben würde) einem Eindrucke, wie ich ihn nie empfunden, hingab, vergaß ich darüber völlig die inhaltschwere Mittheilung, welche mir Herr von Renten beim Betreten des Gartens gemacht hatte; oder, wenn ich daran dachte, war es nur ein Ferment mehr in dem Sonderbaren, das da in meinem Herzen vorging und von mir, ohne daß ich ihm einen Namen geben konnte oder auch nur wollte, als etwas ganz einzig Köstliches empfunden wurde. Wenn sie einen Herzog zum Vater hatte, was lag daran? vor Allem, was lag mir daran, der ich gestern in dem Herzog nur den geistvollen Menschen verehrt, und heute Morgen, als sich in dem Menschen der Herzog aufreckte, nur eine Abminderung der Verehrung verspürt hatte! Und daß des Herzogs Tochter, wie ganz augenscheinlich, in der Fülle des Glückes und des Reichthums lebte, auf Höhen der Gesellschaft, in denen ich immer nur ein verflatterter Vogel sein würde — ich gönnte der Schönen, Lieben von Herzen die Sternenpracht, die ich nie begehrt hatte, und die je zu begehren mein guter Genius mich in Gnaden behüten mochte!

In solche Betrachtungen und Empfindungen war ich so versunken, daß ich verwundert aufblickte, als Renten sich plötzlich erhob. Vermuthlich hatte ich den letzten, in der That leiser geführten Theil ihrer Unterhaltung gar nicht mehr gehört, denn die schöne Frau sagte:

„Also, es bleibt dabei! Sie machen jetzt Ihre anderen Besuche, bei denen Sie unseren jungen Freund nicht brauchen, und er bleibt, wenn es ihm recht ist, so lange bei mir, bis Sie ihn wieder abzuholen kommen. Ich bitte mir aber aus, daß das nicht vor einer Stunde geschieht — wenn ich bis dahin mit den verschiedenen Anliegen, die ich an ihn habe, fertig werde."

Mein blonder Mentor war davongetänzelt, nachdem er seiner „gnädigen Gönnerin" ehrfurchtsvoll die Hand geküßt und mir von der Verandathür aus einen verbindlichen Gruß mit den Fingerspitzen zugeweht hatte. Ich stand noch vor meinem Stuhle; die schöne Frau, die sitzen geblieben war, spielte, in den Schoß blickend, mit ihren Ringen. Ein lebhafteres Roth, als ich es vorher bemerkt, lag auf ihren sammetnen Wangen, über welche die langen dunklen Lider fielen. Der liebliche Busen hob und senkte sich. Es mußte sie irgend etwas innerlich lebhaft beschäftigen; es war, als hätte sie meine Gegenwart gänzlich vergessen. Die Verlegenheit, welche ich glücklich überwunden zu haben glaubte, wollte sich wieder in mir regen; aber ich erschrak ernstlich, als sie, die Augen langsam aufschlagend, mich mit einem Blick ansah, dessen warme, liebevolle und doch, wie mir schien, von Wehmuth oder Trauer umflorte Herzlichkeit unmöglich mir gelten konnte. Aber wem? da doch Niemand sonst im Zimmer war? Und jetzt sahen die schönen Augen auch schon niederwärts, und sie sagte, während die Gluth auf ihren Wangen erblich, mit bebender Stimme:

„Der Herzog hat mir so viel Gutes von Ihnen gesagt, mir so viel Interessantes und Rührendes aus Ihrem Leben erzählt. Ich freue mich wirklich recht sehr, daß Sie bei uns sind."

Ich stammelte etwas von allzu großer Güte, und daß mein Leben bis jetzt so arm und einsam gewesen sei — ich könnte nicht begreifen, wie der Herzog, wie sie selbst daran ein Interesse nehmen könnte.

Sie athmete tief auf und erhob sich plötzlich.

„Kommen Sie," sagte sie; „wir wollen ein wenig in den Garten gehen. Es ist da um diese Stunde so schön und es plaudert sich da so gut. Ich möchte gern mit Ihnen so recht von Herzen plaudern."

Sie schritt mir voran durch einen zweiten Salon, der sich nach dem hinter dem Hause gelegenen Garten öffnete, welcher bedeutend größer war, als der vordere: zuerst ein offenes Rondel mit vielen schönen Blumenrabatten und einem von großen Blattpflanzen umgebenen Springbrunnen in der Mitte; dann Boskets, durch die verschlungene Pfade zu einem Wäldchen leiteten, dessen dichtbelaubte breitkronige Bäume selbst in dieser Mittagsstunde den köstlichsten kühlsten Schatten spendeten.

Hier ließ die holde Frau meinen Arm los und bat mich, auf einem bequemen Gartenstuhle Platz zu nehmen, während sie sich mir gegenüber auf eine Bank setzte, neben der ein Tischchen mit einem Arbeitskörbchen stand, aus welchem sie eine feine Stickerei nahm.

„Es plaudert sich besser so," sagte sie.

Und sie begann zu plaudern, ich weiß nicht mehr recht über was, das im Grunde auch nur „Chiffons" sein mochte, aber mir aus diesem reizenden Munde gar nicht so erschien. Und dann, ich weiß wieder nicht wie, waren wir aus der Plauderei in ein ernsthaftes Gespräch gerathen; oder vielmehr, ich war es, der eigentlich allein sprach und ihr erzählte von meinem vergangenen Leben, von dem alten Hause in der alten Stadt und dem lieben Vater und von meiner Mutter und meinen Freunden. Und wenn ich einmal aufhören wollte und meinte, das könne sie doch gar nicht interessiren, sah sie mich mit den klaren braunen Augen treuherzig an und sagte eifrig: „Doch, doch! es interessirt mich! Alles! weiter, weiter!" Und ich erzählte weiter, weiter, so daß nach einer Stunde — es kann aber auch länger gewährt haben, ich weiß es nicht; mir war, als träumte ich das Alles, was ich

erzählte — das Buch meines Lebens — ein paar Kapitel ausgenommen — offener vor ihr lag, als es wohl jemals vor mir gelegen hatte. Und auch was jene Kapitel betraf, die ich geflissentlich überschlagen, so fiel mir allmählich auf, daß sie aus denselben — der letzten Zeit: von dem Aufenthalt in Nonnendorf an bis zu meiner Flucht — nicht den intimen Zusammenhang, aber doch Manches wußte, wovon ich nicht begreifen konnte, wie sie es wissen könne, bis ich sie zuletzt geradezu danach fragte. Sie erröthete und lachte und wollte nicht recht mit der Sprache heraus, und endlich: „Nun, es ist besser, wenn ich es Ihnen sage. Sie haben in der ganzen letzten Zeit nicht einen, sondern zwei Spione um sich gehabt: einen Oberspion, den Weißfisch selbstverständlich, der in seinem Solde einen Unterspion hatte, einen Geigenmacher — einen gewissen Streben, wenn ich nicht irre."

„Ganz recht," sagte ich, „Ernst Streben. Er hatte von Herrn Israel, der mich großmüthig in meiner alten Stube gelassen hatte, die Parterreräume des sonst leer stehenden Hauses und die Werkstatt des Vaters abgemiethet: ein Mensch, dem ich immer sorgsam aus dem Wege gegangen bin, wie er denn auch sonst in der ganzen Stadt verrufen war, obgleich ich ihn freilich immer mehr für verrückt als für schlecht gehalten habe."

„Und der doch gar nicht so verrückt sein kann," sagte die schöne Frau lächelnd, „wenigstens hat er seinen Auftraggeber, den Weißfisch, so ziemlich au courant gehalten. Ich will Ihnen nur gestehen, Weißfisch hatte schon von Nonnendorf aus an den Herzog geschrieben, daß er ein ausgezeichnetes Theatertalent entdeckt habe, und vom Herzog den Auftrag bekommen, Alles daran zu wenden, daß uns diese Acquisition nicht entgehe. Sie hatten in Nonnendorf Weißfisch auf seine Insinuationen und Lockungen mit einem so entschiedenen Nein geantwortet, daß er vor der Hand abbrechen zu müssen glaubte, bis er zu gelegener Zeit seine Künste wieder spielen lassen könnte. So ließ er Sie denn durch den Streben, mit dem er in seinem vielbewegten Leben früher zusammengetroffen und immer in Verbindung geblieben war, beobachten. Von Ihrem Kriegsfieber hat er wirklich nichts erfahren, oder er würde schon damals einen verzweifelten Versuch gemacht haben, der jedenfalls an Ihrem festen Entschluß, ins Feld zu ziehen, kläglich gescheitert wäre. Dann kam Ihre Verwundung, und alles schien verloren, bis der Streben schrieb, die Sache sei gar nicht so schlimm, dafür aber Ihre Situation der Art, daß er sicher glaube, Weißfisch könne es jetzt wagen."

„Aber das ist empörend!" rief ich in keineswegs gespielter Aufregung.

„Ich finde es eigentlich auch," sagte die liebe Frau mit einem Erröthen, für das ich bereitwillig den Antheil, den sie möglicherweise an dieser Intrigue gehabt hatte, im Voraus vergab. „Aber was wollen Sie? Wenn der Herzog sich einmal Etwas in den Kopf gesetzt hat, so muß das ausgeführt werden, mag's nun biegen oder brechen. Und die Lorbeeren, die man in unserer Nachbarresidenz auf dem Theater pflückt, lassen ihn schon lange nicht schlafen, obgleich er die ganze Kunstwirthschaft dort mit dem grausamsten Spott verfolgt. Mit drei oder vier guten Künstlern, wenn ich sie nur hätte, pflegt er zu sagen, wollte ich den ganzen dortigen Blechkram aufwiegen. Nun kommt Weißfisch, dem er unbedingt vertraut, und sagt: ich habe wenigstens Einen. Das Uebrige können Sie denken. Wenn Sie zu den Zeiten jenes Preußenkönigs — wie hieß er doch nur gleich? — gelebt hätten, würden Sie mit Ihrer langen und schlanken Figur vielleicht für die Potsdamer Garde gepreßt sein. Da ist es denn doch besser, daß Sie zu uns gekommen sind. Gelt?"

Und sie streckte mir, nun wieder mit dem alten herzerquickenden Lachen, die kleine feste Hand entgegen, die ich in meiner erregten Stimmung kräftiger drückte, als es meine Absicht war.

„Was ist denn groß an mir gelegen!" rief ich. „Ich wußte längst, daß mein Lebenslos außerhalb des Kreises gefallen ist, in welchem die Menschen in hergebrachter Weise ruhig und behaglich wohnen, und auf einen Umweg oder Irrweg mehr kommt es nun schon gar nicht an, zumal ich eben in jenem Augenblick keinen Ausweg aus der Verstrickung und dem Wirrsal meiner Lage sah. Nein, das ist es nicht, was mich jetzt bedrückt und quält. Wohl aber die Möglichkeit und, wie mir in trüben Stunden vorkommen will, Gewißheit, daß Weißfisch sich durch geirrt, mich weit übertaxirt, dem Herzog ein Stück Glas anstatt eines Edelsteines geboten hat, und bei der ganzen Sache nichts herauskommt, als für den Herzog der Aerger, sich getäuscht und nebenbei das schöne Geld zwecklos verthan zu sehen, für mich eine grenzenlose Beschämung."

Die schöne Frau saß da, in den Schoß blickend und mit ihren Ringen spielend, was, wie ich schon herausgefunden hatte, ihre Weise war, wenn eine schwierige Frage aufs Tapet kam und ihr Nachdenken herausforderte. Sie sah aber dabei nicht eigentlich nachdenklich aus, sondern eher erschrocken und verlegen, wie ein Kind, dem das Kartenhaus eingefallen ist. Nun hob sie die Augen wieder, mit einem Ausdruck, als wenn sie mir etwas abzubitten habe, und sagte mit schüchterner Stimme:

„Ich sehe, ich muß schon versuchen, Sie zu beruhigen; und ich hoffe, daß es mir gelingen wird, wenn ich Ihnen sage, was ich gestern von dem Herzog gehört habe. Er war, nachdem Sie ihn verlassen hatten, noch über zwei Stunden bei mir und hat die ganze Zeit nur von Ihnen gesprochen. Sehen Sie, Sie kennen den Herzog nicht; und wie sollten Sie auch nach den paar kurzen Begegnungen, und wenn Sie der größte Menschenkenner wären. Und auch dem würde der Herzog zu rathen geben. Es kennt ihn keiner, außer — ach! und ich stehe noch oft vor ihm wie vor einem Räthsel, obgleich er mir mehr vertraut, als irgend einem Anderen. Er ist der beste Mensch und der edelste Mensch, wenn er auch leicht aufbraust und zornig wird, sobald die Anderen seine guten Absichten nicht einsehen wollen oder können, was denn leider nur zu oft vorkommt und ihm das Leben verbittert, daß er zu Zeiten ganz verzweifelt ist und am liebsten mit der Welt gar nichts zu thun hätte. Aber dann braucht ihm nur wieder ein Mensch zu begegnen, der ihm sympathisch ist, und er ist wieder ganz Vertrauen und Zuversicht und kann sich begeistern und schwärmen, wie ein Jüngling. Und sehen Sie, so ist ihm das nun mit Ihnen ergangen. Daß Weißfisch ihm einen guten Schauspieler versprach, war ihm schon ganz recht; aber unendlich viel mehr werth ist ihm, daß er in Ihnen einen jener Menschen gefunden hat, wie er sie braucht, nach denen er sich sehnt, von denen er sagt, daß sie ihm die Jugend wiederbringen, die er das einzige wahre Glück des Lebens nennt, und um deren Verlust er immer trauert, wenn er auch kein Wort darüber verliert. Nun können Sie sich wohl, oder doch wohl schon eher denken, daß ihm ein solcher Mensch, der ihm das Herz neu belebt, viel zu kostbar und schade für — nun ja, für einen Schauspieler ist. So große Stücke er auf die Schauspielkunst hält, so wenig hoch denkt er von den Schauspielern. Lieber Himmel, er wird wohl seine Gründe dazu haben! Ein gut Theil Eifersucht mag in Ihrem Falle auch ins Spiel kommen: wer möchte denn nicht gern, was er schätzt, möglichst für sich behalten, anstatt es mit aller Welt zu theilen! Mit einem Worte: der Gedanke, daß Sie Schauspieler werden könnten, werden wollten, ist ihm jetzt entsetzlich. Und warum will er Schauspieler werden, hat er gestern einmal über das andere gesagt, wenn er alles mögliche Andere ebenso gut und zehnmal besser werden kann, und was denn doch auch etwas zehnmal Besseres ist! zum Beispiel —"

Die schöne Frau begann das Spiel mit den Ringen wieder, diesmal aber nur für ein paar Momente; dann fuhr sie entschlossen fort:

„Habe ich so viel gesagt, kann ich das auch noch sagen. Aber unter einer Bedingung: Sie müssen mir zuvor Ihre Bismarck-Gedichte recitiren."

Ich war starr vor Schreck, und zugleich befiel mich in Erinnerung gewisser Bemerkungen gestern Abend aus dem Munde des Herzogs eine schauerliche Ahnung.

„Hat der Herzog — kennt der Herzog —" vermochte ich endlich zu stammeln.

„Ja, ja!" unterbrach sie mich. „Der Herzog kennt die Gedichte. Weißfisch hat heimlich eine Abschrift davon genommen und sie ihm gesandt."

„Das ist wiederum abscheulich!" rief ich.

„Ganz gewiß," sagte sie; „aber geschehen ist nun einmal geschehen. Und der Herzog, obgleich er, wie Sie wissen, ganz anders über den Mann denkt, dessen Namen er, wenn irgend möglich, nicht nennt, sagt, die Gedichte seien nichts desto weniger sehr schön. Ich weiß nicht, warum er sie mir nicht geben will. Also, bitte, bitte, sagen Sie sie mir! Sie kennen sie doch gewiß auswendig."

„Das wohl," erwiderte ich. „Aber einmal kann ich mich jetzt zu dem Inhalt der Gedichte, welche in der Zeit entstanden

sind, als ich, so zu sagen, im Kriegsfieber lag, nicht mehr voll bekennen; ja, ich sehe in denselben etwas wie eine Apostasie meiner republikanischen Ueberzeugungen; und überdies knüpft sich gerade an diese Gedichte eine der schmerzlichsten Erinnerungen aus der traurigsten Zeit meines Lebens."

„Davon nachher!" rief die schöne Frau ungeduldig; „aber erst die Gedichte, bitte, bitte!"

Wie hätte ich dem widerstehen können! In meinem eitlen Herzen hielt ich die Gedichte trotz alledem für wirklich gut. Und wann hätte jemals ein junger Dichter Nein gesagt, wenn ihn eine schöne Frau um ein Kleinod aus seinem unermeßlichen Schatze bat!

„Die Gedichte," begann ich — „es sind Sonette, drei an der Zahl — betiteln sich ‚Goethe und Bismarck'."

Sie nickte, als ob sie sagen wollte: so viel weiß ich bereits — weiter!

Und ich drückte die Augen ein, so weit es dem begeisterten Sänger ziemt (wenn er dabei doch noch sein schönes Auditorium im Auge behalten will), und recitirte:

„Der Deutschen höchstes Dichten, tiefstes Denken,
In Goethe fand den Meister es der Meister.
Er herrschte, zeusgleich, in dem Reich der Geister,
Und Wonne war's, vor ihm die Stirn zu senken.

Nur Alles konnt' er seinem Volk nicht schenken.
O heilig römisch Reich, verpappt vom Kleister
Der Diplomaten, während dreist und dreister
Fremdmäuse tanzten auf den heim'schen Bänken!

O Goethe's Volk! o Goldstück, halb gepräget,
Halb nur geachtet auf dem Markt des Lebens,
Zu leicht befunden in der Völker Rath!

Den vollen Kurs schuf er dir unentweget,
Er, Bismarck, er, der Revers deines Strebens,
Des idealen; er, der Mann der That!"

„Herrlich, herrlich!" rief die schöne Frau. „Weiter!"

Und ich recitirte weiter, mit Mühe das klopfende Herz bändigend:

„Giganten Beid' im Planen und Vollbringen;
Und Beide deutsch bis zu der Seele Grunde,
Des wirren Menschentreibens reichster Kunde
Voll; nie am Scheine haftend; nach den Ringen

Den Baum des Lebens schätzend; stets den Dingen
Schauend ins Herz; mit Adlerblick die Runde
Der weiten Welt durchschweifend; jede Stunde
Bereit, zu lüften die gewalt'gen Schwingen.

O, zweier Kön'ge ungemessnes Erbe!
Glückselig Volk, dem solche Doppelgüter
Zum stolzen Eigen gnädiglich gewährt!

Wohlan! was dir Fortuna gab, erwerbe!
Sei beider Krösusschätze treuer Hüter!
Sei ewig eines wie des andern werth!"

„Köstlich! weiter! weiter!" murmelte die schöne Frau.

Und ich mit tönender Stimme, während mir die Wangen glühten:

„O Faust! o Deutscher! Daß in deiner Brust
Die beiden Seelen nun und nie sich trennen!
Dann wird man dich das Salz der Erde nennen
In höherm Sinn, als man es je gemußt.

Schwelgst du nur in des einen Zieles Lust,
Willst gierig nur nach Pluto's Schätzen rennen,
Nur für Apollo's Lorbeerkranz entbrennen,
Versunken wirst du in der Völker Wust.

Nie, seit die Erde ziehet ihre Kreise,
Ward einem Volk so schwerer Kampf entboten,
Ward ihm so hehrer Siegespreis gestellt.

So sei denn tapfer! sei denn gut und weise!
Begraben laß die Todten ihre Todten,
Du, alle Zeit ‚ein Sänger und ein Held'!"

Ich hob verstohlen die Augen, die ich denn doch zuletzt wirklich zugedrückt haben mochte. Aber jetzt hatte sie die ihren gesenkt, und sie war es jetzt, deren Wangen glühten.

„Der Herzog hat wahrlich Recht," murmelte sie.

„Worin, gnädige Frau?"

„Hernach. Zuerst die Erinnerung, die sich für Sie an die Sonette knüpft!"

„Ich sagte Ihnen, gnädige Frau, es sei eine sehr schmerzliche."

„Und eben deßhalb will ich sie wissen. Oder sind Sie Einer von Denen, welche mit den Freunden wohl ihre Freuden theilen mögen, aber nicht ihre Schmerzen?"

„Ich gehöre allerdings, gnädige Frau," erwiderte ich, „zu dieser egoistischen Sekte und mache nur Ausnahmen von der Regel, wenn es mir, wie in diesem Falle, befohlen wird. Auch werde ich leider zu diesem Zweck etwas weit ausholen müssen."

„Es kann für mich nicht zu weit sein," entgegnete sie lebhaft. „Ich habe vorhin ganz gut bemerkt, daß Sie die betreffende Episode, über die wir durch unsre Gewährsmänner — nun wohl: Spione, Sie ironischer Mensch! — nur sehr unvollkommen unterrichtet sind, ganz überschlagen haben. Sie brachen da ab, wo Sie erwähnten, daß Sie sich nach dem Wiederbeginn der Schule vergeblich bemüht hätten, zwischen Ihren beiden Freunden ein wenigstens leidliches Verhältniß herzustellen."

„Es war unmöglich," sagte ich. „Schlagodobro — ich darf ihn doch weiter so nennen? — war in seinem heißen Löwenherzen zu tief verwundet. Maria, die nach meiner Entfernung nur noch wenige Tage in Nonnendorf geblieben war, hatte ihm geschrieben, daß ihre Liebe zu ihm doch wohl nicht die rechte gewesen sei. Die rechte Liebe wäge nicht, prüfe und wähle nicht. Ihre Liebe habe geprüft und erwogen, daß die schwerste Scheidung die der Gedanken und Ueberzeugungen sei, wie sie eben zwischen ihnen existire, und so bleibe ihr keine Wahl, als die, ihn zu bitten, sie frei zu geben und, wo möglich, zu vergessen. Schlagodobro beschuldigte Adalbert, daß er es sei, der in erster Linie zwischen ihm und der Geliebten stehe, was ja auch in gewissem Sinne richtig war; und weiter auch veranlaßt habe, daß Mutter und Tochter mit einer allerdings verdächtigen Eile um eben diese Zeit unsre Stadt verließen, nach Berlin überzusiedeln, wohin ihnen Adalbert nach zurückgelegtem Abiturientenexamen folgen wollte. Adalbert hüllte sich, auch mir gegenüber, betreffs der ganzen Angelegenheit in sein gewohntes kühles Schweigen, das er erst in letzter Stunde brach: auf dem Fest, welches die Abiturienten mit den Zurückbleibenden feierten. Man nennt das einen Kommers, gnädige Frau. Da, als alle die Anderen schon mehr oder weniger bezecht waren, nahm er mich auf die Seite und sagte mir: — ja, er habe gethan, was in seinen Kräften gestanden, die Beiden zu trennen. Die Tochter seiner Mutter, die Schwester des Republikaners, solle und werde sich das Bild des Gefolgsmannes, des Fürstendieners aus dem Herzen reißen. Und fügte noch Manches hinzu von der Gefahr der Trennung, die auch für ihn und mich hereindrohe, wenn ich nun wirklich in den Krieg wollte und über der Kriegsleidenschaft und dem patriotischen Pathos der Freiheitsideale vergäße, zu denen ich mich doch bekenne, und die für alle Völker identisch seien und durch einen Krieg, wie dieser, und durch alle Kriege nur geschädigt würden, da dieselben nur Hochwasser für die Mühle der Reaktion, die in letzter Zeit schon bedenklich leer geklappert habe. Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich da Dinge berühre, die scheinbar nicht hierher gehören; in Wahrheit stehen sie mit dem Folgenden in engstem Zusammenhang. Denn Schlagodobro, obgleich er natürlich kein Wort von dem Allen gehört hatte, ahnte, wußte doch Alles, was wir da in der Ecke sprachen, und daß der Verhaßte, der ihn von der Geliebten getrennt, die letzte Stunde benutzte, eine Scheidemauer aufzurichten zwischen ihm und dem Freunde.. Die doppelte Eifersucht hatte sein Löwenherz mit wüthendem Zorn erfüllt, und als nun gar eben jene Gedichte, die ich Ihnen vorhin recitirt, und die abschriftlich unter den Kommilitonen umgingen, von einem Indiskreten vorgelesen, von den anderen jubelnd begrüßt wurden, Hochs auf den Krieg, auf Graf Bismark erschallten, alle Gläser sich hoben, nur Adalbert's nicht — gnädige Frau, erlassen Sie mir die Schilderung einer Scene, auf deren Einzelheiten, wie auf die eines wüsten Traumes, ich mich nur selbst mühsam besinne. Das Ende war, daß ich mich zwischen die Todfeinde warf in dem Augenblicke, als Adalbert mit einem Schläger, welchen wir zu dem ‚Landesvater' benutzt hatten, gegen Schlagodobro ausfiel, der ihm mit hochgeschwungenem Sessel den Kopf zerschmettern wollte und zerschmettert hätte, wäre der dem Andern zugedachte Todesstoß nicht durch meinen Arm und meine Brust gegangen, und ich so für todt zwischen den Rasenden zusammengebrochen."

„O, mein Gott!" murmelte die schöne Frau.

Ich blickte sie an und die herzliche Theilnahme, die sich auf dem lieblichen Gesicht gar rührend ausprägte, schien mir ein reichlicher Entgelt für all das ausgestandene Leid.

„Guten Morgen, mein Liebchen!“
Originalzeichnung von R. Wehle.

Digitized by Google

„Nun, gnädige Frau," sagte ich heiter; „ich bin ja mit dem Leben davongekommen. Aber, nicht wahr, jetzt kein Wort mehr von so leidigen Dingen, und zur Belohnung für meinen schwatzhaften Gehorsam das, was Sie mir vorhin sagen wollten, wenn ich Ihnen zuvor die Gedichte recitirt hätte. Das, wovon der Herzog meint, ich könne es werden, anstatt eines Schauspielers, und das etwas zehnmal Besseres sei, als Schauspieler."

Sie sah mir voll mit den lieben, schönen Augen ins Gesicht und erwiderte mit köstlichem Lächeln:

„Es ist dasselbe, was ich Ihnen bereits selbst gesagt habe."

„Ich bitte um Verzeihung — ich erinnere mich nicht: was war es?"

„Daß Sie ein Dichter werden müssen; vielmehr: daß Sie es schon sind."

„Und das sagt der Herzog?" rief ich mit freudigem Schrecken.

„Nicht einmal, zehnmal hat er es gesagt, gestern Abend. ‚Laßt den nur erst die Welt kennen,' rief er einmal über das andere; ‚der wird euch noch ganz andere Dinge zu Stande bringen, als seine Sonette auf' — nun, Sie wissen ja, daß er den Namen nicht gern über die Lippen bringt. Und der Herzog versteht sich darauf, glauben Sie mir. Er ist selbst Dichter, und sein großer Kummer ist, daß er sich nicht ganz der Poesie widmen darf. Er meint, Herzog und Dichter könne man nicht in einer Person sein, wenigstens nicht vor der Welt. Er mag ja wohl Recht haben. So dichtet er nur in seinen Mußestunden und läßt keinen Menschen etwas davon sehen, außer daß er dann und wann mir ein paar Verse bringt. Ich habe ihn so oft gebeten, er solle die Blätter, die überall herumfahren, sammeln und, wenn auch nur für den nächsten Kreis, drucken lassen. Und er will es jetzt auch, und Sie sollen ihm dabei helfen."

„Ja so!" sagte ich in etwas gedehntem Tone.

„Gar nicht ‚ja so!'" rief die schöne Frau. „Gar nicht, als ob er Sie deßhalb kommen lassen! sich deßhalb nur für Sie interessire, damit er Jemand habe, der ihm dabei helfen kann! Das ist ihm gestern Abend erst eingefallen, oder vielmehr mir. Sie verkennen ihn vollständig und die guten Absichten, die er mit Ihnen hat: wie er Ihr Talent fördern will und Sie in eine Lage bringen, daß Sie jede gute Stunde ohne alle Sorge Ihrer Poesie widmen können. Und wie er Ihnen viele, viele solcher guten Stunden und Tage bereiten will an seiner Seite, in seiner Nähe, so daß Sie doch völlig Freiheit hätten, zu kommen und zu gehen, die Welt zu sehen — auf Reisen mit ihm oder allein — mein Gott, das findet sich ja Alles, das macht sich ja hernach Alles ganz von selbst. Nein, nein! Sie hatten kein Recht zu Ihrem ‚Ja so!' und ich bin Ihnen deßhalb bös, ernstlich bös. Wenn Sie wüßten —"

Das Spiel mit den Ringen war wieder in vollem Gange, aber diesmal war der Ausdruck des Gesichtes nicht der des erschrocken-verlegenen Kindes — es lag ein wirklicher Schmerz auf den sonst so lachenden Zügen, und aus den gesenkten Wimpern tropften ein paar Thränen auf die funkelnden Ringe. Ich hatte nur eine Regung: der schönen Frau zu Füßen zu stürzen und sie um Verzeihung anzuflehen. Es war mir ja nur herausgefahren, das leidige: Ja so! — das unschickliche, ungeschickte Wort, bei dem ich mir gar nichts Rechtes gedacht hatte, da meine Gedanken bei etwas ganz Anderem waren, das ich ihr hatte sagen wollen und jetzt sagen mußte, sollte ich nun nicht auch in Thränen ausbrechen, die mir bereits die Augen heiß machten. Aber hier galt es, mich — mein eigen Selbst zu schützen; das in mir zu wahren, wofür zu leben mich einzig des Lebens werth dünkte.

Und so sagte ich denn, mit Mühe mein Schluchzen unterdrückend:

„Stoßen Sie mich von sich, und der gütige Herzog! Ich weiß, Sie werden, er wird es thun, wenn ich es sage; aber es ist besser so. Besser, in mein altes Elend zurück, als in Herrlichkeit und Freuden leben um diesen Preis! Ich kann nicht von der Gnade Anderer leben. Ich habe schon die Abhängigkeit von meiner Mutter schmerzlich empfunden; aber es war doch meine Mutter, wenn sie mich auch nicht liebte. Und es war kein Wohlleben und kein Reichthum, was sie mir bot. Als sie mir das bot, durch den Priester bieten ließ, habe ich Nein gesagt, und als sie ihre Hand von mir gezogen und ich in die Abhängigkeit von Fremden fiel, trotzdem es gute Menschen waren und mir es gern gegeben hätten, habe ich es wieder nicht genommen und bin davongegangen und dem Weißfisch gefolgt, weil er mir einredete, ich werde das Alles wieder bezahlen müssen und auch können, wenn ich erst ein tüchtiger Schauspieler geworden sei. Nun soll ich das nicht werden, sondern, ich weiß nicht was, und von der Gnade des Herzogs leben, ohne daß ich ihm irgend Etwas dafür zu bieten vermöchte. Und was ich ihm etwa bieten könnte — er ist gewiß sehr klug und hat so große, freie Ideen, aber er ist doch immer ein Fürst, was ich gestern Abend gar nicht empfunden habe. Heute Morgen war das schon anders und wird, fürchte ich, noch ganz anders kommen. Und in meinem ‚Münzer' — ich schreibe nämlich an einem ‚Thomas Münzer, Trauerspiel in fünf Akten' — da spielen die Fürsten eine böse, eine fürchterliche Rolle — es tritt freilich auch ein guter und milder auf, denn man muß gerecht sein, auch gegen seine Feinde —"

Ein lustiges Lachen ließ mich jäh abbrechen — und als ich aus den Baumwipfeln, in denen meine Blicke geschwärmt hatten, nieder- und seitwärts schaute, sah ich die schöne Lacherin, die sich ihr Spitzentaschentuch vor den Mund drückte. Jetzt war die Reihe, erzürnt zu sein, an mir, und ich war erzürnt. Ich hatte ihr mein Innerstes offenbaren wollen, meine heiligsten Ueberzeugungen, und sie lachte, daß ihr wieder Thränen in die Augen kamen. Schweigend erhob ich mich von meinem Sitze.

Sie stand in demselben Moment auf den Füßen, hatte meine beiden Hände ergriffen und rief: „Sie Tollkopf, Sie Wilder, Sie — wollen Sie wohl bleiben! wollen Sie sich wohl gleich wieder hinsetzen! Wenn die Leute immer fortlaufen wollten, wenn ich lache — Und da soll Einer nicht lachen, wenn Sie so feierlich Ihr Recht vertheidigen, in Ihrem ‚Thomas Münzer' böse Dinge über die Fürsten sagen zu dürfen, und der Herzog selbst sich mit einem ‚Thomas Münzer, Trauerspiel in fünf Akten', trägt! Schon seit Jahren. Ich wüßte gar nicht, wer der Mann gewesen ist, wenn er es mir nicht gesagt hätte, und daß der Mann viel hochsinniger und großherziger als Luther gewesen und nur das Unglück gehabt habe, drei oder vier Jahrhunderte zu früh geboren zu sein. Und das Andere, das von der Gnade, für die Sie nichts zu bieten hätten, oder wie Sie sich ausdrückten! Ist denn das nichts, wenn Sie Jemand, der sich so tief unglücklich fühlt, wie er hoch im Leben steht — und nicht zum Wenigsten deßhalb, weil er so hoch steht und nicht sein darf wie andere Menschen, und keine wahren Freunde hat, die er lieben darf und die ihn wieder lieben — wenn Sie dem das Leben verschönen, und wäre es nur durch Ihre Gegenwart, nur dadurch, daß Sie um ihn sind, ein Mensch, dem er sein Herz öffnen darf? Und der in ihm nicht immer, wie die Anderen, den Herrn sieht, sondern einen Freund, einen väterlichen Freund natürlich, da er so viel älter ist, wenn sein Herz auch jung geblieben, wie das des jüngsten Mannes?"

Sie hatte sich so in Eifer hineingesprochen, und der Eifer stand ihr so schön, schöner fast als ihre goldige Lustigkeit. Ihre Wangen brannten, die braunen Augen leuchteten und, wie sie jetzt schwieg, bebten die vollen Lippen, wie eine Saite nachvibrirt, nachdem der Ton bereits verklungen. Mir aber, während meine Blicke starr auf sie gerichtet blieben, zitterte das Herz. Ich hätte weinen mögen und hätte jauchzen und lachen mögen und ihr sagen: Was redest Du denn, Du schönes Weib? Weißt Du denn nicht, daß Du von mir fordern könntest, was Du wolltest? Daß ich für Dich durchs Feuer gehen und Deinen Vater, und wenn's der Teufel wäre, lieben würde um Deinethalben?

Ich weiß nicht, was ich gesagt oder gethan hätte, wäre nicht auf dem Kieswege zwischen den Bosketts ein rascher Schritt erklungen und alsbald auch Herr von Renten sichtbar geworden, der stehen geblieben war, das Köpfchen nach allen Seiten drehend, und nun, uns erblickend, schon von Weitem mit der Hand winkend, eilig auf uns zukam. Ich wollte mich erheben und fühlte die Hand der schönen Frau auf der meinen.

„Was zwischen uns geredet, kein Wort! Sie versprechen es mir! Und wenn Sie über irgend Etwas in Zweifel sind, Sie kommen zuerst zu mir und sagen mir Alles — Alles! Gut, gut! ich weiß, Sie halten Wort. — Ah, Herr von Renten! schon zurück?"

Der schöne Traum war aus; in Gegenwart der blauen Puppenaugen meines Mentors konnte man nicht träumen. Und doch hätte ich den kleinen Mann umarmen, ich hätte die ganze Welt umarmen mögen. (Fortsetzung folgt.)

Noch heute „das geheimnißvolle Grab".

Neue Studien und alte Erinnerungen von Friedrich Hofmann.

(Fortsetzung.)

Anfangs galt der Graf nur als ungeheuer reicher und unter höchstem Schutz stehender Sonderling, der sammt seiner Dienerschaft Jedermann die Scheu vor Unheimlichem einflößte. Dieses Gefühl verwischte sich nie ganz, auch nachdem der Graf sich den Ruf eines großen Wohlthäters erworben hatte. Man muß anerkennen, daß er seine Gaben mit weiser Wahl vertheilte, indem er die wahre Noth ebenso eifrig zu erspähen suchte, wie die verschämte Armuth; das Angebettelterwerden aber war ihm zuwider, „denn," sagte er, „nur die freiwillige Gabe hat Werth." Zu Festzeiten bedachte er fast jedes Haus mit irgend einer Zusendung von Reis, Fleisch, Weißbrot, Pfefferkuchen u. dergl.; jährlich kleidete er zwölf Konfirmanden und unterstützte reichlich arme Studirende. Ebenso unterstützte er viele Familien in Hildburghausen. Ich selbst nahm brieflich seine Wohlthätigkeit dreimal (1842 bis 1844) in Anspruch zum Besten der mit Hilfe des „Weihnachtsbaumes" veranstalteten Christbescherungen für arme Kinder, und alle drei Male mit reichlichem Erfolg. Auch Schulen genossen seine Unterstützung, so namentlich die Industrieschule zu Hildburghausen, welcher er auf die Bitte der Erbprinzessin seine Gunst zuwandte. Als dieselbe von einem Vorsteher der Anstalt gefragt wurde, auf welchen Namen die Bescheinigung der empfangenen Gabe ausgestellt werden solle, sagte sie mit glücklichem Takt: „Schreiben Sie nur: Von einem Mann, der unserem Lande nur durch seine Wohlthaten bekannt ist." Diese Anerkennung ist sein bester Ruhm und Schutz in und außer dem Schlosse gewesen, dessen Ruhe von Seiten der Bevölkerung nie wieder gestört worden ist. Aber eben so wenig von Seiten des Hofs. Einmal hatte die Herzogin Charlotte eine Annäherung versucht, indem sie dem Grafen in elegantem Französisch im Namen des Herzogs die Gewährung eines Wunsches zusagte, den er durch seinen Geschäftsträger hatte aussprechen lassen. Der Graf antwortete, ebenfalls in der Sprache der Diplomatie, aber in aalglattester Manier, indem er mit seinem Dank die Hoffnung verband, daß die günstige Zeit kommen werde, wo er den hohen Herrschaften selbst näher treten könne. Diese Zeit kam jedoch nie. So oft auch die herzogliche Familie bei dem Pfarrer, welcher der Erzieher der Prinzen und Prinzessinnen gewesen, zu Gaste war, wurde doch nie die geringste Störung des Schloßfriedens gewagt oder geduldet. Die Herzogin starb 1818, der Herzog ertheilte noch 1824 dem Grafen einen besonderen Schutzbrief, und als das herzogliche Haus 1826 nach Altenburg abgezogen und der Graf auch von der neuen Meiningischen Regierung unbehelligt gelassen worden war, ertheilte die Stadt Hildburghausen ihm (am 24. Mai 1827) ihr Ehrenbürgerrecht. Das Geheimniß und die Abgesperrtheit vor aller Welt stand nun vollkommen gesichert da.

In desto innigerer, rein geistiger Beziehung stand das Schloß mit dem Pfarrhaus von 1812 bis 1827. Durch den Kammerdiener Squarre wußte man, und namentlich der Pfarrer, längst, daß der Graf nicht nur im Besitz einer bedeutenden Bibliothek war, sondern daß er fortwährend neue Büchersendungen aus Frankfurt am Main und ebenso viele und namentlich Zeitschriften aller Art, von der Meusel'schen Buchhandlung in Koburg erhielt, die meisten unter der Adresse: „Philipp Squarre in Hildburghausen", Sendungen, welche, wie ich bereits angab, auch nach Squarre's Tode ihren ungestörten Fortgang hatten. Der Graf arbeitete jeden Morgen von drei Uhr an, und wie stark seine Korrespondenz war, dafür zeugten die Velin- und Postpapierpackete nebst Stangen grünen Siegellacks, welche der Hildburghauser Fuhrmann Lürzing und der Koburger Bote Amberg allwöchentlich im Schloß abzuliefern hatten. Weß Inhalts aber diese Bücher, Zeitschriften und Studien des Grafen waren, darüber gewann den gründlichsten Aufschluß der Pfarrer Heinrich Kühner, der Vater des Verfassers der ersten Quellenschrift über die Geheimnißvollen.

Die Verbindung zwischen Schloß und Pfarrhaus gestaltete sich folgendermaßen. Im Jahre 1812 fand der Pfarrer eines Morgens durch eine Spalte unten an der Hausthür hereingeschoben und sorgfältig kouvertirt mehrere französische und englische Zeitungen, welche später von der Botin des Grafen, und zwar mit weißen Glacehandschuhen, wieder abgeholt wurden. Nicht lange, so lagen kouvertirte Zettelchen bei den Zeitungen, durch welche der Graf sich Bücher aus des Pfarrers oder der herzoglichen Bibliothek erbat; diese Zettelchen wurden in gleicher Weise wieder abgeholt. Bald vergrößerten die Zettel sich zu Blättern, auf welchen der Graf Urtheile und Ansichten über Gegenstände der Tageslektüre ausspricht und deren Rückseite der Pfarrer zu seinen Gegenbemerkungen benutzt. So entsteht ein Ideenaustausch über Litteratur, Kunst, Politik, Tagesneuigkeiten und Familienverhältnisse in Stadt und Dorf, der die beiden Männer oft so in Eifer bringt, daß die Botin an manchem Tag sechs- bis zehnmal zwischen Schloß und Pfarrhaus hin und her eilen muß. Beide schrieben mit lateinischen Buchstaben, ohne Anrede, Unterschrift und Ortsbezeichnung, nur das Datum setzte der Graf oft an den Kopf seiner Notiz. Das Siegel zeigte mir zwei Male drei Lilien im Felde. Von des Grafen Handschrift blieb keine Zeile im Besitz des Pfarrers. Ueber den außerordentlich reichen und umfassenden Inhalt dieser Korrespondenz müssen die Leser Human's Buch (Theil I, S. 64 ff.) selbst nachlesen. Für unseren Zweck genügt es, drei Stellen anzuführen. Einmal schreibt der Graf: „Zur katholischen Religion erzogen, wurden doch in meiner Jugend deren Grundpfeiler schon so erschüttert, daß sie nie wieder feststanden"; — ein andermal: „Können Sie eine Vorstellung davon haben, welches Glück ich auch in meiner Einsamkeit genossen habe? Wo hätte ich sonst diesen stillen Frieden genossen, wo sonst die Muße gefunden, die Klassiker von vier Nationen der Reihe nach zwei- und dreimal zu lesen!" — Und als die Verbündeten siegreich in Frankreich einzogen, schrieb der Graf: „Wenn Friede wird, werde ich das Vergnügen Ihrer persönlichen Bekanntschaft suchen." Der Friede ward geschlossen, noch elf Jahre spann sich der intimste geistige Austausch fort, aber gesprochen haben beide Männer, die sich oft auf den Spazierfahrten begegneten, nie ein Wort mit einander. Heinrich Kühner starb am 9. Februar 1827, 54 Jahre alt. Das sein Grab im Friedhofe von Eishausen schmückende Denkmal ist „dankbar gewidmet ihrem unvergeßlichen Lehrer von Therese, Königin von Bayern."

Diesem Schwelgen des Grafen im Vollgenuß der edelsten Schätze des geistigen Lebens gegenüber — wie steht das schöne Weib da, das dieselbe Zimmerreihe mit ihm bewohnt, dieselbe Luft mit ihm athmet? — Leiblich wird die Dame gehalten und gepflegt mit fast fürstlichem Luxus. Wohnung, Tafel- und Kleiderfreuden lassen nichts zu wünschen übrig. Die Gräfin bewohnte das große Eckzimmer mit zwei Fenstern nach Osten und drei nach Norden, während der Graf ein anderes Eckzimmer mit zwei Fenstern nach Westen und einem nach Norden als Arbeitsstube inne hatte. Das Zimmer der Dame war mit grüngoldenen Tuchtapeten ausgeschlagen, alle übrigen neun Zimmer zeigten einfache grüngelbe, gelbgestreifte oder grüngesprenkelte Tapezierung. Die Möblirung war natürlich den Ansprüchen so hoher Herrschaften angemessen.

Die Köchin hantirte nur in ihrem unteren Bereich, alle Speisen und Getränke trug der Kammerdiener ins Vorzimmer und dort nahm sie der Graf in Empfang, um sie ins Zimmer der Gräfin zu tragen. Man speiste, nach Human, der uns sogar Einiges vom Küchenzettel und über die Bedürfnisse und Vorräthe von Küche und Keller mittheilt, sehr vornehm; die feinsten Backwerke und die edelsten französischen Weine, vorzüglich Haut Sauterne und Porter, schmückten die Tafel. Zu Mittag gab es abwechselnd Semmelklößchen, Lendenbraten, Kapaunen, junge Hähnchen, Feldhühner, Hasen, Hecht und Aal, Semmel- und Reispudding, Radieschen aus Bamberger Gärtnereien ꝛc. Alle Braten mußten in Tiegeln über Kohlenfeuer bereitet werden. Abends aß der Graf stets kalte Küche und trank starken Wein, die Dame aber erhielt jeden Abend eine Kanne voll Haferschleim, offenbar aus Gesundheitsrücksichten. Zur Bouillon, welche früh sieben Uhr servirt wurde, mußte die Köchin zwei Pfund Rindfleisch und ein Pfund Kalbsknochen verwenden; allwöchentlich verbrauchte sie zwölf Pfund Butter und zwei Schock Eier. Seit 1811 kam von F. J. Goullet in Frankfurt am Main regelmäßig alle vierzehn Tage eine Kiste mit sechs Flaschen Likör, feinster Punschessenz und fünf bis sechs Pfund feinstem Mokkakaffee unter der Adresse: „Herrn Bavel de Versay, Hochwohlgeboren in Eishausen bei Hildburghausen" an. Man wird schwerlich irren, wenn man glaubt, daß diese Herrlichkeiten von Küche und Keller nicht bloß der Herrschaft, sondern auch der Dienerschaft das harte Los der Einsamkeit wesentlich erleichterten.

Das wichtigste Kapitel im äußeren Frauenleben betreffend, so trug die Gräfin im Hause meist lange Frisurschürze und ein feines weißes Jäckchen, mit orangegelben Bändern besetzt, einen rothen, meist zurückgeschlagenen Shawl und ein weißes Spitzenhäubchen. — Zu den Ausfahrten aber schmückte sie sich stets mit den feinsten Kleidern nach der neuesten Pariser Mode. Ebenfalls durch das Frankfurter Haus kamen die Kleider- und Schmucksendungen aus Paris an. Da die Dame mit Niemand in Berührung kam, so konnte sie von den unnöthig gewordenen Vorräthen nichts verschenken, und so fand man denn in ihrem Nachlaß eine Sammlung der prachtvollsten Anzüge aller Modejahrgänge, die ins Erstaunen versetzte, und eben so mehrere Kisten voll seidener Schuhe, die immer zu den Kleidern paßten, welche sie eben trug. Entsprechend war der Frauenschmuck an Gold und Edelsteinen vertreten. Kein Aufwand wurde offenbar für die Befriedigung aller Wünsche gescheut, welche auf diesem kostspieligen Gebiete einem Frauenherzen möglich waren.

Die Spazierfahrten geschahen mit eigenem Wagen und Geschirr und wurden von Eishausen Jahre lang bis vor das Thor des Koburgischen Städtchens Rodach ausgedehnt. Als aber einmal der Chausseegeld-Einnehmer am Thor sich darüber beklagte, daß der Graf immer vor seinem Schlagbaum umkehre und niemals Chausseegeld bezahle, wurde er großartig abgelohnt, die Fahrt aber nie wieder auf die Koburger Chaussee ausgedehnt, sondern nur bis an die Landesgrenze hinter dem Dorf Adelhausen. Später schaffte der Graf die eigenen Pferde ab und benutzte, namentlich zu den Spazierfahrten zu den Besitzungen bei Hildburghausen Postpferde, und zwar fuhr er stets vierspännig.

Bei diesen Fahrten war es, daß ein Chausseewärter die Wahrnehmung gemacht haben wollte, daß zwei Damen im Schlosse wohnen müßten: eine junge und eine alte, und an diese Aussage knüpfte sich der Verdacht, daß wohl noch schlimmere Geheimnisse hinsichtlich des Sittlichkeitsverhältnisses des Grafen zur Dame im Schlosse verborgen sein möchten. Dieser Verdacht war es auch, welcher den seiner Zeit als Polizeigenie allbekannten Polizeirath Eberhardt in Koburg veranlaßte, den Nürnberger Findling Kaspar Hauser nach Eishausen zu bringen und um das Schloß herumzuführen, um etwaige Kindheitserinnerungen in ihm zu erwecken. War auch dieser Enthüllungsversuch erfolglos, war Hauser aus den Kellerlöchern dieses Schlosses nicht hervorgekommen, so schwebte das ganze Geheimniß einem Eberhardt gegenüber doch in äußerster Gefahr, der Graf soll in die größte Unruhe versetzt worden sein, bis ein fürstlicher Befehl der Spürkraft des Polizeimanns nach dieser Richtung Halt gebot.

Auch dieses Zwei-Damen-Geheimniß blieb ungelöst; man suchte es durch eine behauptete Augentäuschung der betreffenden Beobachter zu beseitigen.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Der erste Skatkongreß in Altenburg. Wir leben jetzt im Zeitalter der Kongresse, und da darf es nicht Wunder nehmen, wenn neben den Turnern und Schützen, Keglern und Schachspielern auch die Skatspieler ihren Kongreß haben wollen. Das edle Skatspiel, das mit der Kraft eines nationalen Spieles seinen Siegeszug durch ganz Deutschland gehalten hat, das die Nacht überwindet und den Tag nicht scheut, in welchem viel gesündigt und viel vergeben wird, verdient es auch, daß ihm zu seinem Rechte, dem Rechte eines Kongresses, verholfen werde. Wo anders aber könnte ein Skatkongreß tagen, als in Altenburg, wo einst die Wiege des Skatspieles gestanden hat! Dort also werden zu den Festtagen vom 7. bis 9. August d. J. die Skatspieler aus allen Gauen des deutschen Reiches zusammenströmen; auch aus den Nachbarländern, ja sogar über den Ocean werden sie kommen, denn jetzt schon haben sich Delegirte von deutschen Skatvereinen in Chicago und San Francisko angemeldet.

Der Zweck des Kongresses ist ein doppelter. Vor Allem soll es ein Friedenskongreß werden, denn in erster Linie handelt es sich um Festsetzung einer allgemeinen deutschen Skatordnung, durch welche die Zerfahrenheit in den Skatgesetzen und die mannigfachen Irrthümer und Mißbräuche, welche sich im Laufe der Zeiten beim Skatspiel eingeschlichen haben, beseitigt werden sollen. In allen Fällen skathafter Noth und Zweifel werden in Zukunft die einschlagenden Paragraphen der deutschen Skatordnung den Ausschlag geben. Diese wird künftig auf keinem Skattische fehlen dürfen, und sie allein ist zu citiren an Stelle jener mehr oder weniger beliebten Redensarten, wie sie in Komplimentirbüchern niemals zu finden sind. Der Entwurf der Skatordnung ist schon von Anfang Mai ab durch das Skatkomité in Altenburg gegen Einsendung von 40 Pfennig zu beziehen.

Das Hauptinteresse wird aber das große Skatturnier in Anspruch nehmen. Da ist endlich einmal auch den von ewigem Pech verfolgten Skatern Gelegenheit geboten, sehr viel zu gewinnen und nichts zu verlieren. Um die Thaler darf diesmal nicht gespielt werden, und der biedere Altenburger Bauer, wenn er durchaus Pferd und Wagen verspielen will, muß sein Vorhaben auf den nächsten Roßmarkt verschieben. Der Turnierplan enthält über 100 Preise, welche theils für das Spiel, theils für das Gegenspiel bestimmt und so mannigfach vertheilt sind, daß das Interesse der Theilnehmer von Anfang bis Ende gefesselt wird; auch ist dafür gesorgt, daß nicht nur das Glück, sondern hauptsächlich das feine Spiel zur Geltung kommt. An jedem der Spieltische, deren Zahl wahrscheinlich 300 übersteigen wird, sollen eine bestimmte Anzahl von Spielen (100 bis 120) gespielt und Protokolle darüber, zu welchen gedruckte Formulare geliefert werden, von den Mitspielern selbst geführt und kontrollirt werden. Die Höhe des Hauptpreises ist noch nicht fest bestimmt, sie schwankt noch zwischen 500 und 1000 Mark; darauf folgen Preise zu 300 Mark, 200 Mark, 100 Mark und absteigend bis zu 20 Mark. Bei einer sehr großen Betheiligung ist eine Vermehrung, beziehentlich Erhöhung der Preise in Aussicht genommen. Voraussichtlich werden auch Ehrenpreise von Skatvereinen und bemittelten Skatfreunden gestiftet werden. Für die Aufrechterhaltung der Ordnung bürgt schon der Umstand, daß Juristen an der Spitze des Komités stehen. Bei diesem Riesenskat, wie solcher bis jetzt noch niemals gesehen wurde, werden alle Gesellschaftsklassen, Kaufleute, Beamte, Gewerbetreibende, Studenten, vertreten sein, und daß der Altenburger Bauer, das Urbild eines echten Skaters, nicht fehlen darf, versteht sich von selbst. Am Turnier können nur Kongreßmitglieder theilnehmen. Die Kongreßkarte kostet 3 Mark und für die Turnierkarte sind extra 5 Mark zu zahlen. Mit der Anmeldung, für welche als Endtermin der 15. Juni festgesetzt werden soll, darf man nicht säumen, weil mit Rücksicht auf die vorhandenen Räumlichkeiten sich möglicherweise ein früherer Schluß der Mitgliederliste nöthig machen kann. K. B.

Thiere der Heimath. Deutschlands Säugethiere und Vögel, geschildert von Adolf und Karl Müller. (Verlag von Theodor Fischer, Kassel u. Berlin.) Nach Brehm's Thierleben noch ein Thierleben? so fragte sich wohl Mancher, als das Werk der Gebrüder Müller auftauchte. War auch der Name der Verfasser schon längst durch vorangegangene ähnliche Bücher, durch zahlreiche Abhandlungen und Aufsätze über Biologie höherer Thiere bekannt und im besten Rufe, so schien trotzdem auf den ersten Blick hin der Wurf gewagt. Anders stand es mit der Ansicht der Kenner des heimathlichen Thierlebens, sowie Derer, welche nach einem Buche verlangten, welches über das Leben unserer deutschen Thiere in Wald und Feld, Heide und Wasser genauen und ausführlichen Aufschluß zu geben vermochte. Berufenere Bearbeiter derselben könnte man wohl schwerlich finden, als die Specialisten auf diesem Gebiete, die Gebrüder Müller. Sie haben ein Werk geschaffen, auf welches der Deutsche mit nationalem Stolze blicken darf, sind doch aufs Innigste hier Schärfe der Beobachtung, Klarheit des Urtheils und künstlerisch-meisterhafte Zeichnung verknüpft. Der allgemeine Theil schildert die vorzüglichsten Lebenserscheinungen unserer Thierwelt mit seltener Beherrschung dieses schwierigsten aller Gebiete. Die Gebrüder Müller haben, das ist als ihre größte Errungenschaft zu erachten, die Thiere überall als solche (und nicht als philosophirende Menschen, wie es meist üblich, oder als Maschinen) zu schildern gewußt, daher kommt es auch, daß uns im speciellen Theile, welcher von den einzelnen Arten handelt, stets ihre auf eigener Beobachtung basirenden Schilderungen besser gefallen, als das glücklicherweise Wenige, was sie von anderer Seite zusammenzutragen sich genöthigt fanden. Vorurtheilsfrei und wahrheitsgetreu, oft bis zu poetischer Wärme emporgeschwungen, entrollt sich uns Bild auf Bild. Welcher Thierfreund möchte das Werk von sich weisen können, der z. B. die Abhandlungen über die Schnepfe, den Wasserschmätzer ꝛc. gelesen? Und die Zeichnungen! Abgesehen von den Deiker'schen Bildern, wie „der Wildkater" und andere mehr, deren Vorzüglichkeit meist schon von ähnlichen Arbeiten her bekannt ist, hat Adolf Müller in der idyllischen Auffassung schwer zu erlangender Naturvorlagen Herrliches geleistet. Es seien besonders erwähnt die unübertrefflichen Abbildungen: brütende Bastardnachtigall, kleine Haselmaus im Winternest, Wasserschmätzer, Turteltaube, Pirole im Kampfe.

Wir können allen Freunden heimischen Naturlebens das Werk nur aufs Wärmste empfehlen, dessen Schilderungen uns mit gespanntem, Schritt für Schritt gesteigertem Interesse einführen in die rauschenden heiligen Hallen unserer grünen Wälder, worin sich, sei es laut und freudvoll, sei es geheimnißvoll und nächtlicher Weile, ein reiches Thierleben abspielt. Die Sänger unserer lachenden Fluren, das Häslein im Korn — sie alle finden wir wieder, meisterhaft gezeichnet in dem wahren Wesen ihres Daseins. W. v. Reichenau.

Fridolin im Volkslied. Wer kennt nicht das bekannte, aus dem Italienischen stammende Volkslied:

„Das Schiff streicht durch die Wellen. Fridolin!"

Die Meisten, welche das Lied singen, wissen gewiß nicht, was der Verehrer der Gräfin von Savern, der fromme Knecht Fridolin, in diesem Schifferlied zu suchen hat. Hin und wieder findet sich auch die richtige Lesart „Fidelin", womit aber die deutschen Sänger jedenfalls noch weniger anzufangen wissen. Jetzt hat Woldemar Kaden in seiner Schrift: „Neue Welschlandsbilder und Historien", welche, wie sich von diesem hervorragenden Kenner Italiens erwarten läßt, viel Interessantes bringt, die Erklärung des unverständlichen Refrains gegeben, eine etwas prosaische Erklärung, die uns aus Schiller's „Eisenhammer" direkt in die italienische Küche führt. „Fidelin" ist nämlich eine Art von Makkaroni, und dies Lieblingsgericht der Italiener und natürlich auch der italienischen Schiffer schwebt ihnen als höchster Lebensgenuß so lebendig vor Augen, daß sie sich bei der Arbeit ermunterten durch einen Zuruf, welcher den freudigen Hinweis auf die ihnen nachher winkende Delikatesse enthält. So ist das Wort: „Fidelin" auch der Refrain der Schifferlieder geworden, ein sehr materialistischer Refrain, der mit der frommen Idealgestalt der Schiller'schen Dichtung nicht das Geringste gemein hat. G.

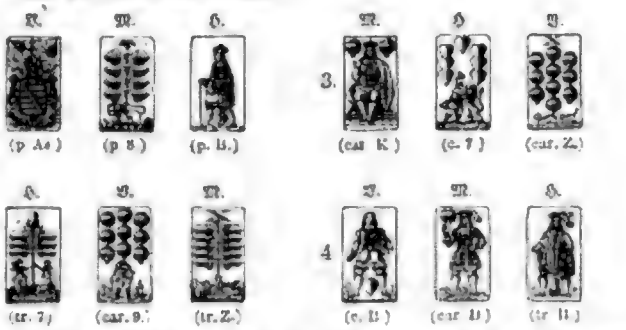
Zur Geschichte der Strümpfe. Vor etwa zweihundert Jahren besaß kaum eine Person unter tausend ein Paar Strümpfe, jetzt ist das Verhältniß umgekehrt, so daß unter tausend Personen kaum eine keine Strümpfe hat. Den Strumpfwirkerstuhl, eine der kompliciertesten Maschinen, erfand im Jahre 1589 der englische Geistliche William Lee in Cambridge und hatte die Ehre, vor König Jakob I. (1603—1625) einen Strumpf zu weben. Aber das Vorurtheil der damaligen Zeit spottete dieser Erfindung, und Lee begab sich nach Frankreich. Hier hatte er keinen bessern Erfolg und starb zu Paris in größter Dürftigkeit. Seine Maschine aber fand allmählich Beifall und war zwei und ein halbes Jahrhundert in Anwendung, bis sie in neuester Zeit durch den Cirkularstuhl ersetzt wurde. Ein einziges denselben bedienendes Mädchen kann in einem Tage das Material für 240 Paar Strümpfe herstellen. R.

Allerlei Kurzweil.

Skataufgabe Nr. 1.

Von A. Buhle.

Nach den ersten vier Stichen:



konnte der Spieler seine Karten offen hinlegen, weil er alle übrigen Stiche bekommen mußte.

Welcher von den Dreien war der Spieler und welches Spiel spielte er? Was lag im Skat und wie waren die übrigen Karten vertheilt?

Inhalt: Die Vera Nixe. Novelle von Stefanie Keller. (Fortsetzung). S. 293. — Studienkopf. Illustration. S. 293. Bilder von der Ostseeküste. Danzig. Von Fritz Wernick. S. 296. Mit Illustrationen S. 296, 297 und 298. — Gewitter und Blitzgefahr. Von Dr. J. Klein. S. 299. — Was will das werden? Roman von Friedrich Spielhagen (Fortsetzung). S. 301. — „Guten Morgen, mein Liebchen!" Illustration. S. 305. — Noch deute „das gedrungenvolle Grab". Neue Studien und alte Erinnerungen von Friedrich Hofmann (Fortsetzung). S. 307. — Blätter und Blüthen: Der erste Skatkongreß in Altenburg. — Thiere der Heimath. Von W. v. Reichenau. — Fridolin im Volkslied. — Zur Geschichte der Strümpfe. — Allerlei Kurzweil: Skataufgabe Nr. 1. Von A. Buhle. S. 308.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redakteur Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger, Druck von A. Wiede, sämmtlich in Leipzig.

N°. 18. Die Gartenlaube. 1886.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernſt Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis $2\frac{1}{2}$ Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Die Lora-Nixe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von **Stefanie Keyſer.**

(Fortſetzung.)

Als der Gottesdienſt zu Ende war und die Gemeine ſich entfernte, ſchloß ſich Leonore dem alten Mädchen an.

„Am großen Scheidewege trafen wir heute mit Ihnen zuſammen,“ ſagte ſie. „Sind Sie um des Feſtes willen hierher gekommen?“

Die Andere verneinte die Frage „Ich war bis jetzt in England,“ entgegnete ſie, „und wirkte an einer geſegneten Anſtalt für Erziehung der Kinder nach dem Sinne Chriſti. Da empfing ich die Weiſung, hinfort hier zur Ausbreitung ſeines göttlichen Reiches thätig zu ſein. Der Ruf des lieben Heilandes war mir eine doppelt frohe Botſchaft. Himmelgarten iſt meine irdiſche Heimath, und der Sohn meiner verſtorbenen einzigen Schweſter iſt jetzt Prediger in hieſiger Gemeine. Ich hatte ihn lange nicht geſehen. Er war als Miſſionar thätig und iſt nur zurückgerufen worden, um ſich von ſchwerer Krankheit zu erholen, die das Klima von Südafrika verurſacht hatte.“

„Auf ſo fernem und gefährlichem Poſten war Bruder Johannes?“ fragte Leonore erſtaunt.

Schweſter Jakobine nickte. „Er hat einen weiten und mühſeligen Pfad ſchon zurückgelegt trotz ſeiner Jugend. In Braſilien iſt er von dem wilden Indianerſtamm der Barbados in harter Gefangenſchaft gehalten worden. Seine Handgelenke zeigen noch die von den Feſſeln roth geriebenen Ringe. Aber Gott war bei ihm in der Noth und hat ihn ſeiner Bande entledigt.“ Dann empfahl ſie ſich.

Das Kloſter Oliva bei Danzig.

Ravensburgk, der dazu kam, bemerkte, ihr nachſchauend: „Die Verneigungen hier ſind vollſtandig kourfähig; ſie ſtammen jedenfalls in gerader Linie vom Grafen Zinzendorf ab.“

Der zurückkehrenden Geſellſchaft trat unter der Linde Heino entgegen. „Kommen Sie endlich?“ rief er. „Meine Bowle iſt längſt fertig.“

„Ich denke, Sie wollten Verſe machen,“ ſagte Ravensburgk. „Sie zogen ſich doch an den Röhrbrunnen zurück.“

„Wie kann man in Stimmung kommen, angeſichts eines Fiſchkaſtens und Krebskorbes? Beides ſtak ſtatt einer Nixe im Brunnentrog,“ klagte Heino. „Wo waren Sie nur ſo lange?“ wandte er ſich mit einem Ausdruck zärtlicher Empfindlichkeit an Leonoren.

„Ja, das frage ich auch,“ ſagte Frau Paloty, die ruhig auf einem der hölzernen Gartenſofas ſaß, mit einer Handarbeit beſchäftigt, welche allerhand ſilberne Werkzeuge in Bewegung ſetzte, um mehrere Fäden zu verknüpfen zu einem Zweck, der unerfindlich blieb, wenn man nicht annehmen wollte, daß ein Strick verfertigt werden ſollte, um unnütze Finger damit zu peitſchen.

„In Ohnmacht war Fräulein Paloty,“ erwiderte Ravensburgk an ihrer Statt.

„Der einfache Gottesdienſt hat mich allerdings tief ergriffen,“ erwiderte Leonore etwas verwirrt.

„Wir leſen jeden Morgen die Loſung der Brüdergemeine,“ bemerkte ein Fräulein von Gokel, welche Leonoren keinen Vorſprung laſſen wollte in frommer Empfindung.

„Meine Fifi verdankt ihr feines Franzöſiſch, das ihr ſpecieller Fall iſt, der Erziehung bei den Herrnhutern,“ fügte Frau von Tromsdorf hinzu.

Digitized by Google

Und Frau von Giera rückte ihr großes schwarzes Kreuz, das sie auf der Brust trug, in das rechte Licht.

Ravensburgk sah spöttisch von Einer zur Andern. „Wie weit sind Sie mit Ihren rothen Strümpfchen für die Mohrchen, Gräfin?“ fragte er die Komtesse Schwuggensee, welche in größerer Gesellschaft stets für den Missionsverein arbeitete.

„Ich finde es sehr ungehörig, daß über so ernste Dinge gescherzt wird,“ verwies die Komtesse.

„Gnädige Gräfin, fürchten Sie nicht, daß ich einen Faux-Pas begehe,“ erwiderte Ravensburgk höhnisch. „Sicheren Anzeichen nach hat die Frömmigkeit diesmal ihren Höhepunkt überschritten. Die Gesellschaft wird nächstens ein anderes Steckenpferd reiten, und die armen Kerlchen werden in ihrem heißen Klima wieder barfuß gehen dürfen.“

„Warum gefallen mir nur die Pietisten in der Gemeine, während die, welche in der Welt dieselbe Glaubensrichtung zur Schau tragen, mich anwidern?“ fragte Leonore.

Der alte Präsident hatte ihre Worte gehört. „Weil nicht umsonst geschrieben steht: ‚Wenn du betest, gehe in dein Kämmerlein‘,“ erwiderte er in gedämpftem Tone.

„Es ist der Kontrast mit Ihrem alltäglichen glänzenden Weltleben, der Sie angezogen hat,“ sagte Pölz.

„Das erste Symptom der Bußfertigkeit ist's,“ lachte Ravensburgk. „Es zeigt sich etwas früh, aber das ist egal: einmal kommt's!“

Es wurde Zeit zum Aufbruch.

Heino zog seine Brieftasche, um die Rechnung zu berichtigen, und dabei flatterte ein zusammengefaltetes Billet zur Erde.

Ravensburgk lugte mit seinem eingeklemmten Glas darauf nieder. Als er das Wappenzeichen im Siegel erblickte, hob er es rasch auf und gab es Heino zurück. „Ein theures Andenken,“ sagte er leichthin, aber mit forschendem Blick.

Heino nahm es zerstreut an sich. „Das Billet wurde mir heute überbracht, als ich mich zur Gesellschaft begab. Meine Kousine schrieb mir die zwei Zeilen, um ein Mißverständniß zwischen Mama und mir aufzuklären.“

Ravensburgk's „Aha“ drückte deutlich aus, daß er Mißverständnisse sehr begreiflich finde.

Leonore hatte aufgehorcht. „Ist Ihre Frau Mutter mit in Jungbrunnen?“ fragte sie, und es lag wie Beklommenheit in ihrer Stimme.

In Heino's Wangen schoß eine Röthe, und Ravensburgk antwortete mit fester Betonung: „Seine Mutter und seine Kousine.“

Leonore wechselte die Farbe. „Ist Ihre Kousine schön? geistreich?“ fragte sie gespannt.

„Schön ist sie eigentlich nicht,“ erwiderte Heino nachlässig.

Aber Ravensburgk unterbrach ihn: „Eine große Schönheit ist Fräulein von Grundleben allerdings nicht, und auch kein geniales Weib,“ sprach er, diesmal in ernstem warmen Tone. „In ihrer äußeren Erscheinung ist sie ein holdes Mädchen, ihrem inneren Wesen nach eine starke Frau. Verschlossen und zart wie eine Knospe und doch fest und durchsichtig wie ein Krystall.“

Heino nickte lächelnd. „Sie und Hedwig verstehen sich vortrefflich zu charakterisiren.“

Ravensburgk horchte auf. „Hat mich Fräulein von Grundleben charakterisirt?“

Heino hörte nicht auf ihn. Sein Blick hing an Leonoren, die sichtlich betroffen vor sich hinstarrte. Er sagte sich, daß sie die Zurückgezogenheit seiner Familie ihr gegenüber peinlich empfand.

Als Ravensburgk noch einmal dringend fragte: „Was hat Fräulein von Grundleben von mir gesagt? Bitte, genieren Sie sich nicht,“ wurde Heino ungeduldig und erwiderte rücksichtslos: „Ach, es ist nicht der Rede werth. Hedwig sagte, Sie erschienen ihr wie eine Harfe mit verstimmten und zerrissenen Saiten; die aber, welche noch anklängen, legten Zeugniß ab, welch schöner Töne sie ursprünglich mächtig gewesen sei.“

Ravensburgk hielt die Augen nachdenklich auf den Becher in seiner Hand gesenkt.

„Nun, welche tiefsinnige Betrachtungen stellen Sie über die Bowle an?“ fragte Pölz hinzutretend.

„Traubenblüthen in den Wein gemischt, Frühling und Herbst in einer Person,“ antwortete er; „das Bild eines gereiften Mannes, der den dummen Streich macht, sich noch einmal zu verlieben.“ Er lachte dumpf und trank das Glas aus.

Gleich den Zugvögeln, die an die Abreise denken, zog die Gesellschaft sich in immer engeren Kreisen zusammen; die Eselsbuben führten ihre Grauthiere heran, die Reitknechte nahten mit den Pferden, die Wagen rollten herbei.

Die Gesellschaft verließ mit wehenden Locken und Schärpen unter Geplauder und Gelächter den Ort.

Leonore brach aus dem Getümmel hervor. Ihre Augen schienen Funken zu sprühen; ein finsteres Fältchen lag zwischen den Brauen und gab ihr einen Ausdruck rücksichtsloser Entschlossenheit.

„Nun aber einen lustigen Ritt,“ rief sie, ihr Pferd antreibend.

Das schöne Thier ging in Galopp über. Die weiße Mähne flatterte mit den weißen Federn auf Leonorens Hut um die Wette. Lachend sah sie zu Heino zurück, mit dem Blick ihn sich nachziehend. Seite an Seite flog das Paar davon.

Sie jagten an der Rückseite der Gärten vorüber, auch an dem, in welchem die Heimgegangenen schliefen, und dem anderen, in dem die feierlichen Lilien leise im Abendwind schwankten.

Mit einem einzigen scheuen Blick sah Leonore zwischen den Blüthenstengeln eine hohe schwarze Gestalt stehen. Mitten im wilden Dahinbrausen war es, als beuge sie etwas plötzlich nieder. Es war nicht der ihr eigene graziöse Gruß; sie bückte sich, wie Kinder beim Betreten der Kirche thun.

Aber da lag das stille Bild schon hinter ihr.

Und nun fuhr plötzlich die Reitgerte durch die Luft. Das feurige Thier bäumte auf und stürmte dann in rasender Karriere fort, Heino neben ihr, — eine wilde Jagd nach dem Glück.

Johannes sah ihr nach. „Ist's eine Versuchung oder eine Mission, die da an mich herantritt?“ fragte er sich.

Der Abendwind strich vorüber, die Schwingen beschwert von Blüthenduft. Er schien zu flüstern: „Genieße, genieße; jetzt ist die schöne Sommerzeit!“

Die weißen Steine, die hinter den grünen Ranken schimmerten, schienen zu mahnen: „Bald ist die kurze Spanne Zeit vorbei, und Du liegst still im dunklen Grabe, und der Traum des Lebens ist ausgeträumt.“ Eine tiefe Sehnsucht erfaßte ihn wie alle Kinder der alten Mutter Erde in dieser Zeit und diesen Dämmerstunden, in denen sie mit ihrer ganzen Kraft die ihr Entstammten an ihr Herz zieht.

Stille Sammlung bei ernster Lektüre mußte die Seele wieder in ihr ruhiges Gleichgewicht bringen.

Er ging nach der Jelängerjelieberlaube, wo sein Buch noch lag.

Gleich einem Mönchsgewand trug es einen schwarzen Einband. Der Thomas a Kempis war es, der mit seiner gesunden Weisheit allezeit den Nagel auf den Kopf traf, wie es seinem wirklichen Namen „Hämmerlein“ entsprach.

Als Johannes es aufschlug, las er: „So oft ich unter Menschen gewesen bin, war ich weniger Mensch, als ich heim kam.“ Und dann folgte der Seufzer: „Nirgends habe ich Frieden gefunden denn in Hockens und Bockens,“ d. h. in Wäldern und Büchern.

Er steckte den Rathgeber in die Tasche, nahm den breitrandigen schwarzen Hut, wie ihn die Presbyter tragen, und schritt hinaus den waldigen Höhen zu, die sich allmählich in die Schleier der Dämmerung hüllten.

Immer empfahl der alte Weise Einsamkeit; er war der echte Mönch.

Aber es durfte doch nicht die höchste Aufgabe des Menschen sein, sich selbst in eine ruhige reine Höhe zurückzuziehen, unbekümmert darum, ob neben ihm seine Brüder und Schwestern in den Stürmen des Lebens untergingen! Er war doch berufen zu warnen, zu lehren, zu retten!

Und dennoch! Konnte der heiße Wunsch, diese eine Seele gerade dem Untergang zu entreißen, nicht eben die Versuchung sein, welche im Gewand einer Mission an ihn herantrat?

Auf der Straße, welche er ging, war auch das Weltkind dahin gejagt. Er sah die Hufspuren im Staube eingedrückt. Er, der in der Wildniß daran sich gewöhnt hatte, auf diese Zeichen zu achten, meinte die feine Spur des arabischen Rosses zu erkennen. Da war sie geritten, und daneben der schöne junge Mann.

Er hatte die Sprache verstanden, welche die beiden leuchtenden Augenpaare mit einander redeten, während sie in wildem Fluge an ihm vorüber sausten.

Nein. Er wollte diesen Weg nicht weiter gehen.

Da er empor blickte, ſah er dem erſten Stern ins Auge, der über dem alten Bergfried von Falleneck aufſtrahlte.

Da wandte er ſich und ſtieg den Pfad zu der Stammburg derer hinauf, auf welche er heute im Gottesdienſt die Loſung der Brüdergemeine bezogen hatte: „Ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen; Du biſt mein.“

Für Heino's Angehörige war der Nachmittag einförmig hingeſchlichen. Als auch bei der Abendpromenade manche der alten Bekannten gefehlt hatten, ſagte Frau von Blachrieth verdrießlich, als ſie nach Hauſe kamen: „Es iſt doch auffallend, daß ſich gar kein Verkehr für Dich finden will. Auch Ravensburgk läßt ſich nicht ſehen. Du haſt ihn hoffentlich nicht beleidigt. Das könnte Heino ſchaden.“

„Beruhige Dich, Tantchen,“ tröſtete Hedwig, indem ſie die Spiritusflamme unter der Theemaſchine anzündete. „Herr von Ravensburgk geleitete ganz freundſchaftlich mit Heino Fräulein Paloty, als ſie nach Himmelgarten ritten.“

Der Name verdarb der alten Dame vollends die Laune. „Vielleicht heirathet ſie Ravensburgk. Das wäre eine brillante Partie für dieſe — wie heißt ſie doch? Der älteſte Name des Landes. Und ein Mann, der ſich in ſeiner Jugend ausgetobt hat, wird immer ein guter Ehemann.“

„Ich glaube nicht, liebe Tante,“ warf Hedwig lächelnd ein, „daß dieſe Kombination richtig iſt.“

„Ich weiß, was Dein Lächeln bedeuten ſoll,“ antwortete Frau von Blachrieth empfindlich; „aber da führt Dich Deine Unkenntniß von dem, was ein Dichter bedarf — und vielleicht noch etwas Anderes irre,“ fuhr ſie mütterlich nachſichtig fort. „Heino hat Recht, wenn er ſagt, dieſes ſich Abſchließen von der Welt mache einſeitig. Und anſtatt ihn zu verdächtigen, ſollteſt Du Dir ein Beiſpiel an ihm nehmen. Sonſt gehſt Du ganz in der Proſa des Lebens auf.“

Hedwig ſchwieg. Die arme Tante! dachte ſie. Wenn ſie doch nur einmal ganz genau wüßte, was ſie will!

Das arme Kind! dachte Frau von Blachrieth. Da hat ſie ihren hübſchen Korallenſchmuck angelegt. Die rothen Nadeln ſehen wirklich allerliebſt aus in den dunklen Zöpfen. Und nun ſieht es Niemand.

„Herr Hauptmann Aufdermauer wünſcht der gnädigen Frau ſeine Aufwartung zu machen,“ meldete der Diener.

„Nun wird der ſich den ganzen Abend zu uns ſetzen und von ſeinen Rehböcken und Weinbergen erzählen,“ ſagte Frau von Blachrieth, auf dem Gipfel alles Mißvergnügens angekommen, leiſe zu Hedwig, während ein lautes: „Sehr angenehm!“ ihm die Erlaubniß zum Eintritt gab.

Und Georg machte allerdings Anſtalt, den ganzen Abend bei den Damen zu bleiben, ſprach aber weder von Jagd, noch von Weinbau.

Sichtlich erfreut nahm er die Einladung zum Thee an und folgte mit dem Ausdruck des lebhafteſten Vergnügens Hedwig, die Thee aus der Büchſe von chineſiſchem Porzellan in die ſilberne Kanne ſchüttete, die Tellerchen und Eierbecher ordnete, das Kabaret mit kalten Fleiſchſpeiſen auf den Tiſch ſtellte.

Frau von Blachrieth erklärte ihm Heino's Abweſenheit mit deſſen ernſten Studien zu einem neuen poetiſchen Werk.

Georg verſicherte, daß er daſſelbe jedenfalls ſeiner zukünftigen Frau zum erſten Weihnachten ſchenken würde, wenn er ſo glücklich ſei, ſich eine ſolche zu erringen.

Hierauf hatte Frau von Blachrieth nur ein herablaſſendes Lächeln. Es war bedeutungslos, ob auf dem Tiſch einer Frau Aufdermauer Heino's unſterbliche Werke lagen.

Georg bemerkte die überhebende Miene der guten Dame nicht. Er war beſchäftigt, den heiß gewordenen Griff des Keſſels mit ſeinem Handſchuh zu umwickeln, daß Hedwig ſich nicht die Finger verbrannte.

„Es fehlt doch etwas auf dem Theetiſch, wenn es keine geröſteten Kaſtanien giebt,“ ſagte er. „So ſchön der Sommer bei uns iſt, der Herbſt iſt doch noch viel gemüthlicher, wenn das erſte Feuer im Ofen flackert und auf der heißen Platte die Kaſtanien aufgetragen werden.“

„Bei uns daheim giebt es ſtatt Maronen Kartoffeln, aber dieſe in vorzüglicher Qualität,“ erwiderte Hedwig.

„Die ſchönſten Kaſtanien werde ich für Sie ausleſen und Ihnen ſchicken,“ verſicherte Georg. „Meine Bäume tragen dieſes Jahr ſehr reichlich.“

„Nun, da wir keine Kaſtanien haben, darf ich Ihnen Weißbrot mit Butter anbieten?“ fragte ſie heiter. „Oder ziehen Sie Zuckerbrezelchen vor?“

„Um Gotteswillen nicht,“ rief Georg. „Aber ein Butterbrot nehme ich dankbar an, vorausgeſetzt, daß Sie die Gnade haben, es ſelbſt für mich zu ſtreichen. Ich möchte doch wiſſen, ob dann mein Fabrikat nicht noch einmal ſo gut ſchmeckt. Ja, gnädiges Fräulein, da iſt meine Gabel auf der Butter. Ich ſchäme mich ordentlich, daß ich mich mit dem Produkt meines Gutes von Ihnen bewirthen laſſe.“

„Dieſer Butter braucht ſich Niemand zu ſchämen,“ erwiderte Hedwig mit ſachverſtändigem Blick auf die ſchön modellirte Butterſcheibe und griff nach einem Meſſer, um ihr Werk zu beginnen.

„Sie werden doch nicht ſo unbarmherzig gegen Ihren zukünftigen Mann ſein,“ rief Georg, ihre Hand zurückhaltend, „und ihn noch zu ſiebenjährigem Warten zwingen?“

„So ſchneiden Sie den Weck an,“ erwiderte Hedwig und ſuchte unter einem Lachen ihre Verlegenheit zu verbergen.

„Das werde ich bleiben laſſen,“ antwortete Georg.

„Nun, damit dem Streit ein Ende gemacht wird, will ich die Butter anſchneiden,“ entſchied Frau von Blachrieth. „Aber ich hätte nicht von Ihnen erwartet, Herr Hauptmann, daß Sie ſich vor einem ganzen Butterweck fürchten würden.“

„Vor ſieben Jahren Einſamkeit in dem alten Hauſe Aufdermauer fürchte ich mich barbariſch,“ erklärte Georg. „Es iſt gar zu traurig, allein in dem großen Gebäude zu ſitzen. Ich denke es mir ſo hübſch, wenn in der tiefen Fenſterniſche ein Nähtiſchchen ſtünde, wenn ein paar zierliche Füßchen durch die hallenden Korridore trippelten. Unter den Händen einer Frau gewinnt Alles eine würdigere Geſtalt, vom kleinen Kaffeetiſch an bis zum großen Jagddiner. Ihr zartes Gefühl verſteht zu mildern, wo der ſtäte Verkehr mit einer Arbeiterſchar ſchroff und derb macht, ihr beweglicher Geiſt kann das Intereſſe wach erhalten für Dinge, die außerhalb des eigentlichen Berufes liegen und doch von keinem gebildeten Menſchen ungeſtraft vernachläſſigt werden dürfen.“

„Was thuſt Du, Hedchen?“ rief Frau von Blachrieth. „Du gießeſt das heiße Waſſer in den Sahnentopf, ſtatt in die Theekanne.“

„Ach nein, ich ſchüttete nur daneben; Verzeihung,“ entſchuldigte ſich das junge Mädchen, roth wie eine Kirſche.

„Wie kommt es denn aber,“ fragte Frau von Blachrieth, „daß Sie bei dieſen Anſichten noch unverheirathet ſind?“

„Gnädige Frau,“ erwiderte Georg lächelnd, „die Liebe hat gar lange nichts von mir wiſſen wollen; mein Herz ſtand noch leerer als mein Haus. Lachen Sie nicht,“ fuhr er fort, und ſeine dunklen Augen hefteten ſich durchdringend auf Hedwig. „Wenn nicht bald ſich Jemand zum Einziehen entſchließt, ſo zerfällt es in Ruinen wie alle unbewohnten Gebäude.“

Frau von Blachrieth nahm in kleinen Schlucken ihren Thee und ertheilte dazu ihre Rathſchläge.

„Sie müſſen ſich eine lebendige Weltdame nehmen, damit Sie nicht zu einſeitig werden. Ein Frauchen, das Ihnen keine Ruhe daheim läßt, gerade weil Sie ſich allzu wohl dort fühlen — Sie werden ſonſt zu bequem —, die Ihr Haus umbaut; ein Schweizerhaus wäre viel ſchöner als das graue Gebäude.“

Georg ſah ſie ganz ſtarr vor Staunen an. Dann rief er mit zornig gerunzelter Stirn:

„Wenn eine Frau mir ſolche Zumuthungen ſtellen wollte, hätte ich gar nichts mehr für ſie übrig.“

Hedwig lachte.

„Sie lieben und haſſen Ihre Frau ſchon, ohne ſie zu haben.“

Jetzt beſann ſich Georg und begann ebenfalls zu lachen. Dann aber fuhr er ernſt fort:

„Ich mache vielleicht zu große Anſprüche. Ich will einer Frau Alles ſein. Geſellige Freuden, Triumphe in der Welt muß ſie im Stiche laſſen. Und,“ fuhr er fort, ſeinen Bart nachdenklich kräuſelnd, „wer ginge ſo ohne alle Bedenken in dieſe Einſamkeit, die nur während der Badeſaiſon durch gleichgültige Touriſten belebt wird, in welcher man von den Weltereigniſſen nur durch Zeitungen und Bücher etwas erfährt?“

Er ſah Hedwig forſchend an. Sie wurde dunkelroth.

Die Frage der Tante, ob die Jalouſien in ihrem Zimmer geöffnet ſeien, kam ihr zu Hilfe. Sie eilte hinaus, um ſich wieder zu faſſen.

Georg ſah ihr ſchelmiſch lächelnd nach.

Frau von Blachrieth entriß ihn ſeinen angenehmen Gedanken.

„Sie könnten mich zu tiefem Danke verpflichten,“ ſagte ſie mit der ſanften Würde, die ihr zu Gebote ſtand, „wenn Sie Ihren Einfluß auf Heino dazu verwenden wollten, ihn zu Ihren Anſichten zu bekehren. Unſer Familienprojekt iſt Ihnen bei Ihrer Intimität mit Heino wohl nicht verborgen geblieben. Die Beiden ergänzen ſich auf das Glücklichſte. Hedwig hat die Stätigkeit, den praktiſchen Sinn, welche Heino's geniale Begabung ausſchließt; ſie beſitzt ſo viele Kenntniſſe von der Landwirthſchaft, in der ſie aufgewachſen iſt, um ihrem Gatten die Laſt der täglichen Arbeit abnehmen zu können, wenn ſein Genius die Flügel regt. Und ſie erhält einen in jeder Hinſicht ausgezeichneten Mann zum Lebensgefährten und einen würdigen Wirkungskreis, wo ſie als Frau ihre Beſtimmung erfüllen kann. Selbſt Alter und Namen fügen ſich paſſend zu einander, als wäre dieſe Ehe im Himmel beſchloſſen. Es ſteht nichts im Wege als meines Sohnes ungeſtümer Freiheitsdrang. Wenn Sie alſo Heino ein wenig ins Gewiſſen reden und ihn auf Hedwig's Vorzüge aufmerkſam machen wollten, würden Sie mir, meinem Bruder, uns Allen einen wahren Liebesdienſt erweiſen.“

Der arme Georg ſaß ihr gegenüber wie aus dem Himmel gefallen. Er war ſo zuverſichtlich auf ſein Ziel los marſchirt, daß ihn das Hinderniß, welches Frau von Blachrieth enthüllte, vollſtändig aus der Faſſung brachte. Jetzt fiel ihm freilich Heino's geheimnißvolles Lächeln ein, als dieſer erzählte, daß er von ſeiner Mutter hierher geführt worden ſei. Hedwig's Entwiſchen deutete er als Ausweichen; die Betonung der harmoniſch klingenden adeligen Namen ſtieß ihn vor den Kopf. Er hätte aus der Haut fahren mögen.

Verletzt und beſchämt erhob er ſich und griff nach dem Hut.

„Ich werde das Mögliche thun,“ erwiderte er mit gepreßter Stimme, indem er einen verzweifelten Nachdruck auf ‚das Mögliche‘ legte. Der wieder eintretenden Hedwig machte er eine ſo gemeſſene Verbeugung und ſah dabei ſo blaß und verſtört aus, daß dieſe ganz verſteinert ſtehen blieb und ſprachlos ihm nachſchaute, als er eilig davon ſchritt.

„Was hatte der Hauptmann?“ fragte ſie beſtürzt. „Er war ſo ſonderbar gegen mich, als er ging.“

„Was ſollte er haben?“ erwiderte die Tante. „Gewöhne Dir die übertriebene Empfindlichkeit ab, liebes Kind. Nichts iſt den Männern läſtiger als ein fortwährendes Uebelnehmen.“

Lauter Lärm vor den Fenſtern unterbrach das Geſpräch. Hedwig benutzte die Gelegenheit, um die Stirn an die Scheiben zu drücken und nach dem Hauptmann, der davon geſtürmt war, auszuſpähen. Aber er war bereits verſchwunden.

(Fortſetzung folgt.)

Bilder von der Oſtſeeküſte.

Danzig.

Von **Fritz Wernick**. Mit Originalzeichnungen von **Robert Aßmus**.

(Schluß.)

Rekognoscirender Schwede vor Danzig.

Die Wandlungen neuer Zeit ſind an Danzig nicht ſpurlos vorübergegangen; aus Rückſichten der Geſundheitspflege und des Verkehrs iſt vieles Schöne zerſtört worden, Vieles der Nüchternheit vergangener Jahrzehnte zum Opfer gefallen. Andererſeits ſind würdige Baudenkmäler, die bisher in Schutt und Trümmern gelegen, in urſprünglicher Schönheit wieder hergeſtellt worden. Die prachtvollen Rathsſtuben des alten Rathhauſes, die gothiſchen Wölbungen einiger Gemächer ſtehen jetzt wieder in früherer Schönheit da, Thore ſind freigelegt, Thürme von den angeklebten Schmarotzerbauten befreit, und auch das neu erſtandene Landeshaus feſſelt den Blick des Wanderers. Aber Danzig iſt auch eine geſunde Stadt geworden. Unſere Altvordern haben ſich wenig gekümmert um reine Luft, gutes Waſſer, um die Hauptbedingungen eines geſunden Lebens. Aus verſumpften Kanälen qualmten giftige Fieberdünſte auf; das beſte Trinkwaſſer der Stadt ſickerte durch ein Leichenfeld, in den engen, tiefen Häuſern herrſchte dumpfe Kellerluft.

Dieſe Uebelſtände ſind durch die großartigen Reformen der letzten Jahrzehnte zwar beſeitigt, von jener früheren Zeit aber hat ſich die feſte Gewohnheit erhalten, den Sommer draußen im Freien zu verleben. Von allen maleriſch und architektoniſch intereſſanten altdeutſchen Städten iſt keine andere von ſo herrlicher Landſchaft umgeben wie Danzig. Ein Höhenzug, der den Lauf der Weichſel weſtlich begleitet, ſchmiegt ſich weit hinaus an das

Digitized by Google

Geſtade des Meeres, das er in herrlichen Linien einrandet. Ein grünes Vorland zwiſchen der See und jenen Waldbergen iſt von den alten Danzigern mit Landhäuſern und Strandkolonien beſiedelt worden. Der Geſchmack mag da gewechſelt haben. Das beweiſen zahlreiche Patricierſchlößchen an den Abhängen jener Waldhöhen, an den Mündungen der zahlreichen Thalſchluchten, welche dieſe Hügelzüge durchbrechen, das beweiſt der ſpätere Aufſchwung der Seebadeorte, denen jetzt der Geſchmack ſich zuwendet. Strom, Meer, Waldberge und als großartige Staffage die alterthümliche thürmereiche Stadt, das vereint giebt den Landſchaften der Umgebung von Danzig einen wunderbaren Reiz.

An der „Langen Brücke“ liegen ſtets kleine Lokaldampfer zur Abfahrt bereit. Aus der ſchmalen Waſſerſtraße des ſtromloſen Niederungsfluſſes, aus Häuſergiebeln und hohen Thorpforten kommen wir bald hinaus in den breiten Strom. Dort liegen die Gebäudemaſſen der kaiſerlichen Werft, da ſehen wir einige der mächtigen Koloſſe unſerer Marine auf Stapel, da umklammert das eiſerne Dock einen Schiffspatienten, der von ſeinen Riſſen, Wunden oder Altersſchwächen geheilt werden ſoll. Abends, wenn elektriſches Bogenlicht die kaiſerliche Werft taghell erleuchtet, iſt der Anblick noch großartiger. Je weiter wir hinauskommen, deſto umfaſſender wird die Ausſicht. Auf halbem Wege nach dem Hafen hält unſer Dampfer in Legan, wo auch die Handelsſchiffe Raſt zu machen pflegen. Dort beginnt eine weite Rundſicht ſich zu entfalten. Vorwärts gewendet, umfaßt der Blick den waldigen Höhenzug, der zum Strande hinausläuft, in weiter Bogenlinie das Meer umſäumt und in der ſteil zur Fluth hinausſpringenden Klippe von Adlershorſt endet. Zurück gewendet ſehen wir die Stadt mit den Thürmen der großen Pfarrkirche und den hohen Glockenſpielen St. Katharinens, mit den unzähligen Fialen, Giebeln und alten Thurmklötzen über den Vorgrund des breiten Stromſpiegels aufſteigen, von hieraus impoſanter und wirkſamer als von höheren Ausſichtspunkten.

Das Landeshaus in Danzig. Nach einer Photographie.

Wollen wir am jenſeitigen Ufer die kurze Dampferfahrt unterbrechen, ſo werden wir zugleich eines der intereſſanteſten Werke neueſter Zeit auf kurzem Spaziergange beſuchen. Alle Spül- und Sinkſtoffe, welche früher den Grund und Boden der Stadt verpeſtet, die Geſundheit ihrer Bürger ſchwer gefährdet haben, ſind durch das vor wenigen Jahrzehnten ausgeführte Kanaliſationswerk in ein Netz von Schwemmkanälen geleitet, dann in ein großes Sammelbecken geführt worden, aus dem ſie ein Pumpwerk emporhebt, ſo daß dieſe Schmutzwaſſer nun in natürlichem Gefälle innerhalb eines weiten Leitungsrohrs dem kahlen Strandlande zufließen. Dort ziehen ſich öde Dünenſtreifen hin, todter Sand, der bisher allen Bemühungen, ihm einen Ertrag abzugewinnen, Widerſtand geleiſtet hatte. Nun wird von dieſer ſtarren Wüſte ein Stück nach dem anderen umgeebnet, von Rinnen durchzogen und dann mit den ſtädtiſchen Spülwaſſern überrieſelt. Da bildet ſchnell ſich eine Ackerkrume, der durchlaſſende Dünenſand dient als beſte natürliche Drainage, das Gefilde iſt zur Aufnahme jeder Ausſaat bereit. Nun ſehen wir auf dem ehemals todten Boden üppige Erdbeerfelder mit Früchten, groß wie Taubeneier, die anſpruchsvolle Tabakspflanze gedeiht hier kräftig, Kohlköpfe nehmen ganz unglaublichen Umfang an, Halmfrüchte, Gemüſe, Gräſer liefern erſtaunliche Ernten. So überblicken wir jetzt ein weites, prangendes Fruchtgefilde rings umgeben von bleicher, kahler Düne. Von Danzig aus hat ſich die Anlage von Rieſelfeldern weithin verbreitet.

Bald ſind wir am Ziele unſerer Dampferfahrt. Der Hafen Neufahrwaſſer, kaum eine Meile von der Stadt entfernt, liegt vor uns. Dort ankern die ungeheuren Schiffskörper, den mächtigen Leib vollgeſtaut mit Gütern aus allen Welttheilen, mit dem goldigen Weizen, der aus Polen und dem preußiſchen Hinterlande hier geſtapelt und verladen wird. Dort ſchlendern wir hinaus zu einem Strandſchlößchen mit vollem Ausblick auf das Meer und ſeine maleriſchen Uferberge, um uns zu erfriſchen. Wir beſteigen den Leuchtthurm, gehen auf die Molen, die kräftigen Steinwälle, die man in die See hinaus gebaut hat, um den anlangenden Schiffen eine ſichere Einfahrt zu gewähren, wir nehmen ein Bad, und überall finden wir die Ausſicht auf Meer und hohes Land, auf die gelben Dünenſtreifen zur Rechten, die als natürliche Wälle die Oſtſee von dem Süßwaſſerſpiegel des Friſchen Haff ſcheiden, gleich entzückend.

Ein anderer, vielleicht noch ſchönerer Weg führt uns im hohen Lande hin zu jenen Punkten, die der Danziger mit Stolz als die Perlen ſeiner Landſchaft rühmt. Eine Eiſenbahn führt dort auf dem grünen Vorlande zwiſchen dem Fuß der Hügelzüge und der See hin. Zuerſt halten wir da an einem Vororte, der in der Oeffnung eines grünen Waldthals liegt, von ausſichtsreichen Höhen umſchloſſen. Hier und längs am Fuße der Waldberge

Digitized by Google

haben die Danziger ihre Sommerfriſchen, ihre Landhäuſer und „Höfe“ erbaut, aus deren Gärten man weit über die Meeresbucht blickt bis zu der Halbinſel Hela hinüber, die auf der äußerſten Spitze einer ſchmalen Landzunge ein altgothiſches Kirchlein und einen ſchlanken Leuchtthurm trägt. Weiter öffnen ſich größere Thalgründe, in denen muntere Forellenbächlein durch Wald, Wieſen und Gärten abwärts rinnen zur nahen See.

ADLERSHORST
DANZIG VOM LEGAN

Danzig und Umgebung.

An der Mündung des größten dieſer Thalgelände liegt Kloſter Oliva, eine der älteſten Kulturſtätten der baltiſchen Lande. Schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts haben Ciſtercienſermönche dieſes Kloſter gegründet, um unter dem Schutze der ſlaviſchen Herzöge, die in den Burgen des Landes ſaßen, für Ausbreitung des Chriſtenthums zu wirken. Jene älteſten Landesfürſten haben Oliva mit ausgedehntem Landbeſitze ausgeſtattet, aber erſt unter der Herrſchaft des deutſchen Ordens gelangte Kloſter Oliva zur Blüthe. Da entſtanden denn um die Mitte des 14. Jahrhunderts eine prachtvolle Kirche, weite Kloſterhallen mit Remter, Refektorium, Dormitorien, die in ihren Haupttheilen bis heute erhalten ſind. Vieles ward ſeitdem zerſtört, wieder aufgebaut, reſtaurirt; nun ſieht man über dem alten Gemäuer ſpätere Ergänzungen aus den folgenden Jahrhunderten, denen auch Danzig ſeine Verſchönerung dankt. An den Fuß der bewaldeten Hügelzüge geſchmiegt, blicken die Thürme der Kirche, die langen Dächer der Kloſterhallen aus dichtem Zaune hervor. Oliva iſt ein ſehr beliebtes Ziel kurzer ſommerlicher Ausflüge. Hier lauſcht man dem Spiele der mächtigen Orgel, einer der vorzüglichſten im Lande, läßt ſich den Saal aufſchließen, in welchem 1660 der Friede abgeſchloſſen wurde, in welchem die Souveränetät des Herzogthums Preußen anerkannt und damit der Grund zur ſpäteren preußiſchen Monarchie gelegt worden iſt. Lebendiger als an irgend einer anderen Stätte werden in uns hier die Erinnerungen wach an jene Zeiten, da vor Danzigs Thoren die feindlichen Heere ſtanden, Schweden, Polen und Ruſſen und zuletzt die Franzoſen die Stadt ſtürmten — Erinnerungen, die unſer Künſtler in ſo charakteriſtiſcher Weiſe durch das Reiterbild in der Anfangsvignette dieſes Artikels wiederzugeben wußte.

Das letzte Ziel unſerer Fahrt bildet Zoppot. Alle Einzelheiten der herrlichen Strandlandſchaft finden wir in anderer Anordnung wieder in dieſem Bade-Orte. Da ſteht das Vorgebirge von Adlershorſt am Abſchluſſe der Bucht, da ſchwingen die Uferlinien nach beiden Richtungen in ſchönen Bogen aus, und die bewaldeten Höhen treten bis nahe an das Geſtade heran, zu ausſichtsreichen Spaziergängen einladend. Aus dem beſcheidenen Fiſcherdorfe iſt Zoppot durch die Gunſt der Lage und die bequeme Bahnverbindung zu einem ſtark beſuchten Seebade herangewachſen, und lange Vergnügungszüge führen an jedem ſchönen Sommernachmittage endloſe Scharen von Städtern hinaus, die hier ein Bad nehmen, Wanderungen in die Bergreviere machen oder ſich in ruhigem Behagen der unmittelbaren Nähe der See mit ihren wechſelnden Lichtreflexen, ihren zarten Farbenſpielen freuen. Seine größte Anziehungskraft erhält Danzig erſt durch die Fülle landſchaftlicher Schönheiten, durch das Meer und die weitgedehnten Waldberge, aus deren Schoß die Spiegel kleiner Landſeen hervorleuchten. Nur wer dieſe geſehen, kennt Danzig wirklich.

Erinnerungen an den Dichter des „Ekkehard“.

Eine ſchwere Trauerkunde zieht durch Deutſchland: nach entſetzlichen Leiden ſtarb zu Karlsruhe am 9. April Joſeph Viktor von Scheffel, der Beſten und — der Letzten Einer. Es wird gewaltig öde auf dem deutſchen Parnaß, und nur wenige Häupter ragen in die ſtolze Höhe, wo ein großer Theil der Jetztlebenden noch in der Jugendzeit Rückert, Lenau, Uhland, Freiligrath, Heine, Geibel, Mörike ſtehen ſah. Die letzten dreißig Jahre haben furchtbar aufgeräumt, wir ſind arm geworden und klammern uns deßhalb mit größerer Innigkeit an die Wenigen, die uns bleiben. Deßhalb aber trifft auch jeder Verluſt doppelt tief, vor Allem, wenn er außer dem gefeierten Dichter auch noch den lieben Freund wegnimmt, der in langen Jahren dem eigenen Leben ein treuer und theilnahmvoller Begleiter war. Es iſt eine tieftraurige Empfindung, mit welcher der alternde Menſch die Genoſſen ſeiner Jugend ſcheiden ſieht; aber über Eines wenigſtens hat der Tod keine Macht: über die Erinnerung, welche im Flug über dreißig Jahre zurückträgt und die müde und reſignirt aus dem Leben Gegangenen wieder jung, lebensfroh und glücklich zeigt . . .

Gerade dreißig Jahre ſind es her, daß in ein heiteres Landhaus zu Weinheim an der Bergſtraße zwei junge Beſucher eintraten. Der Aeltere, ein ernſthafter Gelehrter von damals ſchon

Digitized by Google

bekanntem Namen, stellte seinen Freund Joseph Scheffel den Damen des Hauses vor, und diese, welche den kürzlich erschienenen „Trompeter von Säkkingen“ bereits gelesen hatten, begrüßten lebhaft den schmächtigen, blonden Mann, dessen Habitus allerdings die Erwartungen der Jüngsten über das Aussehen eines Dichters stark enttäuschte. Keine wallenden Locken, keine weltschmerzlichen Blicke: nur schlichtes, kurzgeschnittenes Haar, ein Gesicht, wie es etwa ein junger Assessor auch haben konnte, und eine goldene Brille! Aber die Augen unter dieser Brille gewannen beim Sprechen einen merkwürdigen Ausdruck und um den sehr feingeschnittenen Mund spielten allerlei humoristische Linien, wenn er sich zum Erzählen öffnete und mit einem Accent, der die Vaterstadt Karlsruhe nicht ganz verleugnen konnte, die schönsten Abenteuer und Erlebnisse aus wälschen und deutschen Landen zum Besten gab. Nach einer Stunde schon waren Alt und Jung bezaubert; wie ein alter Freund saß der Gast im Familienkreise, und indem er von Pompeji und dem sorrentinischen Gestade erzählte, fuhr seine Hand mit dem Bleistifte über ein Blatt, und in charakteristischen Strichen entstanden darauf Uferfelsen und Brandung und feingezogene ferne Berglinien . . . Das Blatt und manche folgende von seiner Hand befinden sich in guter Verwahrung, an jenem Nachmittage unter der Rebenlaube des Weinheimer Landhauses knüpfte sich aber eine Freundschaft, die fest und warm drei Jahrzehnte überdauert hat und heute das Recht verleiht, dem Gedächtnisse des Geschiedenen ein Blatt der Erinnerung zu weihen.

Joseph Scheffel (denn so, und nicht Viktor, wie ihn norddeutsche Begeisterung später umtaufte, nannten ihn Eltern und Freunde) wurde 1826 in Karlsruhe geboren als Sohn eines Elternpaares, welches nach Schopenhauer als das prädestinirte zur Hervorbringung ausgezeichneter Söhne gilt: charakterfest, ehrenhaft der Vater, geistvoll und etwas phantastisch die Mutter. Der alte Major, Veteran aus den Freiheitskriegen, war eine kurz angebundene Soldatennatur, etwas schrullenhaft, aber fest in Grundsätzen und Meinungen, die Mutter eine hervorragend schöne und lebhafte Frau, Schriftstellerin, deren poetische Produkte der Sohn mit kindlicher Pietät verehrte. Sehr bedeutend waren sie nicht, aber die humoristische Ader schlug darin, welche Joseph Viktor in so viel stärkerem Grade von ihr geerbt hat. Ihren großen Tag erlebte die „Frau Majorin“, als Anfang der fünfziger Jahre ein nettes Lustspiel von ihr im Karlsruher Hoftheater aufgeführt wurde und die höchsten Herrschaften, sowie Alles, was zur Gesellschaft zählte, den lebhaftesten Beifall klatschten.

Die heitere und weltgewandte Frau nahm in den geselligen Kreisen der Residenz eine hervorragende Stellung ein. Ein günstiges Geschick ersparte ihr zeitlebens die Last des Haushalts, indem so lange, bis die einzige Tochter Marie erwachsen war, eine sorgsame Großmama in Küche und Keller schaltete. So blieb ihr Muße genug, die schönen Seiten des Daseins zu pflegen, und das behaglich eingerichtete Scheffel'sche Haus in der Stefanienstraße zählte zu den Mittelpunkten der Residenz. Aber der junge Joseph war kein häufiger Theilnehmer der Abendgesellschaften im mütterlichen Salon. Vereinigungen alltäglich schwatzender Menschen blieben ihm zeitlebens ein Gräuel, und so rettete er sich schon damals hinauf in seine Dachstube, deren Fenster in die grünen Wipfel hinaussahen, „wo die Hardtwaldamseln den Frühling anfangen“, und verbrachte dort hinter seinen Büchern oder mit einem guten Freunde die Stunden voll Jugendpoesie und unklaren Zukunftsahnungen, die so selig in der Erinnerung der Altgewordenen stehen.

Die Oberklasse des damaligen Karlsruher Gymnasiums zählte außer einer Anzahl tüchtiger Lehrer eine Reihe ausgezeichneter Köpfe als Schüler. Ein heute noch erhaltenes „Philologen-Album“, von den Letzteren den Ersteren gewidmet, zeigt in Wort und Bild eine erschreckliche Respektlosigkeit gegen die theuersten Errungenschaften philologischen Scharfsinns, aber zu gleicher Zeit die wahrhaft geniale Drastik und den sprühenden Geist der muthwilligen Autoren. Auch etliche Romantik wurde getrieben in den Kneipabenden, welche das letzte Jahr in Prima verschönerten. Man hielt des Königs Artus Tafelrunde ab, mit so viel ritterlichem Kostüm, als eben aufzutreiben war. Scheffel, mit 18 Jahren noch ein so mädchenhaft hübscher Junge, daß er eine reizende Königin Ginevra abgab, saß mit Schleier und goldenem Stirnreif zwischen dem König und Herrn Lanzelot vom See. Ein verspätet Hereintretender begann bei diesem Anblicke einen alten Vers zu citiren, der mehr deutlich als zartfühlend das Verhältniß des Paares charakterisirte. Worauf die Königin mit einem lauten Schrei ohnmächtig umfiel und Herr Lanzelot dem unhöflichen Gaste an die Gurgel fuhr und nur durch die energische Intervention seiner Mannen abgehalten wurde, ihn auf dem Fleck zu erdrosseln.

Manche jener lustigen Jugendgenossen liegen schon lange unter der Erde, wie Julius Braun und Graf Reichenbach, andere stehen unter den leitenden Männern in Baden, wie Ellstätter und Stößer, auch der wanderlustige Ludwig Eichrodt bekleidet sein Staatsamt, während manchen Anderen, wie Karl Blind, das Jahr 1848 aus dem Lande trieb.

Vor allen diesen zeichnete sich Scheffel in der Schule weit aus durch den musterhaften lateinischen Stil, der ihm wie eine Naturgabe eigenthümlich war und den er auch zeitlebens in Vers und Prosa mit Vorliebe pflegte. Im Uebrigen wuchsen er und seine Freunde unter der lebendigen Einwirkung der Alten zu selbständigen Geistern auf. Was Joseph einem von ihnen schalkhaft zum zwanzigsten Geburtstage dichtete, gilt ebenso wohl für ihn selbst:

„Aber es hatte die Muse schon früh seinen Scheitel berühret,
Und von Buttmann und Krebs flüchtet' er an ihre Brust.
„Reck' drum nannt ihn Herr Süpfle, der zeusgeliebte Professor;
Bierordt, der Hofrath, auch schüttelt' bedenklich das Haupt.
Doch es erlosch nicht der göttliche Funke im Lärm der Philister,
Brannte und glühete fort, Flammen ersprühend und Licht.
Endlich konnt' ihn die Hydra Lyceum nicht länger umstricken,
Frei, mit geflügeltem Schritt zog er gen Heidelberg hin.“

Denselben Weg nahm nun Joseph selbst, und in der einzig schönen Stadt am Neckar, wo das Leben so heiter fließt und auf Schritt und Tritt historische Erinnerungen zur Seele sprechen, wo in den zauberischen Sommernächten der fröhliche Lärm aus den Gartenschenken den Neckar entlang hallt, während über Schloß und Kaiserstuhl der Vollmond steht und in seinem glitzernden Schein die Wellen drunten leise rauschen — aus dieser Fülle des freudigsten Lebensgenusses sog des jungen Studiosen Herz die tiefe Liebe zu „Altheidelberg der feinen, der Stadt an Ehren reich“. Immer wieder kehrte er dahin zurück, so viel ihn auch die Fahrt in der Welt herum tragen mochte, und es ist eine wehmüthig-rührende Fügung, daß er sie auch zu seiner letzten schweren Erkrankung wieder aufsuchen mußte, nachdem ihm vorab in den fröhlichen Studententagen so viel Glück und Heiterkeit dort gelächelt hatte.

Die Genossen jener Tage wissen von manchem gelungenen Streich des Uebermuths zu erzählen, von nächtlichem Anläuten z. B. an der Thür einer zankfüchtigen Hauswirthin, der man dann, als sie schimpfend unter der Thür erschien, mit der heuchlerischen Frage, ob nicht hier der gewisse Herr Maier wohne, an den man Etwas abzugeben habe, einen großen Balken vom nächsten Bau in den Hausflur stieß und zwar so glücklich durch die vordere und die hintere Thür zugleich, daß beide diese Nacht nicht mehr geschlossen werden konnten und der erbosten Wittwe Nichts übrig blieb, als ihr offenes Haus bis zum Tageslicht zu bewachen.

Oder ein anderes Mal, wo nach nächtlichem Randaliren und Fenstereinwerfen am andern Morgen ehrbar und geschäftsmäßig im schwarzen Rock mit der blauen Aktenmappe unterm Arme Scheffel und ein nunmehriger badischer Würdenträger bei den Beschädigten erschienen, um „das Protokoll aufzunehmen“, unter großem innerlichen Ergötzen über die reichlich strömenden Klagen und Verwünschungen. Als dann eine Stunde später die wirkliche Polizei erschien, mußte sie sich sagen lassen, die „Herren“ seien schon dagewesen, und hatte noch einen Zorn mehr zu verwinden.

Neben solchen Allotria gingen doch auch ernsthafte Studien her: nicht nur das der Jurisprudenz, die Scheffel als Fach erwählt hatte, sondern Geschichte und Alterthumswissenschaft, vorab in Beziehung auf Land und Leute seiner Umgebung. Scheffel ist, wie Hebel, nur im Zusammenhalt mit seiner engeren Heimath ganz zu verstehen, es war in ihm bei aller Weite des Horizonts ein speciell badischer Zug, der Jedem sofort auffallen mußte, ein inniger Zusammenhang mit Sitte und Anschauung des Volks. Unter den stammverwandten Schweizern, Bayern und Schwaben hielt er sich oft und gerne auf — ein dauernder Wohnsitz in Norddeutschland würde ihm wohl unmöglich gewesen sein. Er empfing von dem alten Berlin unerfreuliche Eindrücke, als er nach

der Heidelberger Zeit dort hinkam — ſein ſüddeutſches Weſen bedurfte der Heimatherde, um ſich zu entfalten.

Freilich ging das bei ſeiner ſtarken Eigenart, die manchmal mit der des alten Herrn heftig zuſammenprallte, nicht ohne vielfache Kämpfe ab, trotz der guten Verhältniſſe des Elternhauſes. Des Vaters Ideal war, ſeinen Joſeph dereinſt als badiſchen Kreisgerichtsrath zu ſehen, der Sohn hatte auch im Princip Nichts dagegen einzuwenden und machte ſein Staats-Examen mit allen Ehren. Aber die darauf folgende Schreiberei in der Gerichtsſtube ſah den jungen Praktikanten immer unerfreulicher an, und er fühlte bald nur das Eine klar: daß er ſein Leben nicht ſo zubringen könne. Alles Uebrige ſchien bedenklich zweifelhaft. Die Poeſie als Lebensberuf zu wählen, wäre ihm nicht von ferne eingefallen. Die paar luſtigen Kneiplieder, die er bis dahin geſchrieben, ſchienen weder ihm noch den Freunden etwas Beſonderes, eher dachte er noch daran, ſein entſchiedenes Talent für Landſchaftsmalerei auszubilden, allein auch das ſchien unſicher. Als Karlsruher Hausſohn war ihm ein gutes Stück bürgerlicher Korrektheit anerzogen, er gab alſo immer wieder den väterlichen Vorſtellungen nach, und ſo vergingen unerquickliche Jahre zwiſchen 1847 bis 1851 mit juriſtiſcher Praxis und plötzlich verzweifeltem Deſertiren daraus, zum großen Kummer des Alten, dem es durchaus nicht in den Kopf wollte, daß aus ſeinem Joſeph „nichts Ordentliches“ werden ſollte.

Seine damalige Stimmung ſchildern am beſten die folgenden Auszüge aus einem Brief, den er am 18. December 1851 an den damals aus dem Orient heimkehrenden Julius Braun richtete, als Antwort auf ein langes Schreiben, das die Aufforderung enthielt, raſch zum gemeinſamen Aufenthalt nach Rom zu kommen.

„. . . Während wir in Altdeutſchland herum ſitzen und uns immer noch die Augen reiben, als hätten wir einen böſen Traum geträumt, haſt Du Dir auf klaſſiſchem Boden die Sohlen abgelaufen, manchen ſcharfen Ritt durch die Wüſte und die ausgebrannten Steinberge Kleinaſiens gemacht und vom Steuer Deines Schiffes hinaus ins blaue Meer des griechiſchen Archipels geſchaut, und nun ruhſt Du im alten Rom und rekapitulirſt hinter dem Vater Herodot, der vor grauen Jahren desſelbigen Wegs gefahren, Deine Reiſebilder.

Lieber Langer, wem das zu Theil geworden, der darf wieder manchen ſchlechten Tabak in Deutſchland rauchen, er hat immer noch 'was Erkleckliches voraus . . . Ich hab im rauhen Schwarzwald oben in Säkkingen und auch zu Herriſchried, wo ich im Ochſen und ſonſt mir manchen guten Freund erworben, gar oft meine Gedanken zu Dir fliegen laſſen, und die ſchmutzigen Wände meiner Amtskanzlei kamen mir immer grün vor, und meine Hauenſteiner wurden vom ‚jungen Ambtmä‘ immer viel glimpflicher behandelt, wenn ich ein Wanderblatt aus Italien oder aus dem Orient zu Geſicht bekommen hatte . . .

Joſeph Viktor von Scheffel.

Nach einer Photographie von Schulz und Suck, Hofphotographen in Karlsruhe

. . . Langer! Dein geſtriger Brief hat mir ins Herz geſchnitten. Hätteſt Du vier Wochen früher geſchrieben, ſo wäre jetzt mein Bündel geſchnürt, und ich käme zu Dir über die Alpen, bräche in Rom bei Dir ein und ſagte: Menſch, hauche mich an mit Deinem Odem, auf daß ich des Tintenſchreibens erlöſt werde. Am Neujahr wollt' ich fort, da kam der Louis Napoleon mit ſeinem Staatsſtreich, und wiewohl mich's herzlich gefreut hat, daß der kleine Thiers auch einmal mit jenem keltiſchen Geſang: ‚Ha' — ham' — hammer Dich emol ꝛc.‘ abgefaßt und nach Ham in Schatten geſetzt wurde, ſo ſchien mir die Landſtraße doch zu kritiſch, um jetzt darauf zu wandern. Von Dir hatt' ich auch keine Nachricht, dachte, Du führſt von Konſtantinopel donauaufwärts heim.

Um ein paar Monate nützlich zu arbeiten, laß ich mich von Bruchſal ans Hofgericht verſchreiben, und wie ich kaum ein paar Tage hier ſitze, kommt Dein Brief. ‚Rathe, wo ſind wir jetzt?‘* habe ich mich gefragt, den Brief in der Hand und die Gluth des Orients im Sinn. Auf meinem Sekretariat, wo die Gipfel des Zuchthauſes zum Fenſter hereinwinken und der alte Sekretär Sch . . ., der bereits 50 Jahre im Amt iſt und nur noch im Kanzleiſtil denkt und ein Geſicht hat wie ein Schellfiſch und vor lauter Dekreten und Urtheilen die Liebe vergeſſen hat, ſo daß er ſie jetzt — zu ſpät — nur ſeinem Hund Pfefferle zuwenden kann — und um mich herum ſeinen Tabak ſchnupft — da ſind wir jetzt! Daß ich's nicht lange aushalten werde, begreifſt Du. Leer, unbefriedigt fahre ich ſchon lange in der Welt herum. In Karlsruhe bin ich oft ſtundenlang vor den Gypsabgüſſen geſtanden, am Donnerstag hab ich der Frau Venus von Melos meinen Beſuch gemacht, am Samſtag der kleinen Büſte der Sappho oder der ſchleierduftigen Berliner Muſe — ich muß mich an der plaſtiſchen Schönheit antiker Welt und ſüdlicher Natur erlaben, ſonſt verbeißt ſich alle Sehnſucht nach innen und ich bin im Stande und ſchreib meinen Hofgerichtsräthen einmal wahnſinnige Entſcheidungsgründe zu einem weiſen Urtheil. Schreib mir deßhalb, ob Du den Sommer noch in Rom bleibſt. . . . Ich wollte oft, ich hätte nie ein corpus juris geſehen und wäre in München Maler geworden. . . .

Deutſchland iſt gegenwärtig ein Janusbild mit dem einen Kopf, der nach rückwärts ſchaut, der vordere hat den Schnupfen gehabt und iſt vor allzuſtarkem Nieſen abgefallen. . . . Die Profeſſoren katzbalgen ſich, wie früher, die deutſche Bewegung fluktuirt jetzt im Kleinlichen, die theologiſche Fakultät iſt wieder lebendig geworden, denn die Jeſuiten waren im Lande und haben dem Herrn Allerhand geſagt, was ſie bereits der Archäologie für verfallen hielten — und jetzt ſtreiten ſie wieder über die Unterſcheidungslehren und es wimmelt mit Flugſchriften wie vor dreihundert Jahren. Was ſagſt Du dazu?“

(Fortſetzung folgt.)

---

* Anſpielung auf eine Stelle dieſes Briefes.

Digitized by Google

Die Ausstellung des Ornithologischen Vereins in Wien.

Mit Originalzeichnungen von Gustav Jafaurek.

Sechszehntägiger Hahn.

Gegenüber den großen Industrie-, Gewerbe- und Kunst-Ausstellungen gegenüber verschwinden diejenigen, welche uns nicht Kunstwerke der Menschenhand, sondern lebende Naturwunder vorführen. Die Dauer der ersteren kann man nach Wochen und Monaten bemessen, während die letzteren nur ein paar Tage bestehen und längst aufgelöst sind, wenn man in einer illustrirten Wochenschrift ihrer gedenkt.

So würde man auch heute in Wien vergeblich nach den Spuren jener Vogel-Ausstellung suchen, die der Ornithologische Verein in der heiteren Donaustadt am 20. März dieses Jahres eröffnet hatte. Nach allen Windrichtungen, aus denen sie gekommen war, ist die zwitschernde und kreischende gefiederte Gesellschaft wieder aus einander gegangen.

Aber sie ist einer kurzen Erinnerung dennoch werth, die jeden Vogelfreund sicher interessiren wird, dem es nicht vergönnt war, in den von Tannen und Fichten grünenden, mit Volièren und Käfigen vollgepfropften Räumen zu verweilen.

Vor dem Zauberschlosse muß der Tradition gemäß ein Ungethüm wachen, an welchem man vor Allem vorbeikommen muß. So auch hier! Eine gespenstige Pyramide von Holzröhren, deren jede ein auffallendes Loch zur Schau trug, starrte dem Besucher entgegen; hier aber war Alles schön oder nützlich, sogar das Ungethüm: die ominösen Röhren waren nämlich Nistkästchen, aus derartig imprägnirtem Holz hergestellt, daß sie Jahrzehnten trotzen und kein Ungeziefer aufkommen lassen. Der Erfinder, Fritz Zeller, hat schon seit Jahren Tausenden von Vögeln ein wohnliches Heim ohne Miethzahlung geschenkt, den ganzen Prater und Hunderte von Schulgärten unentgeltlich damit versehen und bietet nunmehr in diesem Artikel wahrhaft Unübertreffliches.

Kiwi.

Wer sich durch Gegensätze amüsiren wollte, durch gleichzeitige Ohrenqual und Augenlust, der fand beim Weiterschreiten beides reichlich in einem Pfauenhause mit allen Sorten von Perlhühnern als Zugabe. Hinter demselben befand sich eine Volière mit den herrlichsten Fasanen, dem zierlichen Pfauenfasan, dem prächtigen Swinhoë und dem imposanten Ohrfasan, mit herrlich, gleich einem Silberregen wallenden Schweife — ein fesselndes Bild!

Im Hintergrunde reihten sich die großen Raubvögel an; sie erweckten keine Sympathie, erregten aber allgemeine Bewunderung, gleichwie in der Weltgeschichte die großen Eroberer und Menschenwürger.

Der rechte Flügel des Gebäudes enthielt die Präparate, mitunter wahre Kunstwerke, die zu leben schienen. Da fanden wir den äußerst seltenen Ibis nipon, bizarr aussehend wie die Bewohner seiner Heimath, die von König Tai Tschi regierten Koreaner; daneben einen Flüchtling aus Afrika, den rothbrüstigen Pelikan, der im vorigen Jahre bei Silistria erlegt wurde, einen Singschwan, majestätisch in der Luft daherrudernd, gleich allem aus Hodek's Meisterhand Kommenden, lebenswahr und schön zugleich, nur — fast unerschwinglich im Preise. Vorüber an vielem Anderen, über das nur die Anerkennung des guten Willens hinaushalf, vorüber an dem Kaleidoskop von Vogeleiern, die so recht nach Amateurart von dem Besitzer eigenhändig auf Gefahr der geraden Glieder — sei es durch Wirkung eines Sturzes, sei es durch die derber Forstwartsfäuste — von den Baumwipfeln und Felsgraten herabgeholt worden! — in die Tropen zu den Papageien, Nonnen, Mövchen, Tanagras, Amadonna, die in überwältigender Pracht von Josef Günther zur Schau gebracht wurden. Schade, daß die leichte Aufzucht dieser tropischen Gäste noch so wenig Verbreitung fand, der Liebhaber wird stets eine Fülle von Belehrung und Freude an seinen Schützlingen finden. Greifen wir unter ihnen nur die dumm dreinsehenden schwarzköpfigen Nonnenvögel heraus und belauschen wir ihr Liebeswerben.

Mit vorgestrecktem Halse gackert das Männchen etwa zwanzigmal ta-ta-ta ꝛc., und hierauf eine Quint höher ti-ti-ti-ti; dicht an dasselbe geschmiegt lauscht das Weibchen der Zaubermelodie, neigt den Kopf ängstlich horchend dem Schnabel des Männchens zu, immer mehr und mehr, bis letzteres ausweichen muß und ersteres fast vom Sitzholze herabfällt.

Da kommen wir, auf dem Wege zu den sich heiser krähenden Hähnen, an einer netten Zusammenstellung vorüber, dem Ei des riesigen Aepiornis, dem des Straußes, dem des Huhnes und dem des Kolibris. Ersterer wurde von keinem Menschen gesehen, der so weit der Wildheit entwachsen war, um ihn zu beschreiben; es bleibt unserer Phantasie überlassen, uns denselben in seiner Riesengröße vorzustellen und uns im Traume vor ihm zu fürchten, wenn der Alp uns drückt.

Das Kolibri-Ei wird gleichfalls bald einem ausgestorbenen Vogel angehören, wenn unsere Damen nicht aufhören, sich mit diesen fliegenden Juwelen zu schmücken. Gern wäre es denen erlaubt, die ihren Reiz durch diesen geborgten Schmuck erhöhen, leider aber sind die in der Mehrzahl, welche mit Hilfe der Kolibris ihr abschreckendes Aussehen durch den Kontrast noch abschreckender machen — natürlich gehören unsere Leserinnen sämmtlich der Minderzahl an. 50 000 Kolibri-Eier ergeben erst ein Riesenei des Aepiornis.

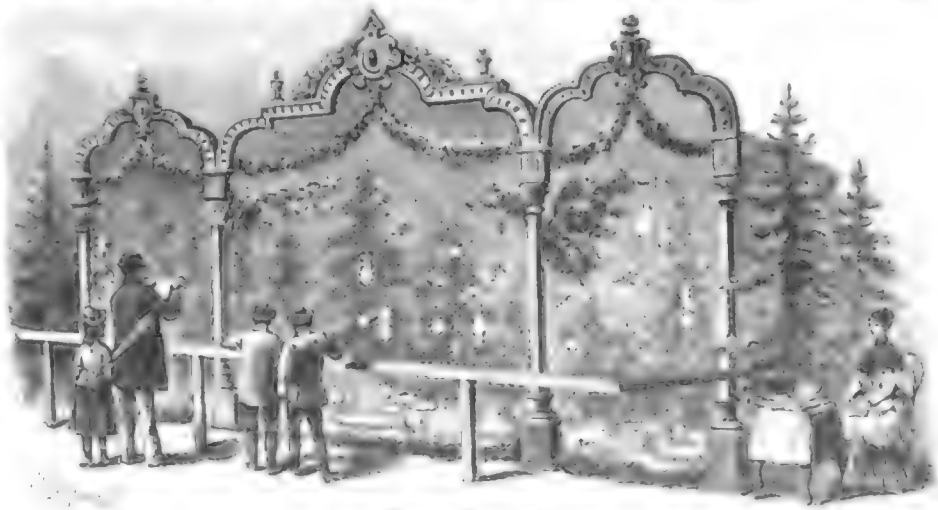
Die Ausstellung der Hühner war eine sehr reichhaltige, doch interessiren die Details nur den Eingeweihten, während die große Menge höchstens vor Spielarten mit sonderbarer Zehenbildung stehen blieb. Dasselbe gilt von den Singvögeln. Die ganze Wonne des Doppelschlages, des Schnalzens, des tiefen Rollens bleibt uns Laien unverständlich. Die überirdisch verklärten Züge andächtig Horchender belehrten uns dafür, daß auf diesem Gebiete Vorzügliches geleistet wurde. Ein Objekt von überraschender Wirkung war die Volière des Opernsängers Fritz Schroedter. Mehr als 80 Webervögel, theils unscheinbar von Aussehen, theils in grellem Orange oder Purpur leuchtend, bauen im Tannengrün ihre wunderbaren Nester vor den Augen des Beschauers, als wiegten sie sich auf Palmenwedeln unter der heißen Tropensonne. Die meisten Webervögel-Arten verdienen schon darum ein erhöhtes Interesse unsrer Leser, weil sie zu den charakteristischen Vögeln der westafrikanischen Landschaft, also auch unsrer Kolonien, Togoland und Kamerun, gehören. Sie sind es, welche dem Reisenden zuerst in die Augen fallen und ihm überall entgegentreten, in den Dörfern sowohl, wie in der mit manneshohem Grase bedeckten Savanne und in dem dichten Gebüsch des Urwaldes.

Tannenbaum mit Webernestern.

In unsern Vogelstuben sind die westafrikanischen Webervögel, die Edel- und Feuerweber, ebenso häufig vertreten, wie die ihnen verwandten ostindischen Baukünstler, die Bayaweber.

Doch gehen wir weiter!

An der Wand dort eine riesige Karte der Welt in Mercator's Projektion! Von tausend Besuchern bleiben etwa zwei vor derselben stehen und entnehmen ihr die Kunde eines großen Werkes, das seit zwei Jahren in aller Stille unter der Aegide eines Prinzen vor sich geht. Langsam spannen sich Fäden über das ganze Erdenrund, von Pol zu Pol, von Ost nach West. Die Karte stellt graphisch die Wirksamkeit des internationalen, permanenten

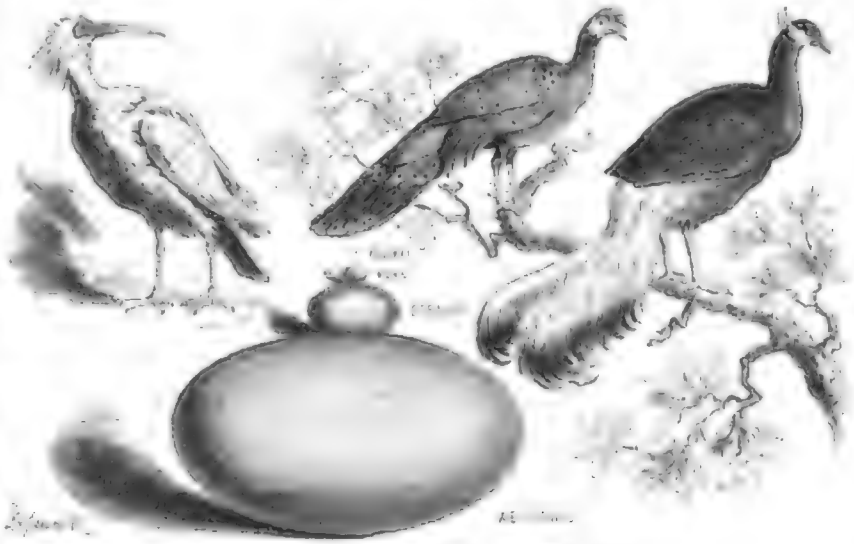


Webervögel-Volièren.

ornithologischen Komités dar, ein Gegenstand, auf welchen wir ein anderes Mal des Ausführlichen zurückkommen wollen.

Die Ausstellung, bereits die vierte des Ornithologischen Vereins, bot im Ganzen ein reichbewegtes, interessantes Bild, und wer die Wiener Verhältnisse kennt, der wird dem Vereinspräsidenten Bachofen von Echt und dem Arrangeur der Ausstellung, Regierungsrath Dr. v. Havek die Anerkennung dafür nicht vorenthalten, die Scientia amabilis der Ornithologie endlich auch dort populär gemacht zu haben, was aus dem fast beispiellosen Andrange zu derselben — binnen 9 Tagen 60000 Personen — hervorgeht.

Und doch fehlte durch einen tückischen Zufall die Hauptzierde derselben, eine Kollektion der seltensten lebenden Vögel aus Neu-Seeland, welche der berühmte Ornithologe Buller derselben zuführt. Wahrscheinlich schwimmt er noch auf dem Rothen Meere, verschmachtend in tropischer Gluth und ängstlich besorgt um seine drollig aussehenden Kiwis, die auf dem Kontinent noch nicht lebend gesehen wurden und diesmal leider nur in ausgestopftem Zustande vorgeführt werden konnten. Diese flügellosen Vögel leben in unterirdischen Höhlen, welche sie nur des Nachts verlassen, um ihrer aus Würmern bestehenden Nahrung nachzugehen. Seit Einführung der vierfüßigen Raubthiere, der Hunde, Katzen und der unfreiwilligen Importation der Ratten, werden die Kiwis immer seltener und dürften sehr bald ausgestorben sein.



Ibis nipon, Pfauen-, Ohrfasan und eine Eierkollektion.

Doch bringt Buller, wie er versicherte, auch andere, große Seltenheiten von den Inseln der heißen Quellen mit. Wenn dieselben, wie zu erwarten ist, glücklich ankommen sollten, würde der Ornithologische Verein neue Triumphe feiern, die vielleicht gleichfalls einer Schilderung werth sein dürften. **H. H.**

Was will das werden?

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Friedrich Spielhagen.**

(Fortsetzung.)

5.

Meine liebeselige Stimmung verflog nicht mit der schönen Stunde, die sie gezeitigt — sie blieb tage-, wochen-, mondelang, nicht immer in gleicher Höhe, sondern fluthend, ebbend, heute ein Rausch, der mir die Sinne schier umnebelte und mich zu jeder tüchtigen Arbeit unfähig machte, morgen eine kraftvoll arbeitsfrohe Begeisterung; dann wieder ein seliges Träumen zu den Wipfeln der Bäume hinauf, in denen die Vögel sangen, hin über die sonnigen Beete mit den Schmetterlingen, die von Blume zu Blume sich wiegten — aber sie blieb. Es war damit, wie mit dem Patschouliduft in meinen Schloßzimmern, der nicht „heraus wollte", wenn er sich auch einmal mehr bemerklich machte, als das andere Mal. Und auch in einem Zweiten hatte die Stimmung in meinem Herzen mit dem Duft in meinem Zimmer Aehnlichkeit: „Man gewöhnt sich daran," hatte Holzbock gesagt. Es kam die Zeit, wo ich den Duft nicht mehr spürte, trotzdem er da war, wie sonst, und es kam die Zeit — und o, wie bald! — wo ich die Seligkeit in mir wohl noch empfand, aber doch nur als Etwas, das sein müsse, und von dem ich kaum begreifen konnte, daß es nicht immer gewesen.

Die Brücke, welche die Gegenwart mit meiner Vergangenheit hätte verbinden sollen, schien abgebrochen, und wenn sie noch stand, ich hatte keine Lust, sie zu betreten. Es war nicht eigentlich mein freier Wille gewesen, was mich in diese neuen Verhältnisse geführt hatte, die mit den alten angewohnten in schroffstem Gegensatz standen; aber sollte ich mir selbst nicht als ein leichter Ball erscheinen, den der Zufall heute hierhin schleudert und morgen dorthin, mußte ich aus der Noth eine Tugend machen, in der ich mir selbst gefiel. Und das gelang mir zu meiner großen Beruhigung überraschend gut und schnell. Du gehörtest einmal nicht, tröstete ich mich, zu dem zahmen Geflügel, das auf dem festen Lande sein sicheres Nest hat; — ein Sturmvogel bist du, der heimlos über das wilde Meer schweift und keine Rast kennt, als wenn er sich einmal auf der zlugelnden Welle schaukelt. Dazu hat dich das Schicksal gewollt, das dich zu einer Zeit, in welcher andere Jünglinge unter der Eltern, der Verwandten treuer Hut die ersten tastenden Schritte in das Leben thun, ohne Eltern und Verwandte auf dich selbst stellte. So magst du nun sehen, wie du mit dem Leben fertig wirst.

Und wenn mir dann das Gewissen zuraunen wollte, daß ich, immerhin eltern- und verwandtenlos, doch gute Freunde mein nennen durfte: in erster Linie den wackeren Professor, in zweiter die guten Frauen in dem alten Giebelhause — deren Rath und thatkräftige Hilfe mich wohl auch „mit dem Leben hätten fertig werden" lassen — so brachte ich die mahnende Stimme bald zum Schweigen. Das Leben, zu dem sie mir verholfen hätten im besten Falle, war das Leben nicht, das ich führen konnte, war eines in Ketten und Banden, die ich doch einmal hätte sprengen müssen. So war es ja nur ein ungeheueres Glück, daß ich es so früh gethan.

Und in der Konsequenz dieses Bruches mit meiner Vergangenheit, welcher mir in meines Geistes Thorheit als eine Heldenjünglingsthat erschien — wenn ich auch in einem langen Brief an Professor Hunnius meine Flucht aus der Heimath einen „Pagenstreich" nannte und als solchen zu entschuldigen suchte — wurde es mir nicht allzu schwer, der neu errungenen Freiheit auch die Erinnerung an meine Jugendfreunde zum Opfer zu bringen: an Schlagodobro, an Adalbert, selbst an Maria. Mit jedem Tage wurden die theueren Gestalten mehr zu blassen Schemen, denen ich auswich, wollten sie mir nahen. Und hatte ich nicht guten Grund dazu? Wie verwundert würde der Löwenherzige die blauen Augen gerollt und die gelbe Mähne geschüttelt haben über mein jetziges Leben! Wie hätte es die schneidende Satire des blassen Spötters herausgefordert! Und hätte ich dem lieben Mädchen, das nicht lachen konnte, in ihr ernstes Gesicht sagen können —

Nun ja, es muß gesagt sein, weil es einzig und allein diese Tollheiten erklärt, wenn es auch in sich selbst die Tollheit der Tollheiten — ach! und etwas viel Schlimmeres war, wofür ich aber nicht die Verantwortung zu tragen brauche — Gott sei Dank! — es muß gesagt sein, daß ich Frau von Trümmnau liebte.

Für mich schon längst nicht mehr Frau von Trümmnau — für mich Adele, die ich mit dem herzlichen Du anredete und die mir das Du von Herzen zurückgab. Freilich nicht in der Gesellschaft, nur wenn wir allein waren. Und wir waren es nicht so oft, wie es mein Sehnen verlangte, das immerdar zu ihr ging; aber doch so oft es ihre und meine Zeit erlaubte, und die Rücksicht, welche sie auf die Gesellschaft nehmen zu müssen behauptete, selbst in Anbetracht eines jungen Menschen „sans conséquence", und dessen „Mutter sie beinahe sein könne".

Sie mit ihren vierundzwanzig Jahren!

Und mit denen sie mich doch und mit ihrer Frauenwürde und ihrer gesellschaftlichen Stellung in Schranken hielt, die ich nach kurzer Zeit nicht mit einem Wort, einer Gebärde, einem Blick zu überschreiten wagte. Hätte ich mich doch lieber in mir selbst verzehrt, als sie erzürnt! Und was die Furcht nicht that, mich vor jeder Unbedachtsamkeit zu bewahren, durch die ich ihre Gunst verscherzt, die mich wohl gar aus der geliebten Nähe verbannt hätte, das bewirkte jene schwärmerische Anbetung, die dem begehrlichen Manne lächerlich erscheint, und die dem Jüngling, wenn er wahrhaft liebt, so natürlich, so selbstverständlich ist.

Ich durfte ihr die Hand küssen, wenn ich kam und ging — das war Alles, und hatten meine Lippen eine Sekunde länger verweilt, als ihnen erlaubt war, ging auch dies „Alles" verloren, und ich konnte sicher sein, auf Tage nicht einmal die Spitzen ihrer Finger berühren zu dürfen. So war ich denn klug und weise, mich begnügend mit dem, was mir blieb. Und das ja so viel war, daß mich die Engel in himmlischer Höhe darum hätten beneiden müssen: ihr süßer Anblick, ihr silberhelles Lachen, ihr holdes Geplauder und der beschämende Triumph, in allem Anderen von ihr gehalten und behandelt zu werden wie ein Bruder von einer Schwester, die, wie sie sein volles Vertrauen hat, so ihm ihr Vertrauen rückhaltlos schenkt.

Ich meinte, sie könne nichts mehr vor mir zurückbehalten haben. Daß sie des Herzogs Tochter sei, hatte sie mir freilich nie in direkten Worten gesagt, und ich glaube bestimmt, für diesen einen Punkt versiegelte ihren Mund ein Eid, den sie sich selbst gegeben oder der Herzog ihr abgenommen hatte. Dafür nahm sie aber an, wie mir aus tausend Anspielungen und Wendungen zweifellos hervorging, daß mir das Geheimniß so gut bekannt sei, wie jedem, der am Hofe verkehrte, und vermuthlich auch der ganzen Stadt, womöglich dem ganzen Ländchen.

Und es währte nicht lange, so hatte ich auch von ihr selbst die traurige Geschichte ihrer Ehe erfahren, in der ich sie freilich in meinem Gewissen nicht von aller Schuld freisprechen konnte, und hätte dieselbe auch nur in einem Uebermaß von kindlichem Gehorsam bestanden.

Ihr Gatte war dreißig Jahre älter als sie. Sie hatte ihn, wie sie selbst zugeben mußte, nie geliebt, nie einen Augenblick auch nur die Illusion der Liebe für ihn gehabt. Er war auch, was ich durch mein Allerweltsorakel wußte, einer edleren Liebe so wenig fähig wie werth gewesen: ein völlig blasirter Roué von dem Schlage des Kammerherrn von Trechow, des würdigen Genossen seines wüsten Lebens, dessen schale Neige er einem in der herrlichsten Blüthe der Schönheit und Jugend prangenden Mädchen anzubieten wagte. Und das Mädchen hatte den traurigen Freier annehmen können! Wie war das möglich gewesen?

„Mein Gott," sagte Adele in einer jener Stunden, in denen sie mit mir sprach, wie mit sich selbst; „ich gebe zu, es würde mir heute nicht so leicht geworden sein; ich würde vielleicht — gut! wenn Du willst, ich würde bestimmt Nein sagen. Aber damals! lieber Himmel, mit meinen siebzehn Jahren! Was wußte ich von der Welt! was hatte ich vom Leben gesehen in meiner Pension, in die ich noch als halbes Kind gekommen, und die ich nur verließ, um zu heirathen! Ein Glück erwartete ich von der Ehe nicht. Nach den dunklen Andeutungen unserer Stiftsdamen — meine Pension war nämlich ein adeliges Fräuleinstift — so eine Art Kloster — mußte ich die Ehe für ein Martyrium halten, das man lieber nicht auf sich nimmt, oder doch nur auf sich nehmen kann in der Zuversicht, sich schneller der himmlischen Freuden würdig zu machen, nachdem man den Jammer und das Elend des Lebens so recht gründlich ausgekostet. Und schien doch, was ich von Ehen hörte oder wußte, diese trübselige Ansicht zu bestätigen. Die herzogliche Ehe sollte eine glücklose sein; und meine Mutter, die nach wenigen Jahren von ihrem Gatten geschieden und deren einziges Kind ich war, hatte ich nie lachen, aber desto öfter weinen sehen. In unserm Kloster war es nicht gerade amüsant, aber doch ein vergnügliches Dasein im Vergleich mit meinen trübseligen Kinderjahren bei der melancholischen Mutter auf unserem einsamen Landgute. Dann starb die Mutter, der ich mehr als halb entfremdet war; ihren Gatten, der sich längst wieder verheirathet — glücklicherweise weit von hier — hatte ich meines Wissens nie zu Gesicht bekommen. Mit den eigenen Verwandten war meine Mutter zerfallen; Niemand kümmerte sich um mich, Niemand nahm sich meiner an, als der Herzog. Nun, er wünschte mich in seiner Nähe; er wünschte, daß ich Herrn von Trümmnau heirathete, und — so habe ich ihn geheirathet."

Das war eine lange Erklärung, durch die für mich nichts klar wurde, als daß der Herzog das Glück seines Kindes, nachdem er den Frieden des Hauses, welches ihr Elternhaus hätte sein sollen, zerstört, seinem eigenen Interesse rücksichtslos geopfert hatte. Dann freilich hatte er sie nun ganz „in seiner Nähe", ganz für sich, die schöne liebenswürdige Tochter, die in der prächtigen Villa, welche er ihr geschenkt, nur für ihn blühte, während ihr alternder Gatte an fremden Höfen die nutzlosen Tage und Jahre verzettelte und jetzt bereits seit Jahr und Tag bald hier bald da im Süden lebte, „die angegriffene Gesundheit wo möglich zu kräftigen".

„Ich weiß nicht, was Du willst," sagte Adele, wenn sie mir wieder einmal solche Gedanken, die ich nicht äußern durfte, von der Stirn gelesen; „mehr als glücklich kann man doch nicht sein, und ich bin es ja in einem Maße, daß ich den lieben Gott alle Morgen bitte, er möge ein Auge zudrücken und mich kleinen Nestvogel in seiner Gnade so ruhig weiter singen und flattern lassen. Nun hat er mir noch in meine fröhliche Einsamkeit einen jungen Freund geschenkt, der mir den Bruder ersetzt, nach dem ich mich all mein Leben lang schmerzlich gesehnt habe und der wirklich ein lieber prächtiger Junge und so recht nach meinem Herzen ist, wenn er nur das abscheuliche melancholische Wesen lassen wollte, das ihn immer zur Unzeit und am unrechten Orte befällt, — nämlich in meiner Gegenwart, während er in der Gesellschaft seiner Herren Freunde, höre ich, ein sehr munterer und ausgelassener Kamerad sein soll, der so leicht kein Spiel verdirbt. Da sehe ich doch wahrhaftig nicht ein, weßhalb er mir just mein harmloses verderben muß."

War ihr Spiel wirklich so harmlos? Die Quelle ihrer Fröhlichkeit und was den kleinen Nestvogel, wie sie sich nannte, so aus voller Lust erquicklich singen und so lustig flattern machte, war es wirklich nur ihr angeborenes lebenskräftiges Temperament? Ich hätte nicht in den Jahren stehen müssen, wo man gewohnt ist, alles Glück und Leid der Welt nach dem Stande seiner eigenen Herzensangelegenheiten zu bemessen, und mein Herz hätte nicht so tief getroffen sein dürfen, wollte sie, daß ich mich dabei beruhigte und nicht vielmehr ruhelos nach der wahren verborgenen Quelle ihres Glücks spähte, die doch keine andere sein konnte als die Liebe; in diesem Falle eben eine der Gegenliebe gewisse Liebe. Aber umsonst zermarterte ich mich in spürender Eifersucht. In ihrer Umgebung war Niemand, den ich mit meinem Verdachte auch nur im Vorübergehen hätte beehren können. Dann wurde mir wohl ein Herr von Pahlen genannt, ein russischer Officier, der in irgend einer diplomatischen Mission vor vier Jahren sich mehrere Wochen an unserem Hofe aufgehalten hatte und von ihr ausgezeichnet sein sollte. Aber selbst die Nachrichten meines allwissenden Mentors über diesen verdächtigen Punkt lauteten sehr unbestimmt, und wenn ich, was ich nicht unterließ, bei einer schicklichen Gelegenheit ihr gegenüber des genannten Herrn (von dessen Liebenswürdigkeit ich Wunderdinge gehört!) erwähnte, nahm sie das so unbefangen auf, wußte von dem famosen Russen noch ein paar harmlose Geschichten so harmlos zu erzählen — nein, der Russe war es sicher nicht. Ich mußte schon die Stunde abwarten, die mir das Räthsel löste.

Als ob das Schicksal nicht beschlossen hätte, daß mir diese Stunde nur zu bald kommen sollte! Als ob nicht vorauszusehen gewesen wäre, daß diese Stunde die letzte meines eigenen Glückes sein mußte — alles dessen, was ich für beseligende Wirklichkeit nahm und das doch nichts war — für mich nichts war und nichts sein konnte, als eine geschminkte Lüge und ein eitler Traum!

6.

Aber heißt, so hart aburtheilen über diese Phase meines Lebens,' nicht, das Kind mit dem Bade ausschütten? Sind die Irrgänge der Jugend Irrgänge für die Jugend selbst, oder nicht vielmehr für uns, die wir die Jugend hinter uns haben und von

dem erhöhten Standpunkte aus den geraden Pfad sehen, den wir hätten gehen müssen? Und auch gehen können? O ja, wenn wir eben nicht jung gewesen wären! Und den wir wahrscheinlich schon um deßhalb nicht gehen durften, weil wir sonst alle die Erfahrungen nicht gesammelt hätten, von deren Höhe wir mit so weisem Kopfschütteln auf jene Irrgänge herabblicken, in welchen die Dornen uns so tiefe Wunden rissen, daß uns die Narben bei bösem Gemüthswetter noch heute schmerzen. Und in denen so viel blaue Wunderblumen blühten, die das dankbare Herz nicht vergißt und nie vergessen kann, weil ihr Duft geblieben ist und uns noch heute in der Erinnerung berauscht!

Nein, gute, herzige Adele, meine Liebe zu Dir war keine geschminkte Lüge! Was Du darin gefehlt hast, Du hast es gut gemeint, und es kann Dir daraus kein Vorwurf gemacht werden, daß Du in der sicheren Reinheit Deiner Liebe die Gefahr nicht sahst, in welcher der Unwissende von Anfang an schwebte und in die er sich so fürchterlich verstricken mußte. Und mein Fehl — vielleicht soll die Moral es mit gewissen Dingen nicht schwerer nehmen, als es die Natur zu thun scheint; ich meine, uns nicht mit der Verantwortung für etwas belasten, das erst zum Verbrechen wird, wenn die Binde fällt, mit der die Natur, als sie uns in das Leben entließ, unsere Augen umhüllte.

Dennoch fehlte es mir an Warnungen nicht, die meine Leidenschaft hätten stutzig machen sollen; aber ich kann der Natur nicht die Ehre geben, daß sie es gewesen wäre, von der die Warnungen ausgingen.

Ich hatte Adele in letzter Zeit wiederholt weniger heiter gefunden, als sonst immer; dann hatten sich diese ernsten Stimmungen vertieft und waren häufiger aufgetreten; zuletzt kamen ganze Tage, in denen ich kaum einmal das alte liebe, herzige Lachen von ihren Lippen hörte. Ich drang geraume Zeit vergeblich in sie, mir zu sagen, was es sei. Aber endlich hatte ich sie einmal in Thränen gefunden und der Anblick mich so außer mir gebracht, daß sie, um mich nur zu beruhigen, halb wider Willen, wie mir schien, meinem Drängen nachgab. Sie wollte sich von ihrem Gatten scheiden lassen. Mit dem Gedanken hatte sie sich schon längst getragen; es waren auch bereits einleitende Schritte geschehen, denen sie aber keine Folge geben konnte, weil sie sich die Freiheit mit der Hingabe ihres ganzen mütterlichen Vermögens erkaufen sollte. Der Mann, dessen Namen sie führte, wollte es billiger nicht thun. Dann aber wäre ihr nur geblieben, was sie der Güte des Herzogs verdankte: die Villa und was er ihr sonst im Laufe der Jahre geschenkt — genug, daß sie damit standesgemäß hätte weiter leben können — in der Möglichkeit der Ungnade des Herzogs. Vielmehr in der Gewißheit dieser Ungnade. Der Herzog hatte sich dem Scheidungsprojekt gegenüber schwankend gezeigt, indem er anfangs nichts davon hören wollte, dann eine halbe Einwilligung gab, die er heute Vormittag, als sie auf endliche Entscheidung gedrungen, ganz zurückgezogen hatte. Das war der Grund ihrer Thränen gewesen, die nun reichlich wieder hervorbrachen, als sie mir am Abend im Wäldchen, wo unsere erste denkwürdige Unterredung stattgefunden und das seitdem mein Lieblingsplatz geblieben war, diese Mittheilungen machte. Wir saßen neben einander auf der Bank. Ihr schönes Haupt war auf meine Schulter gesunken; ich hatte den Arm um ihren Leib gelegt, bebend vor Wonne und doch nicht wagend, sie fester an mein pochendes Herz zu ziehen, in dem bitteren Gefühl, daß es nicht Liebe sei, was mir diese Gunst gewährte, nur der Schmerz, der bei mir, wenn nicht Hilfe, so doch Trost suchte. So bemühte ich mich denn, die Weinende zu trösten: der Herzog werde nicht unerbittlich sein; was sie bitte, sei ja doch nur ihr gutes Recht; das ihr der Herzog um so weniger vorenthalten könne, als gerade er es gewesen, der sie, die Unschuldige, Unerfahrene, von jedem Rath, jeder Fürsorge Anderer Verlassene, durch seine Autorität, durch seinen Machtspruch in diese unerträgliche Lage getrieben habe.

„Das ist es ja eben," sagte sie, ihren Kopf von meiner Schulter hebend und sich die Thränen trocknend. „Er sieht nichts Unerträgliches in meiner Lage. Er begreift nicht, weßhalb ich nicht so weiter leben könne, leben wolle, wie bisher. Ich habe ihm erwidert, das Märchen, daß Trümmnau seiner Gesundheit wegen jahraus jahrein in Monaco spielen müsse — denn weiter thut er da unten nichts — könne doch nicht ewig aufrecht erhalten werden. Er müsse doch einmal zurückkommen, und was dann? — ‚Dann ist es so wie früher,' erwiderte er; ‚ihr lebt eben so neben einander.' — Nein, sage ich, es ist nicht so wie früher, denn ich bin nicht mehr, wie ich früher war. Wenn ich jenes gräßliche Nebeneinanderhergehen damals ertrug — heute, nachdem ich jahrelang unbehelligt habe leben dürfen, heute, nachdem ich über so Manches anders denke, als ich damals gedacht habe, ertrüge ich nicht mehr, was ich jetzt als Unanständigkeit und eine Schmach empfinde."

„Hast Du ihm das gesagt?" rief ich.

„Ja," erwiderte sie nach einigem Zögern.

„Und er will Dich dennoch zu dieser Schmach zwingen?"

„Er hat die Achseln gezuckt und gesagt, die Sache sei nicht so schlimm, wie ich sie mache, und wenn da wirklich ein Opfer von meiner Seite zu bringen wäre, so glaube er, dies Opfer beanspruchen zu dürfen."

„Aber das ist ja doch die abscheulichste Tyrannei," rief ich empört, „und einen Menschen zu tyrannisiren, dazu hat Keiner das Recht, er sei auch, wer er sei, und stehe zu dem Menschen in einem Verhältnisse, in welchem er wolle. Dann freilich bleibt Dir nichts übrig, als der Gewalt mit Gewalt zu trotzen. Du bist sein Sklave nicht. Wenn er Dir das Recht eines freien Menschen verweigert, so holst Du es Dir an einer anderen Stelle — sein Herzogthum ist Gott sei Dank nicht Deutschland. Und wenn Du dies Alles hier zurücklassen und mittellos in die Fremde gehen müßtest, ich gehe mit Dir, und wäre es bis ans Ende der Welt. Ich will für Dich arbeiten, daß mir das Blut aus den Nägeln spritzt; ich will für Dich betteln, wenn es sein muß."

„Und stehlen und morden, nicht wahr? Du Wilder, Du — lieber Kerl!"

Sie hatte mir beide Hände auf die Schulter gelegt, mich, durch Thränen lächelnd, anblickend, und so gab sie mir einen herzlichen Kuß. Ich taumelte von meinem Sitze auf. Sie war zu gleicher Zeit aufgestanden und sagte, meinen Arm nehmend:

„Komm! laß uns ein wenig promeniren! Wir haben uns da beide in eine Aufregung hineingesprochen, welche die Sache am Ende wirklich nicht verdient. Denn darin muß ich ja dem Herzog Recht geben: so eilig ist es nicht. Wenigstens amüsirt sich Trümmnau vorläufig noch ganz gut in Monte Carlo und wird sich auch weiter amüsiren, vorausgesetzt, daß der Herzog fortfährt, ihm seine Spielverluste zu decken. Manchmal wünsche ich freilich, Trümmnau's Ansprüche steigerten sich derart, daß sie der Herzog beim besten Willen nicht mehr befriedigen kann, und es dann, so oder so, zur Entscheidung kommt. Daß sich der Herzog in der letzten Stunde gegen mich entscheiden sollte, kann ich mir nicht denken. Dazu ist er zu gutmüthig und hat mich auch viel zu lieb."

So sprach sie, schon wieder in dem alten herzigen Plauderton; ich hörte stumm und verdrossen zu. Wenn die Sache so stand, wenn sie sicher war, daß der Herzog, mochte er sich jetzt noch so sehr sträuben, zuletzt nicht Nein sagen werde, weßhalb dann diese Sorge und Angst? weßhalb dann diese Verzweiflung, diese heißen an meiner Brust vergossenen Thränen? Auch sonst hatte der Herzog so Unrecht nicht: sie konnte warten, bis der Herr Gemahl da unten rebellisch wurde. Es hatte ja gar nicht den Anschein — sie gab es ja selbst zu — daß das so bald eintreten würde. Und wenn es eintrat und er zurückkam: seine Zimmer in dem großen Hause standen immer unbenutzt; sie betrat dieselben nie; sie brauchte sie auch hernach nicht zu betreten. Sie mochten so „neben einander hinleben", wie der Herzog sagte; was ging ihr dabei an ihrer Freiheit verloren? Und was an Freiheit sie bei der Scheidung gewinnen mochte, wem immer es zu Gute kam — ich war es sicher nicht. Wäre ich unsinnig genug gewesen, je daran zu zweifeln, der Kuß vorhin hätte mich eines Anderen belehren müssen. Ich hatte keine Erfahrung in diesen Dingen, bedurfte derselben aber auch nicht. Ich wußte, wie sie mich geküßt hatte, und wie ich sie geküßt haben würde, hätte ich gedurft.

„Und dazu kannst Du mehr, als irgend ein Anderer," sagte sie.

„Wozu?"

„Du bist verzweifelt unaufmerksam: den Herzog umzustimmen. Du darfst ihm jetzt schon sagen, was ihm Keiner sonst sagen darf. Und diese Deine Macht über — Dein Einfluß, wenn Dir das besser klingt, auf ihn, muß immer noch wachsen. Ja, ich

Blüthenzeit, ſchönſte Zeit.
Nach einem Oelgemälde von J. Sperl.

Digitized by Google

hoffe mehr; ich hoffe, und das ist mir ein gar lieber Gedanke, daß die Zeit kommt, wo Du mich für ihn entbehrlich machst, mich bei ihm ersetzest, und mehr als das. Was er braucht, ist ein Freund. Eine Freundin, eine Frau, und wäre sie zehnmal gescheiter und geistreicher, als ich arme unwissende, dumme Person, kann dem Geistreichen nicht folgen, wo er es am meisten braucht, am dringendsten verlangt, um nun seine Einsamkeit und Verlassenheit erst recht und sich doppelt unglücklich zu fühlen."

„Weil er sich unglücklich fühlen will," rief ich; „weil er aufhören müßte, sich als Herzog zu fühlen in dem Augenblicke, wo er sich nicht mehr einsam und verlassen wüßte, und deßhalb sorgfältig darüber wacht, daß dieser Augenblick doch nur niemals komme! Und ich soll das Kunststück fertig bringen, das Du Dir nicht zutraust? Ich versichere Dich, daß ich nicht um ein Haar breit mehr Einfluß auf ihn habe, als Renten oder irgend Einer von den Anderen; sogar weniger als sie, weil ich nicht so klug bin wie sie, und mit Ja und Nein und Nein und Ja Fangball spielen kann wie sie."

„Das glaubst Du ja selbst nicht," sagte Adele; „aber ich habe Dich mit meinen albernen Geschichten aufgeregt und werde mich ein ander Mal besser vorsehen. Jetzt gehst Du nach Haus und schreibst eine Scene in Deinem ‚Münzer', so eine, in der es recht fürchterlich über die armen Fürsten hergeht. Einen Handkuß erlaube ich Dir heute auch nicht mehr. Du bist unartig gewesen! Geh'!"

Und ich ging, Wuth und Verzweiflung im Herzen, mir zuschwörend, daß ich niemals wieder ihre Schwelle überschreiten wolle. Und dem Herzog schreiben wolle, zum Fürstendiener sei ich nun einmal nicht geschaffen, und zu einem Spielzeug halte ich mich für zu gut. Er solle sich ein anderes suchen und —

„Das glaubst Du ja selbst nicht," hörte ich in Adelens ruhig klarer Stimme.

Nun gut: dazu hatte ich vielleicht nicht den Muth. Aber eine Scene im „Münzer" wollte ich schreiben und ihm zu lesen geben, die mir den Absagebrief ersparen sollte!

„Das glaubst Du ja wieder nicht," sagte die klare Stimme.

Nein, ich glaubte es wieder nicht. Er würde mich deßhalb so wenig fortjagen, wie er es gethan trotz aller ähnlichen Veranlassungen, die ich ihm bereits gegeben, und bei denen er nie den Herzog herausgekehrt hatte, sondern immer der großherzige geistreiche Mann und freundliche Berather geblieben war.

Oder log ich mir vielmehr das jetzt vor und legte mir die Dinge zurecht, wie sie liegen mußten, und sah die Personen, wie ich sie sehen mußte um Adele's willen? Und wie sie nicht lagen und nicht aussahen, sobald ich Adele aus der Rechnung ließ, die dann auf keine Weise mehr stimmte?

Aber was war denn ich für sie, die mir Alles war und die Angel, in der sich für mich diese ganze höfische Welt drehte — was war ich für sie? Ein Nichts, ein Pudel, mit dem man spielt und den man ins Wasser schickt, wo es für Einen selbst zu tief wird; ein lieber Junge im besten Fall, bei dem man sich ruhig ausweinen kann, weil er ja doch geduldig still hält, und dem man nachher zur Belohnung einen Kuß giebt. Einen Kuß, mit dem man eben — liebe Jungen küßt, nicht bloß im Abendschatten verschwiegener Bäume, nein! vor aller Welt küssen dürfte, vor den Augen auch des Mannes, den man liebt, und der ja besser weiß, wie ihre Küsse brennen, ihre wahren Küsse!

So in den Alleen, den verschlungenen Gängen des Parkes, über den bereits die Nacht herabsank, irrte ich ohne Rast und Ruhe. Schon ein paarmal war ich am Schlosse gewesen und immer wieder umgekehrt in den Park hinein auf ihre Villa zu, bis ich das Licht aus den Fenstern schimmern sehen würde. Arme unglückliche Motte, ich! Als ob ich mir nicht schon die Flügel so arg verbrannt hätte! Was wollte ich denn noch? Ihre Verzeihung erbetteln? Nun, die würde sie mir wohl gewähren und, wenn ich gar sehr bettelte, noch einen Kuß! den ersten und — letzten! Das wußte ich! So hatte ich sie doch einmal geküßt, einmal an mein Herz gedrückt —

Nein, nein! auf diesem Wege lag Wahnsinn! Zurück, Unglücklicher, wenn Du noch einen Funken von Stolz in dir hast! wenn du dich nicht auf ewig verachten und hassen sollst, wie du dich ihr verächtlich und hassenswerth gemacht hättest!

Und bereits wieder — zum zehnten Male vielleicht — angesichts der Villa, aus deren Salon jetzt wirklich das Licht der Lampe von ihrem Arbeitstische schimmerte — ich kannte die Stelle so genau! — kehrte ich um wie Einer, der ein Verbrechen begehen will und den plötzlich der Muth zur That verläßt. In halber Sinnlosigkeit war ich so schon eine Strecke fortgerannt, bevor ich merkte, daß ich nicht den Weg zum Schloß, sondern zur Stadt eingeschlagen hatte. Die Wege glichen sich freilich sehr und der eine war so einsam wie der andere. Es war ja auch ganz gleich, wohin ich ging. An Arbeiten war doch nicht zu denken. Der Herzog, der morgen in der Frühe auf acht Tage nach Berlin wollte und in sehr ungnädiger Stimmung war (er war es immer, wenn er nach Berlin mußte), hatte für heute Abend jede Gesellschaft abgesagt. Ich hatte eine dunkle Erinnerung an ein Rendezvous, das ich mir mit Renten und dem Lieutenant von Brink in einem Restaurant der Stadt gegeben. Also zur Stadt!

Plötzlich stand ich still. Auf dem immer noch völlig verlassenen Wege kam mir Jemand sehr raschen Schrittes entgegen. Es mochte Renten sein, der mich von Frau von Trümmnan abzuholen kam. Mit meinem schlechten Gewissen wollte ich aber gerade jetzt nicht von daher kommen; lieber mochte er sich dort sagen lassen, daß ich bereits seit einer Stunde fort sei. Dies und was es sonst noch war, ging mir durch die Seele, und in demselben Moment hatte ich mich, der ich so schon hart am Rande des Weges schritt, an den dicken Stamm eines Baumes gedrückt, bereit, im Falle mich Renten doch bemerken sollte, einen Scherz aus der Sache zu machen. Aber der da kam, bemerkte mich nicht, und es war nicht Renten. Als der Mann ein wenig an mir vorbei war, hatte ich in dem Dämmerschein des Mondes, der eben jetzt durch die Wipfel zu scheinen begann, seine Gestalt hinreichend deutlich gesehen. Es mußte ein Fremder sein. Ich kannte ja so ziemlich Jeden in der kleinen Stadt, und auch die Tracht war anders gewesen, wenigstens kein sommerlicher Promenadenanzug, eher ein Reisekostüm. Vor einer Viertelstunde hatte der Eilzug auf der großen Linie von Norden nach Süden die Stadt passirt. Jemand, der so schnell ging, wie der Fremde, konnte sehr wohl die Strecke vom Bahnhof durch die Stadt auf dem kürzeren, ja auch um die Stadt herum auf dem längeren Wege durch den Park zurückgelegt haben. Was aber suchte er hier, wo auf herzoglichem Terrain kein Haus mehr lag, nur noch Adele's Villa? (Fortsetzung folgt.)

Noch heute „das geheimnißvolle Grab".

Neue Studien und alte Erinnerungen von Friedrich Hofmann.

(Fortsetzung.)

Für den Genuß der frischen Luft im Freien sorgte der Graf noch in anderer ebenfalls außerordentlicher Weise. Er miethete vom Pächter einen von Buschwerk und alten Weidenstämmen umgebenen Grasgarten unweit des Schlosses, den er mit Fichtenreisig und Dornbüschen noch dichter umgeben und durch eine acht Fuß hohe Brettereinfassung ringsum für jedes Späherauge unnahbar machen ließ. Der Weg vom Schloß führte über eine Brücke (über den Rodachbach) und einen Steg über einen alten Wallgraben zum Garteneingang. Der Thür gegenüber versperrte eine Hecke den Einblick in den Garten, in welchem zur Linken und Rechten Rieswege der Umzäunung entlang liefen. Einige Ziersträucher und Blumengruppen in der Mitte der Rasenfläche deuteten an, daß man sich in einem Garten befinde. Sollte nun die Promenade der Gräfin beginnen, so stellte die Botin sich vor die Schloßthür und schritt, sobald sie merkte, daß die Gräfin das Schloß verlassen hatte und hinter ihr stand, vorwärts, ohne sich umzusehen, bis an die Gartenthür. Diese schloß sie auf und nahm eine solche Stellung hinter der Thür ein, daß sie die in den Garten schlüpfende Gräfin nicht sehen konnte. Während der Gartenpromenade, die, je nach Jahreszeit und Witterung, ein bis zwei Stunden dauerte, stand der Graf mit Fernrohr und Gewehr am Fenster Wache. Wollte die Gräfin ins Schloß zurück, so warf sie ihr Taschentuch in die Höhe, der Graf gab der Botin ein Zeichen, und der Herweg wurde in derselben Weise wie der Hinweg zurückgelegt.

Wir kommen nun zu einem sehr dunklen Punkt, zu der Frage: womit beschäftigte sich das eingeschlossene, stets nur auf sich selbst angewiesene Weib in all den Stunden, welche nicht durch Schlafen, Essen und Trinken, Spazierenfahren oder die Gartenpromenaden ausgefüllt worden sind?

Auf welchen Bildungsgrad ist nach Allem zu schließen, was man aus ihrem Munde gehört hat und was man in ihrem Nachlaß fand?

Kann man doch nicht einmal herausfinden, welches ihre Muttersprache war. Ist sie eine Französin gewesen, welche Deutsch erst gelernt hat, oder keine Französin, so daß es als Hinweis auf höhere Bildung gelten könnte, wenn der Graf von ihr sagt: „Sie sprach sehr gut französisch"?

In des Grafen Absicht lag offenbar die Verbreitung der letzteren Annahme. Deßhalb theilte er der Wittwe des Pfarrers Kühner (mit welcher er die mit ihrem Manne gepflogene Korrespondenz bis zu seinem eigenen Ende fortsetzte) einst einen Brief mit, welchen die Dame schon am 22. September 1808, also in der ersten Hildburghäuser Zeit, ihm zum Geburtstag geschrieben haben soll und auf den er so hohen Werth legte, daß er „ein solches Blatt nur der schwesterlichen Treue seiner Korrespondentin anvertraute."

Ich habe diesen Brief in der Hand gehabt. Er war wie von unbehilflicher Kindeshand geschrieben und voller Fehler. Auffällig war gleich die Anrede: „Lieber guter Ludwig!" Diesen Taufnamen des Grafen haben wir nirgends wieder gefunden. Der Brief fährt fort: „Ich wünsche Dir zu Deinem Geburtentage viel Glück und Segen ꝛc." Beachtenswerth ist der Schluß: „Ich weiß, daß meine Lage schrecklich war und ich danke Dir nochmals. Behalte mich lieb, lieber Ludwig. Ich verbleibe im Schutze Maria's und dem Deinen! Deine arme Sophia bis ins Grab."

Diesem deutschen Briefe widerspricht jedoch das römisch-katholische Gebetbuch der Dame, das ein französisches war: „La dévotion journalière etc.", gedruckt 1756. Erbauungsbücher wählt man doch nur in der Muttersprache. Daher ist es höchst gewagt, die Gräfin wegen ihres guten Französisch emporzuheben. Man kommt in Gefahr, neben jenen klugen Mann gestellt zu werden, der sich so sehr darüber wunderte, daß in Paris die kleinen Kinder auf der Straße schon französisch sprechen.

Wenn aber der Graf in derselben Mittheilung sagt, daß die Dame „nur ein Mal im Jahr mit der Feder schrieb und nach ihrer vorletzten Krankheit auch dies unterließ", so wirft dies ein böses Licht auf das geistige Leben der „armen Sophia". Und wenn ich an das Spielzeug gedenke, das mir als von ihr benutzt auf dem Berggarten gezeigt worden ist, so kann ich nicht mehr daran zweifeln, daß ein vielleicht glücklich begabter Geist durch die Qual der entsetzlichen Einsamkeit endlich verkümmert und verkommen ist. Man bedenke nur Eines! Vergeblich habe ich früher auf dem Berggarten und jetzt wieder bei Dr. Human nachgeforscht, ob denn die Dame gar keine weibliche Bedienung gehabt habe. Niemand weiß etwas davon. Wir wissen nur, daß erst auf ihrem Sterbebette die Botin ihr als Pflegerin zugelassen wurde, und wir wissen auch, daß diese für solches Vertrauen acht Jahre lang das Schloß nicht verlassen durfte und einen gewissenschweren Tod zu erleiden hatte. Aber war es denn möglich, daß die Dame beim Anprobiren und Anziehen der vielen neuen Kleider allein fertig werden konnte? Oder bediente der Herr Graf „Allerhöchst-Sie" auch als Kammermädchen, wie man ja weiß, daß er sie oft auf einem Rollstuhle durch alle Zimmer fuhr? Ich frage jedes Frauenherz: welche Freude konnte das eingeschlossene Weib an all der Kleiderpracht haben, wenn sie die Lust an der Beschauung und die Bewunderung der Pariser Herrlichkeiten mit keinem andern weiblichen Wesen theilen durfte? Wenn ihr nichts möglich war, als in dem neuen glänzenden Staat höchstens vor den Augen ihres „Herrn Ludwig" durch die vielen Zimmer zu spazieren oder tief verschleiert im verhängten Wagen damit auszufahren? Mußte unter solchem Drucke nicht nach und nach der Geist, der nach Unterhaltung, nach Zeitvertreib suchte, bis zum Kindischen hinuntersinken?

Man wirft zwar ein, daß der Graf für die Dame Jahre lang die „Leipziger Modezeitung", das „Journal des Dames" gehalten und daß sie auch französische und deutsche Klassiker gelesen habe. Jene Zeitungen haben doch wohl nur wegen der Modebilder Interesse gehabt; für die Lektüre deutscher Klassiker bringt man ein einziges Beweismittel auf: im Nachlaß der Gräfin fand sich ein Heftchen der Groschenbibliothek, welche damals vom Bibliographischen Institut, das 1828 von Gotha nach Hildburghausen übergesiedelt war, in Hunderttausenden von Exemplaren gedruckt und verbreitet wurde. Auch dieses Heftchen habe ich in der Hand gehabt, kann mich auf den Inhalt aber nicht mehr entsinnen und weiß nur, daß einzelne Verse mit Bleistift stark angestrichen waren. Womit will man aber beweisen, daß diese Striche von der Gräfin herrühren und daß sie das Heftchen selbst gelesen hat? Der Graf hatte acht Jahre Zeit, in das für die Dienerschaft stets verschlossen gehaltene Zimmer der Dame abzulegen, was er einst dort finden lassen wollte, wie er Manches daraus entfernte, was eben nicht dort gefunden werden sollte. Dafür gleich ein Beispiel.

Wenn es irgend Etwas gab, das einer zur Einsamkeit gezwungenen Seele in würdigster Weise Unterhaltung, Trost und Erhebung bieten konnte, so war es die Musik. Wirklich erzählte der Graf, daß die Dame in den ersten Jahren ihres Aufenthaltes bei ihm Klavier gespielt habe. Nach Eishausen kam ein solches Instrument nicht, dagegen weiß Kühner, daß in einem Hinterzimmer des Schlosses eine — Drehorgel stand. Dieses Instrument hat sich dann allerdings im Nachlaß der Dame nicht vorgefunden. Aber gehört hat man es doch wohl, wie man oft auch ein äußerst helles Lachen der Dame gehört haben will, das man der Lustbarkeit zuschrieb, wenn sie einige ihrer vielen Katzen in einem Kinderwagen von ihren Hunden durch die Zimmerreihen fahren ließ. Der Nachlaß bezeugte diese Freuden durch die blauen Halsbänder der Katzen mit den eingestickten Namen derselben, wie Agathe, Zemira, Lilli, Zette ꝛc. Und wenn sie dieses Spieles satt war, so spielte die Arme mit dem vielen Geld, das ihr immer zufloß, ohne daß sie es verwenden konnte. Sie nähte sich viele Seidenbeutelchen zusammen, in welche sie alle die Friedrichsd'or, holländischen Dukaten, Kronen- und preußischen Thaler, Species und Silberkreuzer steckte und die man in allen Ecken ihres Zimmers umhergestreut fand. — Und zwischen diesen Spielereien der Verzweiflung in der trostlosen Einsamkeit — wer zählte die ernsten Stunden, von welchen diese arme Seele gemartert werden mußte, sie, die nicht einmal in der Einsamkeit der Natur ihre schwermüthigen Lieder so laut singen durfte, daß ein anderes Menschenohr sie hätte erlauschen können! —

Der Tod war endlich ihr Erlöser. Sie war am 25. November 1837, Abends zehn Uhr, gestorben, — wie man sagt, in Folge einer Erkältung, die sie sich an einem rauhen Herbsttag in dem sogenannten Garten zuzog. Der Graf hatte ihr Zeichen zur Rückkehr übersehen, und als man sie endlich suchte, war sie ohnmächtig zusammengebrochen. Trotz alledem wurde kein Arzt gerufen — und noch weniger ein Geistlicher: die Arme nahm, wie Squarre und die Botin, das Geheimniß ihres Lebens mit in die Gruft. — Aber derselbe schwere Tod wartete auch auf ihn! —

Das Begräbniß der „Frau Gräfin Lavel", wie die Todte noch in dem Bericht genannt wird, welchen vor der herzoglichen Ephorie zu Hildburghausen der Todtengräber Knoll darüber zu Protokoll gegeben, fand am 28. statt, nachdem die Eishäuser Leichenfrau drei Tage und drei Nächte bei der Todten Wache gehalten hatte. Früh vier Uhr wurde der Sarg, in welchen am Abend vorher die Leiche, ohne Anwesenheit des Grafen, gebettet worden, auf den Hildburghäuser Leichenwagen gebracht. In einem zweiten Wagen nahmen die beiden Diener des Grafen, Gebrüder Schmidt, und die Leichenfrau Platz. Sechs Träger begleiteten mit Fackeln die stille Fahrt durch Steinfeld und über den hohen Stadtberg hinüber. Sicherlich stand der nun befreite Wächter des Geheimnisses am Fenster und verfolgte mit dem Fernrohr den Zug, bis für ihn die letzte Fackel in der Nacht verschwand.

Gegen sechs Uhr kam der Zug auf der Marienstraße an der Stelle an, wo der Weg zum Berggarten hinaufführt. Hier wurde der Sarg auf eine Bahre gehoben und nun an einem mir wohlbekannten alten Holzbirnbaum vorüber hinauf ins Haus getragen. In der Halle ließ der ältere Schmidt nun den Sargdeckel aufheben, bis Alle die Leiche gesehen hatten. Dann trug man den Sarg an die Gruft — und versenkte ihn ohne einen Klang von Trauermusik, ohne einen Ton Gesang, ohne einen letzten Spruch des Segens. Nur der Todtengräber „hat ein Vaterunser gebetet und das Grab bedeckt und die Erde geordnet". Es ist ein wohlthuendes Gefühl, daß die stille Stätte an den treuen Dienern Schmidt und seiner Frau wenigstens liebevolle Pfleger gefunden, sonst müßte man auch hier ausrufen:

„O Gott, wie muß es einsam sein
In einem solchen Grabe!"

Diesem stillen Frieden gegenüber war im Schlosse des Grafen stürmische Unruhe eingedrungen. Seine Aeußerung gegen die Dienerschaft, als die Gräfin todt war: „Was sage ich nun, sie war doch nicht meine Frau?" — lag auch in der Antwort, die er dem Pfarramt gab, als dasselbe um den Leichenschein und die Personalienangabe der Verstorbenen bat, und welche lautete: Man möge ihm die Namhaftmachung erlassen, die Verstorbene sei nicht seine Gemahlin gewesen, er habe sie nie dafür ausgegeben. Um so mehr fand nun das Hildburghäuser Kreis- und Stadtgericht sich verpflichtet, einzuschreiten. Dies voraussehend hatte der Graf den „seiner Gefährtin eigenthümlich gehörigen Nachlaß" in einem Zimmer nach Südost aufspeichern lassen, wo derselbe auch verzeichnet und versiegelt wurde; er selbst ließ sich wegen seiner Abwesenheit von dieser Procedur bei der Gerichts-Deputation mit seinem Unwohlsein entschuldigen. Als aber das Gericht auf Mittheilung der Personalien der Verstorbenen drang, erklärte er: „Keine Macht der Erde soll mir mein Geheimniß entreißen; ich nehme es mit ins Grab!" Er besteht zugleich auf unbedingte Entsiegelung des Nachlasses, weil er das „dem Andenken der Verstorbenen schuldig sei". Endlich muß er doch den Anforderungen der Gesetze sich fügen, und so läßt er sich zu einer Angabe unter der Bedingung herab, daß sie bis nach seinem Tod geheim gehalten, namentlich zu keinem gerichtlichen Aufruf nach den Erben benutzt werde. Und worin besteht diese Angabe? Mit ihr schrumpft das große Geheimniß, schrumpft „Allerhöchst-Sie" mit all der fürstlichen Kleider- und Schmuckpracht, Haltung und Bedienung zusammen in eine einfache: „Sophie Botta, ledig, bürgerlichen Standes, aus Westfalen, 58 Jahr alt." —!—

Ob diese Enthüllung Glauben fand? Wir bezweifeln es, aber dennoch geschah die Entsiegelung, der Graf behielt den Nachlaß, zahlte den Taxwerth, der gerichtlich deponirt wurde, und Edikalien für die Erben unterblieben aus Rücksicht auf den Wohlthäter des Landes „bis auf Weiteres".

Die äußere Beunruhigung des Grafen hatte nun ein Ende, ob auch die innere? Man hat Anzeichen, dies zu bezweifeln. Von dem Augenblick an, wo er die als „Gräfin" geehrte Mitbewohnerin des Schlosses für eine „ledige und bürgerliche" Dame aus Westfalen erklärt hatte, war ein Schatten mehr auf den vom Geheimniß schon genug umdunkelten Mann gefallen und der lang unterdrückten Fama im Volke die geschwätzige Zunge gelöst. Der Graf fühlte offenbar die Nothwendigkeit, durch Annäherung an einen in den höchsten wie niedrigsten Kreisen verehrten Mann und durch Einblicke, die er demselben in seine Vergangenheit gestattete, einen Anhalt gegen den Wandel der öffentlichen Meinung zu finden. Dieser Mann war der schon genannte Obermedicinalrath Hohnbaum in Hildburghausen, dessen Urtheil wir sehr hoch zu halten haben. Er fand den alten Herrn zwar körperlich leidend, aber geistig stark, „von ungebrochener Willenskraft, bereit, das Aeußerste zur Bewahrung seines Geheimnisses zu wagen; der geistige Blick so frei und beweglich, wie der eines Mannes, der eben erst von dem dichtesten Marktgewühl des politischen und wissenschaftlichen Lebens heimkommt." Ich setze diese Anerkennung um so lieber hierher, als ich in die unbedingte Verherrlichung des Grafen, deren Kühner und Human sich befleißen, noch immer nicht einstimmen kann. Mit den größten geistigen Vorzügen, hoher Begabung, gründlicher Wissenschaftlichkeit, reicher Welt- und Lebenserfahrung und einer glänzenden Beredsamkeit — ist auch die Eigenschaft eines selbst zur Grausamkeit gegen Andere fähigen Egoisten vereinbar; und daß ein Mann, welcher mit so unerschütterlicher Festigkeit, wie der

Graf, nur ein Ziel im Auge hat, im rücksichtslosen Dienst für dasselbe es auch mit der Wahrheit nur so lange halten kann, als nicht ihr Gegentheil für seinen Zweck geboten ist, — auch dafür bietet die Geschichte des Geheimnißvollen Belege. Nicht den Arzt hatte der Graf gernsen, sondern den Mann voll hoher Lebensweisheit. Ihm erzählte er Das aus seiner Jugendzeit, was wir oben bereits angeführt haben. Er ging aber weiter, sagte, daß er in Weimar und Jena zu Schiller's Zeit gewesen und mit Loder enger bekannt geworden sei. Endlich erwähnte er auch die Todte bei einer Reise nach Wien zu Kaiser Alexander. „Denken Sie," sprach er, „damals war die Dame schon bei mir; ich mußte unaufhaltsam mit Kurierpferden reisen; die Dame konnte ich nicht verlassen, sie mußte mich begleiten, und Niemand durfte ihr Dasein ahnen." — Später äußerte er: „Ich wollte Sie für die Kranke als Arzt rufen lassen, doch sie wollte das nicht, hätte auch Opfer von Ihnen verlangt" — und als Hohnbaum erwiderte, ein Arzt sei gewohnt, Geheimnisse zu bewahren, fuhr der Graf auf: „Herr, Sie wissen gar nicht, welche Verantwortung Sie auf sich genommen hätten, wenn ich Sie zu dieser Dame geführt hätte!" — Stimmt diese Bedeutung der Todten wirklich zu der bürgerlichen Mamsell Botta aus Westfalen?

Wenn auch der alternde Herr jetzt nicht mehr so oft, wie früher, mit dem Fernrohr zu den Fenstern eilte, wenn Frachtfuhren oder Post- und andere Wagen auf der Chaussée sich dem Dorfe näherten, so konnte er doch nie zur inneren Ruhe kommen. Wie sicherlich schon früher (bei der Vermeidung des persönlichen Verkehrs mit Pfarrer Kühner!) fürchtete er als die letzte Gefahr für sein Geheimniß — sich selbst! Klagte er doch nach der allerdings fünfstündigen Unterhaltung mit Hohnbaum seiner Korrespondentin: „Es geht mir wie den Nonnen; wenn sie einmal sprechen dürfen, so sprechen sie zu viel." Und wirklich erhielt Hohnbaum keine zweite Einladung. — Zu Anfang des Jahres 1843 hat er, zum Behufe einer Testamentserrichtung, den Chef des Hildburghäuser Kreis- und Stadtgerichts, Justizrath Rommel, zu sich. Auch dieser hat in dem Greis „einen sehr feinen, hochgebildeten und über seine Umgebung auf das Genaueste unterrichteten Mann" zu bewundern; es entspinnt sich eine sehr anregende Unterhaltung, aber — war es Scheu vor einer Erörterung persönlicher Verhältnisse? — zu einem Testament kam es nicht.

Wir nahen dem Ende dieses Trauerspiels ohne Schluß. Von der Gicht heimgesucht, trat der Greis in das Jahr 1845. Als er die Gefahr seines Zustandes erkannte, stieg seine Unruhe von Tag zu Tag, und endlich sahen, hörten und — rochen die Diener, daß er in hastiger Thätigkeit war: er räumte auf! Der Geruch verbrannter Papiere durchdrang alle Räume. In den letzten Tagen und Nächten rief er oft den Namen seiner früheren Dienerin Johanna aus, der alten Köchin, welcher er 26 Jahre lang so Vieles erzählt hatte, die vor wenigen Wochen gestorben war und deren Tod ihn so sehr zu beruhigen schien. Sehr oft hörte man ihn sagen: „Daß ich doch zu keinem Entschluß kommen kann!" Zu Johann Schmidt, der mit Frau und Kindern bereits im Schloß wohnte, ließ er auch die Schmidts vom Berggarten herbeiholen, und am 6. April befahl er Simon Schmidt mit Schreibzeug zu sich. Er wollte ihm seinen letzten Willen diktiren. Abermals vergebens. — der schwere innere Kampf dauert fort; am 7. befiehlt er, einen Boten zum Gericht zu senden, aber kaum ist der Bote auf dem Weg, so muß er zurückgerufen werden, und das wiederholt sich mehrmals, bis die Ermattung Herr über den Sterbenden wird. Da spricht er noch: „Wenn ich sterben sollte, wird man einen öffentlichen Aufruf erlassen; darauf wird eine Dame kommen, denn der einzige männliche Erbe, den ich hatte, ist verunglückt, dann werdet Ihr sehen, daß für Euch gut gesorgt ist." Mit diesen Worten, von deren letztem, verheißenden Theil sich später nichts bewahrheitet hat, beschließt er sein Leben. (Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Ludwig Börne's Gedenktag. Am 6. Mai 1786 wurde als eines jüdischen Wechslers Sohn in Frankfurt am Main Ludwig Baruch geboren, der bei seinem Uebergange zum Christenthum den Namen Ludwig Börne annahm. Ein Jahrhundert ist seit seiner Geburt verflossen, fast ein halbes Jahrhundert seit seinem Tode (1837). Und noch immer ist sein Angedenken lebendig bei den Zeitgenossen; man ehrt in ihm einen unbeugsamen politischen Charakter, der in der Zeit des deutschen Bundestags anfangs die Principien des Liberalismus, später die des Radikalismus mit Begeisterung vertreten und wie wenige Andere den Haß der Metternich und Genß auf sich geladen. So sehr die Zeiten sich geändert, so sehr das deutsche nationale Bewußtsein erstarkt ist, so wenig eine Schrift wie Börne's „Menzel, der Franzosenfresser" jetzt noch für den Ausdruck der herrschenden Gesinnung gelten darf: Börne ist durch die Schärfe und Energie seines Stils, durch die Verschmelzung des Charakters und der politischen Richtung und Gesinnung, die er gerade deßhalb mit seltener Schlagkraft zum Ausdrucke brachte, ein leuchtendes Vorbild der späteren Publicistik geworden. Immerhin läßt es sich nur so erklären, daß ein Autor, der nie ein größeres zusammenhängendes Werk verfaßt, der nur Skizzen und Humoresken, Theaterkritiken, Reisebriefe und publicistische Artikel und Ergüsse veröffentlicht hat, einen so breiten Platz in unserer Litteraturgeschichte einnimmt. Wie anmuthend freilich sind seine Humoresken im Stil Jean Paul's, dem er eine so glänzende Denkrede gehalten, wie einflußreich jene geistvollen dramaturgischen Berichte, die nicht nur damals Aufsehen erregten, sondern noch jetzt Muster sind für die geistreiche und witzige Feuilletonkritik, und welch ein Feuer politischer Parteibegeisterung lodert in seinen „Briefen aus Paris"! Er war ein Vorkämpfer der modernen Litteraturepoche, ein Patriot im Sinne des Tacitus, der die Schwächen seines Volkes und seiner Zeit geißelte, nicht mit schadenfrohem Hohne, sondern aus echter Vaterlandsliebe. So wird unsere mit Kränzen so verschwenderische Zeit wohl einen Kranz übrig haben für den Grabstein auf dem Père-Lachaise, das schlichte Erinnerungszeichen des vereinsamten deutschen Politikers, das sich schüchtern neben den glänzenden Mausoleen der französischen Staatsmänner und Generale erhebt. G.

Blüthenzeit, schönste Zeit. (Mit Illustration S. 321.) Ich denke eines Frühlingsspaziergangs, indem ich unser Frühlingsbild betrachte. Vor Jahren war es. Ich wanderte einsam, abseits einer Stadt in ländlicher Natur. In der Nähe keine Menschenstimme, nur Ammernruf und Lerchensang und der stille, sonnige, geheimnißvoll sich entfaltende Lenz. Ich schritt einen Hohlweg mit mannshohen Böschungen entlang, rechts oben von einer Hecke aus Hainbuchengebüsch begleitet.

Da rührte es sich hinter der Hecke, und ich sah auf und sah hinter der undichten sprossenden Hecke grelle Farben von Kinderkleidern. Leise stieg ich aufwärts, denn ich belauschte gern Kinder.

Im Durchblick sah ich, was mir unvergeßlich eingeprägt ist. Eine blumige Wiese, darin zwei Blumen pflückende Kinder. Fünf Schritte vor mir aber kauerte ein süßes Geschöpf von vier Jahren, ein Blondkopf mit ernsthaften großen, blauen Augen, steif wie eine wendische Bauernbraut bei der Brautschmückung, und eine ältere Gespielin kniete vor ihr und steckte ihr das Haar voll Veilchen, Gänseblumen und Butterblumen. Ernsthaft und schweigend wurde die Arbeit verrichtet. Die Schattenstreifen und Schattenflecken von der Hecke fielen auf die Gruppe, nur das runde Rosengesichtchen mit den Blumen über sich leuchtete von Sonne.

Ich machte eine unvorsichtige Bewegung, und die großen blauen Kinderaugen wandten sich zu mir her, und über das Gesichtchen lief ein strahlendes Lächeln.

Ich hätte es küssen mögen, dieses Kind, aber ich that es nicht. Ich stieg in den Hohlweg nieder, und mein Herz sprach:

Das ist der Frühling! V. V.

Sprechsaal.

Auf die Frage 10 unseres Sprechsaals, landwirthschaftliche Lehrinstitute für Damen betreffend, werden uns folgende Anstalten genannt:

Haushaltungs- und Molkereischule zu Roggenburg (Bayern);

Haushaltungsschule Kloiterberg (geleitet von Schulschwestern de N. D.) für Mädchen am Maria-Hilf-Berg bei Amberg.

Zur Frage 13, die Reinigung der Fußböden von Lackanstrich betreffend, erhalten wir folgende Zuschrift: „Man kauft zuerst eine gute Reisbürste mit 8 bis 10 Centimeter hohem Rücken; gewöhnlich muß man sie erst machen lassen; der Rücken ist deßhalb so hoch, damit die Hände der Waschenden so wenig wie möglich mit dem Wasser in Berührung kommen. Dann kauft man beim Materialisten (oder Droguisten) für eine Mark (50 Kreuzer) „Aetznatron". Davon thut man ein eigroßes Stück in ein halbliter großes Töpfchen, gießt heißes Wasser darauf, schüttet's nach einem Weilchen, wenn's ein bischen zergangen ist, auf den Fußboden, reibt diesen tüchtig mit der Bürste, spült mit warmem Wasser und einem Waschsetzen ab und geht so Parkette um Parkette weiter, wäscht das Zimmer zwei- oder dreimal, bis der Boden desselben weiß ist." Eine Abonnentin in P.

Frage 14: Bei meinem Konversations-Lexikon (Halbfranz-Einband) sind schon seit längerer Zeit an verschiedenen Bänden auf dem Rücken und den Deckeln Spackflecke stark vorhanden und trotz sorgfältiger Behandlung nicht fortzubringen gewesen. Sollten dennoch diese Flecken nicht durch irgend ein Mittel zu beseitigen sein und die noch nicht damit behafteten Bände davor verschont werden können?

Frage 15: Wie kann man Schalen und Grus von geröstetem Kaffee verwerthen?

Kleiner Briefkasten.

(Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.)

A. O... h in D. Der von Ihnen genannte Vorverein hat sich aufgelöst. — Eine lesebende Schrift über Arbeiter-Vorvereine ist die folgende: F. Schneider, „Mittheilungen über deutsche Vorschußvereins-Kassen, mit Bezug auf den Schulze-Leipzig". (Leipzig 1859, Julius Klinkhardt.)

Oberlahnstein. Die Namensunterschrift des der „Monatsschrift für Pilzkunde" betreffenden Briefes ist so unleserlich, daß uns direkte Antwort unmöglich ist.

K. L. in Wien. Auf die betreffende Anfrage paßt das, was in dem Artikel „Briefliche Curen" gesagt worden ist. Wenden Sie sich an einen Arzt.

R. H. Wir danken Ihnen für die Mittheilung, daß auch der Stettiner Touristen-Klub Winter-Ausflüge veranstaltet.

J. H. B. Jahrgang 1866 ist vergriffen, Jahrgang 1867 können Sie durch jede Buchhandlung beziehen.

E. L., Elisabeth in L. und **Ernst Sch.** in C. Nicht geeignet.

Gemäldeverkauf. Die Unterschrift Ihres Briefes ist völlig unleserlich. Geben Sie uns Ihre Adresse deutlich an, dann werden wir Ihnen brieflich antworten.

Inhalt: Die Vera-Nipe. Novelle von Stefanie Keyser (Fortsetzung). S. 313. — Bilder von der Ostseeküste. Danzig. Von Fritz Werner. S. 313. Mit Illustrationen S. 313, 313, 313 und 314. — Erinnerungen an den Dichter des „Ekkehard". S. 314. Mit Portrait S. 316. — Die Ausstellung des Ornithologischen Vereins in Wien. S. 317. Mit Illustrationen S. 317 und 318. — Was will das werden? Roman von Friedrich Spielhagen (Fortsetzung). S. 318. — Noch heute „das geheimnißvolle Grab". Neue Einsicht und alte Erinnerungen von Friedrich Hofmann (Fortsetzung). S. 320. — Blätter und Blüthen: Ludwig Börne's Gedenktag. S. 324. — Blüthenzeit, schönste Zeit. S. 324. Mit Illustration S. 321. — Sprechsaal. — Kleiner Briefkasten. S. 324.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redakteure Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger, Druck von A. Wiede, sämmtlich in Leipzig.

No. 19. 1886.

Die Gartenlaube.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Begründet von **Ernſt Keil** 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Frühlingslied.

Frühling, Frühling iſt es wieder!
Knoſpen treiben Buſch und Baum,
Veilchen ſprießt, es blüht der Flieder
An des flinken Bächleins Saum.

Frühling, Frühling iſt es wieder!
Jubelt's rings mit ſel'gem Schall,
Frühling! ſchmettern eure Lieder,
Lerche, Fink und Nachtigall.

Frühling, Frühling iſt es wieder!
Tönt's lobſingend himmelwärts,
Und die Liebe ſchwebt hernieder
Ins beglückte Menſchenherz.

Albert Hartung.

Digitized by Google

Die Lora-Nixe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von **Stefanie Keyser.**

(Fortsetzung.)

Ein anderes Bild rollte sich auf dem Kurplatz auf. Derselbe war mit Reitern und Equipagen bedeckt. Die Treiber der Maulthiere trugen Fackeln, deren rothes Licht auf die in Plaids und Burnus eingehüllte Gesellschaft fiel.

„Siehst Du Heino nicht?“ fragte Frau von Blachrieth, die durch ihr Nichterscheinen am Fenster eine Demonstration nach außen zu machen suchte.

Es dauerte eine Weile, ehe Hedwig antwortete; dann gab sie mit etwas zitternder Stimme Bescheid:

„Er hob eben eine Dame von einem Schimmel. Jetzt sehe ich ihn nicht mehr. Die Gesellschaft geht aus einander.“

Die Fenster des Kurhauses erhellten sich. Balkonthüren wurden geöffnet; Schatten glitten in den erleuchteten Bogen hin und wieder. Vor dem Lora-Flügel drängten sich dunkle Gestalten.

Im nächsten Augenblick enthüllten sie sich als die Musikkapelle, die zu einer Serenade zusammen getreten war. Das Heine'sche Lied: „Du hast Diamanten und Perlen“, sendete seine schmeichelnden Vorwürfe und Bekenntnisse zu Leonorens Fenster empor.

„Da läßt gewiß Heino der schönen Paloty ein Ständchen bringen,“ sagte Hedwig.

„Ach, Heino soll auch an Allem schuld sein,“ erwiderte unmuthig die Tante. „Ich glaube, da schlägt es schon zehn Uhr. Wenn der Geheimerath, der mich um neun schon im Bett wissen will, diese Nichtbefolgung seiner Verordnung erführe! Mußte denn auch der robuste Hauptmann kommen und mich um eine Stunde Ruhe und vielleicht um den Erfolg der ganzen Kur bringen? Gute Nacht, Hedwig. Du bist gewiß auch todmüde und wirst schlafen wie ein Marmottchen.“

Frau von Blachrieth hatte wieder mit ihren Vermuthungen daneben geschossen. Hedwig war gar nicht müde. Sie stand neben dem Gueridon, auf dem Georg's Hut gelegen hatte, und zersann sich den Kopf, warum der eben noch so heitere, kecke Mann plötzlich so verändert sich von ihr gewendet haben könnte.

Es dünkte sie, als dufte es wie frischer Wald im schwülen Zimmer. Ein grüner Zweig lag auf dem Boden; es war der Bruch, mit dem heute Morgen Georg nach einem glücklichen Schuß seinen Hut geziert hatte, wie er ihr vorhin, den weidmännischen Schmuck entschuldigend, erzählte.

Sie hob ihn auf und strich mit den kühlen Blättern über ihr heißes Gesicht. Ihre Lippen berührten ihn leise. Sie sah sich erschrocken im leeren Zimmer um und verbarg den Zweig in ihrem Spitzentuch, als sie in ihr Schlafzimmerchen hinüber schlüpfte.

Und Hedwig schlief auch nicht wie ein Marmottchen.

Es wurde in dieser Nacht, die dem St. Johannistag voraus ging, überhaupt nicht viel Ruhe im Lora-Thal.

Droben im Gebirge legten die Bäuerinnen ihren langhärtigen Ziegen neue Halsbänder um, an welchen sie dieselben in der Morgenfrühe, bevor noch ein Sonnenstrahl das Wasser getroffen hatte, in das Bad zu führen gedachten, das für das ganze Jahr vor Krankheit schützen sollte. Drunten im Lora-Grund striegelten die Knechte des Hauses Ausdermauer ihre Pferde, um sie recht schmuck in die heilkräftige Schwemme reiten zu können. Alle Frauen, die hübsch bleiben wollten, stellten Krüge bereit, das alte Heilawac damit zu schöpfen, das alle Fältchen aus dem Gesicht hinweg wusch.

In Jungbrunnen schmückten die Hausbesitzer die Pforten mit Birken, bekränzten die Schiffer ihre Kähne; und selbst der Nixe, die als Wetterfahne auf dem Schifferhaus sich drehte und mit einem Bogen zielte, wurde ein Strauß in die kampflustigen Hände gedrückt.

Längs des Flußufers arbeiteten Feuerwerker mit ihren Raketen und Leuchtkugeln; auf den Bergspitzen schichteten Waldhüter hohe Holzstöße zu den Freudenfeuern, und auf der Wiese wurde der Platz zu einem Eselswettrennen abgesteckt. Denn der jetzige Pächter der Spielbank wollte den Festtag der Lora zu seinem alten Glanze erheben.

Die geheimnißvolle Mittsommernacht ging ihrem Ende zu. Noch strahlten die Sterne, noch lag Finsterniß in Schlucht und Wald. Aber im Osten lichtete sich schon der Himmel, und die Wellen des Flusses begannen bereits zu schimmern.

Da öffnete sich die Pforte des Gartensaales im Lora-Flügel, und eine weiße Gestalt trat heraus im lose nachwallenden Nachtgewand, das über den thaufeuchten Rasen streifte.

In den Händen trug sie einen Glaskelch und eine Wasserrose.

Barfuß, wie es der strenge Kultus der alten Heidengötter heischte, schritt sie hinab zur Lora.

Leichte Nebel webten über dem Fluß. Sie schwebten dahin gleich einer verschleierten Frauengestalt, die in stummer Klage die Arme ausstreckte. Sie zerflossen und verschwanden wieder in dem Wasser, das vorüber rauschte mit eifrigem Murmeln, als wolle eine Stimme etwas erzählen, wenn nur ein Ohr die Sprache verstünde. Unablässig folgten die Wellen einander.

Jetzt schwammen auch einzelne Blumen heran.

Der schlanke Stengel eines blaßrothen Fingerhutes glitt vorüber, den man auch Frauenhandschuh nennt. Die Spenderin desselben war wohl nicht vertraut gewesen mit der Lora-Sage. Sie hätte sonst diese Blüthen nicht gewählt. Mußten sie doch der Nixe die wehleidige Erinnerung an die längst versunkene Mittsommernacht wecken, wo sie sich unter den Tanz der Menschenkinder gemischt hatte und der Ritter von Falkeneck ihr die blaßrosa Handschuhe raubte und versteckte, ohne die sie nicht wieder in das feuchte Element zurück konnte.

Jetzt schaukelte ein kleines Brot vorbei. Hatte die Lora tückisch ein Menschenkind hinabgezogen, und sollte die Opfergabe, wie das Volk es glaubt, sie bestimmen, die todte Hülle wenigstens zurück zu geben?

Die weiße Gestalt schauderte. Wie mußte es kalt, einsam, freudlos da unten sein!

Ein Kranz folgte mit der nächsten Welle. Dunkelrothe Rosen glühten durch die dämmrige Nacht. Das war wohl ein heißes Herz gewesen, das ihn der Lora übergeben hatte. Sie sollte helfen, sie, die sich selbst nicht lösen konnte von dem ewigen ungestillten Liebessehnen.

Mehr und mehr Blumen schwammen heran. Sie drängten sich. Jede Welle trug eine duftige Gabe auf dem matt silbern schimmernden Kamm. Unzählbar waren sie wie die Wünsche im klopfenden Menschenherzen.

Vielleicht schwamm auch manche Thräne mit in den Wellen und gab ihrem Murmeln den melancholischen Klang.

Und doch war keine unter diesen Spenderinnen so qualvoll bedrückt, von so aufreibender Angst erfüllt als das junge Mädchen, das am Ufer stand mit dem kostbaren Kelch und der Wasserrose in der Hand — wie Leonore.

Was wollte die Sorge bedeuten, mit der die blutrothen Bergnelken, die eben vorüber glitten, droben im Gebirge geopfert worden waren? Sie mochten von dem nußbraunen Mädchen in dem Walddörfchen stammen, das so schöne Erdbeeren nach Jungbrunnen brachte. Mit solchem Federgras band sie auch die Sträußchen ihrer Beeren zusammen. Und die Lora sollte ihr dafür sagen, ob sie der flachshaarige Fischerbube, der sie immer in seinem Kahn mitnahm, noch in diesem Jahre freite. Die Lora wird ein Ja für sie haben; denn was könnte zwischen ihnen stehen? Er kennt das graue Holzhäuschen, in dem ihre Mutter ihr das erste Bettchen mit duftendem Waldheu gestopft hatte. Es ist so ehrenwerth wie seine Hütte im Schilf, dessen braune Wedel seine Ruhepfühle füllen. Die Glücklichen! Sie wußten nichts davon, daß einem Menschenkinde vor der einfachen Frage: „Woher kommst Du?“ bangen kann.

Und die Spenderin des Vergißmeinnichtstraußes dort, den der Flachsfaden zusammen hielt, durfte vollends leichten Herzens ihre Frage an die Nixe richten. Es war gewiß das Töchterlein des Lora-Müllers. Die blauen Blumen wuchsen am Mühlgraben, wo sie mit dem jungen Forstwart schäkerte, während Leonore ein

Glas Milch trank. Wenn sie heute zum Tanz ging, die Kette aus gebogenen Dukaten um den Hals, dann sahen Nachbarn und Freunde voll Achtung auf den Schmuck, der von der Urgroßmutter auf sie vererbt war. Sie lernte die Demüthigung nicht kennen, die Leonore erdulden mußte, wenn sie ihr Collier aus Sapphiren trug und in jedem Blick, der den Werth der großen Juwelen abschätzte, die versteckte Frage las:

„Woher?"

Sie vermochte nicht das stolze offene Wort zu sprechen, das alle Zweifel niederschlug. Wer würde bei ihr ausharren, wenn sie ihr Geheimniß offenbarte?

Er?

Die Lora murmelte, als wolle sie mahnen: Alles ist unbeständig. Die Liebe vergeht, die Treue wird gebrochen heute wie vor tausend Jahren.

Und wenn sie nicht einmal auf ihn rechnen durfte, der mit jedem Worte, jedem Blicke, früh und spät um ihre Liebe warb, wer blieb ihr dann?

Niemand!

Da stieg vor ihrer Seele eine dunkle hohe Gestalt auf, und eine ernste Stimme sprach:

„Wir lieben auch die irrende Schwester."

Bruder Johannes! Ja, ihm hätte sie Alles sagen können; er würde vergeben. Und bei der Erinnerung an ihn wurde es still in ihr, wie stürmische Wogen sich im Mondenstrahl glätten.

Aber sie hatte ja keine Zeit, sich auszuruhen. Sie mußte ja doch hinüber über den Abgrund auf schwankendem Seil, die Balancirstange von Gold in der Hand. Am Ziel winkte ihr der schöne ritterliche Mann, um dessen Freiherrnkrone der Dichterlorbeer sich schlang. Sie mußte die Kraft gewinnen, die Seele des Geliebten so sich zu eigen zu machen, daß er sich über alle Vorurtheile der Welt mit ihr aufschwang und sie beide vereint im Sonnenlicht des Lebens sich freuten, zwei freie Falken. —

Ueber dem Hainberg begann der Himmel sich rosig zu färben. Die kleinen Bachstelzen waren munter geworden. Sie wippten heran, tauchten die Schnäbel in die Lora und schluckten, die zierlichen Köpfchen zurückgebogen, den kühlen Morgentrunk.

Und in das Wasserrauschen und das noch vereinzelte verschlafene Vogelgezwitscher tönte fernher aus den Waldthälern ein einförmiger wehmüthiger Gesang, als sei er dem klagenden Winde, den murmelnden Wellen abgelauscht. „Lora, die Gute!" klangen deutlich die lang ausgehaltenen Schlußworte. Das Volk sang, vom Blumenopfer heimkehrend, das uralte Lied von der Wasserholde.

Es war die höchste Zeit, die Lora um ihre Weissagung zu fragen.

Leonore trat ohne Scheu mit den nackten Füßen in die Wellen, die am Ufer empor spülten, neigte sich nach Mitternacht, wo die Götter der heidnischen Deutschen wohnen sollten, und übergab ihre Blume der Lora.

Sie sah der Wasserrose nach. Noch einmal hob sie sich auf dem Kamm einer Welle. Dann war sie in dem Dämmerlicht verschwunden. Steuerlos trieb sie hinaus, einem unbekannten Schicksal zu — wie sie.

Sie beugte sich mit ihrem Glas und schöpfte stromabwärts.

Dann ging sie zurück.

In ihrem Zimmer stellte sie den Kelch auf den Tisch und zündete eine Kerze von gelbem, noch süß nach Honig duftenden Wachs davor an. Mit erwartungsvollem, halb furchtsamen Blicke schaute sie hinein.

Perlen stiegen leise auf und vergingen — dann sah sie nichts mehr. Doch allmählich wurden Irisfarben, zart wie ein Hauch, in einem Halbkreise sichtbar. Feine Strahlen schossen dahinter empor.

Sie wußte nicht, ob sie es sah, oder ob es ein Blendwerk der Augen war.

„Eine Glorie! Der Strahlenkranz um den berühmten Dichternamen!" flüsterte sie mit heißen Wangen.

Da schwand es. Das Tageslicht war gekommen und ließ das Kerzenlicht verblassen.

„Das Glück wirft seinen Strahl voraus," jauchzte Leonore selig.

„Und das Unglück seinen Schatten," antwortete eine müde Stimme hinter ihr.

Sie zuckte zusammen und sah in das blasse Gesicht ihrer Mutter, die geräuschlos eingetreten war.

„Ich habe ängstliche Träume gehabt," klagte sie, „die mich nicht wieder einschlafen ließen. Immer sah ich den Schatten des Treffbuben vor der Thür, und als ich darauf zuging, schrumpfte er zusammen, und es blieb nichts übrig als ein kleines schwarzes Kreuz."

Die übrigen Badegäste übten den Wasserkultus auf andere Weise. Sie gingen nicht barfuß, sondern auf hohen Hacken, zogen die Gürtel so fest als möglich zusammen, halfen der Schönheit eigenhändig durch zarte Schminke und feine Striche mit dem Tuschepinselchen nach und opferten statt Blumen das gelbe Metall. Den Hauswirthen wurde es dargebracht, die ihre in der ganzen Welt bekannte Kunst übten, aus jedem Verschlag ein Boudoir, aus jedem alten Großvaterstuhl einen Fauteuil zu machen; der Brunnenverwaltung, die es durch allerhand Schriftwerk einkassirte; und vor Allem der Spielbank.

Es wurde Tag und Nacht nicht Ruhe. An die letzten Gäste, welche die Säle des Konversationshauses verließen, schlossen sich bald wieder die Kranken an, die mit ihren Bechern fertig sein wollten, bevor der glänzende Strom die Alleen füllte, die Brunnenhalle überschwemmte.

Nur in den Mittagsstunden, in denen die Sonne in das Lora-Thal hinein stach und von den vulkanischen Felsen zurückprallte, die heißen Quellen unterirdisch den Boden zu heizen schienen und die Dämpfe, die sie aushauchten, die Luft schwer machten, wurde es still in Jungbrunnen. Dann flüchtete Alles hinter die geschlossenen Jalousien.

Diese Zeit blieb Heino für seine neue Dichtung.

Die Ausstattung seines Arbeitszimmers verrieth, daß hier ein Lieblingsdichter der Damen hauste. Er legte ihnen in jedem Jahre auf den Weihnachtstisch ein mit Goldschnitt und reichem Einband geschmücktes Büchlein, dessen Seiten winzige Gedichte mit mikroskopischen Pointen zeigten, von denen Ravensburgk stets behauptete, „sie heimelten ihn an". Die Damen feierten ihn dafür mit Notizbüchern, auf die goldene Leiern gestickt waren, und Tintenwischern, auf denen Rokokodämchen saßen.

Eine Prinzeß hatte ihm sogar für ein Festspiel zu ihrem Geburtstag einen Briefbeschwerer mit eigner Hand modellirt, die regierende Fürstin ihm für eine Widmung das silberne Schreibzeug mit ihrem Namenszug verehrt. Seine Mutter war auch hier besorgt gewesen, daß Lorbeerbäume um den Schreibtisch aufgestellt wurden. Und Leonore hatte ihm als Vielliebchen die Marmorbüste Apollo's geschenkt, die auf einem Sockel dahinter sich erhob.

Der Tempel war bereit, die Musen zu empfangen.

Aber sie erwiesen sich spröde in letzter Zeit.

Auch heute lag das feine weiße Papier, auf das er zu schreiben pflegte, in unangetasteter Reinheit vor ihm.

Er saß im schwarzen Sammetrock, den er als eine Art Amtstracht für die Dichter erachtete, davor und schaute verdrießlich vor sich hin.

Einzelne hübsche Momente fielen ihm wohl ein. Auch die Gestalt der Lora konnte ihm nicht mehr entgehen. Sie umschwebte ihn überall und sah ihn mit Leonorens strahlenden Augen an. Aber vergeblich zerbrach er sich den Kopf darüber, wie er den Faden der Dichtung von Anfang bis zu Ende fest und unverwirrt zu führen habe. Bisher waren seine Poesien die Kinder einer augenblicklichen Stimmung gewesen. Flüchtige Gedanken hatte er eingefangen wie Schmetterlinge. Nun sträubte sich seine Natur gegen die Arbeit, ein Schema zu entwerfen. Selbstverständlich! Das Genie hatte einen Widerwillen gegen die Handwerksgriffe. Aber es half nichts. Er mußte den Pegasus in den Pflug spannen. Zum hundertsten Male faßte er diesen Entschluß.

Da schaute seine Mutter in das Zimmer.

„Arbeite nicht zu anhaltend, liebes Kind," mahnte sie zärtlich. „Man hat Beispiele von Gehirnerweichung bei geistiger Ueberanstrengung."

Korſofahrt im Wien

Originalzeichnung

Digitized by Google

iener Prater am 1. Mai.

nung von W. Gauſe.

Digitized by Google

Dann schloß sie leise wieder die Thür.

Heino fuhr auf. O, diese ewigen prosaischen Unterbrechungen! Sie waren schuld, daß er nicht dazu kam, seine Gedanken zu sammeln.

Er warf die goldene Schwanenfeder weg, griff nach Hut und Handschuhen und stürmte hinaus.

„Wo willst Du hin? Du wirst den Sonnenstich bekommen," warnte seine Mutter, aus ihrer Stube herausſehend.

„Ins Freie, in die Einsamkeit," stöhnte er und verschwand.

Die Einsamkeit, die er suchte, konnte gar nicht tief genug sein. Die jetzt so stillen Anlagen, welche das Kurhaus umgaben, genügten ihm noch nicht. Rasch durcheilte er sie und mäßigte erst seinen Schritt, als er den Garten betrat, der für die jeweiligen Bewohner des Lora-Flügels vorbehalten war.

Unter einer Gruppe von blühenden Oleanderbäumen stand Vera neben einem Käfig, in welchem ein grauer Papagei kletterte und kreischte.

„Ist Deine Mama hier?" fragte Heino.

„Nein, Mama liegt auf ihrer Ottomane und raucht!" antwortete Vera.

„Wo ist Mademoiselle?"

„Sie läßt sich von Kathinka die grauen Haare ausziehen."

„Was thust Du hier?"

„Ich unterrichte Jacques."

„Worin?"

„Fräulein Leonore hat ihm aufgegeben, ‚Heino' sagen zu lernen, und ich helfe ihm. Nun, Jacques! Sprich: Heino."

„Paſchol!" schnarrte der Vogel.

„Sage sogleich: Heino."

„Geh zum Teufel!" schimpfte Jacques, indem er sich an den Beinen aufhing.

„Willst Du die Peitsche haben?"

„Andato via," schrie der Papagei und hackte mit seinem krummen Schnabel nach Vera.

Heino hatte sich von seinem freudigen Schrecken erholt und wieder Athem zum Lachen gefunden.

„Er ist ein echter Russe; in aller Herren Ländern zu Hause, kennt er sogar das Zauberwort, welches den geplagten Reisenden in Italien von allen zudringlichen Führern und Trägern befreit, wenn er in höchsten Nöthen ist. Aber nun sage, wo ist Fräulein Palotty?"

„Sie liegt drüben im Grase und schläft," gab Vera zur Antwort.

„Im Grase?" fragte Heino erstaunt.

Vera nickte.

„Sie sagt, die reichen Leute wüßten es nur nicht, wie viel besser es sich manchmal hinter einem Zaun als in einem Himmelbett schlafe. Ich habe sie gewarnt, daß ihr ein Wurm ins Ohr kriechen würde; aber sie lachte und meinte, dem entginge zuletzt Niemand. Wollen Sie sie sehen? Aber Sie müssen ganz still sein, sonst wacht sie auf."

In ihren kleinen, aus buntem Leder zusammengesetzten Stiefelchen ging sie voraus durch die Weingänge nach dem großen Rasenplatz, der sich zu dem Lora-Ufer hinabzog. Das gemähte Gras füllte die Luft mit süßem Heuduft.

Im Schatten einer Trauerweide, die ihre Zweige in die Wellen tauchte, ruhte Leonore, das rosige Gesicht an einen Heuschober geschmiegt, und schlief so behaglich, als habe sie nie eine andere Schlummerstätte gekannt. Sie schien wie verwebt und verwachsen mit der stillen Natur um sie herum. Das Lied der Feldgrillen umschwirrte sie; Marienkäferchen krochen dreist in dem langen goldenen Haargeringel, das bis auf den Rasenteppich herab fluthete.

Zu ihren Füßen wand sich die Lora dahin. Gleich Schuppen eines gleißenden Schlangenleibes schoben sich ihre Wellen glitzernd fort. Leises Murmeln entstieg ihnen, als singe eine unterirdische Stimme ein uraltes Wiegenlied. Zuweilen rauschte eine stärkere Welle heran, reichte wie ein ausgestreckter Arm hinauf bis an den Saum des weißen Kleides, ihn leicht netzend.

Heino war ganz hingerissen von dem schönen Bilde.

„Vera," sagte er leise, ohne den Blick von der schönen Schläferin abzuwenden, „willst Du mir etwas zu Liebe thun?"

Das Kind richtete die hellbraunen Augen fragend auf ihn.

„Wie macht man das?" wisperte sie.

„Willst Du hingehen und mit einer Schere eine Locke aus Fräulein Leonorens Haar für mich schneiden?" flüsterte er in das kleine mit einem Malachitglöckchen geschmückte Ohr.

Vera sah ihn eine Weile stumm und dreist an.

„Nein," antwortete sie dann, „das würde Fräulein Leonore nicht gestatten. Sie ist sehr stolz auf ihre schönen Haare."

„Sie soll es auch nicht erfahren," entgegnete Heino beruhigend; „ich sage ihr kein Sterbenswörtchen, und außer uns sieht es Niemand."

Vera legte ihre Hände auf den Rücken, zum Zeichen, daß sie ihm dieselben nicht zu der Unthat leihen wolle.

„Nur eine ganz kleine Locke," drängte er weiter. „Ich will Dir auch etwas Wunderschönes schenken."

„Was denn?" fragte sie neugierig.

„Willst Du Bonbons und Marzipan aus Himmelgarten?" raunte Heino ihr zu.

Sie schüttelte den kleinen Kopf mit dem kurz geschnittenen dunklen Haar.

„Davon bekommt man schwarze Zähne."

„Eine Puppe, die Papa und Mama sagen kann?" bot er weiter.

„Ich spiele nicht gern mit Puppen," sprach sie wegwerfend.

„Nun, was möchtest Du wohl haben?" drang er leise in sie.

Vera rückte unschlüssig ihren juchtenledernen Gürtel über der naturellfarbigen Blouse hin und her. Endlich stellte sie ihre Bedingung.

„Wenn Sie mir ein Gedicht machen wollen."

„Wie kommst Du auf diese Idee?" fragte Heino überrascht.

„Die Komteſſe Schwuggensee wünscht sich ein Gedicht," vertraute ihm Vera an, „und die Fräulein von Gokel möchten es auch; und Mister Montagu wird so lange hier bleiben, bis er für sein Album von grünem Sammet ein Gedicht von Ihnen hat. Denn er sagt: Baron Blachrieth ‚is in vogue'. Dann hätte ich etwas, was noch Niemand weiter hat."

„Du sollst ein Gedichtchen bekommen," versprach Heino.

Vera sprang nach dem Salon und kam bald mit einer kleinen vergoldeten Schere wieder. Aber sie war noch nicht gänzlich ohne Bedenken.

„Warum schneiden Sie sich denn die Locke nicht selbst ab?" fragte sie ihn mißtrauisch.

Heino erröthete heiß.

„Weil ich keine solchen Elfenfüßchen habe, unter denen das Gras nicht knistert, und weil Du dann kein Gedicht bekommst."

Der letzte Grund schlug durch. Leise schlich sie zu Leonoren hin, und mit ihrer kleinen ungeschickten Hand schnitt sie eine lange Locke ab, die still auf den Boden sank. Schnell hob sie dieselbe auf und brachte sie Heino, der zitternd das duftende seidenweiche Haar empfing und es eilig auf seiner Brust verbarg.

Dann versprach er, ihr recht bald den Sündenlohn zu zahlen, prägte ihr ernstlich ein, Niemand etwas von dem verübten Raub zu sagen, warf noch einen heißen Blick nach der schönen Schläferin zurück und eilte von dannen.

In seiner Aufregung hatte er die ganze Welt vergessen und fuhr erschrocken zusammen, als er plötzlich bei einer Biegung des Weges einem eleganten, ganz in Grau gekleideten Herrn gegenüber stand.

Auch der Andere war sichtlich überrascht und sah Heino durchdringend an. Doch sogleich senkten sich seine Augenlider wieder, und er schritt langsam vorüber.

Heino aber vermochte nicht, weiter zu gehen. Der Gedanke, der Fremde, in dem er den Pächter der Bank erkannte, könne zufällig an Leonorens so leichtsinnig gewählte Ruhestätte kommen, schnürte ihm die Brust zusammen. Er blieb stehen und folgte dem Grauen mit dem Blicke.

Da, wo der Weg von dem Weinlaubengang nach der Trauerweide sich abzweigte, schien der Spielpächter zu zögern und unmerklich das Gesicht nach ihm zu wenden. Dann drehte er sich rasch ab und wandelte den nach dem Kurgarten führenden Weg hinauf.

Heino athmete auf. Den goldigen Schatz an sein Herz drückend, eilte er nach Hause. (Fortsetzung folgt.)

Die Berliner Jubiläums-Ausſtellung.

Von Ludwig Pietſch. Mit Illuſtrationen von R. Warthmüller.

Die deutſche Reichshauptſtadt ſchickt ſich an, während dieſer Sommermonate viele Gäſte zu empfangen. Sie erwartet dieſelben oder hofft auf ihr Kommen zu einem ungewöhnlichen künſtleriſchen Schauſpiel. Die Bühne deſſelben liegt auf dem zum luſtigen Parke umgewandelten, vom Viadukte der Stadtbahn der Länge nach getheilten weiten ehemaligen Sandfelde an der Straße nach Moabit zwiſchen der Garde-Ulanenkaſerne im Norden und dem Juſtizpalaſte im Weſten. Es iſt daſſelbe Terrain, welches ſchon zweimal als Scene großer, bedeutungsvoller, folgenreich gewordener öffentlicher Schauſtellungen im Laufe der letzten ſieben Jahre gedient hat: der Berliner Gewerbe-Ausſtellung im Jahre 1879 und der Ausſtellung für Hygiene und Rettungsweſen im Jahre 1882 — von kleineren, gelegentlichen Ausſtellungen zu geſchweigen. Der Titel aber des für dieſen Sommer dort vorbereiteten und in der nächſten Zeit beginnenden Schauſpiels heißt: Die Jubiläums-Ausſtellung der königlichen Akademie der Künſte.

Hundert Jahre ſind an dieſem 20. Mai ſeit dem Tage verfloſſen, an welchem zum erſten Male in Berlin ſich die Pforten einer von der Akademie der Künſte ins Leben gerufenen Kunſtausſtellung dem Publikum der preußiſchen Hauptſtadt aufthaten. Hundert Jahre voll gewaltiger, wechſelvoller Schickſale, welche Preußen und Deutſchland wiederholt im Tiefſten erſchüttert, beider Geſtalt, Verfaſſung, politiſche, ſociale, wirthſchaftliche und künſtleriſche Zuſtände völlig umgeſtaltet haben. Aber wie das geſammte Vaterland und wie ſeine Hauptſtadt iſt auch die Berliner Akademie der Künſte in der glücklichen Lage, auf dieſes ſchickſalsreiche Jahrhundert nicht mit Schmerz und Wehmuth über einſt Beſeſſenes und Verlorenes, wohl aber mit frohem Stolze zurück zu blicken. Haben jene Geſchicke ſchließlich doch Preußen, Deutſchland und Berlin zu einer damals nicht zu ahnenden Größe, Macht und Blüthe geführt, und ſind doch dieſe Umwandelungen nicht ohne mächtigen, tiefgreifenden Einfluß auf die Entwickelung der vaterländiſchen Kunſt wie auf die Stellung und Bedeutung unſerer Akademie ſelbſt geblieben.

Aus ſehr beſcheidenen Anfängen hat ſich das Inſtitut entwickelt. Sie liegen in jener Zeit, welche für die geſammte Geſtaltung Berlins, für die Erweckung des ſchlummernden künſtleriſchen Geiſtes in dieſer Stadt ſo epochemachend geweſen iſt; der Zeit, in welcher die gewaltigſten Schöpfungen der monumentalen Bau- und Bildnerkunſt dem Sumpf- und Sandboden des einſtigen Fiſcherdorfs — Dank der Zauberkraft eines der größten künſtleriſchen Genien aller Zeiten, Andreas Schlüter's — erwachſen ſind. Der Hofmaler jenes kunſt- und prachtliebenden Kurfürſten Friedrich III., des ſpäteren erſten Königs Friedrich I. in Preußen, der Holländer Terweſten, machte im Jahre 1694 ſeinem fürſtlichen Herrn den Vorſchlag, die in Berlin thätigen Künſtler zu einer Akademie der bildenden Künſte nach dem Muſter der bereits zu Rom und Paris beſtehenden zu vereinigen. Der allmächtige Miniſter Dankelmann wurde gemeinſam mit Schlüter mit der Ausarbeitung eines Organiſationsplanes eines ſolchen Inſtituts beauftragt. Das von ihnen entworfene Reglement erhielt die kurfürſtliche Beſtätigung. Ein Fonds von jährlich tauſend Thalern wurde der Akademie für ihre Bedürfniſſe zugewieſen, als Lokalität für ihre Sitzungen und Lehrklaſſen ſechs große Zimmer im Hauptgeſchoß des „kurfürſtlichen Marſtallgebäudes auf der Dorotheenſtadt" — des heutigen Akademiegebäudes Unter den Linden. Nehring, der berühmte Baumeiſter des Zeughauſes, richtete dieſe Räume für ihre neue Beſtimmung ein. Am 1. Juli 1699 erfolgte in Gegenwart des ganzen Hofes die Einweihung. In der Stiftungsurkunde heißt es wörtlich: „Für die mehrere Etablirung und deſto nützlichere Fortpflanzung aller Künſte und Wiſſenſchaften in den kurfürſtlich brandenburgiſchen Staaten ſoll eine Kunſtakademie dienen, um zur Aufnahme der Bildhauer-, Mahler- und Architekturkünſte mit zu wirken."

Nach kurzer Blüthezeit ereilte dieſe Schöpfung König Friedrich's I. ein trauriges Los. Die Sparſamkeit, die Kunſt- und Luxusfeindlichkeit ſeines Sohnes und Nachfolgers, des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I., bereitete ihr daſſelbe. Er ſetzte die königlichen Zuſchüſſe auf ein Minimum herab. Ja, er verlangte ſogar noch eine jährliche Miethszahlung von 50 Thalern ſeitens der Profeſſoren für die Akademieräume an den Fiskus. Aber officiell aufgehoben wurde das Inſtitut dennoch nicht. Es ſiechte ſo hin bis zur Thronbeſteigung Friedrich's II., von dem es ſich die Heraufführung einer neuen glücklicheren Zeit verſprechen zu können glaubte. Die Erfüllung dieſer Hoffnung blieb freilich trotz der kundgegebenen wohlwollenden Abſichten des neuen Herrſchers noch ziemlich lange vertagt, wenn derſelbe ihr auch 1745 ſchon in dem franzöſiſchen Hofmaler Le Sueur einen neuen, von ihm hochgeſchätzten Direktor gab und ihre Einkünfte einigermaßen verbeſſerte. Aber erſt im letzten Lebensjahre des Königs, 1786, gelang es dem Etats- und Kriegsminiſter von Heinitz, dem oberſten Vorgeſetzten und eifrigen Protektor der Akademie, das Projekt zu einer völligen Neu-Organiſation und eine Bewilligung von Fonds zur Erhöhung der Lehrergehalte und den ſonſt nothwendigen Ausgaben bei ſeinem Monarchen durchzuſetzen. Im zwölften Paragraphen des neuen Reglements wird Paragraph 13 des alten, von 1699 datirenden Reglements, welches jeden akademiſchen Künſtler verpflichtet, alljährlich ein Kunſtwerk ſeines Faches der Akademie zum Eigenthum anzufertigen, aufgehoben und ſtatt deſſen das „wo möglich" alljährliche Stattfinden einer öffentlichen Ausſtellung von Kunſtwerken in den Räumen der königlichen Akademie angeordnet. Noch im Mai und einem Theil des Juni deſſelben Jahres fand, wie ſchon oben erwähnt, die erſte dieſer akademiſchen Ausſtellungen in jenen neuſtädtiſchen Marſtallgebäuden ſtatt. Am 18. Mai ging der Eröffnung eine feierliche Sitzung der akademiſchen Körperſchaft voraus, in welcher Daniel Chodowiecki, der berühmte Kupferſtecher, damals Direktor der Akademie, eine kurze Anrede an die neuernannten Ehrenmitglieder der Akademie hielt und die Gegenſtände (drei Scenen aus der Fridericianiſchen Heldenzeit) mittheilte, welche als Konkurrenzaufgaben für Bildhauer zur Darſtellung in Zeichnungen oder Reliefs gewählt worden ſeien.

Am 19. Mai wurde die Kunſtausſtellung durch die Königin, den Prinzen und die Prinzeſſin von Preußen, die anderen Prinzen und Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes und eine Menge von Kavalieren und Damen des Hofes beſichtigt, wobei Miniſter von Heinitz dieſe Herrſchaften an der Spitze der in corpore verſammelten Akademiker empfing und die geſammte ſtudirende akademiſche Künſtlerjugend den hohen Beſuchern vorſtellte. Tags darauf fand die Eröffnung für das Publikum ſtatt. Kunſtwerke von Rohde, Chodowiecki, W. Weil, Friſch, Taſſaert, Meyer, Krüger, Berger, Roſenberger, Arleton, den auswärtigen Akademikern Graf Liszewsky, Vanloo, Philipp Hackert, Darbes; Bildniſſe von Cunningham und Frank, Kupferſtiche von Cunego und Townley; Zeichnungen von Prinzeſſin Luiſe und von den Prinzen Friedrich Wilhelm, Heinrich, Ludwig und Auguſt ſcheinen die größte Anziehungskraft für das Publikum gehabt zu haben.

Das Jahr der erſten akademiſchen Kunſtausſtellung zu Berlin war bekanntlich auch das des Todes des großen Königs. Sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., bewies dem Inſtitute, das ſich nach dem neuen Reglement vom 26. Januar 1790 „Akademie der bildenden Künſte und mechaniſchen Wiſſenſchaften" nannte, eine viel lebhaftere Gunſt. Von Neuem wurde es darin wiederholt, daß „von Zeit zu Zeit, womöglich alle Jahre" öffentliche Ausſtellungen von Kunſtwerken der

Bau des „Tempels von Pergamon" auf dem Ausſtellungsplatze.

Digitized by Google

einheimischen und fremden Künstler durch die Akademie in ihren Räumen veranstaltet werden sollten. Die Eröffnungstermine und die für diese Ausstellungen gewählten Jahreszeiten haben wiederholt gewechselt. Bis 1793, mit einziger Ausnahme des Jahres 1788, war es der Mai und Juni, dann wieder, mit einziger Ausnahme der von 1808, der September und Oktober. In dem Jahr des furchtbaren Zusammenbruchs der preußischen Macht fand die Eröffnung der durch alle Kriegsunruhen nicht verhinderten akademischen Kunstausstellung 14 Tage vor der Schlacht bei Jena statt. In der Vorrede des Katalogs spricht die Akademie noch das stolze Vertrauen aus, daß die unbesieglichen Waffen des vaterländischen Heeres unter seinen Feldherren und dem besten der Könige den Preußen bedrohenden Feind bald und rasch zerschmettern und der Welt den für die Künste doppelt zu ersehnenden Frieden geben würden! 1808, während der französischen Occupation, mußte der Ausstellungskatalog neben dem deutschen Text auch einen französischen bringen. Seit 1800 waren wieder die zweijährigen Zwischenpausen zur Regel geworden. Nur in den Jahren 1838 bis 1840 wich die Akademie davon ab, um dann wieder zu dem gewohnten Modus der zweijährigen Perioden zurückzukehren. 1850 wird einmal wieder der Versuch einer im Mai eröffneten Frühlingsausstellung gemacht. Aber von 1852 ab erhielt die Herbstzeit von Neuem den Vorzug.

Nach der 1875 vollzogenen gründlichen Reorganisation der Berliner Akademie wurde die fernere Benutzung der Räume des Gebäudes für die Kunstausstellungen unmöglich. Zum Ersatz wurde das Fachwerkgebäude, die sogenannte „Kunstbaracke" am Kantianplatz hinter dem Museum und den Packhofgebäuden auf der Westseite der Spree-Insel aufgeführt und die nächste Herbstausstellung dorthin verlegt. Dort wiederholten sich die Ausstellungen wieder alljährlich. 1882 unterblieb die Veranstaltung aus der durch den Brand des Wiener Ringtheaters erweckten Sorge um die Feuergefährlichkeit jenes Nothbaues. Im folgenden Jahre bestimmte das Ministerium, im Einvernehmen mit der Akademie, die noch unbenutzten Räume im neuen riesenhaften Gebäude des Polytechnikums an der Charlottenburger Allee zu einer in den Mai und Juni verlegten Kunstausstellung. Der Versuch mißglückte vollständig. Noch einmal kehrte man zu dem Fachwerkhause am Kantianplatz zurück und ließ die Ausstellung des Jahres 1884 dort, und zwar im September und Oktober, stattfinden. Im vorigen Jahre aber fiel sie gänzlich aus.

Inzwischen war jener Glas- und Eisenpalast auf dem erwähnten fiskalischen Terrain für die Hygiene-Ausstellung erbaut, von der Regierung erworben und zum dauernden „Landes-Ausstellungsgebäude" erhoben worden. In ihm schien das rechte Haus für die Jubiläums-Kunstausstellung gegeben zu sein. Allerdings mußte es zu diesem Zweck manchen inneren Umwandlungen unterzogen und durch Anbauten bedeutend erweitert werden. Letztere bestehen besonders in einer der nordöstlichen Schmalseite des langen Gebäudes angefügten Halle von 56 Meter Länge bei 55 Meter resp. 46 Meter Breite. Von der mittelsten Eingangsthür in der Südwestseite zum Vestibül, unter der mächtigen Glas- und Eisenkuppel des Palastes, blickt man nun in der Achsenrichtung durch einen Gesammtraum von 190 Meter Länge; eine Perspektive, welche durch die dort an der Schlußwand des Anbaus aufgestellte Statue Friedrich's des Großen vom alten Gottfried Schadow, zwischen den Statuen Zieten's und des Dessauers von demselben Meister, ihren effektvollen Abschluß erhält. Jener Kuppelraum hat durch die Architekten Kayser und von Großheim im Verein mit einigen ausgezeichneten Malern und Bildhauern eine prächtige architektonische, malerische und plastische Innendekoration erhalten und ist so zum würdigen Schauplatz des feierlichen Eröffnungsaktes gestaltet worden. Der mittlere Raum des Palastes, welcher auf dies Vestibül folgt (im Lichten 57 Meter breit), ist in verschiedene, theils quadratische, theils achteckige Oberlichtsäle gegliedert. Er wird in seiner ganzen Länge von 2 je 17 Meter breiten Seitenschiffen flankirt, welche durch schräg gegen die Seitenfenster gerichtete Schirmwände in zahlreiche, ziemlich gut beleuchtete Kabinets für kleinere Bilder getheilt werden. Ein halbkreisförmiger Korridor, der den Palast ursprünglich gegen Norden hin abschloß, ist besonders zur Aufnahme architektonischer Entwürfe und Modelle bestimmt. Hier führt unter Anderem Baurath Otzen eine vollständige gothische Kapelle auf.

Gleichzeitig mit dieser akademischen Kunstausstellung werden auf anderen Stellen des weiten Terrains noch andere hochinteressante künstlerische Schaustellungen stattfinden. In jener westlichen Parkecke, welche seit der Hygiene-Ausstellung der damals dort so zahlreichen Kneipen wegen den Namen des „nassen Dreiecks" führt, werden im Auftrage einer Aktiengesellschaft durch die Architektenfirma Kyllmann und Heyden ein paar sehr originelle Gebäude errichtet. Die Gestalt des einen (vergl. Anfangsvignette) erinnert an einen ägyptischen Tempel. Es beherbergt in seinem Innern Dioramenbilder aus der Geschichte der neuesten Afrikareisen und der deutschen Kolonialerwerbungen. Das andere enthält ein Halbpanorama des antiken Pergamon zur Blüthezeit der Attalidenherrschaft. Als Façade ist diesem Gebäude eine Kopie der östlichen Säulenvorhalle des Zeustempels zu Olympia in den wirklichen Größenmaßen des Originals mit dem Giebel vorgesetzt. Das Ganze aber steigt auf der Plattform eines Unterbaues auf, dessen Frontseite mit der in seinen Körper einschneidenden breiten Stiege und mit seinem Hochreliefstreife des Gigantenkampfes unterhalb des Simses eine Kopie der betreffenden Seite des (rekonstruirten) Sockels des Zeusaltars am Burgberge von Pergamon ist.

Die rühmlich bekannten Maler G. Koch und Kips in Berlin haben ihre Naturstudien der pergamenischen Landschaft an Ort und Stelle aufgenommen und führten mit deren Hilfe das große Halbrundgemälde aus, welches die Erscheinung dieser Höhen und Ebenen im zweiten Jahrhundert vor Christo mit ihren Tempeln, Palästen, Altären, Theatern, Häusern und Mauern veranschaulicht.

Es lag ursprünglich in der Absicht der Akademie, der Jubiläums-Ausstellung officiell den Charakter einer internationalen zu geben. Die Abneigung der Reichsregierung gegen die zur Veranstaltung einer „Weltkunstausstellung" erforderlichen Schritte bei den anderen Mächten, gegen die an diese zu richtenden Einladungen ꝛc., ließ den Senat diesen Plan aufgeben. Aber man hat dafür die Künstler der einzelnen Länder gleichsam privatim durch einen dazu ausgesendeten Vertrauensmann, den Kunsthändler Herrn Fritz Gurlitt, zur Betheiligung, wenn auch innerhalb ziemlich eng gezogener Schranken, einladen lassen. Von Seiten der französischen Künstler ist diese Einladung abgelehnt worden. Die englischen, belgischen, holländischen, skandinavischen, russischen, spanischen, italienischen und österreichisch-ungarischen haben ihr bereitwillig entsprochen. Die einheimischen, besonders die Berliner, Künstler sind unzufrieden, daß ihnen nur für 300 Gemälde mittleren Umfangs der erforderliche Platz im Palast zugewiesen werden konnte. Das Ausstellungsgebäude müßte eben die doppelte Ausdehnung haben, wenn es allen Raumansprüchen genügen sollte. Ein nicht geringer Theil des darin vorhandenen Platzes wird übrigens auch noch von der retrospektiven Ausstellung von deutschen Kunstwerken aus den letzten hundert Jahren okkupirt und bleibt somit denen aus der Gegenwart entzogen. Außer der Malerei, der Bildhauerei, der Architektur und den reproduktiven Künsten ist hier diesmal auch den dekorativen die gebührende Berücksichtigung geworden. So dürfen wir mit Bestimmtheit erwarten, daß das Bild des modernen Kunstschaffens im Vaterlande, welches die Ausstellung gewährt, ein allseitig umfassendes sein wird. Wir haben noch keinen Grund zum Zweifel daran, daß dies Gesammtbild uns die erfreuende Gewißheit geben werde: auch die deutsche Kunst hat sich in diesen hundert Jahren wacker vorwärts gearbeitet und kann heut mit vollauf berechtigtem Selbstgefühl in den Wettkampf mit der jedes anderen modernen Kulturvolkes eintreten.

Was will das werden?

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Roman von Friedrich Spielhagen.

(Fortsetzung.)

Der Fremde war in so geringer Entfernung von mir, daß ich seine Gestalt noch immer deutlich unterscheiden konnte, stehen geblieben, vermuthlich unsicher über den Weg, der gerade an dem Punkte sich kreuzte. Links lief die Fahrstraße nach dem Schlosse, das, in weiterer Entfernung, von der Stelle unsichtbar, hinter den Bäumen lag; rechts führte eine Abzweigung der Fahrstraße eben nur noch bis zur Villa, und die konnte man von da aus sehen, zumal jetzt, wo ihre weiße Fronte der Mond bescheinen mußte und zum Ueberfluß die Lampe in Adele's Salon brannte. Der Fremde wandte sich nach rechts.

Mein Herz, das, ich wußte selbst nicht warum, heftig geschlagen hatte, stand plötzlich still vor einem Gedanken, der mich durchzuckte wie ein Blitz, der vom nächtlichen Himmel fährt und für einen Moment Tagesklarheit über die dunkle Welt streut. Nur für einen Moment, gerade lange genug, um, was bare Tollheit schien, für mich zu einer schauerlichen Möglichkeit, zur grausamen Gewißheit zu machen. Sie war so seltsam aufgeregt gewesen; hatte mich, trotz meiner flehentlichen Bitte, nur noch eine Viertelstunde, nur noch fünf Minuten bleiben zu dürfen, ganz gegen ihre Gewohnheit und so unbarmherzig weggeschickt — vor

mir war sie sicher und ebenso vor dem Herzog, der morgen früh verreiste und sie nach der Scene am Vormittage heute Abend gewiß nicht mehr besuchen würde. Da mochte sie in aller Heimlichkeit Den empfangen, um dessentwillen sie sich scheiden lassen wollte. Und dem ihre Thränen geflossen waren, die sie dann so schnell wieder getrocknet hatte, weil sie wußte, daß er auf dem Wege zu ihr war; sie ihn trotz alledem binnen einer Stunde in ihren Armen halten würde: den Russen, den Herrn von Pahlen!

Als hätte das Alles nicht in meinem dunklen Herzen, sondern mit Flammenschrift vor mir auf der schwarzen Waldwand gestanden, war es der eifersüchtigen Seele aufgegangen tausendmal schneller, als Worte es auszusprechen vermögen. Aber ob ich das war, der da hinter dem Fremden her unter den breiten Kronen der Bäume am Rande des Weges hinhuschte, ob ein Gespenst meiner selbst — ich hätte es nicht zu sagen gewußt, so ganz waren alle meine Sinne nur bei der schwarzen Gestalt, die da, jetzt im Schatten, daß sie fast verschwand, jetzt deutlich im Licht des Mondes, vor mir auf dem Wege hinglitt — immer vor mir her — nun an der Mauer, die das Villawäldchen von der Fahrstraße schied; nun an dem höheren eisernen Gitter längs der Bosketts; nun an dem niedrigeren des Vorgartens und, an der Gitterthür angelangt, sich nicht weiter bewegte. Jetzt der Ton der Klingel, sehr vorsichtig, sehr leise — einmal, zweimal. Die Thür sprang auf (sie wurde vom Hause aus geöffnet); — die Gestalt glitt durch die Thür; durch den Vorgarten, in welchem sie aber erst wenige Schritte auf die Verandatreppe zu gemacht hatte, als das Licht im Salon plötzlich sich bewegte — in den nach dem Hintergarten gelegenen zweiten Salon: ich hatte ganz deutlich die Verbindungsthür auf- und zugehen sehen. Inzwischen war die Gestalt durch den Vorgarten bis zur Verandatreppe gelangt. Hier verlor ich sie hinter dem Geflecht des wilden Weines, mit dem die Treppe überrankt war; erblickte sie aber sofort wieder, als sie zwischen den Verandasäulen hinglitt und durch die offene Thür in den jetzt dunklen Salon trat. In demselben Momente hatte ich mich über das Gitter in den Garten geschwungen, mich nach rechts schlagend, wo mir die Bosketts Schutz gewährten. Hier hielt ich still, nicht aus Scham — ich empfand keine, auch nicht die leiseste Regung — nur um das hämmernde Herz ein wenig zur Ruhe kommen zu lassen und zu überlegen, wie ich bis zu den Fenstern des hinteren Salons gelangen könne, in den Adele geflüchtet war, dort in größerer Sicherheit den Liebsten zu empfangen. Die Entfernung war nur gering; aber die Blumenbeete boten keine Deckung, und den Zugang zu der Thür bildete ein sanft aufsteigender Rasenplatz, durch welchen ein mit Blattpflanzen in Vasen besetzter Kiespfad bis zur Thürschwelle führte. Die Thür, hier von Holz, war zu, und das war ein Vortheil für den Heranschleichenden, der nun die Wahl hatte zwischen den beiden Fenstern, je einem zu Seiten der Thür, die freilich, da der Rasenplatz nach rechts und links schärfer abfiel, bereits in ziemlicher Höhe über dem Erdboden lagen. Ich würde, den Fuß auf die schmale Mauerplinthe setzend, mich an dem Fenstersims emporziehen müssen.

Aber das letzte Schamlose wurde mir Gott sei Dank erspart. Die Thür in beiden Flügeln wurde von innen aufgestoßen, und sie traten auf die Schwelle. Es mochte sie nicht geduldet haben in dem verschlossenen Raume, die Glücklichen; sie mochten die keusche Nacht und die reinen Sterne haben anrufen wollen zu Zeugen ihres Glückes.

Und so standen sie — die beiden Gestalten scharf abgezeichnet auf dem helleren Hintergrunde des Zimmers — in die Nacht hinein, zu den Sternen aufblickend; sie den Kopf an seine Schulter lehnend, wie vorhin auf die meine; er den Arm um ihren Leib schmiegend, wie ich es vorhin gethan. Und nun hob sie das Antlitz, in welchem ich ihre Augen glänzen zu sehen meinte, zu ihm empor; er senkte das seine, sie ganz umschlingend, wie sie ihn.

Die Thür war geschlossen, und nur der Lampe Licht dämmerte durch die Fenster, als der Unglückliche in dem Schatten der Bosketts wieder die brennenden Augen aufzuheben wagte. Und dann schleppte er sich aus dem Garten unter der Doppellast seiner Verrätherschuld, die er jetzt in schauerlichster Klarheit ermessen konnte, und seines Leides, dessen grauenhafte Tiefe ihm unermeßlich schien.

7.

Ich weiß nicht, wie ich in das Schloß und auf mein Zimmer zurückgekommen bin, wo Holzbock ängstlich meiner harrte. Der Herzog hatte bereits zweimal anfragen lassen, ob ich noch immer nicht zu Hause sei; er wünsche mich heute Abend auf eine Stunde zu sprechen.

Holzbock war davongeeilt, die Nachricht von meiner Rückkunft hinüber gelangen zu lassen. Ich machte mich in aller Eile ein wenig zurecht. Es war durchaus nichts Seltenes, daß der Herzog mich so auf meinem Zimmer besuchte, besonders des Abends, wenn er drüben fürstliche oder andere besonders vornehme Gesellschaft bei sich gesehen hatte, zu der ich niemals gezogen wurde. Ich hatte manchmal das wunderliche Gefühl gehabt, als wolle er mich dann für eine Entbehrung, die freilich nur in seinen Augen eine sein mochte, in den meinen nur eine Wohlthat war, durch eine besondere Gunst entschädigen. Jedenfalls war er niemals munterer und liebenswürdiger, als in solchen Stunden, in denen es mir wahrlich oft schwer fiel, mich daran zu erinnern, daß der Mann da vor mir auf dem Sofa, der so endlos Cigarren rauchte, die ihm im Eifer der Rede immer wieder ausgingen, und dazu Wasser mit Kognak nippte (nur um sich die Zunge zu erfrischen, denn er war im Essen und Trinken die Mäßigkeit selbst) — daß dieser Mann, der über Gott und die Welt seine Gedanken mit dem höchsten Freimuthe eines Künstlers oder Gelehrten aussprach, ein Herzog und gebietender Herr sei.

So waren mir diese Besuche immer ein kleines Fest gewesen; heute sah ich seinem Kommen schaudernd entgegen. Er pflegte unter zwei Stunden nicht zu gehen, und ich fühlte mich zum Tode erschöpft, wollte ich auch an meinen Seelenzustand gar nicht denken. Es würde eine fürchterliche Qual werden, besonders wenn er, was ich zuletzt am „Thomas Münzer" unter seiner Einwirkung, fast nach seiner Angabe geschrieben, zu hören verlangte. Ich wußte, daß ich nicht die Kraft dazu haben würde. Sollte ich nicht versuchen, mich mit Unwohlsein zu entschuldigen? Es wäre keine Lüge gewesen; aber bei Hofe durfte man ja nicht unwohl sein, sobald der Dienst es anders verlangte. Und da kam auch schon Holzbock athemlos zurück: Hoheit folge ihm auf dem Fuße.

Es währte in der That nur noch wenige Minuten, als ich bereits seinen schweren und etwas unregelmäßigen raschen Schritt hörte. Einen Blick auf mein geisterhaft blasses Gesicht im Spiegel, einen zweiten nach dem Tische vor dem Sofa, wo die Kognak- und Sodawasserkaraffen mit dem Glase auf dem silbernen Präsentirteller und daneben die Cigarrenkiste mit dem Aschbecher zwischen den beiden dreiarmigen Leuchtern regelrecht standen, und er trat herein, während Holzbock, der ihm die Thür geöffnet, und der Kammerdiener, der ihn hierher begleitet, auf dem Korridor blieben: er liebte es, die kleinen Dienste, die etwa im Laufe eines solchen Abends nöthig wurden, sich von mir leisten zu lassen. So mischte ich ihm denn, als er in seiner Sofa-Ecke Platz genommen und sich das Kissen unter den Arm geschoben hatte (die Lehne war ihm etwas zu niedrig) sein Glas, bot ihm die Cigarre, deren Spitze bereits abgeschnitten sein mußte, und setzte mich auf seinen Wink ihm gegenüber, im Kampfe mit einer halben Ohnmacht, die mich für den Rest des Abends das Schlimmste befürchten ließ.

O dieser Abend! Wie oft habe ich später seiner denken müssen mit Schaudern des Entsetzens, in Erinnerung der Qualen, die ich während desselben erduldet, und tiefster Wehmuth, eingedenk, daß es der letzte war, welchen ich mit ihm verleben durfte, der, wie er von sich zu sagen pflegte, etwas Besseres verdient hätte, denn als Fürst geboren zu sein, und dessen Andenken mir ewig theuer bleiben wird — trotz alledem!

Ich erinnere mich nicht genau, worüber er im Anfang sprach: ich sollte meinen, es waren Theaterangelegenheiten, die ihm gerade jetzt viel Aerger bereiteten. Einige tüchtigere Kräfte hatte man verloren, weil der Etat mit den immer sich steigernden Gage-Anforderungen nicht Schritt halten konnte; ein paar neue Engagements waren nur als Nothbehelfe zu betrachten; die trostloseste Saison stand in Aussicht, wenn man sich nicht Knall und Fall entschloß, die so schon ein kümmerliches Dasein fristende Oper ganz und gar aufzugeben, was wieder des Publikums wegen sein Bedenkliches hatte. Es war ein Glück für mich, daß diese Dinge seit Wochen das ständige Thema der Kavaliertafel gewesen waren; so

mochte ich denn meine zerstreuten Ja und Nein so ziemlich an den richtigen Stellen angebracht haben. Dabei hatte ich doch den Eindruck, daß der Herzog selbst zerstreut war und weniger bündig und zur Sache sprach, als sonst seine Weise, während er mit noch besonderer Hast rauchte, und ich ihm, ebenfalls gegen die Gewohnheit, schon nach den ersten Minuten sein Glas zum zweiten Male hatte füllen müssen.

„Machen Sie sich auch eines zurecht," sagte er plötzlich; „Sie sehen erbärmlich aus. Ist Ihnen nicht wohl?"

„Doch, doch!" stammelte ich, indem ich, meine Verlegenheit zu verbergen, hastig seinem Befehle nachkam und gierig ein paar Schlucke trank.

„Wo sind Sie heute gewesen?"

Ich setzte zitternd das Glas nieder. Der Ton der Frage war so anders, als in welchem er bisher gesprochen. Hatte er jetzt das Thema berührt, zu dem die Theatermisère nur das Präludium gewesen?

„Nun?"

„Bei Frau von Trümmnau," brachte ich noch eben heraus.

„Sie sagen das so zögernd und mit solcher verzweifelten Miene. Was hat's denn da gegeben?"

Was es da gegeben? War mir der Kognak zu Kopf gestiegen? Was es da gegeben? Es fehlte nur ein Kleines, und ich hätte laut aufgelacht. Wunderliche Dinge hatte es da gegeben, fürwahr! und die auch ihn sehr interessiren würden, wenn ich sie ihm nur sagen dürfte!

Es schien ihn nicht zu überraschen, daß ich mit der Antwort zögerte, wenigstens mischte sich, wie mir schien, eine gewisse Verlegenheit in den Blick, den er gespannt auf mich gerichtet hielt.

„Ich will es wissen," sagte er dann kurz und scharf.

Und als selbst jetzt meine Antwort nicht kam:

„Mein Gott, wozu diese Heimlichthuerei, wo es nichts zu verheimlichen giebt! Sie hat sich über mich beklagt; sie hat mich einen Barbaren, einen Tyrannen und so weiter gescholten. Und Sie haben ihr darin sekundirt. Als ob ich das Alles nicht wüßte!"

Nun, wenn er das Alles wußte, hatte es freilich keinen Sinn, mit der Wahrheit zurückzuhalten, so weit dieselbe überhaupt mittheilbar war.

„Ja, Hoheit," sagte ich, „ungefähr so ist es gewesen, und ich leugne nicht, daß ich Frau von Trümmnau Recht geben mußte."

„So!" rief er eifrig, sich emporrichtend und die ausgegangene Cigarre an dem Licht der Kerze von Neuem entzündend — „Recht geben mußte! Das ist denn freilich sehr bequem, wenn man die Medaille nur von der einen Seite sieht. Oder hätte sie Ihnen auch die andere gezeigt? Hätte sie Ihnen wirklich gesagt, welches der eigentliche Grund ist, weßhalb sie geschieden sein will? Heirathen will sie von Neuem — das ist das Lange und Kurze von der Sache."

„Das wußte ich freilich nicht," sagte ich mit einem bösen Lächeln, das der Eifrige glücklicher Weise nicht sah.

„Aber so ist es," rief er, „und wen? Einen Russen, einen Grafen Pahlen — Sie werden durch Renten von ihm gehört haben. Ich danke unterthänigst! Soll ich sie vielleicht nach Rußland ziehen lassen? Der Mann ist Officier — ein ganz verdienstvoller, gebe ich zu, muß ich zugeben, und ein besonderer Günstling des Kaisers, der nicht daran denkt, ihm den Abschied zu bewilligen, an den er selbst übrigens eben so wenig denken kann, da er arm ist wie eine Kirchenmaus. Nun, und Frau von Trümmnau's Vermögen geht in der Scheidung bei Heller und Pfennig an Herrn von Trümmnau. Das ist sicher. Und die Herrschaften sitzen da vis-à-vis de rien. Soll ich die Herrschaften etwa noch ausstatten zum Lohn dafür, daß sie wider meinen Willen heirathen?"

„Es wird Hoheit kaum etwas Anderes übrig bleiben," sagte ich.

Er blickte mich an, sprachlos über meine Kühnheit. Ich aber war entschlossen, für Adele einzustehen, mochte daraus kommen, was wollte.

„Ich meine nur," fuhr ich fort, „daß Hoheit doch gewiß Frau von Trümmnau nicht unglücklich machen wollen. Und wie kann sie anders als unglücklich werden und sein, wenn sie gezwungen ist, Frau von Trümmnau zu bleiben, während sie jenen andern Herrn liebt und dieser sie?"

„Ach was, Liebe!" rief er. „Das redet man sich ein und redet man sich auch wieder aus. Zu dem Ersteren haben sie genau zwei Wochen Zeit gehabt, zu dem Letzteren schon zwei Jahre."

„Die denn doch noch nicht eben viel geholfen zu haben scheinen," warf ich ein.

„So geben wir noch ein paar Jahre zu. Die werden wohl Hilfe bringen, vorausgesetzt, daß sie sich unterdessen nicht wieder sehen. Ich wüßte nicht, wie sie das anstellen sollten. Frau von Trümmnau wird nicht wagen, etwas gegen meinen ausgesprochenen Willen zu unternehmen, und ich werde schon dafür sorgen, daß der Herr keinen Urlaub und keinen Paß ins Ausland bekommt."

Ich mußte abermals sehr an mich halten, um gegenüber dieser pompösen Sicherheit, in Erinnerung der zärtlichen Scene, die ich vor einer Stunde mit meinen Augen gesehen, nicht in ein tolles Gelächter auszubrechen. Was da eben in der verschwiegenen Villa vor sich ging — er und ich, wir hatten ja Beide die Kosten zu zahlen. Nur daß ich sie schon mit brennenden Thränen der Scham, mit wüthender Verzweiflung bezahlt hatte und weiter würde bezahlen müssen, und, es zu thun und zu entsagen und Großmuth zu üben entschlossen war und sie bereits übte, indem ich für die Glücklichen bei dem Tyrannen sprach, der die eigene Tochter in Sklavenketten hielt, wie seine ganze Umgebung — mich eingeschlossen! Oder hätte ich sonst da still gesessen, meinen Zorn in mich hineinwürgend, anstatt ihm ins Gesicht zu sagen, wie ich dachte?

„Was fehlt ihr hier?" fuhr er nach einer Pause fort, in welcher er heftig vor sich hin geraucht hatte; „sie hat Alles, was sie nur wünschen mag und tausendmal mehr Annehmlichkeiten des Lebens, als sie je in Petersburg haben würde, oder gar in irgend einem Raubnest da hinten am Kaukasus, wohin den Herrn jeden Tag der Dienst rufen kann. Aber es ist immer die alte Geschichte. Verständige Leute, welche die Welt kennen, wollen euch jungen Leuten, die ihr die Welt nicht kennt, das Leben schicklich einrichten, und ihr schreit über Tyrannei, steift euch gegen das Joch, und wäre es noch so sanft, noch so sehr zu eurem Heil; werft es womöglich ab und lauft in die Welt hinein, wo ihr das Glück zu finden hofft und nichts als Unheil findet, respektive anrichtet. — Da ist mir noch in diesen Tagen eine seltsame Affaire zu Ohren gekommen, die so recht eine Illustration eines solchen jugendlichen Frevels ist und Sie auch interessiren wird. Sie kennen ja die Familie Vogtriz? Natürlich. Wir sprachen gelegentlich einmal über den Major von Vogtriz; der Weißfisch hat mir so Manches über die Herrschaften berichtet, bei denen Sie ja im vorigen Sommer zum Besuch waren zugleich mit dem Kammerherrn, der sich übrigens bitter bei mir beklagt, daß ich ihm den Weißfisch entführt habe, wie er sich auszudrücken beliebt. A propos: sehen Sie den Mann jetzt noch öfter — den Weißfisch?"

Weißfisch — die Familie Vogtriz — der Kammerherr — wo kam das Alles auf einmal her? Ich blickte verwundert auf; aber ich konnte seine Mienen nicht deutlich sehen — er hatte sich eben in eine gar zu dichte Tabakswolke gehüllt.

„Nein," antwortete ich auf die letzte Frage; „Hoheit schienen es nicht zu wünschen."

„Ich wünsche es auch in der That nicht," erwiderte er. „Auf seinem Theatersekretärposten, den ich ihm auf seinen Wunsch gegeben habe, richtet er nur Dummheiten an, und ich habe gegründete Ursache, anzunehmen, daß er mich bei einer früheren wichtigen Gelegenheit arg düpirt hat. Nein, nein! es ist ganz gut, daß Sie sich den Schelm fern halten, den ich übrigens wegzuschicken entschlossen bin. Aber um auf die Affaire, auf die ich hindeutete, zurückzukommen. Ist Ihnen damals in Nonnendorf — so heißt es ja wohl? — von einem Vogtriz gesprochen, einem jüngeren Bruder des Vaters der jetzt lebenden Brüder Vogtriz: des Majors, des Herrn auf Nonnendorf und, ich glaube, ein dritter existirt als Präsident oder deßgleichen in Berlin? Jener Onkel also, ein übrigens noch blutjunger Mann, der hier in Europa nicht gut that, war nach Amerika gegangen, vermuthlich dahin geschickt worden, wie so viele adlige Thunichtguts; hatte aber dort wider alles Erwarten seine Fortüne gemacht durch eine Heirath mit der einzigen Tochter eines der reichsten New-Yorker Banquiers. Scheint indessen der rechte Hans im Glücke gewesen zu sein, da er nichts Eiligeres zu thun hatte, als ein halbes Jahr

nach der Hochzeit zu sterben. Die junge Frau folgte ihm, wiederum ein halbes Jahr später, nachdem sie einem Kinde das Leben gegeben, dessen Geburt ihr eben selbst das Leben kostete. Hatten Sie von diesen Dingen in der Familie wirklich nichts gehört?"

„Nur im Allgemeinen," erwiderte ich, „nicht in diesen Details."

„Die ich eben auch nur aus den amerikanischen Zeitungen kenne," fuhr er fort. „Sie wissen, daß ich diese, sowie die englischen, stets mit Interesse verfolge; sie sind jetzt voll von der Sache, besonders natürlich die amerikanischen. Ein Fall, in welchem es sich um viele Millionen handelt, ist eine nationale Angelegenheit. Uebrigens hätten Sie die Geschichte nur bis zu diesem Punkte von den Vogtriz hören können, die, wie aus dem weiteren Verlauf hervorgeht, zu der amerikanischen Familie, in welche ihr Verwandter geheirathet, wohl von Anfang an kaum in nähere Beziehung traten und jedenfalls später mit derselben außer allem Konnex gekommen sind. Aber wo war ich stehen geblieben?"

„Bei der Geburt des Kindes," erwiderte ich, dessen düstere Zerstreutheit nun doch der Theilnahme an dem Geschicke dieser Menschen gewichen war, von denen ich zuerst in den guten Schlagodvdro-Tagen gehört hatte: von dem Freunde in dem Ahnensaale der Vogtriz vor dem Bilde jenes seines Großonkels. Ich hatte demselben ja ähnlich sein sollen, obgleich ich es nicht finden konnte und eine Aehnlichkeit höchstens darin sah, daß der junge Mann, wie ich, weder Glück noch Stern gehabt.

„Richtig," sagte der Herzog, „bei der Geburt des Kindes, der Heldin dieser nach den Zeitungen wahrhaftigen Geschichte. Sie wuchs aber in dem Hause der Großeltern auf, die außer jener Tochter eben keine Kinder hatten und deren Abgott sie natürlich war und blieb, trotzdem sie schon früh eine Neigung zu Extravaganzen an den Tag gelegt zu haben scheint. Mit sechs Jahren — immer den wahrhaftigen Zeitungen folgend — war sie bereits ihren Großeltern entlaufen, um mit einer braunen Zigeunerin, die es ihr angethan — es treibt sich in New-York viel dergleichen Gesindels umher, das an den Straßenecken singt oder sonstige brotlose Künste ausführt — ich habe oft, als ich drüben war, meinen Spaß daran gehabt — kurz mit einem solchen Weibe war die Kleine davongelaufen, für die Hexe, die sie ‚so gejammert', mit dem Teller zu sammeln und, wenn die Person, was oft geschah, zu betrunken war, die Zotenlieder derselben mit ihrer hellen unschuldigen Kinderstimme zu singen. Die Polizei hatte ihre liebe Noth, die kleine Vagabundin wiedereinzufangen. Als sie knapp zwölf Jahre, kam statt der Ziegeunerin irgend eine verrückte religiöse Sekte an die Reihe, die es ihr wiederum ‚angethan', und diesmal war der Fall insofern ernster, als sie mit der ehrenwerthen Gesellschaft von New York fortgezogen und verschwunden war, bis sie, ich weiß nicht wo, endlich entdeckt und zu ihren Großeltern zurückgebracht wurde, die natürlich abermals ein Freudenkalb schlachteten. Dann scheinen sie Ruhe vor den Emancipationsgelüsten der jungen Miß gehabt zu haben; aber mittlerweile war sie achtzehn Jahre alt geworden und besann sich darauf, daß sie nach der extravaganten Seite etwas Entscheidendes thun müsse. Dies bestand denn darin, daß sie sich in einen Schauspieler verliebte — einen strolling actor — dessen unrühmliche Bekanntschaft sie in einem Seebade gemacht hatte, und den sie heirathen zu müssen erklärte, ob mit ob ohne Einwilligung der Großeltern. Die dann zu einem sehr mißlichen Vertheidigungsmittel griffen. Sie schickten nämlich den jungen Herrn in den fernsten Westen mit einer Entschädigungssumme, die ganz anständig gewesen sein wird, aber nur ein paar wilde Nächte in den Spielhöllen von San Francisko — dem San Francisko von damals! — vorhielt, worauf denn der arme Teufel ohne einen Pfennig in der Tasche, dafür aber mit einer Revolverkugel im Leibe an einem schönen Morgen von dem Straßenpflaster oder aus dem Straßenschmutz aufgehoben und in ein Hospital oder dergleichen gebracht wurde. Leider hatte er noch Leben genug, an die Miß in New-York einen Brief zu diktiren, den diese kaum empfangen hatte, als sie auch schon auf dem Wege nach San Francisko war mit einer nicht unbedeutenden Summe — der Erbschaft irgend einer reichen Tante — die sie stets selbst verwaltet und längst für alle Eventualitäten bereit gehalten hatte. Sie gelangte unangefochten bis an das Ziel ihrer Reise, die freilich insofern resultatlos ausfiel, als sie den jungen Mann bereits als Leiche fand. Von dem pompösen Begräbnisse, das sie ihm bereiten ließ, verschwand sie in der zusammengelaufenen Menge in dem Augenblicke, als der bekümmerte Großvater, der ihr nachgeeilt war, auf dem Plane erschien. Verschwand und blieb verschwunden. Wie das möglich gewesen trotz der angestellten Recherchen, die bei den Mitteln des alten New-Yorker Banquiers sicherlich mit großem Nachdruck betrieben wurden, darüber wissen selbst die sonst allwissenden Zeitungen keine Auskunft zu geben. Die Vermuthung ist, daß sie sich längere oder kürzere Zeit in einem der selbst für die Polizei unzugänglichen ‚camps' der Goldgräber verborgen gehalten und sich dann auf einem ostindischen Dampfer heimlich — trotz aller Ueberwachung der Häfen — eingeschifft hat."

Der Herzog schwieg und zündete sich eine neue Cigarre an. Ich mischte ihm ein drittes Glas und sagte:

„Die Geschichte kann doch nicht zu Ende sein, Hoheit."

„Weßhalb nicht?"

„Weil ich sonst nicht wüßte, weßhalb sich die Zeitungen mit derselben beschäftigen sollten, gerade jetzt, nachdem doch eine, wie mir däucht, geraume Zeit darüber verflossen ist. Oder ist der Banquier etwa jetzt erst gestorben, und man weiß nicht, wohin mit den Millionen?"

Ein flüchtiges Lächeln zog über das Gesicht des Herzogs.

„Sieh, sieh!" sagte er. „Nun, die Vermuthung macht Ihrem Scharfsinn alle Ehre. Sie ist nämlich richtig. Der alte Banquier Gilmore — oder hatte ich den Namen schon genannt?" —

„Nein, Hoheit."

„Also, der alte Banquier Gilmore ist gestorben, nachdem ihm seine Gattin schon ein paar Jahre vorausgegangen, und man hat in der That, kurze Zeit wenigstens, nicht gewußt, wohin mit den Millionen, oder doch mit dem größten Theil derselben. Der alte Herr hatte nämlich ein Testament hinterlassen des Inhalts, daß, im Falle seine geliebte Enkelin, Miß Katharina Vogtriz — denn das war ihr legitimer Name, — noch lebe und sich bis zu einer bestimmten Frist melden würde, ihr zwei Drittel der Hinterlassenschaft auszuliefern seien, wenn sie unvermählt geblieben, dagegen das Ganze, wenn sie sich vermählt und Nachkommenschaft habe. Wiederum dieser Nachkommenschaft ein Drittel, wenn sie selbst inzwischen gestorben wäre. Der Rest im ersten Falle sollte für bestimmte wohlthätige Stiftungen verwandt werden, und das Ganze, falls keiner jener Fälle eintrete; also, wenn weder sie — sei es nun mit, sei es ohne Nachkommenschaft — noch betreffende Nachkommen ohne sie als Erben bis zu jener Frist ihre Ansprüche geltend machten. Dieses seltsame Testament war nach dem Willen des Testators in allen Hauptzeitungen der Erde, wenigstens der Hauptsache nach, veröffentlicht worden, und es währte denn in der That auch nur wenige Wochen, als bereits — nun rathen Sie einmal!"

„Sich die Erbin meldete?" sagte ich auf gut Glück.

„Bravo! aber nun: mit oder ohne Nachkommen?"

„Im Interesse meiner Nonnendorfer Freunde hoffe ich das Letztere," erwiderte ich. „So bleibt für sie doch die Aussicht, wenn nicht auf einen reichen Onkel, so doch auf eine reiche Tante aus Amerika."

„Nun, die haben sie freilich," sagte der Herzog. „Es hat allerdings vorher noch einen scharfen Rechtshandel gegeben, da man die Reklamantin natürlich nicht ohne Weiteres als legitimirt gelten lassen wollte. Aber sie muß doch ihre Identität überzeugend nachgewiesen, oder, was auf dasselbe herauskommt, sehr gute Rechtsbeistände gehabt haben — jedenfalls haben ihr die zuständigen zwei Drittel, die nebenbei noch immer die erfreuliche Summe von fünf oder sechs Millionen Dollars betragen, ausgeliefert werden müssen. Nun, was sagen Sie?"

„Daß Hoheit die Geschichte, wie alle, die ich von Hoheit noch zu hören bekommen, meisterhaft erzählt haben."

„Danke unterthänigst. Aber ist das Alles?"

Der Herzog blickte mich so gespannt an — mit Augen, die wieder einmal den starren gläsernen Glanz hatten.

„Was können Hoheit sonst noch meinen?" fragte ich verwundert.

„Ist Ihnen denn bei der Geschichte wirklich nicht ein einziges Mal der Gedanke gekommen, daß die Heldin derselben — Ihre Mutter sein könnte?"

„Hoheit belieben zu scherzen."

„Ganz und gar nicht. Sie haben mir mitgetheilt, was Ihnen Ihr Adoptiv-Vater gelegentlich von dem Vorleben Ihrer

Mutter erzählt hat. Das stimmt ja nun freilich in keiner Weise mit den Erlebnissen der Heldin meiner Geschichte. Aber kann Ihnen Ihr Adoptiv-Vater nicht aus immerhin ehrenwerthen Gründen die Wahrheit verschwiegen und anstatt derselben ein Märchen aufgetischt haben?"

„Das ist unmöglich, Hoheit," erwiderte ich. „Dazu war der Vater nicht der Mann. Aus seinem Munde ist nie ein unwahres Wort gegangen."

„So mag es für ihn Wahrheit und doch ein Märchen gewesen sein — dann von der Erfindung Ihrer Frau Mutter selbstverständlich. Ich bemerke dazu, daß in den Zeitungen über die Erlebnisse der Miß Vogtriz in den Jahren, welche zwischen ihrem Verschwinden vom amerikanischen Schauplatze und ihrem Wiedererscheinen auf demselben liegen, nichts verlautet, wir also Freiheit haben, diese lange Intervalle nach Belieben — ich meine so auszufüllen, wie wir müssen, wollen wir sie — Ihre Mutter — ins Spiel bringen."

„Aber weßhalb wollen Hoheit das?" rief ich.

„Nun, mein Gott," erwiderte er lebhaft, „das ist doch am Ende leicht begreiflich. Ich glaube Ihnen ausreichende Beweise gegeben zu haben, daß ich mich für Sie interessire; daß ich Ihr Bestes will; Ihnen eine Position im Leben zu verschaffen wünsche, die den Aspirationen, zu welchen Sie Ihre schönen Talente berechtigen, entspricht. Leider wird die bloße Berechtigung des Talentes heut zu Tage selten anerkannt, jedenfalls leichter anerkannt, und das Talent selbst kann sich ganz anders frei und fröhlich entfalten, wenn es die irdische Basis eines soliden Vermögens hat. Das kann ich Ihnen beim besten Willen nicht gewähren, denn ich bin selbst ein armer Mann. Und da reizt mich — ich gestehe es gern — der Gedanke, es Ihnen auf diese Weise zu verschaffen. Ich gebe ja zu, die Kombinationen, welche ich da in Ihrem Interesse gemacht, beruhen nur auf Möglichkeiten — Unwahrscheinlichkeiten, wenn Sie wollen; aber es wäre wahrhaftig nicht das erste Mal, daß die anfangs unwahrscheinlichsten Möglichkeiten sich nachträglich in die erfreulichsten Wirklichkeiten verwandelten."

Ich hatte, während der Herzog so sprach, meinen Sitz ihm gegenüber verlassen und war gegen alle Etikette in peinlichster Erregung im Zimmer auf- und abgeschritten. Bei seinen letzten Worten wandte ich mich wieder zu ihm und rief:

„Wenn nun aber diese Wirklichkeit für mich keine erfreuliche; wenn ich trotz aller Zweifel, die mir in bösen Stunden kommen wollten, mich immer wieder daran festgeklammert habe, wie an einen letzten Rettungsanker, daß meine Mutter, was sie auch an mir gefehlt haben mag, doch ihrem Gatten, meinem Vater, ein treues und liebendes Weib gewesen ist; wenn die Vorstellung der bloßen Möglichkeit, jene amerikanische Abenteurerin könnte meine Mutter sein, und ich müßte mir meinen Vater der Himmel mag wissen wo suchen, mich mit schauderndem Abscheu erfüllt; ja, wenn ich diesen Vater, er sei auch wer er sei, der dann meine Mutter so tief unglücklich gemacht hätte, daß sie mich, ihr Kind, hassen konnte — wenn ich den Mann im Voraus hassen müßte als meinen ärgsten Feind, und das Schicksal bitten müßte, es möchte mich vor dem Gräßlichen bewahren, ihm im Leben jemals zu begegnen —"

„Genug!" unterbrach mich der Herzog mit rauher gebieterischer Stimme, indem er sich in den Hüften aufreckte und mir einen schnellen drohenden Blick zuwarf; — „setzen Sie sich!"

Ich that, wie er geheißen, voll bittersten Grolles, daß ich gehorchen mußte, während es in meiner Seele nach Freiheit schrie aus dieser goldenen Sklaverei, deren hohnvollen Gegensatz zu dem Schwur, den ich am Sarge des Vaters gethan, ich nie annähernd so tief empfunden, als in diesem Augenblicke.

Er rauchte ein paar Sekunden still vor sich hin, dann sagte er in dem ruhig vornehmen Tone, welcher ihm in jedem Moment zu Gebote stand:

„Sie sind über Gebühr aufgeregt. Ich wiederhole, was ich da gesagt und angedeutet, das sind Kombinationen, wie sie ein Kopf, der nicht ohne alle Phantasie ist, zusammenzuwirken liebt, und die Sie, der Poet, welcher mit dergleichen ex officio hantirt und noch viel krausere Dinge alle Tage ausheckt, Unsereinem — noch dazu, wenn die Absicht die beste von der Welt ist — doch nicht gleich gar so sehr verübeln sollten. Uebrigens kann ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung sagen, daß ich, wenn ich mich aufs Phantasiren lege, mir die europäische Episode im Leben der schönen Amerikanerin noch ganz anders auszufüllen vermag, und ich muß mich wundern, daß der Herr Poet nicht von selbst darauf verfallen ist. Oder hätten Ihnen Reuten und die anderen Herren wirklich niemals von der hübschen Miß erzählt, die vor einer Reihe von Jahren hier an meinem Theater sang und spielte und mit ihrem Kinde den Tod im Wasser suchte?"

Wieder blickte er mich mit starr gläsern forschenden Augen an; ich schlug die meinen nicht nieder. Ich war empört. Wie konnte er, er es wagen, auf diese gräßliche Geschichte auch nur anzuspielen?

„Ich habe davon gehört," erwiderte ich, „lange zuvor: schon von dem Kammerherrn."

„Ah!" sagte der Herzog mit einem Lächeln, das mir seltsam gezwungen schien, „der Kammerherr! Da kann ich mir freilich denken, wie er sie erzählt hat! Nun, das mag er mit seinem Gewissen ausmachen. Und da ich keine Ursache habe, ihm das zu erleichtern, habe ich ihn bis heute in dem Glauben erhalten — und gedenke es auch ferner zu thun — daß die Geschichte jenen tragischen Ausgang nahm, mit dem er sie Ihnen erzählte."

„Hatte sie denn einen anderen?" fragte ich verwundert.

„Freilich," erwiderte der Herzog; „denn, sehen Sie nicht, mein höchst scharfsinniger Herr Poet, daß, wenn das nicht der Fall gewesen wäre, ich doch nicht eine Affaire, die hier ein so jähes Ende fand, weiter spinnen und mit der famosen amerikanischen Geschichte kombiniren könnte? Nun, so will ich Ihnen denn sagen, was außer mir und einem Zweiten bis jetzt kein Mensch weiß. Dieser Zweite aber ist der Müller, zehn Minuten von meinem Bellevue, welcher die Unglückliche sammt ihrem Kinde aus dem Wasser gezogen hat und ihr, nachdem er sie noch zwei Tage in seiner Mühle vor aller Welt verborgen gehalten, zur Flucht behilflich gewesen ist. Das Letztere wiederum vor aller Welt geheim, außer vor mir, der ich meine Gründe hatte, der Aermsten die Verborgenheit zu gönnen, nach der sie ein unwiderstehliches und mir sehr begreifliches Verlangen trug. Auch ich hätte mich täuschen lassen wie Jedermann und an das Märchen von der Unauffindbarkeit der Leichen geglaubt, nur daß man einem alten Jäger, Vogelsteller und Fischfänger wie mir nicht so leicht ein Märchen aufbindet, und ich dem Müller auf den Kopf zusagte, wie sich die Sache verhielt. Er ist ein alter zäher Mensch und war der Dame sehr ergeben; aber seinem Herzog gegenüber wagte er denn doch nicht, mit der Wahrheit zurückzuhalten, was ihm nebenbei auch nichts geholfen haben würde. Nun aber paßt Alles — was, wie ich Ihnen herzlich gern zugebe, auf Ihre Mutter gar nicht paßt — à merveille auf meine kleine Sängerin, und ich könnte Ihnen mit den Theilen, die ich in der Hand habe, eine Geschichte konstruiren, die, wenn sie nicht wahr ist — was ich nicht behaupte — doch auf gute Erfindung und logische Konstruktion einigen Anspruch machen dürfte. Indessen, Sie sind nun heute Abend einmal für meine poetischen Leistungen nicht empfänglich, und Sie haben mir dadurch völlig den Muth genommen zu einer anderen kleinen Ueberraschung, die ich für Sie vorhatte und die ich nun in petto behalte. Also sprechen wir von etwas Anderem. Wie steht es mit dem ‚Münzer'?"

Ich blickte erschrocken auf. Er war heute wirklich fürchterlich. Was wollte er nun wieder von meinem ‚Münzer' in dem Augenblick, wo ich mit ganzer Seele bei der letzten Geschichte war, die mich ganz anders interessirte, als der beleidigende Unsinn, in welchen er vorhin den Namen meiner Mutter gemischt hatte. Der ‚Münzer' war ein Thema, wie er es für die Stimmung, in der ich mich befand, übler nicht hätte wählen können.

„Schlecht steht es," sagte ich nach einer unschicklich langen Pause. „Ich kann, je weiter ich komme, mich um so weniger mit der Auffassung Eurer Hoheit befreunden. Behielten die Fürsten nicht nur Recht, wie sie es ja leider in Wirklichkeit gethan haben, sondern hatten auch Recht, wie Hoheit meinen — während sie nach meiner Ansicht nur deßhalb obsiegten, weil sie im Besitz der Macht und Gewalt waren und hier, wie auch sonst, Macht vor Recht ging — dann habe ich, offen gestanden, auch keine Freude mehr an dem Werke, das sich mir unter den Händen zu einem Lobgesang für die Fürsten verwandelt aus einem Mene Tekel der von den Fürsten gemordeten Freiheit."

„Das thut mir aufrichtig leid," erwiderte der Herzog, jetzt wieder ganz in seinem alten freundlich gütigen Tone; „ich hatte geglaubt, daß meine Ansicht, als die historisch richtige, auch in

Mit Onkel auf Reiſen.

Nach dem Oelgemälde von Albert Conrad.

Digitized by Google

dem Drama, soll es anders ein wirklich historisches und nicht ein bloßes Phantasma sein, zur Geltung kommen müsse. Ich gebe auch die Hoffnung nicht auf. Denn nach dem, was Sie mir eben gesagt, muß ich schließen, daß Sie mich keineswegs völlig verstanden haben, und so möchte ich mir erlauben, von dem schlecht unterrichteten Poeten an den besser zu unterrichtenden zu appelliren. Dazu ist freilich heute nicht mehr die Zeit."

Er warf über die Breite des Zimmers einen Blick nach der Stutzuhr auf dem Kamin, von der trotz der Entfernung und der mangelhaften Beleuchtung seine falkenscharfen Augen Stunde und Minute abzulesen vermochten.

„Der Tausend! schon so spät!" rief er. „Also nun — Ende gut, Alles gut: ein paar hübsche Gedichte!"

(Fortsetzung folgt.)

Noch heute „das geheimnißvolle Grab".

Neue Studien und alte Erinnerungen von Friedrich Hofmann.

(Schluß.)

Der Graf starb am 8. April Mittags 12½ Uhr und ward am 11. früh 9 Uhr mit großer Feierlichkeit und Theilnahme beerdigt. Die ganze Gemeinde von Eishausen und die Zöglinge des Waisenhauses von Hildburghausen, dem er ebenfalls viel Wohlthaten erwiesen, geleiteten den Trauerzug zum Friedhof des Dorfs, wo der Vollendete neben dem Grabdenkmal des Pfarrers Kühner endlich seine letzte und wirkliche Ruhestätte fand. Der Pfarrer Pfitz, ein auch dichterisch hochbegabter Mann, mit dem der Graf in den 17 Jahren ihres Zusammenlebens im Dorfe nie eine Annäherung suchte, hielt die Grabrede, welche Human (Theil I, S. 84) abgedruckt hat.

Dem Gericht machte diesmal der Arzt Dr. Knopf die Anzeige noch am 8. April Nachmittags 3 Uhr, und am folgenden Tag erschien die Gerichtskommission zur Aufnahme und Versiegelung der Verlassenschaft.

Was in den Zimmern des Grafen, der Gräfin und den übrigen Schloßräumen sich vorfand an barem Gelde, Kostbarkeiten, Möbeln und sonstigem Schmuck und Hausrath aller Art, hat Human ebenfalls (I, S. 24) mitgetheilt. Wichtiger für die Charakteristik des Grafen war seine Bibliothek, reich an klassischen, historischen, politischen, juristischen und medicinischen Werken und Broschüren; ebenso eine reichhaltige Familienkorrespondenz, welche Human zum Theil zugänglich gemacht wurde, während eine Sammlung von Briefen fürstlicher Personen, wie Human beklagt, verschwunden ist und neben Briefen von Gelehrten, Kaufleuten, Agenten ꝛc. auch manche andere Zuschrift erhalten war, die ein rücksichtsvoller Mann wohl vernichtet hätte. Das Wichtigste aber wurde, wie ich oben bereits verrieth, in einem verschlossenen Kutschenkasten entdeckt. Diese Papiere, welche über Geburt und Jugendleben eines Leonardus Cornelius van der Valk Aufschluß geben, haben wir ebenfalls bereits erwähnt. In demselben Kasten lagen aber noch neben zwei seidenen Beutelchen voll Goldstücken und Brabanter Thalern dreizehn Briefe einer Dame, Angès Berthélémy née Daniels aus Le Mans, aus den Jahren 1798 und 1799. Wenn auch in diesen Briefen der Name des Grafen nicht vorkommt, so rechtfertigt doch der Umstand, daß sie in seiner geheimsten Verwahrung gefunden worden sind, die Annahme, daß sie an ihn gerichtet gewesen, und daß aus ihnen Auskunft zu schöpfen sei über Herkunft und Vergangenheit der geheimnißvollen Dame. Und wenn das Gericht in seinen Edikalien keinen Anstand nahm, auch den aufgefundenen zweiten Namen zur Auffindung der Erben mit zu benutzen, so konnte man eben so gut die 13 Briefe für die Gräfin sprechen lassen. Dies führte zur Aufstellung der schon mehrerwähnten — schauerlichen Hypothese.

Diese Bezeichnung trug eine Schrift, welche dem Verfasser der ersten Veröffentlichung über „Die Geheimnißvollen in Eishausen", Dr. Karl Kühner (weiland Direktor der Musterschule in Frankfurt a. M.), von befreundeter Hand übergeben und von ihm als Anhang zu der seinigen mitgetheilt wurde. Sie stellt mit Benutzung jener 13 Briefe Folgendes auf.

Aus der Jugendgeschichte des Leonardus Cornelius van der Valk ist bekannt, daß er mit seiner Familie zerfiel, weil dieselbe seine Verehelichung mit einer Deutschen vom Niederrhein (A. Daniels aus Köln) nicht gestattete. Diese wurde die Gemahlin eines französischen Officiers, Berthélemy, und lebte 1798 in den dürftigsten Umständen mit ihrer Tochter in Le Mans, schon seit vier Jahren von ihrem Gemahl getrennt, weil dieser sie im Verdacht hatte, daß ihr Herz einem Andern gehöre, mit dem sie heimlich korrespondire und von dem sie reiche Geschenke annehme. Dieser Andere war unser „Graf", welcher von Paris aus die geheime Korrespondenz unterhielt. Berthélémy drang auf Ehescheidung; Angès widerstrebt jedoch derselben, weil sie auf Aussöhnung mit ihrem Gemahl hoffte. Van der Valk scheint dagegen auf diese Trennung hingewirkt und sie zur Flucht mit ihm nach Deutschland aufgefordert zu haben. Aus den Briefen geht ferner hervor, daß van der Valk aus Schwermuth entschlossen war, sich in die Einsamkeit zurück zu ziehen; sie beschwört ihn, eine glänzende Verbindung, die sich ihm dargeboten zu haben scheint, einzugehen. Als aber Berthélémy ihre Scheidungsbedingung, ihrer Tochter eine Pension auszusetzen, abschlug, schreibt sie im Herbst 1799, daß sie sich nunmehr gezwungen sehe, sich nach Deutschland, zu ihren Brüdern zu begeben, mit welchen der Graf ebenfalls in Briefverkehr stand. So weit gehen die Briefe, und nun wird weiter gefolgert. In Deutschland scheinen die so lange Getrennten sich wieder gefunden und die Dame, ohne gesetzliche Scheidung von Berthélémy, ihr Los mit dem ihres Wohlthäters für immer verbunden zu haben. Da aber in Ingelfingen und Hildburghausen nur eine jugendliche Dame von 15 bis höchstens 18 Jahre unter der Verhüllung erscheint, so hat die Mutter offenbar ihre Tochter dem Schutz des Grafen anvertraut, und sie ist's, die man in Ingelfingen oft so bitterlich weinen hörte, die früher ihre Mutter oft mit Fragen bestürmte, wer ihr Wohlthäter sei, und der ihr leicht möglich als ein Bourbone bezeichnet wurde, welcher um ihretwillen die glänzende Welt verlassen habe. Daher wohl der Brief an den lieben Ludwig und die große Dankbarkeit für den „Herrn". Nachdem endlich in Eishausen eine sichere Stätte gefunden war, kann auch die Mutter Angès sich eingestellt haben, und dann hatten der Chausseewärter und die Anderen, welche stets behaupteten, zwei Damen, abwechselnd eine junge und alte, im Wagen des Grafen gesehen zu haben, ja doch Recht. Die Frage, warum aber Niemand die ältere Dame ankommen und abreisen sah und wohin sie schließlich wohl verschwunden sei, ist müßig, denn zur Nachtzeit war jeder Ein- und Ausgang der Schloßbewohner ohne Aufsehen möglich, und was im Schlosse geschah, war das Geheimniß von nur drei Menschen, dem alten Squarre, der Köchin und der Violin, — und alle drei hatten Schweres zu verschweigen, das bewies ihr Ende.

Durch diese Hypothese werden manche hingeworfene Aeußerungen des Grafen und Aussagen der Dienerschaft erklärt. Zunächst kann die Dame von ihrer Mutter so viel Deutsch gelernt haben, um mit den Dienstboten (und auch mit den Landleuten in der ersten Eishäuser Zeit) sprechen und den Brief von 1808 schreiben zu können. Ferner ist's richtig, wenn der Graf sie „eine arme Waise" nennt und zu Hohnbaum sagt, daß seine Verbindung mit ihr etwas Romantisches, einer Entführung Aehnliches gehabt habe. Erklärlich wird nun auch seine fortwährende Angst vor Verfolgung und Entdeckung, denn durch seine Agenten wußte er, daß Berthélémy den Entflohenen nachspüre, und bei den vielen französischen Truppendurchzügen gerade auf den Heerstraßen durch Thüringen und Franken lag die Gefahr der Entdeckung nahe. Auch Augereau's Korps zog diese Straße, und später gestand der Graf: „Damals war ein Mann hier, der, wenn er mich gesehen hätte, mein Schicksal entschieden haben würde." — Eben deßhalb der andere Name, als den er in Frankreich geführt hatte; eben deßhalb die Sorge, keine Zeile seiner Handschrift in und um seinen damaligen Wohnsitz in andere Hände kommen zu lassen; eben deßhalb die stete Fluchtbereitschaft, denn daß gerade diejenigen Papiere, welche über seine Person und sein Verhältniß zu Berthélémy's Frau und Tochter den alleinigen Aufschluß geben, zugleich mit dem nöthigsten Reisegeld im Chaisekasten aufbewahrt werden, läßt sicherlich diese Deutung zu.

In ähnlicher Weise werden die 13 Briefe in zwei Artikeln des „Nürnberger Korrespondenten" und von O. Müller in Saalfeld benutzt. Und schließlich stellt sich doch all diese Bemühung als eine vergebliche heraus. Human berichtet uns „nach einer weitverzweigten Korrespondenz und aus zuverlässigster Quelle" als Thatsache, daß die jüngere Berthélémy in Rheinbayern verheirathet gewesen und vor 18 Jahren gestorben sei und nie von ihrer Mutter getrennt gelebt habe. Ob nicht die Bestätigung dieser Nachricht noch heute aus der Rheinpfalz zu erwarten sein sollte?

Gegen die ganze Hypothese spricht vor Allem Eines: Wie ist's möglich, daß der Mann, welcher in einem Augenblick, der für ihn verhängnißvoll werden konnte, den Ausspruch thut: „Keine Macht der Welt soll mir mein Geheimniß entreißen, ich nehme es mit ins Grab!" gerade diejenigen Briefe, welche „die steten Ankläger während seines Lebens und die Verräther nach seinem Tode" sein mußten, nicht nur nicht vernichtet, sondern sogar auf das Sicherste und so aufbewahrt, daß ihre Auffindung die größte Aufmerksamkeit auf sie lenken muß? Ist nach vierzigjährigem Kampfe mit sich und der Welt um die Bewahrung seines Geheimnisses eine solche Preisgebung desselben denkbar?

Es ist aber nicht allein die Schuld des Geheimnißvollen an sich, das den Grafen nicht von der Hülle des Unheimlichen für unser Auge befreien läßt, sondern die Widersprüche, die offenbaren Unwahrheiten, die nach seinem Tode zu Tage kamen, riefen Hypothesen ins Leben, die wir erst recht als schauerlich bezeichnen können.

Der Zweifel, ob der Geheimnißvolle Vavel de Versey oder van der Valk gewesen oder Keiner von Beiden, mußte wachgerufen werden, als — in Folge des gerichtlichen Aufrufs nach den Erben unter Angabe beider Namen — ein Advokat Dr. Martini aus Amsterdam mit einem Notar Schiesbaan aus dem Haag als Vertreter der van der Valks schon am 15. September 1845 (der Termin war auf den 30. Juni 1846 festgesetzt!) in Hildburghausen eintraf und die Erklärung abgab: „Der Graf habe seinen Verwandten mitgetheilt, Vavel de Versay sei sein bester Freund, an ihn möchten sie seine Briefe richten, dann werde er sie sicher empfangen." Ja, noch mehr: „Versay habe ihm gegen eine gewisse Verpflichtung auf Ehrenwort sein ganzes Vermögen vermacht."

Und der Mann treibt die Ausbeutung dieser Freundschaft so weit, daß er selbst den Namen des Freundes sein ganzes Leben lang führt? Wo aber hätte der wirkliche Vavel gelebt? Wohin ist sein Vermögen gekommen? Hat der Graf die Renten dieses Vermögens bezogen und zugleich als ein van der Valk die aus dem Familienvermögen?

Wie nahe liegt da der Verdacht, daß der Mann, den wir in Ingelfingen und später in Hildburghausen mit der verschleierten Dame sehen, gar nicht der Pariser Diplomat van der Valk, sondern wirklich ein Baron oder Graf Vavel war, der sich des ganzen Nachlasses des in Paris gestorbenen van der Valk's bemächtigt, aus den Briefen die Familien-Verhältnisse und -Mitglieder aufs Genaueste kennen gelernt, des Todten

Digitized by Google

Handschrift nachgemacht und nun ein Menschenalter die Rolle des Verwandten fortgespielt und seine Einkünfte von dort bezogen habe?

Kein Auge dieser Verwandten hat ihn je wieder gesehen, sie kannten seinen Aufenthaltsort nicht, da er seine Briefe stets nur von „Neustadt" datirte. Briefe und Geldsendungen an ihn mußten an den Herrn Bavel de Versay an verschiedene Orte gerichtet werden, wo er jedenfalls gut bezahlte Agenten hatte, welche, oft auch noch nach mancher Zickzackreise der Sendungen, schließlich die richtige Ortsangabe benutzten, so daß diese bald über die Koburger, bald über die Hildburghäuser Post nach Eishausen gelangten. Auch diese Vorsicht rechtfertigt den Verdacht, daß der Mann nicht auf geraden Wegen ging.

Ja, es wird sogar die Frage aufgeworfen, ob dieser „Graf" nicht etwa Keiner von den beiden Genannten, sondern ein Abenteurer der Revolution war, der sich vielleicht mit Hilfe der Guillotine des Einen oder Andern oder Beider entledigt, die Dokumente, Päße, Briefe derselben an sich gebracht und dann mit Anges oder Sophie, als seiner Mitschuldigen, in Deutschland die sichere Stätte gesucht und, zu seinem eigenen Schutze, die Dame als ein politisches Geheimniß vorgeschoben habe. Vergeblich drückte die Gewissenslast nicht so schwer auf den Herzen der wenigen Eingeweihten im Schloß.

Möchte ich auch nach dieser Richtung die Hypothesen nicht so weit treiben, so verschuldete der Graf es doch selbst durch die Beispiele von offenbarer Unwahrhaftigkeit, wenn man zu noch schlimmerem Verdachte verleitet wird. So äußerte der Graf nach dem Tode der „Lebensgefährtin": „Ich habe immer wie mit religiöser Scheu ihre vielen Kommoden betrachtet, nie sie berührt; ich wußte nicht, wie viel schöne, ihr aufgedrungene Sachen sie enthielten" — Das scheut sich nicht der Mann auszusprechen, welcher jeden Athemzug des armen Weibes bewachte, ohne dessen Wissen und Willen die Thür des Schlosses sich niemals öffnen durfte; der Mann, welcher die sechsundzwanzigjährige Treue seiner alten Köchin für Nichts achtete, sie mit Verbannung aus den Räumen, wo sie Lebensglück und Gesundheit eingebüßt, bestrafte, weil sie ihren Sohn, ehe er nach Amerika ging, noch einmal sehen wollte und zum Abschied ihn heimlich ins Schloß ließ: der Mann, der mit solcher Grausamkeit gegen die Treuesten verfahren konnte, wenn sie nur im Entferntesten sein Geheimniß gefährdeten, soll der Hauptperson dieses Geheimnisses den Empfang von Geschenken gestatten, die er nicht kennt, ihr, die mit keiner Seele, als ihm, umgehen darf, die keine Verbindung außer dem Schlosse haben kann, schon aus dem einfachen Grunde, weil sie alle Jahre nur einen Brief schreibt, den zu seinem Geburtstage!

Wer sich nicht scheut, eine solche Unwahrheit auszusprechen, dem kann man auch größere Leistungen darin zutrauen. Und wir finden sie in der Versicherung, die er in seiner letzten Stunde seinen Dienern mit den Worten gab, daß für sie Alle gesorgt sei, daß eine Dame kommen werde (Franziska nannte er sie), die seinen letzten Willen erfüllen werde, — da sein einziger männlicher Verwandter verunglückt sei. Statt der Dame kamen einige Herren, und zwar von der Balks, von einem Bavel de Versay und seinem Vermögen ist nirgends mehr die Rede, — und die Balks tragen die Erbschaft fort, indeß die armen, lebenslang getreuen Diener, die zum Theil ihre Gesundheit in dem harten Dienst eingebüßt haben, armselig genug abgespeist werden.

Solchen Möglichkeiten gegenüber darf man wohl noch eine Frage aufwerfen. Muß den Wächter seines Geheimnisses nicht unaufhörlich ein Gedanke gepeinigt haben, und zwar der: „Was wird aus dem Geheimniß, wenn er vor der Dame stirbt?" — Wir wissen, daß er einmal der alten Köchin sagte: „Wenn ich sterbe, so nehmen Sie sich dieser Dame an." Aber was sollte diese Empfehlung bedeuten, welche Stütze sollte die Dienerin der Herrin sein ohne eine testamentarische Bestimmung? Eine solche fand sich aber später nicht vor. — Wir wissen ferner, wie er es mit der Krankenpflege hielt. Für sich berief er stets Aerzte, wie denn zuletzt Dr. Knopf als solcher genannt wird, den todkranken Squarre durfte Hohnbaum nur einmal — und nur auf kurze Zeit — besuchen, „weil der gnädige Herr darin so wunderlich sei," klagte der Arme. Zum Schluß übte an ihm, wie an den Dienerinnen und der Gräfin immer der Graf allein als medicinischer Dilettant seine fraglichen Kuren. War das nicht ein frevelhaftes Spiel mit dem besten Gute des Menschen, seiner Gesundheit? Wäre nicht die, wie er seiner Korrespondentin selbst gesteht, schwer erkrankte Dame durch die Hilfe eines der ausgezeichneten Aerzte, die der Graf ja stets für sich berief, zu retten gewesen? Es verleitet zu einer Hypothese, die auch mir zu schauerlich ist, aber doch ist bei dem ja durchaus aufs Ungewöhnliche, Unheimliche gegründeten Treiben in dem Schloß und in der Seele dieses Mannes auch die Frage zu wagen: Hat wirklich der Graf am Fenster das Zeichen der in rauher Spätherbstzeit im Garten Wandelnden nicht gesehen? — Das Weitere mag ich nicht aussprechen. Auch ich möchte in dem Einsiedler von Eishausen nicht einen gemeinen Verbrecher erkennen müssen. Aber es ist der Fluch eines solchen Geheimnisses, daß es so schwere Gedanken aufkommen läßt.

Wir müssen uns schließlich zu der Ansicht bekennen, daß der ganze Nachlaß des Grafen nur zu den diplomatischen Mitteln gehörte, welche das Auge etwaiger Nachforscher von der richtigen Spur ablenken sollten, und werden, um den Schlüssel des Geheimnisses zu finden, auf den Weg hingewiesen, welcher zu den Nachtseiten der Throne führt.

Human geht bei der historischen Beleuchtung dieses Geheimnißdunkels mit einer Gründlichkeit zu Wege, welcher wir hier nicht nacheifern können. Wir bitten diejenigen unserer Leser, deren Theilnahme für das Opfer dieses Geheimnisses wir erweckt haben, die betreffenden Abschnitte des Human'schen Buches (II. Theil, S. 71 bis 131) zu lesen und auch dem Kapitel „Beziehungen des Grafen zu fürstlichen Häusern" (II., S. 46) und dem höchst wichtigen Abschnitt „Zweifel und Verdacht" (I., S. 113), den ich auch nur im Vorbeigehen benutzen konnte, ihre Aufmerksamkeit zu schenken; wir müssen uns nunmehr darauf beschränken, auf die Gestalten hinzuweisen, in welchen wir das traurige Bild der armen Gräfin vom geheimnißvollen Grab wiedererkennen sollen.

Als Erste erscheint die schon von dem Knaben in Ingelfingen erkannte Prinzessin Maria Therese Charlotte, Ludwig's XVI. ältere Tochter, die allerdings dort als „Herzogin von Angoulême" bezeichnet war. Dies durfte sie selbst nicht geworden sein, wenn das schwere Los auf sie fallen sollte. Man hat die Möglichkeit so aufgestellt: Die Prinzessin ist am 19. December 1778 im Schloß zu Versailles geboren und wurde am 10. August 1792 mit ihren Eltern, ihrer Tante Prinzessin Elisabeth und ihrem Bruder Ludwig Karl als Gefangene der Nation in den Tempelthurm gebracht. Hier ward gegen das Ende ihrer Gefangenschaft ihr manchmal gestattet, Damen zu empfangen, und diese Gelegenheit soll benutzt worden sein zur Befreiung und Flucht der Königstochter, während eine ihr sehr ähnliche Prinzessin Bourbon Condé oder Conti für sie im Gefängniß zurückblieb. Die Befreite fand in einem Kloster sichere Unterkunft; als aber am 18. December 1795 in Folge von Auswechselung gegen mehrere Deputirte die Gefangene aus dem Tempel befreit und in Wien mit königlichen Ehren empfangen worden war, spielte diese die Rolle als Tochter Ludwig's XVI. fort, vermählte sich in Mitau, wo sie im Palast der ehemaligen Herzöge von Kurland ein Asyl vom Kaiser Paul I. angewiesen erhalten, 1799 mit dem Herzog Ludwig Anton von Angoulême und starb am 19. Oktober 1851 auf dem Schloß zu Frohsdorf. Die wirkliche Maria Therese Charlotte aber ward, um den längst die Bourbonen verfolgenden Familienzwist nicht neu zu schüren, vielleicht durch Talleyrand's intriguante Mitthätigkeit, dem Diplomaten von der Welt anvertraut, der sie fortan vor dem Auge der Welt zu verbergen hatte und der diese Verpflichtung übernahm aus Treue gegen die Bourbonen. So stände der Graf selbst als Opfer einer politischen Großthat da und die unglückliche Königstochter wäre aus einer Klausur in die andere gekommen, aus dem Kloster in das lange Einsiedlerleben von Eishausen.

Andere Spuren führen auf eine Tochter des Herzogs von Enghien und der Prinzessin Charlotte Rohan-Rochefort. Der Versuch, in das Schloß zu Eishausen ein Nachspiel zu dem Trauerspiel von Vincennes zu verlegen, ist in den Romanen von L. Bechstein und G. Hesekiel gemacht worden.

Als die dritte Gestalt in dieser unheimlichen Reihe erscheint Stephanie Louise de Bourbon Conti. Sie soll den wunderbaren Gang ihres eigenen Schicksals in „Mémoires historiques" (Paris, Floréal Jahr VI) niedergelegt haben, und Goethe entnahm denselben den Stoff zu seinem Drama „Die natürliche Tochter". Die Darlegung Human's, daß diese „Geheimnißvolle" ihr Schicksal in Eishausen beschlossen haben könne, läßt die historische Wahrscheinlichkeit sehr vermissen.

Aber noch ein viertes mögliches Opfer des Geheimnisses glaubte Human nicht unerwähnt lassen zu dürfen: Ludwig's XVI. zweite Tochter Sophie Helene Beatrice. Geboren am 9. Juli 1786, wäre sie 1804 in Ingelfingen 18, 1810 in Eishausen 24 und bei ihrem Tode 51 Jahre alt gewesen, Altersangaben, die gewiß viel für sich haben. Allein — diese Prinzessin soll ja im zarten Alter von elf Monaten gestorben sein, und in den Memoiren des Marquis de Paren werden ausdrücklich der trauernden Mutter, auf den versuchten Trost ihrer Damen, die Worte in den Mund gelegt: „Sie vergessen, daß sie mir eine Freundin gewesen sein würde." Warum man der Königin dieses Kind hätte entreißen sollen und wo es geblieben sein könnte, bis es in die Obhut unseres Bourbonenfreundes gekommen sein sollte — darüber schweigt die Tradition.

Seltsamer Weise brachte schon 1824 oder 1825 der „Moniteur" die mysteriöse Notiz: „man habe in einem verborgenen Winkel von Thüringen die Spur einer längst verschwundenen französischen Prinzessin entdeckt, möge aber wohl Gründe haben, diese Spur nicht zu verfolgen."

Wir haben gesehen, daß es an der Verfolgung dieser Spur nicht gefehlt hat, aber wir stehen hier am Ende doch nur vor dem Geständniß: wir wissen noch immer nichts.

Der Fortschritt dieses Jahrhunderts hat so Vieles gewirkt, er hat auch Archive an das Tageslicht gezogen, die früher dem Forscher hermetisch verschlossen waren — nur über dieses Geheimniß ergoß er kein Licht. Man hat, mit menschlicher Gefühlsweise, geglaubt, in den vielen Räumen des Eishäuser Schlosses könne doch wohl irgend Etwas sich verborgen finden, das zur Enthüllung der peinigenden Dunkelheit des hier vollendeten Schicksals einen Fingerzeig biete — auch das war vergeblich. Das Schloß ist niedergerissen und beim Einlegen der Dächer und Wände, beim Aufreißen der Böden und Keller auf das Eifrigste durchsucht worden — aber das Haus blieb stumm. Nichts ist von den Geheimnißvollen noch sichtbar, als ihre Gräber. Aber — diese Steine reden noch, sie reden noch heute mit aller Macht und allem Zauber des Geheimnisses.

Und so schließen wir auch diese Erinnerungen an die Opfer dieses Geheimnisses mit dem Wunsch und der Hoffnung, daß es jetzt, wo gewiß viele Rücksichten mit den Personen, denen man sie schuldig war, verschwunden sein mögen, der „Gartenlaube" vielleicht doch gelinge, an Herzen zu pochen, welche endlich der Wahrheit und dem Recht die Ehre zu geben geneigt sind. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß neue Aufschlüsse über die Geheimnißvollen noch gegeben werden können. So sollen sich z. B. in Frankfurt am Main Papiere und Briefe befinden, die sich auf den Grafen beziehen. Möchten diese und vielleicht noch andere Schriftstücke, von deren Existenz wir nichts wissen, bald der Oeffentlichkeit übergeben werden. Denn gerade der Hinblick auf das arme weibliche Opfer dieses finsteren Trauerspiels muß uns immer und immer wieder zu dem Worte drängen, das ich vor zwanzig Jahren ausgesprochen: Zu beklagen wäre es, wenn die Hülle von einer offenbaren Unthat ungehoben bliebe. Ist das arme Wesen um sein Leben betrogen worden, hat es abgeschlossen von der menschlichen Gesellschaft sterben müssen und liegt nun so einsam auf dem Stadtberg von Hildburghausen begraben, was wäre dann gerechter, als daß ihm wenigstens das Andenken der Nachwelt gerettet und das an ihm begangene Verbrechen von der Geschichte gerichtet würde! —

Erinnerungen an den Dichter des „Ekkehard".

(Fortsetzung und Schluß.)

Scheffel's Wohnhaus auf der Mettnau bei Radolfzell.
Originalzeichnung von R. Püttner.

Im Jahr 1852 endlich waren die väterlichen Bedenken gegen das zweckwidrige In-die-Welt-hinauslaufen beseitigt, und dem nach Kunst und Schönheit Schmachtenden öffneten sich Italiens Herrlichkeiten. Rom und Neapel durchwanderte Scheffel und streifte darauf mit dem schon früher in Berlin gewonnenen jüngeren Freund Paul Heyse am Strand von Sorrent und Capri umher. Eine schöne Epistel in des Letzteren „Neuen Gedichten" erwähnt auch voll Sehnsucht jener Zeiten:

„Lieber alter Freund, gedenkst du
Unsrer Sorrentiner Tage,
Da wir in der Rosa magra,
Jener billigen, bescheidnen
Künstlerherberg' alten Stiles,
Treulich hausten Thür an Thür?

Du, von Capri erst gelandet,
Da wir kaum in rothem Landwein
Uns den Willkomm zugetrunken,
Gabst des Stuttgarter Trompeters
Erst Kapitel mir zum Besten,
Frisch gedichtet in Paganos
Palmenschatten; ich dagegen
Ließ dich sehn die Arrabiata
Kaum noch von der Tinte trocken . . ."

Unter italischer Sonne war dem Meister Josephus plötzlich sein Poetenberuf aufgegangen, und die Erinnerungen der oberrheinischen Amtsstadt zusammen mit dort gemachten historischen Studien klangen nun in den Versen aus, die frisch und kräftig, voll herzerfreuender Heiterkeit, wenn auch nicht allzu formvollendet in die bisherige Amaranthschwärmerei hinein fielen und den Namen des jungen Autors in kurzer Zeit durch ganz Süddeutschland trugen.

Zwei Jahre später saß derselbe wieder mit einem Freunde, dem allzufrüh geschiedenen Maler Anselm Feuerbach, in italischer Landschaft, diesmal im Kastell Toblino am gleichnamigen See. Seine dortigen Erlebnisse hat Scheffel 1856 im „Frankfurter Museum" (herausgegeben von Creizenach) äußerst anmuthig und humoristisch erzählt.

Es ist charakteristisch für seine Eigenart, daß ihm der längere Aufenthalt in Italien bei aller Liebe zur südlichen Landschaft, die er später sich so oft zeichnend vor die Seele zurückrief (vergl. Illustration S. 341), keine dichterische Verklärung italischer Menschen gezeitigt hat. Er sah sie, ungerührt von der malerischen Außenseite, mit demselben kritischen Auge an, womit etwa ein Gefolgsmann des Rothbarts die welschen National Eigenthümlichkeiten mochte betrachtet haben, und der Ausspruch des Alten in der Heidenhöhle (Ekkehard): „Aber nach Welschland muß gerannt werden, als säß in den Bergen hinter Rom der große Magnetstein. Ich hab' oft darüber nachgedacht, was uns in die falsche Bahn gewiesen — wenn's nicht der Teufel ist, kann's nur der gute Wein sein!" — er entstammte einem althistorischen Span in der Seele seines Autors. Denn für dessen Augen waren die vergangenen Jahrhunderte nicht todt, er stand wie ein Mitlebender in ihren Ereignissen, die er aufs Genaueste kannte, ihm füllten sich die verlassenen Stätten mit lebendigen Figuren, die ihre charakteristische Sprache redeten. Seine Phantasie hatte gleich der Walter Scott's einen starken Zug zur realistischen Darstellung, und seinem bilderreichen Humor war die derbe Sprache der Vorfahren das willkommenste Ausdrucksmittel. Auch war er der Erste, welcher mitten in die gangbaren süßlichen Verhimmelungen der „Ritterzeit" hinein der auri sacra fames als Triebfeder der schönsten romantischen Begebenheiten zu ihrem Rechte verhalf.

Ein sehr glücklicher Griff war es, als er, von Italien heimgekehrt, die sanktgallischen Klostergeschichten zur Hand nahm, die der Mönch Notpert begonnen und der jüngere Ekkehard bis ans Ende des 10. Jahrhunderts fortgeführt hat. Der heutige Leser sieht mit Ueberraschung, wie viele Details aus dem „Ekkehard" in dieser von Scheffel selbst einer werthvollen Perlenschnur verglichenen Chronik bereits wörtlich stehen, aber er staunt nur um so mehr darüber, was der Dichter zu diesem kleinen Kreise der Klostergeschichten neu geschaffen hat. Es wäre überflüssig, noch ein Wort zum Preise des großen Kunstwerkes „Ekkehard" hinzuzufügen, das so rasch eines der werthvollsten Besitzthümer unserer Nation geworden ist.

Vater Scheffel söhnte sich auch erst nach dem Erscheinen dieses Buches und seinem stets wachsenden Erfolge mit dem Gedanken aus, daß sein Joseph wirklich für den badischen Staatsdienst verloren sei, und legte Nichts in den Weg, als Jener nun den Plan faßte, nach München überzusiedeln in den Kreis hervorragender Menschen, den König Max dort um sich versammelt hatte. Marie, seine Schwester, sollte ihn dahin begleiten. Sie hatte kurz vorher eine übereilt geschlossene Verlobung unmittelbar vor der Hochzeit gelöst und vertauschte gern die engeren Karlsruher Verhältnisse mit der freieren Atmosphäre von München. Alles schien sich dort vortrefflich anzulassen: der feine und interessante junge Poet, die schöne, sehr geistvolle Schwester fanden die zuvorkommendste Aufnahme bei Einheimischen und „Berufenen". Scheffel wurde sofort zur Mitarbeiterschaft an der unter des Königs Protektorat erscheinenden „Bavaria" geworben, die Pforten eines reichen Lebens thaten sich mit einer Fülle neuer Beziehungen auf. Aber es waren nur wenige Monate, welche die Geschwister in so reizenden Verhältnissen leben durften: im Februar 1857 raffte der damals in München so heimtückisch umgehende Typhus das schöne, lebensfrohe Mädchen in wenig Tagen hin, und Scheffel brach in tiefem Schmerze um sie alle Verbindungen ab und kehrte nach Karlsruhe ins einsame Haus, zu den trostlosen Eltern zurück.

Diese Wendung war, abgesehen von dem persönlichen Verluste, für ihn ein großes Unglück, denn in dem heiteren Münchener Leben, im Verkehre mit so ebenbürtigen Geistern hätte er doch nicht seinen Hang zur Einsamkeit dermaßen ausbilden können, wie er es nun in der Heimath that, wo er die Menschen geradezu vermied. Und ein weiteres Unglück war es für sein litterarisches Schaffen. Zwei große Romane, deren einen er früher am Toblinersee, den andern jetzt in München geplant und begonnen hatte, sind in jener dumpfen und trauervollen Zeit zurückgelegt und später nie mehr aufgenommen worden. „Tizian's Ende" hieß der eine, und was sein Mittelpunkt sein sollte, das sagt Scheffel selbst in jenen Unglückstagen:

„Ist es nicht ein Verhängniß, daß ich in München eine Arbeit begann, drin ich allen Glanz einer edlen, jugendschönen, der Kunst zugewandten Weiblichkeit in Gestalt von Tizian's Schülerin Irene schildern wollte und zu Marien sagte: ‚Wenn was Gutes hinein kommt, ist's von Dir, aber sie muß frühe sterben, die Gestalt meiner Dichtung!' Jetzt kommt der Tod und reißt mir mein bestes Leben von der Seite, und ob ich je wieder eine Feder anrühren kann, weiß ich nicht!"

Das Andere sollte ein Wartburgroman werden, ein Werk in großem Stile, dessen Bestandtheile der Hof des Thüringer

Landgrafen, Minneſang und Kreuzzugsabenteuer abgegeben hätten, dazu noch Donaulandſchaft und der geheimnißvolle Autor des Nibelungenliedes, der bekanntlich ſeine Phantaſie ſtark beſchäftigte. Ein Stück dieſes Romans, die Erzählung des Ritterknaben Juniperus vor Akkon, iſt vollendet und der Welt übergeben, das Andere wird wohl auf immer für ſie verloren ſein, trotz der zu Zeiten in der Preſſe umgehenden Gerüchte von ungedruckten, aber vollendeten Manuſkripten Scheffel's. Freunde, welchen er den Plan des Romans mittheilte, erwarteten Großes davon, beſonders ergötzlich gedacht war ein fahrendes Minneſinger-Trifolium: Höllenbrand, Schandolf und Laſterbalk, welches die minder reſpektabeln Seiten des Standes repräſentirte, der um den Landgrafen Hermann ſo glänzend durch Wolfram und ſeine Genoſſen vertreten war.

Jos Vict Scheffel
Visp
Eingang in die Thaeler des
Monte Rosa
Saaser Gletscher
27 Mai 52

Fakſimile einer Handzeichnung von Joſeph Viktor von Scheffel: Viſp, Eingang in die Thäler von Monte Roſa.

Sicher entſtammt auch jenem Romanentwurf und dem Bedürfniß nach Proben höfiſcher Poeſie, bez. noch ungedruckten Liedern der bekannten Größen, ein Theil der Aventiurelieder, die dann ſpäter vermehrt und als ſelbſtändiges Ganzes herausgegeben wurden. Als ich vor etwa 10 Jahren einmal bei Scheffel auf Fortſetzung jener alten Arbeiten drängte und ihn bat, mir mindeſtens einmal das vorhandene Manuſkript zur Durchſicht zu geben, antwortete er, daſſelbe ſei ſo verworren und unleſerlich, daß außer ihm ſich Niemand darin zurechtfinden könne. Auch ſei es ihm unmöglich, jetzt wieder in den alten Ton hineinzukommen.

Der Tod einer noch ſo geliebten Schweſter iſt für einen Menſchen von lebhaftem Produktionsdrange keine dauernde Abhaltung vom Schaffen. Wenn alſo Scheffel in den nächſten Jahren ſtille ſaß und nichts von ſich hören ließ, ſo iſt der Grund davon neben ernſthaften Nervenſtörungen, die ihn damals zuerſt heimſuchten, vor allen Dingen der, daß er jenen ſtarken Produktionsdrang nicht beſaß. Er bedurfte allezeit günſtiger Umſtände und einer gewiſſen Lockung zum Schaffen. Vielſchreiberei war ihm ein Gräuel, und er empfand es als großes Glück, daß er in der Lage war, auf die gute Stimmung warten zu können. Vielleicht wäre es ihm freilich beſſer geweſen, manchmal eine äußere Nöthigung zu haben. Müßig ging er aber darum doch nicht. Die Luſt des Studiums war groß in ihm, er empfand im höchſten Grade die Wonne, welche das Verſenken in geſchichtliche Dinge gewährt, und indem er immer mehr den Quellen ſelbſt in Archiven und Klöſtern nachging, erwarb er ſich die gründliche Gelehrſamkeit, welche ihn jeden Augenblick zur Uebernahme einer germaniſtiſchen Profeſſur befähigt hätte. Was er aber noch bei ſeinen vielfachen Wanderungen durch Deutſchland, die Alpen und Südfrankreich gewann, das war die genaue Kenntniß von Land und Volk, mit dem er gern in der menſchlich einfachſten Weiſe verkehrte, und nebenbei eine Fülle perſönlicher Erlebniſſe unter den ſeltſamſten Umſtänden, die er ſpäter, im Freundeskreiſe ſitzend, mit unvergleichlichem Humor zum Beſten gab.

Allerhand Ausſichten eröffneten und zerſchlugen ſich in den nächſten Jahren, das Letztere hauptſächlich deßhalb, weil Scheffel immer abgeneigter wurde, ſich dauernd irgendwo zu binden. Der fürſtliche Herr der Wartburg bot ihm eine Stellung dort, er hielt ſich auch vorübergehend bei ihm auf, ging aber dann doch wieder. Die Eltern ſahen ſeinen Lebensweg mit gemiſchten Empfindungen: die Dreißig waren überſchritten und von Seßhaftigkeit am eigenen Herde keine Rede. Als eine glückliche Fügung begrüßte es darum der alte Herr, als nun der Fürſt von Fürſtenberg den Dichter einlud, nach Donau-Eſchingen zu kommen, um das dortige Archiv zu ordnen, und Scheffel den Antrag annahm.

Wie es ihm dort gefiel, zeigen die folgenden Zeilen, freilich in ſcherzhafter Uebertreibung, wie es der Ton der Korreſpondenz zwiſchen ihm und dem Weinheimer Hauſe ſo mit ſich brachte. Er hatte in dieſem Hauſe beim Abſchiedsbeſuche die ihm ſeltſamer Weiſe noch unbekannten Makamen des Hariri gefunden und mit Entzücken geleſen. Allerhand Unſinn in Makamenform wurde darauf hin mündlich und ſchriftlich zwiſchen ihm und der luſtigen Jugend betrieben, und ein paar Wochen nach ſeinem Scheiden kam von Donau-Eſchingen die folgende ſchöne Makame:

„Juſſuf Scheff-El ſpricht:

Digitized by Google

Viel Stunden sind um und viel auch bereits sind um Tage — seit mit alten Scharteken ich mich herum schlage — zwar ist darunter die Urschrift der Nibelungensage — die vor Mottenfraß ich geschützt in juchtenledernem Umschlage — doch steht zu fürchten, daß ich mich lahm und krumm plage — daß der Schaben und Motten Schwarm an mir selber ringsum nage — wenn stets bei der Arbeit geharrend ich nur meinen Büchern stumm klage — daß Niemand, Niemand, Niemand mit mir des alten Kanzleidieners Gebrumm trage — und Vieles, was ich zu lesen verdammt, in die Welt so entsetzlich dumm rage. — Drum scheint mir, daß heut, wo ich wiederum auf meiner Bücherei sitze — daß von Rechtswegen vernünftiger und mir zu Besserem sei nütze — wenn in den Ernst auch ein klein wenig schalkhaftige Narrethei blitze — und ich gegen 18 Grad Winterfrost mich durch einige Reimschreiberei schütze.

Wie herrlich ist's doch im Allgemeinen, zu versäumen seine Kanzleistund — Gedenkend der Zeit, wo die ganze Welt, wo Thun und Lassen noch freistund — wo man mit der ganzen Jugendkraft mit fröhlichem Körper und Geist und — muthigem Ringen als wie ein Soldat zur Fahne der Poesei stund!

Anstellend diese verpönte, jedoch so edle und wahre Betrachtung — steig ich an diesem Vormittag in meiner eigenen Achtung — daß ich jedwede Bureau-Arbeit abweisend mit Verachtung — das Dampfschifflein der Gedanken heut befrachtend mit beff'rer Befrachtung — fortsteure aus der Region zeitweiser Sinnesumnachtung.

Fortsteure? Wohin? ich glaub' in die Pfalz, in die fröhliche Pfalz nach Weinheim — denn dorthin denk' ich zuweilen auch mit Sehnsucht und leisem Gegrein heim — als wär' ein Stück meiner Seele mir mit unsichtbarlichem Scheinleim — dort festgeleimt und fände nicht an anderm Ort zum Gedeihn Keim. — Mir ist, es wäre Donnerstag, ich bäte, daß man mir einräum — ein Album, drin ich zeichnend mich so gern einspinn' und einträum' — zu schlürfen noch einmal italischen Lands und italischer Kunstphantasei'n Seim — oder zu ersinnen einen zierlich klingenden Feinreim." — — —

Hier folgt ein Passus, welcher zu viel private Anspielungen enthält, um allgemein interessant zu sein, und zum Schluß heißt es:

„'s schlägt zwölf Uhr schon. Die Kanzleistund' ist mit Glück verträumt, die infame — so wünsch' ich diesem Knittelgereim eine freundliche Aufnahme — und wünsch' Euch Allen am Schlusse des Jahres in feierlichem Proklame — Viel Glück, und daß der Kaffee sei nie ohne Zucker und Rahme — O Juletante*, du federgewandte, abu-seid-verständige** Dame — daß nicht ich verfall' an der Donau Quell dem herzverzehrenden Grame — oder gar dem stillen Trunk mich ergeb' und an der Seele erlahme — gedenke mein und schreibe mir bald eine lange, lange Makame — sie wird mir sein wie ein gülden Gefäß, gefüllt mit edlem Balsame!"

Der Wunsch wurde umgehend erfüllt, und zum Danke flogen rasch nach einander ein paar ähnlich reizende Episteln ins Haus. Dann vergingen mehrere Monate, und die Freunde in der Pfalz hörten nichts vom Meister Josephus. Also schickte man eines Tages an das fürstliche Archiv in Donau-Eschingen einen amtlich stilisirten Fragebogen um Auskunft über einen verloren gegangenen Poeten, und mit Postwendung kam auf einem Stempelbogen der fürstlichen Bibliothek folgende „amtliche Auskunft auf die werthgeschätzte Anfrage" zurück:

„Ad Frage 1: Lebt der Mann noch?

Antwort: Ja, aber schwach.

Ad Frage 2: Kann er schreiben?

Antwort: Ja, aber ebenfalls schwach.

Ad Frage 3: Wie geht's ihm?

Antwort: Wie dem Ovidius, da man ihn an den Pontus ins Exil gesetzt. Trinkt viel Bier. Macht große Fußwanderungen ins Wutachthal, Gauchachthal, Brigachthal. Entdeckt keltische Steinwälle auf abgelegenen Bergkuppen. Hat Händel mit Revisoren und Rechnungsräthen. Ist Pompier bei der Stadtfeuerwehr und durch Diplom vom 1. März Ehrenmitglied des wieder aufgelebten pegnesischen Schäferordens in Nürnberg.

Ad Frage 4: Plagt er sich mit eines neuen Buches Gestaltung?

Antwort: Leider, ja.

Ad Frage 5: Kommt's bald heraus?

Antwort: Leider, nein.

Ad Frage 6: Oder ist er verliebt?

* Schwester der Hausfrau. — ** Abu-seid, Held der Makame.

Antwort: Hier muß zuerst ad formalia dieser Frage bemerkt werden, daß selbe in keinem Gegensatze zu Frage 4 und 5 steht, indem man mit Bücherschreiben sich plagen und recht wohl daneben verliebt sein könnte. Quoad materialia aber die beruhigende Auskunft, daß von angedeutetem Zustande bei diesseitiger Stelle nichts wahrzunehmen."

Es folgen noch einige weitere Absätze und dann, für den Fall einer beabsichtigten Uebersiedelung der Freunde nach Heidelberg, der Schlußpassus:

„Wenn dieselben die Güte hätten, dem Fürstl. Archiv Nachricht zu geben, wo dorten die neue Wohnung aufgerichtet wird, so möchte dasselbe, so es wieder einmal mobil wird, seine Aufwartung dort zu machen unterlassen zu haben bereuen zu müssen kaum in die Lage kommen.

Möge eine wohllöbl. Fragestellungs-Kommission aus der baldigen und eingehenden Beantwortung der geehrten Zuschrift vom 26. hujus die Ueberzeugung gewinnen, wie sehr dem dienstergebenst Unterfertigten das Bestreben angelegen ist, auch in dem laufenden Etatsjahr durch gewissenhafte Besorgung dienstlicher Angelegenheiten keiner verderblichen Oberflächlichkeit sich schuldig zu machen. (S. auch 2. württemb. Etats-Instruktion vom 17. April 1819. F. Müller. Handbuch des Kassen- und Rechnungswesens, Nördlingen 1846)."

Besser, als tausend Erklärungen es vermöchten, zeichnen die mitgetheilten Stellen Scheffel's Art, den schalkhaften Humor, der seine Glanzlichter über die alltäglichsten Dinge warf, die Besonderheit seines Wesens, die Allem, was er sagte und schrieb, ein unverkennbares Gepräge aufdrückte.

Lange hielt er es indessen in der kleinen Residenz am Donauquell nicht aus. Als die Bibliothek neu geordnet war, nahm er Abschied von der mehr geologisch interessanten als landschaftlich reizenden Gegend und begann sein Wanderleben von Neuem, mit gelegentlichen längeren Aufenthalten in Karlsruhe. Auch in Heidelberg ward Scheffel damals oft gesehen. Selbstverständlich war er, wie Jeder, der sich von der großen Menge sehr stark unterscheidet, ein innerlich einsamer Mensch, und weil er das war und sich in seinen vielen Eigenthümlichkeiten auch von den Ausgezeichneten selten wirklich verstanden sah, kam es ihm gar nicht darauf an, einen lustigen Kneipabend lang mit Solchen zusammenzusitzen, an denen außer ihrer Fähigkeit zum Weinvertilgen nichts Ausgezeichnetes zu finden war. Der „Engere" zu Heidelberg enthielt neben geistvollen Männern auch eine hinlängliche Anzahl der Erstgenannten, und so standen seine Unterhaltungen durchaus nicht immer auf der Höhe der

„Neun antiken Tanten,
Die man im Mythus mit Apollo nennt."

Aber eine Menge von Heiterkeit wurde doch darin entwickelt, wenn Häußer die Maibowle braute und stets neue Geschichten erzählt wurden, die freilich stets in Gefahr schwebten, von dem entsetzlichen Hohngebrüll „Meidinger" begrüßt zu werden, denn in diesem Punkte wenigstens war man im „Engeren" sehr rigoros. Scheffel blieb der Gesellschaft stets eng verbunden, ob er persönlich anwesend war, ob er von ferne einen der langen Reiseberichte sandte, die heute eine werthvolle Kollektion ausmachen müssen und hoffentlich der Oeffentlichkeit künftig nicht vorenthalten werden, obgleich weder Häußer noch der Pfarrer Schmetzer mehr leben, um sie herauszugeben.

Der Letztere, ein Original und nebenbei ein Pfarrherr, wie er heut zu Tage kaum mehr möglich sein würde, im „Gaudeamus" als Kaplan des wilden Heeres gefeiert oder als „Tegulinum's (Ziegelhausen's) Augur, der sternenkundig vorsingt in dem Rundgesang", war ein tüchtiger Astronom und furchtloser Zecher, der aufrechten Hauptes unter dem mitternächtigen Himmel in sein Dorf zurückwanderte, wenn die Andern Mühe hatten, ihre Stadtwohnung aufzufinden. Indessen war, was für ihre robusten Naturen ganz unschädlich sein konnte, zuviel für Scheffel's zartere Konstitution, und jenen heiteren Festen im „Engeren" folgte 1861 eine schwere Nervenerkrankung. Scheffel brachte den Sommer in der Wasserheilanstalt Brestenberg am Hallwyler See zu, und von jener Zeit an datirt eine Veränderung in seinem Aussehen und ganzen Habitus, die mir schmerzlich auffiel, als ich ihn nach jahrelanger Trennung im Jahre 1863 in Pienzenau bei Miesbach wiedersah, wohin er sich, um völlig ungestört zu arbeiten, in Ernst Förster's hübsches Landhaus zurückgezogen hatte. Die früher elegante und schmächtige Figur war stark geworden, über die angegriffen aussehenden Augen lief oft ein nervöses Zucken, aber der alte gute

Humor war noch vorhanden, und wir verlebten mit ihm zuſammen einen goldenen Septembertag auf der ſchönen Ausſichtswarte des „Taubenberg“, der mir unvergeßlich ſein wird.

Das Alleinſeinkönnen iſt bekanntlich eine ſcharfe Probe auf den inneren Reichthum einer Menſchenſeele. Scheffel hielt dieſe Probe glänzend aus, er ſaß dort in dem einſamen Waldhaus Monate lang ohne Sehnſucht nach dem Umgang mit Stadtmenſchen, verſenkt in ſeine Bücher, vollkommen zufrieden und vergnügt. Mit den umgebenden Bauern ſtand er vortrefflich, ſprach ohne Herablaſſung mit ihnen und war ſtets bemüht, ihre Anſchauungen und Gewohnheiten ſorgfältig zu ſchonen. Dann ſtreifte er auch wieder Tage lang in die nähere und fernere Umgebung, in die altersgrauen Stifter von Weyarn, Polling und Andechs, ging den Spuren germaniſcher Götter in den uralten heiligen Figuren nach und traf bei ſolchen Fahrten auf allerhand unerwartete Funde.

Scheffel auf einer Fußreiſe am Hohentwiel.
Nach einer Zeichnung von Anton von Werner.

Im Herbſt darauf erſchien „Frau Aventiure“, aus welcher er uns damals Proben vorgeleſen. Die Welt wußte nicht recht, was aus dieſem Buche machen, er empfand darüber eine Art von Enttäuſchung und ſchrieb noch ſpäter, 1869, ein Jahr nach dem Erſcheinen und rieſenhaften Erfolg des „Gaudeamus“:

„Als Poet hab ich mit dieſem Heidelberger ‚engern‘ Humor eine eigentlich wehmüthige Erfahrung gemacht: mein ernſthaft gemeintes und aus mühſamen hiſtoriſchen Forſchungen herausgewachſenes Büchlein ‚Frau Aventiure‘ ſchleicht ſeit 1863 durch die Litteratur und bringt's trotz aller Anerkennung Sachverſtändiger kaum nach ſechs Jahren zu einer neuen Auflage. Die durſtigen Studentenlieder aber, welche im Nov. v. J. erſchienen, waren mit allgemeinem Halloh! ſchon im December vergriffen!“

Sie ſind freilich verſtändlicher für die große Menge und in ihrer Art auch ein Unikum: Das Hohelied vom deutſchen Durſt und Humor. Daß der Letztere indeſſen nicht das ſelbſtverſtändliche Erbe aller Deutſchen iſt, zeigt die kopfſchüttelnde Bemerkung eines ſehr gelehrten Profeſſors, der da meinte, als ihm das Granit- und Asphalt-Lied zu Geſichte kam: das ſei doch eine kurioſe Manier, die Geologie zu populariſiren!

Trotz der im Anfang kühlen Aufnahme, welche „Frau Aventiure“ fand, giebt es doch heut zu Tage Viele, die ſich gern in die tiefſinnige Schönheit ihrer Lieder verſenken und ihren Duft einſaugen, wie die Blume alten Rheinweins. Manches ſteht auch darin den alten Meiſtern zugeſchrieben, das des Dichters eigenes Herz in Schmerz und Freude bewegte, ebenſo wie das Trompeterlied: „Das iſt im Leben häßlich eingerichtet“ exiſtirte, ehe der „Trompeter“ geſchrieben war. Aber an dergleichen Dinge iſt Angeſichts des friſchen Grabes nicht zu rühren, und es wäre auch kein Schaden, wenn ſie dem Spürſinn künftiger Litteraturhiſtoriker auf immer verborgen blieben. Scheffel ſelber war mit Allem, was ſich auf ſeine Herzens-Erfahrungen und Enttäuſchungen bezog, ſo ſtreng zurückhaltend, daß nicht viel Kunde davon exiſtiren wird.

Die nun folgenden Jahre wohnte Scheffel dauernder in Karlsruhe und wurde umgänglicher gegen die Karlsruher, als er dies früher geweſen. Die Freundſchaft mit dem jung aufſtrebenden A. von Werner wurde ihm zur Lebensfreude, und Poet und Maler vereinigten ſich zu gedeihlichem Schaffen. Die illuſtrirten Ausgaben von „Gaudeamus“, „Trompeter“, „Frau Aventiure“ entſtanden raſch nach einander, und es ſteht zu hoffen, daß Werner, der ſchriftgewandte Künſtler, ſeine Erinnerungen an jene Tage feſtgehalten haben wird. Aus ſpäterer Zeit ſtammt die Zeichnung, welche wir in Holzſchnittreproduktion wiedergeben. Sie iſt gelegentlich eines Beſuches Anton von Werner's bei Scheffel im Jahre 1882 auf einem Ausfluge, den die beiden Freunde zuſammen nach dem Hohentwiel machten, entſtanden.

1865 endlich hatte er den Schritt gethan, den ſeine Mutter ſchon ſeit lange ſo ſehnlich gewünſcht, indem er ſich mit Freiin Karoline von Malſen, einer geiſt- und anmuthvollen Dame, verheirathete. Allein beide Naturen ſtimmten ſo wenig zuſammen, daß ſchon nach kurzem Beſtand der Ehe eine Trennung eintrat, die bis acht Tage vor Scheffel's Ende andauerte, wo die ſo lange von ſeinem Hauſe Ferngebliebene zurückkehrte, um ihm den letzten Troſt einer vollen Verſöhnung zu gewähren. Die Mutter erlebte dieſe Trennung nicht mehr, ſie ſchied im Bewußtſein des Glückes ihrer Kinder und ließ dem tiefgebeugten alten Mann allein die Sorge für den geiſtesſchwachen Sohn Karl, den dritten der Geſchwiſter, welcher den Vater noch um mehrere Jahre überleben ſollte.

Das Kind ſeiner kurzen Ehe, den blonden Knaben Viktor, erzog Scheffel im elterlichen Hauſe und zog mit ihm im Sommer an den Bodenſee, wo er ſich auf der vorſpringenden Landzunge der Mettnau bei Radolfszell ein ſtattliches Haus erbaute und unermüdlich war, dieſen Beſitz immer zu vergrößern und zu verſchönern.

Die ſtumpfen Kuppen des Hohentwiel und Hohenkrähen ſtehen über der Landſchaft, und der Erſtere iſt neuerdings ein vielbegangener Berg geworden. Scheffel erzählte mir, als wir vor einigen Jahren mit einander hinaufſtiegen, von der Verzweiflung des alten Wächters, der, nur eingeübt auf die Erzählung von der tapferen Vertheidigung des Kommandanten Widerhold im Dreißigjährigen Krieg und vom Fall der Veſte im Jahr 1800, ſich nun plötzlich von den zahlreich heraufkommenden Reiſenden beſtürmt ſah um Auskunft über die Herzogin Hadwig, den Ekkehard und den Kämmerer Spazzo. Endlich aber erfuhr er auch, in welchem Buch das Alles geſchrieben ſtehe, kaufte ſich das Buch und legte ſich als verſtändiger Cuſtode die Lokalität zurecht. „Und ſehen Sie, Herr Doktor, wenn ſie mich jetzt fragen, wo die Hadwig gewohnt hat, dann zeig' ich ihnen den Thurm dort, und wenn ſie die Linde im Burghof ſehen wollen, führ' ich ſie unter ſelbigen Quetſchenbaum, da ſind ſie ganz zufrieden. Aber Ihnen vergeß' ich's nicht, daß Sie mir mit dem Buch eine ſolche Unmuß' gemacht haben!“

Die Jahre zogen ihren Gang, und Scheffel's Name wuchs zu einer Nationalcelebrität. Auflagen um Auflagen ſeiner Bücher wurden vergriffen, die Autographenſucht ſchrieb tonnenweis unnütze Briefe an ihn, um Antwort zu erpreſſen, Reporter erſchienen und „interviewten“ ihn, er ſchloß ſich ſolchen Beſtrebungen gegenüber immer hartnäckiger ab. Es kam der fünfzigſte Geburtstag im Jahr 1876, wo Fürſten und Volk von Deutſchland wetteiferten, ſein Haupt mit reichen Ehren zu bedecken. Der Großherzog verlieh ihm den erblichen Adel, und Viktor von Scheffel, wie er mehr und mehr in Büchern und Zeitungen genannt wurde und, dem allgemeinen Druck nachgebend, ſich ſchließlich ſelber nannte, er fügte das neuverliehene Wappen über das Portal ſeines Hauſes der Mettnau ein, ſprechend: „Man muß nur

Digitized by Google

gesund bleiben, so altert man von selbst ruhig in Ehren und Würden hinein."

Ehren und Würden sind ihm in reichem Maße zu Theil geworden, Geld und Erfolg ebenfalls. Und doch glaube ich, seine glücklichsten Stunden werden nicht die gewesen sein, wo die Verlegerbriefe mit der Meldung neuer Auflagen oder die Kistchen mit Dekorationen kamen, sondern die, wo er einsam schweifend im Wasgau, in Tirol, in Franken die Stätten vergangenen Lebens aufsuchte, unter den Burgtrümmern den Hochwald rauschen hörte und die Gestalten tausendjähriger Vergangenheit herauf beschwor. Denn das höchste Glück liegt doch nur in der Bethätigung des innersten Wesens, und die Zwiesprache mit dem eigenen Genius ist ein feineres Ding, als der Widerhall vom Lobgeschrei der großen Menge . . . .

Aber allgemach mußte der rastlose Wanderer die Fahrt einstellen. Stärker und stärker kamen seit fünf Jahren die Mahnungen ans Ende. Jährliche Badereisen nach Kissingen vermochten wohl noch Linderung zu bringen, aber Anzeichen verhängnißvoller innerer Störungen waren unverkennbar, und vom vorigen Jahr an sind es nur noch kurze Zeilen, die als Antwort auf fragende und theilnehmende Briefe kamen. Vor mir liegt als Letztes eine Karte mit zitternden Zügen der sonst so festen und wunderschönen Handschrift, datirt Heidelberg vom 19. Februar d. J., ein kurzer Dank für die Geburtstagsgratulation, „leider gar zu krank und schreibunfähig."

Und hier schließe ich den Bericht über den seltenen Geist, den merkwürdigen Dichter, der ein so treuer Freund seiner Freunde war. Was der arme, gequälte Körper noch Furchtbares zu leiden hatte, was der junge Sohn und die Freunde blutenden Herzens mitlitten, das gehört nicht hierher. Zum Schlusse mögen die Worte stehen, welche Scheffel selbst vor Jahren zum Trost für Andere bei schwerem Trauerfall schrieb:

„Ich bin fest überzeugt, daß die unsterbliche Seele diese letzten Schmerzen nicht mehr mitempfindet, sondern sich schon zur Auswanderung in lichtere und leichtere Sphären bereit hält."

Möchte das an ihm selbst wahr geworden sein!

München. **R. Artaria.**

Blätter und Blüthen.

Praterfahrt in Wien am 1. Mai. (Mit Illustration S. 328 und 329.) Das festliche Treiben, mit welchem die Wiener den Mai begrüßen, entbehrt nicht eines historischen Hintergrundes. Schon zur Zeit der Herzöge wurde in der schönen Donaustadt das Veilchenfest gefeiert, an welchem selbst der Landesfürst theilnahm. Jener Brauch ist mit der Zeit, wie so vieles Andere, verschwunden, aber als Ersatz für ihn blieb die Sitte, am 1. Mai nach dem Prater, dem großen Park der heiteren Kaiserstadt, zu wallfahrten. Unser Zeichner hat ein Augenblicksbild der gegenwärtigen Praterfahrt festgehalten. Wagen und Reiter und Fußgänger tummeln sich hin und her, und im Mittelpunkte erscheint die Equipage des Kaisers. Neben den vornehmsten sieht man die einfachsten Leute, neben dem Officier den ranglosen Soldaten, neben der Modedame das arme, alte Mütterchen, und sogar der „Strizzi" mit der Virginiacigarre im Munde und einer undefinirbaren Kopfbedeckung auf dem Haupte fehlt nicht.

Früher war das Schauspiel glänzender; die österreichische Aristokratie setzte einen Ehrgeiz darein, bei der Praterfahrt am 1. Mai die elegantesten Wagen, Pferde, Lakaien und — was eigentlich zuerst hätte erwähnt werden sollen — die prächtigsten Damentoiletten zu zeigen. Den Equipagen eilten die Läufer voran, die erst durch das Jahr 1848 in ihrem Laufe gehemmt wurden. Berühmte Reiter, wie der vielgenannte Sportsman Graf Sandor, vollführten ihre merkwürdigsten Reiterkunststückchen. Den Hauptreiz auf die Bevölkerung übte aber das vollzählige Erscheinen des Hofes aus. Der Kaiser, die Kaiserin, alle Erzherzoge und Erzherzoginnen nahmen an der Praterfahrt Theil; der Vater des Kaisers, der vor acht Jahren verstorbene Erzherzog Franz Karl, fuhr, einer alten Gewohnheit gemäß, in einer sechsspännigen Equipage mit Vorreitern, und im „Kaisergarten", einem dem Hofe reservirten Theile des Praters, bewirthete er am 1. Mai die gesammte kaiserliche Familie mit einem Diner.

Aber auch heute noch bietet der 1. Mai dem Besucher des Praters ein sehenswerthes, farbenreiches Schauspiel, welches beweist, daß Wien all' das besitzt, was zu der frühlingsfrohen Fahrt nöthig ist — nicht zu vergessen: die schönen Frauen und die heiteren, in der Frühlingssonne himmelhoch auffauchzenden Leute, die — wie es im Volksliede heißt — „ka Traurigkeit g'spüren" lassen, was auch über sie hereinbrechen mag. — o —

Mit Onkel auf Reisen. (Mit Illustration Seite 337.) Es giebt Onkel, welche eigentlich nur den Namen Oheim verdienen, da sie im Grunde nichts weiter bedeuten als einen Verwandtschaftsgrad: Onkel mit Familie, welche jeden Pfennig ihrer Einkünfte benöthigt, Onkel, welche sich um ihre Neffen und Nichten etwa in so weit kümmern, als sie dann und wann einmal zum Besuche erscheinen und wohl auch zum Besuche einladen. Man begrüßt sie als Onkel, freut sich, sie wiederzusehen, und gratulirt ihnen zu Familienfesten wie zu Neujahr. Das ist Alles. Der wahre, ideale Onkel stellt ganz etwas Anderes dar. Er ist wohlhabend, bestenfalls unverheirathet, mindestens kinderlos, voraussichtlich Erbonkel, womöglich Goldonkel. Er ist ein munterer Herr, welcher mit Neffen und Nichten auf dem Reckfuße und auf dem Geschenkfuße steht und gewissermaßen einen Theil seiner socialen Aufgabe darin erblickt, da, wo Papa sich seinen Sprößlingen versagen muß, für ihn einzutreten. Er muß oft heikle Dinge ordnen, versöhnen. Ein richtiger Onkel ist für den Bruder Studio ebenso unschätzbar, wie unter Umständen für ein Fräulein Nichte, welche mit ihrer Herzensangelegenheit nicht ohne seine Beihilfe ins Reine kommen kann. Dafür ist sein Lohn kein geringer: der Neffe breitet seinen Ruhm aus, die Nichte — und was für bezaubernde Nichten giebt es! — umschmeichelt ihn mit Liebkosungen wie mit Sammet. Es mag vorkommen, daß Letzteres nicht ohne einen gewissen wehmüthigen Beigeschmack bleibt; selbst bei dem Onkel auf unserem Bilde ist diese Möglichkeit, trotz seines geistlichen Charakters und seiner überreifen Jahre, wohl kaum ausgeschlossen — jedenfalls ist derselbe ein echter Onkel, von Genugthuung erfüllt, als Führer und Beschützer einem reizenden Nichtchen zur Erfüllung ihres brennendsten Wunsches: einem Flug in die schöne Welt hinaus, verhelfen zu können, und das strahlende Gesichtchen da sagt es: er hat das „Prosit!" redlich verdient, das ihm auf der Rast von rosigen Lippen zugetrunken wird! B. B.

Visp. (Mit Illustration S. 341.) Im schweizerischen Kanton Wallis liegt an der natürlichen Pforte zu den interessanten Thälern des Monte Rosa die kleine Ortschaft Visp. Gewaltige Gletscher bilden hier den Hauptschmuck der Landschaft, und ihre zahlreichen zu Thal eilenden Abflüsse vereinigen sich im Visperthale zu einem starken Bergstrome, der nach kurzem ungestümen Laufe als Vispbach in die Rhone mündet. In der Nähe von Visp zieht sich über den Rücken des Matterhorns der St. Theodule-Paß, einer der höchsten Pässe in Europa, mit einer entzückenden Aussicht auf schneebedeckte Felsenberge, wilde Eiskahrs und mächtige Gletscher. Die Scheffel'sche Zeichnung, die uns Visp vorführt, stammt aus dem Jahre 1852. Seitdem hat sich die Physiognomie des Städtchens verändert, denn dasselbe wurde im Sommer 1855 von einem Erdbeben heimgesucht, welches einen großen Theil der Gebäude in Trümmer legte.

Der große Schachwettkampf in Nordamerika, über den wir neulich berichteten, ist jetzt entschieden worden; das Resultat zeugte von der Wandelbarkeit des Schlachtenglücks auch auf den Schachfeldern; denn während Zuckertort in New-York vier Partien gewann und Steinitz nur eine Gewinnnummer gezogen hatte, gelang es dem Letzteren, an der zweiten Station des Kampfes, in Saint-Louis, seinen Gegner einzuholen, so daß der Match hier bei einer Remispartie 4 zu 4 stand. Nun ging's den Mississippi immer abwärts in das Schachpalais von New-Orleans: dort fielen die Würfel der Entscheidung, aber gänzlich zu Ungunsten Zuckertort's, der hier nur noch eine Partie gewann, 6 verlor und 4 remis machte. So ist jetzt Steinitz, der in Amerika eine große Schachzeitung herausgiebt und, obschon ein geborener Deutsch-Oesterreicher aus Mähren, sich jenseit des Oceans heimisch gemacht hat, nicht bloß der transatlantische Schachkünstler, sondern er wird Anspruch erheben, diese Würde in beiden Hemisphären zu behaupten. G.

Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. Schon im Jahre der Gründung der Gesellschaft, 1866, wies die „Gartenlaube" in einem Artikel auf die menschenfreundlichen Absichten und Bestrebungen derselben hin, und seitdem sind noch mehrere Artikel — der letzte 1881 (S. 230) aus der Feder des Kontre-Admirals a. D. Reinhold Werner — erschienen, welche sämmtlich mit warmen Worten auf die Gesellschaft aufmerksam zu machen und stets neue, reichlichere Hilfsmittel für sie zu werben suchten. Heute bildet der großartige Erfolg, den sie während ihres nun zwanzigjährigen Bestehens aufzuweisen hat, sicher den beredtesten Fürsprecher für ihre der ausgedehntesten Theilnahme würdige Wirksamkeit: Von 1866 bis 1885 einschließlich verunglückten an den deutschen Nordseeküsten 938, an den deutschen Ostseeküsten 811 Schiffe, also zusammen 1749 Schiffe oder im Durchschnitt jährlich deren 87. Hierbei waren im Ganzen nachweislich 9524 Personen gefährdet, von denen aber nicht weniger als 8755 Personen, das sind etwa 92 Procent aller dieser Schiffbrüchigen, durch die opferwillige Thätigkeit der Gesellschaft gerettet wurden! D. Th.

Kleiner Briefkasten.

G. M. in München. Den Schriftstellernamen Emmy von Rhoden führte die im v. J. verstorbene Gattin des Schriftstellers Friedrich Friedrich. Ihre letzte Erzählung hat den Titel „Der Trotzkopf" (Stuttgart, Gustav Weise), ein sehr empfehlenswerthes Jugendbuch, welches binnen Jahresfrist in zweiter, mit dem Portrait der verstorbenen Verfasserin geschmückter Auflage erschien.

Otto Ged . . . in Wien. Wir bitten um Angabe Ihrer Adresse, worauf wir Ihnen brieflich antworten werden.

Inhalt: Frühlingslied. Gedicht von Albert Hartung. Mit Illustration. S. 325. — Die Lora-Nixe. Novelle von Stefanie Keyser (Fortsetzung). S. 326. — Die Berliner Jubiläums-Ausstellung. Von Ludwig Pietsch. S. 331. Mit Illustrationen S. 331 und 332. — Was will das werden? Roman von Friedrich Spielhagen (Fortsetzung). S. 332. — Noch heute „das geheimnißvolle Grab". Neue Studien und alte Erinnerungen von Friedrich Hofmann (Schluß). S. 338. — Erinnerungen an den Dichter des „Ellenlang". Von R. Artaria (Fortsetzung und Schluß). S. 340. Mit Illustrationen S. 340, 341 und 343. — Blätter und Blüthen: Praterfahrt in Wien am 1. Mai. S. 344. Mit Illustration S. 328 und 329. — Mit Onkel auf Reisen. S. 344. Mit Illustration S. 337. — Visp. S. 344. Mit Illustration S. 341. — Der große Schachwettkampf. — Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. — Kleiner Briefkasten. S. 344.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redakteur Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger, Druck von A. Wiede, sämmtlich in Leipzig.

No. 20. Die Gartenlaube. 1886.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernſt Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Die Lora-Nixe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von **Stefanie Keyſer**.

(Fortſetzung.)

Heino fühlte ſich ſo gehoben, ſo befreit von aller Erdenlaſt, daß er meinte, es müſſe ihm jetzt ſpielend leicht werden, ſeine Dichtung in raſchem Wurfe von Anfang bis zu Ende zu führen. Glühend vor Freude und Schaffensdrang ſtürmte er nach ſeinem Zimmer.

Der Salon ſeiner Mutter öffnete ſich. Sie ſchaute heraus und jammerte:

„Mein Gott, Du verkennſt gänzlich die Vorſchrift des Arztes, daß man bei einer Brunnenkur ſich Motion machen ſoll. Wenn Du Dich ſo erhitzeſt bei dem Gebrauch der Heilquelle, kann Dich der Schlag rühren.“

Heino wandte verzweiflungsvoll die Augen gen Himmel und verſchloß ſich in ſein Zimmer.

Auf einem Purpurkiſſen breitete er die Locke aus und griff abermals zur Schwanenfeder.

Aber es war, als beneble der zarte Duft von Heliotrop, der dem Geringel entſtrömte, ihm den Sinn.

Dann ſah er immer wieder nach der Pendüle, ob er auch nicht die Stunde des Diners verſäume. Als dieſe endlich ſchlug, war er nicht über die Reime: „Lora hold, Lockengold“, hinweg gekommen, obgleich rings um ihn zerriſſene Papiere lagen.

Nun mußte er ſchnell Geſellſchaftstoilette machen.

Eilig die paillegelben Handſchuhe überſtreifend, trat er bei ſeiner Mama ein. Dieſe war auch heute nicht in Dinertoilette, und im Salon war wie immer in letzter Zeit die Mittagstafel gedeckt.

Auerbach's Hof in Leipzig. Nach einer Radirung von E. Kießling

„Willſt Du wieder nicht mit zur Table d'hôte gehen?“ fragte er gereizt.

„Ich kann jetzt durchaus keine fremden Menſchen ſehen,“ erwiderte Frau von Blachrieth mit leidender Miene.

Heino war ſichtlich peinlich berührt. Mit einiger Ueberwindung ſagte er:

„Ich möchte Dir die Dame gern vorſtellen, die mich zu meiner neuen Dichtung inſpirirt.“

„Die lerne ich am beſten aus Deinem neuen Werke kennen, mein lieber Sohn,“ entgegnete ſeine Mutter.

Er wollte noch etwas einwenden; aber ſie ſchnitt ihm die Rede ab:

„Die Küche des Kurhauſes iſt nicht ganz der Diät angemeſſen. Du würdeſt beſſer thun, mit uns zu ſpeiſen. Soll ich noch ein Kouvert auflegen laſſen?“

Sie faßte nach dem Klingelzug, und er nach dem Thürgriff.

„Pardon, Mama! Ich habe mich bereits verpflichtet, zu kommen.“

„Iß nichts Saures, liebes Kind,“ rief ſie ihm nach, und er flog wie ein vom Bogen geſchnellter Pfeil nach dem Kurhaus.

Die ganze Table d'hôte befand ſich in Aufregung über die Toilette, in welcher Leonore erſchienen war: weiße Tonna

Digitized by Google

Mariagaze mit großen schwarzen Sammetschleifen, eine Zusammenstellung, die noch nicht dagewesen war.

„Unsere Farben!“ bemerkte ein alter preußischer Oberst.

Seine Nachbarin, eine Französin, sah ihn erstaunt an. Die preußischen Farben waren damals nicht sehr bekannt in der Welt.

Der Kürassier aus Temesvar lächelte:

„Schwarz und weiß soll halt die neueste Erfindung der Kaiserin Eugenie sein. Vor einer Stund' ist die Toilett' aus Paris angekommen.“

„Die preußischen Schilderhäuser haben sie schon getragen, als an eine Kaiserin Eugenie noch gar nicht gedacht wurde,“ brummte der alte Herr unter seinem kurz gehaltenen grauen Schnauzbart.

„Magnifique,“ sagte Frau von Nihiloff, den weiten freien Blick, den die Russinnen aus ihren Steppen mitbringen, auf Leonoren richtend. „Sie ist natürlich eine Ungarin. Eine Deutsche würde nicht mit solcher souverainen Willkür die Schleifen in den Volants arrangirt haben.“

Heino's Ankunft gab dem Gespräch eine andere Richtung.

Alle Blicke wandten sich ihm zu. Aber nur Leonore bemerkte die Wolke auf seiner Stirn. Niemand ahnte, wie bang ihr Herz in diesem Augenblick schlug.

Ihr erster Gedanke war: er hat erfahren, was er nicht wissen darf.

Und wenn auch diese Furcht schwand vor dem in unverhohlener Bewunderung aufleuchtenden Blicke, mit dem er ihre gewählte Toilette überflog, so stieg eine andere geheime Sorge in ihr auf, die sie nicht zu verbannen vermochte.

Forderte er es, daß sie sich immer damit beschäftigen sollte, neue Toiletten zu ersinnen, um seine Augen zu beschäftigen, räthselhafte Andeutungen, die seine Phantasie reizten und interessirten? Sollte sie immer nur Muse und Modell sein, nicht einmal das arme Menschenkind, das die ganze Wahrheit vom Herzen herunter beichtet, um an ein warmes Herz genommen und getröstet zu werden? Erlosch das Gefühl, das er für sie hatte, wenn sie nicht mehr die bewunderte Leonore war? Mit Schrecken fragte sie sich: Ist das Liebe?

Und während diese Zweifel sie quälten, lächelten ihre Lippen; ein weicher Glanz lag in ihrem Blicke, ihre Wangen überhauchte ein zartes Roth. Sie war schöner als je, und Heino sah nur sie.

Die Augen der ganzen Gesellschaft ruhten auf dem glänzenden Doppelgestirn. Eine solche interessante Saison hatte man noch nie mitgemacht. Alle fühlten sich gehoben, daß sie gewürdigt wurden, eine Beziehung entstehen zu sehen, wie die zwischen Dante und Beatrice, Petrarca und Laura.

Nur ein kleiner skeptischer Kopf mit kurz geschnittenem dunklen Haar war nicht zu beirren. Neben Mademoiselle saß Vera und ließ sich, obgleich sie kaum auf den Tisch zu sehen vermochte, mit dem Selbstbewußtsein einer vollkommenen Dame die Speisen präsentiren. Während sie mit der Gabel, die gegen ihre kleine Person riesig erschien, regelrecht dem Fisch zu Leibe ging, stach ihr Blick hinüber zu dem Dichter, auffordernd, mahnend.

Als er einmal nach der Brusttasche griff, blieben ihre zarten Fingerchen mit dem Artischockenblättchen, das sie vom Stengel gebrochen hatte, vor den Lippen schweben. Das ganze bräunliche Gesichtchen war gespannte Erwartung.

Es erfolgte jedoch nichts. Er bemerkte sie gar nicht, und auch, als die Gesellschaft sich erhob und den Speisesaal verließ, schritt er mit Leonoren in die schattigen Promenadenwege hinaus, ohne seine kleine Gläubigerin zu beachten.

Aber sie heftete sich an seine Sohlen. Ihr Ziel im Auge, schlüpfte sie wie ein Eidechschen zwischen den weiten Krinolinen hindurch, nirgends auf eine im feinen Kies schleifende Spitzen falbel tretend oder an ein Spazierstöckchen stoßend, und stand plötzlich neben Heino.

„Herr von Blachrieth, haben Sie das — Sie wissen doch — in Ihrem Notizbuch?“ fragte sie und sah ihn drohend an. „Sie müssen sonst das, was ich Ihnen gebracht habe — Sie wissen doch — zurückgeben.“

Heino fuhr erschrocken herum, nahm die Kleine bei der Hand und entfernte sich schleunig mit ihr, während Leonore ihnen erstaunt nachsah.

Hinter dem nächsten Boskett blieb er stehen.

„Warte nur bis morgen,“ redete er Vera zu.

„Nein,“ entgegnete diese in ihrem scharfen Dialekt. „Sie könnten abreisen oder Maman. Machen Sie das Gedicht gleich.“

Heino seufzte, zog sein Notizbuch heraus, that ein paar rasche Züge an seiner Cigarre und begann endlich zu schreiben. Dann riß er das Blatt aus dem Buche.

„Hier hast Du das versprochene Gedicht,“ sagte er; „nun laß mich in Ruhe.“

„Lesen Sie es mir vor,“ bat Vera.

„Ich habe mehr zu thun,“ entgegnete Heino ungeduldig. „Und Niemand von der Gesellschaft sagst Du, wofür Du es erhalten hast,“ schärfte er ihr ein und ging.

Vera blieb traurig mit ihrem Blatt Papier zurück und schaute darauf nieder.

„Wenn es nur wenigstens französisch wäre!“ seufzte sie.

Sie sah sich um.

Da auf einer Bank hinter dem Boskett saß ein ganz schwarz gekleideter Mann mit einem Buche in der Hand. Sie ging entschlossen auf ihn zu und fragte:

„Können Sie deutsch lesen?“

„Ja, mein Kind,“ entgegnete der Fremde.

„O bitte, ich möchte das Gedicht gern hören,“ bat Vera, ihm das Blatt gebend. Sie setzte sich neben ihn, und er las.

Es war ein kleines Wiegenlied, in welchem das Nachtlämpchen im weißen Milchglas, das auf spinnwebenen Schuhen heranhuschende Sandmännchen und endlich der auf goldenen Taubenflügelchen herabschwebende Schutzengel das Kind in den Schlaf singen.

„O, es ist schön,“ sagte sie, indem sie stolz das Papier zusammen faltete und in ihren Gürtel steckte. „Der berühmte Dichter, Baron Blachrieth, hat es für mich gemacht. Aber ich habe ihm auch einen großen Dienst erwiesen.“

Der Fremde sah mit nachsichtigem Lächeln auf sie herab.

„Sie glauben mir nicht?“ fuhr sie beleidigt fort. „Ich habe Fräulein Leonore Paloty, als sie schlief, heimlich eine Locke abgeschnitten — o, so lang,“ sie breitete die Arme aus, „und ihm gebracht. Aber es darf Niemand davon erfahren. Ihnen kann ich es sagen. Sie gehören doch nicht zur Gesellschaft,“ schloß sie mit einem abmessenden Blick auf seinen schwarzen Rock.

In die Züge des jungen Mannes war bei ihrer Erzählung ein leises Roth gestiegen. Jetzt sagte er ernst:

„Nein, Du hast Recht. Ich bin ein Prediger, ein Geistlicher.“

„Sie sind ein Pope?“ fragte die Kleine geringschätzig, nestelte rasch eine Stecknadel aus ihrer breiten dunkelrothen Schärpe und warf sie von sich.

„Was thust Du?“ fragte er erstaunt.

„Wenn Maman einem Popen begegnet, wirft sie stets eine Nadel von sich; sonst hat man Unglück,“ erklärte die Kleine rücksichtslos.

Der Blick des jungen Mannes heftete sich ernst auf das Kind.

„Du wirst sofort die Nadel aufheben und Dein Leibband wieder schicklich zusammen stecken,“ befahl er. „Uebrigens bin ich kein Pope, wohl aber ein Priester und Verkündiger von Gottes Wort. Und ich sage Dir: Dein Schutzengel wird sich von Dir abwenden und weinen, weil Du aus einem guten Kinde eine kleine Sünderin geworden bist.“

In die bernsteinfarbige Haut Vera's stieg glühendes Roth. Aber sie zweifelte noch an seinem Ausspruch.

„Eine Dame schenkt doch ihrem Freund ein Stück Zopf. Maman hat auch dem Fürsten mit dem großen Bart, der uns überall hin nachreist, eine Flechte von ihrem Haar gegeben. Und Herr von Blachrieth ist der Freund von Fräulein Leonore Paloty. O, sie werden sich verloben, wenn auch Frau von Tromsdorf sich ärgert, daß er nicht ihre Tochter Fifi liebt. Maman meint: es fehlt nur noch an einem Anstoß, der die Entscheidung herbeiführt. Nur Mademoiselle sagt: das ist eben die Schwierigkeit, an der die besten Partien scheitern.“

Sie zuckte mißachtend die kleinen runden Schultern. Dann sah sie ihn aufmerksam an, welchen Eindruck ihr Plaidoyer gemacht hatte.

Das wehmüthige Lächeln, das seine Lippen umspielte, erschreckte sie. Ihr Vergehen mußte groß sein, daß er solchen Schmerz darum empfand.

Kleinlaut fuhr sie fort:

„Wenn Sie glauben, daß mein Schutzengel bös ist und fort fliegen wird, dann bitte, sagen Sie mir, was ich thun muß, daß er wieder gut werde."

Aber er schwieg und sah über sie hinweg, hinüber, wo Leonore auf der Bank am Marmorbassin saß und Heino nachschaute, der ihre Mutter in den schattigen Kiosk geleitete. Wahrscheinlich fürchtete er, sie könne das Gespräch hören, dachte Vera, den Kopf schüttelnd.

Aber da faßte er schon ihre Hand und gebot ihr sanft:

„Du mußt Deine Sünde bereuen und Dir fest vornehmen, nie wieder etwas zu thun, zu sagen oder zu denken, was Du gezwungen bist, zu verschweigen. Du sollst zu Fräulein Leonore gehen, ihr offen das Unrecht bekennen, welches Du ihr zugefügt hast, und sie recht innig bitten, daß sie Dir und Herrn von Blachrieth vergeben möge."

Die Kleine küßte ihm die Hand, als sei er der Pope im vollen goldgestickten Ornat. Dann fragte sie doch noch bekommen:

„Wird sie mich vor der Gesellschaft schelten?"

Ein schmerzliches Lächeln spielte einen Augenblick um seinen Mund. Er schüttelte schwermüthig den Kopf und wandte sich dem einsamen Wege am Flusse zu.

Da bemerkte er, daß er sein Buch auf der Bank hatte liegen lassen, und kehrte um, dasselbe zu holen.

Bei einer Biegung des schattigen Ganges stand er plötzlich vor Leonoren und Vera. Die Kleine sagte:

„Das ist der schwarze Herr."

Eine glühende Röthe übergoß Leonoren's Antlitz, als sie sich dem Bruder Johannes gegenübersah. Unwillkürlich warf sie den Fächer aus Sandelholz, mit dem sie eben noch, ihn halb entfaltend, kokett ihr Antlitz gegen die Sonne geschützt hatte, hinter sich ins Gras.

Auch Johannes veränderte die Farbe. Sein schmales, von schlicht zurückgestrichenem braunen Haar umrahmtes Gesicht wurde noch einen Schein bleicher; aber er grüßte mit seiner ruhiger Haltung.

„Sie sind es, der Vera's Gewissen geweckt hat?" rief Leonore aus. „Sie erzählte von einem schwarzen Mann, der sich plötzlich in einen großen Herrn verwandelt und ihr so zu gebieten verstanden habe, daß sie ihm nicht zu widerstehen vermochte."

„Die Gewohnheit der Brüdergemeine, zu warnen, wo ein Schäflein irrt, war zu mächtig in mir," erwiderte er.

„Und Sie sind so glücklich, immer den rechten Weg zu finden," sagte Leonore.

„Den hat ein Anderer schon lange vor mir gefunden und seinen Wegweiser an jedem Kreuzweg aufgestellt," antwortete Johannes.

„Sie lügen nicht wie Mademoiselle," erklärte ihm Vera achtungsvoll. „Fräulein Leonore hat mir gleich vergeben."

Er reichte der Kleinen freundlich die Hand; aber sein Auge ruhte auf Leonoren, als er sprach:

„Ich weiß, daß nichts süßer ist, als zu verzeihen, was aus Liebe gefehlt ward. Und ich weiß auch, daß eine Menschenseele uns nur noch theurer wird, wenn wir ihr viel zu verzeihen haben."

Als er den Hut zog, glitt der Aermel zurück. Ein breiter rother Streif zog sich um das Handgelenk. Aber auf Leonoren's erschrockenen Blick erwiderte er mit einem gelassenen Lächeln:

„Das waren nur äußere Fesseln."

Dann ging er.

Unterdessen hatte auch der alte Freund des Bruder Johannes, der auf der Bank liegen geblieben war, einen Kampf zu bestehen.

Ein auserlesener Kreis der Badegesellschaft wandelte an ihm vorüber.

„Welcher alte Tröster macht sich da breit?" sagte Ravensburgk.

Er schlug das Büchlein auf und las:

„Meide den vertraulichen Umgang mit einem Weibe; empfiehl Du lieber das ganze andächtige Geschlecht dem lieben Gott."

„Ich wollte, dieser vortreffliche Rath wäre ein Viertel Jahrhundert früher gekommen," sagte Ravensburgk ernster als sonst.

Der „Sohn seiner Mutter" klappte das Buch ebenfalls auf.

„Du bist, wer Du bist," fuhr ihn der alte Hämmerlein an.

Mit spöttischem Lächeln griff Heino nach dem Buche, schlug es auf und las:

„Es ist nicht alles, was hoch ist, heilig, nicht alles Reizende rein, nicht alles Angenehme gut, nicht alles, was uns gefällt, gottgefällig."

„Kinderweisheit," sagte er empfindlich und legte es hin.

Niemand wagte sich mehr an den Thomas a Kempis heran. Man warf ihm scheue Blicke zu wie ungefähr einem Igel und drückte sich davon.

Noch aus dem Grabe heraus hatte sich der tapfere Augustinermönch gegen die Weltkinder gewehrt und behauptete siegreich das Feld.

Er war aber nun einmal in unwirscher Stimmung, und als Johannes ihn abholte, empfing er ihn mit dem Ausspruch:

„Wärest Du in Deinem Hause geblieben und hättest Du den Kopf nicht vollschwatzen lassen, so wärest Du ruhig in Deinem Frieden geblieben."

„Du hast Recht, alter Freund," sagte Johannes. „Ich will nicht wieder in das Weltgetriebe gehen. Ein lahmer Arm ist besser als ein matter Wille."

Er schritt den Weg nach Himmelgarten zu, ohne noch einen Blick zurück zu werfen.

Leonore aber stand wie angewurzelt. Die Lora rauschte vorüber, vom goldenen Sonnenlicht mit Funken übersäet; die schmalen Blätter der Weiden schwankten neben ihr. Fernher tönten einzelne Klänge des Champagnergalopps. Ihr war, als wäre sie auf ein paar Minuten der Erde entrückt gewesen in eine andere höhere Welt. Und nur langsam besann sie sich wieder darauf, wo sie war.

Dann aber jubelte es in ihr auf:

„Heino liebt mich so, daß nichts uns mehr trennen kann."

Als er ihr beim Abschied die Hand küßte, zitterten ihre Finger und — war es Täuschung oder selige Wahrheit? — er meinte einen leisen Druck zu empfinden.

Gleich einem von Haschisch Berauschten kam er nach Hause. Und wie ein schlichter Mensch im großen Glücke vor dem Altar niederkniet, so warf er sich in seinen Sammetfauteuil vor dem Schreibtisch und blickte begeistert zu der Apollo-Büste empor.

Aber das schöne Gesicht mit den hochmüthig geschürzten Lippen, dem kalten, grausamen Zug um die feinen Nasenflügel schaute erbarmungslos auf ihn herab.

Heino kannte den stolzen Musenführer nicht.

Der duldet keine anderen Götter neben sich. So lange ein armes Erdenkind mit der Binde umhergeht, die ihm von dem schalkhaften Amor vor die Augen gelegt worden ist, wendet ihm der Gott mit der Leier den Rücken. Erst wenn der Verblendete ausgetaumelt hat und reuig und zerknirscht ihm naht, sieht ihn Apollo mit gnädigen Augen an und gestattet, daß zu seiner Ehre der Geprüfte die Qualen verwerthet, die er im Dienste des Liebesgottes erlitt.

Es fiel kein Lichtstrahl in das Erlösungswerk der Lora-Nixe. Wohl aber stachen in Heino's Augen die Lichter, die sich drüben in den Sälen des Konversationshauses entzündeten, in welchem Reunions, Koncerte stattfanden und Bank gehalten wurde.

Dort war jetzt Leonore.

Er hatte keine Ruhe mehr an seinem Schreibtisch; er mußte wieder fort.

„Vermeide die Nachtluft, Heino. Vergiß nicht, einen Foulard mitzunehmen," tönte die klagende Stimme seiner Mutter ihm nach.

Er antwortete mit einer beleidigten Miene und stummen Verbeugung. Es war seine Gewohnheit, gleich einer schönen Frau, seinen Willen durch Schmollen durchzusetzen, und er zweifelte nicht an dem endlichen Erfolg seiner Taktik.

Während Frau von Blachrieth ganz bestürzt sich in ihren Salon zurückzog, eilte er mit beflügelten Schritten durch die Gänge des Kurgartens.

Ein weiches Lüftchen säuselte in den blühenden Akazienbäumen. Die Thautropfen auf den Blättern und auf dem

wie Sammet geschorenen Rasen blinkten im matten Schein des aufgehenden Mondes. Die Musik der Kapelle zog in süßen italienischen Melodieen in die schweigende Nacht hinaus.

Die hohen Flügelthüren der Säle waren geöffnet und eine Fluth von Licht strömte aus ihnen hervor. Seidene Schleppen rauschten, Sporen klirrten die breiten Stufen hinauf und hinab; Fächer wehten, Locken flatterten, und leise Worte flüsterten durch die von Blüthenduft und feinen Odeurs erfüllte Luft.

Im ersten Saale herrschte die Roulette.

Wie ein Tempel des Goldes erschien der hohe gewölbte, von weißen Marmorsäulen getragene Raum. Riesige vergoldete Gaskronen, die unzählige Flammen umspielten, erhellten ihn. Die blitzenden Lichter vervielfachten sich in den Spiegeln, welche die Wände bekleideten, bis in das Unermeßliche; sie funkelten aus den breiten Goldrahmen derselben und leuchteten auf dem gelben Seidenstoff, welcher die Draperien an den Fenstern und Thüren bildete und die schwellenden Polster der Causeusen, Chaiselongues und Fauteuils überzog, die zu kleinen Gruppen zwischen den Marmorsäulen zusammengestellt waren.

In der Mitte des glänzenden Raumes stand das Allerheiligste des modernen Götzentempels: der Rouletteti sch, an dem die schwarz gekleideten Kroupiers mit eiserner Ruhe ihren Dienst verwalteten.

Um denselben hatte sich ein dichter Kreis gebildet. Frau von Nihiloff setzte in Gesellschaft einiger Französinnen mit der Ruhe routinirter Spieler ihre Louisd'or, Vera mit glühenden Wangen ihre Silbergulden stücke, die sie zu ihrer Unterhaltung bekommen hatte. Die reizende Gräfin Scultizka mit dem defekten rothseidenen Portemonnaie ließ sich herab, aus der Börse des Baron Pölz zu spielen. Und Mister Montagu hatte den Spleen, unablässig auf eine bestimmte Zahl zu setzen, die er mit seinen Goldstücken attakirte, obgleich die Rateaux der Kroupiers dieselben immer wieder einzogen.

Alles Licht aber schien sich zu koncentriren auf Leonoren's Gestalt. Sie hatte den Hut abgenommen. Ihr Haar, das von Goldpuder überstreut schien, gleißte um die Wette mit dem Kleide von goldig schimmernder Seide.

Eine heiße Röthe lag auf ihren Wangen, ein erwartungsvolles Lächeln kräuselte die purpurrothen Lippen und ließ die Reihen seiner Zähne wie Perlenschnüre hervortreten.

Hinter ihr im Rahmen der weit geöffneten Pforte dämmerte die Sommernacht, vom ungewissen Mondlichte und den Gaskandelabern erhellt. Ueber dem Bette der Lora webte ein weißer Nebelstreif wie ein langer flatternder Schleier.

Als Heino zu Leonoren trat, strahlten ihre Augen auf wie die großen Sapphire ihres Schmuckes.

„Die Priesterin im modernen Tempel des Pluto, märchenhaft schön wie immer," hauchte er mit heißer Stimme in ihr Ohr.

„Und erscheine ich Ihnen in dieser Gestalt verdammenswerth?" fragte sie lächelnd, aber mit gespanntem Blick.

Seine trunkenen Augen tauchten selig in die ihren.

„O, die Schönheit verklärt Alles. Wenn sie in solcher Gestalt mir vorschwebte, ich würde ihr folgen, selbst in die Hölle."

„Und wenn Sie beim Wort genommen würden?" flüsterte Leonore in einem zitternden warmen Tone, der ihm das Blut zum Sieden brachte.

„Ich bin zu Allem bereit," lachte er ausgelassen, „und beginne das Opfer im Tempel."

Er setzte eine Anzahl von Goldstücken auf eine Nummer der Roulette.

Ein Ausdruck von verstecktem Triumph trat in ihre Züge.

Sie folgte ihm und setzte auf eine andere Nummer.

Es wurde todtenstill. Nur die Kugel rollte, und das Rauschen der Lora drang herein, als hielten beide eine geheimnißvolle Zwiesprache.

Dann zog der Kroupier Heino's Goldstücke ein und ließ in unfehlbarem Wurf Leonoren eine Summe zufliegen.

Sie schob die ganze Summe auf eine andere Nummer.

Heino setzte abermals.

Er verlor wieder. Sie gewann.

Sie lachte leise, während ihre schöne von Brillanten funkelnde Hand mit den vor ihr aufgehäuften Goldstücken spielte wie ein Kind mit Rosen.

Heino leerte sein Portefeuille auf eine neue Nummer.

Ein dichter Kreis von Zuschauern hatte sich um sie gebildet.

„Sie spielen mit hohem Einsatz," krächzte Ravensburgk hinter Leonoren, welche abermals die gewonnene Summe auf eine andere Zahl schob.

„Ich riskire nichts," lachte sie übermüthig. „Ich kann hier nicht verlieren, nicht gewinnen."

„Das klingt ja verteufelt mysteriös," brummte Ravensburgk.

„Leonore!" mahnte leise Frau Paloty, welche an der Seite in einem Fauteuil saß.

„Was hat es auch weiter auf sich, ein paar Hände voll Gold auf eine rollende Kugel zu setzen?" scherzte Leonore. „Stehen wir nicht alle auf einer Kugel, die uns heute noch zu rosigem Licht erhebt, morgen vielleicht schon in schwarze Grabesnacht stürzt?"

Im nächsten Augenblick war der goldene Berg vor ihr wieder um das Doppelte gewachsen.

Heino's hohen Satz hatte die Geldkrücke abermals eingezogen. Er nahm Ravensburgk vertraulich bei Seite. „Können Sie mir ein paar hundert Louisd'or leihen? Ich erwarte in diesen Tagen eine Geldsendung von dem Inspektor meines Gutes."

Schweigend willfahrte dieser ihm. Aber dem Präsidenten flüsterte er zu: „Blachrieth verliert heute kolossal. Er hat die Besinnung ganz verloren. Geht das noch eine Weile so fort, dann kann morgen eine tüchtige Hypothek auf das Gut aufgenommen werden."

Mit leisen Schritten war Frau Paloty zu ihrer Tochter getreten. „Wie kannst Du so unüberlegt handeln?" flüsterte sie ihr zu.

Leonore schnippte mit den Fingerspitzen. „Ich wollte, ich könnte ihn ruiniren, um ihm dann Alles zurück zu geben."

„Weißt Du so bestimmt, ob er es aus dieser Hand nimmt?" fragte Frau Paloty.

Von der andern Seite ertönte der Unkenruf Ravensburgk's: „Nehmen Sie sich in Acht! Allzuviel Glück im Spiel bedeutet Unglück in der Liebe."

„Bah!" lachte Leonore. „Meine erhabene Schutzpatronin Fortuna treibt keinen kleinlichen Schacher. Wem sie einmal hold ist, der ist gefeit gegen jede unheilspinnende Macht."

„Fordern Sie das neidische Schicksal nicht heraus," mahnte der Präsident. „Nach alten Erfahrungen haben die dunklen Mächte keine Gewalt über Gefühle und Gedanken; aber das gesprochene Wort entfesselt die Tückischen."

„Dem Falkeneck kann es ja bange werden für seine Tantième bei Ihrem Glück," bemerkte der ‚Sohn seiner Mutter'.

„Wem?" fuhr Leonore herum.

„Nun, dem sogenannten Faucon, dem Kroupier," antwortete Ravensburgk. „Da sitzt er ja vor Ihrer schönen Nase: Der Herr mit dem schwarzen Henri quatre."

„Die Falkenecks sind verschollen," widersprach Leonore schroff.

Ravensburgk sah sie erstaunt an. „Möchten sie es bleiben. Aber diesem Kerl ist bei seinem erbärmlichen Leben selbst das letzte Restchen Schamgefühl abhanden gekommen. Er giebt es zu, daß er der letzte Falkeneck ist."

„Er giebt es zu?" fragte Leonore wie geistesabwesend, indem ihre Augen mit zorniger Verachtung zu dem stattlichen Kroupier hinüber flogen.

Dieser hatte jedenfalls bemerkt, daß er der Gegenstand der Konversation war. Der Blick seiner schwarzen Augen begegnete dem ihren. Eine Sekunde lang kreuzten sie sich wie zwei blanke Klingen.

„Betrüger!" zischte es von Leonoren's Lippen leise und doch hörbar durch die Stille.

Die Lora rauschte auf. Frau Paloty schrak zusammen.

„Gehen wir, Leonore!" sagte sie.

Verstört trat diese von der Roulette zurück. Mit dem Fächer schob sie ihren Gewinn, den ihr der stattliche Kroupier abermals zufliegen ließ, vom Tisch auf die Erde. „Pour le garçon!" kam es von den zusammengepreßten Lippen.

Heino eilte schon fort, um den Wagen zu bestellen.

„Wohl bekomm's, mein Poet, Du bist artig gerupft worden," murmelte Ravensburgk, als er Heino nachsah, der die Damen zu dem Wagen geleitete.

Auch er trat den Heimweg an.

Die Lichter in den Zimmern der Kurgäste waren bereits erloschen. Nur in Leonoren's Boudoir schimmerte noch heller Schein.

Eine einzelne Gestalt wandelte vor den Fenstern auf und ab. Es war Blachrieth.

Vorabend

von

Uhland

Was ſtreift vorbei im Dämmerlicht?
War's nicht mein holdes Kind?
Und wehten aus dem Körbchen nicht
Die Roſendüfte lind?

Ja, morgen iſt das Maienfeſt!
O morgen, welche Luſt,
Wann ſie ſich glänzend ſchauen läßt,
Die Röslein an der Bruſt!

„Sind wir so weit, daß wir in der Nacht als Patrouille die Wohnung unserer Schönen umkreisen?“ brummte Ravensburgk vor sich hin. Laut aber begann er mit krächzender Stimme zu trällern: „Er sieht nicht die Felsenriffe, er starrt nur hinauf in die Höh.“

„Können Sie auch nicht schlafen?“ fragte Heino in weichem Tone und drückte ihm trotz des abscheulichen Ohrenschmauses so warm die Hand, als ob sein Herz vor Freundschaft und Dankbarkeit überflösse.

„Lassen Sie uns eine Cigarre rauchen,“ rieth Ravensburgk mit gutmüthigem Spott. „Das ist ein bewährtes Beruhigungsmittel. Da drüben ist das Café Lakrony noch geöffnet.“

Er nahm mit Heino unter der Veranda Platz, bestellte Sodawasser und zündete eine Cigarre an. Den Versuch, Konversation zu machen, gab er auf. Heino hörte ihn nicht, sondern blickte mit träumerischen Augen nach Leonoren's Licht, das jetzt ganz matt geworden war, als sei es im Verlöschen.

Kein Mensch ließ sich mehr sehen. Nur die Stimme der Lora murmelte, und der kühle Nachtwind flüsterte in den Akazien.

Auch Ravensburgk versank in Gedanken. Da saßen nun Zwei, von denen der Eine aus Mangel an Erfahrung im Begriff stand, seine soliden Verhältnisse aufzugeben und in ein abenteuerliches Treiben sich hinein ziehen zu lassen, und der Andere von der Sorge erfüllt war, daß sein Ueberfluß an Erfahrung zum Hinderniß werden möchte, in ein geordnetes Leben zurückzukehren.

Da schallte ein eiliger Schritt über den Platz.

Als der Nachtwandler in den Lichtkreis der Gaskandelaber kam, sahen die beiden späten Gäste, daß es ein junger schlanker Mann war, vom Kinn bis zu den zierlichen besporrten Stiefeln in einen weißen mit Schnuren und Quasten besetzten Mantel gewickelt, einen breiten weißen Filzhut tief in die Stirn gedrückt.

Als der Weißmantel an sie heran kam, stutzte er und wich aus dem Lichtkreis. Dann eilte er mit festem Tritt rasch vorüber.

„Blüht hier Heliotrop?“ fragte Heino, plötzlich auffahrend. Aber das Pfeifenkraut und der Teufelszwirn, welche die Veranda umrankten, zeigten sich unschuldig an dem Verdacht. Er legte die Hand über die Augen und versank wieder in seine Träume.

Ravensburgk's Blick war dem späten Wanderer gefolgt. „Er geht in den Lora-Pavillon, wo der Bankier Dornheim wohnt. Vielleicht ein Kroupier. Gute Nacht, Blachrieth.“

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei Nahrung.

Gastronomisch-naturwissenschaftliche Plaudereien. Von Carl Vogt.

I.

„Der Mensch ist, was er ißt,“ pflegte mein Freund Camperio zu sagen, der den Kanton Genf während einiger Jahre regiert hat, obgleich er Tessiner und selbst Lombarde war. Daß er nebenbei ein origineller Professor des Strafrechts und ein nicht minder origineller Redner in den eidgenössischen Räthen war, ist für das größere Publikum, besonders aber für das deutsche, um so gleichgültiger, als Camperio, trotz mehrjähriger Studien in Deutschland, nie eine Zeile hat drucken lassen. Der Professor wird aber in Deutschland nur nach der Zahl der Druckbogen gemessen, die er von sich gegeben hat. Das hindert nicht, daß Camperio's Satz, den ich oben anführte, seiner Behauptung nach die Quintessenz aller Philosophie bildete, welche er sich in Berlin zu eigen gemacht hatte.

„Sage mir, was Du issest, und ich sage Dir, wer Du bist!“ lautet einer der Aphorismen Brillat-Savarin's, des unsterblichen Verfassers der „Physiologie des Geschmackes“, durch deren Uebersetzung ich dem Kulturfortschritte des deutschen Volkes einen größeren Dienst geleistet zu haben glaube, als Hegel und Schopenhauer durch ihre philosophischen Systeme zu Stande gebracht haben.

Beide Sätze sagen etwa dasselbe; beide sind ebenso richtig als falsch. Der Ostpreuße und der Ire nähren sich beide von Kartoffeln und zwar in so ausschließlicher Weise, daß man gar nicht begreift, wie das Volk im grünen Erin und im Samlande vor Erfindung der Kartoffeln überhaupt sich anders ernähren konnte — aber trotzdem, daß diese gleichförmige Ernährungsweise jetzt schon etwa hundert Jahre andauert, wird Niemand behaupten wollen, daß Iren und Ostpreußen einander ähnlicher seien, als andere Arier, oder daß ihre Gedanken eine gewisse Uebereinstimmung zeigten.

Aber dennoch steckt viel Wahres in den beiden Sätzen. Der „unersättliche Magen“, wie Homer ihn nennt, hat einen großen, ja sehr großen Antheil an dem Aufbau der Civilisation der gesammten Menschheit, und auf ihm beruht wesentlich das Glück und die Zufriedenheit des Individuums wie der Familie. „Ein satter Mensch, ein schöner Mensch,“ sagte mein Onkel Forstrath, dem seine geizige Frau nie satt zu essen gab, wofür er sich zuweilen im Wirthshause schadlos zu halten suchte. Der Tante konnte zur Entschuldigung dienen, daß sie aus einem Lande stammte, welches wohl in grausige Tiefe zurücksinken würde, wenn es einmal einem Statistiker der Gastronomie einfallen sollte, die deutschen Stämme, Länder und Städte nach Qualität der Ernährung in Tabellen zu ordnen (die Quantität dürfte etwa überall die gleiche sein mit Ausnahme der thatsächlich Hunger leidenden Distritte). Hamburg und Bremen würden gewiß in einer solchen Statistik die oberste Stufe einnehmen.

Die Ernährung im weitesten Sinne bildet den wahren „standard of life“; Wohnung, Kleidung und die geistigen Bedürfnisse kommen erst in zweiter Linie. Aber es ist offenbar, daß die Art der Ernährung von einer Menge von Faktoren abhängt, über welche der Mensch nicht immer gebieten kann. Es dürfte jetzt an der Zeit sein, diese Faktoren schärfer zu analysiren und in ihre einzelnen Elemente zu zerlegen, ehe die stets wachsende Vervielfältigung der Kommunikationen die Unterschiede zum großen Theile verwischt oder ausgleicht. Man vergegenwärtige sich doch den ungeheuren Umschwung, welchen die Konsumtion der Brotfrucht in den jüngsten Zeiten erlitten hat. Die eigentlichen Brotesser bilden nur eine Minorität der gesammten Menschheit, sogar jetzt noch, während sie in früheren Jahrhunderten nur einen sehr kleinen Bruchtheil der Bevölkerung der Erde ausmachten. Amerika kannte vor der Entdeckung das Brot nicht, und noch heute nähren sich zehnmal mehr Millionen von Reis, der nicht zu Brot verbacken wird, als von Weizen und Roggen. Aber die Brotesser (Arier und ein Theil der Semiten) haben sich über die ganze Erde verbreitet, erstere als dominirende Rassen, und sie wollen im Süden wie im Norden, im Osten wie im Westen ihr Brot haben. Früher, wo die Kommunikationen mangelhaft waren, konnte Pommern Hungersnoth haben, während die Pfalz im Ueberflusse schwamm. Heute regeln nicht nur Ungarn und Rußland, sondern auch überseeische Länder, wie Nordamerika, den Kornpreis im Inneren von Deutschland, und vielleicht werden in kürzester Zeit Indien und Australien ebenfalls mit Nachfrage und Angebot in diese Verhältnisse eingreifen. Endresultat aber wird sein, daß das Brot in solchen Gegenden, wo es noch zu den fast ausschließlichen Genüssen einer bevorzugten Klasse gehört, nach und nach heruntersteigen wird zu den weniger bemittelten, um deren Ernährungsverhältnisse ebenso von Grund aus umzugestalten, wie es die Kartoffel in so manchen Länderstrichen gethan hat.

Die Entwickelung geht also in der Zeit darauf hinaus, die Unterschiede, welche lokale Bedingungen in der Ernährung geschaffen haben und noch erzeugen, nach und nach zu verwischen. In gewissen Schichten der Gesellschaft ist dies schon geschehen; das Hôtel und das Restaurant, diese beiden Hebel der fortschreitenden Civilisation, haben jetzt schon einen gleichförmigen Tisch für die ganze von der Kultur beleckte Welt geschaffen. Man speist in Kairo nicht anders, als in St. Petersburg, in Hamburg an dem Ufer des Meeres nicht anders, als in Mürren auf 2000 Meter Höhe, und die Tafel der australischen Dampfer wird nicht anders besetzt, als diejenige der ersten Restaurants in Paris. Das kann sehr langweilig werden, läßt sich aber nicht ändern, und aus den Hôtels und der Welt der Reisenden sickern

die Gewohnheiten und Gepflogenheiten allmählich hinab in die Familien und die bürgerliche Gesellschaft.

Solche Processe spinnen sich nur langsam und allmählich ab, können aber auch durch besondere Ereignisse beschleunigt werden. Ich erwarte noch von irgend einem Berufenen eine Darstellung des Umschwunges, welchen das ganze Kulturleben Deutschlands in Folge des letzten französischen Krieges erlitten hat. Man hat unendlich viel in Frankreich gesehen, erfahren und erprobt; man hat besser wohnen, essen und schlafen gelernt, und wenn man nicht durch die Pedanterie der „Stilgemäßheit" die eroberten Resultate wieder in Frage stellte, so ließe sich über diese Errungenschaften manch' Schönes und Beherzigenswerthes sagen. Freilich geht selbst beim Sturmschritte nicht Alles mit einem Male; das bekannte „Berliner Zimmer" leistet ebenso hartnäckigen Widerstand, wie das täglich gebotene gesottene Rindfleisch, oder die furchtbare Foltermaschine mit meerestiefen Federwülsten, in der man sich noch immer in vielen Gegenden Deutschlands, sogar während des Sommers, allabendlich vergraben muß.

Trotz aller Ausgleichung werden aber stets Unterschiede fortbestehen, die wesentlich auf der Transportirungsfähigkeit der Nährstoffe im weitesten Sinne beruhen. Das Bessere schlägt zwar immer das Gute aus dem Felde, aber doch nur dann, wenn es überhaupt zum Schlagen kommen kann. Die Manövrirfähigkeit der Nährstoffe ist sehr verschieden. Die einen können nur langsam fort und bewegen sich nur über kleine Strecken, weil sie zu viel Ballast mit sich schleppen müssen. Die Kartoffel ist in diesem Falle; sie schleppt über 90 Procent werthloses Wasser mit sich. Andere Stoffe zersetzen sich, müssen unmittelbar in erster Frische verzehrt werden; wieder andere werden in zu geringer Menge producirt oder auch nur unter so schwer lastenden Bedingungen, daß sie kein Gemeingut werden können.

Zu den mannigfachen berechenbaren Bedingungen, die bei Annahme eines Nahrungsmittels mitspielen, kommen aber noch andere, welche durchaus unberechenbar sind, Launen, nicht von einzelnen Individuen, sondern von ganzen Völkerschaften, um so hartnäckiger festgehalten und um so tiefer eingewurzelt, je weniger vernünftige Gründe dafür angeführt werden können. Die Chinesen finden, daß ein gemästeter Hund ein ausgezeichneter Leckerbissen sei, während wir Tausende von Centnern dieses bei den Himmelssöhnen so geschätzten Nahrungsmittels verfaulen lassen. Die Semiten verabscheuen allesammt das Schweinefleisch, und Moses hat sein Verbot desselben nur diesem Abscheu entlehnt, der lange vor ihm bestand und wahrlich nicht durch die nachträgliche Entdeckung von Bandwurmfinnen und Trichinen sich erklären läßt. Sogenannte religiöse Gründe für solche althergebrachte Antipathien lassen sich zwar gewöhnlich finden; sie sind aber, bei genauerer Betrachtung, nur Mythen, welche um die Thatsache herumgesponnen wurden und gerade deßhalb nichts erklären, weil sie zum Zwecke der Erklärung ersonnen wurden.

Antipathien werden durch Sympathien ergänzt, und nirgends finden wir solche ausgesprochene Launen, so ausgeprägte Vorliebe für gewisse Dinge, wie in dem Gebiete der Nahrungsmittel. Die meisten sogenannten Nationalgerichte gehören hierher; gewöhnlich sehr zweifelhafte, aus grauer Vorzeit stammende Zubereitungen, an die man sich von Jugend auf gewöhnt haben muß, für welche man in Folge dieser Gewöhnung sogar schwärmen und sich begeistern kann, während der mit diesen Jugenderinnerungen nicht vertraute Mensch, der nur auf seine Zunge und seinen Gaumen angewiesen ist, absolut unbegreiflich findet, wie man solches Zeug hinunterschlucken könne. Manche dieser kulinarischen Eigenthümlichkeiten tragen das Alterszeugniß auf der Stirn; man kann sicher sein, daß alle Speisen, zu deren Zusammensetzung Honig gehört, den Ursprung ihres Receptes wenigstens bis in das Mittelalter, wenn nicht gar in die Römerzeiten zurückdatiren können. Dem Gulasch der Ungarn ist das Ursprungszeugniß von den wilden Reiterscharen der Hunnen aufgedrückt, die ihr Fleisch unter dem Sattel mürbe ritten, statt es zu kochen oder zu braten.

Wie zu diesen historischen Ruinen verschwundener Civilisationsstufen, schüttelt der Unberufene auch zu einer Menge lokaler Nährstoffe den Kopf, kostet sie meist nur mit Unbehagen und gewöhnt sich nur mit Mühe daran, was nicht hindert, daß in einzelnen Fällen der anfängliche Abscheu in Leidenschaft umschlagen kann. In Beziehung auf Erzeugung solcher Genüsse ist das Meer unerschöpflich und dem Binnenlande weit überlegen. In früheren Zeiten war überhaupt nur ein schmaler Küstensaum den Erzeugnissen des Meeres zugänglich; die homerischen Helden und die handeltreibenden Phönicier durchschifften die Salzfluth nicht, um Fische, Hummern oder Austern zu holen. Bei den Gastmahlen dieser altgriechischen Insel- und Küstenbewohner, dieser viehhütenden Raubritter spielen die Erzeugnisse des Meeres oder des süßen Wassers gar keine Rolle. Man kennt Ichthyophagen, fischessende Völker, aber weder in dem Hause des Odysseus, noch in dem Palaste des Alkinoos, die doch unmittelbar am Strande wohnten, wurde jemals ein Fisch aufgetischt, geschweige denn im Binnenlande bei Menelaos. Man überließ wahrscheinlich solche gemeine Nahrung dem niedrigsten Volke, welches sie, wie heute noch der Neapolitaner, großentheils roh verzehrte. Wie für die in Norddeutschland gefangen gehaltenen Franzosen das schwarze Roggenbrot, so galt für die verschlagenen Gefährten von Odysseus und Menelaos die Fischnahrung als Beweis des tiefsten Elends, und daß sie auf den Inseln des Proteus und des Helios mit „gebogenen Angeln" in der Noth und „gequält vom hungrigen Magen" fischen mußten, gehört zum Entsetzlichsten, was sie erduldeten.

Man vergleiche nun mit diesen homerischen Zuständen die heutigen, wo ein leckerer Fisch auf keiner gut besetzten Tafel fehlen darf und ein nordischer Fisch, der Stockfisch, eines der Hauptelemente der Ernährung für die Bewohner der Mittelmeerländer abgiebt und wesentlich den Preis des Oels bestimmt — welcher Umschwung der Verhältnisse, tief eingreifend in jeder Beziehung! Die Erzeugnisse des heimathlichen Meeres, von den massenhaft vorkommenden Thunfischen und Makrelen an bis zu den selteneren Fischen, genügen dem Anwohner des Mittelmeeres nicht, um sein Nahrungsbedürfniß zu befriedigen; er tauscht sein Salz und sein Oel gegen den in der Nähe des Polarkreises gefangenen Stockfisch aus, der auf weitem Wege durch die Straße von Gibraltar ihm zugebracht wird.

Wie die Produkte des Meeres sich einerseits einen stets größeren Absatzmarkt in dem Binnenlande erobern, so bedingt auch die Beschaffung einzelner derselben andrerseits einen stets vergrößerten Jagdbezirk. Von der Küste aus wandert die Auster jetzt schon in weite Fernen, Dank der durch die Eisenbahnen beschleunigten Verführung und den verbesserten Konservirungsmethoden; aber wenn die Auster fast nur aus der unmittelbaren Nähe des Strandes bezogen werden kann, weil sie in größeren Tiefen nicht fortkommt, so erobert die Hochseefischerei stets neue Jagdgründe in vorher unzugänglichen Tiefen der Gewässer.

Der Binnenländer ist mit den Gestalten der Fische und Krebse schon hinlänglich vertraut, und er findet nichts Auffallendes in der Zumuthung, sie als Nährstoffe zu benutzen. Die Sache wird ihm schon etwas bedenklich, wenn die Formen der ihm angebotenen Fische von denjenigen der Süßwasserfische bedeutend abweichen. Vor dreißig Jahren noch würde eine schwäbische Köchin um keinen Preis einen Rochen oder Steinbutt eingekauft haben; der Hamburger, der ein solches Ungethüm sich wohlschmecken ließ, würde ihr wie ein halber Kannibale vorgekommen sein. Und nun gar all' das übrige Zeug, was in dem Meere sitzt, kriecht und schwimmt, von dessen Existenz der Binnenländer keine Ahnung, und vor dessen Verzehrung er einen instinktiven Abscheu hat! Aber über derlei Dinge läßt sich reden, und die Vorurtheile weichen vor dem Guten und Schönen, wenn auch nur langsam.

Unser Thema entbehrt sogar nicht ganz des Geheimnißvollen und Mystischen. Es ist geradezu unerklärlich, wenigstens bis jetzt, wie der Mensch auf eine Reihe von Nahrungsmitteln, besonders Genuß- und Reizmittel, verfiel, dieselben aus einer Menge ähnlicher Substanzen hervorzog und sich aneignete, während er Verwandtes bei Seite schob. Wie in aller Welt kam er auf den Paraguay-Thee, den Mate, jenen Absud der Blätter einer bestimmten Stechpalmenart, während er die übrigen Arten der Gattung nicht benutzte? Man kann nicht behaupten, daß er alle Sträucher Paraguays durchprobirte, um schließlich diese Theestaude zu adoptiren — und doch ist es eine Thatsache, daß nur sie einen trinkbaren Mate liefert!

Vielleicht bietet es einiges Interesse, von einzelnen Nahrungsstoffen zu sprechen, die gerade nicht zu dem Alltäglichen gehören, mehr oder minder aber doch in den täglichen Gebrauch vorzudringen und statt der lokalen Joppe den kosmopolitischen Frack anzulegen suchen.

Ein Deutſcher vom rothen Kreuz.

Erinnerung an den ſerbiſch-bulgariſchen Krieg, December 1885. Von **Karl Braun-Wiesbaden.**

Bulgariſche Frauentracht.

Im Jahre 1878 habe ich in meinen „Reiſe-Eindrücken aus dem Süd-Oſten“ (Band III. Seite 145) Bericht erſtattet, wie ſich die Genfer Konvention und das rothe Kreuz in den Aufſtänden und den Kriegen, deren Schauplatz in der Zeit von 1875 bis 1877 die Balkan-Halbinſel war, bewährt hat, wie die Türken aus religiöſen Bedenken ſtatt des rothen Kreuzes den rothen Halbmond im weißen Felde annahmen, wie aber gleichwohl das rothe Kreuz ſo wenig wie der rothe Halbmond überall den nöthigen Reſpekt fanden, wie vielmehr von allen Betheiligten — von den Türken, den Ruſſen, den Bulgaren, den Serben und den Montenegrinern — Beſchwerden wegen Verletzung der Genfer Konvention erhoben und leider vielfach begründet befunden wurden.

Heute, 1886, bin ich in der Lage, ein erfreulicheres Bild ungehemmter und ſegenbringender Thätigkeit des rothen Kreuzes aus Anlaß des ſerbiſch-bulgariſchen Krieges von 1885 entrollen zu können. Ich folge bei meiner Erzählung den Mittheilungen meines verehrten Reichstags-Kollegen, des ſchleſiſchen Rittergutsbeſitzers **von Hoenika**, der ſich ſeit zwanzig Jahren mit opferfreudiger Hingebung dem Dienſte des rothen Kreuzes gewidmet und ſowohl 1866 im preußiſch-öſterreichiſchen Kriege und 1870 und 1871 im franzöſiſchen Feldzuge, als auch 1877 und 1878 im türkiſchen und 1885 im ſerbiſch-bulgariſchen Kriege eine hervorragende Thätigkeit im Dienſte der leidenden Menſchheit, ohne Unterſchied der Raſſen und der Religionen, entfaltet hat.

Seine Mittheilungen aus Serbien und Bulgarien waren mir von dem höchſten Intereſſe, da ich dieſe Länder wiederholt bereiſt habe, und ich glaube, auch den zahlreichen Leſern der „Gartenlaube“ einen Dienſt zu erweiſen, wenn ich aus ſeinen Berichten und meinen Erinnerungen Dasjenige mittheile, was allgemein wiſſenswerth iſt.

Von dem deutſchen Centralkomité des rothen Kreuzes, das unter dem Protektorate der deutſchen Kaiſerin ſteht, erhielt Herr von Hoenika am 8. December 1885 den Auftrag, eine große Sendung von Lazarethgegenſtänden, als da ſind Verbandzeug, Medikamente, Decken, Kleider ꝛc., — in Summa im Gewichte von nahe an 4000 Kilo — möglichſt bald, ſchnell, ſicher und billig von Berlin nach Sofia, der Hauptſtadt von Bulgarien, zu transportiren. Das ärztliche Perſonal, die Herren Doktoren Gluck, Grimm und Langenbuch, waren ſchon auf anderem Wege vorausgeeilt. Einer beſonderen Inſtruktion bedurfte es für Hoenika nicht. Er kannte aus dem Jahre 1877 die Gegend zwiſchen Ruſtſchuk und Plewna. Man überließ ihm vertrauensvoll alle Einzelnheiten der Ausführung, deren Schwierigkeit auf der Hand lag.

Die Donaudampfſchiffahrt wird im Winter eingeſtellt, und zwar in der Regel Mitte December. Wenn aber auch die Dampfer noch gingen, ſo waren dieſelben doch ſchon bedroht durch Eisgang und Nebel, und zum Oefteren mußten ſie auch in Orſowa liegen bleiben. Dann gingen auch wieder Schiffe von Turn-Severin, auf rumäniſchem Boden, donauabwärts. Auf telegraphiſche Anfrage erhielt Herr von Hoenika Auskunft, das letzte Schiff von Peſt gehe am 12. und das letzte von Turn-Severin am 18. December 1885 donauabwärts, falls kein Eisgang eintrete; und der Chef des bulgariſchen rothen Kreuzes, Metropolit Clement in Sofia, antwortete, der Weg von Lom-Palanka nach Sofia (über den Balkan) ſtehe offen, freilich ſei er bei ſchlechtem Wetter ſchwer paſſirbar. Der tapfere Ritter vom rothen Kreuze wählte die ſchwierigſte, aber auch kürzeſte Route, nämlich mit der Eiſenbahn von Berlin bis Turn-Severin und von da mit dem Dampfſchiff nach Lom-Palanka. Die Verwaltungen der Eiſenbahnſtrecken, welche er zu befahren hatte, kamen ihm bereitwilligſt entgegen. Sie erlaubten ihm, den großen Packwaggon, der die Lazarethgegenſtände enthielt, an die Eilzüge anzuhängen. Denn nur ſo war es möglich, Turn-Severin noch zur richtigen Zeit zu erreichen; und um zu verhüten, daß nicht irgendwo der große Wagen, der für die Bahnverwaltung eine höchſt unangenehme Zugabe des Eilzuges bildete, abgehängt werde und ſtehen bleibe, mußte Herr von Hoenika ſich bequemen, ſelbſt in dem Packwagen Platz zu nehmen und ſeine Schätze zu bewachen.

Am 12. December 1885 verließ Herr von Hoenika Berlin mit dem Perſonenzuge, um über Ratibor und Peſt nach Turn-Severin zu fahren. Unterwegs erfuhr er, daß die Dampfſchiffahrt von Peſt donauabwärts ſchon eingeſtellt ſei wegen Eisgangs. Es ſchneite unaufhörlich. In Ungarn ſchon lag der Schnee meterhoch, dabei wehte ein eiſiger Wind, der die Schneemaſſen auf dem Bahndamme aufhäufte und eine gänzliche Einſtellung des Eiſenbahnverkehrs fürchten ließ. Ein Grund mehr, den Packwaggon mit dem anvertrauten Gut nicht zu verlaſſen. Denn hier galt der Satz „Doppelt giebt, wer ſchnell giebt“ noch mehr, als im gewöhnlichen Leben.

So machte Herr von Hoenika, nur von ſeinem Diener begleitet, die endlos lange Fahrt in dem Packwagen, immer wachſam, „toujours en vedette“.

Man denke ſich die Situation in dem Wagen!

Eine Stalllaterne diente nur nothdürftig, mehr die Finſterniß erkennen zu laſſen, als den Raum zu erhellen. Dabei herrſchte eine grimmige Kälte und der Schnee drang durch alle Spalten und Ritze bis in den hinterſten Winkel. Kleider und Decken vermochten kaum noch Schutz zu gewähren. Ein Spirituskochapparat verſagte den Dienſt; das Waſſer in den Flaſchen war eingefroren. Wurſt und Brot, die man mitgenommen hatte, waren nicht zu genießen. Sie waren feſtgefroren, und wenn man hineinbiß, knirſchten die Eisſplitter zwiſchen den Zähnen. Während der langen Fahrt — ſie dauerte drei Tage und drei Nächte, ohne Unterbrechung, bei 15 bis 20 Grad Kälte — verſagten alle Hilfsmittel, mit Ausnahme eines feinen Kognak, den man von Berlin mitgenommen hatte, und eines unbekannten Wohlthäters, deſſen Namen man niemals erfahren. Dieſer warf nämlich auf einer ungariſchen Station ein großes Bund Stroh in den Packwagen, und Herr von Hoenika beeilte ſich nun, unter Beiſtand ſeines Dieners nach Möglichkeit die Ritze und Spalten des Packwagens zuzuſtopfen, wodurch etwas Schutz gegen Schnee, Kälte und Wind gewonnen wurde.

Am 16. December Abends wurde endlich Turn-Severin erreicht. „Am nächſten Morgen früh geht das letzte Schiff donauabwärts nach Galatz,“ lautete die Nachricht auf dem Bahnhof, welcher jedoch weit entfernt iſt von der Schiffslände an der Donau. Bis tief in die Nacht galt es nun zu arbeiten, um durch den tiefen Schnee auf unwegſamer Strecke die etwas zu groß gerathenen Kiſten auf den Dampfer zu ſchaffen. Endlich konnte der Ritter vom rothen Kreuz ſich auf dem Dampfer wieder eines warmen Eſſens und eines bequemen Nachtlagers erfreuen. Sein erquickender Schlummer wurde Morgens um fünf Uhr durch die Bewegung der Schaufeln des Dampfers und das Rauſchen des Waſſers unterbrochen.

„Gott ſei Dank,“ ſagte Hoenika, „die ſchwierige Miſſion iſt gelungen!“

Allein die Enttäuſchung folgte der Freude auf dem Fuße. Ein toller Schneewirbel und dann ein Nebel, den man mit dem Meſſer ſchneiden konnte, machten die Fortſetzung der Fahrt alsbald unmöglich und zwangen, nach Turn-Severin zurückzukehren. Nach drei Stunden ſiegte die Sonne, und der Dampfer fuhr aufs Neue donauabwärts. Die erſte Landeſtelle war Widdin. Dieſe befeſtigte Stadt war auf der Landſeite von ſiebentauſend Mann Serben eingeſchloſſen und belagert. Auf der Flußſeite war ſie offen. Herr von Hoenika hatte von Turn-Severin aus dem Metropoliten von Widdin, dem dortigen Chef des rothen Kreuzes, ſeine Ankunft telegraphiſch gemeldet. Er wurde, als das Schiff in Widdin anlegte, von dem Metropoliten und dem Kommandanten der Feſtung empfangen. Der Letztere, Hauptmann Junnoi, hat ſehr Rühmliches im

Palaſt des Fürſten Alexander in Sofia.

Digitized by Google

Kriege geleiſtet. Die Feſtung hatte nur einige Mann Beſatzung. Sie war ſeit 1878 in Verfall gerathen. Juſunoſ hatte aber in aller Eile Waffen von Ruſtſchuk und Nikopolis kommen laſſen und damit dreitauſend Mann bewaffnet, die vom Lande freiwillig hereingeeilt waren und die Feſtung gegen die mehr als doppelt ſo ſtarken ſerbiſchen Belagerungstruppen hielten. Aber die Noth und namentlich der Mangel an Lazarethgegenſtänden war groß. Herr von Hoenika war ſo glücklich, mit ſeinen reichlichen Vorräthen aushelfen zu können.

Dann dampfte er noch denſelben Tag nach Lom-Palanka. Von da galt es den ſchnee- und eisſtarrenden Balkan zu überſchreiten und nach Sofia zu gelangen. Der Präfekt hatte zehn Wagen zur Verfügung geſtellt, mit ſchleppfüßigen Ochſen beſpannt, geführt von bulgariſchen Bauern und eskortirt von einer Abtheilung Gendarmen.

„Es iſt eine harte Tour, denn der Paß iſt 4600 Fuß hoch und ſelbſt bei gutem Wetter ſchwer zu paſſiren. Zur Zeit aber haben wir furchtbare Schneewehen und 24 Grad Kälte. Uebrigens ſind die Ochſen ausdauernder als die Pferde, die ſich zu ſchnell abſtrapaziren. Ich denke, es wird gehen.“

So lautete die wenig tröſtliche Auskunft.

Ein bulgariſcher Wojwode.

„Ich denke auch,“ ſagte kurz entſchloſſen Herr von Hoenika und machte ſich an das gefährliche Wagniß, das ſelbſt den Kühnſten erzittern machen konnte. Der Weg war vollſtändig verſchneit und verweht, und da er auch weder durch Bäume, noch durch ſonſtige Zeichen markirt war, ſo riskirte man, in die tiefen Abgründe zu fallen, und von da wäre keine Rückkehr geweſen. Hoenika bediente ſich eines nothdürftig aus Brettern zuſammen genagelten bäuerlichen, offenen Schlittens. Er und ſein Diener ſaßen auf einem kleinen Reiſekoffer, natürlich ohne Lehne. Der kalte Wind ſchnitt in das Geſicht, wie eine Säge aus Eis. Längs der Straße lagen gefallene Pferde und Ochſen. Sie waren der Kälte und den Anſtrengungen erlegen. Nachts kamen die Wölfe zum Vorſchein, deren es in dem Balkan noch viele giebt. Sie nagten an den Kadavern und kamen manchmal ſo nahe, daß man ihre glühenden Augen ſehen konnte. Ihr unheimliches Geheul begleitete den Schlitten und die Wagen ſchon von der Dämmerung an. Man fuhr täglich 15 bis 16 Stunden. Es gab zwar unterwegs Einkehrhäuſer oder „Han“, aber dieſe primitiven Hôtels haben noch den türkiſchen Zuſchnitt. Man findet darin nichts als ein Dach und vier Wände aus Lehm; was man ſonſt nöthig hat, muß man ſich ſelber mitbringen. Höchſtens bekommt man etwas Mamaliga (einen Brei aus Kukurutz, der das bulgariſche Leibgericht bildet) und etwas Schwarzbrot; wenn es gut geht, trifft man auch einen überheizten kleinen Ofen von Eiſen, wie ſie früher in Mitteldeutſchland allgemein gebräuchlich waren. Gewiſſermaßen war aber die Kälte als ein Glück zu betrachten. Sie band den Schnee, und wenn es geregnet hätte, ſo wäre ein großer Theil der werthvollen Ladung verdorben.

So kam denn Herr von Hoenika, mit unverſehrter und tadelloſer Ladung, am 24. December nach Sofia. Es war Weihnachten nach unſerem Kalender, und obwohl er gerne dies Feſt inmitten der Seinigen zugebracht hätte, ſo tröſtete ihn doch der Gedanke, daß er durch die Miſſion, die er übernommen und ungeachtet aller Unbilden der Witterung und allen Widerſtands der Elemente erfolgreich durchgeführt hatte, vielen Verwundeten und Kranken eine Hilfe brachte, die ſie ohne ihn entbehrt haben würden. Das war auch eine Weihnachtsfeier!

Bulgariſcher Hirte.

Er hatte trotz aller Hinderniſſe die lange Strecke von Berlin bis Sofia mit ſeiner ſchweren und koſtbaren Ladung in elf Tagen zurückgelegt. Sein Waggon hat 1676 Kilometer auf Eiſenbahnen durchlaufen, wozu dann noch der Transport auf der Donau und über den Balkan hinzukommt. Die Transportkoſten beliefen ſich im Ganzen auf 1479 Mark, alſo per Pfund auf nicht mehr als 33 Pfennig. Die Vorräthe waren ſo reichlich, daß nicht nur die von den Berliner Aerzten geleiteten Lazarethe verſorgt werden konnten, ſondern auch das des Schweizers Dr. von Bonet und des Württembergers Dr. Heberle, abgeſehen von Dem, was ſchon in Widdin abgegeben wurde.

Man kann ſich kaum all das Elend vorſtellen, was unrettbar über Bulgaren ſowohl, als über Serben hereingebrochen wäre, wenn nicht die internationale Thätigkeit dazwiſchen getreten wäre. Die Genfer Konvention hat nie größere Triumphe gefeiert, als in dieſem gleichſam improviſirten Kriege, wo es an Allem fehlte. Die Delegirten Deutſchlands, der Schweiz, Italiens, Oeſterreichs, Ungarns, Rumäniens und Rußlands arbeiteten um die Wette. Die Deutſchen, die Oeſterreicher und die Rumänen beſorgten vorzugsweiſe die großen Lazarethe. Die Ungarn, unter Baron von Ambroß und Graf Törek, haben ſich große Verdienſte um Wegbringung der Verwundeten von den Schlachtfeldern erworben, wobei die leichten ungariſchen Bauernwägelchen ſich beſſer bewährten in dieſem Gebirgsland, als die großen ſchweren, kunſtvoll hergeſtellten Krankenwagen. Was die Italiener anlangt, ſo war deren eine große Anzahl bei den Eiſenbahnarbeiten hier beſchäftigt, und da die Arbeiten durch den Krieg ins Stocken geriethen, ſo bildeten dieſe braven Arbeiter Evakuations-Kolonnen, welche die Verwundeten auf den Schlachtfeldern um Pirot auflaſen und in die Lazarethe ſchafften. Das italieniſche rothe Kreuz ſtellte die erforderlichen Geldmittel.

In den Lazarethen, deren die Deutſchen drei hatten — eines in dem Bankgebäude unter Dr. Langenbuch, eines vor der Stadt unter Dr. Gluck, und dann noch ein drittes in Pirot — bewährten ſich die Krankenpflegerinnen vortrefflich. Eine derſelben, Fräulein Antonie von Dömming, bisher Viktoria-Schweſter in dem königlichen chirurgiſchen Klinikum in Berlin, hat ſich dort mit dem Hofprediger des Fürſten Alexander verlobt. Derſelbe heißt Koch und iſt ein vortrefflicher Schwabe. So finden ſich die Deutſchen im Ausland.

Ich will jetzt noch ein Wort zur Erläuterung unſerer Bilder bemerken:

Wer Sofia in türkiſchen Zeiten gekannt hat, der erkennt es nicht wieder. An dem Oſtende der alten Stadt erhebt ſich eine neue, Klein Berlin genannt, eine Stadt von weſteuropäiſcher Schönheit. Unſer Bild zeigt den dort befindlichen Palaſt des Fürſten Alexander, ſowie ein Stück der Parkanlagen. Dann wollen wir uns einige bulgariſche Typen betrachten.

Laſſen wir dem ſchönen Geſchlechte den Vortritt. Wir ſehen hier zunächſt eine bulgariſche Frau in der maleriſchen Tracht ihres Landes. Dieſe Tracht iſt eben ſo einfach als ſchön, und Alles, was die Frau trägt, iſt die Arbeit ihrer eigenen kunſtfertigen Hände. Sie ſelbſt hat das Alles geſponnen, gewebt und geſtickt. Der Rock — oder ſollen wir ſagen das Hemd? — iſt reich geſtickt an der Bruſt, dem Hals und den Aermeln, und dasſelbe gilt von der Doppelſchürze, welche vorn und hinten den Rock überdeckt und in den lebhafteſten Farben — weiß, blau und roth — prangt.

Der Zweite in unſerer bulgariſchen Nationalgalerie iſt ein bulgariſcher Wojwode, ein Großgrundbeſitzer und Häuptling, der als Freiwilliger in der Armee dient. Man ſieht, es iſt ein wohlgenährter und wohl ausgerüſteter Herr, mit zahlreichen Weſten und Gürteln und einem ganzen Arſenale von allerlei Waffen zum Hauen, Stechen und Schießen. Er ſteht in ſeinen eigenen Schuhen. Dieſe Schuhe aber ſind „Opanken“, das ſind die leichten und beweglichen Gebirgsſchuhe der Balkan-Slawen, womit dieſelben über die Felſen klettern gleich den Gemſen.

Dann ſehen wir einen Hirten, an Haupt, Leib und Gliedern derart in Schafpelz eingehüllt, daß man ihn — abgeſehen von den Füßen — für einen antiken Faun oder Satyr halten könnte. Auf unſerem Bild führt er den Hirtenſtab. Wenn man ihm aber ſtatt des Hirtenſtabs eine lange Flinte in die Hand giebt, dann iſt damit der bulgariſche Milizſoldat fertig. Alles Uebrige bleibt Dasſelbe. Dieſe Tracht iſt die nämliche für Uniform, wie für Civil — für den ſtreitbaren Krieger, wie für den idylliſchen Hirten. Jedenfalls weiß er die Flinte eben ſo gut zu handhaben, wie den Stab eines Hirten. Das haben die Serben erfahren. . . .

Den Rückweg mußte Herr von Hoenika über Serbien nehmen. Die Donau ging mit Eis und war unpaſſirbar. Die Türken hatten öſtlich von Rumelien die Eiſenbahnbrücken in die Luft geſprengt und den Verkehr unterbrochen. Nach Konſtantinopel war alſo nicht zu kommen.

Zum Ruhm der Serben muß hervorgehoben werden, daß die dortigen Officiere und Beamten dem deutſchen Vertreter des rothen Kreuzes bei ſeiner Rückkehr in jeder Weiſe förderlich waren, obgleich er aus Bulgarien kam, und daß ſie überhaupt die Vorſchriften der Genfer Konvention nach jeder Richtung anerkannten und befolgten.

Herr von Hoenika ſchloß ſeinen Bericht, in welchem er ſtets bemüht war, die Verdienſte Anderer mehr hervorzuheben, als ſeine eigenen — in dieſer Beziehung habe ich, vielleicht gegen ſeinen Willen, ſeine Darſtellung etwas vervollſtändigt — mit den erhebenden Worten:

„Von Krieg zu Krieg habe ich die erfreuliche Erfahrung gemacht, wie das Verſtändniß und die Liebe zu den Beſtrebungen des rothen Kreuzes und der Reſpekt vor der Genfer Konvention immer mehr bei der Bevölkerung Europas, vom Helleſpont bis zum atlantiſchen Ocean, Wurzel geſchlagen. Von Krieg zu Krieg wächſt auch bei mir, trotz vorgerückter Jahre, die Begeiſterung für dieſes erhabene Werk der Humanität und der Eifer, auch fernerhin demſelben zu dienen.“

Kurz, unſere deutſchen Ritter des rothen Kreuzes haben auch in dieſem höchſt eigenthümlichen Kriege, zur Ehre ihres Vaterlandes, ihre Pflicht voll und ganz erfüllt im Intereſſe der Menſchlichkeit und der leidenden Menſchheit. Ehre, wem Ehre gebührt!

Digitized by Google

Was will das werden?

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Roman von **Friedrich Spielhagen.**

(Fortsetzung.)

Es war dem Herzog fast schon zur Gewohnheit geworden, daß er sich bei diesen Zusammenkünften ein oder das andere Gedicht, welches inzwischen bei mir entstanden, vorlesen ließ, um seine Bemerkungen daran zu knüpfen, die manchmal zu förmlichen ästhetisch-poetischen Exkursen wurden. Ich pflegte mir zu dem Zweck ein paar Sächelchen zurecht zu legen, von denen ich hoffen durfte, daß sie ihm gefallen würden. Heute stand mein Sinn ganz anders. Es war wie eine Tollheit über mich gekommen, ihm zu widersprechen, ihn zu reizen, ja mehr: ihn zu zwingen, den störrisch-widerspänstigen Menschen fortzuschicken, fortzujagen, womöglich noch in dieser Stunde, auf der Stelle.

„Ich hätte Eurer Hoheit nur eines aufzuweisen," erwiderte ich, scheinbar ruhig, trotz des furchtbaren Herzklopfens, das mir den Athem zu benehmen drohte, „und ich fürchte, Eure Hoheit würden das eine keineswegs hübsch finden."

„Da ich bei Ihnen sicher sein darf, daß es nicht de mauvais genre ist — ein genre, das, wie Sie wissen, ich ein- für allemal nicht goutire — heraus damit! Wo steckt es?"

„Ich kann es Eurer Hoheit auswendig sagen," erwiderte ich.

„Desto besser. Ist es lang?"

„Nein."

„Also!"

Er lehnte sich in die Sofa-Ecke zurück. Ich holte noch einmal hastig Athem und recitirte, ohne zu stocken und ohne die Augen von ihm zu verwenden, der die seinen, als aufmerksamer Hörer, halb eindrückte:

„Nie neidet' ich dem Hirschen seine Schnelle;
Nie wünscht' ich mir des Löwen wucht'ge Krallen;
Und selbst im Traum ist mir nicht eingefallen,
Zu prunken in des Panthers buntem Felle.

Den Armen war ich stets ein Gutgeselle;
Auch mied ich nicht des Reichen Marmorhallen;
Wenn fromme Leute zu den Tempeln wallen,
Verengt' ich ihnen nie die heil'ge Schwelle.

So laß' jedwed' Geschöpf ich gerne gelten.
Nur ein's, gesteh' ich, macht mein Herz bellommen:
Der Herrscher Existenz und sondre Rechte.

Und doch unbillig wär's, darob zu schelten,
So lang' neun Zehntel, die zur Welt gekommen,
Sich wohlig fühlen als gebor'ne Knechte."

„Bravo!" rief der Herzog.

Ich starrte ihn erschrocken an.

„Das ist vortrefflich," fuhr er lebhaft fort; „Alles rund und klar, mit schönem Rhythmus der wohlgebauten Verse, die in vollen Reimen rein ausklingen. Auch das scheinbar bedeutungslose Vorspiel der ersten Strophe, das sich dann in der zweiten schon vertieft, bis in der dritten das Thema schnell und kräftig einsetzt, um in der vierten mit nicht minder kräftiger Ironie abgethan zu werden — es ist wirklich mit das Beste, was Sie in letzter Zeit gemacht haben. Und wie à propos der Inhalt zu unserem abgebrochenen Gespräche über den ‚Münzer'! Ja, cher ami, merken Sie denn gar nicht, welche Waffe Sie mir mit diesem Sonett gegen Sie in die Hand geben? Kann man die ‚Existenz der Herrscher' und ihre ‚sondren Rechte' fester stabiliren, als auf dem Umstand, daß neun Zehntel aller Geborenen geborene Knechte sind? Sie räumen das ja selber ein. Nun, und neun Zehntel, die ohne Herrscher nicht leben können, werden wohl das eine Zehntel, das ohne dieselben fertig werden zu können glaubt, majorisiren dürfen! Dagegen kann doch der eingefleischteste Demokrat nichts einzuwenden haben. Ich gebe Ihnen mein Wort: in dem Augenblicke, wo die Sache umgekehrt liegt, und unsere neun Zehntel Ihre neun Zehntel geworden sind, bin ich der Erste, der den, welcher seine fürstlichen Herrlichkeiten auskramen wollte, aufs Schafott oder ins Irrenhaus schickt. Bis dahin —"

Er brach ab, hielt nachdenklichen Blickes die ausgegangene Cigarre in das Licht und fuhr dann, leiser und mehr mit sich selbst, als zu mir sprechend, fort:

„Bis dahin, fürchte ich, wird noch viel Wasser bergab laufen. Ich sage: fürchte, denn im Grunde meines Herzens gehöre ich zu Ihrem einen Zehntel, und wäre ich nicht auf einem Throne geboren, würde ich ein fanatischer Revolutionär geworden sein, ja auch auf dem Throne, wäre der Thron hoch genug gewesen, daß sich das Revolutioniren der Mühe verlohnt hätte. Dennoch habe ich es versucht. Was ist mein Lohn gewesen? Des Thoren Lohn, der zusehen muß, wie nun hinterher Schlauere jene neun Zehntel, die ich aus ihrer stumpfen Lethargie wecken und zur Freiheit begeistern wollte, mit dem Mohnsaft von Macht und Ruhm — ah bah!"

Er hatte die Cigarre in den Aschbecher geschleudert und sich erhoben.

„Da schwätzt man die Mitternacht heran, und ich muß morgen so früh heraus! Ich möchte Sie eigentlich mitnehmen, um Sie auf andere Gedanken zu bringen; aber an dem leidigen Berlin würden Sie auch keine Freude haben. Ich will Ihnen einen andern Vorschlag machen. Laufen Sie einmal, während ich weg bin, in meinen lieben Bergen herum! Das wird Ihnen gut thun. Sie sehen verzweifelt blaß und angegriffen aus. Sie können ja den Holzbock mitnehmen, oder Sie gehen auch meinetwegen allein. Aber gehen Sie! Und kommen Sie wieder mit rothen Wangen und Augen, die fröhlich in die Welt und nicht in Jedem, der das Unglück hat, als Fürst geboren zu sein, gleich einen Tyrannen sehen, zumal wenn er es so herzlich gut meint, wie Ihr unterthänigster Diener mit Ihnen — Sie Brausekopf, Sie!"

Er hatte mir bei den letzten Worten die Wange sanft mit der Hand gestreichelt, die er mir nun mit kräftigem Drucke reichte.

Dann war ich allein, verstört auf die Thür blickend, durch die er gegangen war.

So mag ein Gefangener auf die Thür blicken, die der Kerkermeister hinter sich abgeschlossen. Der dumme Teufel hatte wirklich versucht, die goldenen Ketten abzustreifen. Für diesmal war es ihm nicht gelungen.

8.

Am andern Morgen war der Herzog bereits fort, und das Ränzelchen, das er mir noch herübergeschickt mit dem Bemerken, er habe es selbst als junger Mensch durch den Wald getragen, hatte Holzbock, den ich zu Hause lassen wollte, bereits sorgfältig gepackt, als mir ein Briefchen von Adele gebracht wurde:

„Lieber, Trauter! Sei gut und komme sofort zu mir! Ich habe Dir etwas mitzutheilen, wozu ich gestern nicht den Muth hatte und woran das Glück meines Lebens hängt, das Du in Deiner Hand hast, die viel mächtiger ist, als Du ahnst. Ich darf dem Papier nicht mehr anvertrauen, wie ich Dich denn auch bitte, Niemand wissen zu lassen, daß Du zu mir gehst. Aber so viel mußte ich schreiben, weil ich fürchte, daß Du mir zürnst und auf eine nicht unterstrichene Bitte nicht kommen würdest."

Ich fand in meinem Herzen nicht die Kraft, ihr jetzt schon wieder unter die Augen zu treten; ich fühlte, daß ich mich verrathen würde. So nahm denn der Bote, ihr alter treuer Diener, die Antwort zurück:

„Ich kann nicht kommen. Der Herzog schickt mich auf acht Tage in den Wald. Der Befehl ist bündig; ich muß gehorchen. Auch würde ich jetzt, wo die Leute auf mein Fortgehen warten, ohne Aufsehen zu erregen, Dich nicht besuchen können."

Nach einer halben Stunde brachte der Mann ein zweites Billet.

„Nun wohl! Es ist vielleicht besser so. Im Walde wirst Du Deine Liebe zu mir wiederfinden. Halb, wie sie jetzt ist, kann ich sie nicht brauchen: sie würde das Geheimniß, das ich ihr anzuvertrauen habe, nicht verstehen. Also Dein ganzes Herz! Deine volle Liebe! Und: auf Wiedersehen in acht Tagen."

Im Walde wirst du deine Liebe wiederfinden! Aber hatte sie mich denn verlassen selbst in dem schauderhaften Moment, als ich den fremden Mann in ihren Armen sah? Und ob mein Herz in Eifersuchtsqualen zuckte, war es nicht wieder die Liebe zu ihr, aus der ich den Muth schöpfte, dem Herzog zu trotzen und für die Tochter an sein Vaterherz zu appelliren, wenn ich auch den Vaternamen nicht aussprechen durfte? Er hatte mich wohl verstanden. Dann erst, als dieser Appell kein Echo in seinem

egoistischen Herzen fand, hatte ich an mich selbst gedacht und, da ich sie nun doch einmal nicht zu retten vermochte, wenigstens mich selbst zu retten gesucht.

Es war mir mißlungen: er hatte mich nicht weggejagt; hatte mir zum Lohn für meine unerhörte Keckheit die Wangen gestreichelt wie ein Lehrer einem lieben Schüler, fast wie ein Vater seinem Sohne, dem er nicht zürnen kann trotz alledem. Und wenn ich mich so entwaffnen und wieder in Ketten schmieden ließ, so war es nicht sowohl, weil mir der Muth zu weiterem Widerstande gebrochen war, sondern weil ich schon in demselben Moment fühlte und wußte, was Adele mir heute Morgen schrieb: daß meine Hand in der That viel mächtiger sei, als ich irgend geahnt, daß ich dem Herzoge sagen mochte, was ihm kein Anderer zu sagen wagte, und also auch nicht daran verzweifeln durfte, ihn für die Geliebte umzustimmen, wenn auch der erste Angriff abgeschlagen war.

Nein, ich brauchte nicht in den Wald zu ziehen, um meine Liebe wiederzufinden, meine ganze und volle Liebe, nur daß sie im Walde, mir selbst zu einem Wunder, dessen sanfter Gewalt ich nicht widerstreben mochte, ein anderes Antlitz zeigte.

Ein Antlitz voll stiller, wehmuthsvoller Melancholie, das wundersam harmonirte mit der ahnungsvollen, aus Licht und Schatten mystisch gewobenen Dämmerung in den hohen Hallen unter dem Gewölbe in einander verschlungener Buchenkronen; dem feierlichen Rauschen des Windes durch die unsichtbaren Wipfel zu meinen Häupten; dem süß-leisen Gesange der Vögel; dem Kinderlied, das die Quelle in ewig wiederkehrenden Refrains murmelte, sich den Weg zu kürzen zwischen bemoostem, farnkrautüberwuchertem Gestein; dem großen glänzenden Auge des Rehs, das in der Lichtung friedlich äßte und, zu dem nahen Wanderer furchtlos aufblickend, zu fragen schien: Was willst du hier in unserem Frieden, du friedloser Mensch?

Ja, gieb mir Frieden, heilige Waldesruhe! Laß mich theilhaben, du stilles Waldesleben, an deinem seligen Genügen, deinem frommen Verzichten auf Alles, was du nicht selbst bist, nach Anderem trachtet, als das ewige Gesetz will, das du in dir trägst! Siehe das zarte Vergißmeinnicht an der Quelle: es will sich nicht zur Höhe der krausen Farnbüschel über ihm heben; die Farnbüschel bescheiden sich, unter dem Weißdornstrauch zu wehen; der Weißdornstrauch will sich nicht messen mit der schlanken Birke; die Birke läßt gern der Buche ihre trotzige Kraft; das Reh stutzt, wie jetzt die Krähe auf der Buchenkrone ruft, und folgt gehorsam dem Warner, aber neidet ihm nicht die sichere Freiheit da oben im luftigen Revier!

Und mein Gebet wurde erhört und der Friede kam über mich.

Nicht auf einmal. Allmählich, tiefer, erquicklicher mit jedem neuen Morgen, wenn ich nach nächtiger Rast in waldumragtem Forsthause, von meiner Lagerstatt am schwälenden Kohlenmeiler fürbaß zog in das grüne Revier, auf ein Streckchen begleitet von dem Förster, dem Köhler, damit ich auch den rechten Pfad nicht verfehle durch die Wildniß.

Denn ich suchte die einsamsten Pfade und tauchte in die Oede, nur der gegebenen Weisung folgend und meiner Karte vertrauend, in welcher ich mit einer Sicherheit las, die sich mit jedem Tage vermehrte. Und ging ich einmal vollständig in die Irre, mir war es recht. Mochten Weg und Steg doch verschwinden, wenn sich mir dafür die Pforte zum Allerheiligsten des Waldes aufthat, wo, während mein Fuß lautlos über den fußdicken Moosteppich glitt, ich das Athmen des großen Pan zu vernehmen glaubte und die stille Antwort des Uralten auf die bange Frage des klopfenden jungen Menschenherzens.

Ach, mein junges Herz hatte noch gar viel zu fragen, jetzt, nachdem der wilde Kampf in meiner Brust geschlichtet war und die mahnenden Stimmen vernehmbar wurden, die sein Lärmen übertönt hatte.

Mein Leben der letzten Monde, das wie ein einziger rosiger Traum an mir vorübergeglitten, begann sich in Wochen und Tage zu sondern, die vor mich traten ernsten Antlitzes und Auskunft begehrten, was ich mit ihnen begonnen. Ich, der Sohn des Sargtischlers, der schon als Knabe seine bitteren Thränen geweint hatte, daß er das kärgliche tägliche Brot nicht mit seiner Arbeit verdiente; dessen Sinnen und Trachten, sobald er so viel Einsicht in das Menschentreiben gewonnen, darauf gestanden, sich frei zu machen von der Güte der Befreundeten und von dem Mitleide der Fremden; der eben darum keine Erholung gekannt hatte als in der Arbeit und heimlich lächeln mußte, wenn ihn die Lehrer als Muster des Fleißes hinstellten, ohne zu ahnen, wie scharf die Skorpionen waren, mit denen der Fanatismus des Stolzes und des Dranges nach Unabhängigkeit ihn zur Arbeit geißelten! Wohin der Stolz? wohin der Drang? Seine Tage vertändeln an der Schürze eines schönen Weibes; seine Stunden verzetteln im Geschwätz mit müßigen Kavalieren über tausend und eine nichtsnutzige Kleinigkeit; zu Roß, zu Wagen, auf der Jagd junkerlichen Sport treiben; sich anrühmen lassen, wie herrlich man doch zu aller und jeder ritterlichen Uebung veranlagt sei, und diesen billigen Ruhm mit langen Thorenohren einsaugen; an üppiger Tafel hinter der Flasche sitzen, die immer wieder erneuert werden muß, und sich Geschichten erzählen lassen und zu Geschichten lachen, von denen die Seele sich abwendet, wenn auch die Wange zu erröthen verlernt hat — heißt das Arbeit? Und was man so nennen möchte, was ist es wieder, als abermals Tändelei, nur jetzt nicht mit einer schönen, zu Scherz und Neckerei allzeit aufgelegten Frau, der leicht gefallen ist, sondern mit der ernsten Muse, der man jede Gunst mit heißem Mühen abringen muß?

* * *

Ich hatte das schön gebundene Büchlein mit den Gedichten des Herzogs in der Reisetasche gefunden, in die er es, wie mir Holzbock berichtete, mit eigener Hand gelegt. Wiederholt hatte er davon gesprochen, daß er, bevor er sie drucken ließ (selbstverständlich nur für den kleinen Kreis Auserwählter), mir die Gedichte zur Durchsicht, zur Kritik geben wolle. Ich dürfe unbedenklich streichen, was mir nicht gefallen würde. Er hatte es nicht gethan. Ich wußte von Adele, daß er jene Auswahl nun selbst vorgenommen, die Kritik selbst geübt habe, mit dem Resultate sehr zufrieden sei und sich schon im Voraus des Eindrucks freue, den die Sammlung, nachdem sie so auf die Hälfte ihres zuerst geplanten Umfanges gebracht, gerade auf mich machen werde. Jedenfalls sollte die Ueberreichung des Büchelchens die Ueberraschung sein, die er mir an jenem Abend zugedacht und von der er dann doch gesagt, daß er sie lieber in petto oder — in der Tasche behalten wolle. Vielleicht war ihm die erregte Stimmung, in die wir uns hineingesprochen, nicht als der rechte Augenblick erschienen, um im Glanze des Poeten vor den Uebel gelaunten hinzutreten.

Wie dem auch sein mochte: ich führte das Büchelchen in meiner Reisetasche mit mir; und wiederholt, wenn ich im Forste am murmelnden Bache oder auf dem Moosteppich zu Füßen der schattenden Buche Rast machte, hatte ich es hervorgenommen und darin zu lesen versucht. Ich war niemals weit gekommen. Hier störte mich ein unreiner Reim, dort ein schlecht gebauter Vers; hier ein hinkender Vergleich, dort ein schiefes Bild; hier die Flüchtigkeit, dort die Weitschweifigkeit, mit der das Thema behandelt war; und nicht selten war es das Thema selbst, das auch für ein harmloses Lied doch gar zu dürftig schien, ein anderes Mal wieder einen Umfang und eine Bedeutung hatte, die es auf die dürre Heide der Spekulation, aber nicht in das blumige Reich der lyrischen Muse wiesen. Nicht als ob sich bei allen diesen Mängeln der reiche und vielgewandte Geist des Mannes verleugnet hätte! Auf jeder Seite, ja fast in jedem Gedichte war seine Spur unschwer zu finden; aber zum Dichter gehört eben mehr als bloß gewandt und geistreich sein, und — der Mann war kein Dichter. In der schlichten Prosa des Vaters, wenn er mir in meiner Kindheit selbsterfundene Märchen erzählte, oder später, was sein klares Kinderauge aus Wald und Flur oder dem Menschentreiben in Dorf und Stadt herausgeschaut, oder er an sich selbst erlebt und erfahren — um, ach! jede Erfahrung mit seinem Herzblute zu bezahlen — in dem Allem war tausendmal mehr Poesie, als in diesen anspruchsvollen Versen. Deßhalb, weil in Allem das warme Herzblut des besten, liebevollsten der Menschen pulsirte, und in der Brust des Fürsten von Gottes Gnaden schlug kein warmes Herz, und so konnte er kein Dichter von Gottes Gnaden sein.

Seltsam! Ich konnte die beiden Gestalten in meinen Gedanken nicht mehr so weit sondern, daß ich nicht der anderen hätte gedenken müssen, sobald ich an die eine dachte. Und zu meinem Erstaunen sah ich, wie mit jedem Tage das Bild des Fürsten neben dem des Mannes aus dem Volke verblaßte, wie ein Werk der Schule neben dem des Meisters. Ja, beim Himmel,

wenn Größe der Gesinnung die Vornehmheit, Reinheit des Herzens den Adel macht, wie tief stand die Hoheit unter der Niedrigkeit, der Herzog unter dem Sargtischler! An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Wohin der Sargtischler seine verstümmelte Hand legte, da waren Früchte der Liebe emporgequollen, eine Wunde geheilt, ein Schmerz gelindert. Hier, in diesen Bergen, diesen Thalen, über denen des Anderen mächtige Hand schaltete, waren seltsame Früchte zu schauen von seiner Liebe zum Volk, der Barmherzigkeit mit den Armen und Elenden, die er doch so gern und mit so pomphaften Worten im Munde führte!

Denn ich war jetzt aus den reicheren Breiten am Fuße und den noch immer wohl angebauten Strichen zwischen den lang sich streckenden Hängen des Gebirges heraus in Regionen gelangt, wo entweder schier undurchdringlicher Wald die Kämme bedeckte und die Schluchten füllte, oder da, wo der steinige Boden dem Walde keine Nahrung mehr bot, sich der Mensch angesiedelt hatte und der Wüstenei seinen kümmerlichen Unterhalt abzuringen suchte: armselige, aus Feldsteinen, wenig Holz und viel Lehm zusammengeklebte Hütten, umgeben von steinübersäeten Oeden mit einem Stück dürren Hafers hier, einem bischen Kartoffeln da; die Hütten selbst schwarz von Alter und Rauch, mit vergilbten Scheiben in den viereckigen Fenstern (und oft mit einer alten Zeitung oder einem Lappen statt der Scheiben); vor der Thür, wenn es hoch kam, ein paar unfriedete Quadratfuß, die mit ihrem Küchenkraut und ein paar Sonnenblumen ein Gärtchen darstellen sollten; an der Giebelwand ein oder zwei Ställchen mit dem Hof, auf dessen Dung und zertretenem Stroh Schweine, Hühner und Kinder einträchtlich sich umtrieben. Halbnackte Kinder, wenn es zum Besten war; ich hatte aber auch schon mehr als ein gänzlich nacktes gesehen und mich der armen Würmer willen des heißen Sonnenscheins gefreut, wie arg er mich auch auf meiner Wanderung belästigt hatte. Und die erwachsenen Personen, wie sie eben aus diesen krankhaft abgemagerten oder aufgedunsenen Kindern mit den stumpfen Augen werden konnten: dürftigste Gestalten von lange vor der Zeit gealterten Männern und Weibern, alle mit dem stumpfen dumpfen Ausdruck des Hungers und der Hoffnungslosigkeit in den gelben verwelkten Gesichtern.

So war ich wieder in eine dieser Ortschaften gekommen, die man nur zum Hohn ein Dorf nennen mochte. Es war womöglich noch trostloser als die bisherigen, wenn es gleich weniger alt und verfallen schien. Ich hörte dann auch von Einem, den ich ansprach, daß es erst vor fünf Jahren gänzlich abgebrannt gewesen sei bis auf ein Haus, das nur hätte mit abbrennen sollen, denn es sei das allerälteste und wohl schon viele hundert Jahre alt. Ich wollte mir eine solche Merkwürdigkeit nicht entgehen lassen, und das Männlein führte mich in eine Art Seitengasse, in der nur noch zwei oder drei Häuser standen, von denen das letzte das verschonte war. In der That ein seltsames Haus — wenn man dies anders so nennen konnte — von einer Baufälligkeit, daß man nicht begriff, wie es zusammenhielt, und das doch mit seinen tief durchgebogenen Balken, die an den hervorstehenden Enden Spuren von Schnitzwerk zeigten, und dem windschiefen Giebel über der zweigetheilten Thür, und dem steinernen Treppchen mit seinen ausgetretenen Stufen, das zu der Thür hinaufführte, etwas Ungewöhnliches, ja Ehrwürdiges hatte.

Aber der Anblick, trotzdem man heute nach seines Gleichen wohl weit herum in deutschen Landen vergeblich suchen möchte, war doch nichts Neues für mich. Dies hier und die Umgebung, die reinlicher, aber womöglich noch dürftiger war, als bei den andern Häusern, hatte ich doch schon gesehen! Das monotone gleichmäßige Pochen, das aus der offenen Hausthür zu kommen und mit einem schwälenden Feuerchen in dem Halbdunkel des Flurs in Verbindung zu stehen schien, an welchem eine gekrümmt sitzende Person irgend etwas schaffte — ich hatte es doch schon gehört, aber wo? Im Traum?

Und auf einmal fuhr es mir durch die Seele: nein, nicht in einem Traum: in der Erzählung des Vaters von seinen Kinderjahren; von dem Leben der armen Nägelschmiede, deren einer sein Vater gewesen, wie dessen Väter, die alle in dem alten zerfallenen Hause gewohnt hätten mit der Esse auf dem Flur, auf welcher das Feuer nicht ausging!

Warum sollte dies nicht das Haus seiner Erzählung, sein Geburtshaus sein? Alt und verfallen war es genug. Und war ich doch oben „auf dem Walde"! Ich hatte den Vater nie gefragt, wo ich das zu suchen habe „oben auf dem Walde". Aber warum sollte es hier nicht sein? Es mußte hier sein.

Mein Begleiter hatte mich verlassen. So stieg ich denn das Treppchen hinauf und trat in den Hausflur.

Die dunkle Gestalt schaute auf und nickte, als ich fragte, ob ich hereinkommen dürfe; fuhr dann aber alsbald mit ihrer Arbeit fort, die darin bestand, daß sie mit einem Hammer ein Stückchen an der Spitze glühendes Eisen auf einem winzigen Amboß zu einem Nagel klopfte, dergleichen bereits fertig neben seinem Schemel ein ganzer Haufen auf dem Estrichfußboden lag — jedenfalls das Produkt seines morgendlichen Fleißes. Es war ein alter Mann in schäbiger Kleidung, aus dessen geschwärztem abgemagerten Gesicht ein paar gerötheté Augen so hilflos blickten, wie das Feuer auf der Esse, das nur um ein Weniges aus seiner grauen Aschenhülle aufglimmte, wenn der Mann, um es anzuschüren, oder auch nur nicht ausgehen zu lassen, mit dem Fuß einen kleinen Blasebalg in Bewegung setzte.

Aus dem Alten war nichts herauszubringen; er murmelte Unverständliches auf meine weiteren Fragen; ich mußte ihn für stumpfsinnig oder schwerhörig halten. Daß er das Letztere sei, bestätigte eine alte, aber doch ein wenig intelligenter aussehende Frau, die jetzt aus der Stube rechter Hand auf den Flur trat. Ich fragte sie, ob dies das Haus sei, in welchem eine Familie Namens Lorenz sonst gewohnt hätte? — „Ja, sonst!" erwiderte die Alte; „der Letzte ist bei dem Brande vor fünf Jahren umgekommen, als er ein Kind rettete, das ohne ihn verbrannt wäre. Er hatte keine Kinder und keinen Anhang. So hat mein Alter sich hier festgesetzt. Denn wir waren auch abgebrannt, und mein Alter und der Lorenz waren die einzigen Nägelschmiede. Früher waren hier Alle Nägelschmiede; aber nach dem Brande haben sie's nicht wieder aufgenommen und suchen sich nun so durchzuhelfen. Mein Alter ist aber schon zu alt, um noch umzulernen. So ist er denn dabei geblieben, und sie lassen uns hier, weil Keiner sich mehr in dem Hause zu wohnen getraut, und wenn es uns mal über dem Kopfe zusammenfällt und uns todt schlägt, so schadet es auch nichts."

„Haben Sie denn keine Kinder?"

„Gott sei Dank, nein!"

Ich blickte der Alten in die hohlen Augen, und ein Schauder durchrieselte mich. Es war so aus tiefstem Herzen gekommen, das fürchterliche: Gott sei Dank, nein!

Die Thür zu der Stube hatte sie offen gelassen. Ob ich einen Blick hinein werfen dürfe? — Gern.

Die Thür so niedrig — ich mußte mich bücken, um einzutreten; die durchgebogenen Balken der Decke so dicht über mir — ich berührte sie beinahe mit dem Scheitel. Ein Spinnrad in der Nähe des Fensterchens mit den vergilbten Buzzenscheiben; ein Tischchen, auf dem das gesponnene Garn lag; ein Schränkchen mit ein paar thönernen Tellern und Kannen — Alles von großer Sauberkeit. Ein sorgfältig gemachtes, reinliches, breites Bett unter einer Art von Betthimmel, zwischen dem und der Decke noch gerade Raum blieb für ein Bild in braunem, wurmstichigem Rahmen — ich hätte wohl kaum erkannt, was es darstellte, hätte ich es nicht gewußt und hätte es nicht so oft vor meiner Seele gestanden: der hochbeinige Hirsch, auf den sie den Schächer gebunden haben; hinter ihm her die Meute; vor ihm der Wald, über dem die Sonne aufgeht; in den Sonnenstrahlen Gott Vater und seine Engelscharen!

Sah ich das Alles? glaubte ich nur, es noch zu sehen auf dem rauchgeschwärzten Bilde? Ich weiß es nicht; ich hatte mich auf einen Schemel, der mitten in der Stube stand, gesetzt und weinte — weinte, wie ich noch nie geweint, seitdem ich ein Kind gewesen.

Die verwunderte, rathlose Alte trippelte auf und ab und rief ihren Alten, ob er nicht wisse, was dem fremden jungen Herrn fehle? Ich ermannte mich und beruhigte, noch immer mit meinen Thränen kämpfend, die guten Leute. Ich sei der Pflegesohn von einem Lorenz, der auch hier in dem Hause geboren sei, einem Bruder des letzten Insassen, der in dem Brande umgekommen.

Das war ein Erstaunen! Selbst der halbtaube Alte, als ihm die Alte die seltsame Mähr ins Ohr geschrieen, wachte ein wenig aus seiner Stumpfheit auf. Eiha, der Lorenz, der Sargtischler! Ja, das sei ein guter Mann gewesen! Der habe dem Bruder hier oben auf dem Walde immer zu Ostern und Michaelis regelmäßig Geld geschickt. Viel sei's just nicht gewesen; aber es

Markgraf Chriſtoph von Baden hebt das Fehmgericht in ſeinen Landen auf.

Nach dem Oelgemälde von Hugo Knorr.

Digitized by Google

habe selbst wohl nimmer viel gehabt. Und was der Lorenz gewesen, der Nägelschmied, der hab' es immer weiter gegeben an die, die noch ärmer waren. Denn auch er habe ein gutes Herz gehabt, wie alle Lorenz, sonst hätte er nicht sein Leben gelassen, um ein halbjähriges Wurm zu retten, das hernach doch gestorben sei — am Scharlach.

Ich hätte das Bild gern mit mir genommen; aber eine abergläubische Furcht hielt mich zurück, den Wunsch auch nur zu äußern. Ich meinte, das Haus müsse zusammenstürzen, wenn ich das Bild von dem Platz nähme, wo es nun gehangen, wohl so lange als das Haus stand. Nein, da sollte es nun auch bleiben und untergehen mit dem Hause!

Und wenn es untergegangen — ein Abbild blieb. So lange ich lebte, würd' es in meiner Seele bleiben. So lange mir ein Herz in der Brust schlug, das schneller pochte, so oft ich eine Kreatur leiden sah, würde ich des Bildes gedenken mit dem Hirsch, auf den sie den Schächer gebunden, hinter dem die Meute her jagte dem Walde zu, über welchem in Strahlen der aufgehenden Sonne Gott Vater thronte mit seinen heiligen Engelscharen!

(Fortsetzung folgt.)

Die deutschen Fehmgerichte in Wahrheit und Dichtung.

Von Fr. Helbig.

Wer in Heinrich von Kleist's anmuthigem Schauspiele „Das Käthchen von Heilbronn" beim Aufzuge des Vorhangs die vermummten Gestalten in der nur düster von einer Lampe erleuchteten „unterirdischen Höhle" um einen Tisch herum hat sitzen sehen, auf welchem der Todtenkopf und ein blankes Schwert liegen, der weiß, daß hier das heimliche Gericht der Fehme seines furchtbaren Richteramtes waltet. Es ist so tief geheim, daß Kläger, Angeklagter und Zeugen nur mit verbundenen Augen hinein- und herausgeführt werden. Die andächtige Menge im Theater hält dabei auch an dem Glauben fest, daß dies Alles so gewesen ist, die Sage hat es ja so überliefert, der Glaube des Volks so festgehalten, die Feder des Dichters und der Pinsel des Malers es also verewigt.

Im Lichte der Geschichte ist das freilich ganz anders gewesen.

Der nüchterne Geschichtsforscher, der seine Weisheit nicht aus der Phantasie, sondern aus vergilbten Pergamenten und verstaubten Akten herausholt, hat vom Institute der Fehme schon längst den geheimnißvollen Nimbus abgestreift, er weiß, daß dieselbe ihre Gerichtssitzungen weder in Höhlen und Verstecken noch im Dunkel der Nächte abhielt, vielmehr im Freien möglichst auf einer luftigen Anhöhe, von der aus man einen weiten Umkreis beherrschen konnte, und in der Zeit vom Sonnenaufgange bis zum Sonnenuntergange, wie es die alten Fehmordnungen vorschreiben. Auch waren Haupt und Angesicht der Richter bloß und unbedeckt zum Wahrzeichen, „daß sie kein Recht mit Unrecht bedeckt haben noch decken wollen".

Ebenso wenig waren die Fehmgerichte Gerichte, welche das Richteramt gewissermaßen auf eigene Faust vollzogen, eine Art Lynchjustiz übten ohne Titel und Recht. Im Gegentheil hatten sie das Recht zu richten unmittelbar vom Kaiser. Es waren kaiserliche Gerichte in aller Strenge des Wortes.

Das war so zugegangen.

In Westfalen hatten sich neben den herrschaftlichen Gaugerichten, als Bruchstücke der alten, schon von Karl dem Großen eingesetzten Grafengerichte, Freigerichte (Freistühle) erhalten, in denen ein vom Stuhl- oder Gerichtsherrn ernannter Freigraf mit den zum Freistuhle gehörenden Schöffen unter Königsbann richtete. Die Belehnung mit letzterem erfolgte durch den Kaiser selbst, später in des Kaisers Namen durch den Erzbischof von Köln, nachdem Westfalen unter dessen Botmäßigkeit gekommen war. Obwohl diese Frei- oder Fehmgerichte nur „auf rother Erde, im Land Westfalen" tagten, konnte doch Jedermann im Reiche sich dort sein Recht holen, und zwar hauptsächlich in dem Falle, wenn er vor den Gerichten im eigenen Lande kein Recht fand. Das war das besondere Privileg der kaiserlichen Gerichte.

Nun war in Deutschland, begünstigt durch das lange Interregnum zwischen dem letzten Hohenstaufen und dem ersten Habsburger, jener „kaiserlosen schrecklichen Zeit", im 13. und im Anfange des 14. Jahrhunderts eine große Rechtsunsicherheit eingetreten. Es waren die Zeiten des Faustrechts, da allein der Starke und Mächtige regierte, der Arme und Schwache aber ihm machtlos preisgegeben und geradezu rechtlos war. Da wandten sich Alle, die in ihrem guten Rechte gekränkt waren, an das Freigericht in Westfalen. So wurde dasselbe geradezu ein Hort aller Bedrängten, ein Schutzherd der Kleinen wider die Gewalt der Großen. Und damit erlangten diese westfälischen Stuhlgerichte eine von ihnen selbst wohl nicht geahnte Bedeutung.

Die Zahl der Freischöffen beschränkte sich nicht mehr auf die im Stuhlbezirke sässigen Freien, sondern sie verbreitete sich über das ganze Reich. Selbst Fürsten und Herren drängten sich dazu, Freischöffen zu werden, da man dadurch einen gewissen Schutz vor der vernichtenden Gewalt der Freigerichte bekam. Alle diese Schöffen wurden von einem westfälischen Freigrafen, der in den meisten Fällen nichts war als ein schlichter Bauersmann, durch einen feierlichen Eidschwur und unter geheimnißvollem Ceremoniell verpflichtet. Kniend und entblößten Hauptes, den Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand auf ein bloßes Schwert legend, hatte der Aufzunehmende zu geloben, daß „er die heilige Fehme fortan wolle helfen halten und verhehlen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor alldemjenigen, was die Sonne bescheint und der Regen bedeckt, vor alledem, was zwischen Himmel und Erde ist, und daß er dem freien Stuhle, darunter er gesessen sei, Alles vorbringen wolle, was in die heimliche Acht des Kaisers gehört, er für wahr wisse oder von wahrhaften Leuten habe sagen hören, das zur Rüge oder Strafe geht, das Fehmwrogen (d. h. ein vor die Fehme gehörendes Verbrechen) sei, auf daß es gerichtet oder mit Willen des Klägers in Gnaden gefristet werde und daß er das nicht (unter-)lassen wolle um Lieb noch um Leid, um Gold noch Silber noch um Edelgestein und er stärken dies Gericht und Recht nach allen seinen fünf Sinnen und Vermögen und daß er das Gelobte wolle festhalten, als ihm Gott helfe und sein heiliges Evangelium."

Nach Leistung dieses Eides wandte sich der Freigraf zu dem anwesenden Frohnboten mit der Frage: „Ich frage Dich, Frohne, ob ich diesen Mann zu Recht gestürt habe des Eides und der heimlichen Acht und ob er mir auch zu Recht gefolgt habe?"

Der Frohn antwortete hierauf: „Ja, Herr Graf, Ihr habt dem Manne den Eid zu Recht vorgestürt und er hat dem Recht nach gefolgt und geschworen."

Die Freischöffen erkannten sich gegenseitig an gewissen Erkennungszeichen als „Wissende". Sie begrüßten sich beim Begegnen unter Auflegung der rechten Hand auf die linke Schulter mit der Anrede: „Ich grüße Euch, lieber Mann, was fanget Ihr hier an?" worauf der Begrüßte erwiderte: „Alles Glück kehret ein, wo die Freischöppen sein." Das Geheimzeichen bestand in den vier Buchstaben S. S. G. G. (Stock und Stein, Gras und Grein, das heißt Ast). Bei Tisch hielten sie das Messer immer mit der Spitze gegen sich gekehrt. Auf diese Weise nahm der Schöffenbund den Charakter eines Geheimbundes ganz unwillkürlich an, der in seiner guten Zeit den Wahlspruch: „Gott, König und Recht" immer treu und hoch hielt.

Die Aufgenommenen wurden vom Freigrafen in das Schöffenbuch eingetragen; sie gehörten nun zu den „Wissenden" und hatten die in dem Eide enthaltenen Verpflichtungen sowohl des Anklägers (Rügers) als des beisitzenden Richters. Ja sie hatten nach Findung des Urtheils aber auch die Pflicht, dasselbe an dem Verurtheilten zu vollstrecken. Der Eidbruch eines Schöffen wurde furchtbar bestraft. „Wäre es," heißt es in einer Fehme-Ordnung, „daß ein Freischöffe die Heimlichkeit und Losung der heimlichen Acht oder irgend etwas davon in das Gemeine brächte oder unwissenden Leuten einige Stücke davon klein oder groß sagte, den sollen die Freigrafen und Freischöffen greifen unverklagt und binden ihm seine Hände vorne zusammen und ein Tuch vor seine Augen und werfen ihn auf seinen Bauch und winden ihm seine Zunge hinten aus seinem Nacken und thun ihm einen dreisträhnigen

Strick um seinen Hals und hängen ihn sieben Fuß höher als einen verfehmten verurtheilten missethätigen Dieb!"

Von dem gefundenen Urtheile durfte der Freischöffe nichts verrathen bei Strafe des Todes, auch nicht mit der leisesten Andeutung, und wäre der Verurtheilte sein eigener Bruder gewesen. Dies Urtheil lautete aber, sobald der Angeschuldigte des Verbrechens schuldig befunden wurde, nie anders, als auf den Tod durch den Strang. Das dabei beobachtete Verfahren war ein ebenso eigenartiges als rasches. Nachdem die vom Kläger vorgetragene Sache als zur Zuständigkeit des Freigerichts gehörig, als „Fehmwroge", erkannt worden war, und dazu gehörten mit der Zeit alle schweren Verbrechen, so wurde der Verklagte in förmlicher Weise vorgeladen. Dabei wurde ihm zum Erscheinen eine Frist von sechs Wochen und drei Tagen gegeben. Für den Fall seines Ungehorsams wurde dem Geladenen angedroht, daß man Urtheil und Proceß und hernach die letzte Sentenz wider ihn ergehen lassen werde.

War der Aufenthalt des Angeschuldigten unbekannt, so erfolgte die Ladung durch vier Ausfertigungen, die man an Kreuzwegen in der Richtung der vier Himmelsgegenden, jede mit einer Königsmünze beschwert, niederlegte. Auch begnügte man sich, statt die Ladung dem zu Ladenden persönlich zu überreichen, dieselbe an Orte niederzulegen, wo der Letztere sie leicht finden mußte, so an der Hausthür, an seinem Platze in der Kirche. Wurden, wie dies auch vorkam, ganze Städte vorgeladen, so hefteten die Schöffen die Ladung Nachts an das Stadtthor. Saß der Angeklagte „auf einem Schloß, darein man ohne Sorg und Abenteuer nicht kommen möchte", so sollen, lautete eine alte Vorschrift, die Schöffen, die ihn heischen wollen, eines Nachts oder wenn es ihnen taugt, vor das Schloß reiten oder gehen und aus dem Rennbaum oder Riegel drei Späne hauen und die Stücke behalten zum Gezeugniß und den Ladungsbrief in die Kerben oder Grindel stecken und dem Burgwächter zurufen: „sie hätten einen Königsbrief in den Grindel gesteckt und eine Urkunde mit sich genommen, und er solle Dem, der in der Burg ist, sagen, daß er seines Rechtstages warte an dem freien Stuhl bei den höchsten Rechten und des Kaisers Bann."

Auch dieses einfach durch die unsicheren Verhältnisse der gewaltthätigen Zeit gebotene Ceremoniell hat durch die schaffende Volksphantasie allerlei Ausschmückungen erfahren, die in Romanen und Schilderungen gelegene Aufnahme fanden. So fabelte man, der Angeklagte habe sich eine Stunde vor Mitternacht auf einem Kreuzwege einfinden müssen, dort seien ihm von einem Freischöffen die Augen verbunden und er vor Gericht geführt worden.

Erschien der Angeklagte, leugnete aber die Klage, so konnte er sich durch Eidschwur mit dreizehn Eideshelfern von der Schuld reinigen, jedoch konnte ihn der Kläger dann noch mit zwanzig Eideshelfern überbieten. Ward der Angeklagte nun durch die Schöffen, deren immer sieben zugegen sein mußten, der That für schuldig befunden oder war er derselben geständig, so wurde er von den Freischöffen mit einem aus Weiden geflochtenen Stricke — von ihm entstand der Name „Fehme" —, wie er nebst blankem Schwerte auf dem steinernen Gerichtstische lag, an dem nächsten Baume, gewöhnlich an der Linde oder dem Hagedorne, unter welchem das Gericht saß, sofort aufgehangen.

Blieb der Angeklagte — und das war wohl das Gewöhnliche — aus, obwohl auf ihn gewartet worden war, „bis die Sonne auf dem Höchsten gewesen, bis Mittags um die dritte Uhr", so wurde sein Name viermal aufgerufen und hatte der Ankläger seine Anklage knieend und die rechte Hand auf des Freigrafen Schwert gelegt, mit sechs Eideshelfern, die des Klägers Glaubwürdigkeit bekräftigten, zu beschwören. Das genügte, den Angeklagten zu überführen, und nun folgte die Verkündung des von den Schöffen gefundenen Urtheils durch den Freigrafen. „Den beklagten Mann mit Namen N.," so lautete die grausige Formel, „nehme ich hiermit aus dem Frieden, aus den Rechten und Freiheiten, die Kaiser Karl eingesetzt und alle Fürsten, Herren, Ritter und Knechte, Freie und Freischöffen beschworen haben im Lande zu Westfalen, und werfe ihn nieder und setze ihn aus allem Frieden, Freiheiten und Rechten in Königsbann und Wette in den höchsten Unfrieden und Ungnade und mache ihn unwürdig, achtlos, rechtlos, siegellos, ehrlos, friedlos und untheilhaftig alles Rechts und verführe ihn und verfehme ihn und weihe seinen Hals dem Stricke, seinen Leichnam den Thieren und Vögeln in der Luft zu verzehren und befehle seine Seele Gott im Himmel in seine Gewalt und setze sein Leben und Gut ledig, sein Weib soll Wittwe, seine Kinder Waisen sein."

Sodann warf der Freigraf den weidenen Strick aus dem Gerichte und die anwesenden Freischöffen „spieen aus dem Munde, gleich als ob man den Verfehmten sofort in der Stunde henkte."

Gegen den abwesenden Verurtheilten fertigte der Freigraf eine Urkunde aus, und gegen Vorzeigung dieser Urkunde wurde der Verurtheilte überall da auf gleiche Art gerichtet, wo ihn ein Freischöffe traf. Nur hatte der letztere noch zwei andere Schöffen hinzuzuziehen. Zum Wahrzeichen dessen, daß nicht die Hand eines Frevlers, sondern die Vehme den Todten gerichtet, steckte der Schöffe ein Messer in den Baum, an welchem er die Exekution vollzog. Wurde ein Verbrecher von Freischöffen auf „handhafter That", das heißt bei der Begehung des Verbrechens selbst betroffen, so bedurfte es gar nicht erst eines Urtheilsspruchs durch das Freigericht, die Schöffen konnten den Betroffenen sofort an Ort und Stelle richten. Nur bedurfte es der Anwesenheit von mindestens drei Schöffen. Dieses entsetzlich rasche Verfahren wurde ohne Beanstandung und Widerspruch vielfach auch wirklich in Scene gesetzt. So meldet eine alte Chronik von Thüringen und Hessen, wie der Ritter von Waldstein, der ein Wissender war, mitten in einem Mahle, an dem im Jahre 1402 zu Hersfeld Kaiser Ruprecht und viele Fürsten und Herren theinahmen, einen der letzteren, der im übermüthigen Muthwillen sich eines Verbrechens bekannte, ohne Weiteres vom Tische hinwegführte und draußen an einen Baum aufhängen ließ. Von diesem Simon hieß es, daß er schon vierundzwanzig Bösewichter auf gleiche Weise habe henken lassen. „Damals," schreibt der Chronist, „war Zucht und Ehre unter dem Adel, denn jedermann forchte die schnelle Strafe."

Es konnte nicht ausbleiben, daß diese schnelle Procedur zu Mißbrauch führte; so in dem bekannten Fall zwischen Herzog Ulrich von Württemberg und Hans von Hutten. Jener hatte diesen in dem Verdachte der Untreue mit der Herzogin. Und als er einmal auf der Jagd in dem Umstand, daß Hutten der Herzogin Ring trug, diesen Verdacht bestätigt glaubte, stieß er den Verräther mit dem Schwerte nieder, hing den Leichnam an einen Eichbaum und steckte als Zeichen der wissenden Fehme das Schwert in den Baum, denn der Herzog war Freischöffe. Die Verwandten des Gemordeten erhoben indeß wegen dieses zu formlosen Verfahrens — es fehlten unter Anderem die beiden andern Schöffen bei dem Akte — Beschwerde beim Kaiser, und Herzog Ulrich verfiel in Reichsacht.

Nur insoweit war die Fehme ein „heimliches" Gericht (Stillgericht), als in einzelnen Fällen, wo es galt, über den abwesenden Verklagten oder über einen „Wissenden" zu urtheilen, die Oeffentlichkeit, um in heutigem Gerichtsstile zu reden, ausgeschlossen war und alle „Nichtwissenden" bei Todesstrafe sich entfernen mußten.

Die Zahl der Freischöffen wuchs ins Große, da sich Viele zu dem Amte drängten, weil es ihnen, wie gesagt, einen gewissen Schutz vor dem Fehmspruche bot. Ums Jahr 1500 soll dieselbe im Reiche gegen 100000 betragen haben.

Aber gerade diese furchtbare Macht, welche die Fehmgerichte erlangten, wurde, wie man das immer in der Geschichte beobachten kann, auch die Ursache ihres Verfalles und ihrer Entartung. War man doch so übermüthig, Kaiser Friedrich III. selbst einmal vor den Freistuhl zu laden. Im fünfzehnten Jahrhundert begannen bereits die Klagen über Willkür und Parteilichkeit des Verfahrens und über die leichtfertige Aufnahme von Freischöffen. In Folge dessen erwirkten einzelne Städte für sich und ihre Bürger das Privileg, der Ladung der Fehme nicht folgen zu müssen. Auch thaten sich mißbräuchlich und gesetzlos einzelne Fehmgerichte außerhalb Westfalens, wie in Sachsen und dem Odenwalde, auf.

Was aber vor Allem der Fehme das Leben entzog, war die Wiederbefestigung der Rechtssicherheit, der vom Kaiser gebotene Landfriede und die Erstarkung der Landeshoheit. Man fand jetzt im eignen Lande Recht und brauchte es nicht mehr auf rother Erde zu suchen. Die Territorialherren mochten die Eingriffe in ihre Justizfreiheit nicht länger dulden. Einer der Ersten, welche gegen das eingerissene Unwesen einschritten, war der thatkräftige Markgraf Christoph von Baden (1475 bis 1527). Hugo Knorr, der talentvolle Maler des unserer heutigen Nummer beigegebenen Bildes, hat dieses Vorgehen in einer dramatisch sehr lebendigen Scene zur Anschauung gebracht. Nächtlicher Weile beim Fackelscheine

überrascht der Markgraf mit seinen Reisigen die ihres Amtes waltende Fehme und befreit eine Frau, die trotz ihrer Unschuld dem blutigen Urtheil schon verfallen war. Wirkungslos verhallt der Protest des Freigrafen, der das Kreuz drohend erhebt, denn die Macht der entarteten Richter ist bereits gebrochen und die Zeiten sind dahin, da vor dem Freigerichte selbst Fürsten erzitterten. Bei dieser Darstellung machte Hugo Knorr allerdings von der Freiheit des Künstlers Gebrauch, der poetischen Ueberlieferung der Sage treuer zu folgen als der nüchternen Forschung der Geschichtsschreiber. Er hat aber dabei dennoch wahr und volksthümlich eine der großen geschichtlichen Wendungen in dem Leben unseres Volkes dargestellt: den Sieg der lichten Gerechtigkeit über die finsteren Mächte eines zur Willkür und zu Unrecht entarteten Gerichts.

Blätter und Blüthen.

Auerbach's Hof in Leipzig. (Mit Illustration S. 345.) Es war im Jahre 1420, als Leipzig durch eine Feuersbrunst heimgesucht wurde, die gegen 400 Bürgerhäuser zerstörte, damals hölzerne, großentheils mit Stroh gedeckte Gebäude. Dieser Brand brachte der Stadt neben vielem Jammer auch bedeutende Vortheile, insofern an Stelle der leichten Häuser steinerne Gebäude mit feuerfesten Gewölben und Niederlagen aufgeführt wurden, wie sie sich in vielen Unterbauen der inneren Stadt bis zum heutigen Tage erhalten haben.

Das berühmteste jener nach dem Brande von 1420 entstandenen Kaufmannshäuser wurde „Auerbach's Hof". Von der Patricierfamilie Lommelshain, in dessen Besitze sich das Gebäude zuerst befand, erwarb dasselbe im Jahre 1519 der Rektor und Dekan der medicinischen Fakultät Doktor Heinrich Stromer aus Auerbach bei Straubing in Bayern, der bekannte Freund und Verehrer Luther's, welchen man, nach der Sitte jener Zeit, nach seinem Geburtsorte „Doktor Auerbach" nannte. Als er 1520 Rathsherr geworden war, kaufte er mehrere Nachbarhäuser, namentlich auch die an den Neumarkt grenzenden, dazu und verband sie (1530 bis 1538) zu einem Grundstücke, das seit dieser Zeit den Namen „Auerbach's Hof" führt. Besonders für den Handelsverkehr mit den Reichsstädten Augsburg, Nürnberg, Frankfurt am Main, sowie für die italienischen, französischen und niederländischen Kaufleute war Auerbach's Hof ein wichtiger Sammelplatz. Hier befanden sich hundert Gewölbe, viele offene Buden, zwei Bilderhäuser nebst schönen Stuben und Logiamentern, und selbst ein Reisigenstall für die Rosse der fremden Kaufleute fehlte nicht. Alle Chronisten Leipzigs rühmten den Reichthum und die Pracht der kostbaren Waaren, welche hier aufgespeichert wurden.

Der seit 1592 in Wittenberg lebende, durch seine trefflichen Witzreden noch jetzt unvergessene Professor Friedrich Taubmann schrieb begeisterte Verse über „Auerbach's Hof", und zahllose lateinische und deutsche Reimschmiede ahmten ihm nach. Während der Messen belebte seine Räume der glänzende Dresdener Hof, der Landesadel und überhaupt die vornehmste und reichste Gesellschaft. Die letzten Meßbesuche des sächsischen Fürstenhauses in „Auerbach's Hofe" geschahen zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Um diese Zeit schwand auch der alte Ruf dieses „Klein-Leipzigs", von welchem Taubmann einst geschrieben, „daß, wer sich nicht in ‚Auerbach's Hofe' umgeschaut, nicht sagen könne, daß er Leipzig gesehen habe." Jetzt haben die Gewölbe, wo einst die Reichthümer aller Zonen auslagen, größtentheils Leipziger Gewerbetreibende inne. Von dem berühmten Weltbazar der letzten drei Jahrhunderte zeigt sich keine Spur mehr.

Vielleicht würde „Auerbach's Hof" kaum noch genannt werden, wenn an ihm nicht die Faust-Sage haftete, welche Goethe zu seiner herrlichen Dichtung benutzte, deren Plan er in „Auerbach's Keller" entworfen haben soll. Die Erinnerung an den Schwarzkünstler, welcher auf einem Weinfasse aus diesem Keller geritten sein soll, erhalten noch zwei in demselben befindliche, in die Füllungswände einer Wölbung befestigte Bilder mit der Jahreszahl 1525, also des Jahres, in welchem Faust notorisch in Leipzig war. Goethe's Trauerspiel hat dieser Lokalität Unsterblichkeit verliehen, aber modernen Umgestaltungen ist auch sie nicht entgangen. Hätte Goethe nicht seinen „Faust" geschrieben, so würde „Auerbach's Keller", gleichwie der berühmte Weltbazar in den Hofräumen, wahrscheinlich längst in Vergessenheit versunken sein. Sachverständige Kritik hat ergeben, daß die Jahreszahl 1525 auf den Bildern sich zuverlässig nur auf das Faktum des Kellerrittes, keineswegs aber auf die Ausführung der Malerei bezieht. Nahe liegt die Wahrscheinlichkeit, daß Heinrich Stromer, welcher 1542 gestorben ist, die Bilder als Warnung gegen die Völlerei stiftete. Der obere Keller, wo die Bilder angebracht sind, war im Jahre 1525 noch gar nicht vorhanden, da dieser Theil des Hauses, wie auch eine vorhandene Jahreszahl bezeugt, erst 1530 erbaut worden ist.

Die Baulichkeiten, welche unsere Abbildung zeigt, gehören verschiedenen Zeiten an. Sie sind an der Stelle aufgenommen, wo der eigentliche alte „Auerbach's Hof" mit seinen Kaufläden und seinem lebendigen Meßverkehr begann, während die andere Seite nach dem Neumarkt hin Herbergen für die fremden Handelsleute und den Reisigenstall enthielt. In dem großen Gebäude zur Rechten befanden sich die Bildersäle; das kleine Haus mit dem Spitzgiebel wurde das „Juwelierhaus" genannt, wahrscheinlich weil hier die fremden Goldschmiede ihre Schätze feilboten. Der hinter demselben sichtbare Ausgang führt nach der Grimmaischen Straße, gegenüber dem Rathhause. Rechtsseitlich an dem Vordergebäude, durch welches dieser Ausgang führt, befindet sich eine Treppenpforte, durch welche man nach dem unteren Keller, dem eigentlichen Faust-Keller gelangt. Dieser Keller rührt noch von dem alten Bau aus dem Jahre 1420 her. Durch diese Kellerpforte erfolgte „Faust's unsterblicher Faßritt", also nicht nach der Grimmaischen Straße, sondern nach dem Hofe heraus, wie dies auch auf einem der obengenannten Bilder, welches diese Heldenthat des Schwarzkünstlers darstellt, ersichtlich ist.

Hat „Auerbach's Hof", jetzt Eigenthum der gräflichen Familie von Veltheim, noch einige Baulichkeiten aus seiner Glanzperiode aufzuweisen, so dürfte hier die Neuzeit ebenfalls bald ihre Forderungen zur Geltung bringen. Es steht eine Renovation des Gebäudekomplexes bevor, durch welche wahrscheinlich auch manche noch damit verbundene Erinnerung weit in das Dunkel der Vergangenheit zurückgedrängt werden wird. Otto Moser.

Bekämpfung der Frühjahrsfröste. Seit jeher bilden die in der ersten Hälfte des Monats Mai eintretenden Frühjahrsfröste eine von den Landwirthen mit Recht gefürchtete Witterungserscheinung, deren Ursachen die Wissenschaft trotz der sorgfältigsten Beobachtungen bis jetzt mit voller Gewißheit nicht erforschen konnte. Glücklicher Weise treten diese Rückfälle der Kälte nicht in jedem Jahre ein; oft genug ist aber durch dieselben die gesammte Wein- und Obsternte ganzer Landstriche vernichtet worden.

In neuerer Zeit hat man hier und dort das Eintreten der Frühjahrsfröste durch Erzeugung „künstlicher Wolken" zu verhindern gesucht, indem man rings um die Weinberge und Obstgärten mit Theer getränkte Blätter und Strohhaufen anzündete. Dieses Verfahren wurde durch den Inspektor der Telegraphen zu Mont de Marsan, Lestelle, in sinnreicher Weise vervollkommnet.

In der Mitte der Anlage wird nach der Anordnung Lestelle's ein Thermometer aufgestellt, welches mit einer elektrischen Batterie in Verbindung gebracht und derartig konstruirt ist, daß der Strom sofort geschlossen wird, wenn die Temperatur einen so niedrigen Grad erreicht, daß das Eintreten des Frostes mit Sicherheit anzunehmen ist. Von dem Thermometer und der galvanischen Batterie laufen Leitungsdrähte nach verschiedenen Punkten des Weinberges und münden hier in Zünder, die mit Schießbaumwolle und Pulver gefüllt sind. Rings um diese Zünder sind leicht brennbare, in Theer getränkte Stoffe aufgehäuft.

Wird nun am Abend der Himmel klar und steht ein Nachtfrost zu erwarten, so kann der Landwirth unbesorgt sich zur Ruhe niederlegen, der Apparat wird von selbst im richtigen Augenblicke eingreifen; denn sobald die Temperatur auf zwei Grad über Null sinkt, wird durch das Thermometer der galvanische Strom geschlossen, er läuft durch die Leitungsdrähte zu den Zündern und läßt mit einem Schlage alle Feuerherde rings um den Garten aufflammen.

Skataufgabe Nr. 2.

Von L. Buhle.

Die Mittelhand sagt auf folgende Karte:

Eichel (gr.) Solo an und verliert das Spiel, denn sie bekommt nicht mehr als höchstens 9 Augen.

Wie sitzen und fallen die Karten?

Auflösung der Skataufgabe Nr. 1 auf Seite 308.*

Die Vorhand, welche von Hinterhand bis Eichelsolo getrieben war, spielt Grand, und eD. und sD. liegen im Skat. Die Karten waren so vertheilt:

Vorhand: rW, sW, gD, gZ, gK, gO, g7, rD, sZ, s9,
Mittelhand: eZ, e9, e8, e10, e9, r8, sK, sO, s8, s7,
Hinterhand: eW, gW, eK, eO, e9, e8, e7, rZ, rK, r7.

Nach den in der Aufgabe gegebenen 4 Stichen muß der Spieler alle übrigen Stiche bekommen.

* Abkürzungen: e. = Eichel (ez.); Grün (g.); Roth (r.); Schellen (sz.); W. = Z. = K. = O. = 9. = 8. = 7. = Wenzel (B.); Daus (As); Zehn, König, Ober (Dame) u.

Inhalt: Zur [illegible] Novelle von Adolph Wilbrandt (Fortsetzung). S. [illegible]. — Verdorben. Gedicht von [illegible]. Mit Illustration S. [illegible]. Allerlei Naturmerkwürdigkeiten. Naturwissenschaftliche Plaudereien. Von Karl Vogt. S. 350. — Ein Deutscher vom rothen Kreuz. Erinnerung an den serbisch-bulgarischen Krieg, November 1885. Von Ernst Braun-Wiesbaden. S. 352. Mit Illustrationen S. 352 und 353. — Was will das werden? Roman von Friedrich Spielhagen (Fortsetzung). S. 354. — Die deutschen Fehmgerichte in Wahrheit und Dichtung. Von Fr. Helbig. S. 358. Mit Illustration S. 357. — Blätter und Blüthen: Auerbach's Hof in Leipzig. Von Otto Moser. S. 358. Mit Illustration S. 345. — Bekämpfung der Frühjahrsfröste. — Skataufgabe Nr. 2. Von L. Buhle. — Auflösung der Skataufgabe Nr. 1 auf Seite 308. S. 360.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redakteur Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger, Druck von A. Wiede, sämmtlich in Leipzig.

N°. 21. Die Gartenlaube. 1886.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernſt Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Die Lora-Nixe.

Novelle von **Stefanie Keyſer.**

(Fortſetzung.)

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Am andern Morgen erſchien Ravensburgk frühzeitig am Brunnen. Er war mit außergewöhnlicher Sorgfalt gekleidet, trug eine Roſe im Knopfloch und hatte die röthlichen Bartſpitzen in zwei horizontale Linien gedreht. Die Badekapelle in ihrem mit vergoldeter Kuppel gedeckten Pavillon hob eben ein neues Muſikſtück an.

„Die Ouverture zum ‚Tannhäuſer‘ von Richard Wagner,“ ſagte achſelzuckend Baron Pölz. „Warum ſpielen ſie nicht ein Ballet aus ‚Wilhelm Tell?‘“

„Wie kann man von dem Revolutionär etwas aufführen?“ bemerkte Frau von Tromsdorf. „Fifi verabſcheut Wagner.“

„Und dieſen hirnverrückten Wirrwarr, der gegen die Geſetze des Generalbaß verſtößt, nennt man Zukunftsmuſik!“ ſchalt der Profeſſor einer muſikaliſchen Akademie.

„Ueberall zerbrochene Ketten,“ ſprach Ravensburgk, aufmerkſam zuhörend. „Wenn es wahr iſt, daß in erleuchtete Geiſter die Zukunft ihr Bild vorauswirft, ſo ſtehen wir vor einer großen Wende der Zeit.“

Ein alter Intendant, der hauptſächlich Ausſtattungsopern aufführte, ſchüttelte den Kopf. „Ich denke, das geſunde Urtheil unſeres Publikums wird dieſen mittelalterlichen Unſinn verwerfen.“

„Wenn es nicht eher die tanzenden Nonnengeiſter und mädchenanbeißenden Vampyre verwirft, um ſich dem Tannhäuſer zuzuwenden, der wie Ahasver, Don Juan und Fauſt die Jahrhunderte überdauert,“ entgegnete Ravensburgk. Und beklommen ſetzte er hinzu: „Zweifelhaft iſt nur, ob ſich immer eine Eliſabeth findet, die Erbarmen mit dem armen Geſtrandeten fühlt.“ Er ging grüßend weiter.

Während er ſcheinbar ziellos den Weg zum Lora-Ufer hinab ſchlenderte, überflog ſein ſcharfer Blick den einſamen Pfad, der daſſelbe entlang führte. Jetzt ſah er durch die Blätter der Silberpappeln und Weiden ein roſenrothes Schirmchen ſchimmern.

Mit lautloſem Schritt trat er näher und ſtand neben Hedwig, welche an dem Geländer lehnte und den Wellen nachſchaute, die in den Lora Grund hinabrauſchten. Sie ſeufzte tief.

„Warum ſeufzen Sie?“ fragte er mit ſeiner klangloſen Stimme.

Sie fuhr ein wenig zuſammen. Dann antwortete ſie aufrichtig: „Ich wollte, ich wäre daheim.“

„Man muß nicht zu viel auf einmal verlangen,“ verwies Ravensburgk mit halbem Ernſt, während er mit ihr weiterging. „Der iſt ſchon glücklich zu preiſen, der überhaupt ein Daheim hat.“

„Ein Heim kann ſich jeder Menſch gründen,“ entgegnete Hedwig, „wenn er

Neckereien. Nach dem Oelgemälde von Alexander Rontini.

Digitized by Google

nur versteht mit den Verhältnissen zu rechnen, in die ihn das Schicksal gestellt hat."

„Nein," widersprach Ravensburgk herbe, „nicht Jeder vermag es." Und in leichterem Tone fuhr er fort: „Ich könnte Ihnen eine Geschichte erzählen von einem jungen Lieutenant, der weniger hatte als seine Gage, da dieselbe zum Theil dem Lieferanten seiner Uniform verpfändet war. Sein Vater lebte mit den jüngeren Kindern auf einem Gut, das unter Sequester stand und kaum mehr gab als das Dach, unter dem die Familie sich barg. Es ist zwar in derselben ein Hausschatz vorhanden, ein prächtiges Silbergeschirr, aber dieses ist, laut Testament eines Urgroßonkels, unveräußerlich. Nur wenn die Familie ein glänzendes Fest geben sollte, würde es aus den Kisten genommen und benutzt werden können. — Es hat Tage gegeben, an denen den jungen Officier der wirkliche Besitz eines silbernen Tellers vor den Klauen gemeiner Wucherer gerettet hätte; es gab auch eine Zeit, wo ihn sein Antheil an dem Silberschatz zu einem glücklichen Mann machen konnte, der auch die Güter besitzen durfte, welche das Leben veredeln und verschönen. Aber das Testament bestand einmal, und ein Mensch, der nicht das Hemd auf dem Leib sein eigen nennt, wird von keinem vernünftigen Vater zum Schwiegersohn erwählt."

Er wehte sich Kühlung mit dem Battisttuch zu, das wie Halskragen und Manchetten lila umsäumt war, und fuhr fort: „In diesem Fall war es nichts mit der Gründung eines traulichen Heims. Ja, wenn er so klug gewesen wäre wie seine jüngeren Brüder, die, ohne viel zu fragen, die Töchter aus der Spinnerei sich holten, welche von den Steinen der alten Ravensburgk erbaut worden war! Aber er hatte als der Aelteste noch die letzten Jahre seines Großvaters verschönt, der mit ihm jeden Tag vor der Frühstücksmilch seine sechzehn Ahnen rekapitulirte und einen Fehler dadurch bestrafte, daß er den kleinen Burschen mit dem Schürzchen ‚Er' nannte. Er war als Page am Hofe aufgewachsen, wo er mit zehn Jahren um seines alten Namens willen sich stets erkoren sah, den höchsten Damen die Schleppe zu tragen. Gefühle und Ansichten lassen sich nicht wechseln wie ein zu eng gewordenes Kleid. Wenn die, welche über den wüsten Ravensburgk den Stab brechen, wüßten, was er gelitten hat, ehe er so wüst wurde, sie würden vielleicht so milde urtheilen — wie Sie."

Er hatte gelassen gesprochen, dazwischen mit der ihm eigenen süffisanten Art die Gräfin Scultizka gegrüßt, die in einer roth ausgeschlagenen Eselsequipage, das Gebetbuch in der Hand, den Rosenkranz um das Handgelenk geschlungen, zur Messe nach der Waldkapelle fuhr. Und doch schnitten seine Worte tief in Hedwig's Herz.

„Aber das Schicksal hat zurückgegeben, was es Ihnen früher entzog," erwiderte sie in tröstendem Tone. „Längst ist die Sequestration Ihres Gutes aufgehoben. Und Sie haben eine Stellung, die Ihren Neigungen entspricht."

„Glauben Sie, daß es nicht zu spät ist, ein neues Leben zu beginnen?" fragte Ravensburgk, und der Klang seiner Stimme konnte seine tiefe Bewegung nicht verleugnen.

Hedwig schwieg bestürzt. Es kam ihr eine Ahnung, daß sie vor eine Entscheidung gestellt werden sollte.

Mit mühsam beherrschtem Tone fuhr Ravensburgk fort: „Glauben Sie, daß ein edles weibliches Wesen sich noch der Mühe unterziehen würde, einem Mann wie ich bin die Hand zur Umkehr zu reichen? Glauben Sie, daß die vergötternde Liebe und Dankbarkeit eines viel verkannten Menschenherzens wieder Liebe erwecken könnte? Vom Mitleid zur Liebe soll ja nur ein kleiner Schritt sein für hochherzige Frauenseelen."

„Würde Ihnen Mitleid genügen?" fragte Hedwig, leise den Kopf schüttelnd.

„Wer weiß!" entgegnete er fast demüthig.

In Hedwig's Herzen stieg Georg's Bild auf. Trotz der bitteren Enttäuschung, die er ihr durch sein launenhaftes Benehmen bereitet hatte, wirkte die Erinnerung an ihn wie eine Erlösung. Was würde er für grimmige Augen machen, wenn ihm Mitleid statt Liebe gezollt werden sollte! Sie wußte auf einmal, was das allein Rechte war.

„Nein," sagte sie mit weicher Stimme, in die ihre Theilnahme für Ravensburgk hinein klang, „Mitleid kann einem charaktervollen energischen Mann auf die Dauer nicht genügen. Es ist auch nicht das Gefühl, mit dem sich ein Heim gründen läßt. Diese Liebe deckt vielleicht auch den Schleier über eine dunkle Vergangenheit. Aber ohne dieses göttliche Gefühl würde für beide Theile nur Beschämung aus dieser Verwechselung der Gefühle entspringen."

Es war, als hätte sein Fuß gestockt. Aber im nächsten Augenblick schritt er so leicht und elegant wie immer weiter.

Mit solchen hoch gespannten Ansichten vereinsamt man im Leben," sagte er endlich herbe.

„Das Schicksal fürchte ich nicht," antwortete Hedwig in sicherem Tone. „In dem Altenhaus auf Grundleben ist Niemand verlassen gestorben."

Ravensburgk lachte unmuthig auf. „Es könnte Ihnen genügen, Ihr Leben lang nichts weiter zu thun, als zwischen den zwei Drachenköpfen der Dachtraufe am Altenhaus in die langweilige Ebene zu schauen?"

„Wer sechs Geschwister hat, von denen das jüngste noch im Laufstühlchen herum rennt, braucht keine Sorge um eine nützliche Beschäftigung zu tragen," entgegnete Hedwig warm; „und vor den Drachenköpfen fürchte ich mich nicht. Wohl aber," fügte sie leise hinzu, „vor dem Drachen der Lüge, der die Menschen verleitet, sich und Andere zu betrügen."

Sie sah bittend zu ihm auf. Sein finsterer Blick verging vor den Thränen, die in ihren Augen standen, vor dem wehmüthigen resignirten Zug um den lieblichen Mund.

Er bot ihr die Hand mit einem Lächeln, das wie der Abglanz längst vergangener Jugend die düsteren Züge verschönte, und sagte mit einer Stimme, die tief aus dem Herzen kam: „Nun, Freunde bleiben wir auf jeden Fall!"

Während Hedwig diese Entscheidung traf, sprengte von der andern Seite Georg Aufdermauer nach Jungbrunnen hinein.

In den finster hingebrüteten Tagen und schlaflosen Nächten der letzten Zeit war ihm der Gedanke gekommen, die Neigung zwischen Hedwig und Heino sei eine Vetternliebe, die in der Kinderstube zu beginnen und mit dem Eintritt in das Leben zu enden pflegt. Die Beiden hatten sich ja gar nicht um einander gekümmert, als er mit ihnen zusammen gewesen war.

Er fühlte sein Gewissen als Freund nicht mehr belastet durch seinen Wunsch, das reizende Kousinchen Heino's für sich zu gewinnen.

Und was vielleicht die alten Perückenstöcke, die Eltern, in ihrer aristokratischen Beschränktheit geplant hatten, darum brauchte sich ein vernünftiger Mann nicht zu kümmern, wenn es ihm gelang, diese Vorurtheile bei dem liebenswürdigen Mädchen durch seine persönlichen Vorzüge zu besiegen. Im Gegentheil! Das war eine gute That.

Er erinnerte sich mit Vergnügen ihres Erröthens bei seinem Anmarsch, ihrer Verwirrung, als er die Laufgräben gegen die Festung eröffnete; und von neuem Muth beseelt, beschloß er noch einmal einen Streifzug zu unternehmen, bevor er sich gänzlich aus dem Felde schlagen ließ.

Er kam zunächst als Entsatz für den Geheimen Medicinalrath, den Frau von Blachrieth seit einer Stunde blockirt hatte, um ihm alle Mängel und Tücken seiner Quelle zu klagen. Der würdige Herr benutzte Georg's Ankunft zu seinem Rückzug, indem er ihr mit wichtiger Miene die Weisung gab, morgen einen Becher weniger zu trinken.

Auch Frau von Blachrieth wendete sich sichtbar beeifert dem neuen Ankömmling zu. „Gott sei Dank, daß Sie endlich einmal wieder sich sehen lassen, Herr Hauptmann. Ich hatte mir von Ihrer Freundschaft thätigeren Antheil an uns versprochen."

„Die Heuernte hielt mich daheim fest," entgegnete Georg, mit gespanntem Blick den Kurplatz überfliegend. „Wo ist Ihr Fräulein Nichte? Ich möchte auch sie begrüßen."

„Ach, lassen Sie doch Hedwig," antwortete Frau von Blachrieth verdrießlich. „Sie wird mit Ravensburgk promeniren, wie jetzt immer. Um sie bin ich nicht in Sorge. Aber Heino! Ich hatte so bestimmt darauf gerechnet, daß Sie ihn von dem ewigen Dichten abziehen würden."

„Aber das ist doch einmal sein Metier," erwiderte Georg ungeduldig und spähte hinüber in die Promenade.

„Ich bin ja auch nicht gegen das Dichten," rief Frau von Blachrieth ganz verzweifelt; „aber der Stoff ist's, der mich ängstigt, der Stoff!"

Ist das eine verdrehte Frau! dachte Georg wüthend. Laut sagte er: „Vom Stoff verstehe ich gar nichts und werde mich niemals in etwas mischen, was mir unklar ist. Ich bitte deßhalb gehorsamst, in dieser Angelegenheit nicht auf meine Dienste zählen zu wollen. Mein Kompliment, gnädige Frau." Er drehte sich um und marschirte ab.

Dort drüben unter den Kastanien hatte er sie entdeckt. Im Sturmschritt eilte er vorwärts.

Er kam gerade an das letzte Boskett, um hinter demselben mit anzusehen, daß Ravensburgk Hedwig's Hand innig drückte und so weich zu ihrem empor gerichteten Antlitz niederlächelte, wie er es dem spöttischen verlebten Mann gar nicht zugetraut hätte.

Er drehte sich abermals auf dem Absatz um und eilte mit langen Schritten davon. „Satteln! wir reiten nach Haus," befahl er seinem Reitknecht, der eben beschäftigt war, abzusatteln. Ein paar Minuten später sprengte er seinem Haus Aufdermauer wieder zu. Was half es ihm nun, daß seine Vermuthungen in Bezug auf das Verhältniß Hedwig's zu Heino richtig gewesen waren? Er hatte zu lange Zeit gebraucht, um darüber ins Klare zu kommen. Hedwig hatte sein Fortlaufen übelgenommen, Ravensburgk war täglich von früh bis spät mit ihr zusammen gewesen, und diese verwirrte Frau, die ihn aus seinem Himmel vertrieben hatte, fand sich nun ganz leicht in die anderweitige Verheirathung der Nichte. Er hätte mit dem Kopf gegen seine Weinterrassen rennen mögen.

Nach und nach kam ein düstrer Trotz in ihm zur Herrschaft. Nun, wenn sie so einen Jeden nimmt, kann ich mich auch trösten, murrte er, während sein Pferd langsam zu seinem Haus emporstieg.

Erst als Hedwig sich wieder vollständig gefaßt hatte, kehrte sie zu der Tante zurück. Sie wollte um Alles in der Welt nicht, daß diese eine Ahnung von dem Vorgang bekam und die Angelegenheit so lange von allen Seiten beleuchtete, bis man nicht mehr wußte, wie dieselbe eigentlich beschaffen war.

„Mein Gott, wo bleibst Du?" klagte Frau von Blachrieth ganz aufgelöst. „Es wäre mir so erwünscht gewesen, wenn Heino mit seinem Freund den Abend verlebt hätte; aber es kümmerte sich Niemand um ihn."

Hedwig wurde ganz blaß. „Der Hauptmann? Wo ist er denn?" Und ihre Blicke suchten in dem Menschengewimmel.

„Wie soll ich das wissen?" erwiderte Frau von Blachrieth ärgerlich. „Wahrscheinlich ist er wieder fort."

Hedwig spähte in alle Gänge.

Vergebens. Nirgends zeigte sich die hohe Gestalt. War der noch fernher klingende Hufschlag der Galopp des starken Eisenschimmels, den er zu reiten pflegte?

„Wir wollen nun auch gehen," fuhr Frau von Blachrieth verdrießlich fort. „Dort kommen diese — wie heißen sie doch? Ich will nicht, daß sie sich mir vorstellen lassen, und mag auch Heino nicht in Verlegenheit bringen. Er braucht doch nun einmal ein Modell zu seiner Dichtung. Mein armer Sohn! Er ist übel dran, daß er in seiner nächsten Umgebung nur der alltäglichsten Prosa begegnet."

Um das vergötterte Kind nicht anklagen zu müssen, verhehlte die alte Dame geflissentlich den wahren Grund ihrer Verstimmung: die Sorge, Heino könne eine Mesalliance eingehen, und rückte mit weiblicher Verschlagenheit die ganze Angelegenheit in ein anderes Licht, wobei noch ein versteckter Vorwurf Hedwig traf.

Diese ging, ohne den Angriff zu bemerken, mit zitternden Knieen nach Haus, sank in einen Fauteuil und schloß die Augen. Es wurde hohe Zeit, daß die Vergnügungsreise, welche die Tante ihr gütig angeboten hatte, zu Ende ging.

„Mein Gott, was fehlt Dir?" rief Frau von Blachrieth und strich mit ihren nervösen Händen über Hedwig's Gesicht.

„Nur ein paar Stunden Ruhe bedarf ich," sagte diese sanft, aber entschieden, und zog sich in ihr Zimmer zurück.

Frau von Blachrieth und Leonore waren wie Mond und Sonne. Die Erstere verschwand, wenn die Letztere erschien.

Heino spielte die Rolle des Morgensterns. Er geleitete das aufsteigende Tagesgestirn.

„So heiß es auch ist," sagte er, „es hilft nichts, ich muß heute nach Burg Falkeneck. Ich verschob den Ausflug immer wieder, um einen kühlen Tag abzuwarten; aber ich komme nicht vorwärts. Ich muß Anregung, Stimmung sammeln, unmittelbare Eindrücke haben. Ich fühle tief, wie der wirkliche Schauplatz der Ereignisse, wenn er auch in Trümmern liegt, auf meine Phantasie wirken muß. Der Blick auf Wald und Fluß herab wird immerhin ein ähnlicher sein wie der, den der sehnsüchtige Liebhaber, die nixenhafte Hausfrau genossen."

„Nehmen Sie uns mit," bat Leonore. „Ich kenne jedes Winkelchen der Burg und könnte Ihnen eine zuverlässige Führerin sein.

„Welch ein entzückender Gedanke, gemeinsam mit Ihnen an dem Werk zu arbeiten!" rief er.

Das angeschlagene Thema fluthete weiter.

„Eine Kahnfahrt nach Falkeneck," jubelten die Damen.

Heino widersprach entsetzt. Er sehnte sich, endlich einmal mit Leonoren allein zu sein.

Aber die allgemeine Begeisterung ließ sich keinen Damm entgegen setzen. Die Stunde der Abfahrt wurde verabredet.

„Herr von Ravensburgk, werden Sie auch von der Partie sein?" rief Baron Pölz dem Vorüberschreitenden zu.

„Wohin?" fragte dieser.

„Nach Falkeneck, Herr von Blachrieth sucht Inspirationen," lautete die Antwort.

„Wozu?" fragte Ravensburgk.

„Zu meiner Dichtung," erwiderte Heino.

„Warum?"

„Wohin? Wozu? Warum?" parodirte Leonore. „Bilden Sie sich zum Fragezeichen aus?"

Ravensburgk warf ihr einen nachlässigen Blick unter den tief gesenkten buschigen Brauen zu. „Nein; aus allem Fraglichen mache ich mir nichts."

„Ich bin an einen Punkt gekommen, wo ich nicht weiter weiß," vermittelte Heino.

Ravensburgk's Lippen umspielte ein leiser Hohn. „Dann würde ich die Sache abbrechen," entgegnete er scharf. „Uebrigens begreife ich nicht, was Sie noch hinzudichten wollen. Der Ritter Falkeneck zog, nachdem er erfahren hatte, daß er eine Mesalliance eingegangen war, zu einer Kreuz- und Bußfahrt aus, die Nixe versank. Damit ist die Sache ganz korrekt zu Ende geführt."

„Vor diesem Schluß graut mir," wendete Heino ein. „Ich möchte eine glückliche Lösung für den Konflikt finden."

Ravensburgk schüttelte den Kopf. „Alle Nixensagen nehmen ein trauriges Ende. Von den Sirenen will ich schweigen, da sie keine deutschen Gestalten sind. Aber Loreley lockt gleich ihnen die Männer mit süßem Gesang ins Verderben, Undine löst sich in einen Bach auf, Melusine kehrt unglücklich in ihr feuchtes Element zurück, und Ilse sitzt, von Heinrich dem Finkler verlassen, traurig in Vollmondnächten auf ihrem Stein. Ganz natürlich! Die Wassergeister stammten zwar von den alten Göttern ab; aber sie waren heruntergekommen, und wer einmal in den Pfuhl hinabgetaucht ist," fügte er mit ausbrechender Bitterkeit hinzu, „für den giebt es kein Emporkommen mehr." Dann schloß er in wegwerfendem Tone: „Wenn Sie die Sage durchaus anders als bisher beenden wollen, so lassen Sie die Wasserjungfer den Erlkönig heirathen. Dann bleibt das Gelichter unter sich."

So glänzend und wechselnd die Bilder waren, die in Jungbrunnen sich aufrollten, so unscheinbar und gleichförmig verlief das Leben in Himmelgarten.

Die Schwestern zogen am frühen Morgen aus dem gemeinsamen Schlafsaal, wo die langen Reihen schmaler weißer Betten standen, in den Betsaal, dessen weiß getünchte Wände nur ein Bild des auferstehenden Heilandes schmückte. Das Lied, mit dem sie den Tag begannen, zählte ihnen die Pflichten auf, welche sie zu erfüllen hatten, und sagte ihnen, was eine ledige Schwester zu thun habe, wenn die Frage sie verunruhige, wozu sie in Zukunft berufen sein könne. Die schlichten Schlußverse lauteten:

„Dann überläßt sie sich dem Herrn
Als seine Magd in Allem gern
Und bleibt indeß auf ihren Stand
Gerad und aufrichtig gewandt."

Und nun begaben sich Alle an ihr Geschäft im Haushalt, in den Schulstuben und den Zimmern für Handarbeit. Geräuschlos vollbrachte Jede das ihr obliegende Werk. Sie hießen nicht umsonst „die Stillen im Lande".

Vor ihrem altmodischen verschnörkelten Schreibpult saß Schwester Jakobine und sah die Schriftstücke durch, welche an sie, als Vorsteherin des Schwesternhauses, kamen.

Da verlangte eine Gemeine am Rhein eine Schwester, welche das Abhaspeln der Seidenkokons verstand. Aus Schlesien kam die Anfrage nach einer in der Oekonomie bewanderten, in Thüringen wurde eine Vorsteherin für den Kinderchor gesucht. Auch ein Brief des Missionars aus Grönland war dabei, welcher eine Lebensgefährtin begehrte, die „nach Jesu Ruf und Gnadenwahl bereit war, vereint mit ihm durchs Jammerthal zu wallen".

Gesammelten Geistes prüfte sie die Gaben der ihr anvertrauten Schäflein und machte danach ihre Vorschläge.

Aber es lag ein Zug von Sorge in ihrem Antlitz, der nichts gemein hatte mit den Entscheidungen, die zu treffen waren.

Was fehlte ihrem Neffen? Er wurde immer bleicher und stiller. Die Kur in Jungbrunnen hatte er aufgegeben und auf ihre Bitte, dorthin zurückzukehren, mit einem entschiedenen stummen Kopfschütteln geantwortet. Seine weiche Tenorstimme hatte so müde und traurig in der Betstunde geklungen, als er den Vers anstimmte: „Hüter, ist die Nacht nicht hin?" Was konnte den jungen Bruder, dessen unsträfliches Leben klar vor Aller Augen lag, aus seinem Frieden gescheucht haben? Sie wußte keine Antwort.

Da griff sie nach ihrer Ziehbibel. Das Futteral aus geblümtem Papier, die vergilbten Blätter zeigten, wie lange und oft schon in Bedrängniß zitternde Hände Rath und Trost in ihr gesucht hatten.

Auch heut that sie treulich ihren Dienst. Wenn der Spruch, den Jakobine zog, auch keinen Aufschluß gab, so stellte er sie doch in seiner schlichten Erhabenheit auf den höchsten Standpunkt, unter den unmittelbaren Schutz des Herrn, daß Sorge und Kummer unter ihren Füßen lag, wie das Gewölk unter dem Gipfel des Berghauptes, das seine Stirn im klaren Aether badet.

Aber für jeden Menschen kommt einmal der Augenblick, in welchem selbst der erhabenste Berather ihm nicht mehr Beistand zu leisten vermag. Dann muß er für sich allein den Kampf in seiner Seele ausfechten, das Wort der Erlösung in sich finden.

Johannes wandelte heute ohne seinen Freund Thomas a Kempis nach dem waldigen Berge hinüber, auf welchem der verfallene Bergfried von Falkeneck emporragte. (Fortsetzung folgt.)

Allerlei Nahrung.

Gastronomisch-naturwissenschaftliche Plauderein. Von Carl Vogt.

II. Die Auster.

Ein unscheinbares, vollkommen unbewaffnetes und doch in allen Kämpfen so streitbares und sieghaftes Wesen! Ruhig und gemessen seit Jahrtausenden vorwärts dringend, erobert die Auster nach und nach die ganze Welt und pflanzt überall ihre Fahne auf, ohne befürchten zu müssen, daß man ihren Kolonialbesitz im Innern der Kontinente ihr streitig zu machen versuchte. Die Auster wurde, wenigstens im Norden, schon gesucht, gefischt, geehrt und verzehrt, bevor man das Metall kannte — die Haufen ihrer Schalen bilden in der alten wie in der neuen Welt den größten Theil jener Küchenabfälle, durch deren Untersuchung besonders dänische und nordamerikanische Gelehrte sich verdient gemacht haben. Unsere ältesten Kulturlehrer, die Römer, wie liebten sie die Auster! Welche Sorgfalt ließen sie ihr angedeihen! Mit welchem Eifer studirten sie ihre Fortpflanzung, ihre Züchtung! Ich weiß nicht, ob in den neuerdings so beliebten Kulturromanen aus der Kaiserzeit nicht vielleicht ein Frühstück in Bajae beschrieben wird. Die Auster spielte gewiß in diesem Badeorte, der Baden-Baden und Ostende in sich vereinigte, eine wesentliche Rolle, und der Kellner des Restaurants „Apicius" stellte gewiß dem zur Frühstückszeit Eintretenden auf Lateinisch dieselbe Frage, welche mir fast zwei Jahrtausende später der Besitzer von Wilken's Keller in Hamburg stellte: „Ein Dutzend Natives, Herr Ständerath? Ausgezeichnet schön heute und ganz frisch!" (Der Mann war ein Graubündner und hielt darauf, sein schweizerisches Patriotengefühl durch den schweizerischen Titel, den er mir gab, zu bethätigen.)

Wenn Stephan die neue Aera der Post in das Leben gerufen hat, so hat die Auster sie eingeleitet. Die Auster, die um jeden Preis frisch und lebend an den Ort ihrer Bestimmung gelangen muß, hat zu steter Beschleunigung der Kommunikationen den Anstoß gegeben. Die Römer schon transportirten sie auf wenigstens tausend Kilometer Entfernung. Man hat Haufen von Austerschalen, die nur aus dem Mittelmeere stammen können, in der Nähe römischer Villen am Rheine und in dem Jura gefunden. Ich sage wohlbedacht: Austern aus dem Mittelmeere, denn die kleine, tiefe Löffelauster, die man an allen italienischen Küsten verspeist, läßt sich auf den ersten Blick von der flachen Nordsee-Auster unterscheiden. Später lernten die Römer freilich auch die englischen Austern, unsere Natives, schätzen und sogar mit Recht den Mittelmeer-Austern vorziehen.

Es giebt Austern und Austern, und wie es Feinschmecker giebt, welche die verschiedenen Rheinweine nach Ort und selbst nach Jahrgang zu unterscheiden wissen, so giebt es geübte Zungen oder vielmehr Gaumen, welche beim Durchschlüpfen des Austernleibes in den Schlund zu unterscheiden wissen, ob die Auster in Holstein oder Ostende, an der englischen oder französischen Küste vom Grunde gekratzt oder, um es richtiger zu sagen, gezüchtet und gemästet wurde.

Alles, was lebt, nährt sich und Alles, was sich ernährt, kann gemästet werden, lautet der Ausspruch eines Weisen. Er bewährt sich bei der Auster. Der Schwerpunkt des Austernhandels im Großen liegt in der Mästung, welche die Auster nicht nur fett macht, sondern ihr auch einen besonderen specifischen Geschmack ertheilt.

Fischerei, Züchtung, Mästung und Vertrieb der Austern sind aber keine unbedeutenden Geschäfte. Wenn man bedenkt, daß Paris allein in den Monaten des Jahres, welche ein R in ihrem Namen haben (September bis April), nahezu an hundert Millionen Stück Austern, London etwa das Doppelte verzehrt, so wird man sich einen Begriff von dem Umsatze an Arbeit und Geld machen können, der zur Befriedigung des Austernmarktes nöthig ist. Dabei muß man aber noch wohl ins Auge fassen, daß der Großhandel mit Austern sich nur von den Küsten der Nordsee und des Oceans auf europäischer wie amerikanischer Seite sein Material holt und auch hier nur in beschränkter Ausdehnung, zwischen dem fünfundsechzigsten Grade nördlicher Breite bis zum Meerbusen von Biskaja und an der amerikanischen Küste von Kanada bis Virginien. Polarmeer und Ostsee haben keine Austern, und das Mittelmeer, die Wiege der Austernzucht, treibt heutzutage nur lokalen Kleinhandel, ohne Bedeutung für die größere Bewegung.

Das hängt mit mancherlei Umständen zusammen. Die Auster ist eine reine Küstenbewohnerin, die nicht über zwanzig Faden Tiefe hinabgeht, also auf einen sehr schmalen Saum am Meere beschränkt ist. Sie muß sich, um leben zu können, mit der einen, tieferen Schale an den Boden ankitten, der mithin eine gewisse Festigkeit zeigen muß; loser Sand giebt ihr keinen Haltpunkt, feiner Schlamm und Schlick erstickt sie, indem er ihre Kiemen unwegsam und damit die Athmung unmöglich macht. So bleiben denn nur Felsen und festere Gründe zur Anhaftung übrig. Die aus den Eiern geschlüpften Larven schwimmen mittelst Wimpersegeln eine Zeitlang umher, um diese Anheftungsgründe aufzusuchen — Millionen gehen dabei zu Grunde. Was thut's? Eine einzige ausgewachsene Auster producirt alljährlich in den Sommermonaten über eine Million Eier. Aber auf den Felsen bleiben die Austern vereinzelt und bilden keine großen Gesellschaften, keine Bänke, die allein lohnend mit dem Schleppnetze ausgebeutet werden können. Freilich ist eine Felsenauster ein Hochgenuß für den Fischer oder Forscher, der sie zufällig findet, aber sie ist kein Handelsgegenstand. In dem deutschen Wattenmeere auf der Westküste der jütischen Halbinsel finden sich Austern nur in den tieferen Rinnsalen, wo die Strömungen von Ebbe und Fluth den feinen Schlick weggefegt und den harten, aus Sand und Thon zusammengekneteten Boden frei gelegt haben, und ganz so verhält es sich an den übrigen europäischen und nordamerikanischen Küsten.

Man klagt über Verödung der Austernbänke und hat vielfache Versuche gemacht, dies werthvolle Muschelthier künstlich zu züchten. Verstehen wir uns recht: Wenn Züchten so viel heißt als Auferziehung vom Ei bis zur Marktfähigkeit, so sind alle diese Versuche mißglückt; wenn das Wort aber nur so viel bedeuten soll, daß man angeheftete Austernbrut weiter pflegen, ernähren und mästen kann, so sind die Versuche gelungen, sobald geeignete Stellen und geeignete Leute vorhanden waren. Die sogenannten Austernparks von Arcachon, Morbihan, Cancale, Marennes, Ostende, Whitstable u. s. w. sind sprechende Beweise dafür, daß an geeigneten Stellen die Austernpflege und -mast sich

Auf Leben und Tod.
Nach dem Oelgemälde von Jul. Geertz.

Digitized by Google

mit Vortheil betreiben läßt. Tausende von Menschen leben von dieser Vermittlungsarbeit zwischen dem Fischer einerseits und dem Händler oder Konsumenten andrerseits.

Ich sagte oben, der Austernhandel beschäftige sich wesentlich nur mit gemästeten Austern. Die Mästung erfolgt aber erfahrungsgemäß nur an solchen Stellen, wo reichlicher Nahrungsstoff, sei es durch Süßwasser, sei es auf andere Weise, zugeführt wird. Der Nährstoff besteht aus mikroskopischen Pflänzchen und Thierchen, aus modernder organischer Substanz. Die Auster verlangt einen gewissen Salzgehalt des Wassers; sie gedeiht nicht in der Ostsee, die weniger als 17 pro Mille Salz enthält, und wächst zu bedeutender Größe in sehr salzhaltigen Gewässern, besonders wenn diese viel Kalk enthalten, wie das Mittelmeer, wo die Pferde-Auster Tellergröße erlangt. Aber solche Austern sucht der Verzehrer nicht, denn sie sind derb, mager und selbst herb; er verlangt vielleicht weniger gesunde, aber zarte und fette Austern, zu deren Erzeugung ein zu bedeutender Salzgehalt des Wassers nicht nützlich zu sein scheint. Ein fetter Mastochse wird, obgleich wirklich krank, doch dem gesunden, aber mageren Stiere vorgezogen, sobald es sich um das Fleisch handelt.

Die Klage über Verödung der Austernbänke ist nur eine relative. Ganz gewiß werden viele Bänke erschöpft und müssen verlassen werden; aber dafür findet man neue Bänke und die Zahl der Austern, welche zu Markt gebracht wird, steigt von Jahr zu Jahr. Freilich werden die Austern theurer — vor vierzig Jahren frühstückte ich in Saint Malo mit einem Hundert Austern, weil ich sparen mußte und nichts Wohlfeileres zu finden war — heute würde ich eine solche Ausgabe nicht wagen. Aber die Nachfrage regiert den Preis, und heute verlangt man Austern an Orten und in Schichten der Gesellschaft, wo früher ihre Existenz überhaupt unbekannt war. Im Jahre 1830 gab der damalige Großherzog von Hessen bei einer Rundreise durch das Land in Gießen ein Essen, wobei Austern servirt wurden. Mein Vater, der damals Rektor der Universität war, nahm Abends aus der Tasche ein Papier, in welches einige Austern eingewickelt waren. „Da seht, Kinder," sagte er, „was für Zeug die großen Herren essen." Die Dinger sahen allerdings nicht appetitlich aus.

Einige schwerwiegende gastronomische Probleme knüpfen sich an die Auster. Die Frage, ob sie frisch, roh, lebend, gekocht oder marinirt verspeist werden soll, kann wohl nicht ernsthaft besprochen werden. In einigen Saucen und Kombinationen, wie z. B. Fischsaucen oder Sauerkraut mit Austern, kann sie zwar eine gewisse, aber doch immer nur untergeordnete Rolle spielen; sonst kann sie nur frisch und lebend verspeist werden. Eine todte Auster (das Schrecklichste, was man in den Mund bekommen kann) öffnet die Schalen, ist also immerhin leicht zu erkennen; wird sie geöffnet angeboten, so bildet bei einigem Zweifel das Beträufeln des Bartes mit etwas Citronensaft das beste Erkennungsmittel, da bei der lebenden Auster der Bart sich lebhaft runzelt und zusammenzieht.

Wie soll die Auster geöffnet und servirt werden? Eine Frage, welche ganze Völker scheidet. Die alten Steinmenschen, auch noch die Römer, öffneten die Austern durch Hitze; sie legten sie auf eine heiße Platte von Stein oder Metall. Jedenfalls wird durch diese allerdings bequeme Methode der Geschmack der Auster beeinträchtigt und diese gewissermaßen angekocht. Wir müssen um so mehr die römischen Gastronomen bewundern, die nach dem Zeugnisse der Dichter trotzdem die Herkunft der Auster aus dem Geschmacke erriethen. Wir öffnen sie mechanisch, indem wir das Schloßband und innen den Schließmuskel durchschneiden und die eine Schale entfernen, um die Auster auf der anderen zu präsentiren. Ja, aber auf welcher? In England schneidet man den Muskel an beiden Schalenhälften ab und präsentirt die Auster, von der alles Wasser abgeflossen ist, auf der flachen Schale; in Frankreich dagegen entfernt man die flache Schale und behält den Austernleib in der tieferen, indem man möglichst viel Seewasser in dieser Schale läßt. Der Verzehrer muß mit dem Austernmesser erst den Muskel von seiner Anhaftung an der tieferen Schale durchschneiden, ehe er die Auster schlürfen kann. Zuweilen besorgt dies der Oeffner, aber immerhin wird die Auster in ihrem Wasser servirt.

Wer hat Recht, Engländer oder Franzosen? Die Entscheidung wird wohl dem individuellen Geschmacke und der Gewohnheit anheim fallen; ich gestehe offen, daß ich entschieden für die französische Weise eintrete. Eine Auster ohne Salzwasser scheint mir ein Gericht ohne Gewürz.

Soll man den Bart entfernen oder mitessen? Bart nennt man bekanntlich die Kiemen mit dem Mantel, die häufig eine grüne oder selbst schwarze Farbe haben. Entscheidung wohl je nach Umständen. Austern aus unreinem, schlammigem Wasser werden Sand und Schlamm in den Kiemen haben, man entfernt also den Bart. Aber Austern aus reinem Wasser enthalten nur dieses in den Kiemen, und wer die Salzwürze liebt, wird den Bart behalten.

Der echte Liebhaber wird die Auster verzehren, wie sie gewachsen ist. Grob gestoßener Pfeffer, Citronensaft und ähnliche Dinge läßt er bei Seite; sie fälschen den natürlichen Geschmack.

Diesen Geschmack giebt, wie schon gesagt, der Park, in welchem die Auster gemästet und bis zum Versand aufbewahrt wird; ihn zu erhalten, ist die Aufgabe des Versenders. Auf je größere Entfernungen sie versendet werden sollen, desto sorgfältiger müssen die Anstalten getroffen werden, um die Muscheln zweckmäßig zu verpacken und mit möglichster Schnelligkeit an Ort und Stelle zu liefern. Die Malleposten, welche vor Einführung der Eisenbahnen die Austern und Fische von den westlichen Küsten Frankreichs nach Paris brachten, gingen schneller als diejenigen, mit welchen Personen befördert wurden. Man ging von der Ansicht aus, daß die Auster, ihrem zarten Geschmacke entsprechend, auch etwaigen Schädigungen gegenüber sehr zart sei und nur geringe Lebensfähigkeit besitze.

Das ist nun allerdings nicht der Fall — die Auster ist im Gegentheile recht hartlebig und dauert unter günstigen Verhältnissen sehr lange aus. Diesen Satz hat in neuster Zeit ein Amerikaner, Herr Verrill, durch ganz hübsche Beobachtungen erhärtet. Herr Verrill flanirt in einem abgelegenen Viertel New-Yorks umher und sieht an einem Trödlerladen einen alten, über und über mit angeheftelten Austern bedeckten Stiefel hängen, den ein Fischer vor zwei Monaten aus dem Meere gezogen hat. Das wäre nun an und für sich nichts besonders Merkwürdiges gewesen, denn Austern setzen sich an alle untermeerischen Gegenstände fest, an Ziegel und Steine, Reisigbündel und Pfähle, warum nicht auch an Stiefel? Herr Verrill wundert sich aber, daß manche der Muscheln noch fest geschlossen waren — eine todte Auster öffnet sich sofort, weil der lebendige Schließmuskel nicht mehr dem durch seine Elasticität die Schalen öffnenden Schloßbande entgegen wirkt. Er untersucht genauer, die geschlossenen Austern leben noch! Nun findet er, daß alle an dem Stiefel hängenden Austern, welche irgend eine Beschädigung ihrer Schalen erlitten hatten, abgestorben waren, während die unverletzten, besonders diejenigen, welche mit dem Schloßrande nach oben hingen, ihre ganze Lebenskraft besaßen. Zwei Monate an freier Luft! Das giebt zu denken, und Herr Verrill denkt in der That, daß man Austern, welche man auf große Entfernungen verschicken und lange am Leben erhalten wolle, sorgfältig auslesen und die unverletzten so verpacken und versenden müsse, daß sie mit dem Schloßrande nach oben gestellt seien und die Luft frei in dem Behälter cirkuliren könnte. Bisher machte man mit den „bourriches", in denen man die Austern versendete, nicht viele Umstände. Man fütterte den weitmaschigen Korb mit etwas Tang aus, packte die Austern, gewöhnlich zwölf Dutzend, flach hinein, schnürte sie so fest als möglich zusammen und kümmerte sich wenig darum, wie die „bourriches" und also auch die Austern auf dem Transporte in dem Gepäckwagen lagen. Vielleicht führen Herrn Verrill's Stiefelbeobachtungen zu rationelleren Versandmethoden, welche den Russen gestatten können, im Innern Asiens frische Austern mit den Engländern zu theilen.

Aber daran knüpft sich eine weitere Frage. Die Feinschmecker sind noch im Zweifel, ob eine z. B. von Cancale nach Paris gesandte Auster, die dort höchstens 24 Stunden nach dem Fange verspeist wird, also ganz „frisch" ist, denselben Geschmack habe, wie unmittelbar bei der Herausnahme aus dem Park. Manche feine Zungen wollen einen Unterschied wahrnehmen. Die Frage könnte nur experimentell auf die Weise entschieden werden, daß eine Gesellschaft bewährter Zungen sich z. B. in Ostende niederließe und täglich vergleichsweise mit frischen Austern aus dem Parke solche kostete, die in einer „bourriche" unterdessen gereist sind. Aber um dies zu ermöglichen, müßte ein Kongreß dorthin berufen werden, für Fischerei oder noch besser, von Diplomaten, welche von Alters her die feinsten Kenner waren.

Entdeckungsfahrten des deutschen Dampfers „Samoa".

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

III. Englisches Gebiet in Ost-Neu-Guinea.

a. d'Entrecasteaux-Inseln, Ost-Kap bis Mitrafels.

Für die „Gartenlaube" mitgetheilt von Dr. O. Finsch (Bremen).

Kriegsflotte im Bismarck-Archipel. — Unfall S. M. Korvette „Marie" in Neu-Irland. — Insel Trobriand und ihre Bewohner. — Neues Riff. — Die d'Entrecasteaux-Inseln. — Weihnachtsbucht. — Unsere Weihnachtsfeier. — Eingeborene. — Allgemeiner Charakter der Inseln. — Reiche Kulturen. — Dawson-Straße. — Goulvain-Insel. — Die Bewohner wahrscheinlich Kannibalen. — Fergusson. — Goschenstraße. — Fast festgerannt. — Malerische Gebirgslandschaft in Goodenough-Bai. — Kap Vogel. — Kap Nelson. — Küste bis Mitrafels. — Station Blumenthal. — Eingeborene von Hihiaura.

Canu in der Weihnachtsbucht.

Wie Miklo mit der Handelsflotte, so paradirte der Nachbarhafen Matupi in der Blanche Bai, Neu-Britannien, mit der Kriegsmarine. Außer „Elisabeth" und „Hyäne" war noch die Kreuzerkorvette „Marie" Kommandant Kapitän z. S. Crokisius) von der Westküste Südamerikas über Samoa eingetroffen, sowie ein englisches Kanonenboot, ein Geschwader, wie es der Bismarck-Archipel nie vorher gesehen hatte und welches den Eingeborenen heilsamen Respekt einflößte. Trotz dieser großen Anzahl von Schiffen bot sich dennoch keine Gelegenheit zur Briefbeförderung via Australien nach Europa. Wollten wir daher von uns Nachricht geben, so blieb nichts Anderes übrig, als unsere Berichte selbst nach Cooktown in Queensland, dem nächsten Hafenplatze mit Post- und Telegraphenstation, zu bringen.

Wir entschieden uns daher ohne Säumen zu dieser über 1000 Seemeilen weiten Fahrt, machten die „Samoa" seeklar und verließen in der zweiten Hälfte des December Miklo-Hafen, und zwar mit der „Marie" zugleich. Im freien Fahrwasser des Georg-Kanals nahmen wir Abschied, Hüte und Tücher wurden geschwenkt, die Flaggen dippten dreimal zum Gruße, und die „Marie" dampfte Matupi zu, während wir unsern Kiel nach Süden wendeten. Ein herrlicher Anblick, so ein stattliches Kriegsschiff von mehr als 2000 Tons und einer Besatzung von mehr als einem Vierteltausend an Bord! Wie klein und unbedeutend erschien die „Samoa" neben diesem Riesen! Aber auch einem so stolzen Fahrzeuge drohen die heimtückischen Bauten der Korallenthierchen mit Verderben, vielleicht jähem Untergange, wie die „Marie" bald erfahren sollte: kaum eine Woche später saß sie auf dem Riffe an der Nordwestspitze von Neu-Irland. Das Schiff sollte Nusa besuchen, eine kleine Insel, auf welcher ein Deutscher, Friedrich Schulle, eine Handelsstation besitzt, mußte sich also in ein sehr gefährliches Fahrwasser voller Riffe begeben, das durch die hier herrschenden plötzlich aufspringenden schweren Böen noch gefährlicher wird. Eine solche war es auch, welche die „Marie" faßte, als sie beim Passiren der Nissel-Durchfahrt ein wenig das Riff streifte und festkam. Die plötzlich hochaufgewühlte See brachte mit jedem Wellenschlage das Schiff weiter aufs Riff, und nur mit der größten Anstrengung gelang es nach mehr als achtundvierzigstündiger harter Arbeit, das Schiff abzubringen und vom völligen Untergange zu retten. Freilich war es arg beschädigt. Der Hintersteven, ein gewaltiges Stück vom besten Schmiede-Eisen, hing geknickt und verbogen herab, das kolossale, an 60 Centner schwere Ruder hatte sich wie ein Kartenblatt gebogen, aber das Schiff war in seinen Grundvesten unerschüttert, ein Triumph deutscher Schiffsbaukunst, welcher der Reiherstieg-Werft in Hamburg zu hohem Ruhme gereicht. Aber auch die Tüchtigkeit unserer Marine hat sich bei diesem Unfalle auf das Glänzendste bewiesen. Nach mehr als zweimonatlicher angestrengter Arbeit war die „Marie" soweit reparirt, um unter Segeln die Reise nach Sydney antreten zu können.

Diese Leistungen unserer Marine fanden hier seitens der englischen volle Würdigung, indem Kommodore Erskine, der Chef des englischen Südseegeschwaders, mit seinem Officierkorps der „Marie" einen Besuch im Dock abstattete und seine vollste Anerkennung aussprach, ein Lob, das damals durch die ganze australische Presse ging. Und dieses Lob verdient Weiterverbreitung und zumal bei uns in einer Zeit in Erinnerung gebracht zu werden, wo die „Marie" nach allen Fährlichkeiten in dem heimischen Hafen erwartet wird oder, indem ich dies schreibe, vielleicht schon glücklich eingelaufen ist. Heißen wir sie daher herzlich willkommen!

Und nun nach dieser kleinen, aber hoffentlich nicht unwillkommenen Abschweifung wieder zur „Samoa" zurück, die sich inzwischen an der Küste von Trobriand oder Kiriwai befindet.

Diese ziemlich isolirte kleine Insel auf circa $8\frac{1}{2}$° südlicher Breite wurde von dem französischen Seefahrer d'Entrecasteaux 1793, also vor fast 100 Jahren, entdeckt. Ihre Lage und Konfiguration ist aber noch heute nur in den vagen Linien ihres Entdeckers, der sie übrigens nur sichtete, auf den Karten verzeichnet. Sie erscheint von Weitem wie ein langer Streif dichten Laubwaldes, birgt aber im Innern schöne Flächen fruchtbaren Landes, auf dem die Eingeborenen vortrefflichen Yams zeitigen. Bekanntlich ist letzterer eine stärkemehlreiche Wurzel, die geröstet oder gebacken unserer Kartoffel entspricht und welche für verschiedene Gegenden dieses Theiles der Tropen das wichtigste Nahrungsmittel liefert. Wir selbst erhandelten Exemplare von kolossaler Größe; eine solche Yamswurzel war an 6 Fuß lang und wog 17 Pfund.

Interessanter als diese Monstra der Bodenkultur waren übrigens die Eingebornen selbst, die uns bald in ihren Canus umschwärmten, und zwar schon aus anthropologischen Gründen, da sie nicht zur melanesischen, sondern zur polynesischen Rasse gehören. Es sind also hellergefärbte, schlichthaarige Menschen, die ganz mit Marshallanern, Caroliniern, Samoanern, Maoris ꝛc. übereinstimmen. Rings umgeben von Stämmen der schwarzen Südseerasse gewinnt Trobriand, mit Woodlark- und den Laughlan-Inseln, welche eine gleiche polynesische Bevölkerung besitzen, ein ganz besonderes Interesse, das dem Anthropologen und Ethnologen zu denken giebt. Dem erfahrenen Reisenden würde das Wort „kaikai" schon genügen, um die Eingeborenen Trobriands als Polynesier anzusprechen, denn damit wird in fast ganz Polynesien „essen" bezeichnet.

Die Insulaner waren im Ganzen ziemlich armselige Gesellen. Ein Strick um den Leib mit einem zwischen den Beinen durchgezogenen Stück Pandanusblatt bildete ihre ganze Bekleidung, und von Schmuckgegenständen besaßen sie so gut wie gar nichts. Sie scheinen gewaltige Fischer zu sein, gewaltig, weil sie sich an den Fang der Meerungeheuer, der Haie wagen, wie die enorm großen, aus einem spitzwinkelig gekrümmten Baumast gefertigten Haken zeigten. Aber auch als Krieger scheinen die Trobriander nicht minder gewaltig, die ihre Waffen, den hölzernen Wurfspeer und kleine eigenthümlich geformte Holzschilde, geschickt zu handhaben verstehen. In einem der Letzteren, welchen ich mit heimbrachte, kann man nicht weniger als elf abgebrochene Speerspitzen zählen! Diese Schilde sind zuweilen in höchst origineller und schwungvoller Weise mit bunter Malerei verziert, in einem Muster, das ebenso eigenthümlich wie die Form der Schilde selbst ist.

Obwohl die Westküste von Trobriand einen leidlichen Ankerplatz besitzt, so fanden wir denselben nicht, da uns die Nacht überraschte. Die Ostküste ist wegen Brandung und Felsufer vollends unzugänglich, ebenso die im Süden angrenzende Insel Lagrandiere. Wir hofften südlich von derselben einen westlichen Kurs nach Neu-Guinea steuern zu können, sahen unseren Weg aber durch ein mächtiges Riff versperrt, das gar kein Ende nehmen

wollte und auf keiner Karte verzeichnet iſt. In der That zieht es ſich 20 bis 25 Seemeilen bis faſt zur Laignel-Inſel herab und bildet ſomit die Oſtgrenze der Luſancay-Lagune, nach Findlay der größten Lagune der Welt, da ſie ſich über drei Längen- und einundeinviertel Breitengrade erſtreckt.

Durch dieſes Riff war unſer Weg nach Süd vorgeſchrieben; wir dampften den d'Entrecaſteaux-Inſeln zu, deren an 6000 bis 7000 Fuß hohe Berge wir ſchon von Trobriand aus bei untergehender Sonne in magiſchem Licht geſehen hatten. Die nach ihrem Entdecker benannte Gruppe wurde erſt durch Moresby genauer beſtimmt und beſteht aus drei anſehnlichen Inſeln: Goodenough, Ferguſſon und Normanby. Längs der noch wenig bekannten Nordküſte dieſer Inſel ſteuernd fanden wir hier eine hübſche Bucht, die wir „Weihnachtsbucht“ benannten. War es doch bei unſerer Ankunft der Tag, an welchem daheim ſich Millionen anſchickten das liebe Chriſtfeſt zu feiern. Uns war kein Weihnachtsbaum beſchert, keine Feier bereitet! Und dennoch! als die Sonne hinter den Bergen verſchwand, als die eigenthümlichen grünlichen, bläulichen und röthlichen Tinten des Zodiakallichtes allmählich in das tiefe Schwarz der Nacht verfloſſen, da begann auch unſere heilige Nacht! Das Firmament hatte ſeine Millionen Lichterchen angezündet, Sterne und Sternchen flimmerten; vor Allem bemerkbar der Orion und der liebe Gefährte des ſüdlichen Sternenhimmels, das ſüdliche Kreuz! Kein feierlicher Glockenton rief zur Mette; nur das Zirpen der Cikaden, das Klappern eines kleinen Froſches, das rauhe Gequiek der fliegenden Hunde tönte vom Ufer herüber, bekannte Laute, die unſere Gedanken nicht abzulenken vermochten. Wo dieſelben weilten, iſt wohl unſchwer zu errathen! Weit, weit weg vom ſüdlichen Kreuz, von den Kokospalmen, vom Gekreiſch der fliegenden Hunde, da, wo man an dieſem Abende in trautem Kreiſe am warmen Ofen ſitzt und ſich des lieben Chriſtfeſtes freut, während draußen die Schneeflocken herabwirbeln. Dort weilte Jeder mit ſeinen Gedanken ſtill für ſich — und als die letzte Pfeiſe verglommen war, ſuchte Jeder ſein Lager, um auszuruhen von den Mühen und der Hitze des Tages! Das war unſer Chriſtfeſt in den Tropen! Für uns gab es keine Feier, kein Feiern! Aber die Mannſchaft durfte ſich Etwas anthun, und wohl zum erſten Male hörten die alten Kokospalmen die „Wacht am Rhein“ und andere deutſche Weiſen.

Wenn auch nicht gerade Ueberraſchungen, ſo bot die Weihnachtsbucht doch manches Neue, namentlich in ethnologiſcher Beziehung, denn in der That beginnt mit den d'Entrecaſteaux-Inſeln eine durch mehrere Eigenthümlichkeiten ausgezeichnete ethnologiſche Provinz. Zu dieſen Eigenthümlichkeiten gehören hauptſächlich die beſondere Form der Steinäxte, gewiſſer Schmuckſachen, bei denen Scheibchen aus rother Spondylusmuſchel zuerſt wieder ein hervorragendes und werthvolles Material bilden, die ſehr eigenthümlichen und ſchwungvollen Muſter der Ornamentik in Holzſchnitzereien und anderen Geräthſchaften, nicht minder die beſondere Bauart der Häuſer und Canus. Von Beiden werden unſere Illuſtrationen ein beſſeres Bild geben als jede Beſchreibung. — Charakteriſtiſch gerade für die Weihnachtsbucht ſind die kleinen, gefälligen, einſitzigen Canus, gleichſam Waſſer-Einſpänner, in der Bauart ſehr vervollkommnete Fahrzeuge und gleichſam Miniaturausgaben der in dieſem Gebiet üblichen großen Canus, mit denen die Eingeborenen beträchtlich weite Handelsreiſen unternehmen. Eiſerne Beile und andere europäiſche Erzeugniſſe fanden wir reichlich bei den Eingeborenen vertreten.

Häuſer in der Weihnachtsbucht, Normanby-Inſeln.

Es hatten alſo bereits Schiffe hier verkehrt. Wie uns das anfänglich außerordentlich ſcheue Betragen der Eingeborenen zeigte, waren es Arbeiterſchiffe geweſen, welche die erſte zweifelhafte Civiliſation hierher gebracht hatten, Vorläufer, die für Nachkommende oft verhängnißvoll werden können. Aber wir machten uns bald mit den Eingeborenen vertraut, kletterten mit ihnen über Berg und Thal, wobei, wie immer, die leichtfüßige Jugend unſer Führer war.

Im Großen und Ganzen ſind die d'Entrecaſteaux gebirgige Inſeln, die ſich, trotz ſchönen und fruchtbaren Bodens, weniger für Anſiedelung von Europäern eignen dürften. Deſto mehr aber für die Eingeborenen, welche echte Gebirgsbewohner zu ſein ſcheinen und es, wie ſtets, lieben, ſich an den ſteilſten Abhängen anzuſiedeln. In der That haben wir, außer in der Weihnachtsbucht und längs der Oſtküſte von Normanby, wenig und meiſt nur kleine Küſtendörfer geſehen, während an den Hängen der Berge, oft hoch hinauf, grüne und braune Kulturflecke, Plantagen der Eingeborenen, ſchon von Weitem kenntlich ſind. Solche kultivirte Strecken finden ſich namentlich an der Südküſte der Inſel Ferguſſon, die einen gar lieblichen Eindruck macht. Allenthalben erblickt das Auge eingezäunte Felder, zu denen Pfade führen, hier und da hübſche Häuſer, und man könnte ſich in einen gut bebauten Diſtrikt der Heimath verſetzt fühlen, mahnten nicht Kokospalmenhaine, zuweilen in mehr als 1000 Fuß Höhe, daß wir uns in den

Digitized by Google

Tropen befinden. Wie ſorgfältig und ſauber die Plantagen ſelbſt angelegt werden, lernten wir bei einem Beſuche in der Dawſon-Straße kennen, welche die Inſeln Normanby und Ferguſſon trennt, aber der vielen Riffe wegen kaum für kleinere Schiffe praktikabel iſt.

Ich explorirte die Dawſon-Straße mit dem Boote und wurde überraſcht von den landſchaftlichen Schönheiten, namentlich der Küſte von Normanby, denn von den hohen prächtigen Gebirgen auf Ferguſſon ſieht man wenig, da ſie meiſt eingehüllt ſind. Aehnlich war es bezüglich der Eingeborenen, die ſich faſt ſo verſteckt hielten, wie die Berge. Als wir uns der Goulvain Inſel näherten, änderte ſich dies, und zahlreiche Canus mit Eingeborenen kamen uns entgegen, die unaufhörlich „man of war“ (Kriegsſchiff) ſchrieen, das einzige Fremdwort, welches ſie kannten. An der Weſtſeite dieſer Inſel, die ausgedehnte Plantagen aufweiſt, iſt ein Dorf mit einem ſchuppenartigen Gebäude, das zur Aufbewahrung eines gewaltigen, an 60 Fuß langen Canu dient. Das Letztere, obwohl reich mit Schnitzwerk und Bemalung verziert, intereſſirte mich aber weniger als die Giebelſeite des Schuppens ſelbſt. Hier waren zwar keine Schnitzereien angebracht, aber eine andere Zierat — Schädel! menſchliche Schädel! die den Anthropologen wohl reizen konnten. Mit Hilfe meiner Kenntniß der Allerwelts-Zeichenſprache hatte ich bald den größten Theil dieſes Schatzes erworben, bis ſich die Weiber energiſch ins Mittel legten und den Reſt vor meinen profanen Händen in Sicherheit brachten. Dieſe Schädel, o ihr Goulvainer! ſprechen ſchweren Verdacht gegen Euch aus, den Verdacht der Menſchenfreſſerei! Sie zeigen nämlich ſämmtlich ein großes Loch am Hinterhaupt, was nur zu deutlich ſchließen läßt, daß der Inhalt, das Gehirn, als beſondere Delikateſſe des Kannibalen Menus figurirte.

Catamarans.

Noch reicher und ſchöner waren die Dörfer, welche wir darauf in einer tiefen Bucht der Südküſte von Ferguſſon beſuchten, wo uns die Eingeborenen überall mit dem Ausdrucke großer Furcht empfingen. Wie ſo häufig, war nur die männliche Bevölkerung vertreten und die weibliche längſt in Sicherheit gebracht worden. Und die Leute mochten, auf Grund früherer Erfahrungen, Recht darin haben. Die Häuſer waren hier ähnlich wie in der Weihnachtsbucht, aber ſchöner und kunſtvoller und an der Giebelfront mit rother und weißer Bemalung in Schachbrettform verziert. Mit dieſem hübſchen, faſt eleganten Aeußeren der Häuſer wetteiferte die Sorgfalt in der Anlage der Plantagen. Die treffliche ſchwarze Erde erſchien ſo fein wie durchgeſiebt, die Ranken des Yams wanden ſich an Stangen empor und erinnerten an Hopfen, die Stämme der Bananen waren nicht nur an Pfähle gebunden, ſondern je von einem kleinen Zaune umgeben, ihre mächtigen Fruchtbüſchel zum Schutze gegen Papageien und fliegende Hunde ſorglich umhüllt, kurzum, es herrſchte eine Sauberkeit und Pflege, wie man ſie bei einem Kunſtgärtner bei uns kaum beſſer ſehen kann. Flüge kreiſchender Papageien und Kakadus erhoben ſich, als wir jene Gefilde durchſtreiften, aber ich ließ ſie ungeſtört, denn eine andere ſonderbar klingende Vogelſtimme erregte meine Aufmerkſamkeit. Aber es iſt ſo ſchwer, in dem dichten Gelaube tropiſcher Bäume Vögel zu erſpähen, und das geübtere Auge des Eingeborenen muß meiſt aushelfen. Mein ſchwarzer Begleiter bezeichnete mir, lebhaft geſtikulirend, den Urheber der merkwürdigen Töne; endlich ſah ich ihn, der Schuß knallt, und zu meinen Füßen liegt ein großer, prachtvoll ſtahlviolett ſchimmernder Vogel — Manucodia Comrii, — der prachtvollſte Vertreter der Paradieskrähen, eine Beute, um die mich jeder Ornithologe beneidet haben würde. So durfte auch ich zufrieden ſein und auf wirkliche Paradiesvögel verzichten, von denen die d'Entrecaſteaux übrigens eine eigenthümliche Art beſitzen.

Die „Fingerſpitze“ in der Chads-Bai.

Mit Kap Ventenat, der Südoſtſpitze von Normanby, gewinnt die Landſchaft einen abwechſelnden, lieblichen Charakter. Zahlreiche Inſeln, reich mit Kokospalmen und Kulturland bedeckt, wechſeln mit Sandbänken und Korallenriffs, unter denen das Gallow-Riff, an der Einfahrt zur Göſchenſtraße, zwiſchen Normanby und Oſt-Kap, das größte iſt. Beinahe wäre daſſelbe der „Samoa“ verhängnißvoll geworden, denn ihr Kiel ſtreifte daſſelbe bereits, glücklicher Weiſe ohne feſt zu ſitzen. Die ſoviel geprieſene und übertrieben geſchilderte Schönheit der Korallbildungen reizt in ſolchen Momenten ſehr wenig zur Bewunderung, und wir waren froh, als wir wieder dunkles, tiefes Waſſer unter uns und nichts von Korallen ſahen

Oſt-Kap iſt der Ausläufer einer an 500 Fuß hohen Hügelkette, die nach Weſt, bis in die Tiefe von Goodenough-Bai, in hohe Gebirge übergeht. Dieſer an 80 Seemeilen lange Küſtenſtrich bietet daher die reichſte Abwechſelung von lieblichen grünen Hügeln bis zu 5000 Fuß hohen Gebirgen und gehört landſchaftlich wohl zu den ſchönſten der ganzen Oſtküſte. Schon hinter Kap Ducie in Chads-Bai treten kühne Bergformen auf, wie die in der nebenſtehenden Abbildung veranſchaulichte „Fingerſpitze“, die weiter nach Weſt ſich zu immer großartigeren Gebirgslandſchaften geſtalten und das Auge des Beſchauers in geſteigertem Entzücken erhalten. Die charakteriſtiſchen Züge dieſer Küſtenlandſchaft ſind die faſt unmittelbar zum Meere abfallenden, mit tiefen Schluchten und Spalten durchzogenen Gebirge, die nur auf der Kammlinie mit Wald, im Uebrigen mit friſchem grünen Graswuchſe bedeckt ſind, und die auffallende Menge von Waſſerfällen, von denen wir oft acht zugleich zählten, obwohl es in der trockenen Jahreszeit war. Längs dieſer Küſte findet ſich wenig Vorland, in Folge deſſen auch wenig Bevölkerung, die in den Bergen ihre Wohnſitze aufgeſchlagen hat Mit Erſtaunen zeigte uns das Fernrohr noch in Höhen von über 4000 Fuß an den abſchüſſigſten Hängen die ſorgfältig angelegten Plantagen der Eingeborenen, auf den ſteilſten und ſpitzwinkeligſten Sätteln ihre Pfade. — An der Nordſeite von Goodenough Bai ſinken die Gebirge

Digitized by Google

wieder zu mäßigen Berg- oder Hügelreihen herab bis Kap Vogel, welches Goodenough-Insel gegenüber die Festlandsküste begrenzt.

Von hier aus westlich dampfend verloren wir, um der riffreichen und gefährlichen Colingwood-Bai auszuweichen, die Küste wiederholt aus Sicht, bis uns die an 4000 Fuß hohen Gebirge bei Kap Nelson, mit den charakteristischen Spitzen Trafalgar und Victory, wieder als Landmarke dienten. Diese Gegend ist sehr malerisch und bietet, wie theilweise die um Kap Vogel, schönes Kulturland, welches weiter nach West mehr verschwindet und bis Mitrafels einförmigen, dichtbewaldeten Küstenketten Platz macht.

Abgesehen von den malerischen Schönheiten gewisser Strecken fanden wir diese ganze, an 260 Seemeilen lange Küste wenig versprechend für Ansiedelungen, schon deßhalb, weil sie kaum einen Hafen besitzt. Außerdem ist sie schwach bevölkert und hat wenig Kokospalmen aufzuweisen, mit Ausnahme des kurzen Striches von Ostkap bis nach Chads-Bai. Hier giebt es reiche Kokospalmen-Distrikte, außerordentlich geeignet zur Gründung einer Koprastation, aber wir untersuchten wiederholt vergeblich die Küste, ehe wir etwa acht Seemeilen westlich von Ostkap einen geeigneten Ankerplatz ausfindig machten.

Ich wußte nicht, daß England diesen Theil bereits annektirt hatte, und in dem Glauben, daß es noch unvergebenes Land sei, beschloß ich, hier eine Koprastation zu gründen. Innerhalb einer Woche bauten wir hier ein Haus nebst Schuppen, landeten unsere Kühe und Schafe, und das später so gefürchtete „German East-Cape-settlement", das in den Kolonien so viel Staub aufwirbelte, war fertig. Ich übergab diese erste Handelsstation an der ganzen Ostküste, von mir „Blumenthal" genannt, Karl Hunstein, einem Deutschen, der schon sieben Jahre in Neu-Guinea als Naturaliensammler lebte und trefflich verstand, mit den Eingeborenen umzugehen. Ich kannte ihn schon von meinen früheren Reisen an der Südostküste her, wo er mich in das Innere von Port Moresby begleitet und mir ausgezeichnete Dienste geleistet hatte. Diese Wahl war eine sehr glückliche, denn die anfangs scheuen, später sehr umgänglichen Eingeborenen erwiesen sich, als wir mit der „Samoa" den Platz verlassen hatten, keineswegs als die „netten Kerle", welche sie anfänglich schienen, und nur einem Manne mit der Erfahrung von Hunstein gelang es, friedlich mit ihnen auszukommen. Unter diesen Verhältnissen war es mir lieb, später die Station „Blumenthal" wieder aufheben zu können, nachdem ich inzwischen erfahren hatte, daß sie sich auf englischem Gebiete befand.

Die Eingeborenen dieser Küste sind echte Papuas, zeigen aber in ihrem Aufputze wie sonst gewisse Eigenthümlichkeiten. Was den ersteren betrifft, so gehören hierzu auffallend große Armbänder aus gespaltenem Rottang, besonderer Trauerschmuck, die Bekleidungsmatten der Männer aus zusammengenähten Pandanusblättern und die häufige Verwendung von Menschenhaar. Die Männer trugen dicke Stränge von solchem als Gürtel, zum Theil mit weißen Cypräamuscheln verziert, und ließen ihr eigenes Haar in Form eines dichtverfilzten Zopfes im Nacken herabhängen. Der Umstand, daß an diesem Zopfe häufig menschliche Halswirbel befestigt sind, erregt in mir den Verdacht, daß auch die biederen Bewohner von Hihiaura, wie unser Nachbardorf hieß, Kannibalen sind, einen Verdacht, den ich übrigens unter Vorbehalt ausspreche.

Hihiaura ist ein sehr hübscher Platz und hat besonders stattliche Häuser aufzuweisen. Auf unserm Hauptbilde (S. 373) sehen wir eins derselben, vom Bambusdickicht umgeben und von Kokospalmen beschattet, ebenso getreu wiedergegeben wie die Gruppe der Weiber, welche neben einer Banane ihr Mahl kochen. Eine weitere charakteristische Illustration dieses Gebietes ist die der hier üblichen Fahrzeuge, Catamarans genannt. Sie bestehen in der einfachsten Weise aus drei behauenen und an einander gebundenen Baumstämmen, eine Wasserkutsche, die große Uebung erfordert, da sie bei der geringsten Bewegung umkippt.

In unserem nächsten Aufsatze werden wir mit Milne-Bai und den Inseln östlich davor ein in vieler Hinsicht interessantes neues Gebiet kennen lernen.

Was will das werden?

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Friedrich Spielhagen.**

(Fortsetzung.)

9.

Ich hatte hier die höchste rauhe Höhe des Waldgebirges überschritten, das nun nach Norden schroffer zur Ebene abfank. Mit der Form der Berge hatte sich auch der Wald verändert: Laubholz drüben, Nadelholz hüben; hochragender Wald, zwischen dessen schlanken Stämmen das Wild aus weiterer Ferne sichtbar wurde, und durch dessen Wipfel es einförmiger und feierlicher rauschte, daß es fast wie das Rauschen meines geliebten Meeres klang.

Und daß es mit der Stimmung zusammenklang, die jetzt in meiner Seele obwaltete. Nicht mehr die weiche Friedenssehnsucht, die mich ganz erfüllt hatte, als es noch galt, mich aus den wilden Herzensstürmen zu retten; eine stille gefestete Entschlossenheit jetzt, das Rettungswerk zu vollenden und das letzte Glied der Kette durchzufeilen, das mich noch an den Herzog fesselte.

Zwar einen letzten Versuch wollte ich machen, ihn zu Adele's Gunsten umzustimmen. Mißlang der Versuch — und ich hatte wenig Hoffnung, daß er gelingen werde — nun, so mußte mir Adele Freiheit geben, mich loszuringen aus einer Lage, in die ich nicht gehörte: nicht nach meiner Geburt, Erziehung, nach meinen Ueberzeugungen, und nicht nach der Begabung, welche ich schließlich als die einzige in mir fand, für die zu leben sich für mich der Mühe des Lebens verlohnen könne.

Schwere, düstere Gedanken, als ob sie aus den schwarzen Wolken gekommen wären, welche sich über dem Walde zusammenzogen, und unter deren Druck die Tannen ihre hohen Wipfel zu beugen und im vielverschlungenen Geäst zu stöhnen und zu knarren begannen. Und nun große, warme Tropfen, vereinzelt erst, dann dichter und dichter, daß der Wanderer auf der Landstraße sich unter die vorspringenden Nadeldächer an der Wegseite drückte, die auch bald keinen Schutz mehr vor dem jetzt in Strömen herniederrauschenden Regen gewährten. Im tiefen Forst hatte ich zu wiederholten Malen ein Unwetter gern über mir sich austoben lassen, hier zerstörte die Landstraße mit ihrem grauen Staube der sich alsbald in rinnende Schmutzwasser verwandelte, die Poesie des Regensturms. Auch hatte ich vorhin an dem einen Ende einer Schneise, welche die Landstraße durchschnitt, ein Haus liegen sehen, das seitdem allerdings wieder verschwunden war, in dessen Nähe ich mich aber, wenn mein Ortssinn mich nicht trog, befinden mußte. So entschloß ich mich, weiter zu gehen, und erblickte nach ein paar hundert Schritten das gesuchte Haus: ein ziemlich ausgedehntes niedriges Gebäude auf einer Waldblöße, die den Scheitel des Berges zu bilden schien, welchen ich bereits seit einer Stunde emporstieg.

Triefend langte ich auf der Schwelle an, zusammen mit einem halben Dutzend Personen, die irgendwo anders her aus dem Walde kamen, ich hatte bis zu diesem Moment keinen von ihnen wahrgenommen. Es mußten sich hier viele Wege kreuzen: die weite, sehr niedrige Gaststube war bereits halb gefüllt, als wir eintraten, und immer noch kamen neue Nachzügler, triefend wie wir; denn das Unwetter wüthete weiter, ja gebärdete sich immer toller. Obgleich es eine halbe Stunde zuvor heißer heller Nachmittag gewesen, war es jetzt dunkel, wie beim Einbruch der Nacht, und das Heulen des Sturmes vernahm man nur zu deutlich durch die klappernden Fenster, gegen die Guß auf Guß prasselte und klatschte.

Nur zu deutlich, denn in dem weiten Raum, trotzdem längst jede Bank und jeder Stuhl besetzt war, und so Manche, die keinen Platz mehr gefunden, sich an den wenigen freien Stellen zwischen den Tischen zusammendrückten, herrschte eine Stille, die das jeweilige, murmelnd geführte Gespräch zwischen ein paar Benachbarten nur noch bänglicher zu machen schien. Offenbar kannten einander die Wenigsten, die hier der Zufall zusammengetrieben:

auch waren sie augenscheinlich von den verschiedensten Berufen, wie sie im Wald und auf der Landstraße ihr Wesen treiben: ein paar Forstläufer mit dem Jagdzeug und den Hunden, die sich unter die Tische drückten; Holzhauer, Wegeknechte; alte Frauen und selbst Kinder; Botengänger, Tabuletkrämer, Handwerksburschen, Fuhrleute und so mancher verkommene Gesell, dessen Heim im Sommer der Wald sein mochte und im Winter irgend ein Arbeits- oder Krankenhaus.

So saßen und standen sie neben und durch einander, und der verdrießliche Wirth und seine Leute hatten wenig zu thun. Kaum daß hier und da vor einem der Schweigsamen ein Glas Bier stand, welches so lange vorhalten zu sollen schien wie das Unwetter. Man durfte wohl annehmen, daß die Anderen sich aus traurigen Gründen selbst diesen kärglichen Genuß versagen mußten. — Und wie nun mein Blick wieder und wieder diese schweigsame Versammlung in dem düsteren Raum durchlief, glaubte ich mich plötzlich die Jahrhunderte zurückversetzt in die Zeit meines „Thomas Münzer", als der „Bundschuh" durch das Land ging, und „der arme Konz" sich zusammenrottete, ob es nicht doch geschehen könne, daß man sich der Dränger und Peiniger erwehre und das neu verkündete himmlische Evangelium zu einer irdischen Wahrheit mache. Wie hatte der Herzog gesagt? „Die Zeit kommt nicht wieder; der Bauer ist jetzt zu klug, um sich auf eine Revolution einzulassen, bei der er nur verlieren könnte, und der letzte Vagabund hat es jetzt besser, als der bestsituirte Bauer von damals." Nun, er hatte wohl nie — und wie sollte er auch? — eine Gesellschaft gesehen wie diese hier. Sie würde ihn gelehrt haben, daß der arme Konz mit nichten gestorben war, sondern noch heute umging in seinem Walde und auf der Landstraße, von der sein Fiskus den Zoll nahm. Dies waren dieselben Jammergestalten, dieselben verkümmerten, vor der Zeit gealterten Gesichter, dieselben dumpfen grollenden Mienen, dieselben stumpfen Augen, die nur vom Widerschein brennender Burgen und Klöster aufleuchten mochten, oder vor grausamer Lust, wenn sie den Ritterleib am Bauernspieß verzucken sahen. Und da waren auch die dornigen Knittel, die ihre Dienste thun mochten, bis man es zu einer Hellebarde brachte, und die Aexte, die ihr Werk besser verrichteten, als das beste Schwert. Nein, nein, Herr Herzog, es steht nicht Alles ganz so gut in der Welt, wie du glaubst und Andere glauben machen möchtest! Das Elend nur, das hier in diesem engen Raum zusammengepfercht ist, wiegt so schwer, daß es deine ganze Herrlichkeit in die Luft schnellt, und doch ist's nur ein Tropfen in dem Meer von Elend, das über die ganze Erde sich breitet und steigt und steigt — —

Das Unwetter begann nachzulassen; es dauerte nicht lange, so war die Wirthsstube zur Hälfte geleert; dann folgten auch die Zaghafteren; zuletzt war kaum noch Jemand drinnen, außer den Fuhrknechten, die jetzt näher zusammen gerückt waren und ihre Unterhaltung fortsetzten.

Ich hatte dem Aufbruche der Leute, die hier der Regensturm so plötzlich von allen Seiten zusammen getrieben, und die nun nach allen Seiten ebenso plötzlich wieder aus einander stoben, mit Interesse zugeschaut. Es war, als ob Tauben einzeln, zu Paaren und haufenweise einen geöffneten Schlag verlassen, nur daß das ein lustiges Bild ist, und dies der armen, frierenden, verregneten Menschen, die sich und ihren Packen Elend so weiter in den Regen schleppten, Alles in Allem recht traurig war.

Auch ich hatte jetzt meine leichte Tasche wieder umgehangen und wollte eben das Haus verlassen, als der Wirth zu mir trat. Ob ich nicht das gänzliche Aufhören des Regens abwarten wolle? ob ich noch weit für heute habe? Ich hielt es nicht für nöthig, ihm zu sagen, daß mir der Herzog sein Lustschloß Bellevue am Fuße des Gebirges zum Ziel meiner Wanderung bestimmt hatte, sondern nannte einen bekannten Ort in der Nähe desselben. Dahin könne ich eine Stunde früher gelangen, wenn ich einen Richtweg verfolge, der gerade von diesem Punkte anfange, um tiefer unten wieder auf die Landstraße zu treffen. Derselbe sei nicht zu verfehlen, wenn man nur die ersten Abzweigungen und Kreuzungen der Pfade hinter sich habe. Ob er mir bis dahin das Geleit geben solle?

Ich nahm das Anerbieten dankend an. Er mochte mich für einen Studenten halten, der einen Ausflug in die Berge gemacht habe; wenigstens mußte ich das aus seinen weiteren Fragen schließen, die ich denn auch in diesem Sinne, wenn auch mit einiger Unbestimmtheit, beantwortete. Dann war er, ich weiß nicht wie, auf die Noth der Leute „auf dem Walde" und den Herzog zu sprechen gekommen.

„Die Sache ist eben," sagte er am Schlusse seiner Ausführung, „der Herzog ist nicht beliebt. Er gilt für einen harten Herrn, der für den kleinen Mann kein Herz hat und auch sonst nicht für das Land sorgt, immer bloß für sich, wie in der Domainensache, wo er auch nicht gefragt hat, was ist gut für den Fiskus, sondern was ist gut für deine Tasche? — So, nun kann der Herr nicht mehr fehlen. Jetzt noch an die tausend Schritte immer gerade aus durch den Wald. Dann kommen der Herr heraus, zusammen mit dem Bache, den Sie verfolgen bis zur Mühle. Wenn Sie den Müller von mir grüßen und ein bischen Zeit daran wenden wollten, der könnte Ihnen auch eine Geschichte erzählen, die so vor ein Jahrer neunzehn oder zwanzig bei ihm passirt ist. Ja, ja, lieber Herr, es hat seine Gründe, wenn die Leute nun mal partout nicht gut von Hoheit denken und reden mögen. Aber ich darf den Herrn nicht länger aufhalten."

Der gesprächige Mann verabschiedete sich, ohne mir einen anderen Dank zu verstatten, als das Versprechen, ihn gelegentlich wieder zu besuchen. Ich hatte die größte Mühe gehabt, bei seinen Erzählungen scheinbar unbefangen zu bleiben. Nun, da ich wieder allein war, beschleunigte ich meinen Schritt, als könne ich so den bösen Dingen entrinnen, die ich soeben gehört. Vergebens, daß ich mir sagte, diese Aufregung, die mir jetzt die Thränen in die Augen trieb, sei doch ganz thöricht und sinnlos. Wußte ich denn nicht schon von lange her — aus des Kammerherrn, aus Weißfisch's Munde — daß der Herzog kein Heiliger sei? Hatte er selbst sich je für einen solchen ausgegeben? Und hatte er nicht selbst die unglückselige Geschichte, die an der Mühle gespielt hatte, noch an dem letzten Abend auf das Tapet gebracht, als wollte er mich vorbereiten auf das, was ich hier oben zu hören bekommen würde?

Schneller, als ich gedacht, war ich an die Stelle gekommen, die mir der Wirth bezeichnet hatte. Aus dem Walde heraustretend, blickte ich hinab auf ein allmählich sich erweiterndes Thal, durch das sich ein Bach schlängelte, der mit mir aus dem Walde kam und an dessen Rande der Fußpfad weiter lief. Vorerst durch sanft absinkende Wiesen bis zu einer Stelle, wo aus Baum und Busch die Dächer eines Gehöftes blickten — die Unglücksmühle jedenfalls, von welcher der Wirth gesprochen. Ueber das Gehöft schweifte der Blick in die Ebene — nicht allzu weit, denn die Sonne, welche im Untergehen war, sandte ihre röthlichen Strahlen darüber weg, alle Einzelheiten in Glast hüllend und mir die Augen blendend, daß ich erst jetzt einen Giebel des Schlosses wahrnahm, rechter Hand unterhalb der Mühle und jenseit des Baches aus massiven welligen Baumgruppen ragend, während linker Hand die einförmige Mauer des Waldsaumes, den Senkungen des Terrains folgend, zur Ebene hinabstieg, bis sie sich in dem röthlichen Flimmer verlor.

Da stand ich denn oben und schaute, auf meinen Wanderstab gebogen, in die entzückende Landschaft wie in ein Bild, das in seinem Rahmen noch einmal all die Herrlichkeit zeigen zu wollen schien, in der ich so lange geschwelgt hatte und die nun zu Ende ging — für mich zu Ende ging und für immer. Ja, es war herrlich gewesen, und ich schämte mich der Thränen nicht, die mir, im Gedenken daran, jetzt stromweis über die Wangen liefen. Aber — — „Und scheint die Sonne noch so schön" — wer hat dich zuerst gesungen, du Kinderweisheitswort, das doch das ganze Menschenlos in sich faßt, seines Glückes ganze jauchzende Seligkeit und all sein dunkles Weh — den unaussprechlichen Schmerz der Trennung von den Lieben und ach, von der Liebe, die unseres Lebens Sonne war, und mit der, wenn sie nun doch verlöschen will, das Leben gern verlöschen mag!

Als ich wieder aufschaute, glühte eben noch der Rand der Sonne über dem Horizonte. Bläuliche Schatten deckten schon die Ebene und zogen das Wiesenthal herauf; jetzt erblich auch die Gluth, die noch in den Tannenwipfeln rings um mich her gebrannt hatte. Nur ein Bogenfenster im Schloßgiebel schimmerte, vom letzten Strahl der Sonne schräg getroffen — wie ein Leuchtthurmlicht.

Ein warnendes Licht, kein gastliches! Denke dessen, du einsamer Schiffer! Oder du zerschellst an eben dem Felsen, vor welchem es dich warnen wollte!

Immer am Bache entlang, der lustig neben mir herplätscherte, dem gutgehaltenen Pfade folgend, war ich in wenigen Minuten zu dem Mühlengehöft gelangt, das einen ziemlich geräumigen Hof umschloß, in welchen der Pfad mündete. Auf dem Hofe war es still, wie denn das ganze Gehöft gar verschlafen schien, außer daß noch ein paar Tauben auf dem Dache eines offenen Schuppens gurrten. In dem Schuppen entdeckte ich einen alten Mann, der Holz gespalten hatte und jetzt dem Fremden entgegenkam. Es war der Müller selbst. Ich richtete meinen Gruß aus, ohne selbstverständlich der bösen Geschichte zu erwähnen, in welcher der alte Mann eine so rühmliche Rolle gespielt hatte. Ich sagte nur, daß ich nach dem Schlosse wolle, und ob ich von hier aus über den Bach dorthin gelangen könne? Der Wirth hatte mich recht berichtet: es führte hier eine Brücke über den Bach und ein kurzer Wiesenweg bis zu einer Nebenpforte des Parkes, die meistens nicht verschlossen sei. Schlimmsten Falles müßte ich um die Parkmauer herum bis zu dem Schlosse selbst gehen. Der Weg durch den Park sei nicht schwierig. Doch wolle er mich, wenn's mir recht sei, gern begleiten. Ob der Herzog schon im Schlosse sei, wisse er nicht; doch drüben würden wir es bald erfahren, wenn wir in den Park kämen, wo wir dann das Schloß sähen, und ob eine Fahne auf dem Thurme wehe oder nicht.

Ich nahm das Anerbieten des alten freundlichen Mannes, der aber doch etwas Gedrücktes, ja Trauriges hatte, gern an. Wir verließen den Hof, nachdem er seiner Frau ein paar Worte in das stille Haus hineingerufen, und gingen über die Brücke, welche unmittelbar vom Hofe über den Bach führte. Ich bemerkte, daß die Mühle, deren großes Wasserrad in geringster Entfernung von dem Brückenstege sich befand — es war aber mehr ein Steg, als eine eigentliche Brücke — nicht arbeitete. Aus Wassermangel, erzählte mir der Müller auf mein Befragen. Es habe in den letzten Tagen nicht geregnet, außer heute, und das auch nur reichlich oben auf dem Walde, weniger hier unten. In einer Stunde werde das Wasser wohl kommen und mehr als man brauche. Es sei eben kein Verlaß auf das Wasser, seitdem der Herzog da, wo der Bach sich weiter oben gabele, den Theil, der durch den Schloßpark führe, habe erweitern, austiefen und mit Schleusen versehen lassen, so daß nun wohl er für seine Teiche immer das richtige Wasser habe, aber keineswegs die Mühlen, die Schloßmühle hier — denn so heiße sie, obgleich sie, Gott sei Dank, nicht zum Schlosse gehöre — ebenso wie die anderen weiter unten, deren es, Alles in Allem, noch acht gebe. Alle die acht Müller, mit ihm, dem Schloßmüller, als dem neunten, lägen schon seit zwei Jahren mit dem Herzoge in einem Proceß, der jetzt, gottlob, in die letzte Instanz gekommen sei, und den sie wohl gewinnen würden. Sonst könnten sie nur freilich Alle nach Amerika wandern.

Ich mochte auf diese Sache, die mir der alte Mann weitschweifig aus einander setzte, nicht eingehen. Wollten denn die Klagen über den Herzog heute kein Ende nehmen? und war mir das Herz für den Abschied von ihm, der mir vielleicht noch heute Abend bevorstand, nicht schon schwer genug? Ich wäre den alten Mann, der immer eintönig auf mich einsprach, gern los gewesen. Und warum blickte er mich von Zeit zu Zeit so seltsam prüfend aus seinen tiefliegenden kleinen Augen an?

„Verzeihe der Herr," unterbrach er sich selber plötzlich; „sind Sie der junge Herr, der bei dem Herzoge jetzt in so großer Gunst stehen soll?"

„Ich weiß nicht, was Sie meinen," erwiderte ich verlegen.

„Ich glaube es schon, daß Sie es sind," sagte er, mich wieder mit einem jener seltsamen Blicke betrachtend. „Und dann wollte ich den Herrn nur um Eines recht schön bitten: wenn Sie die Rede einmal auf den alten Müller Siebenpfeiffer bringen und Hoheit dabei erinnern wollten, daß ihm der Siebenpfeiffer einmal einen großen Dienst erwiesen hat! Hoheit wird das schon verstehen, wenn — der Herr es ihm sagt. Es ist nur, daß der Proceß am Ende doch für uns verloren gehen könnte. Und sehen der Herr, ich bin ein alter Mann und möchte ungern auf meine alten Tage nach Amerika."

Er war stehen geblieben. Vor uns, die wir längst im Parke waren, lag, durch breite, mit prächtigen Bosketts geschmückte Wiesengründe von uns getrennt, das Schloß. Von dem Thurme rauschte sich an ihrer Stange die seidene Fahne lässig in dem Abendhauche, von dem man hier in der Tiefe nichts spürte. Der Herzog war im Schlosse.

„Vergessen der Herr mich nicht!" sagte der alte Mann, indem er sein Käppchen zog.

Ich war froh, daß er ging. Mir war seine Gegenwart förmlich unheimlich geworden. Ein großer Dienst, den er dem Herzoge geleistet, und an den ich den Herzog erinnern sollte? Es war also wahr und wahrhaftig der Mann, der damals das unglückselige Weib und ihr Kind gerettet hatte. Und der Herzog lohnte ihm den Dienst jetzt mit einem Proceß? Nun, so konnte er auch nicht auf diese Rettung so großen Werth legen, wie es mir doch nach seinen Worten an jenem Abend erschienen war.

Die Bosketts hatten mich einen Teich übersehen lassen, an den ich jetzt, schon ganz nahe dem Schlosse, gerieth. Ich mochte wohl, ihn zu umgehen, mich nach der unrichtigen Seite gewandt haben, denn ich kam nun, anstatt um das Schloß herum und auf die Vorderseite desselben, an die Hinterseite in herrliche Gartenanlagen vor den weithin sich streckenden Stufen zu einer niedrigen, mit einer Balustrade eingefaßten Rampe, von welcher man unmittelbar in die Parterrezimmer gelangen mochte. In einer Allee von Orangebäumen in großen Holzkübeln und Götter- und Heroenköpfen auf Hermensäulen langsam hinwandernd, vernahm ich von der Seite her, wo ein Wald von hochstämmigen Rosen mir die Aussicht verdeckte, endlich die ersten Stimmen. Ich hoffte, es würden Gärtner oder Diener sein, die ich nach dem Eingange zum Schlosse fragen könnte. Meine Schritte beschleunigend, um die Redenden, deren Stimmen zeitweise schwiegen, nicht zu verlieren, wandte ich mich links, erst das Rosenwäldchen umkreisend, dann, da es kein Ende nehmen wollte, mich vorsichtig zwischen den Stöcken durchwindend, und erblickte, auf einen breiteren Gartenweg heraustretend, in geringer Entfernung den Herzog und eine Dame — Adele! Ein jäher Schrecken überfiel mich. Ich war auf die Begegnung mit dem Herzoge vorbereitet; an ein Wiedersehen Adele's hatte ich nicht gedacht; ich hatte gehofft, es werde mir erspart bleiben. Und ich fühlte sofort, daß ihre Gegenwart gerade jetzt für meinen Entschluß verhängnißvoll werden könne. Das durfte nicht sein. Sie hatten mir den Rücken gewandt; ich vermeinte, unbemerkt zwischen den Rosen zurückschlüpfen zu können.

Es war zu spät. War es Zufall, oder hatte mein Fuß auf dem Kies des Weges geknirscht — Adele hatte sich umgewandt und mich erblickt. Sie stieß einen leisen Schrei aus und machte ein paar Schritte auf mich zu, blieb aber wieder stehen, wie mir schien, auf ein kurzes Wort des Herzogs, der mir seine mächtige Gestalt nun ebenfalls zugekehrt hatte. Adele's liebliches Gesicht war mit einer lebhaften Röthe übergossen; auf dem des Herzogs schien ein finsterer Ausdruck zu liegen, der sich aber etwas erhellte, als ich, mich aus meiner Bestürzung aufraffend, nun grüßend rasch herantrat.

„Das ist wahrlich seltsam," sagte der Herzog, „wir sprechen eben von Ihnen, und da sind Sie, wie aus der Erde gewachsen! Wie kommen Sie denn hierher?"

Er hatte mir die Hand gereicht, mit einem herzhaften Druck, der mir sagte, daß ich ihm, trotzdem seine Worte noch immer nicht eigentlich freundlich klangen, willkommen sei.

Ich stammelte etwas von „direkt aus dem Walde".

„So sieht er aus," sagte der Herzog, jetzt wirklich mit einem Lächeln. „Nicht wahr, Adele?"

Adele hatte offenbar nur auf dies Lächeln gewartet, denn sie lachte sogleich hell auf, indem sie mir jetzt erst die Hand reichte mit einem Blick, dessen strahlende Freudigkeit mich durchschauerte.

„Wahrhaftig, so sieht er aus," rief sie: „direkt aus dem Walde!"

Dabei wandte sie mich, indem sie mich an der Hand fest hielt, um mich selbst, lustig meinen Anzug musternd, der in der That während dieser acht Tage nicht besser geworden war. Ich murmelte etwas von dem Unwetter, das mich heute Nachmittag im Walde überrascht habe, indem ich sie mit den Augen bat, die Scene abzukürzen, welche mir mit jeder Sekunde peinlicher zu werden begann.

Sie hatte mich sofort begriffen.

„Und ich glaube, er ist noch nicht einmal ganz wieder trocken," rief sie. „Ich glaube, Hoheit schicken ihn vorerst auf sein Zimmer, damit er sich einigermaßen restauriren kann. Da sehe ich einen von den Leuten. Darf ich ihn rufen?"

Großes Haus in Hißiaura, unweit Oſt-Kap.

Nach einer Skizze von Dr. O. Finſch gezeichnet von A. von Roeßler.

Digitized by Google

„Lassen Sie!“ sagte der Herzog. „Seine Sachen sind freilich hier; aber das eilt nicht, und schaden wird's ihm nicht. Ich werde oft fünfmal an einem Tage naß und wieder trocken — das letztere manchmal auch nicht. Sie wollen ja so wie so noch einen Brief schreiben, liebe Adele. Wir sehen uns dann beim Thee wieder.“

Adele hatte offenbar keinen Brief zu schreiben, aber wagte selbstverständlich nicht, Einspruch zu erheben, wie gern sie es auch, nach ihrer Miene zu schließen, gethan hätte. Ich verstand nicht ganz diese Miene, die sie mir hinter dem Rücken des Herzogs machte, während wir jetzt dem Schlosse zuschritten. Es lag Enttäuschung, fast Bestürzung darin und zugleich eine Bitte, die ich mir eben so wenig zu deuten wußte.

Und doch auch kaum deuten konnte, als sie mir, indem der Herzog jetzt ein wenig vor uns die Stufen zu der Rampe hinaufschritt, in kaum vernehmlichem Ton: sei gut! zuflüsterte.

Ich sollte zu spät erfahren, was sie gemeint hatte.

Denn zu einer Erklärung blieb keine Zeit. Wir hatten eben die Höhe der Rampe erreicht, als der Herzog ihr eine verabschiedende Bewegung mit der Hand machte, die sie mit einer Verbeugung erwiderte, welche halb etikettemäßig und halb vertraulich war, und dann, einen letzten Blick mit demselben räthselhaften Ausdruck auf mich werfend, langsam nach rechts an der Fronte des Palais hin ging, bis zu einer nahen Thür, in der sie verschwand.

Der Herzog hatte, stehen bleibend, ihr ebenfalls nachgeblickt und blieb so noch einige Momente, nachdem sie bereits verschwunden war. Dann hob er plötzlich das Haupt und sagte, aber ohne mich dabei anzublicken: „Kommen Sie!“ indem er, mir voran schreitend, durch eine offene Fensterthür ein Gemach betrat, in welches ich ihm auf dem Fuße folgte, auf sein Geheiß die Fensterthür schließend. (Fortsetzung folgt.)

Die neue Wohnung.

Humoreske von Emil Peschkau.

Wir waren wieder einmal recht unzufrieden mit unserer Wohnung und sagten ihr alle möglichen schlimmen Dinge nach. Die Zimmer schienen mit jedem Tage zusammenzuschrumpfen, während die Treppen offenbar immer höher wurden, der Preis war ganz unverhältnißmäßig, der Straßenlärm machte uns krank, und wenn wir vor einem anderen Hause zwei kümmerliche Akazienbäume stehen sahen, dann wurden wir melancholisch und träumten von einem herrlichen Garten. Es kam endlich so weit, daß wir stundenlang mit sorgenschweren und gedankenvollen Mienen auf- und abgingen, uns bisweilen fragend ansahen und dann mit einer Harmonie, wie sie unter Eheleuten nicht immer zu finden sein soll, in die Worte ausbrachen: „Wir müssen ausziehen!“

Gewiß, wir mußten es. In diesen engen, drückenden Räumen, diesem Hühnerstalle, zu dem man erst gelangte, nachdem man drei halsbrecherische Treppen überwunden hatte, konnten wir unmöglich noch länger unser Leben vertrauern. Wir abonnirten sofort sämmtliche Zeitungen der Stadt, und schon am nächsten Tage wanderte ich mit dem Plane in der Hand durch Gassen und Straßen, die ich in meinem Leben noch nicht betreten hatte. Und mit welchen Gefühlen, mit welchen Gedanken! Das Wohnungsuchen ist ja eine Art Kriegführen, und nur langjährige Erfahrungen lehren uns die Kunst, jeden Hinterhalt des Feindes zu erforschen, alle seine Tücken zu Schanden zu machen. Wer eine Wohnung sucht, soll ein gewiegter Stratege sein, er soll Menschen- und Insektenkenntniß in ungewöhnlichem Maße besitzen, und wie ein Jagdhund das in der Ferne vorüberstreichende Wild wittert, so soll er auch in dem in sonntäglicher Stille, in idyllischer Ruhe daliegenden Hause die Anwesenheit von Klavieren, Violinen oder anderen modernen Marterwerkzeugen instinktiv verspüren. Was mich betrifft, so muß ich — trotzdem man es vielleicht unbescheiden finden wird — erklären, daß ich mich auf diese Wohnungsstrategik vorzüglich verstehe. Mein Lehrgeld habe ich redlich entrichtet, aber jetzt bin ich dafür ein kleiner Moltke, mit dem es der stärkste Hausherr nicht aufnimmt. Habe ich ein Haus ins Auge gefaßt, dann studire ich zuerst das Terrain, und alle Sinne müssen mir bei diesem Studium behilflich sein. Ich sehe nach den Firmenschildern der Umgebung, meine Ohren lauern auf Schlosser, Klempner und Genossen, meine Nase prüft die Luft nach der Anwesenheit von Chemikern, Zuckerbäckern und Galvanoplastikern. Dann gilt es, die Parteien des Hauses zu studiren, und die Dienstmädchen über musikalische Instrumente, Wickelkinder und Opernsänger zu befragen. Es ist natürlich, daß mich ein chemisches Laboratorium, eine Tragödin oder ein junges Ehepaar sofort verscheucht, von einem Restaurant oder einer Tanzschule gar nicht zu reden. Erst wenn ich günstiges Terrain gefunden habe, rücke ich vor und beobachte den Feind in der Nähe. So verfuhr ich auch diesmal, und so kam es, daß von dem Dutzend Wohnungen, die ich jeden Tag zu prüfen hatte, meist nur eine übrig blieb, mit der ich mich beschäftigen konnte.

Da waren zuerst fünf Zimmer in der B. Gasse, in einem hübschen Hause, wie es schien, sehr günstig für meine Zwecke. Ich klingelte und verlangte die Wohnung zu sehen, aber das Dienstmädchen schleppte mich fast mit Gewalt in das Zimmer des Hausherrn. Ein kleiner, dicker Herr mit einer großen Pfeife, der aussah wie ein altrömischer Tyrann im Schlafrocke eines neudeutschen Philisters, kam mir entgegen und musterte mich von Kopf bis zu Fuß.

„Ich möchte die Wohnung —“ begann ich schüchtern.

Aber er unterbrach mich und fragte kategorisch: „Mit wem habe ich die Ehre?“

„O bitte — ich möchte nur die Wohnung sehen.“

„Ihr Name?“ fragte er noch strenger.

„Mayer,“ antwortete ich ärgerlich.

Er riß die Augen auf und musterte mich wieder.

„Ihr Beruf?“

„Privatier.“

„Rentier?“ fragte er. Es lag etwas stark Zweifelndes in seinem Tone. Jedenfalls zog er den Ausdruck „Rentier“ dem gar zu allgemeinen „Privatier“ vor.

„Ja,“ erwiderte ich. „Fünf Zimmer also —“

„Haben Sie Kinder?“

„Ja. — Fünf —“

Ich wollte von den fünf Zimmern sprechen, er aber ließ mich nicht ausreden. Er war puterroth geworden, und seine Augen funkelten wild.

„Fünf Kinder!“ rief er entsetzt. „Fünf Kinder! Und am Ende auch noch Hunde?“

„Nur drei —“

Ich wollte ihn aufklären, daß ich nur drei Kinder besitze, aber es war unmöglich. Er kochte vor Wuth und schrie so laut, daß ich schweigen mußte.

„Nur drei Hunde — nur drei Hunde! Hat die Welt so etwas gesehen? Fünf Kinder und drei Hunde — ja, was glauben Sie denn? Für Hunde habe ich mein Haus überhaupt nicht gebaut, und was die Kinder betrifft, so müssen sich die Parteien mit zweien begnügen. Das ist Vertragsparagraph, das habe ich drucken lassen, und ich denke, es ist genug, es ist human.“

„Dann thut es mir leid —“

„Guten Morgen.“ —

Nummer Zwei schien das Gegenstück zu dem Tyrannen zu sein. Ein langaufgeschossener, sanftblickender Herr, der einen so hohen Preis forderte, daß ich erschrak. Darauf nahm er eine jammervolle Miene an und sagte in kläglichem Tone: „Sie wissen gar nicht, was so ein Haus kostet, wie das ins Geld geht. Maurer und Zimmerleute, Schlosser und Schreiner, Weißbinder und Tapezierer, Schieferdecker und Spengler, Anstreicher und Glaser! Ja, das thut sich zusammen, da fliegen die Tausender. Und was Einem zu Grunde geht! Und die Steuer! Man kann ein armer Mann dabei werden — ja, ja, ich beneide Jeden, der kein Haus hat. Und die Wohnung — die Wohnung, sage ich Ihnen, ist rein geschenkt — rein geschenkt.“

Wir waren eingetreten und besichtigten die einzelnen Räume. Er fuhr liebkosend mit der Hand über die Wandflächen, über die Thüren und Fenster und begann aufs Neue zu jammern: „Diese Tapeten — da kostet mich das Zimmer dreißig Mark. Und die Thüren — dreimal gestrichen, habe Alles selbst beaufsichtigt. Und die Fußböden, schauen Sie nur einmal genau hin — es thut Einem das Herz weh, darauf zu treten. Wenn ich d'ran denke, was das Alles gekostet hat — und wie es in einem Jahr aussehen wird — es ist eigentlich eine Sünde, so eine Wohnung zu vermiethen. Und dabei bin ich noch so rücksichtsvoll und sehe nur jede Woche einmal nach — nur einmal — aber das sage ich gleich — da müssen mir alle Zimmer aufgeschlossen werden — das kommt in den Vertrag. Und Bildernägel einschlagen dulde ich nicht, das muß der Tapezierer machen. Auch müssen Sie für jeden Schaden einstehen, und die Wohnung muß mir in demselben Zustand übergeben werden. Sehen Sie nur, wie schön und sauber das Alles ist, es thut mir wirklich leid, die Wohnung zu vermiethen, und dazu verschenke ich sie eigentlich — wahrhaftig, das ist doch kein Geld dafür!“

Ich unterbrach ihn und empfahl mich mit dem Versprechen, meine Frau zu schicken. Es ist kaum nöthig zu sagen, daß das eine Nothlüge war und daß ich froh aufathmete, als ich den sanftblickenden Hausherrn hinter mir hatte. Ich wollte nicht der Räuber seiner Herrlichkeiten werden und setzte nun meine ganze Hoffnung auf Nummer drei. „Wohnung mit Gartenvergnügen“, hatte die Ueberschrift des Inserates gelautet, und das „Gartenvergnügen“ hatte unsere Phantasie mächtig erregt. Ich sah schattige, tiefdunkle Laubgänge, in denen sich's im Auf- und Abschreiten herrlich fabuliren ließ, und meine Frau berechnete, wie viel sie ersparen könnte, wenn sie ihren Kohl selber pflanzte und das Obst für die Kinder nur von den Bäumen herunter zu langen brauchte. Die kleine Hedwig aber sprang wie toll vor Freude und schwärmte von Rasenplätzen, auf denen man Haschen spielen konnte, von Seilspringen, Schaukeln, Criquet und allerlei ähnlichen schönen Dingen. Nach solch hochgespannten Erwartungen konnte die Enttäuschung nicht ausbleiben. Als ich nach dem Garten fragte, zeigte mir der Hausbesitzer einen viereckigen Platz hinter dem Hause, der von drei Feuermauern umschlossen war, so daß es aussah, als ob man in einen riesigen Schornstein hinabblickte. In der Mitte des Platzes befand sich ein kreisrundes Beet voll bunter Blumen, überragt von einer silberglänzenden Glaskugel. In den vier Ecken aber standen vier Tische und längs der Wände waren Rosenstöcke und Geranien gepflanzt.

„Und solch ein Gärtchen gehört zu jeder Ihrer Wohnungen, oder nur zu dieser?“ fragte ich.

Er sah mich verwundert an. „Nein — das nicht. ‚Gartenvergnügen' nennen wir es, wenn sämmtliche Parteien den Garten benützen."

„So so," erwiderte ich, von Neuem enttäuscht. „Und giebt es da nicht manchmal Zwistigkeiten?"

Er lächelte verschmitzt. „Dagegen haben wir unsere Gartenordnung. Dieselbe ist in jeder Wohnung angenagelt, ebenso wie die Hausordnung. Wenn es Ihnen angenehm ist, näher zu treten — hier ist sie."

Ich folgte seiner Einladung und begann das in dem Vorraum neben der Eingangsthür angeheftete Blatt zu lesen:

§ 1. Jede der vier Parteien erhält einen Tisch, der zu ihrer ausschließlichen Benutzung ist.
§ 2. In den übrigen Raum theilen sich die Parteien, wobei liebenswürdiges Entgegenkommen erwartet wird.
§ 3. Besuche sind in den Garten nicht mitzubringen.
§ 4. Ebenso sind Hunde und Kinder unter acht Jahren ausgeschlossen.
§ 5. Cigarrenreste, Aepfelschalen u. dergl. dürfen im Garten nicht weggeworfen werden.
§ 6. Blumenpflücken ist nicht gestattet.
§ 7. Die Pflege des Gartens ist auf Kosten der Theilnehmer an dem Vergnügen einem Gärtner übertragen. Für jeden Schaden haben die Parteien aufzukommen.

Ich hatte genug, verzichtete auf weitere Unterhandlungen und entfernte mich mit dem Versprechen, meine Frau zu schicken.

Auch dieser Traum war also wie Nebel zerronnen, und mit den andern ging es nicht besser. Als ich endlich eines Abends — seit vierzehn Tagen war ich auf der Reise nach dieser unglückseligen neuen Wohnung — heimkehrte und mich ermüdet auf das Sofa warf, bemerkte ich, daß meine Frau wieder ihre gedankenvolle Miene angenommen hatte und mich fragend ansah.

„Du siehst so nachdenklich aus," sagte sie.

„Ich? — O nein — aber Du."

„Ich dachte, daß wir's hier eigentlich recht glücklich getroffen haben. Kein Klavier, kein Schlosser —"

„Und kein Gartenvergnügen," fiel ich ihr ins Wort.

„Der Hausherr ist ein liebenswürdiger Mensch —"

„Und wohnt nicht im Hause, was das Liebenswürdigste an ihm ist. Auch finde ich, daß unsere Treppen viel bequemer sind, als die anderer Häuser."

„Und die Zimmer sind so gemüthlich, so behaglich."

Ich war aufgesprungen, und wir schritten Arm in Arm von Stube zu Stube. Ueberall entdeckten wir neue Vorzüge, neue Herrlichkeiten. Die alte, verhaßte Wohnung hatte sich plötzlich verändert, es war gar nicht mehr die alte, es war eine neue, die schönste und bequemste unter allen, die ich gesehen hatte. Und zugleich war sie uns auf einmal ans Herz gewachsen wie ein guter, lieber Freund, dessen theure Züge uns aus jeder Ecke entgegenblickten, und die Idee, diesen Freund zu verlassen, erschien mir so toll, daß ich plötzlich laut auflachte.

„Du hast ganz Recht," sagte meine Frau, als ob sie mein Lachen verstanden hätte. „Wir bleiben natürlich!"

„Natürlich," erwiderte ich, und der Leser wird meinen, die Geschichte sei nun zu Ende. Sie ist es aber nicht, und sie wird es vielleicht nie sein, denn wir wären keine Menschen — wenn sie sich nicht jedes Jahr wiederholte ....

Blätter und Blüthen.

Auf Leben und Tod. (Mit Illustration S. 365.) Da liegt sie vor uns schweigend und großartig, die einsame Hochgebirgswelt! Die Schatten des Abends senken sich über den öden Felskahren herein, und der Vollmond tritt aus dem leichten Nebelgewölle, das über den fernen duftigen Berghöhen lagert. Ueberall Ruhe, überall Frieden, heilige Sabbathstille der Natur ringsumher; nur zwischen den Menschen herrscht auch hier Zwietracht und Haß und erbitterter Kampf auf Leben und Tod! —

Förster und Wilderer, diese beiden Erbfeinde, sind auf einem Felsvorsprunge nahe dem Rande eines Abgrundes auf einander getroffen, und nun entspinnt sich ein mörderisches Ringen. Der Wilderer, auf frischer That ertappt, hat sich gegen den kräftigen, kühnen Weidmann zur Wehre gesetzt. Seine Büchse ist ihm in der Hitze des Handgemenges entfallen und entladet sich unter seinem zufälligen Fußtritt; er ist waffenlos. Und nun sucht Jeder den Anderen in die Tiefe hinabzuschleudern, welche neben ihnen hinaufgähnt und über der hoch in den Lüften zwei Adler kreisen. Unheimliches Grauen und Entsetzen blickt aus den weit geöffneten stieren Augen des Wilderers, in Todesfurcht sträubt sich sein Haar; er scheint zu ahnen, daß er verloren sei, und klammert sich verzweifelnd an den Förster, um, sollte er in der unzugänglichen Bergschlucht seinen Untergang finden, wenigstens auch seinen Feind mit sich dort hinab zu reißen.

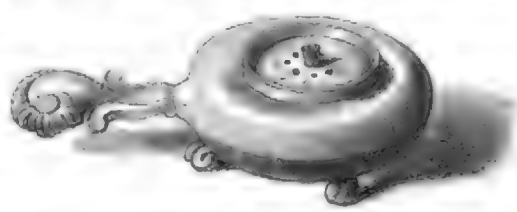
So ringen die zwei Todfeinde mit einander, neben sich den drohenden Abgrund, der vielleicht in der nächsten Minute Einem oder Beiden zum Grabe werden wird. J. C. Maurer.

Abnutzung des Eisenbahnrads. Interessant ist es zu beobachten, welch großer Abnutzung das Eisenbahnmaterial unterworfen ist. Vor einiger Zeit hat man sorgfältige Berechnungen angestellt, und etwa Folgendes ist das Resultat. Wenn ein Eisenbahnwagen 1000 Kilometer zurückgelegt hat, so hat ein jedes Rad desselben durchschnittlich 85 Gramm abgenommen. Hatte man dieses Rad gebremst, so ergab dies noch einen weiteren Verlust von 45 Gramm. Stimmten diese Durchschnittszahlen nicht bei allen Beobachtungen überein, so lag dies an der Güte des gebrauchten Stahles; die besten Räder, die also den geringsten Verlust erleiden, dürften wohl die von Krupp sein. Der Verlust erscheint zwar an und für sich nicht so bedeutend, aber welche Masse Stahles geht im Verlaufe längerer Zeit verloren, zerfließt spurlos in die Lüfte! Nehmen wir an, ein Zug, aus 25 Wagen bestehend, läuft auf einer Strecke von 100 Kilometer. Hätte man die Räder vor der Abfahrt gewogen und würde man sie nach der Ankunft auf der letzten Station dieser Strecke wiegen, so würde man ein Deficit von cirka zwei Pfund erhalten, während die gesammten Räder der sächsischen Bahnen täglich sechs Centner verschwinden lassen.

Nehmen wir an, daß auf Deutschlands gesammten Geleisen 900 000 Räder, in runder Summe, fahren, so beläuft sich das jährliche Deficit auf ungefähr 30 000 Centner. 4400 Räder sind wider Willen der Bahnverwaltungen, wider alle Paragraphen der Strafgesetze verflogen. Täglich und stündlich geht diese rastlose Verminderung vor sich, ununterbrochen wird das Eisenbahnmaterial weniger. Wenn dies allerdings die ganze Abnutzung wäre, so wäre es noch erträglich, aber nun kommt noch dazu, daß die Räder sich nicht rund erhalten, jetzt muß gefeilt und geglättet werden. Auf diese Weise geht das Meiste verloren. Zuletzt, wenn das Rad cirka 50 Kilogramm an seinem ursprünglichen Gewicht verloren, wird es zur Werkstätte abgeführt und hier abgedankt. Bis es dahin kommt, hat ein gebremstes Rad die Strecke von 45 000 Kilometer, ein ungebremstes hingegen eine solche von 145 000 Kilometer befahren, im Durchschnitt kann man 125- bis 130 000 Kilometer rechnen. Hiernach läuft das Rad eines Personenwagens cirka 5 Jahre, das eines Güterwagens etwa 8 Jahre.

Ein historisches Antikum befindet sich in den Sammlungen des vogtländischen alterthumsforschenden Vereins zu Reichenfels bei Hohenleuben, Kreis Gera. Es ist dies das Lämpchen, bei dessen Schein Wallenstein, Herzog von Friedland, in der Nacht vom 24. zum 25. Februar 1634 im Stadthause zu Eger durch den kaiserlichen Dragonerhauptmann Deveroux ermordet wurde.

Das Lämpchen befand sich in der ersten Zeit nach der Schreckensnacht im Besitze der mit den Waldsteins in verwandtschaftlichen Beziehungen stehenden Familie Terzky. Später gelangte es in den Besitz einer Frau von Wallersprungk, die entweder eine geborene Gräfin Terzky oder doch eine nahe Verwandte der gräflich Terzky'schen Familie war. Von der genannten Dame ist sie den Großeltern des Herrn von G. in Gera zum Geschenk gemacht worden. Letzterer überließ sie unter Wahrung seines Eigenthumsrechtes dem vogtländischen alterthumsforschenden Vereine zum Zwecke der Aufstellung in dessen Museum.



Die Nachtlampe, bei deren Scheine Wallenstein ermordet wurde
1/3 natürl. Größe

Die Form des Lämpchens entspricht derjenigen, welche im späteren Mittelalter und auch noch im 17. Jahrhundert in den Häusern der Begüterten die zu einiger Erhellung des Schlafgemaches dienenden Lampen im Allgemeinen zu haben pflegten. Die Tülle hat einen Durchmesser von knapp fünf Millimeter, die zur Aufnahme des Dochtes in derselben bestimmte Oeffnung einen solchen von zwei Millimeter.

Trotz seiner Unbedeutendheit beansprucht das Lämpchen ein hervorragendes Interesse. Es ist der stumme Zeuge einer furchtbaren Gewaltthat von höchster historischer Bedeutsamkeit gewesen. H. Meißner.

Vor der Schlacht! Wer denkt bei diesen Worten nicht an Theodor Körner's schönes Gedicht:

„Ahnungsgrauend, todesmuthig,
Bricht der große Morgen an!"

Doch nicht von „Leier und Schwert" wollen wir sprechen, sondern von einem Schlachtruf, der von jenseit der Vogesen herübertönt. „Avant la bataille" — diesen Titel führt ein neues französisches Werk, zu welchem das Haupt der Patriotenliga, Paul Deroulède, die Vorrede geschrieben hat. „Das ist die Fanfare, das ist der Trommelschlag, der in allen Herzen widerhalle!" so bezeichnet der Redakteur des „Drapeau", der in den Spalten seines Blattes die Kriegsfahne schwingt, die Losung, die den Titel der neuen Schrift bildet. „Die Schlacht ist unvermeidlich," ruft er aus, „die Armee ist bereit." Und das bildet ja auch den Inhalt des Werkes, welches, wenn auch nicht unmittelbar aus dem Kriegsministerium hervorgegangen, doch von einem Verfasser herrührt, der in den nächsten Beziehungen mit den officiellen Kreisen steht. Denn alle Materialien und Daten standen ihm zur Verfügung bei seiner Schilderung der französischen Armee, und so schwunghaft die Vorrede von Deroulède, die einleitenden und abschließenden Kapitel des Werkes sind, so trocken ist der eigentliche Inhalt desselben, eine Statistik der französischen Militärverhältnisse, der Linie und Territorialarmee, der einzelnen Truppengattungen, der Rekrutirung, der ganzen Organisation des Generalstabes des Medicinalwesens, alles durch unwidersprechliche Ziffern belegt, die in Reih und Glied aufmarschiren. Freilich, das Papier ist geduldig, auch das

Papier des franzöſiſchen Kriegsminiſteriums — und eine Mobilmachung würde vermuthlich in dieſe Zahlen eine bedenkliche Breſche legen. Wenn ſie auch nicht geeignet ſind, uns Deutſche in bleiche Furcht zu verſetzen, ſo vermögen ſie doch das Selbſtgefühl der Franzoſen zu einer bedenklichen Höhe zu ſteigern. Die Armee iſt bereit — und welche Armee! Seit den Zeiten des Dſchengiskhan hat die Welt nichts Aehnliches geſehen: ein Heer von 4 Millionen: die Linie beſtehend aus 2 051 459, die Territorialarmee aus 2 057 196 Mann; da ſteht's bis auf die Einer verzeichnet — wer wagt daran zu zweifeln? Ohne Frage hat Frankreich jetzt eine impoſantere und beſſer organiſirte militäriſche Macht als zur Zeit des Kaiſerreichs; und die Statiſtik der Heereseinrichtungen, die hier ſo genau bis in alles Detail mit erſtaunlicher Offenherzigkeit mitgetheilt wird, macht alle diplomatiſchen Verräthereien entbehrlich.

Wann aber ſoll dieſe furchtbare Armee ins Feld rücken? Bewahre, kein Angriffskrieg! Frankreich wartet auf den Tod der drei Männer, die das Deutſche Reich gegründet haben, des Kaiſers, ſeines Kanzlers von Eiſen, ſeines ſtrategiſchen Großmeiſters; dann wird der innere Zwieſpalt ausbrechen: zur Ablenkung desſelben wird Deutſchland zu einem Kriege nach außen genöthigt ſein, und dieſer Krieg kann ſich nur gegen Frankreich, nur gegen den verabſcheuten Erbfeind richten. Das iſt anſcheinend die Hoffnung der kriegeriſch Geſinnten in Frankreich. Jedes geſunde Gefühl wird empört durch die Spekulation auf den Tod der drei großen Männer Deutſchlands! Und doch iſt dieſe thörichte Spekulation überhaupt nur vorgeſchoben, denn im Herzen lauert die Kriegspartei auf irgend einen andern aus den Wolken fallenden Anlaß! Da im Schlußkapitel wird uns das Gemälde der großen Entſcheidungsſchlacht zwiſchen Deutſchen und Franzoſen entrollt, die in den Ebenen Lothringens geſchlagen wird. Daß die Franzoſen ſiegen, iſt ſelbſtverſtändlich, und zuletzt ertönt der Schlachtruf: „Hoch die Herzen, Ihr Kinder Frankreichs! Hoch die Fahnen! Vorwärts für Elſaß und Lothringen, die Euch rufen! Vorwärts für die Freiheit und die Civiliſation, für die Unabhängigkeit und für die Menſchlichkeit! Vorwärts für das Vaterland! Es iſt ein Feldzug gegen die Barbaren!“ Und in der That werden wir Deutſchen in dieſem Buche mit den abſchreckendſten Farben gemalt: wir ſind ein hochmüthiges Volk mit falſcher Beſcheidenheit, ohne Erziehung, ohne Moralität, emporgekommen mehr durch die Selbſterniedrigung der Andern als durch die eigene Größe zu einer zufälligen Herrſchaft, welche von uns mit den Anmaßungen und der grotesken Majeſtät des Bären ausgeübt wird, der ſich mit dem Fell des Löwen bekleidet hat. Ein kurzer Geſchichtsabriß zeigt, was für ein perfides Geſchlecht beſonders die Preußen ſind. Dann aber wirft ſich der ruhmredige Soldat in die Bruſt, ſtreicht ſich den Bart und ruft: „Weit davon entfernt, uns überlegen zu ſein, ſtehen dieſe Leute unter uns, ſowohl en masse wie einzeln. Ihre Organiſation iſt nicht beſſer als die unſrige, ebenſo wenig ihre Disciplin, ihr Muth, ihre Bewaffnung.“ Wenn der Verfaſſer ſagt: „es giebt keine unüberwindlichen Armeen; ſie ſind es um ſo weniger, je mehr man es ihnen vorredet,“ ſo mag er die Nutzanwendung davon auf ſein eigenes Buch und die franzöſiſche Armee machen. Immerhin iſt dies Buch als ein Symptom zu betrachten: dahinter ſteht ohne Frage der jetzige Kriegsminiſter Boulanger, und wenn auch unter dem Titel: „Noch nicht!“ (Pas encore!) eine Gegenſchrift in Frankreich erſchienen iſt, welche das unvorſichtige Kriegsgeſchrei Deroulède's zu verdammen ſcheint, ſo richtet ſich dies abſprechende Urtheil augenſcheinlich nicht gegen die Tendenz des Buches überhaupt, ſondern beſagt nur, daß es noch nicht an der Zeit ſei, über uns herzufallen.

Wir Deutſchen wollen gern Arm in Arm mit den Franzoſen zu den höchſten Zielen der Kultur vorſchreiten und ſind weit davon entfernt, die Schimpfreden zu erwidern, mit denen ſie uns verläſtern; doch wenn ſie ſtets von Neuem die Kluft aufreißen, welche die großen Kriege zwiſchen uns und ihnen aufgethan, wenn der alte Wahnſinn der „Rheingrenze“ ſie ſtets von Neuem ergreift: dann erwidern wir ihnen einfach, daß die Wacht am Rhein nach wie vor feſt ſteht! G.

Allerlei Kurzweil.

Magiſches Problem.

Was ſchreibt Hänschen?

Kleiner Briefkaſten.

(Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.)

B. in K. Auf die im Briefkaſten S. 92 geſtellte Anfrage, woher man Bilderbogen zu ſogenannten Würfelſpielen beziehen könne, haben uns zwei Firmen ihre Adreſſen angegeben: Adolph Engel, Berlin, Am Tempelhofer Berg Nr. 3 A, und G. Löwenſohn in Fürth in Bayern.

Fr. Br. in Br. Leider ſchon vergeben.

G. B . . . r in Wien. Artikel über Louiſe Lateau finden Sie in den Nummern 5, 21 und 28 des Jahrgangs 1875 der „Gartenlaube“.

A. G. in Kl. „Die Welt im Kleinen“ (Stuttgart, Guſtav Weiſe) iſt nicht von Julius Lohmeyer allein, ſondern von Frida Schanz und Johannes Trojan mitverfaßt. An der Illuſtrirung dieſes hervorragenden Buches für das erſte Jugendalter betheiligten ſich Woldemar Friedrich, Karl und Johannes Gehrts, Hermann Vogel u. A.

Inhalt: Die Lora-Nixe. Novelle von Stefanie Keyſer (Fortſetzung). S. 361. — Neckereien. Illuſtration S. 361. — Allerlei Nahrung. Gaſtronomiſche Plaudereien. Von Carl Vogt. II. Die Auſter. S. 364. — Entdeckungsfahrten des deutſchen Dampfers „Samoa“. III. Engliſches Gebiet in Oſt-Neu-Guinea. a. d'Entrecaſteaux-Inſeln, Oſt-Kap bis Mitrafels. Für die „Gartenlaube“ mitgetheilt von Dr. O. Finſch (Bremen). S. 367. Mit Illuſtrationen S. 367, 368, 369 und 373. — Was will das werden? Roman von Friedrich Spielhagen (Fortſetzung). S. 370. — Die neue Wohnung. Humoreske von Emil Peſchkau. S. 374. — Blätter und Blüthen: Auf Leben und Tod. Von J. C. Maurer. S. 374. Mit Illuſtration S. 365. — Abnutzung des Eiſenbahnrads. S. 376. — Ein hiſtoriſches Unikum. Von H. Meißner. Mit Abbildung. S. 375. — Vor der Schlacht! — Allerlei Kurzweil: Magiſches Problem. — Kleiner Briefkaſten. S. 376.

Ein Supplement zu Bock's „Buch vom geſunden und kranken Menſchen“.

Im Verlage von **Ernſt Keil's Nachfolger** in **Leipzig** erſcheint und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Buch der richtigen Ernährung Geſunder und Kranker.

Ein Kochbuch

auf Grundlage der neueſten wiſſenſchaftlichen Forſchungen, langjähriger hauswirthſchaftlicher Erfahrungen
und mit beſonderer Berückſichtigung einer vernünftigen Sparſamkeit bearbeitet
von

Marie Ernſt.

Erſcheint in 14 Lieferungen à 75 Pfennig.

Wir veröffentlichen nachſtehend ein Schreiben des kgl. bayr. Geheimen Rathes Profeſſor **Dr. Max von Pettenkofer** an die Verfaſſerin:

München, 6. April 1886.

Hochgeehrte Frau!

Ihr Buch über die richtige Ernährung Geſunder und Kranker habe ich jetzt noch näher kennen gelernt, als ich Ihre Arbeit bereits aus den Schilderungen meines Freundes Karl v. Voit kannte, und kann ich ſein ohnehin maßgebendes Urtheil nur beſtätigen. Es iſt das erſte Kochbuch, was auch von vielen Menſchen geleſen werden wird, welche nicht Köche und Köchinnen ſind, die nur nach Recepten fragen, ſondern überhaupt beurtheilen wollen, ob ihre Küche und damit auch ihr eigener Leib richtig beſtellt wird. Ihr Buch ſteht hoch über der Phyſiologie des Geſchmackes des berühmten Savarin, welche Carl Vogt ins Deutſche überſetzt hat.

Ich bin überzeugt, daß nichts beſſer geeignet iſt, um einer richtigen Volksernährung in allen Schichten, bei Reichen und Armen Bahn zu brechen, als Ihr Buch. Sie haben ſich dadurch ein Verdienſt um das allgemeine Wohl errungen.

Ich habe das erſte Heft meiner Frau gegeben, die eine ſehr erfahrene Hausfrau iſt und auch zu kochen verſteht, mit dem Anſinnen, es durchzuleſen. Ich ſagte ihr abſichtlich nichts von meiner eigenen Anſicht über Ihre Arbeit. Obſchon ſie mir erwiderte: Ach! ſchon wieder ein Kochbuch, aus dem ich nichts oder wenig brauchen kann, ſo änderte ſich der Eindruck ſchon, nachdem ſie die erſten Blätter geleſen hatte, und freut ſie ſich jetzt auf die Fortſetzung. Meine Frau findet Ihr Buch — wie ſie ſich ausdrückte — klaſſiſch und verſichert mir, daß daraus viel zu lernen ſei.

Indem ich Sie aufrichtig beglückwünſche, verbleibe ich mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener
gez. Dr. M. v. Pettenkofer.

☞ Alle Buchhandlungen nehmen Beſtellungen entgegen und können das erſte Heft zur Einſicht vorlegen.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redakteur Dr. Fr. Hofmann. Verlag von Ernſt Keil's Nachfolger. Druck von A. Wiede, ſämmtlich in Leipzig.

Digitized by Google

Nº. 22. Die Gartenlaube. 1886.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernſt Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis $2^1/_2$ Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Die Lora-Nixe.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Stefanie Keyſer.

(Fortſetzung.)

Die hohen Ahornbäume und Buchen auf dem Wege nach Falkeneck ſchirmten Johannes vor der Sonnengluth; friſche Waldesluft wehte ihn an, ein Moosteppich breitete ſich weich über den Weg.

Die ganze Gegend war ein Himmelgarten gegen das Land, in dem er bis dahin ſeine Miſſion erfüllte. Und doch legte ſich ein wehmüthiger Ausdruck auf ſein Antlitz, als er dachte, daß ihn ſeine Glaubensbrüder zurückberufen hatten, damit er ſich von den Prüfungen erhole, die ihm unter den wilden Völkern auferlegt worden waren. Sie hätten daran denken ſollen: wohin der Menſch ſich auch wenden mag, ein Kreuz iſt überall für ihn gezimmert und wartet ſchon auf ihn. So tapfer er einſt im Wüſtenſande vorwärts geſchritten war, ſo müde wandelte er heute den wonnigen

Zerſtörung von Sauk-Rapids in Minneſota durch die Cyklone vom 14. April 1886.

Nach einer amerikaniſchen Vorlage.

Digitized by Google

Waldpfad; so freudig er einst am Marterpfahl dem Tod ins Auge schaute, so traurig sah er jetzt ins Leben hinein.

Er war auf dem Gipfel des Berges angekommen. Die Ruinen der Burg Falkeneck erhoben sich vor ihm.

Neben dem Burgthor stand eine breite Linde statt des Thorwartes, das Wappen lag zerbröckelt in blühenden Feldnelken; den geblendeten Falken überspannen braune Flechten. Hinter der tiefen Wölbung breitete sich der von hohem Gras überwachsene Hof aus, auf dessen höchstem Punkte der schlanke Bergfried sich erhob. Scharen von Thurmfalken umkreischten ihn.

Aus den Trümmern des Banketsaales, dessen leere zerbröckelnde Fenster gelb blühender Mauerpfeffer auspolsterte, schallten lachende Stimmen. Eine Gesellschaft mußte sich dort niedergelassen haben.

Johannes schlug die entgegengesetzte Richtung ein. Er folgte dem Rande des Wallgrabens, der, wie eine vernarbte Erdwunde, von Thymian überwachsen, um die Burg sich zog, und schritt nach der halb zerfallenen Kapelle hinüber, die weit hinaus auf einem felsigen Vorsprung erbaut war.

Hier waltete Stille. Nur fernes leises Rauschen tönte aus dem Thale herauf. Es war die Stimme der Lora, die den Fuß des Berges umfloß als natürliche Schützerin der Burg.

Aus den schmalen Rundbogenfenstern waren die Schlußsteine gefallen, die dicken Wände geborsten, das Deckengewölbe war eingestürzt. An seiner Stelle spannte sich der Himmel über dem heiligen Raum aus.

Die Natur hatte von dem Gotteshaus Besitz ergriffen. Den morschen halb in die Erde vergrabenen Weihkessel füllten Regentropfen, in denen der Stieglitz sein buntes Gefieder badete. Aus dem Boden, der einst so heiße Thränen getrunken, als der Falkenecker hier gekniet und seine sündige Verbindung gebeichtet hatte, sproßten frische grüne Halme auf. Selbst die Gruft, in welche der Ritter endlich mit all seinem Leid sich zur Ruhe gelegt hatte, war gesprengt, die Platte, die sie für ewige Zeiten verschließen sollte, geborsten, und aus dem Spalt schaute die dunkle Krone eines Fliederstrauches heraus.

Johannes schritt die mit Moos überwachsenen halb eingesunkenen Stufen empor, die zu dem Altar führten. Dieser war zusammengebrochen. Ueber seinen Trümmern träumte eine hohe schlanke Birke ihren sonnigen Lebenstraum. Hier hatte vor grauen Jahren der Burgkaplan gestanden, der dem Ritter die Bußfahrt in das gelobte Land gebot. Auch jener Priester mußte einst allem Lebensglück entsagen. Aber sein Name war vergessen; er hatte an dieser Stätte gestanden im Namen des Herrn.

Und das Kreuz, dem er einst Lebensfreude, Namen, Willen geopfert hatte, erhob sich noch siegreich über den Verfall dort oben auf dem östlichen Giebel. Ein wilder Rosenstrauch hatte sich daneben angesiedelt und umflocht es mit seinen rosigen Blüthen.

So standen sie innig umschlungen: eines der Gebilde der Natur, deren träumerische Seele nur von unbewußter Daseinsfreude erfüllt ist, und das Symbol dessen, der mit hehrem Geist den Gedanken faßte, sein Leben zu opfern, um die Menschheit zu retten.

Und wie Johannes für die Rose die Zeit kommen sah, da sie, von der Hitze verdorrt, vom Sturm entwurzelt, welkte und verging, so sah er das Kreuz stehen durch die Jahrtausende und die Arme ausbreiten, so lange noch eine Sünde zu vergeben, eine Seele zu erlösen war.

Ein leises Rauschen in den Büschen des verwachsenen Einganges, Schritte, von dem langen Gras des Bodens gedämpft, kamen heran.

Johannes hörte die Stimme, welche zu vergessen er hier herauf gewandelt war, sagen: „Vielleicht finden wir in der Kapelle die Offenbarung, die wir suchen."

Da stand sie im Thürbogen, die er nicht wieder sehen wollte, im lichtblauen Kleid, das blonde Haar lang nachwallend, eine Seerose an der Brust. Sie bemerkte den Bruder Johannes nicht. Ihr Antlitz war dem jungen Dichter zugewendet, der ihr folgte.

Der innige Blick aus seinen braunen Augen verschmolz mit dem ihren; er reichte ihr stützend die Hand, während sie über die zerbröckelten Stufen schritt. Wie sich die beiden feinen Hände in einander fügten, flog ein heißes Roth über die jungen schönen Gesichter.

Einen Augenblick blieb Johannes regungslos stehen. Dann trat er unter der Birke hervor.

Leonore schaute zu ihm auf. Ihr Fuß zauderte vor den Altarstufen. Aber als er mit mildem Ernst sie grüßte, sagte sie rasch: „Welch glückliche Fügung, daß wir Sie treffen! Vermag irgend ein Mensch das erlösende Wort zu finden, so sind Sie es. O sagen Sie: Wenn Sie an der Stelle des Priesters stünden, der einst hier den Richterspruch fällte, würden auch Sie dem Ritter ewige Trennung von der armen Lora auferlegen?"

Heino fühlte sich unangenehm berührt, daß einem Dritten die Aufgabe gestellt wurde, die zu lösen ihm allein zukam. Sein Gruß war kühl.

Johannes erwiderte ihn gelassen und wandte sich an Leonoren. „Wir können uns nicht mehr zurückdenken," sprach er, „in die Anschauungen einer finstren Zeit, welche das Wasser von verwünschten Geistern belebt wähnte, die vergeblich nach Erlösung schrieen. Aus jenen Ansichten ging der Urtheilsspruch des Priesters hervor."

Um Heino's Lippen spielte ein überlegenes Lächeln. „Der Dichter vermag es. Doch, um Fräulein Paloty's Wunsch zu erfüllen: Nehmen Sie an, die Lora sei ein irdisches Weib gewesen, von dunkler fluchbeladener Herkunft, die sie verhehlte, um den Mann ihrer Liebe zu erringen. Wie würde sie diese Schuld abzubüßen vermögen?"

„Nennen Sie eine dunkle Herkunft eine Schuld?" rief Leonore vorwurfsvoll. „War es nicht genug, daß die Lora Reichthum, Schönheit, ein treues Herz dem Ritter zubrachte?"

„Nicht die dunkle Herkunft war die Schuld der Lora, sondern der Betrug, den sie an dem Ritter von Falkeneck verübte," antwortete Johannes.

„Aber die Liebe soll Alles vergeben," entgegnete Leonore stürmisch.

„Die wahre Liebe würde auch vergeben haben," erwiderte Johannes. „Die Liebe des Ritters war jedoch zu schwach, um diese Prüfung zu bestehen."

Heino lachte unmuthig auf. „Schwach? Er hatte die große Leidenschaft, die alle Schranken durchbricht."

„Leidenschaft ist nicht Liebe," sagte Johannes.

„Vom kirchlichen Standpunkt aus allerdings nicht," entgegnete Heino. „Wir Dichter sind aber etwas Heiden geblieben. Wir empfangen am liebsten die Weihe von jenen heitren Gottheiten, die den seligen Rausch kennen, den die Liebe verhängt."

Er war gereizt. Der Herrnhuter machte richtig die Sache nur noch verwickelter, indem er die Hauptschuld der Lora abnahm und auf den Ritter wälzte. Und mit welcher unerschütterlichen Gelassenheit sich diese durchdringenden Augen in die seinen senkten, als wollten sie auf dem Grund seiner Seele lesen! Heino's Brauen zogen sich nervös zusammen.

Mit dem Ahnungsvermögen der Liebe fühlte Leonore seine Verstimmung heraus. „Ich hatte so fest geglaubt, daß Sie helfen könnten," sagte sie niedergeschlagen zu Johannes.

Er wandte sich zu ihr. Und als er wieder denselben rathlosen Blick auf sich gerichtet sah, der von ihrem Begegnen in Himmelgarten her in seinem Gedächtniß haftete, wurde der Ausdruck des blassen Gesichtes unendlich mild, und er antwortete: „Ja, ein versöhnender Abschluß läßt sich finden. Denn auch die Leidenschaft kann geläutert werden zu der tiefen ewigen göttlichen Liebe, die in jeder Prüfung erstarkt, die über Wahnglauben und Vorurtheil der Zeit und der Menschen sich siegreich erhebt und die Kraft hat, ein geliebtes Wesen aus Nacht und Schuld zu sich emporzuziehen in lichte reine Regionen. Und ich glaube, es müßte eine herrliche Aufgabe für den Dichter sein, ein Lied von dieser Liebe zu singen."

Die Worte hallten in der Kapelle wider, als gäben die alten Mauern gern den vertrauten Klang zurück.

Leonore neigte sich tief und ehrfurchtsvoll vor Johannes; aber ihre Lippen vermochten nur zitternd zu flüstern: „Ich danke Ihnen, o, ich danke Ihnen."

Heino zog gemessen den Hut. „Ich bin Ihnen sehr verbunden für den Wink, wenn ich auch nicht weiß, ob ich der Dichtung diese Wendung geben kann."

Auch Johannes nahm den Hut ab. „Möchten Sie die Kraft dazu finden," erwiderte er in dem ihm eigenen halblauten Ton, der so weit trug und doch immer gedämpft klang. Er ging ruhig an ihnen vorüber und verließ die Kapelle. Heute wie vor einem Jahrtausend hatte der Priester hier das letzte Wort gesprochen.

Leonore schritt durch den mit Trümmern bedeckten Burghof wie auf Wolken. „O," sprach sie, „nun muß Ihr Werk gelingen. Und wenn die arme Lora erlöst ist, dann wird sie mit ihrem goldenen Zauberstab die Burg in alter Herrlichkeit erstehen lassen. Statt der grünen Eberesche wird dort am Bergfried wieder die Fahne in den Farben der Falkenecks wehen, die das Blau des Himmels mit dem Gold der Erde vereint. Hier am Thorbogen wird das Wappen neu aufgerichtet werden. Aber der Falke soll,

von der Kappe befreit, mit hellem Auge in die Sonne schauen, wie es seine edle Art war in alter glücklicher Zeit."

„Dazu ist wenig Aussicht vorhanden," unterbrach Ravensburgk, der ihnen eilig entgegen kam, ihre begeisterte Rede. „Baron Pölz, der eben noch nachgekommen ist, erzählt, daß Falkeneck wahrscheinlich jetzt schon hinter Schloß und Riegel sitzt."

Leonoren's Fuß stockte. „Wer?" fragte sie mit athemloser Stimme.

Niemand gab Antwort. Die ganze Gesellschaft drängte sich um Baron Pölz, welcher berichtete: „Es gab einen kleinen Auflauf in Jungbrunnen. Der Kroupier Faucon, den man als Herrn von Falkeneck bezeichnet, ist von dem Bankpächter maßlos heftig nach seinem Namen gefragt und, als er nicht gänzlich seine edle Abkunft verleugnen wollte, aus dem Dienst entlassen und ihm gedroht worden, daß er als Schwindler angezeigt werden solle. Da soll er ein Attentat auf Dornheim gemacht haben, mit einem Dolch auf ihn eingedrungen sein."

„Ist Dornheim verwundet?" fragte Frau Paloty, indem sie die Mantille fester um die fröstelnden Schultern zog.

„Unkraut verdirbt nicht," erwiderte Pölz. „Er ist heil davon gekommen."

„Was ist Ihnen?" fragte Heino erschreckt Leonoren, die leichenblaß war und nach einer Stütze griff.

Ihre Mutter trat ruhig zu ihr und flüsterte ihr zu: „Fasse Dich! Auch meine Kraft hat eine Grenze." Laut sprach sie dann: „Es ist nichts. Leonore hat zu heiß gebadet. Aber sie bedarf Ruhe. Herr von Pölz, darf ich Sie bitten, uns Ihren Wagen zu geben, damit wir rasch nach Jungbrunnen zurückfahren können? Sie nehmen dafür unsere Equipage, die noch nicht angespannt ist."

Leonore saß zusammengesunken auf einem uralten Steinbänkchen, das vielleicht einst für Bettler auf dem Schloßhof aufgestellt worden war. Als Heino besorgt ihr den Arm bot, um sie nach dem Halteplatz der Wagen am letzten Aufstieg hinab zu führen, erhob sie sich wie träumend.

Warum war ihr, als sehe sie Heino nur wie aus weiter Ferne, als sie seinem Abschiedsgruß dankte?

Wenige Minuten später rollte der Wagen langsam den alten Burgweg hinab. Und jetzt sank auch Frau Paloty in sich zusammen.

Heino sah ihnen tief verstimmt nach, und es verbesserte seine Laune nicht, als ihn die Gräfin Schwuggensee mit einem fünfeckig gerathenen Eichenkranz krönen wollte.

Auch die übrige Gesellschaft fühlte sich unbehaglich. Der Präsident beklagte die auf dem unebenen Boden umgefallenen Weinflaschen; die Fräulein von Gokel waren in einen mit Nachtschatten überwachsenen Keller gestürzt, und der ‚Sohn seiner Mutter' hatte sich beim Aufstieg zur Burg mit Shawls und Mänteln sämmtlicher Gräfinnen und Baronessen so überbürdet, daß er den ganzen Nachmittag sich nicht wieder erholen konnte.

Während man in allen Sprachen klagte, als solle der Thurmbau von Babel sich erneuern, mit Grashüpfern Krieg führte und ängstlich nach den drohend herabhängenden Giebeln und Zinnen empor lugte, versammelte Ravensburgk die Herren von altem Adel, welche sich in der Gesellschaft befanden, um sich.

„So wird denn also wirklich die Sache an die große Glocke geschlagen," sagte er. „Das widerwärtige Gerücht, das wie ein übel riechender Nebel hier herum zog, nimmt feste Gestalt an und verwandelt sich in ein Aktenstück. Der letzte Sprosse eines der ältesten edelsten Geschlechter sinkt bis zum professionsmäßigen Spieler herab und fällt nun auch noch der rücksichtslosen Justiz in die Hände. Wie wird die Presse diesen Fall einmal wieder ausbeuten! Wie wird der Bourgeois auf seiner Bierbank salbadern über das Sinken des alten Adels! Aber so weit dürfen wir es nicht kommen lassen. Ich wenigstens werde mich sofort nach Jungbrunnen begeben, um zu sehen, wie man den äußersten Skandal abwenden kann."

Man stimmte ihm allseitig zu, und die Gesellschaft verließ in kleinen Gruppen den Burghof und stieg zum Halteplatz der Equipagen hinab.

In der Mittagsstunde des anderen Tages begab sich Ravensburgk in die Wohnung Dornheim's.

Eine Anzahl Herren von Familie hatte sich auf seine Veranlassung entschlossen, für den heruntergekommenen Freiherrn von Falkeneck einzutreten.

Nach Ravensburgk's Erkundigungen war eine gerichtliche Anzeige des Attentates noch nicht erfolgt. Es sollte nun ein Druck auf den Spielpächter ausgeübt werden, daß er keinen Strafantrag stellte, und man wollte eine Summe deponiren, mit welcher der sogenannte Faucon nach Amerika auswandern konnte. Ravensburgk war mit den Verhandlungen betraut worden.

Er traf den Banquier nicht zu Haus. Auf seine Frage, wann er denselben sprechen könne, rief der Portier einen Kammerdiener herbei.

Der alte weißhaarige Mann in tadellos schwarzer Kleidung berichtete mit leiser Stimme, daß sein Herr jeden Augenblick aus dem Bad zurückkommen könne, und als Ravensburgk den Wunsch aussprach, ihn zu erwarten, öffnete er demselben den Salon, rückte ihm einen Sessel zu und verschwand mit lautlosen Schritten.

Ravensburgk war ein wenig überrascht. Solche Kammerdiener gab es sonst nur in den vornehmsten Familien.

Auch der Salon mit seinen dunklen Draperieen, den in einfachem Stil gehaltenen Möbeln, zeigte nichts von der geschmacklosen Ueberladung, der Prahlerei eines Geldprotzen.

Sogar den Landschaften, die in nicht allzu reicher Zahl die Wände schmückten, lagen nur unscheinbare Motive zu Grunde: ein Stück altes Gemäuer mit einem Fliederbusch, ein trübes Wasserauge, von Weiden umstanden.

Und war das ein Altarschrein, der dort an der Hauptwand hing? Seine äußeren Wände waren aus Ebenholz gearbeitet und mit verschlungenen Arabesken verziert, welche durch eingeschlagene silberne Stifte gebildet wurden. Die Art der Arbeit gefiel Ravensburgk durch ihre anspruchslose Eleganz.

Einer der Stifte schien gelockert. Als er denselben aber mit leisem Drucke wieder in das Holz einzupassen versuchte, schlugen plötzlich die Flügelthüren auf.

Ein eigener halb pfeifender, halb zischender Laut drang durch Ravensburgk's Zähne bei dem Anblick, der sich ihm bot.

War es möglich? Durfte er seinen Augen trauen?

Er trat einen Schritt zurück, er strich sich über Stirn und Augen — sie war und blieb es.

Das goldige Haar, die blauen strahlenden Augen, diese Gestalt, die an die zierliche Schlankheit des Rehes erinnerte, war nicht zu verkennen. Und die Beschäftigung, bei welcher sie gemalt worden war, bekräftigte ihren Zusammenhang mit diesen Räumen.

Neben ihr auf einer vortrefflich dargestellten Marmorkonsole lag ein Spiel verstreuter Karten. Mit der einen Hand schien das schöne Mädchen dieselben sorglos bei Seite zu schieben, die andere hielt statt der gern gewählten Blumen oder des gebräuchlichen Buches — das Coeur-As.

„Verdammtes Höllenkind!" murmelte Ravensburgk zornig. „hast Du das arme Herz so fest in Deiner Hand? Gott sei ihm gnädig!"

Er drückte die Thür wieder zu. Aber noch ehe er die auf ihn einstürmenden Gedanken, die sich an diese Entdeckung knüpften, ordnen konnte, ließen sich leichte Schritte vernehmen.

Dornheim trat ein.

Zu jeder andern Zeit hätte Ravensburgk der vornehmen Haltung, der gelassenen Miene, der feinen Form, in welcher Dornheim ihn begrüßte, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber die Entdeckung, die er eben gemacht, hatte ihn vollständig seiner sonst unerschütterlichen Kaltblütigkeit beraubt.

Mit ungemessenem Hochmuth über den Spielpächter hinweg blickend, trug er sein Anliegen wie eine harte Forderung vor.

Als er ihm die zarten Standesgefühle des blauen Blutes auseinander setzte, wurde sein Blick durch eine Bewegung Dornheim's auf diesen gezogen. Er blieb überrascht an ihm haften.

Dornheim hatte sich aufgerichtet. Wie ein Ebenbürtiger stand er ihm gegenüber. Und ebenbürtig war auch der Hochmuth, mit dem er jetzt aus den halbgeschlossenen Augen Ravensburgk ansah und erwiderte: „Mein Herr, ich verstehe und achte Ihre und Ihrer Standesgenossen Besorgniß, bedaure aber unendlich, sie nicht von Ihnen nehmen zu können. Der Angriff des Schwindlers auf meine Person ist gänzlich bedeutungslos, und die Anzeige, welche ich dem Gericht zu machen gedenke, wird desselben nicht erwähnen. Ich bin aber meiner Ehre, — ja wohl, meiner Ehre," betonte er und ein Blick von Stahl traf Ravensburgk, „schuldig, daß der wahre Name meines ehemaligen Kroupiers zu Tage kommt. Ich würde dem Grundsatz meines ganzen Lebens untreu werden, wollte

Das Opfer

Nach dem Oelgemä

Photographie im Verlag von

Digitized by Google

der Athener.

e von A. Gendron.

Lecadre u. Comp. in Paris.

Digitized by Google

ich diesen Herrn Faucon schonen. Indessen sagen Sie doch Ihren hochgebornen Absendern, daß es ein wohlfeiles Mittel sei, den lästigen Standesgenossen hilflos im fremden Lande auszusetzen, wo er nichts thun kann als am Wege sterben, und daß sie sich nicht wundern dürfen, wenn bei solchem eigensüchtigen Verfahren, das den Verlornen sich nur aus den Augen schaffen möchte, auch Ihre verkommenen Angehörigen keine Rücksicht mehr auf Sie und Ihre Empfindungen nehmen."

Mit eiskalter Verachtung in jedem Zuge seines Gesichtes erhob sich Ravensburgk. Ohne ein Wort zu erwidern, verabschiedete er sich von Dornheim in einer Weise, als wische er denselben mit einer Bewegung seiner röthlichen Augenwimpern von der Erde weg. Dann schritt er hinaus.

Zornroth wandelte er in die einsamen Anlagen am Fluß hinaus, wo ihm um diese Zeit Niemand begegnete. Er suchte seine Gedanken zu ordnen. Der Falkeneck'schen Affaire mußte man ihren Lauf lassen; da war nichts mehr zu thun.

Um so rascheres Handeln machte sich nöthig dieser Person gegenüber, über deren wahre Verhältnisse ihm eben ein so grelles Licht aufgegangen war. Die Paloty, mit der sie wie mit einer Dame der Gesellschaft verkehrt hatten, war die Geliebte des Spielpächters. O, sie hatte ihm auch als Lockvogel gedient. Der Abend fiel ihm ein, wo sie unter mysteriösen Reden mit Heino vereint gespielt hatte.

Vielleicht war der Spieler ihrer überdrüssig und wollte sie mit einem vornehmen Mann verheirathen — es gab ja solche Lumpe —, oder sie hatte das abenteuernde Leben satt und streckte ihre dreisten Hände nach einer Freiherrnkrone aus.

Blachrieth mußte Alles erfahren. Aber es widerstrebte Ravensburgk, einen Kavalier wie ein Backfischchen zu warnen. Auch stand er ihm nicht so nah, um ihm ohne peinliche Verlegenheit diese beschämende Enthüllung zu machen.

So war er, in Gedanken und Ueberlegungen versunken, weiter und weiter gegangen und sah sich plötzlich im Lora-Grund.

Nun wollte ich doch, der Wunsch des guten Präsidenten hätte sich erfüllt, und es stünde eine Restauration da, dachte er. Ich habe verteufelten Hunger. Vielleicht ist bei dem Fährmann eine kleine Erfrischung zu bekommen, die ebenso gut ist wie die Kollation, die ich mit dem Prinzen August auf der Bärenjagd in Galizien eingenommen habe.

Er schritt nach dem Holzhäuschen hinüber.

Aber wie das erstemal fand er statt des Knechtes den Herrn.

Am Landungsplatze saß auf einer Steinbank Georg, die Büchse neben sich gelehnt. In tiefe Gedanken versunken starrte er das Boot an, das sich vor ihm leise an seiner Kette schaukelte, während sein Hund, den Kopf auf das Knie seines Herrn gelegt, aufmerksam in dem düstren Antlitz desselben zu lesen suchte.

Ravensburgk athmete auf. „Sieh da!" flüsterte er für sich, „der intime Freund Blachrieth's, der Artilleriehauptmann a. D. Nun, den Herrn von der Bombe soll mir das Schicksal nicht umsonst in den Weg geführt haben. Er mag die Lunte anzünden; das gehört zu seinem Metier."

Mit höflichem Gruß trat er zu Georg heran.

Fast entsetzt sprang dieser auf. Es war auch ein gar zu wunderbares Zusammentreffen. Eben hatte er in Gedanken alle Teufel aus der Hölle geflucht, daß sie ihm den alten Sünder, der ihm die erkorene Braut vor der Nase wegschnappte, einmal vor die Klinge bringen sollten, und sofort trat er zwischen den Kastanienbäumen hervor.

Ravensburgk fand sein Erschrecken zwar etwas zu nervös für solch einen Landbewohner und Kanonier, hielt sich aber nicht weiter damit auf, sondern drückte ihn auf die Bank zurück, nahm neben ihm Platz und theilte ihm in kurzen Worten die Lage der Dinge mit.

Georg hörte ihm mit steigender Bestürzung zu. Die Erinnerung an den Vorgang, den er von seinem Balkon aus am Morgen nach Leonoren's Ankunft wahrgenommen hatte, erwachte und bestätigte das intime Verhältniß der Dame zu Dornheim. Er konnte sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die Situation eine ernste war.

„Wir sind es Blachrieth schuldig, ihm so schnell als möglich die Augen zu öffnen," schloß Ravensburgk. „Sie sind sein bester Freund. Wollen Sie mit ihm sprechen?"

Georg sah ihn finster an. „Nach Frau von Blachrieth's Aeußerungen stehen Sie der Familie näher als ich."

Ein Schatten lief über Ravensburgk's Gesicht. Dann erwiderte er in gleichgültigem Tone: „Frau von Blachrieth ist eine etwas konfuse Dame. Hat sie das gesagt, so können Sie annehmen, daß ich in demselben Augenblick der Familie ferner denn je stand. Ich würde nur in dem Fall, daß Sie es nicht auf sich nehmen wollen, Blachrieth aufzuklären, selbst dazu schreiten. Aber ich glaube, es würde ihm später unangenehm sein, wenn ich dem Ausbruch seiner Gefühle beigewohnt hätte."

Georg erhob sich. Er konnte diesen Freundschaftsdienst nicht verweigern, so schwer er ihm auch fiel.

Aber er schwor sich zu: er wollte nun herausbringen, wie es kam, daß das reizende Mädchen bald mit dem Einen, bald mit dem Andern in Beziehung gebracht wurde, und warum sie mit Thränen in den Augen Händedrücke austauschte. Wenn sie keinen vernünftigen Grund dafür angeben konnte, dann mußte die Liebe zu ihr mit Stumpf und Stiel aus seinem Herzen ausgerottet werden. Diesen barbarischen Entschluß faßte er, während die Hoffnung in ihm wieder lustig empor wuchs.

Er lud Ravensburgk zu seinem Diner ein, was dieser annahm unter der Bedingung, daß Georg einer Einladung zu seinem morgen stattfindenden Abschiedsdejeuner folgen würde.

Nach Georg's Zusage stiegen Beide zum Haus Aufdermauer hinauf und rollten gegen Abend in Georg's leichtem Wagen nach Jungbrunnen hinab.

In jener vertrauenden freudengewissen Stimmung, wie sie die letzte Stunde des Glückes so oft mit sich bringt, rief Heino seinem Freunde Gruß und Willkommen zu, als dieser in sein Zimmer trat.

Auf seinem Schreibtisch lagen Notizen zu dem Manuskript der Lora-Sage, angefangene Gesänge. Blumen, mit bunten seidenen Bändern zu Bouquets zusammengefügt, blühten neben seinen Büchern. Ein Krystallkrug, den der eingeschliffene Namenszug als Leonoren's bisherigen Trinkbecher bezeichnete, stand halb gefüllt neben einer Flasche Rheinwein. — Alles deutete auf sie und auf den Kultus hin, der ihr hier errichtet worden war.

Und als Georg das Zimmer verließ, lagen die Blumen zertreten am Boden, das böhmische Glas in Scherben, und zusammengebrochen stützte Heino das todtenblasse Antlitz auf zerknitterte Papiere.

Die letzte Stunde des Glücks war vorüber.

Das Abschiedsfest, welches Ravensburgk dem ihm bekannten Herrenkreis gab, nahm einen wilderen Charakter an, als die Blasirtheit der Eingeladenen hätte vermuthen lassen.

Als die Zeit des Soupers kam, war die Gesellschaft noch beim Dejeuner. Es war scharf getrunken worden; das bezeugten die vielen leeren Flaschen auf dem Büffet, und noch immer wurden die schlanken Spitzgläser rasch geleert und auf den Wink des vollkommen kühl blickenden Gastgebers wieder gefüllt.

Man besprach die nächsten Pläne. Der Eine ging zu seiner Gesandtschaft nach Petersburg, der Andere zum Manöver, der Dritte zum Wettrennen, Dieser machte eine Hochzeitsreise nach Italien, Jener gedachte mit einer berühmten Tänzerin nach Paris auszufliegen. Pikante Anekdoten, Zweideutigkeiten, Toaste, Gläserklingen und lautes Gelächter wirbelten durch einander und bildeten einen wüsten Knäuel.

Die leichtfertigsten Worte, die wildesten Trinksprüche, das tollste Gelächter kamen aus Heino's Munde und trieben Georg einen leisen Fluch, Ravensburgk ein Lächeln über die Lippen.

„Es ist Zeit; brechen wir auf," sagte Georg, der bei großer Mäßigkeit im Sprechen ungestraft im Trinken mit den Andern hatte Schritt halten können.

Aber sein Plan, Heino dem zügellosen Treiben zu entreißen, schlug fehl. Die Gesellschaft beendete zwar das Dejeuner, aber nur, um sich zu Lakrony zu verfügen.

Die Dämmerung war angebrochen, die Brunnenpromenade längst vorüber, die Kolonnaden und der Kurgarten leer. Erhitzt, den Geruch des genossenen Weines ausathmend, in nachlässiger Toilette und mit dunkel glühenden Köpfen traten die Herren in den Salon der Konditorei, in welchem verschiedene Brunnengäste bei ihrem Thee oder einer Schale Eis die Zeitungen lasen.

Heino's erster Blick traf auf Dornheim.

Das Lachen, mit welchem er der Besorgniß in Georg's Zügen antwortete, fiel diesem schwer aufs Herz. Heino setzte sich nur ein paar Schritte von Dornheim und wendete demselben das Gesicht zu, welches durch eine bleifarbene Blässe, das Zittern der Oberlippe, den unstät flackernden Blick der sonst so schönen Augen entstellt war. Er hatte sich Kognak geben lassen; aber seine Finger waren wie gelähmt, und er griff mehrmals fehl, ehe es ihm gelang, das Glas zu fassen.

Den Spielpächter unverwandt anstarrend, sagte er mit heiserer Stimme:

„Also man besteht darauf, alte edle Namen in den Schmutz zu treten! Es genügt nicht, die Träger auszusaugen, herabzuziehen. Nein, sie sollen auch öffentlich an den Pranger gestellt werden."

Dornheim horchte auf. Seine Stirn färbte ein leises Roth. Aber nachdem er mit einem Blicke aus seinen halb geschlossenen Augen die berauschte Gesellschaft überflogen hatte, legte er ruhig seine Zeitung hin, trank ohne Hast seinen Thee aus und erhob sich, um zu gehen.

Als er an Heino vorüber schritt, rief dieser mit lauter Stimme den anderen Herren zu:

„Der Spielpächter hat noch abzurechnen mit seinem Kroupier im Kotillon."

Dornheim war stehen geblieben.

„Da ist nichts mehr zu thun," murmelte Georg, die Arme kreuzend.

Mit fahlem Blick sah Heino an Dornheim vorüber, und laut, in schneidendem Tone rief er dem Baron Pölz zu:

„Sie waren falsch unterrichtet über diese Paloty. Sie ist nichts als die Coeurdame eines Kartenkönigs oder -Buben."

Todtenstille trat ein.

Nur Dornheim war mit einem Schritt dicht vor ihn getreten. Seine Augen sprühten.

„Lügner!" rauschte es über die schmalen Lippen.

Im nächsten Augenblick sauste Heino's erhobener Stock nach Dornheim's Gesicht.

Georg's starke Faust hielt ihn auf.

„Sind das die Formen," rief er, von heißem Zorn überwallt, „in welchen man eine Ehrensache ausficht?"

Damit warf er das Heino entrungene Rohr bei Seite.

Heino wurde von seinen Bekannten umringt und aus der Konditorei hinaus gezogen.

Am andern Morgen herrschte eine schwüle und doch erregte Stimmung auf der Brunnenpromenade. Die Badegäste raunten sich geheimnißvoll zu; verstörte und schadenfrohe Gesichter schauten unter den grauen Filzhüten, hinter den duftigen Schleiern hervor.

Leonoren's Name ging von Mund zu Mund.

Ahnungslos erschien sie.

Daß Heino gestern nicht zu sehen gewesen war, hatte sie sich mit dem Abschiedsfest Ravensburgk's erklärt. Heiter wie immer flogen ihre Augen über die Gesellschaft.

Aber sie empfing nur kalte Grüße.

Die Damen von Gokel traten schnell an einen Verkaufstisch, als sie vorüber ging; sie hörte, daß sie das Wort: „Coeurdame" murmelten.

Sie faßte Frau von Tromsdorf ins Auge, um sie zu grüßen. Diese wandte ihr den Rücken.

Der Bergrath Müller wandelte an der Seite der Komtesse Schwuggensee vorüber. Sie schien Lust für Beide zu sein.

Frau von Giera fehlte, ein Fall, der noch nicht dagewesen war.

Nur Mister Montagu stellte sich an der Seite auf, ließ sie vorüber passiren, indem er sie, den Mund weit offen, wie immer, mit dreisten Blicken musterte, und Baron Pölz lüftete mit einem zweideutigen Lächeln den Hut.

„Was bedeutet denn das?" fragte Leonore bestürzt ihre Mutter.

Diese antwortete mit einem Achselzucken.

Leonore sah sich um. Sie musterte die in Gruppen lebhaft sich unterhaltende Gesellschaft, konnte aber die Lösung des Räthsels nicht finden.

„Was liegt denn nur heute Empörendes in den Zügen aller dieser Menschen?" fragte sie sich. „Wo ist Heino? Wenn er doch käme, mich hielte. Mir ist, als sänke ich tief, tief hinab."

Da öffnete sich plötzlich die Thür des Lora-Pavillons.

Ein alter Mann in der schwarzen Tracht eines Kammerdieners stürzte heraus; sein weißes Haar flog im Morgenwinde, als er auf sie zu eilte.

Die Befremdung, mit der sie ihm entgegen blickte, verschwand nach seinen ersten athemlos ihr zugeraunten Worten.

Sie stand wie vom Blitz getroffen und starrte ihn an, bis er seinen hastigen kurzen Bericht mit den Worten schloß:

„Vor zwanzig Minuten sind sie Alle in den Höllenschlund gefahren."

Da hörte sie nicht mehr.

Sie flog durch die verwundert und mißbilligend vor ihr aus einander weichenden Menschen. Sie eilte nach dem Platze, wo die Droschken hielten. Mit raschem Blicke hatte sie die kräftigsten Pferde ausgewählt. Zwei Worte an den Kutscher. Sie stieg ein, und in vollem Galopp ging es dem Höllenschlund zu.

Sie stand im Wagen. Ihre Augen waren starr, gerade aus gerichtet. Wie ein Uhrwerk wiederholte ihr Mund das Wort:

„Schneller! schneller!"

Ihre Glieder bebten wie im Frost, trotz der warmen Sommerluft. Vor ihren Augen lag ein trüber Schleier, trotz der strahlenden Beleuchtung der Morgensonne.

Da jagten sie über die Kettenbrücke. Wie eine riesige graue Schlange wand sich der Nebel über der Lora hin, duckte sich zusammen und bäumte sich auf, wie die Schlange, die zum Sprunge ansetzt.

„Sei ruhig, Du kannst mich noch haben," murmelte Leonore mit klappernden Zähnen.

Da sausten sie in den Wald hinein, den sie mit Heino hoch zu Roß durchzogen hatte, in den er — und noch ein Anderer — jetzt vor ihr gefahren waren.

Ringsum glitzerten helle Thautropfen sie an, als bezeichne ein Thränenregen den Weg. Sie drückte die eiskalten Hände an ihre glühende Stirn, sie preßte sie auf das wild schlagende Herz.

„Vorwärts, schneller!" keuchte sie wieder.

„Die Pferde stürzen, wenn sie noch mehr getrieben werden," widersetzte sich der Kutscher, ließ aber doch die Peitsche durch die Luft sausen.

Da tönte schon der Schrei des Raubvogels aus dem Höllenschlund herauf. Kreiste er über einem bereits Gefallenen?

Wie ein zähnefletschender Teufel stieg in ihrem schwindelnden Gehirn die Frage auf: Welchen von Beiden möchtest du preisgeben? Da ist sie am großen Scheideweg.

Seitwärts halten mehrere Wagen. Sie springt aus der Droschke und eilt im Fluge hinab in den Grund.

Da fällt ein Schuß.

Die Kniee brechen unter ihr. Aber sie rafft sich empor. Durch Gestrüpp und Sumpf drängt sie vorwärts. Die Dornen zerreißen ihr Kleid, ihre Hände; das Wasser des Sumpfbodens überfluthet ihre Füße, die, vom einbrechenden Moorboden festgehalten, nur mühsam weiter eilen können.

Jetzt ist die Lichtung des Waldes erreicht. Dort stehen die beiden Männer sich gegenüber. Heino hat die Pistole gehoben.

Der Andere schaut mit furchtlosem Blicke der Mündung der drohenden Waffe entgegen.

Sie will rufen. Die athemlose Brust versagt ihr den Laut.

Da — fällt ein zweiter Schuß. Der Rauch verfliegt.

Heino's Arm sinkt mit der abgefeuerten Waffe.

Noch steht Dornheim. Im nächsten Augenblick aber wankt er. Seine Hand faßt nach der Seite. Mit einem unterdrückten Stöhnen sinkt er zusammen.

Sie stürzt zu ihm hin.

Aus ihrer athemlosen Brust reißt sich mit wildem Aufschrei ein einziges Wort, das wie der Schlag eines Hammers auf alle Herzen fällt: „Vater, mein Vater!"

Sie kniet neben ihm; sie will ihn aufrichten. Aber ihre Kraft ist erschöpft. Sie sinkt zusammen. Ihre Hände schlingen sich um seinen Hals, ihr Kopf gleitet an seine Brust, über das goldene Haar rieseln die Tropfen des entströmenden Blutes.

(Schluß folgt.)

Studien nach dem Leben.

Von Hermann Heiberg.

Gewohnheiten und Unarten.

I.

Man ſagt, daß jedes Blatt von den unzähligen, die auf den Bäumen wachſen, eine Verſchiedenheit zeige. Die Richtigkeit dieſer Behauptung wäre allerdings erſt nachzuweiſen, wenn man alle Blätter pflückte und in die Lage käme, ſie ſorgfältig zu vergleichen. Vielleicht iſt's auch ſo genau nicht zu nehmen, aber ſicher iſt, daß jedes Ding in dieſer Welt, das todte und lebendige, etwas Individuelles hat, und das kann man beobachten, wohin man den Blick wendet. Alſo auch der Menſch. Und ſeiner Eigenart einmal nach einer beſonderen Seite nachzuſpüren, verlohnt ſich wohl ſchon der Mühe.

Faſt Jeder hat eine kleine ihm eigenthümliche, bisweilen auch unartige Gewohnheit. Je ſorgfältiger ältere Augen in ſeiner Jugend über ihm wachten, je weiſer die Mahnung, je nachahmenswerther das Beiſpiel, je geringer werden die Mängel deſſen hervortreten, was wir gemeiniglich gute Erziehung nennen.

Gewohnheiten ſind aber auch erblich. Sie gehen vom Großvater auf die Enkel über, aber in der Jugend kommt die Eigenart nicht allemal gleich zum Vorſchein, ſie entwickelt ſich oft erſt im ſpäteren Alter.

Ich zählte einſt bei einer älteren Dame während eines halbſtündigen Geſpräches einundvierzigmal das Wort Ja. Dieſes Ja hatte einfache und doppelte Ausrufungszeichen, kleine und große Fragezeichen, klang ſinnend und mitleidig, freundlich und erſtaunt, war mißtrauiſch und zornig und vierzigmal — unnöthig. — Das Ja und Nein — als Höflichkeitsdiener im Geſpräch — äußert ſich auch in Bewegungen und Geſichtsausdruck. Ich kannte einen Mann, der bei der Konverſation ſeinen Beipflichtungen durch eine außerordentlich ſtarke Vorwärtsbewegung des Kopfes Ausdruck verlieh. Es machte dieſe heftige Bewegung jedesmal den Eindruck, als ob ihm Jemand einen Schlag auf den Hals verſetzte, und es war Einem Angſt um den armen Mann. — Eine bedeutende Rolle ſpielt bei ſehr vielen Menſchen der Zeigefinger. Er macht lange, ſich wiederholende Marſchrouten auf der Stirn, Entdeckungsreiſen auf der Naſe und hämmert in Pauſen die Mundwinkel oder tupft die Partie unter dem Kinn. Auch jene linksſeitige Warze auf der Backe, die zufolge der Fortvererbung vielleicht ſchon zur Zeit der Kreuzzüge an derſelben Stelle auf dem Geſicht eines der Vorfahren ſaß, wird von den Nachkommen gern und heftig geſtrichen.

Auch Ohrläppchen werden beim Nachdenken angefaßt und geſtreichelt, als ſei's die Wange der Geliebten, aber Viele zupfen auch daran, als müſſe es nun endlich gelingen, das Endchen abzulöſen.

Die ganze Hand hat unendlich viele Beſchäftigungen. Ich beobachtete einſt in einem Reſtaurant einen Mann, der einen Brief ſchrieb. Nach jedem halben Satze, oft nach einem Worte, fuhr er ſich mit der Hand durch das Haar, und zwar — das war mir ſo bemerkenswerth — glitten die geſpreizten Finger ſtets über eine und dieſelbe Stelle auf der linken Seite. Ich ſchaute mich unwillkürlich nach einem wettſüchtigen Engländer um, der auf einen Strich querüber, oder rechtsſeitig, fünfzig Pfund gegen einen Gegner zu ſetzen bereit wäre.

„Kaufen Sie Kornblumen?"

Nach dem Oelgemälde von A. Kozakiewicz.

Die ganze Hand treibt auch allerlei Beſchäftigungen auf der Stirn, fährt über die Backen und klopft den Kahlköpfigen aufs Oberhaupt. Zum Naſenpeiniger werden Daumen und Zeigefinger benutzt. Einer meiner Bekannten kneift dieſen ſchuldloſen Theil ſeines Körpers und hat glücklich bewirkt, daß ſich eine gewiſſe ſpitz wirkende Röthe eingeſtellt hat. Dieſe beiden Finger haben auch ſehr viele feſte Anſtellungen bei Männern, die hohe Kragen tragen und durch die fortwährende Berührung derſelben eine unbewußte Zärtlichkeit gegen Wäſcherinnen an den Tag legen. In ſchnellen regelmäßigen Pauſen werden die Enden gepackt und zurecht geſchoben. Häufig haben ſie auch noch Pflichten, deren Ausübung ſich tiefer nach unten erſtreckt. Am Kragenausſchnitte iſt fortwährend zu thun, und die Kravatten mit und ohne Enden und Schleifen kommen niemals zur Ruhe.

Die vier Finger ohne Daumen ſind vielfach als Putzer angeſtellt. Immerfort ſcheint dem nervöſen Inhaber dieſer Vier etwas Staub auf dem Rocke zu ſitzen. Die abſonderliche Bürſte iſt in andauernder Bewegung, und wenn gar Aſche von der Cigarre herabfällt, nimmt's mit dem Reinigen kein Ende.

Die ganze Hand verliert ſich auch gern in Seiten- und Hintertaſchen. Einer meiner Bekannten kann überhaupt etwas aufmerkſam nicht betrachten, z. B. ein Gemälde in der Kunſtgalerie, ohne beide Hände hinten zu vergraben, und ein Anderer ſchiebt die rechte Hand in die Bruſt und ſteht da, als ob er modellirt werden ſollte. Der Daumen wird gern eingehakt. Viele haken ihn in die Rocköffnung, manche auch an derſelben Stelle in die Weſte.

Seitdem geſchloſſene Rocke in der Mode ſind verliert ſich der Tommeltot (eine charakteriſtiſche däniſche Bezeichnung für den kleinſten Finger der Hand) nicht mehr in die Weſtentaſchen.

Eine beſondere Species in der Geſellſchaft bilden die Leute, welche Brillen oder Pincenez tragen. Ein Gelehrter, den ich kenne, nimmt die Brille ab, putzt ſie, ſpricht, ſetzt ſie wieder auf, zieht von Neuem das ſeidene Tuch hervor, putzt abermals, vergißt beim eifrigen Geſpräch aufzuſetzen, erinnert ſich, reinigt nochmals, und ſchiebt nun endlich das Glas auf die Naſe, um nach fünf Minuten dieſelbe Procedur zu wiederholen. — Sehr gern wird auch mit den an Bändchen befeſtigten Gläſern geſpielt. Sie werden benutzt, um der Handbewegung beim Sprechen einen nachdrücklicheren Impuls zu verleihen, ſie werden geſchwenkt, und mit ihren Rändern wird leiſe aber permanent auf den Tiſch geklopft.

Manche Menſchen ſind fortwährende Lacher und zwar, wo nichts zu lachen iſt. Die gleichgültigſten Reden begleiten ſie mit einem lauten Geräuſch, und nicht etwa aus Verlegenheit, ſondern um ihren Worten eine größere Bedeutung beizulegen. Wie alles Unzeitige abſtoßend wirkt, ſo iſt auch dieſe Gewohnheit ganz beſonders ſtörend. Lacher ohne Grund gleichen einem arg verſtimmten Piano, man möchte ſich die Ohren zuhalten. Einige haben die Gewohnheit, beim Zuhören den Mund in die Breite zu ziehen, als ſeien ſie Kinder, die ſich im Fratzenſchneiden üben, und vieler Leute Hüſteln, Räuſpern, Blinzeln und

Digitized by Google

Lippennagen ist kaum zu ertragen. Einige bringen die Unarten ihrer Kinderjahre mit ins erwachsene Alter hinüber. Ich sah einen meiner Schulkameraden noch mit dem dreiundzwanzigsten Jahre die Zunge unter die Unterlippe schieben und Beides in Bewegung setzen. So saß er mit zerstreutem Gesicht auf der Schulbank, und so hörte er in späteren Jahren schweigend Anderen zu. Sein Vater hatte es ebenso gemacht bis an seinen Tod.

Jüngst beobachtete ich eine Scene zwischen einem Leisesprechenden und einem ungeduldigen, etwas herrischen Geschäftsmann. Der Leisesprecher, zudem ein Lispler, begann seine unverständliche Rede.

„Verstehe kein Wort!"

Der Supplikant wiederholte in gleichem, gedämpftem Ton, was er eben gesprochen.

Jener griff ein verständlicheres Wort heraus, zuckte mit unverkennbarem Unbehagen fragend die Achseln und ging an sein Pult zurück, als ob der Besucher nicht mehr anwesend sei.

Es entstand eine Pause, nach welcher der Lispelnde nochmals begann, diesmal aber, vielleicht aus Furcht, nur noch Laute hervorhauchte.

„Lieber Herr! Räthsel zu rathen, fehlt mir die Zeit. Entweder sprechen Sie, daß man's hören und verstehen kann, oder entfernen Sie sich!"

Nach diesem heftigen Ausbruch nervöser Ungeduld öffnete der Fremde zwar noch einmal den Mund, aber ein völliges Unvermögen stellte sich ein. Er verbeugte sich schließlich betreten, ging und ward nicht mehr gesehen.

Die Ausführlichen, die selbst auf offener Straße im strömenden Regen ihre langen Tiraden ablösen und ihre Mitmenschen empfindungslos festhalten, sind auch nicht allzu selten. Ausführliche Erzähler sind furchtbare Quälgeister der Menschheit.

Welch eine Erquickung, wenn in der heutigen beschäftigten Zeit Jemand kurz, knapp und klar seine Meinungen und Wünsche äußert! Und das gilt nicht nur im geschäftlichen Verkehr, auch in der gesellschaftlichen Konversation wirkt das präcise, das Wesen der Sache betreffende Wort überaus anheimelnd. Wem der Schöpfer schnelles Fassungsvermögen nicht verlieh, der möge wenigstens nachdenken, bevor er redet. Ohne vorheriges Nachdenken aber sprudelt der langsam Ueberlegende seine Meinung heraus, und so entsteht das Geschwätz, welches mit der Leierkastenmelodie in der Musik zu vergleichen ist.

Was will das werden?

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Friedrich Spielhagen.

(Fortsetzung.)

10.

Es war ein sehr weites und hohes Gemach, in welchem ich kaum eine Einzelheit erkennen konnte, da es, nach Westen gelegen, so ganz von dem röthlichen Widerscheine einer letzten höchsten Abendwolke erfüllt war, daß ich im ersten Momente nicht einmal die Lampen bemerkte, von denen eine auf einem großen Tisch in der Mitte, ein paar andere in den Ecken auf Postamenten brannten. Ich hatte, eintretend, Reisetasche und Mütze auf einen Sessel neben der Thür gelegt, während der Herzog bis zu dem Tisch geschritten war, an welchem er sich jetzt in einen Armstuhl niederließ, mich auffordernd, zu ihm zu kommen und auf einem Sessel vor ihm Platz zu nehmen. Ich gehorchte, vorsichtig über den glatten Marmorfußboden schreitend, der nur da, wo er saß, und an einigen anderen Stellen mit Teppichen belegt war. Mein Fuß war so lange auf Moosboden getreten, und die marmorne Pracht, die mich umgab, so wenig ich auch davon unterscheiden konnte, machte einen schauerlichen Eindruck auf mich, da mir unwillkürlich der weite von Blumenduft erfüllte Raum, in welchem die beiden einzigen Personen zu verschwinden schienen, die niedrige, von Menschen wimmelnde, dunstige Waldschenke und das Leben der armen Leute „vom Walde" in Erinnerung brachte.

So fielen denn die Antworten, die ich dem Herzog auf seine mancherlei in der bei ihm gewohnten raschen und kurzen, oft abspringenden Weise gestellten Fragen gab, recht mangelhaft und verworren aus. Ich fühlte das wohl; er aber schien es nicht zu bemerken, obgleich er sonst dergleichen ungebührliche Zerstreutheit sofort und streng rügte. Ich hatte den Eindruck, als ob er selbst mit irgend etwas, das mit seinen Fragen in keinem Zusammenhange stehe, innerlich beschäftigt sei und an meinen Antworten so wenig ein Interesse nehme, als an seinen aufs Gerathewohl gestellten Fragen. Oder an der Erzählung seiner Berliner Erlebnisse, in die er, ich weiß nicht wie, gerathen war, und in welcher „der Mann, dessen Namen er nicht zu nennen brauche", die hergebrachte unliebsame Rolle spielte. Zugleich sagte mir eine Stimme, daß dies Etwas, was ihn innerlich beschäftige, sich auf Adele beziehen müsse; er hatte sie sicher nicht uns allein lassen heißen, damit wir das völlig unfruchtbare Gespräch mit einander führen könnten.

Und ich schien mich nicht getäuscht zu haben. Plötzlich traf ihr Name mein Ohr, nicht: Adele, sondern: Frau von Trümmnau, wie er sie immer mir gegenüber nannte.

„Sie erinnern sich," fuhr er fort, „was ich Ihnen an dem Abend vor meiner Abreise sagte. Ich weiß, daß Sie einen lebhaften Antheil an der liebenswürdigen Dame nehmen, wie sie selbst — was Sie sich immerhin als ein Kompliment anrechnen dürfen — sich nicht minder lebhaft für ihren jungen Protégé interessirt. Als ein solcher echauffirten Sie sich, wie billig, neulich Abends für Ihre Dame, und ich glaube, ich gerieth darüber ebenfalls in einen größeren Eifer, als just nöthig war — sich zum wenigsten in der Folge nöthig erwiesen hat. Ich will nicht sagen, daß Frau von Trümmnau gestern Abend — ich bin bereits seit gestern Abend zurück — und selbst noch heute nicht auf ihre Emancipationsideen zurückgekommen ist. Sogar mit einiger Lebhaftigkeit. Aber meine alte erprobte Erfahrung und Welt-, Menschen- und Herzenskunde hatten doch einmal wieder Recht behalten. Sie konnte denn doch nicht in Abrede stellen, daß das Bild des famosen Russen in den Jahren ein wenig stark eingedunkelt ist und verhältnißmäßig an seinem Zauber verloren hat. Und nebenbei vermuthlich vice versa, obgleich ich ein zu höflicher Mann bin, einer schönen Frau gegenüber auf diese Seite der Medaille auch nur hinzudeuten. Es bedurfte dessen auch nicht, da sich auch ohne das die Vortheile ihrer hiesigen Situation für ihre klugen Augen ganz von selbst in das rechte Licht gestellt hatten. Enfin, wir beide: Frau von Trümmnau und ich, haben unsere kleine Différenz à l'aimable ausgeglichen, und ich theile Ihnen das mit, weil ich weiß; daß es Sie freuen wird, und damit Sie dieser Ihrer Freude, wenn die Rede, wie wahrscheinlich, zwischen Euch Beiden darauf kommt, einen diskreten Ausdruck geben."

Ich war starr. Denn von zwei Dingen konnte doch nur eines sein: entweder Adele hielt trotzdem an ihrer Liebe fest und hatte also gelogen, als sie dieselbe scheinbar preisgab; oder sie hatte sie wirklich preisgegeben und dann den Mann verrathen, an dessen Halse sie vor meinen Augen gehangen. War aber das Letztere der Fall — und in meiner verzweifelten Stimmung hielt ich es für wahrscheinlich, um es im nächsten für gewiß zu halten — nun, es gab eine Zeit, wo meine eifersüchtige Liebe darüber aufgejauchzt hätte. Jetzt nicht mehr. Jetzt, wo ich ihr nach so schweren Herzenskämpfen voll und rein entsagt, empfand ich nichts als Empörung über einen so schimpflichen Verrath des Herzens um die dreißig Silberlinge elender weltlicher Vortheile. So mochte sie denn hinfahren auf dem stolzen Glücksschiff mit den seidenen Segeln, das zu verlassen ich im Begriff war und nun gewiß verlassen wollte!

„Es scheint, dieser Ausgang hat Sie denn doch überrascht?" sagte der Herzog, als ich beharrlich schwieg, mit einem Stirnrunzeln des Erstaunens.

„Ja, Hoheit," erwiderte ich entschlossen; „er hat mich überrascht, und ich gestehe, auf eine peinliche Weise."

„Ich bitte gehorsamst, mir das zu erklären," sagte er, indem sich die Falten auf seiner Stirn vertieften.

„Ich fürchte, Hoheit wird von meiner Erklärung wenig befriedigt sein," fuhr ich fort, nun, da die Entscheidung gekommen war, mit einer Festigkeit, über die ich erstaunt war. „Ich halte es aber für das heilige angeborene Recht jedes Menschen, sich sein Schicksal nach seinen Ueberzeugungen und nicht zum wenigsten nach den Bedürfnissen seines Herzens zu gestalten. Wer dies Recht aufgiebt, macht sich zum Sklaven, schmiedet sich an die Kette, und wäre sie von Gold. Und um so schlimmer, wenn sie von Gold ist, denn dann liegt der Preis gleich bei der Waare, und dem Sklaven bleibt nicht einmal der armselige Trost, sich einbilden zu können, er habe seine Freiheit verschenkt."

Ich hatte sicher geglaubt, vielmehr, ich hatte gehofft, der Herzog werde das nicht von seinem Schützling geduldig hinnehmen;

ich hatte mich getäuscht. Die Falten von seiner Stirn waren verschwunden, als er jetzt nach einer kleinen Pause ruhig, fast freundlich erwiderte:

„Das klingt Alles recht schön und gut, und ungefähr habe ich dergleichen schon oft selbst gesagt. Sie vergessen nur in diesem Falle Eines: daß in der Wagschale nicht immer gerade Gold zu liegen braucht, oder ein Brennusschwert oder dergleichen rohe Dinge. Daß es wiederum eine Ueberzeugung und ein Herzensbedürfniß sein kann, wie eben in diesem Falle. Zugegeben, Frau von Trümmnau bringt ein Opfer; aber sie bringt es mir — Jemandem, dem sich dankbar zu erweisen, den zu lieben sie sich verpflichtet fühlt. Dankbarkeit und Liebe sind keine sklavischen Gesinnungen, und man darf sie acceptiren, wie ich es thue, ohne sich damit zu einem Tyrannen zu erniedrigen."

Es war das erste Mal, daß der Herzog seinem Verhältniß zu Adele mir gegenüber einen so unzweideutigen Ausdruck gab, und ich fühlte mich halb entwaffnet. Nur halb: denn auf den heiligen Glanz des Verhältnisses von Vater zu Kind fiel ein dunkler Schatten. Unten im Thal war ich eben durch die Mühle gekommen, in der Eine gewohnt hatte, die für sich selbst auf Liebe und für ihr Kind auf ein Vaterherz Anspruch erhoben hatte und — damit abgewiesen war. Mit der Heiligkeit der Naturbande schien es hier also doch nur mißlich zu stehen. Mich aber fesselte an ihn kein Band, das ich nicht hätte zerreißen dürfen, ohne göttliche und moralische Gesetze zu verletzen. Was denn zögerte ich?

Für den Moment hatte ich jedenfalls schon zu lange gezögert, denn er fuhr, offenbar mein Schweigen für sich deutend, in einem Tone fort, der jetzt fast herzlich klang:

„Sehen Sie, Sie wissen nichts vorzubringen, und ich freue mich, offen gestanden, Sie überzeugt zu haben. Schon deßhalb, weil ich, nachdem dieser Stein des Anstoßes für Sie beseitigt ist, mit Ihnen selbst glattere Bahn zu haben hoffe. Frau von Trümmnau sagt mir, daß Sie mit Hartnäckigkeit daran festhalten, Ihr Verhältniß hier zu mir und meinem Hause als ein passagères zu betrachten — als einen Besuch gewissermaßen, den Sie mir auf meine Einladung machen, und der, wie jeder Besuch, einmal sein Ende finden wird. Ich wünsche, daß Sie diese Auffassung fallen lassen. Selbstverständlich sind Sie mir gegenüber vollkommen frei und Herr Ihrer Handlungen und Entschlüsse. Daß Sie, wie Sie Frau von Trümmnau gesagt haben, mein Schuldner wären, weil ich Sie aus Ihren alten Verhältnissen gelöst und Ihnen die Mittel gewährt habe, ein halbes Jahr oder so unter Weißfisch' Leitung die Schauspielkunst zu studiren, ist mit Ihrer Erlaubniß falsch. Das Gegentheil findet statt: nachdem ich Sie aus Ihren alten Verhältnissen gelöst, habe ich auch die Verpflichtung, weiter für Sie zu sorgen. Das kann auf mancherlei Weise geschehen, und ich habe mir auch bereits einen Lebensplan für Ihre nächsten Jahre ausgedacht und Frau von Trümmnau mitgetheilt, die ganz damit einverstanden ist. Daß wir, Frau von Trümmnau und ich, dabei auf unsere Kosten zu kommen suchen, das heißt: Sie so viel als möglich in unserer Nähe behalten wollen, werden Sie begreiflich finden. Damit genug für heute. Und jetzt gehen Sie auf Ihr Zimmer. Auf Wiedersehen in einer Stunde beim Thee!"

Er winkte mit der Hand; ich erhob mich, an allen Gliedern wie gelähmt. Gegen seinen Zorn wäre ich gewaffnet gewesen, gegen seine Güte war ich machtlos. Ach, und er hatte so gütig gesprochen, wie noch nie; so wohlwollend, so bittend fast, ohne auch nur einmal den Fürsten durchblicken zu lassen, so ganz nur als ein älterer, reiferer, besorgter Freund! Und da war mir denn, während er sprach, gewesen wie damals, als ich und Fritz Brinkmann unser leckes Boot gegen Strom und Wellen zum Ufer zwingen wollten und es nicht konnten, und endlich die Ruder sinken ließen und sagten: wenn der Wind nicht umgeht, sind wir verloren

Damals ging der Wind um, aber jetzt —

Ich schwankte fast über den Marmorboden nach der Thür, durch die wir eingetreten waren.

„Da kommen Sie in den Park!" sagte der Herzog hinter mir her.

„Ich wollte nur meine Reisetasche holen," erwiderte ich verwirrt.

„Ja so! à propos Reisetasche! Haben Sie das Buch gefunden, das ich Ihnen hatte hineinlegen lassen?"

„Ja, Hoheit."

„Wissen Sie, daß es eigentlich ein wenig unfreundlich von Ihnen ist, mir darüber auch nicht ein Sterbenswort zu sagen? Sie haben es am Ende nicht einmal gelesen?"

„Doch, Hoheit!"

„Oder nicht goutirt. Man schweigt sich doch nicht aus über ein Buch, an dem man Freude gehabt hat. Nun?"

„Was soll ich sagen, Hoheit?"

Ich hatte mich auf seinen Aufruf wieder gewandt, und wir standen uns jetzt, da er sich inzwischen ebenfalls erhoben hatte, einander gegenüber. Aber die herzgewinnende Freundlichkeit, die vorhin seine Züge belebt hatte, war völlig verschwunden und hatte einem finsteren Ausdruck Platz gemacht, welcher sich besonders um die Augen koncentrirte, die starr und gläsern auf mich geheftet waren.

„Was Sie sagen sollen?" rief er mit unterdrückter Heftigkeit. „Schöne Frage! da darf ich sie wohl in Ihrem Sinne beantworten? Der gute Herr hätte besser gethan, die Hände von dem Spiel zu lassen, das er nicht versteht, das nur wir verstehen, wir, die Poeten von Gottes Gnaden! Meinen Sie das? Dilettantenkram! Verse, wie sie Jeder machen kann! Schülerarbeit! nicht werth, einem Meister vorgelegt, von einem Meister beurtheilt zu werden! So sagen Sie es doch! Oder hätte der Herr Poet von Gottes Gnaden nicht einmal den Muth seiner Meinung?"

„Lassen mich denn Hoheit auch nur zu Worte kommen?"

Er biß sich auf die Lippen und aus seinen Augen schoß ein zorniger Blitz.

„Ich danke Ihnen für diese Lektion," sagte er mit bebender Stimme. „Nun die andere, wenn ich bitten darf!"

Jetzt war der entscheidende Augenblick da. Ich fühlte es bis in den letzten Nerv. Jagte er mich weg, weil ich seine Verse nicht loben wollte, nun, so war die Freiheit, die ich bei ihm genießen sollte, eitel Schein und Lüge; so war es — von allem Anderen abgesehen — mein Recht und meine Pflicht, dieser Lüge ein Ende zu machen mit Schrecken, wenn es sein mußte, lieber, als das Grauen dieser Lüge endlos weiter zu schleppen.

Er hatte den Platz, auf dem er mir gegenüber gestanden, verlassen und ging mit Schritten, die von dem marmornen Fußboden widerhallten, auf und ab. Ich folgte ihm mit den Augen und sagte mit einer Festigkeit, über die ich mich selbst wunderte:

„Zuerst werden mir Hoheit die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich mich nie für einen Poeten von Gottes Gnaden ausgegeben habe. Ich habe mich für einen solchen in meinem Innern auch noch nie gehalten, und ebenso wenig für einen Kenner in poetischen Dingen, der zu einem Urtheil berechtigt wäre und dessen Urtheil einen Werth hätte. Ich kann nichts geben, als meine subjektive Empfindung, und wenn also Hoheit darauf bestehen, daß ich dieselbe über Ihre Gedichte äußere, so muß ich allerdings sagen —"

Ich kam nicht weiter. Eine schmale Seitenthür dicht neben dem gewaltigen Kamine hatte sich geöffnet und Adele war in das Gemach getreten, eilenden Schrittes auf den Herzog zugehend, der sich in diesem Momente halbwegs zwischen jener Thür und mir befand.

„Was soll das heißen?" rief er heftig.

Sie antwortete nicht, sondern kam vollends an ihn heran und suchte seine Hand zu fassen, die er ihr entzog.

„Wer hat Dich gerufen?" herrschte er sie an; „Du weißt, ich liebe dergleichen Ueberraschungen nicht. Oder bin ich nicht mehr Herr in meinem eigenen Hause?"

Sie hatte nun doch seine Hand ergriffen und war, dieselbe festhaltend, an seiner Seite niedergesunken, mit leisen, flehenden Worten, in die sich manchmal ein lauteres Schluchzen mischte, zu ihm emporsprechend, der sich vergebens loszumachen suchte, wobei er fortwährend die blitzenden Augen auf mich gerichtet hielt.

Und während ich, ein stummer Zeuge dieser seltsamen Scene, da stand, kam plötzlich jene wunderlichste aller Empfindungen über mich: daß man das, was da um uns geschieht, schon einmal erlebt hat. In diesem Saale, in welchem jetzt der Abendschimmer längst erloschen war und dessen mächtigen Raum die spärlichen Lampen nur so weit erhellten, daß ein gespenstischer Schein von den weißen Statuen an den Wänden flimmerte, und aus den Wandgemälden, an deren gewaltigen goldenen Rahmen hier und da ein röthlicher Reflex aufblitzte, ein nackter Menschenleib tauchte, oder ein unheimliches Gesicht, wie wenn Jemand durch die Wand herein- und auf mich niederschaute — in diesem Saale war ich schon einmal gewesen zu eben dieser Stunde. Und den hohen

Mann mit den blauen blitzenden Augen, den hatte ich gesehen an eben derselben Stelle, und eine Frau hatte vor ihm gelegen — gerade so auf den Knieen, seine Hand festhaltend, die er ihr entziehen wollte; in leisen, schluchzenden Worten, die ich nicht verstand, zu ihm emporsprechend. Nur Eines war nicht da und ich sah es doch: das Kind, das neben der Frau, die seine Mutter war, auf den Knieen gelegen und auf seiner Mutter Geheiß die gefalteten Händchen zu ihm emporgestreckt hatte — das Kind, das ich gewesen war!

Ich, der ich da stand und mich nach einem Gegenstande bückte, der dem Herzoge, als er sich niederbog, Adele aufzuheben, aus der Tasche geglitten, sich ihm von der Kette gelöst haben mochte — ich weiß es nicht — und auf dem Marmorboden bis zu mir gerollt war und jetzt zu meinen Füßen lag, der ich mich niederbog, es aufzuheben, und es jetzt in der Hand hielt: mein Medaillon mit dem Bilde der Mutter, dessen Kapsel in dem Momente, als es zur Ruhe kam, aufgesprungen war, als wollte es dem Träumer zu Hilfe kommen und ihm seinen Traum deuten.

Es war nicht mehr nöthig gewesen: er hatte auch ohne das das Furchtbare voll begriffen.

Und nun packte es ihn und schüttelte ihn, daß ihm die Glieder flogen, es dunkel wurde um ihn her und er meinte, er müsse zu Boden sinken. Und daß ihn dann der Marmorboden verschlingen möchte!

Ich hatte mich doch aufrecht erhalten, aber wohl für einen Moment das Bewußtsein verloren, das mir erst von einer Berührung wiederkam. Es war Adele, die mich an beiden Händen gefaßt hatte und mit schreckensbleichem Gesichte zu mir aufschaute. Und nun sah ich auch den Herzog wieder. Er stand, näher als vorhin, aber noch immer in einiger Entfernung, mit einer finsteren und doch gespannten Miene auf mich, auf uns blickend.

Auf uns! auf mich und auf sie, die ich so grenzenlos geliebt hatte!

Entsetzen!

Ich schleuderte das schöne Weib von mir, als wäre es eine giftgeschwollene Natter, und stürzte aus dem Saale in die Nacht hinein.

Wie ich den Weg durch die vielverschlungenen Pfade des Parks gefunden habe — ich weiß es nicht. Ich rannte nur fort, denselben Weg, den mich vorhin der alte Müller geführt hatte, denselben Weg, den mich meine Mutter getragen hatte in ihren Armen, während die Sterne droben schimmerten. Und blickte jetzt wieder zu ihnen auf, aber nicht mehr mit den wundernden Kinderaugen — mit den Augen eines Verzweifelten, den sie zu verhöhnen schienen in ihrer stillen Majestät.

Nun quellen sie hervor in unendlicher Zahl, die ich eben nur noch vereinzelt sah, denn der Park liegt hinter mir, und ich eile den schmalen Pfad über die Wiese hin dem Bache zu und dem Rauschen, das immer lauter wird. Aber ich weiß, es ist nicht der Bach, der so rauscht; es ist der Wasserberg, der ganz schwarz ist, nur daß weiße Streifen über ihn hingleiten, die im Lichte der Sterne flimmern. Und hart an ihm vorüber geht es über den Steg, von dem mich der Mann mit den blauen blitzenden Augen an jenem Morgen weggetragen hat, als ich hier auf der Wiese gespielt hatte, die aber keine Wiese war, sondern ein Wald von hohen nickenden Halmen, über denen riesengroße bunte Schmetterlinge flogen.

Und da ist der Steg, und da ist der schwarze Wasserberg mit den flimmernden weißen Streifen. Hier hat die Mutter mit mir gestanden, hier an dieser Stelle. Und sich so über das schwanke Geländer gebogen, und so schoß unter dem Stege das Wasser siedend und gurgelnd dahin.

Das dünne Geländer, das eigentlich nur eine Stange ist, biegt sich unter meiner Last. Wenn es bricht! Es ist heute mehr Wasser im Bache, als dem Müller lieb ist! Und um das Schwimmen mit dem lahmen Arme wird es wohl mißlich stehen. So kann's bald vorüber sein.

Eine schwere Hand legt sich mir auf die Schulter, und eine große Gestalt steht neben mir. Ich habe sie vor dem Donner des Wasserberges nicht kommen hören, und es ist so dunkel, daß ich nur eben die Umrisse der Gestalt sehe. Aber er ist es nicht, vor dem ich fliehe. Er! wie käme auch er hierher!

„Wer sind Sie?"

„Ich bin der Müller Siebenpfeiffer. Wer Sie sind, junger Herr, das brauche ich nicht zu fragen. Ich habe Sie auf den ersten Blick erkannt an der großen Aehnlichkeit. Sie sind ihr wie aus den Augen geschnitten. Kommen Sie von hier weg, junger Herr! Der Ort ist schon einmal ein böser Ort für Sie gewesen. Und mir scheint, er könnt' es noch einmal werden."

Der Alte hat mich mit einer Kraft, die mir unwiderstehlich scheint, am Arme ergriffen und von dem Stege geführt. Ich kann eben keinen Widerstand leisten, denn meine eigene Kraft ist gebrochen, und als wir jetzt den Hof erreichen, muß ich mich schwer auf seine Schulter stützen.

„Kommen Sie ins Haus!" sagte er.

„Ich kann nicht," erwiderte ich; „ich muß fort, fort. Ich bitte Sie, ich flehe Sie an, helfen Sie mir von hier!"

„Morgen, wenn Sie wollen; heute nicht mehr."

„Sie versprechen es mir?"

„Ja, das thue ich."

„Und wenn man mich hier sucht?"

„So soll man Sie nicht finden, wenn Sie nicht gefunden sein wollen."

„Nein, nein! Lieber sterben!"

„Just so sagte Ihre Mutter auch."

Wir stehen vor der Hausthür, in der eine Matrone erscheint, die, das Licht mit der Hand schützend, uns entgegen leuchtet.

„Bist Du's, Alter?"

„Ja, Alte. Und ich bringe da Jemand, den Du schon kennst."

„Herr Gott!"

„Still! Hinein ins Haus! und mach' das Licht aus."

Er hat uns durch die Thür geschoben, die er hinter uns zudrückt. Die Alte hat das Licht ausgeblasen. Ich stehe mit ihr auf dem dunklen Flur hinter der Hausthür. Auf dem Pflaster des Hofes klappern Pferdehufe. Eine unbekannte Stimme fragt; die tiefe Stimme des Alten antwortet. Dann wieder das Klappern von Pferdehufen. Als sie verklungen sind, öffnet der Alte die Thür, die er hinter sich abschließt, und dann ein Schwefelholz anreißt.

„Es war der Reitknecht Martens," sagt er; „sie haben schon Boten nach allen Richtungen geschickt."

Er leuchtet mir mit dem wieder angezündeten Lichte ins Gesicht. Die alte Frau schlägt vor Verwunderung die Hände zusammen.

„Sagte ich es nicht? ganz wie seine Mutter. Und er will auch nicht gefunden sein. Hörst Du, Alte?"

„Ich höre schon," erwidert die Matrone. „Mir ist's recht. Wenn's nach mir gegangen wäre, Der im Schlosse hätt's nie erfahren, daß Du sie aus dem Wasser gezogen hast, und es auf dem Gewissen behalten müssen zu allem Anderen." (Fortsetzung folgt.)

„Kaufen Sie Kornblumen?"

Von **Viktor Blüthgen.**

(Mit Illustration S. 384.)

„Kornblumen, Herr?" — das Mädchen ruft.
Still halt' ich im Vorüberwandeln,
Um diese Schönheit ohne Duft,
Dies holde Unkraut einzuhandeln.
Wie leuchtet's her so tief und satt,
Der Aehren grellem Grund entzogen!
So strahlend blau, als ob sich's hat
Am Blau des Himmels satt gesogen.

Reich her, schwarzhaarig Kind der Flur!
Du bist zum Handel just die Rechte,
Und wär's um diese Augen nur
Und deines Lächelns holde Mächte:
Das blitzt wie Feld im Morgenthau,
Darüber Lerchentriller steigen,
Das buhlt um Gunst so kinderschlau,
Halb schüchtern, halb mit trautem Neigen.

Feldblume selber, frisch erblüht —
Behüt dich Gott vor üblen Händen!
Ein Veilchen noch, getränkt, besprüht,
Wird dieser Strauß mich reizend blenden:
Dann fruchtlos welkend, abgewehrt
Nach ihn im Lehricht auf der Gassen — —
Behüt dich Gott! Sei dir beschert
Ein reines Blühen und Verblassen!

Die Neugriechen.

Von Eduard Engel (Berlin).

Die „griechische Frage", d. h. die Abtretung von Epirus, Makedonien und sämmtlichen Inseln an Griechenland, beschäftigt jetzt, wie in den letzten Jahrzehnten ja schon wiederholt, seit Monaten die ganze europäische Großmachtdiplomatie, die Börse und die Presse. Jeder Zeitungsleser hat sich über diese Frage, wie über die meisten andern, sein Urtheil längst gebildet, d. h. er hat es fix und fertig aus seiner Morgenkaffee-Zeitung übernommen und kommt damit aus. Von dem Volk aber, welches diese neueste „Frage" mit so nachdrücklichen Fragezeichen auf die politische Schreibtafel geschrieben und sie immer wieder schreiben wird, bis sie einmal endgültig beantwortet sein wird, hat man eine erstaunlich geringe Kenntniß.

Griechenland liegt nicht mehr außerhalb der europäischen Grenze wie früher; man kann wöchentlich mehrere Male auf sehr verschiedenen Wegen, wenn Einem die Cholera nicht gerade einen der kürzesten versperrt, nach Athen gelangen und von dort eine schnelle Rundreise auf bequemen Dampfern des Oesterreichischen Lloyd und der drei griechischen Dampfergesellschaften um den Peloponnes machen. Man bekommt bei solcher vergnüglichen Rundfahrt allerhand Küstenstädte und -städtchen zu sehen, die sich vom Schiffe aus äußerst malerisch ausnehmen, hat in Athen eine Mischung von Pariser und Brüsseler Leben mit einigem orientalischen, in Korfu ein süditalienisches Hafenstädtchen mit etwas Griechenthum kennen gelernt, ist allenfalls von Katakolo nach Pyrgos und von hier nach Olympia in einem behaglichen Wagen gefahren, hat entweder einen Dolmetscher mitgenommen oder ist mit Stangen gereist, hat natürlich bei dieser Gelegenheit auch einige Fustanella* tragende Griechen, wohl gar einige Bauersleute gesehen, und nun ist man mit Griechenland und den Griechen fertig. Die Zahl der Ausnahmsreisenden, welche tief ins Land hineingedrungen sind, und zwar mit dem unentbehrlichsten aller Forschungsmittel: der Kenntniß der Landessprache, ist noch immer eine erstaunlich geringe, und so kommt es denn, daß Vorurtheile der allerverschiedensten Art sich die Hände reichen, um das Publikum gegen Griechenland und die Griechen einzunehmen. Das nämlich, was man bei einer solchen Rundfahrt zu sehen bekommt, enthält so viel Schattenseiten des griechischen Lebens, die an der Oberfläche liegen, und bringt so wenige der vielen ausgezeichneten Eigenschaften dieses Volkes ans Licht, daß man sich nicht wundern kann, wenn noch heute, im Jahrzehnt der Blitzzüge und Schnelldampfer, griechische Menschen und Dinge nahezu unbekannter sind, als west- und ostafrikanisches Volk und Land.

Da ist zunächst die Abstammung der Neugriechen! In der Wissenschaft ist freilich die Behauptung Fallmerayer's längst abgethan: die Griechen seien weiter nichts als Südslaven, gemischt mit Albanesen. In der Praxis aber, soweit die Westeuropäer überhaupt über die Abstammung der Neugriechen sich den Kopf zerbrechen, kann man heut zu Tage noch überall die ganz unbefangen vorgetragene Meinung vernehmen: „nicht wahr, von den alten Griechen stammen die Neugriechen doch nicht ab?" Man hat auf den deutschen Universitäten hin und wieder einen griechischen Studenten gesehen, und da diese Herren meist kleine, unansehnliche Leute sind und von weitem wirklich den Südslaven ein bischen ähneln, so hat das Vorurtheil immer neue Nahrung erhalten.

Nein, die Neugriechen sind echte und rechte Nachkommen der alten Griechen, vielleicht in höherem Grade, als die heutigen Italiener Nachkommen der alten Römer sind. Mischungen mit andern Völkerstämmen, die von Norden und Nordwesten im Mittelalter erobernd ins Land drangen, haben allerdings stattgefunden, aber diese Mischungen sind nicht stark genug gewesen, um den Charakter, die Sitten und vor Allem die Sprache des Volkes wesentlich zu ändern. Freilich, auf den Inseln des westlichen Meeres, auf Korfu, Kephalonia und Zante kreist mindestens eben so viel italienisches oder fränkisches Blut in den Adern der Menschen wie griechisches, und auch in Athen und Umgegend sieht es mit der Reinheit der Rasse nicht sehr griechisch aus. Im Innern aber, sowohl des Peloponnes wie auch großer Theile des rumeliotischen Griechenlands, wohnt ein Volk, welches völlig abweichend ist in physischem wie geistigem Charakter von allen andern Völkern Europas, namentlich auch von den Südslaven.

Wer von Arkadien durch Messenien nach Lakonien gewandert ist und die hohen Männergestalten gesehen hat, die nicht etwa vereinzelt, sondern als Regel das Land bewohnen, Riesen von sechs Fuß und darüber, wahre Muster männlicher edelster Schönheit, der lacht, wenn er sich seines vielleicht früher selbst gehegten Vorurtheiles gegen die Abstammung der Neugriechen erinnert. Diese Menschen kommen freilich nicht nach Deutschland, um auf unseren Universitäten zu studiren, auch ihre Söhne nicht. Die bleiben auf ihrer eigenen Scholle, bebauen von Vater auf Sohn denselben Weinberg, sammeln die Oliven von denselben Oelbäumen und lassen sich auch durch die mächtig vordrängende griechische Volksschule nicht in dieser uralt gewohnten Lebensweise stören. Was zu uns aus Griechenland kommt, ist Stadtvolk, ein verkümmertes, verhutzeltes Geschlecht, das seit Menschenaltern in den Städten haust und sich im Gasthause zum Menschen herangebildet hat.

Unantastbarer aber als die ethnologischen Gründe für die Echtheit der Rasse sind die sprachlichen. Wenn je ein Volk durch Jahrtausende seine Sprache treu bewahrt hat, dann das griechische. Es macht auf den Sprachforscher beinahe einen unheimlichen Eindruck, wenn er in der neugriechischen Sprache, und zwar wohlgemerkt in der Volkssprache, fast all den Formen und Wörtern begegnet, die er seit frühen Knabenjahren als längst abgestorben (todte Sprache!) zu betrachten gewöhnt worden ist. Was die neugriechischen Städter heute sprechen, und was die Journalisten und Schriftsteller heute schreiben, das mag auf sich beruhen; denn es ist nichts Volksthümliches, sondern mühsam erlernt; wie auch wir unser Griechisch mühsam erlernt haben. Niemand aber in Griechenland spricht das Griechisch der Zeitungen und Bücher als Umgangssprache, auch die Gebildetsten nicht, es sei denn im Parlamente, wo es zum guten Tone gehört. Darum ist man auch völlig verblüfft, wenn man mit dem mühsam zu Hause erlernten Neugriechisch in Korfu ans Land steigt, daß man die Sprache des Volkes nicht versteht und von ihm nicht verstanden wird. Denn in der Familie und im Umgange herrscht überall die neugriechische Volkssprache, griechisch in jeder Faser ihres Seins, vor Allem ganz griechisch in ihrer Grammatik und mit so wenig fremden Beimischungen in ihrem Wörterschatze, daß namentlich wir Deutsche mit unserem Heere von Fremdwörtern uns dagegen verkriechen können. Die jahrhundertelange Unterjochung des Landes durch Italiener und Franzosen im Mittelalter, die fast vierhundertjährige Knechtschaft durch die Türken hat nichts vermocht über die Unverwüstlichkeit des Lebens der griechischen Sprache. Mit Ausnahme leicht zählbarer, jetzt immer mehr aussterbender türkischer und italienischer Wortentlehnungen ist das Griechische durchaus griechisch geblieben.

Ein anderes Vorurtheil gegen Griechenland und die Griechen ist das Gerede gegen das Räuberwesen. Es wird noch lange dauern, ehe in diesem Punkte eine Besserung der öffentlichen Meinung Europas eintritt, und doch ist kaum ein anderes Vorurtheil gegen Land und Leute ungerechter als jenes. Seit 16 Jahren ist in Griechenland gegen keinen Fremden auch nur der Versuch eines feindseligen Angriffs auf Leben oder Habe gemacht worden, und doch wird, namentlich von Deutschen, jeder Winkel, jedes entlegenste Gebirgsthal des Landes durchstreift, allein oder mit einem Führer, waffenlos, ohne Schutz durch Soldaten oder Polizisten. Wenn es doch gelänge, den verhängnißvollen Irrthum, der leider auch in Deutschland herrscht, auszurotten, daß man in Griechenland auf einer Reise abseits von der großen Wanderstraße Gefahr läuft, von Räubern angegriffen, in finsteren Höhlen versteckt und nur gegen hohes Lösegeld freigegeben zu werden! Die Sicherheit in Griechenland ist selbst in den bewegten Tagen, in denen diese Zeilen geschrieben werden, während das Volk durch das Kriegsgeschrei gegen die Türkei fieberhaft erregt ist, während Alles von Waffen starrt und selbst ein Theil der Gendarmerie zur Grenze abgegangen ist — eine so vollkommene, wie ganz gewiß nicht in Mittelitalien, von Sicilien ganz zu schweigen. Wer nach Griechenland reisen will, der lasse bei Leibe den sechsläufigen Revolver zu Hause. Solch ein Ding erregt

* Ein hemdartiger Ueberwurf, der über den Hüften durch einen Zug zusammengehalten wird.

Stände der Gemüsehändler.
W. A. Fischer
Markthalle in der Neuen Friedrichstraße.
Wm. Müller
Schlächterscharren.

Die neuen Markthallen in Berlin.
Originalzeichnung von E. Hosang.

Digitized by Google

Mißtrauen, macht vielleicht Feinde und — wiegt sehr schwer im Tornister; allenfalls mag man ihn zur Erweckung eines besonders guten Echos mitschleppen; im Uebrigen findet er keine Verwendung.

Dabei ist es auf den Bergwegen einsamer als in einem anderen Reiseland Europas, Norwegen vielleicht ausgenommen. Wollten die Schäfer, denen man begegnet, einen anfallen und ausrauben, so könnten sie es in aller Gemüthlichkeit; aber es kommt ihnen gar nicht in den Sinn. Die räuberischen Anfälle in früherer Zeit (der letzte im Jahre 1869) wurden sämmtlich von organisirten Räuberbanden ausgeführt, und mit denen hat die Regierung des früheren Ministers Deligeorgis so unerbittlich aufgeräumt, daß man jetzt durch ganz Griechenland so sicher wandern kann, wie nur irgendwo in Deutschland, in Tirol oder in der Schweiz.

Eine Gefahr freilich giebt es für den einsamen Wanderer, zumal, wenn er nicht beritten ist! Die Unmasse von Dorfhunden, wolfähnliche, große Bestien, die rudelweise auf einen losstürzen, sobald man sich einem Dorf oder einem Weiler nähert. Sie umstellen einen, zeigen einem die spitzen, langen Wolfszähne, und im nächsten Augenblick glaubt man sich zerfleischt am Boden liegend. Die Hunde aber, die da bellen, sind just nicht die besten Beißer, und zudem genügt der Wanderstab und das bloße Drohen mit einem Steinwurfe, um durch die ganze geifernde Meute ungefährdet hindurch zu kommen. Ich habe an manchem Tage wohl ein Dutzend solcher unblutigen Kämpfe ausgefochten, und keine der Bestien ist mir je auf Prügelweite an den Leib gekommen.

Völlig ihren Vorfahren gleich sind die Griechen in einer schönen Tugend, die im übrigen Europa oft zu den frommen Sagen gehört: in der Gastfreundschaft. Mögen die Entbehrungen der gewohnten Wohllebigkeit im Großen wie im Kleinen eine Reise durch den Peloponnes auch noch so anstrengend machen, und mögen auch manche Stunden kommen, wo der Reisende, zumal der einsame, sich recht verlassen und verkommen fühlt — die über alles Lob erhabene Gastfreundschaft erquickt ihn, so gut sie es vermag, und deckt über alle Mängel und Blößen den Mantel schönster Menschlichkeit. Selbst ohne Empfehlungen ist ein Reisender in Griechenland, der kein unleidlicher Patron ist, sicher, in jeder Stadt und in jedem Dorf Menschen zu finden, die sich seiner annehmen, und wenn sie als Lohn dafür mit einer geradezu kindlichen Neugier die weitestgehende Auskunft über Namen, Vaterland, Alter, Familienstand, Beschäftigung ꝛc. des Reisenden erfragen, so ist das wohl ein kleiner Fehler, aber keine große Sünde.

Ja, die griechische Neugier! Ich habe mit Reisenden gesprochen, die mir erzählten, daß sie in Verzweiflung geriethen beim ersten Betreten einer griechischen Dorfschenke (Chani). Erst, wenn sich das wiederholt, so oft man sich zur Ruhe irgendwo niederläßt, wird man abgehärtet und nimmt diese Gaffgier für das, was sie ist, für den Fehler einer Tugend. Der Neugrieche ist von einer verzehrenden Wißbegierde; er erlernt Alles, was er sich vornimmt, in kürzester Frist, vergißt es freilich auch leicht genug. Das Leben der „Europäer" aber, das heißt der Westeuropäer, ist für ihn der wichtigste Gegenstand der Wißbegier. Er möchte gar zu gern es ihnen gleich thun und thut es leider in den Städten viel zu schnell und ohne Geschmack, wie man sich in Athen auf Schritt und Tritt überzeugen kann. Die Wißbegierde ist es, welche das Gaffen und Starren und Ausfragen erzeugt; sie hört bald auf, nachdem man sich angefreundet hat, und nachdem des Wissens erste Gier gestillt ist und die Leute eingesehen haben, daß man auch keine Berge versetzen kann, sondern ein armes Menschenkind ist, wie sie, wenn auch mit anderer Sprache und anderen Sitten. Wem es Spaß macht, Aufsehen zu erregen, der Mittelpunkt eines ganzen Orts zu sein, dieses Verlangen aber in der lieben Heimath nicht nach Herzgelüste befriedigen kann, der gehe von Zeit zu Zeit nach Griechenland: er ist dort in jedem Dorf und in vielen Städten sogleich die erste und wichtigste Persönlichkeit, dem die Kinder nachlaufen, den die Männer umstehen und die Frauen bewundern. Führt man gar einige solche Herrlichkeiten mit sich wie einen Regenmantel, einen Kompaß, ein Opernglas, einen Schrittmesser ꝛc., so kann man eine ganze Ortschaft einen langen Tag unterhalten, als wäre man — ein Seiltänzer oder ein Menageriebesitzer. Die Hantirung mit der Zahnbürste, mit einem Nagelmesser oder sonstigen Unentbehrlichkeiten des „civilisirten Mitteleuropäers" macht einen zum Helden, wie einen geschickten Taschenspieler. Verläßt man das Dorf, so muß man schon sehr plump im Umgang mit Menschen gewesen sein, wenn man nicht verabschiedet wird wie ein Ehrenbürger. Aber dieselben Leute, die einen mit solcher Neugier umdrängt haben, sind es auch gewesen, die einem Obdach und Speise gewährt, und wenn es Bauern gewesen sind, nicht ein gewerbsmäßiger Herberger, so hüte man sich, ihnen Geld anzubieten, will man nicht als Feind von ihnen scheiden. Den Kindern mag man irgend etwas schenken, aber kein Geldstück, irgend einen bunten Tand. Aber im Uebrigen heißt es von den Griechen wie von jenem „Wirthe wundermild" in Uhland's Gedicht: da schüttelt er den „Gipfel".

Wir feingebildeten, mit Hôtels und Oberkellnern und „Service" und „Bougie" gesegneten und übergesegneten Europäer wissen so wenig mehr von einfach menschlicher Gastfreundschaft gegen Wildfremde, daß wir bei einer Wanderung durch Griechenland aus dem Staunen und — ich gestehe sie wenigstens für meine Person — aus der Rührung nicht herauskommen. Es sind ja doch nicht die paar Franken mehr oder weniger für solch ein Nachtquartier mit Zubehör von Abendbrot und Frühstück, die einem am Herzen liegen; es ist der Zauber reiner Menschlichkeit, der sich überall da am herrlichsten offenbart, wo der Fremde dem Fremden, dem zum ersten Mal im Leben gesehenen und wahrscheinlich nie wiederzusehenden Menschen entgegentritt.

Man sage von den Stadtgriechen so viel Schlechtes, wie man wolle — ich sage es nicht, denn ich habe sie nicht ärger gefunden als die Städter sonstwo —, aber vom Kern des Volkes, von den griechischen Bauern schlecht zu sprechen, das ist bisher noch keinem Reisenden, auch dem übelwollendsten nicht, in den Sinn gekommen. Dieser Kern aber ist zum Glück der weit überwiegende Theil des griechischen Volkes im eigentlichen Griechenland, und sollte einst Epirus, Makedonien, Kreta und das andere Inselklein des aegäischen Meeres an Hellas fallen, so wird dieser beste Bestandtheil des Volkes eine bedeutende Bereicherung erfahren. Aus diesem Kern heraus aber wird dem Lande die Zukunft erblühen, nicht aus der städtischen Kruste, die sich um das Volk gelagert hat. Das griechische Landvolk ist ein starkes, anspruchsloses, gastfreies, keusches, durch und durch bildungsfähiges Geschlecht, und Keiner, der es gesehen, der mit ihm geschlafen und gewacht, gegessen und getrunken, und namentlich Keiner, der mit ihm gesprochen in der Sprache des Landes, zweifelt daran, daß aus diesem Volk etwas für den ganzen Orient sehr Bedeutendes werden kann, wenn es von einer weisen Regierung geleitet wird.

Das Menschenopfer und die Grabesnachfolge.

Eine kulturgeschichtliche Skizze. Von E. Falkenhorst.

(Mit Illustration Seite 380 und 381.)

Aus dem lichten Bilde, welches uns die Geschichte des erfinderischen phönicischen Volkes bietet, ragt düster ein ehernes Standbild hervor, das aller Menschlichkeit spottet. Ueberall an den Küsten des mittelländischen Meeres finden wir im grauen Alterthum die Tochterstädte von Tyr und Sidon, Pflanzstätten der Kultur in barbarischen Ländern; in den Häfen zahllose Ruderschiffe, darin unerschrockene Seefahrer; in den Städten reiche Kaufmannshäuser mit fleißigen frohen Menschen; Glück und Reichthum schirmen das Volk. Und doch wenden wir mit tiefem Schmerz unser Antlitz von dieser Kultur ab, die eine unheimliche Gottheit beschützt. Dort vor dem prachtvollen Tempel steht ihre Bildsäule — wie ein zürnender Dämon. Eine menschliche Riesengestalt aus Erz, einen Stierkopf auf dem Nacken, streckt sie opferverlangend die gewaltigen Arme aus. Und an gewissen Tagen naht das Volk im feierlichen Aufzuge zum Tempel seines mächtigsten Gottes, dessen Leib sich von den entfachten Flammen röthet, und nun legen die Priester das verlangte Opfer auf die emporgestreckten glühenden Arme — lebende Kinder und Jünglinge sind es, die der Grausame langsam in seinen heißen Schlund hinabgleiten läßt. Kein Klageton läßt sich vernehmen, denn, alle menschlichen Laute erstickend, schallt jetzt der wilde Lärm der Pfeifen und Pauken. Nur in dem Herzen der daneben stehenden Mutter, die ihr Kind opfern mußte, bäumt sich wild der Schmerz, regt sich das Menschlichkeitsgefühl und rüstet sich zum Kampfe gegen den grausamen Gott Moloch!

Es dauerte aber lange, bis die Macht des Schrecklichen gestürzt wurde. Ueberallhin, wo die Macht der Phönicier vordrang, wo sie sumpfige Länder in lachende blühende Felder verwandelte, wohin sie den Reichthum des Handels und Wandels brachte, folgte ihr auf der Spur der grausame Molochkultus. Aber an den Gestaden des mittelländischen Meeres gab es auch Völker, die berufen waren, eine bessere, edlere Kultur zu schaffen, höhere Geistesgüter zu erwerben, dem Menschenrecht in der Weltgeschichte Geltung zu verschaffen, und diese Völker wurden auch zu Feinden des Menschenopfers, welches sie erfolgreich bekämpften.

In grauer Vorzeit vollzog sich dieser gewaltige Streit, dessen Schlußakte noch in die Epoche der ersten Geschichtschreiber unserer Kulturwelt hineinreichen. Das mosaische Gesetz verdammt noch das Menschenopfer, und eine griechische Gesetzessammlung, über die uns Herodot berichtet, enthielt gleichfalls eine Abwehr gegen die grausame Sitte.

Phönicische Machthaber herrschten in Böotien und errichteten dem griechischen Moloch, dem Zeus Laphystios (dem „Verschlinger") Opferaltäre, aber das Volk vertrieb die grausamen Herrscher, und lange noch bestand in der Stadt Halos das Gesetz, daß jeder Nachkomme der menschenopfernden Athamaniden, sobald er in die Stadt heimkehrte, mit dem Opfertod bestraft werden sollte. Auch die Sage der Hellenen befaßte sich mit dem Sturze der Molochherrschaft und kleidete den großen kulturgeschichtlichen Vorgang in ein poetisches Gewand. Auf der Insel Kreta lebte nach ihrer Ueberlieferung in einem Labyrinth ein Ungeheuer mit einem menschlichen Körper und einem Stierkopfe, welches Minotaurus hieß und welchem Verbrecher preisgegeben wurden. Minos, der König von Kreta, hatte den Athenern den schimpflichen Tribut auferlegt, alljährlich sieben Jungfrauen und sieben Jünglinge als Opfer für den Minotaurus nach Kreta zu senden. Zweimal war schon das schwarzbeflaggte Schiff mit der theuren Last nach Kreta abgegangen, beim dritten Mal aber beschloß der Held Theseus die Befreiung seiner Vaterstadt von dem Schimpf zu wagen. Er ging mit den zum Opfer Auserwählten nach Kreta, und mit Hilfe der schönen Ariadne, der Tochter des Minos, gelang es ihm, mit einem geweihten Schwerte das Ungeheuer zu tödten und Athen von dem Tribut zu befreien.

Die Größe dieser That schildert vortrefflich das unserem Artikel beigegebene Bild (S. 380 und 381), welches den Augenblick darstellt, wo Theseus mit den sieben Jungfrauen an dem düstern Eingange des Labyrinths erscheint. Welches Los erwartet die Unglücklichen? Auf den Stufen der breiten Pforte liegt ein Gerippe, neben welchem der Geier sitzt, ein schreckliches Symbol des Todes, dem die zum wirklichen Leben kaum Herangereiften entgegengehen. Wohl schmücken Rosen das Schiff — aber nicht Rosen der Freude sind es — es ist der letzte Opferkranz. Und in stummer Verzweiflung bricht die eine der Jungfrauen am Rande des Schiffes zusammen, die Andere birgt ihr Antlitz an der Brust der Leidensgefährtin, während aus dem dunklen Hintergrunde uns ein ernstes Antlitz entgegenschaut. An den Augen dieser Geweihten zog jetzt ihr früheres Leben vorüber — Freuden der Jugend, Hoffnungen der Liebe . . . das Alles wird bald in die dunkle Todesnacht versinken. Stumm, gefaßt nimmt sie Abschied vom Leben. Erschrocken schauen die Anderen in die dunklen Gänge des Labyrinths, die ein rother Fackelschein beleuchtet und in denen dunkle Gestalten erscheinen. Nur Eine hebt hoch das Haupt, stolz aufgerichtet steht sie in dem Kahne; in ihren Adern fließt Heldenblut und sie schrecken weder der gewaltige Stierkopf an der Wand, noch der Geier und das blasse Gerippe, noch die dunkle, Unheil verkündende Pforte. Sie ist bereit zu sterben, wie es einer Heldin geziemt. Oder beschleicht eine Hoffnung ihr Herz? Wie klingt jetzt das Horn des Helden, der am Bug des Schiffes steht? So meldet kein Verzweifelter seine Ankunft; kein Feigling ist er, der die Töchter seiner Heimath preisgeben will. Wie eine Herausforderung zum Kampfe schmettert der Ton durch die dunklen Gänge, ein weit verzweigtes Echo im Labyrinth weckend, nicht den Tod der Opfer, das Ende des Ungeheuers scheint er zu verkünden. — —

Nach Jahrtausenden noch erfaßt uns das Mitleid mit dem Schicksale der Opfer dieses grausamen Wahnes, und wir schrecken vor dem Gedanken zurück, daß Hunderttausende hingeschlachtet und verbrannt werden mußten, bis sich die geknechtete und mit Füßen getretene Menschheit zu lichteren Sitten emporrang.

Was uns das Bild vorführt, ist im Lichte der Geschichte keine Fabel. Der Menschenleben heischende Minotaurus, das Ungethüm mit einem Stierkopf, bestand wirklich; es war die Bildsäule Moloch's, dem auch die Athener Opfer darbrachten. Und uns, deren Kultur auf derjenigen Griechenlands aufgebaut ist, darf auch Theseus als Erlöser von einer tiefen Schmach gelten. Denn das Ideal der Menschheit, das wir heute hochhalten, ist nur das Werk europäischer Kultur.

Ein Blick in die Vergangenheit unseres eigenen Volkes und eine Rundschau der Religionssitten der Völker, die außerhalb unserer Civilisation stehen, zeigen uns dies deutlich genug. Keines Volkes Geschichte war ursprünglich frei von dem Schandfleck des Menschenopfers.

In den ersten Zeiten der römischen Republik kamen Menschenopfer alljährlich vor. Später wurden sie zwar vom Senat verboten, allein noch zu Cäsar's Zeiten werden dergleichen erwähnt. Augustus ließ 300 Senatoren auf dem Altar des Jupiter Cäsar tödten und Sextus Pompejus Menschen ins Meer werfen, um sie dem Neptun zu opfern.

Zu derselben Zeit bestand bei den Galliern die Sitte, aus Weidenruthen geflochtene Götzenbilder mit Menschen zu füllen und dann anzuzünden. Auch die Germanen opferten an bestimmten Festtagen ihren Göttern Angehörige, Sklaven und Kriegsgefangene. Bei den Slaven begegnen wir derselben Sitte, und selbst dann noch, als die Stämme zum Christenthume bekehrt waren, forderte der abergläubische Wahn Menschenleben. Wenn der schwarze Tod verheerend durch das Land einherschritt, suchte man die zürnende Gottheit dadurch zu versöhnen, daß man eine Jungfrau lebendig begrub!

Zu solchen Gräuelthaten veranlaßte die Menschen ein falsch verstandenes Gottheitsideal. Aber nicht dieses allein bildet die Quelle des Menschenopfers. Auch eine andere Idee, welche heute Millionen von Herzen erhebt, die Idee von der Unsterblichkeit der Seele, verleitete die Völker zu blutigen Orgien. In der Ueberzeugung, daß es ein Jenseits giebt, wurzelt die Sitte der Grabesnachfolge.

In dem märchenhaften Indien, wo noch vor Kurzem Hunderte von Büßern sich in religiöser Ekstase unter die Räder des Götterwagens in Dschaggernat warfen, um den erlösenden Tod zu finden, wo noch heute in den „reinigenden" Fluthen des heiligen Ganges alljährlich das Leben von Hunderten Bethörter erlischt, besteht, obwohl in Abnahme begriffen, die Sitte, daß die Frauen nach dem Tode ihres Mannes den brennenden Scheiterhaufen besteigen. Noch unter der Herrschaft der Engländer sollen sich jährlich 30 000 Frauen freiwillig dem Flammentode geweiht haben. Ihre Söhne zündeten die Scheiterhaufen an, und sie umarmten die Leiche des Gatten und erklärten sich bereit, als Sühnopfer für die Sünden des Mannes zu sterben, um mit ihm die Seligkeit des Himmels genießen zu dürfen.

Um den verstorbenen Inka in der anderen Welt zu bedienen, wurden in Peru oft über tausend Gattinnen und Sonnenjungfrauen des Herrschers dem Tode geweiht — und sie gingen willig zum Scheiterhaufen, weil die Verweigerung dieses Liebesdienstes einem Ehebruche gleichgehalten wurde. Die Mexikaner schlachteten bei ähnlichen Gelegenheiten an 20 000 Menschen auf einmal ab. Schädelmauern zeugen noch heute von diesen furchtbaren Gebräuchen der amerikanischen Völker. Freilich mit Menschenschädeln gezierte Stadtmauern kann man noch wo anders sehen, in Abome, der Hauptstadt des Schreckensreiches Dahome, wo noch heute die „große Sitte" der Menschenschlächterei in Kraft besteht.

Aber auch den Frauen europäischer Urvölker war der Heroismus der freiwilligen Grabesnachfolge nicht fremd. So wird bei der Leichenfeier Baldr's, des Sohnes von Odin, nicht nur sein Roß, sondern auch seine Gattin mitverbrannt, so wird in der eddischen Sage Sigurd und Brynhild ein gemeinschaftlicher Scheiterhaufen errichtet, so erklärt schon in geschichtlicher Zeit Niall's Frau Bergthora, als man sie aus dem brennenden Hause retten wollte: „Ich bin dem Niall jung vermählt worden und habe ihm gelobt, daß ein Schicksal über uns beide ergehen solle." Sie wich nicht aus dem Hause und ließ sich mit verbrennen. Auch bei den Wenden galt die Frau für lobenswerth, welche sich selbst tödtete, um des Scheiterhaufens mit ihrem Gatten theilhaftig zu werden, und in einer Urkunde von 1249, worin die neubekehrten Preußen mit dem deutschen Orden vertragen werden, geloben sie, ihre Todten nicht ferner zu verbrennen oder mit Pferden und Menschen zu beerdigen.

Wie schauerlich auch die Grabesnachfolge erscheint, so entbehrt sie nicht eines gewissen Trostes, sobald ihre Ausübung auf freiwilligem Entschluß beruht, teuflisch grausam wird sie aber, wenn Religionsvorschriften und Gesetze beim Tode eines Menschen das gewaltsame Opfer Anderer verlangen.

Der Seelenglaube vieler Naturvölker zeitigte in dieser Hinsicht abscheuliche Blüthen.

Starb eine Mutter, so wurde das noch lebende Kind mitbegraben, „weil beide zusammengehörten". Starb ein Häuptling, so wurden erstgeborene Kinder getödtet, damit ihre Seelen den Geist des Häuptlings stärkten; starb ein Kind, so wurde die erste beste Person ermordet, damit sie das Kind im Jenseits beschütze!

Manche afrikanische Negerkönige verpflichten noch heute ihren ganzen Hofstaat zur Grabesnachfolge; um sie im Jenseits zu bedienen und zu belustigen, werden unzählige Frauen, Diener, Sänger und Soldaten erwürgt. Falschen Begriffen von einem Leben nach dem Tode, das in allen seinen Einzelheiten durchaus dem irdischen entspreche, hat auch die afrikanische Seelenpost ihr Dasein zu verdanken. Es werden nämlich bei einigen Negerstämmen immer wieder Menschen getödtet, welche den Auftrag erhalten, irgend einem Fürsten in der „andern Welt" Nachrichten über die neuesten Begebnisse auf Erden zu überbringen.

Unter den Stämmen der Südsee herrscht die grausame Sitte, daß man alte und schwache Leute tödtet, um sie eher zu den Freuden des Jenseits gelangen zu lassen — eine Sitte übrigens, welcher früher auch die heidnischen Völker Europas gehuldigt haben.

Die Grabesnachfolge wurde in manchen Gebieten Afrikas von klugen Häuptlingen als Mittel zur Befestigung ihrer Herrschaft benutzt. Bei dem Tode eines Walunguhäuptlings wird stets der Hauptmann desselben getödtet und mit ihm bestattet. Aus diesem Grunde wagt es kein Walunguhäuptling, sich gegen das Leben des Fürsten zu verschwören, da er damit sein eigenes Todesurtheil unterzeichnen würde, und er wacht im eigensten Interesse für die Sicherheit seines Herrn. Gleichzeitig werden auch sämmtliche Frauen des Walunguhäuptlings getödtet und mitverbrannt, bis auf eine einzige, der ein weit schlimmeres Los bevorsteht. Man gräbt ein Loch, welches gerade hinreicht, sie aufzunehmen. In dieses wird sie gestellt und dann mit Erde überschüttet, wobei man nur eine schmale Oeffnung läßt, durch welche sie athmen kann. Auch wird ihr ein Speer in die Hand gegeben. Stellt es sich nach zwei Tagen heraus, daß sie das schreckliche Gefängniß überlebte und den Speer in ihrer Hand behalten hat, so nimmt man sie heraus und gestattet ihr zu leben.

Die Reihe der Gründe, welche Völker zum Menschenopfer trieben, ist damit keineswegs erschöpft. Die Anbetung der Thiere brachte es mit sich, daß man den für heilig gehaltenen Wesen Menschen vorwarf oder dieselben mit Menschenfleisch fütterte. So wurden in Centralamerika Schlangen, die als Geister der Fruchtbarkeit galten, Menschenopfer dargebracht. Der Glaube an böse Geister und Dämonen sowie an Schutzgeister führte zu der früher weitverbreiteten Sitte, daß man Kinder und Frauen, selten auch Männer in die Fundamente neuer Gebäude vermauerte. —

Eine erfreuliche Wahrnehmung ist es, daß die meisten Völker aus eigenem Antriebe diesen grausamen Kultus aufgaben und an die Stelle des Menschenopfers das Thier- und Fruchtopfer setzten. In Japan, wo man beim Tode des Herrn früher seine Diener geopfert hatte, legt man heute als Ersatz für dieselben Puppen von Thon oder Holz ins Grab.

In China werden dagegen beim Begräbniß nur Papierfiguren als Symbole verbrannt. Dieses billige Opfer ist auch als wirthschaftlicher Fortschritt der Sitte gegenüber zu betrachten, nach welcher bei einem südamerikanischen Volksstamm große Viehherden geschlachtet werden, damit ihr einstiger Besitzer auch im Jenseits Viehzucht treiben könne.

Selbst bei den wildesten Völkern dämmert heute die Ueberzeugung von der Unwürdigkeit und Nutzlosigkeit des Menschenopfers auf, und die Menschenschlächtereien haben in den letzten Jahrzehnten in erfreulicher Weise überall abgenommen. So sind die Tage der abscheulichen Verirrungen gezählt, und die beste Gewähr für die vollständige Ausrottung derselben giebt uns das unaufhaltsame Vordringen europäischer Civilisation in die dichtesten Urwälder und die fernsten Inseln, vor Allem aber die weltüberwindende Kraft des Christenthums, welches kein blutiges Opfer kennt, zu einem barmherzigen Gott betet und das hohe Evangelium der Nächstenliebe predigt.

Blätter und Blüthen.

Die Markthallen in Berlin. (Mit Illustration S. 389.) Wer in den letzten Apriltagen die Berliner Wochenmärkte durchwandelte, dem ist gewiß nicht der elegische Zug entgangen, welcher über den Bücklings-, Käse-, Gemüse- und Fleischständen lagerte und melancholisch über die Fischbottiche wehte. Ein Jeder fühlte, daß es zum Abschiednehmen ging. Bisher hatte man im freundlichen Neben- und Durcheinander gehandelt, geliebt, übertheuert und sich wohl auch die Augen ausgekratzt — das war nun fast Alles dahin. Und hielt der Nachbar auch Einzug in der neuen Markthalle, fortan stand man doch räumlich getrennt, Bückling neben Bückling, Kohlkopf neben Kohlkopf. Und wo Kunstbutter ausgeboten werden sollte, mußte dies eine Tafel bezeichnen, reifes Obst von dem unreifen scharf getrennt und gekennzeichnet werden.

Doch es erträgt sich Alles. Anfang Mai hat Berlin seine vier ersten herrlichen Markthallen dem öffentlichen Verkehre übergeben. Mit Ausschluß weniger Mittagsstunden laden die hohen Eingangspforten vom frühen Morgen bis zur Abendstunde die Hausfrauen zum Einkaufe ihrer Bedürfnisse für Küche und Keller ein. Wenn Glockenzeichen und das Aufhissen einer Fahne das Zeichen zur Eröffnung allmorgendlich geben, hat sich bereits während einiger Stunden der Engroshandel abgewickelt.

Von den ersten vier Markthallen: I. in der Neuen Friedrichstraße, II. in der Linden-Friedrichstraße, III. in der Zimmerstraße, IV. in der Dorotheenstraße, ist die erste als die Centralmarkthalle nicht nur die größte, sondern auch vielleicht die stattlichste. So recht im Herzen des alten Berlin gelegen; hart neben dem Bahnhof Alexanderplatz, der Westen und Osten verbindenden Stadtbahn; mitten in einem Netze durch einander kreuzender Pferdebahnen; flankirt von der im Entstehen begriffenen Kaiser Wilhelmstraße als Fortsetzung von „Unter den Linden", lehnt sie sich zugleich dicht an das Panorama von Sedan, das die Erinnerung jenes glorreichen Tages verherrlicht, von dem aus die Entstehung des Deutschen Reiches und der Aufschwung Berlins zur Welt- und Reichshauptstadt zu rechnen ist.

Ein neues Leben ist seitdem gleichsam für den Markiverkehr erblüht. Wenn auch so manche poetischen Erscheinungen dem Auge verloren gingen, wie sie unstreitig dem bunten, regellosen Marktgetühl eigen waren, was dafür an Ordnung, Sauberkeit, Eleganz und — Bequemlichkeit eingetauscht ist, überwiegt alle poetischen Bedenken. Und eine auf die Ersparniß ihrer Wirthschaftskasse emsig bedachte Hausfrau wäre auch wohl die letzte, welche solche Bedenken überhaupt hegte.

Wie leicht fluthet jetzt der Verkehr in diesen schönen Hallen auf und nieder, durch deren Glasdach der Sonne Licht sich goldig bricht, in welche das Läuten der Pferdebahnen, der schrille Pfiff der Lokomotive, Wagengerassel, das unnennbare Tongewirr einer Weltstadt hereintönt! Mit welchem Wohlgefallen schweift das Auge über die in peinlichster Schlachtordnung aufmarschirten Händler und Verkäuferinnen in der schmucken Umgebung ihrer Verkaufsstände! Wie nimmt sich Alles jetzt noch einmal so einladend aus! Selbst unter den Damen der Halle erscheint jetzt so manche, herausgeschält aus ihren bisherigen Tüchern, befreit von der weit beschattenden strohernen Schaube, liebenswürdiger und liebenswerther. Im Einklang mit der architektonisch künstlerischen Umgebung scheint auch das Wort auf ihren Lippen milderen Sitten sich zu beugen. Der alte Berliner Witz ist ja leider seinem Ende nahe, vielleicht daß auch die Grobheit des Berliner Hökerthums denselben Weg geht. Nur der Heimgang des Ersteren dürfte auf aufrichtiges Bedauern Anspruch erheben können. Und man sehe sich die Fische lustig rudernd in den eleganten Bassins an: der Herrgott verbot ihnen das lebendige Wort, aber auf ihren Gesichtern steht jetzt eine Lebensfreude geschrieben, als dächten sie nimmer an Köchin und Küchenmesser. Es ist Alles so anders ringsum geworden! Nur das mit Kaffee, Schrippen und sogenanntem Kuchen von Stand zu Stand schlurrende alte Weib, das einzige, welchem es auch hier wieder gestattet wurde, ihre unheimlichen Kreise zu schlagen, erinnert noch an die Marktplätze und ihr harmloses, buntes Treiben.

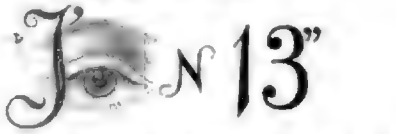
Noch blüht ja der Marktverkehr auf einer Reihe von öffentlichen Plätzen, aber auch seine Tage sind gezählt. Wenn die geplante Anzahl stattlicher Markthallen in allen Theilen der Riesenstadt vollendet sein wird, dann wird das Grabgeläute des letzten Markttages den Beginn einer neuen Aera unseres öffentlichen Handelsverkehrs künden. Dann wird das „Märkische Provinzial-Museum" seine Pforten weit aufthun, um die letzte fliegende Markibude, das letzte Marktkostüm wie einen Katalog sämmtlicher Schmeichelworte Berliner Hökerinnen seinen Sammlungen einzuverleiben, als eine denkwürdige Erinnerung für kommende Geschlechter, wie einst das alte Berlin auf seinen öffentlichen Marktplätzen in Handel und Wandel sich den Zeitgenossen offenbarte. A. Trinius.

Wirbelstürme. (Mit Illustration S. 377.) Am 14. April dieses Jahres um ¼4 Uhr Nachmittags wurden die Einwohner des Städtchen St. Cloud in Minnesota von einem jener Wirbelstürme überrascht, welche fast zu den ständigen Naturereignissen des amerikanischen Nordwestens zählen. Diesmal war die Cyklone nicht nur überaus heftig, sondern auch in ihrer Erscheinung höchst eigenartig. Ohne Vorboten, ohne von Jemand aus der Ferne in der Landschaft gesehen zu werden, schoß der Wirbelsturm wie vom Aether herab, um, aufspringend von der Bahn, sich wieder und wieder zur Zerstörung zu senken, bis er aufsteigend verschwand. In St. Cloud zerstörte der Sturm gegen 100 Gebäude und zog von hier nach Sauk-Rapids, einem Städtchen mit ungefähr 800 Einwohnern. Hier scheint seine Wuth den Höhepunkt erreicht zu haben. Zunächst flogen Dächer in die Höhe, dann ergriff die Windsbraut selbst leichtere Häuser, trug sie hundert Fuß weit davon und warf die Trümmer auf die benachbarten Felder; in wenigen Minuten waren ganze Straßenfronten in Trümmerhaufen verwandelt. Ein Bach, der in der Nähe der Stadt fließt, wurde stellenweise von der Cyklone trocken gelegen und der Schlamm seines Grundes in breiten Streifen rechts und links über das Land gespritzt. Außer Sauk-Rapids wurde noch die Ortschaft Benton-County schwer heimgesucht und in Schultz's Platz eine Hochzeitsgesellschaft unter den Hausträmmern begraben. Die Breite des Wirbelsturmes betrug nur 800 Fuß, die Länge der Bahn etwa 12 Meilen, und doch bezifferte sich der Verlust an Menschenleben allein in den genannten Städtchen auf 74 Todte und über 200 Verwundete. Auch in der alten Welt traten in letzter Zeit Wirbelstürme mit besonders verheerender Macht auf. Am 14. Mai wurde die Stadt Crossen a. O. von einer Cyklone heimgesucht, welche den Thurm der Marienkirche umstürzte, viele Häuser mehr oder weniger zerstörte und auch Opfer von Menschenleben forderte. Wenige Tage vorher meldeten Depeschen aus Madrid von einem starken Sturmwetter, welches in der spanischen Hauptstadt und in der Umgebung derselben große Verheerungen angerichtet hatte. Eine naturwissenschaftliche Erklärung dieses Phänomens findet der Leser im Jahrgang 1885, S. 632 der „Gartenlaube".

Ein neues Vogelbuch von Karl Ruß. Seit einer langen Reihe von Jahren steht der Verfasser des Werks „Die fremdländischen Stubenvögel" vielen Tausenden von Liebhabern als ein bewährter Rathgeber gegenüber. Durch sein genanntes, mit prächtigen Farbenbildern ausgestattetes Werk, dann vornehmlich durch seine Zeitschrift „Die gefiederte Welt", sein „Handbuch für Vogelliebhaber" und sein umfassendes „Lehrbuch der Stubenvogelpflege, -Abrichtung und -Zucht", war Dr. Ruß bestrebt, auf diesem Gebiete eine ganz neue Richtung ins Leben zu rufen, die nämlich, daß man die Vögel nicht mehr bloß wie in früherer Zeit hält und verpflegt, um sich an ihrem Gesange, ihren schönen Farben und ihrem munteren Wesen zu erfreuen, sondern daß man sie auch züchtet, und zwar sei es lediglich um Freude an der Entstehung jungen Lebens zu haben, oder für wissenschaftliche Zwecke, oder auch zum Erwerb. Nach diesen Seiten hin hat die Vogelliebhaberei in Deutschland in den beiden letzten Jahrzehnten einen staunenswerthen Aufschwung und eine nie geahnte Verbreitung gewonnen. Betrachten wir die Vogelzüchtung mit Einschluß der Kanarienvogel-Liebhaberei und -Zucht vom letzterwähnten Gesichtspunkt aus, so finden wir, daß dieselbe auch bereits einen beträchtlichen volkswirthschaftlichen Werth gewonnen hat. Diese kurzen Bemerkungen mußten wir vorausschicken, um die Aufmerksamkeit der Liebhaber darauf hinzulenken, daß soeben ein neues Buch „Vögel der Heimath" von Dr. Karl Ruß (Verlag von G. Freytag, Leipzig), ausgestattet mit farbenprächtigen, lebenstreuen Bildern nach Aquarellen von Emil Schmidt, in Lieferungen zu erscheinen begonnen hat. Im Prospekt ist gesagt, daß es eine stichhaltige Naturgeschichte der einheimischen Vögel sein solle, bei welcher nicht zum Mindesten der Werth in den schönen Farbendruckbildern liegt.

Allerlei Kurzweil.

Rebus von Erin.



Auflösung des magischen Problems auf Seite 376: Verfolgt man die Schriftzüge in der Weise, daß man, vom Anstrich ausgehend, stets den betreffenden Buchstaben derjenigen Querlinie (Zeile) adirt, an welcher der Schreibstrich endigt (sei es oben oder unten), und so die ganzen Schriftzüge durchgeht, so erhält man die Worte: „Aller Anfang ist schwer."

Kleiner Briefkasten.

J. D. in Zwickau. Herzlichen Dank für die „zur Beschaffung von Fahrstühlen" übersendete Summe von 10 Mark. Möge Ihr menschenfreundliches Beispiel recht viele Nachahmer finden, denn der Armen und Elenden, die Hilfe heischen, sind gar so viele.

C. S. in Potsdam und **B. B.** Wir bitten um Angabe Ihrer genauen Adresse, damit wir Ihnen brieflich antworten können.

Inhalt: Die Lora-Nixe. Novelle von Stefanie Keyser (Fortsetzung). S. 377. — Studien nach dem Leben. Von Hermann Heberg. Gewohnheiten und Manieren. I. S. 384. — Was will das werden? Roman von Friedrich Spielhagen (Fortsetzung). S. 385. — „Kaufen Sie Kornblumen?" Gedicht von Victor Blüthgen. S. 387. Mit Illustration S. 384. — Die Neugriechen. Von Eduard Engel (Berlin). S. 388. — Das Menschenopfer und die Gräberentdeckung. Eine kulturgeschichtliche Skizze. Von C. Falkenhorst. S. 390. Mit Illustration S. 380 und 381. — Blätter und Blüthen: Die Markthallen in Berlin. Von A. Trinius. S. 392. Mit Illustration S. 389. — Wirbelstürme. S. 392. Mit Illustration S. 377. — Ein neues Vogelbuch von Karl Ruß. — Allerlei Kurzweil: Rebus von Erin. — Auflösung des magischen Problems auf Seite 376. — Kleiner Briefkasten. S. 392.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redakteur Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger, Druck von A. Wiede, sämmtlich in Leipzig.

No. 23. Die Gartenlaube. 1886.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Begründet von **Ernſt Keil** 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Erdm. Wagner

Am Pfingſtmorgen.

Stell' Maienbäume vor dein Haus,
Dann geht nichts Böſes ein und aus,
Dann wird nur Frieden drinnen ſein
Und ſtillen Glückes Sonnenſchein.

Vom Stamm der Birke ſtrahlt es licht
Wie Freudenglanz auf dein Geſicht;
Mit ihrer hellen Blätter Duft
Durchzieht ein Feſtesgruß die Luft.

So weht's durch deines Hauſes Raum
Wie halb vergeßner Kindheitstraum,
Und fern verklingt der Welt Gebraus —
Stell' Maienbäume vor dein Haus!

Die Lora-Nixe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von **Stefanie Keyser.**

(Schluß.)

Der Arzt und der Chirurg eilten herzu und leisteten dem Verwundeten, der bewußtlos geworden war, Beistand.

Heino, der vorwärts stürmen wollte, wurde von Ravensburgk zurückgezogen.

„Genug der Kopflosigkeiten!“ zürnte dieser ihn an. „Die Tochter des Spielers ist für Sie so verloren, wie seine Geliebte es gewesen wäre. Jetzt gilt es, den Verstand zusammen zu nehmen.“

Heino hörte nicht. Er starrte entsetzt auf Vater und Tochter.

Leonore war aus ihrer Ohnmacht erwacht. Langsam kam ihr die Erinnerung wieder. Mit verwirrtem Haar, todtenbleichem Antlitz kniete sie neben dem Verwundeten.

Der Wind raschelte im dürren Rohr, das Wasser gurgelte, und der wilde Schrei eines Falken tönte aus der Luft herab.

Der Arzt hatte unterdessen seine Untersuchung beendet und erhob sich.

„Es ist zu hoffen, daß die Kugel keine edlen Theile verletzt hat,“ sagte er. „Aber die zarte Konstitution des Verwundeten, seine augenscheinlich schwache Lebenskraft stellen die Heilung in Frage und machen die größte Vorsicht nöthig. Es ist recht unangenehm, daß wir so weit von Jungbrunnen entfernt sind. Eine verrückte Idee, die Duelle in der Nähe einer Burgruine und einer Herrnhutergemeine auszufechten.“

„Unsere Gemeine ist bereit, jeden Hilflosen bei sich aufzunehmen,“ sagte eine Stimme.

Die fahlen Weiden theilten sich. Bruder Johannes trat aus ihnen hervor, noch athemlos vom raschen Gang. Der Hall der Schüsse hatte ihn auf seinem Morgenspaziergang erreicht und hergetrieben.

Leonore wandte sich zu ihm. Sie hob die gefalteten Hände zu ihm empor.

„Ja, Bruder Johannes, nehmen Sie uns auf. Und damit Sie kein Aergerniß in Ihrer Gemeinde erregen, wenn der Pächter der Spielbank dort einzieht, so sagen Sie ihr: der letzte Freiherr von Falleneck bittet um ein Asyl auf dem ehemaligen Grund und Boden seiner Väter, bei der Brüdergemeine Himmelgarten. Als meine Legitimation wollen Sie einstweilen den Siegelring der Fallenecks gelten lassen. Das Wappen, welches in den Sapphir geschnitten ist, werden Sie als dasselbe erkennen, welches droben halb versunken am Thore liegt.“

Sie zog den Ring mit dem Sapphir von der Hand und bot ihn dem jungen Prediger dar.

Eine Todtenstille herrschte.

Bruder Johannes neigte sich; aber nicht vor Leonoren, nicht vor dem bewußtlosen Freiherrn. Seine Augen glitten über Alle hinweg nach dem fernen Stückchen blauen Himmel hinüber. Meinte er das Rauschen von Engelsfittichen zu vernehmen?

„Die Gemeine,“ antwortete er, „übt mit Freuden Samariterdienste, sei es am namenlosen Spieler oder am Freiherrn. Aber sie wird Gott für Seine Fügung preisen, daß Er ihr gestattet, den Dank für einst empfangene Wohlthaten dem Hause Falleneck abtragen zu dürfen.“

Noch einmal wollte Heino auf Leonoren zustürzen, und diesmal hielt ihn Ravensburgk nicht davon ab. Der stand seitwärts gewendet, und seine geballte Faust zeigte, wie er mühselig gegen eine furchtbare Erschütterung rang.

Aber Leonoren's Gestalt schnellte empor. Hoch aufgerichtet stand sie neben ihrem Vater. Ihre Hand hob sich wie zur Anklage gegen Heino, ein heißer Zorn flammte aus ihren Augen, ihre Lippen öffneten sich. Doch die Verwünschung, die auf ihnen zu schweben schien, blieb ungesprochen.

Johannes hatte das Antlitz ihr zugewendet. Sein Blick fiel ernst und mahnend auf sie herab.

Da sank der erhobene Arm, die zuckenden Lippen schlossen sich; ihr Haupt beugte sich demüthig.

Und ohne ein Wort zu sagen, trat der Priester mit einem leisen Schritt zwischen sie und die Welt.

Georg zog Heino mit sich zurück.

„Das Mädchen hat mehr Verstand als Du,“ sagte er streng, obwohl selbst in tiefster Seele erschüttert. „Ueber einen niedergeschossenen Vater hinweg drückt man sich nicht zärtlich die Hände.“

Er warf einen Blick auf den langsam zum Bewußtsein zurückkehrenden Falleneck und sah dann nach seiner Uhr.

„Noch wissen wir nicht, welches Ende es mit Deinem Gegner nimmt, und so lässig sonst die Badepolizei in dergleichen Dingen zu verfahren pflegt, so muß sie bei dem Aufsehen, welches der ganze Vorfall erregt hat, schließlich doch Notiz davon nehmen. Mein Wagen steht Dir bis zur nächsten Eisenbahnstation zur Verfügung. Wenn Ihr die Pferde ordentlich auftreten laßt, kannst Du noch bequem den Kurierzug nach der Schweiz erreichen. Ich gebe Dir heute Abend nach Zürich, Hôtel Bauer au lac, telegraphisch Nachricht über Dornheim's Befinden. Morgen folgt ebendahin ein Brief nach.“

Heino preßte die Hand stöhnend vor die Augen. Aber er ließ sich doch von Georg zu dessen Wagen ziehen.

Dieser nöthigte ihm noch seine Brieftasche auf, versprach Leonoren nach Kräften beistehen zu wollen, gab seinem Kutscher die nöthigen Befehle und kommandirte dann energisch:

„Fort!“

Mit keinem Blicke beachtete Leonore Heino's Entfernung. Stark und sanft half sie ihren Vater auf die Trage betten, welche der Arzt aus dem Badeorte mitgebracht hatte und die unterdessen von den Dienern zusammengeschraubt worden war. Zärtlich streichelte und küßte sie die schlaffe bleiche Hand des noch immer halb Bewußtlosen.

„Um meinetwillen bist Du dem Tode entgegen getreten,“ flüsterte sie unter heißen Thränen. „Um Deinem Kinde ein glückliches glänzendes Leben zu schaffen, ließest Du Dich von ihm verleugnen, trugst einsam die Schmach der verachteten Stellung. Und ich Verblendete nahm das ungeheure Opfer an. Ich habe es in dieser Stunde furchtbar bezahlt.“

Die Diener wurden herbeigerufen, um den Verwundeten nach dem nahen Himmelgarten zu schaffen.

Der kleine Zug setzte sich in Bewegung. Neben der Trage mit dem Verwundeten gingen Leonore und Johannes.

Der Arzt folgte.

Wie immer hatten die heiteren Götter der Heiden die Unglücklichen verlassen; der Gott der Christen war zu ihnen getreten.

Mit schwerem Herzen fuhr Georg in einem der harrenden Wagen nach Jungbrunnen zurück. Er mußte Frau von Blachrieth von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzen. Als er in einiger Entfernung von der Wohnung ausstieg, meinte er Hedwig's Kopf an einem der Fenster zu sehen. Sie trat ihm auch schon im Vorgarten entgegen und winkte ihn unter das Zeltdach.

„Es geht etwas vor,“ sprach sie rasch, indem sie ihn durchdringend anblickte. „Diese ganze Nacht ist ein Hin- und Hergehen im Hause gewesen; Heino hat seiner Mutter weder eine Gute Nacht, noch einen Morgengruß geboten. Nur mit der größten Mühe habe ich die Tante beruhigt und unter dem Vorwand, daß der Brunnen ihr bei der Aufregung schaden könnte, sie zu Hause gehalten; denn ich war überzeugt, daß ihrer unter den Badegästen eine Alteration harrte.“

Georg mußte ihrer Umsicht Beifall zollen. Dann erzählte er die Ereignisse der letzten Tage.

Hedwig wurde bleich. Thränen traten in ihre Augen.

„Das arme Mädchen!“ sagte sie leise im Tone tiefsten Mitgefühls. „Wie hat Heino es über das Herz bringen können, sie in der furchtbaren Stunde zu verlassen?“

„Aber sie wollte ja nichts mehr von ihm wissen,“ entschuldigte ihn Georg.

Hedwig schüttelte unwillig den Kopf.

„Das durfte ihn nicht abhalten, mit nach Himmelgarten zu gehen und der unglücklichen Familie beizustehen, damit Leonore wenigstens an seiner Reue sah, daß seine Liebe zu ihr echt gewesen ist.“

„Ich habe ihn auch mit fort gedrängt,“ bekannte Georg, dessen selbstgerechtes Wesen vor den klaren Augen des jungen Mädchens sichtlich abnahm.

„Das thut mir um Ihretwillen leid," sagte Hedwig, „wenn auch Heino nicht dadurch freigesprochen wird. Ich habe früher besser von Ihnen gedacht und hätte nie geglaubt, daß Sie der Unbeständigkeit das Wort reden würden."

Georg hatte sich geduldig abkanzeln lassen. Jetzt unterbrach er sie: „Eine Strafpredigt wegen Unbeständigkeit wollte ich Ihnen halten, gnädiges Fräulein. Denn jedes Mal, wenn ich nach Jungbrunnen kam, proklamirte Sie Ihre Frau Tante mit einem Anderen als Verlobte."

Hedwig sah ihn überrascht an. Jetzt wurde ihr Alles klar.

„Ja, ja," sagte Georg, drohend in ihr Antlitz blickend, welches ein feines Roth überzog. „Erst war Heino der Glückliche."

Hedwig schüttelte den Kopf.

„Alte Leute vergessen, wie man in der Jugend fühlt. Ebenso gut könnte ein Bruder seine Schwester heirathen."

„Das zweite Mal war's Ravensburgk," fuhr Georg inquisitorisch fort, „und mit dem drückten Sie sich recht ordentlich die Hände."

Hedwig sah ihn ernst an.

„Um einen Schmerz zu mildern, den man einem Menschen zufügen muß, ist es nicht zu viel, wenn man ihm von Herzen die Hand schüttelt," sagte sie nachdrücklich, wandte sich um und schritt ihm voran in das Zimmer ihrer Tante.

Eine kurze Zeit darauf tönte ein Schrei. Die Klingel wurde gezogen; der Diener in die Apotheke, die Jungfer nach frischem Wasser geschickt.

Frau von Blachrieth war in allen Zuständen. Sie fiel in Ohnmacht, vergoß Thränenströme und bekam einen Sprechkrampf. Sie schalt über die leichtsinnige Spielerstochter, die darauf ausgegangen sei, alle Männer zu verführen; über Hedwig, die durch ihre Gleichgültigkeit Heino zu jener hingetrieben habe; über Georg, der um das Duell gewußt und es nicht vereitelt hätte. Sie beklagte sich, die an dem einzigen Kinde dieses entsetzliche Schicksal erleben müsse, ihren Bruder, dessen Wünsche in Bezug auf Hedwig nicht in Erfüllung gegangen seien, und vor Allem ihren Sohn. Heino mit seinem ehrlichen, nie eine Lüge ahnenden Sinn, seinem weichen Herzen, das für alle Menschen schlug, seinem geraden Charakter, der sich immer geben mußte, wie er fühlte — er war der eigentliche Märtyrer, das Opferlamm, welches dieser Schwindlerin geschlachtet wurde.

Als sie endlich über das Aufsehen jammerte, welches dieser Vorfall erregen werde, den Schaden, den Heino's Ruf als Dichter, Mann und Mensch dabei nehmen könne, verließ Georg mit den unmuthigen Worten das Zimmer:

„Aber gnädige Frau, Heino ist doch keine Dame."

„Gott sei Dank, daß er geht," klagte die Trostlose; „er schreit, als kommandire er seine feuernde Batterie."

„Gott sei Dank, daß er kommandiren kann," seufzte aus tiefster Brust Hedwig, indem sie ihm folgte.

Draußen bewährte Georg sein Talent für das Kommandiren. Er befahl, daß eingepackt werde, damit die Abreise der Frau von Blachrieth am nächsten Morgen vor sich gehen konnte, und sendete Heino's Diener, mit dessen Gepäck, einigen beruhigenden Zeilen und allen Bedürfnissen für eine längere Reise versehen, nach Zürich.

Auch in der Paloty'schen Wohnung wurde eingepackt. Von ihren alten Bekannten ließ sich Niemand sehen. Selbst Frau von Giera ging am Lora-Flügel vorüber, indem sie das von der Freundin erhaltene kostbare mit Türkisen besetzte Schirmchen schützend gegen sie gerichtet hielt.

Die blasse Frau beachtete es nicht. Sie hatte nur Augen und Ohren für den Arzt, der in seinem Coupé aus Himmelgarten zurückkehrte und zuerst bei ihr vorfuhr; für den Geschäftsführer ihres Gemahls, der sich bei ihr melden ließ.

In gefaßter Haltung fuhr sie dann nach der Herrnhutergemeine hinaus.

Wie ein Schuß unter die Sperlinge war die Nachricht von den Vorgängen im Höllenschlund unter die Badegäste gefahren. Alles stiebte durch einander oder aus einander.

Große Reisewagen wurden aus den Remisen gezogen und bepackt. Die Damen der engeren Gesellschaft, welcher Leonore mit ihrer Mutter angehört hatte, fanden für besser, dem ungeheuren Skandal sich durch die Flucht zu entziehen.

Die drei Fräulein von Gokel schnürten ihr Bündelchen. Sie priesen die wunderbare Führung, daß das Ereigniß mit der gänzlichen Entleerung ihrer Kasse zusammen fiel und ihnen einen Vorwand bot, sofort abzureisen.

Frau von Tromsdorf folgte verdrießlich ihrem Beispiel. Sie kehrte abermals unverrichteter Dinge von einer Badereise zurück Es war nicht Fifi's specieller Fall, sich zu verloben.

Auch der nach Juchten duftende Reisewagen der Frau von Nihiloff fuhr, mit vier Pferden bespannt, vor.

„Mit dem Amüsement ist es für diese Saison vorbei," sagte sie. „Nitschewo!* wir gehen nach Nizza."

„Heino!" rief der Papagei diesmal ungebeten, während er neben dem Heiligenschrein, der im Schlafzimmer gethront hatte, in den Reisewagen gesetzt wurde. Er machte Niemand mehr eine Freude damit.

„Fräulein Leonore!" jammerte Vera, während sie hinein gehoben wurde. Mademoiselle legte ihr den Finger auf den Mund Maman befahl die Abfahrt.

Mitten in die verstörte Gesellschaft trat am Abend während der Brunnenpromenade, schon im Reiseanzug Ravensburgk, wenn auch einen Schein bleicher als sonst, doch ruhig wie immer.

„Wozu der Lärm?" sprach er mit Mephistopheles. „Es ist doch nichts Außergewöhnliches, daß der Sprößling eines alten Geschlechtes verschuldete Güter ererbt und diese Schuldenlast, den Traditionen seiner Familie gemäß, als flotter Officier in einem vornehmen Regiment noch erhöht, bis ihm die Wucherer die Kehle zuschnüren und er seinen Abschied nehmen muß. Das Ungewöhnliche in dem Fall Falkeneck ist nur, daß er auch noch als professionsmäßiger Spieler sein Standesgefühl so rein erhielt. Was mag er, der um seines nicht ganz ehrenwerthen Metiers willen seinen Namen abgelegt hatte, gelitten haben, als dieser elende Faucon sich geheimnißvoll mit demselben schmückte! In dieser Angelegenheit hat sich Falkeneck ganz als Edelmann benommen. Und welche Selbstüberwindung hat es ihn wohl gekostet, sich von der einzigen geliebten Tochter freiwillig zu trennen, um es ihr zu ermöglichen, in die Kreise wieder zurückzukehren, denen er einst angehörte! Die Tochter muß die Liebe des Vaters ebenso warm erwidert haben. Denn um ihm nahe zu sein, sind die Damen in jedem Jahre zur Saison hierher gekommen. Ziehen wir das Resumé der Ereignisse, so können wir sagen: Wir haben mit einer Freiin von Falkeneck eine brillante Saison verlebt; und wenn auch dieselbe damit abschloß, daß zwei Herren von Familie um eines Mißverständnisses willen ein paar Kugeln mit einander wechselten, so hat das Duell doch glücklicher Weise keinen tödlichen Ausgang genommen."

„Ein dunkler Punkt bleibt immer," sagte naserümpfend Frau von Giera, „Frau Paloty. Ich hatte immer das Gefühl, daß sie nicht zu uns gehörte. Und sie war mindestens sehr einfach." So sagte man damals anstatt beschränkt.

„Frau Paloty ist die Gemahlin des Freiherrn von Falkeneck," betonte Ravensburgk kategorisch. „Sie ist die schöne Tochter eines armen, aber nicht unbekannten böhmischen Komponisten, die er geheirathet hat, weil sie die Einzige war, die ihm treu blieb, als seine Standesgenossen, alle seine Freunde und Freundinnen ihn in der Noth verließen, wie das bei den Gesellschaftsratten von je zum guten Ton gehört hat. Sie hat ihren Familiennamen wieder angenommen, als ihr Gemahl wünschte, daß sie die Tochter in die Welt begleiten sollte. Sie ist keine bedeutende Frau; aber, meine Gnädigste, wir können nicht Alle bedeutend sein."

„Wie mag es bei Blachrieth's stehen?" fragte der Präsident.

Ravensburgk's Augen und Lippen schlossen sich einen Augenblick. Er wußte es ganz genau. Als er vorhin dort gewesen war, um seine Dienste anzubieten, hatte er den Hauptmann Aufdermauer als Höchstkommandirenden vorgefunden, und Hedwig war ihm mit rothen Wangen entgegen gekommen und hatte unter schüchtern bittenden Blicken versichert, daß Alles bestens geordnet sei.

„O," erwiderte er dem Präsidenten mit seinem spöttischen Lächeln, „da drüben herrscht jetzt vollständige Klarheit über alle Gefühle. Ich wünsche allerseits, daß das Bad gut bekommen möge."

Nachdem er so der Gesellschaft vorgeschrieben hatte, wie der Vorgang aufzufassen war, und diese über die annehmbare

* Das schadet nichts!

Formel aufathmete, warf er sich in den leichten, offenen Wagen und fuhr nach der nächsten Eisenbahnstation ab.

Mit überlegener Verbindlichkeit winkte er Abschiedsgrüße. Aber als das Bad hinter ihm lag, drückte er den Hut tief in das finster gewordene Gesicht. Er mußte sich sagen, daß ihn diesmal sein Scharfsinn nach allen Seiten im Stich gelassen hatte.

Es war noch früh am andern Morgen, als der Reisewagen der Frau von Blachrieth von dannen rollte, der Eisenbahnstation zu.

Der Hainberg lag noch in blauen Duft gehüllt. Aber um das braune Gestein der Weinberge zerflatterten schon die Nebelwölkchen, von der aufgehenden Sonne rosig angestrahlt. Die Lerchen stiegen singend empor, und aus dem Lora-Grund drang das eintönige Rauschen des Wassers.

Da hielt an einem Grenzsteine ein stattlicher Reiter. Die hohen Stiefel, der knapp zugeknöpfte Rock gaben ihm ein ritterliches Ansehen.

Hedwig fuhr aus der Ecke empor, in der sie träumerisch gelehnt hatte.

Georg grüßte lächelnd, erstattete kurz den günstigen Bericht über den Verwundeten, den er aus Himmelgarten erhalten und bereits nach Zürich telegraphirt hatte, und flüsterte Hedwig zu, daß sie auf seinem Grund und Boden sei und er ihr, wie sich für den Vasallen seiner Herrin gegenüber zieme, bis an die Grenze das Geleit geben werde.

Das führte er auch aus, ohne von Frau von Blachrieth etwas Anderes als ein roth geweintes Gesicht und eine halb leidende, halb beleidigte Verbeugung zu gewahren.

Als der Grenzstein erreicht war und Georg sich verabschiedet hatte, da schaute Hedwig noch lange zu ihm zurück, wie er, ihr nachblickend, die Hand an der Mütze, unter seinen dunklen Waldbäumen hielt, hoch und stolz wie diese.

Und sie mußte sich bezwingen, daß sie der Tante nicht jubelnd gestand, wie sie am Tage des Jammers beim Einpacken vieler zarter Häubchen dem Hauptmann Georg Ausdermauer die Erlaubniß gegeben hatte, bei ihrem Vater um ihre Hand zu werben.

Ein Jahr war verflossen, seitdem Georg als Fährmann Hedwig nach seinem Grund und Boden übergeholt hatte.

Ganz wie damals strahlte die Sonne goldig vom blauen Himmel und gleißte goldig aus den Wellen der Lora wieder, flüsterte der Wind in den alten Bäumen des Hainberges, duftete die Weinblüthe an dem Gelände.

Aber für Georg hatten sich die Zeiten geändert. Das dachte er mit warmer Freude, während er, die Büchse über die Schulter gehangen, begleitet von den Jagdhunden, dem Hause Ausdermauer zuschritt. Die Schwalben schossen pfeifend um das schwere, mit kräftiger Hauswurz besetzte Dach; gastlich rauschte der große Brunnen unter den alten Lindenbäumen ihm entgegen. Es war Alles, wie es bei einem echten deutschen Hause sein muß.

Georg's Blicke flogen über die tiefen kleinen Fenster hin, die in der Abendsonne funkelten, aber aus keinem derselben schaute ein rosiges Gesichtchen, von keinem Erker wehte ihm ein weißes Tuch entgegen.

„Das Nest scheint leer zu sein; ist das Vögelchen ausgeflogen?“ sprach er für sich, indem er durch das niedrige offene Fenster des untersten Stockes in die kühlen Vorrathskammern blickte.

In diesem Augenblick wurde dieses durch eine Hand leise zugeschoben, daß sein Kopf nicht zurück konnte.

„In sein eigenes Haus geht man durch die Thür, nicht durch das Fenster,“ sagte eine helle neckende Stimme hinter ihm.

Von den Wirthschaftsgebäuden her war eine junge Frau ihm nachgeschlichen, ohne bemerkt zu werden, und hatte ihm den Streich gespielt.

„Warte, Schelm!“ rief Georg, vorsichtig den Kopf aus der Falle ziehend, während sein Hund zutraulich die braune Nase in Hedwig's Hand schob und durch Schwänzeln zu erkennen gab, daß auch er den Scherz verstehe. „Warte, Du sollst Deiner Strafe nicht entgehen.“

Damit wollte er sie umfassen und küssen.

Sie aber trat abwehrend zurück.

„Das schickt sich ja gar nicht unter freiem Himmel,“ sagte sie lachend, „und überdies erwartet Dich Jemand.“

„Dürfte wahrhaftig vorderhand zu viel sein.“

„Aber, Georg, siehst Du denn nicht ein —“

„Ich sehe ein, daß ich an Dir genug habe, daß Du immer allerliebst warst und mit jedem Tage hübscher geworden bist.“

„Bin ich auch hübscher geworden?“ fragte eine klanglose tiefe Stimme, und ein eleganter Herr trat aus der Hausthür.

„Herr von Ravensburgk!“ rief Georg ganz verblüfft.

„Nennen Sie es immerhin einen Schwabenstreich, bei jungen Eheleuten ein paar Stunden einzukehren,“ sprach Ravensburgk ernster und weicher als sonst, „aber lassen Sie auch meine Entschuldigung zu. Auf dem Wege nach Baden-Baden mußte ich Jungbrunnen passiren und, dort angelangt, stürmten die Erinnerungen an die vorjährige Saison mit solcher Macht auf mich ein, daß ich der Versuchung, Ihrer Frau Gemahlin mein Kompliment zu machen und noch einmal eingehend über die damaligen Ereignisse zu plaudern, wie jeder Versuchung Zeit meines Lebens — unterlag.“

„Sie sind herzlich willkommen,“ sagte Georg, „wenn Sie sich mit Wohnung, Küche und Keller des altmodischen Hauses Ausdermauer begnügen wollen. Auch mit der Stunde des Soupers müssen Sie sich nach der ländlichen Gewohnheit richten, welche das Feierabendläuten als Signal dazu festgesetzt hat. Wer mit Sonnenaufgang sein Tagewerk beginnt, muß es mit Sonnenuntergang schließen.“

Unter dem steinernen Laubengang wurde die Tafel gedeckt, mit Silbergeschirr besetzt, das des alten Hauses würdig war durch Größe und Schwere, und ein Mahl aufgetragen, welches zeigte, daß der Herr des Hauses auch regierte über die Thiere des Waldes, die Früchte des Feldes, die Vögel unter dem Himmel, die Fische im Wasser, und daß seine junge Frau nicht umsonst durch Küche und Milchkeller, Garten und Gewächshaus mit dem Schlüsselbund geklappert hatte.

Ein weicher Abendhauch strich durch den Bogengang. Die Baumwipfel des Hainberges drüben standen regungslos, als wären sie im Entschlummern.

Der letzte Sonnenschein ließ die Ruine Falkeneck in rothem Lichte erglühen. Allmählich verglomm es. Dunkel und öde erhoben sich die stolzen Trümmer. Fernher tönte durch die Stille der dumpfe Hall eines abbröckelnden Mauerstückes, und leise rauschte im Grunde die Lora.

„Nun, was ist denn aus der großen Verwirrung von damals hervorgegangen?“ fragte Ravensburgk. „Die Menschen pflegen sich ja doch nach jedem Zusammensturz ein neues Heiligthum, ein anderes Luftschloß oder abermals ein trauliches Nestchen zu zimmern. Sie haben verständiger Weise das Nest gewählt. Nun möchte ich aber auch wissen, wie die Anderen ihr Leben wieder aufgebaut haben.“

Hedwig deutete hinüber, wo zwischen einem Einschnitt der Berge das Thürmchen des Bethauses von Himmelgarten sich in die blauen Schleier der Dämmerung hüllte.

„Dort ist die Stätte, wo Leonoren's Heiligthum steht. Während ihr Vater unter ihrer treuen Pflege genas, wurde seine Beziehung zur Spielbank gelöst, die Betheiligung des letzten Falkeneck an derselben mit einer großartigen Stiftung für das Armenbad gesühnt. Als er dann geheilt war und die Aerzte ihm für den Winter einen Aufenthalt in Italien verordneten, da erklärte Leonore fest, daß sie nicht wieder in die Welt hinaus ziehen werde. Sie wolle bei denen bleiben, die ihr in ihrem tiefen Fall die Hand geboten hätten, und sich ein Heim unter ihnen zu erringen suchen. So ist das lange getrennte Ehepaar zusammen nach Italien abgereist, von da nach Wildbad und dann in die Schweiz gegangen, wo der Patient sich vollends erholen soll. Leonore aber lebte sich unter der Anleitung der Schwester Jakobine in der Gemeine ein. Wenn am nächsten 13. August die Erneuerung der Brüdergemeine gefeiert wird und neue Mitglieder aufgenommen werden, dann soll das Los auch entscheiden, ob das letzte Kind des Hauses Falkeneck sich hinfüro zu den Schwestern zählen darf.“

„Leonore in der Herrnhutergemeine!“ rief Ravensburgk lachend.

„Und warum nicht?“ entgegnete Hedwig sanft, aber ernst. „Im Augenblick, da Alles ihr zerbrach, fand sie dort eine Stütze, die nicht wankte. Heino liebte sie nur als die, welche er in ihr sah, nicht als die, welche sie war. Der Bruder Johannes aber

H. Schlittgen
1886.

In der Kunstausstellung.

Originalzeichnung von H. Schlittgen.

Digitized by Google

glaubte auch an den Gottesfunken in der Seele des gebrochenen Weltkindes und fachte ihn an zu einem neuen geläuterten Leben."

Ravensburgk nickte.

„Der alte Kreuzritter hat schon eine Umkehr gehalten, der Stifter von Himmelgarten ebenfalls. So etwas liegt zuweilen in der Familie und erbt fort. Bei uns sind es die schönen Stimmen." Er lachte sein dumpfes tausendjähriges Gelächter. Dann fragte er: „Sehen Sie Fräulein von Falkeneck in Himmelgarten?"

„Gewiß," entgegnete Hedwig. „Die Schwester Leonore hat fleißig mitgearbeitet an den Möbelbeschlägen, die ich für den alten Familiensaal im Eckthurme habe im Schwesternhause sticken lassen, und ihr feiner Geschmack ist mir dabei sehr zu Statten gekommen. Auch hat sie den Musikunterricht im Kinderchor übernommen, da die bisherige Lehrerin nach Grönland abgegangen ist, um den dortigen Missionar zu heirathen. Und mit tiefer Bewegung habe ich sie im Betsaal beobachtet, wie ihre Augen schwärmerisch an dem jungen Prediger hingen, während er in seiner einfachen herzergreifenden Weise das Evangelium verkündigte. Wer weiß, ob sich nicht bald die rosa Bänder ihres Häubchens in blaue wandeln und sie mit ihm geht, wenn er wieder als Missionar hinaus zieht."

Es dämmerte. Im alten Eckthurm stimmte ein Heimchen sein Lied an. Die Diener brachten Windlichter und Cigarren.

Ravensburgk blies einige blaue Wölkchen in die Abendluft. Dann fragte er weiter:

„Und wie hat Heino sich mit seinem Schicksal abgefunden?"

„Er lebt in tiefster Zurückgezogenheit auf seinem Gute, verhätschelt und angebetet von seiner Mutter," sagte Georg. „Er thut auch besser, er baut eine gute Kartoffel als ein schwaches Gedicht. Lieber Gott! Er wünschte sich ein Schicksal, damit sein Genius sich befreien könnte. Aber wenn nichts in der Nuß ist, kommt auch nichts heraus, wenn sie aufgeklopft wird."

„Etwas ist doch herausgekommen," entgegnete Hedwig. „Aus seinen freilich tief niedergeschlagenen Briefen geht hervor, daß ihn die Erlebnisse des vorigen Jahres auf den Weg zur Selbsterkenntniß und Selbstbeschränkung geführt haben."

„Seine Poesieen sind schnell aus der Mode gekommen," sprach Ravensburgk. „Dagegen macht jetzt ein Gedicht von einem gewissen Viktor Scheffel großes Aufsehen und erlebt Auflage über Auflage. Es heißt: Der Trompeter von Säkkingen."

Hedwig zog ein kleines Notizbuch aus dem Schürzentäschchen und schrieb den Titel auf. „Das wollen wir uns verschreiben."

„Und wissen Sie, der aus der Welt kommt, nichts Neues zu erzählen?" fragte Georg.

„Nun," sagte Ravensburgk, „um mich zu revanchiren für Ihre interessanten Mittheilungen, will auch ich ein Geschichtchen zum Besten geben; aber nur im tiefsten Vertrauen. Unser Gesandter beim Bundestag, der sonst nur über Menus, Toiletten und Liebesintriguen zu berichten wußte, meldete es vor Kurzem ganz konsternirt. Der jetzige preußische Gesandte, ein Herr von Bismarck, macht sich sehr mausig in Frankfurt. Der österreichische Gesandte, Graf Thun, der ja natürlich etwas voraus hat, pflegt in den Sitzungen zu rauchen. Da zieht eines Tages dieser Herr von Bismarck eine Cigarre aus seinem Etui, zündet sie sans façon an und raucht mit dem Grafen Thun um die Wette."

Georg hatte aufgehorcht, sich aufgerichtet. Einen Augenblick starrte er vor sich hin. Dann sprach er: „Ein Trompeter hat den süßlichen Singsang in Grund und Boden geblasen, der Bismarck dem Bundestag unter die Nase geraucht. Es kommt eine neue Zeit; ich wittre Morgenluft." Er winkte dem Diener zu. „Eine Flasche Auslese, Schwarzsiegel. Verstanden?"

Als die Flasche gebracht war, schenkte er feierlich drei Gläser voll, stand auf stramm, als stehe er seinem Kommandeur gegenüber, erhob das Glas und sprach mit einer Stimme, die den ganzen Lora-Grund zu füllen schien: „Auf daß ich noch einmal, und sei es auch als alter Landwehrmann, zu des Vaterlandes Ehre kommandiren darf: ‚Feuer!'"

Hedwig setzte erschrocken das Glas hin und sah ihn an.

„Ich glaube gar, Du fürchtest Dich!" rief Georg. „Vorwärts! Angefaßt!"

Da raffte sich die junge Frau zusammen: „In Gottes Namen!" Und sie stieß herzhaft an.

Ravensburgk hatte dem Vorgang mit seinem leisen skeptischen Lächeln zugeschaut. Nun stand er auf und knöpfte seinen Rock zu. „Die Luft weht kühl," sagte er. „Es wird Zeit für den alten Raben, daß er von dannen zieht."

Er drückte Georg die Rechte, neigte sich tief über Hedwig's dargebotene Hand und stieg gravitätisch in den vorgefahrenen Wagen.

„Schwager, ein lustiges Stück," rief er im Davonrollen. Und während der Wagen in der Nacht verschwand, schmetterte es hell in die Luft hinein: „Ich hab' mein Sach auf Nichts gestellt! Hurrah!"

Georg und Hedwig saßen noch eine Weile vor dem alten Hause. Georg rauchte seine Cigarre aus, und sie sprachen von den Arbeiten des kommenden Tages.

Vom Nordpol bis zum Aequator.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Populäre Vorträge aus dem Nachlaß von Alfred Edmund Brehm.

2. Bilder aus dem Affenleben.

IV. Von der Begabung der Menschenaffen. — Schlußbetrachtung.

Wir verstehen unter Menschenaffen diejenigen, welche in ihrer Gestalt dem Menschen am meisten ähneln, von diesem aber durch die stark hervortretenden Eckzähne, die verhältnißmäßig langen Arme und kurzen Beine, den Bau der Hand, die bei einzelnen Arten vorkommenden Gesäßschwielen und das Haarkleid auch äußerlich noch immer wesentlich sich unterscheiden. Sie bewohnen die Gleicherländer Asiens und Afrikas, ersteres zahlreicher an Arten als dieses, und zerfallen in drei Sippen, von denen die eine auf Afrika beschränkt ist. Jede dieser Sippen umfaßt nur wenige Arten, doch scheint es, als ob uns gegenwärtig noch keineswegs alle bekannt seien.

Auch die Menschenaffen sind, gemäß ihres Baues, auf Bäume angewiesen, aber eben so wenig wie Schlankaffen, Meerkatzen und Makaken Baumsklaven, vielmehr ausgezeichnete Kletterer. Als geradezu unerreichbare Meister im Klettern erscheinen die Langarm-Affen oder Gibbons, Menschenaffen mit so unverhältnißmäßig langen Armen, daß sie doppelt soweit klaftern können als die Länge ihres in aufrechter Stellung gedachten Leibes beträgt. Mit unvergleichlicher Schnelligkeit und gleicher Sicherheit erklettern sie einen Baumgipfel oder Bambusstengel, versetzen ihn oder einen geeigneten Zweig in Schwingungen und schnellen sich sodann beim Zurückprallen desselben mit solcher Leichtigkeit über Zwischenräume von acht bis zwölf Meter hinweg, daß es aussieht, als flögen sie wie abgeschossene Pfeile oder abwärtsstoßende Vögel. Auch sie sind im Stande, noch im Sprunge die zuerst beabsichtigte Richtung zu ändern und ihren Sprung jählings zu unterbrechen, indem sie den ersten besten Zweig ergreifen, an ihm sich festhängen, schaukeln, wiegen und endlich ersteigen, sei es, um fortan ein Weilchen zu ruhen, oder sofort wiederum das alte Spiel zu beginnen. Nicht selten springen sie solcherart drei-, vier-, fünfmal nach einander durch die Luft und lassen dann fast vergessen, daß die Gesetze der Schwere auch für sie maßgebend sind. Ebenso ausgezeichnet als sie klettern, ebenso schwerfällig gehen sie. Andere Menschenaffen sind im Stande, ohne sonderliche Beschwerde in aufrechter Stellung, also auf den Füßen allein, ein mehr oder minder bedeutendes Stück Weg ohne Unterbrechung zurückzulegen, fallen jedoch bei eiligem Laufe stets auf alle Viere, hierbei auf die eingeschlagenen Knöchel der Finger, hinten auf die äußeren Kanten der Füße sich stützend, und den Leib zwischen den aufgestemmten Armen hindurch mühsam und schwerfällig vorwärtswerfend; die Langarmaffen aber bewegen sich nur im äußersten Nothfalle in dieser Weise und dann mehr hüpfend als laufend, legen dagegen kürzere Strecken zurück, indem sie sich zu voller Höhe aufrichten und mit den bald weniger, bald weiter ausgebreiteten Armen

im Gleichgewichte halten, die Daumenzehen möglichst spreizen und nunmehr mit kleinen, rasch auf einander folgenden Schritten kläglich dahin trippeln. Ihre Bewegungen müssen daher als einseitige bezeichnet werden; denn was sie an Kletterhaftigkeit vor anderen Menschenaffen voraus haben, wiegt ihre Hilflosigkeit auf dem Boden nicht auf.

Wer erfahren will, bis zu welcher Höhe die geistige Begabung eines Affen sich zu erheben vermag, muß den Schimpanse oder einen seiner nächsten Verwandten zur Beobachtung wählen und mit ihm längere Zeit einigen Umgang pflegen, wie ich gethan habe: er wird dann mit Verwunderung und Staunen, vielleicht auch gelindem Grauen erkennen, wie weit die Kluft, welche Mensch und Thier scheidet, sich verringern kann. Auch die anderen Menschenaffen sind geistig hochbegabte Geschöpfe; auch sie übertreffen in dieser Beziehung alle übrigen Affen; ihre Begabungen gelangen aber weder bei den Langarmaffen noch bei dem Orang-Utan zu so allgemein verständlichem Ausdrucke, ich möchte sagen, zu derartig zwingender Geltung, wie bei jenen. Sie, die Pongos, Gorill, Tschego und Schimpanse, kann man nicht mehr wie Thiere behandeln, wenn man ihre Geistesgaben erkennen und abwägen will. Ihr Verstand steht dem eines rohen, ungeschulten, ungebildeten Menschen wenig nach. Sie sind und bleiben Thiere; aber sie handeln so menschlich, daß man das Thier in ihnen vergessen möchte.

Ich habe Jahre nach einander Schimpansen gepflegt, sie genau und soviel als mir möglich, vorurtheilsfrei beobachtet, mit ihnen eifrig und innig verkehrt, sie in meine Familie aufgenommen, mit mir speisen lassen, sie unterrichtet, gelehrt, förmlich erzogen, in Krankheiten abgewartet und auch in ihrer Todesstunde nicht verlassen: ich darf daher glauben, sie ebenso gut kennen gelernt zu haben als irgend ein Anderer, und zu einem zutreffenden Urtheile über sie berechtigt zu sein. Aus diesen Gründen wähle ich den Schimpanse zu dem Versuche, darzulegen, wie weit die geistige Begabung eines Thieres reicht.

Der Schimpanse ist nicht allein eines der klügsten aller Geschöpfe, sondern auch ein nachdenkliches sinniges Wesen. Jede seiner Handlungen geschieht mit Bewußtsein und Ueberlegung. Er ahmt nach, aber mit Verständniß und Urtheil: er läßt sich belehren und lernt. Er erkennt sich und seine Umgebung und ist sich seiner Stellung bewußt. Im Umgange mit Menschen ordnet er sich höherer Begabung unter; im Verkehre mit Thieren bethätigt er ein ähnliches Selbstbewußtsein wie der Mensch. Was bei anderen Affen in dieser Beziehung angedeutet ist, erscheint bei ihm klar ausgesprochen.

Wie scharf er beobachtet, geht schlagend aus seiner fast immer richtigen Beurtheilung der Menschen hervor. Er kennt und unterscheidet nicht allein seine Freunde von anderen Leuten, sondern auch wohlwollende von übelwollenden Menschen so scharf, daß der Wärter eines Schimpanse überzeugt war, jeden Menschen, welcher den Schimpanse abstieß, als Taugenichts oder Bösewicht bezeichnen zu dürfen. Ein vollendeter, aber feiner Heuchler, welcher mich und Andere täuschte, war dem einen Schimpanse von Anfang an ein Gräuel, gerade, als ob er den rothhaarigen Schuft vom ersten Augenblicke an erkannt gehabt hätte. Am liebsten verkehrt jeder Schimpanse, mit welchem man sich viel beschäftigt, im Kreise einer Familie. Hier benimmt er sich, als ob er sich unter seines Gleichen fühle. Er achtet genau auf Sitte und Gewohnheit des Hauses, merkt sofort, ob er beobachtet wird oder nicht, und thut im ersteren Falle das, was er soll, im letzteren das, was ihm gerade behagt. Spielend leicht und mit wahrem Eifer, ganz im Gegensatze zu anderen Affen, lernt er, was ihm gelehrt wird, beispielsweise aufrecht am Tische zu sitzen, mit Löffel, Messer und Gabel Speise in den Mund zu führen, aus einem Glase oder einer Tasse zu trinken, den Zucker in der Tasse umzurühren, mit dem Nachbar anzustoßen, sich des Mundtuches zu bedienen ꝛc.; ebenso leicht gewöhnt er sich an Kleidungsstücke, Decken und Betten; ohne sonderliche Mühe eignet er sich endlich ein Verständniß der menschlichen Sprache an, welches das eines wohlgezogenen Hundes bei weitem übertrifft, da er sich nicht nach der Betonung, sondern nach der Bedeutung der Worte richtet und bestimmte Aufträge nicht minder richtig als Befehle zur Ausführung bringt. Aeußerst empfänglich für jede Liebkosung oder Schmeichelei und selbst für gespendetes Lob, ebenso empfindlich gegen unfreundliche Behandlung oder schon Tadel, ist er auch lebhafter Dankbarkeit fähig und beweist diese, ohne hierzu besonders abgerichtet worden zu sein, durch Handschlag und Kuß. Besonders lebhafte Zuneigung legt er Kindern gegenüber an den Tag. An und für sich weder tückisch noch bösartig, behandelt er Kinder, so lange sie ihn nicht reizen, stets äußerst freundlich, kleine, noch unbehilfliche Kindlein mit wahrhaft rührender Zärtlichkeit und Zartheit, wogegen er im Verkehr mit anderen seiner Art, anderen Affen und anderen Thieren nicht selten rauh und unfreundlich sein kann. Ich hebe diesen Charakterzug, welchen ich bei allen von mir gepflegten Schimpansen wahrgenommen habe, namentlich deßhalb hervor, weil er zu beweisen scheint, daß der Schimpanse auch im kleinsten Kinde den Menschen anerkennt und würdigt.

Rührend geberdet sich ein kranker, schwer leidender Menschenaffe. Kläglich bittend, wahrhaft menschlich, schaut er seinem Pfleger ins Gesicht, erkennt jede Hilfe oder doch Hilfsleistung mit warmem Danke und in dem Arzte bald seinen Wohlthäter, hält letzterem den Arm hin, oder streckt die Zunge heraus, sobald dies gefordert wird, thut dasselbe nach einigen Besuchen des Arztes auch ganz von selbst, nimmt Arzneien willig ein, läßt sich sogar wundärztliche Griffe gefallen, benimmt sich, mit einem Worte, nicht viel anders als ein kranker und geduldiger Mensch. Je mehr sein Ende sich nähert, um so milder wird er, um so mehr verliert sich das Thierische, um so heller treten die edleren Züge seines Wesens hervor.

Der Schimpanse, welchen ich am längsten pflegte und mit Hilfe eines thierfreundlichen Wärters am sorgfältigsten erzog, erkrankte an Lungenentzündung, welcher sich Vereiterung der Lymphdrüsen des Halses gesellte. Wundärztliche Behandlung der eiternden Drüse erwies sich als nothwendig. Zwei mir und dem Schimpanse befreundete Aerzte unternahmen es, die Geschwulst am Halse zu öffnen, um so mehr, als der Affe in ihr den Sitz seines Leidens zu erkennen vermeinte und die Hand des untersuchenden Arztes fort und fort nach ihr hinleitete. Aber wie sollte der nothwendige Schnitt an der gefährlichen Stelle ausgeführt werden, ohne das Thier zu gefährden? Betäubende Mittel waren wegen der kranken Lunge ausgeschlossen, und der Versuch, den Schimpanse durch mehrere kräftige Männer festhalten zu lassen, scheiterte an dessen hochgradiger Erregung und dem nachdrücklichen Widerstande, welchen er leistete. Was Gewalt nicht zu erreichen vermochte, erzielte Ueberredung. Durch gütliches Zureden und Liebkosungen seitens seines Wärters wieder beruhigt, gestattete der Affe nochmalige Untersuchung der eiternden Geschwulst, ohne mit einer Wimper zu zucken, Annäherung und Gebrauch des Messers, ohne zu klagen, anderweitige schmerzende Eingriffe des Arztes, insbesondere die Nachhilfe bei Entleerung der geöffneten Geschwulst. Mit dieser trat augenblickliche Befreiung der bisher quälenden Athemnoth ein; ein unverkennbarer Ausdruck der Erleichterung drückte sich im Gesichte des Leidenden aus, und dankbar reichte er beiden Aerzten die Hand, und beglückt umarmte er seinen Wärter, ohne zu der einen wie zu der anderen Handlung aufgefordert worden zu sein.

Leider vermochte die Beseitigung des einen Leidens das Leben des Thieres nicht zu retten. Die Halswunde heilte, aber die Lungenentzündung griff um sich und machte seinem Leben ein Ende. Er starb bei vollem Bewußtsein, sanft und ruhig, nicht wie ein Thier, sondern wie ein Mensch stirbt.

Dies sind Züge aus dem Betragen und Gebahren eines Menschenaffen, welche weder mißverstanden, noch bemäkelt werden können. Bedenkt man dazu, daß sie alle nicht erwachsenen, sondern im Kindesalter stehenden Menschenaffen abgelauscht werden konnten, so wird man diesen Thieren unzweifelhaft eine sehr hohe Stellung einräumen müssen. Denn die von irgend einem unfähigen Beobachter aufgestellte, von Hunderten gedankenlos nachgesprochene Behauptung, daß der Affe mit zunehmendem Alter an geistiger Begabung verliere, also gleichsam zurückgehe und verdumme, ist eben nichts Anderes als eine plumpe Lüge, welche jeder wirklich und unbefangen von seiner Jugend an bis zu seinem Alter beobachtete Affe widerlegt. Wenn wir von erwachsenen Menschenaffen auch weiter nichts wüßten, als die beiden Thatsachen, daß sie Bauten errichten, welche man eher Hütten als Nester nennen muß, um in ihnen eine einzige Nacht zu verweilen, und daß sie hohle Bäume als Trommeln verwenden und letztere zu ihrem Vergnügen rühren: wäre dies doch genug, um dieselben Schlüsse zu ziehen, zu denen uns kindliche, von uns gepflegte Affen dieser Gruppe führen, oder mit anderen Worten, um in ihnen die weitaus begabtesten, am höchsten stehenden und unsere allernächsten Verwandten zu erkennen.

Und die Affenfrage? Nun, ich möchte glauben, sie in dem Vorausgegangenen bereits beantwortet zu haben, stehe aber nicht an, meiner Auffassung derselben noch besonders Ausdruck zu geben.

So unbestreitbar die Uebereinstimmung zahlreicher Merkmale bei Mensch und Affe ist, so bestimmt stellen sich bei genauester Vergleichung der Menschen und Affen Unterschiede heraus, welche eine so innige Verschmelzung beider Gruppen, als neuerdings versucht worden, unbedingt verbieten. Die Ebenmäßigkeit der Gestalt, die verhältnißmäßige Kürze der Arme, die Breite und innere Beweglichkeit der Hände, die Länge und Stärke der Beine sowie die Plattheit der Füße, die nackte Haut und nicht minder die geringe Entwickelung der Eckzähne sind äußerliche Merkmale des Menschen, welche nicht unterschätzt werden dürfen, vielmehr gewichtig genug erscheinen, um zwischen ihm und den Affen bestimmte Grenzen aufzurichten und festzuhalten. Zieht man außerdem die Anlagen des Menschen gebührend in Erwägung, vergleicht man seine Bewegungen, seine gegliederte Sprache, seine geistigen Fähigkeiten mit den entsprechenden Begabungen der Affen, so wird man in Aufrechterhaltung jener Grenzen nur unterstützt werden können.

Blinde Anhänger der Umwandelungslehre, wie sie Darwin begründet und Andere weiter ausgebaut, überspringen jene Grenzen freilich ohne alles und jedes Bedenken; sie aber können für eine besonnene Beurtheilung der thatsächlich bestehenden Verhältnisse unmöglich maßgebend sein. So befriedigend, um nicht zu sagen wahrscheinlich, jene Lehre auch ist, über die Bedeutung einer geistvollen Annahme hat sie sich noch nicht zu erheben vermocht; unwiderlegliche Beweise für die Richtigkeit dieser Annahme hat sie noch nicht erbringen können. Veränderlichkeit der Spielarten oder Rassen läßt sich erweisen, sogar bewirken; Umwandlung einer Art in die andere konnte noch in keinem Falle festgestellt werden. So lange aber Letzteres nicht der Fall, so lange sind wir berechtigt, Menschen und Affen als verschiedenartige Wesen zu betrachten und die Abstammung des einen von dem anderen zu bestreiten. Jeder Versuch, einen gemeinschaftlichen Urahn zu entdecken oder zu ergründen, jegliches Unterfangen, eine Ahnenreihe des Menschen aufzustellen, ändert hierin nicht das Geringste; denn wirkliche Naturwissenschaft begnügt sich nicht mit Erklärungen, sondern verlangt Beweise, wenn sie befriedigt sein soll; sie will nicht glauben, sondern wissen.

Und so mögen wir den Affen unbekümmert die Stellung einräumen, welche unbefangene Prüfung in der Reihe der Wesen ihnen anweist. Als die uns am meisten ähnelnden Thiere oder unsere nächsten Verwandten im thierkundlichen Sinne dürfen wir sie anerkennen; weitergehende Rechte müssen wir ihnen versagen. Vieles, was dem Menschen eigen, wurde auch ihnen beschieden; von wirklichem Menschenthume trennt sie eine noch immerhin weite Kluft. Viel, aber bei weitem nicht aller Mensch ist in ihnen verkörpert wie vergeistigt.

Studien nach dem Leben.

Von **Hermann Heiberg.**

Gewohnheiten und Unarten.

II.

Es giebt manche Sonderlinge, die man als Anfasser bezeichnen könnte. Es wird ihnen nichts gezeigt, das sie nicht berühren, worauf sie nicht tupfen müssen. Eine Schachtel, eine Geldtasche wird niemals präsentirt, ohne daß sie diese öffnen, und selbst wenn sie in einem öffentlichen Garten sich bewegen, in dem auf großen Tafeln vorher schon vor ihren Unarten gewarnt wurde, müssen sie Blätter abreißen und Blumen pflücken.

In Ausstellungen können sie's nicht lassen, ihre Hände in Bewegung zu setzen, und sind's gar Bücher, schauen sie sich um, ob nicht ein unbewachter Moment gestatte, rasch einmal hineinzugucken. Die Anfasser packen Freunde und selbst Fremde beim Sprechen an der Schulter und halten ungebührlich lange eine arglos gebotene Hand. Einige drücken auch, daß man schreien möchte, und seltsamer Weise reichen diejenigen am liebsten und am häufigsten ihre Rechte, deren Finger weder Elfenbeinglätte noch trockene Flächen haben. Kalte, feuchte Hände wirken selbst auf Ungebildete mit weniger ausgeprägtem ästhetischen Gefühl abstoßend. Es sollte Jeder einmal an sich genau prüfen, was ihm anhaftet und anhängt; er würde, wenn er die Unarten ablegte, wahrscheinlich und zu seiner angenehmen Ueberraschung, eine ganz veränderte Begegnung bei seinen Mitmenschen beobachten können.

Lästig können die Knopfdreher werden. Vor einigen Monaten begegnete ich Einem auf der Straße, der zugl. ich sehr langathmige und langweilige Auseinandersetzungen in eigener Sache hielt. Ich legte meine schützende Hand über den Rock. Da packte er aber doch den obersten Knopf, hielt ihn fest, drehte und drehte und gab ihn endlich den Rest. „Zum Andenken," sagte ich launig beim Schluß seiner Rede und überreichte dem Unermüdlichen das Resultat seiner Bemühungen.

Scherenspieler und Schneider finden sich vielfach in der Gesellschaft. Während der Konversation setzen sie das Instrument in Bewegung, und es giebt sogar Einige, welche die Ecken der Tischtücher nicht schonen. Wolle, Seide oder Zeug ist niemals sicher vor ihnen, wenn's gerade auf dem Tisch liegt.

Die Maler in der Gesellschaft punktiren und beschreiben Papier, Wände und Tische. Jede freie Fläche ist ihnen die Leinewand für ihre Kritzeleien. Sie müssen entweder ihren Namen einschreiben oder wenigstens eine Schnörkelei anbringen; manche schreiben auch Sprüche und Gedichte hin. Meistens gelangen diese „Kieselacks" niemals an denselben Ort zurück, aber ein unwiderstehlicher Drang treibt sie, ihre Künste zu üben.

Knaben können an einem neubemalten Staket überhaupt nicht vorübergehen, ohne Kreide- oder Bleifederstriche zu machen oder mit dem Taschenmesser darüber zu fahren. Nicht selten zeichnen sie auch eine Menschengestalt in ungeheuerlichen Proportionen.

Namentlich bei weiblichen, abhängigen Personen findet sich die Gewohnheit, die letzten Worte aus der Rede des Anderen zu wiederholen. Es soll als eine besondere Artigkeit wirken, oder die tiefe Ergebenheit fließt in solcher Weise über.

„Ich habe mehrfach versucht, aber ohne Nutzen," hebt der Sprechende an, und als Echo tönt zurück: „Aber ohne Nutzen". Und so geht's fortwährend in längerer Rede. Fast keinen Satz giebt es, der nicht mit seinem Ende angebunden wird. Redensarten, die zur Gewohnheit geworden sind, können oft komisch wirken. Eine alte Frau, welche ich in meiner Jugend kannte und die irgendwo als Kammerzofe bei einer fürstlichen Persönlichkeit gedient hatte, brauchte den Ausdruck: „Mit Erlaubniß zu sagen." Und da hörte ich sie einmal einer meiner Angehörigen berichten, daß eine hochgestellte Dame sie besucht habe, und sie leitete ihre Erzählung über diesen Besuch mit den folgenden Worten ein: „Ich saß, mit Erlaubniß zu sagen, und nähte, als Frau Gräfin bei mir eintraten!"

Vor Jahren besuchte ich ein Lesezimmer und fand um eine Nachmittagsstunde, in der ich eben auch gerade die rechte Zeit für das Durchlesen von Zeitungen fand, stets drei ältere Herren, die allezeit bei meinem Eintreten, ohne zu grüßen, ein wenig die grauen Köpfe hoben und dann sich wieder eifrig vertieften. Einer von ihnen litt an einem Mundkrampf und mußte gegen seinen Willen Töne von sich geben, die an eine beim Gebrauch abgenutzte Kindertrompete erinnerten. Dies Geräusch ertönte in Pausen und namentlich, wenn abermals die Russen über die Türken gesiegt hatten. Ich hörte gelegentlich, daß er ein Russenhasser sei. Der Zweite, ein pensionirter Beamter, ein stupider „Von oben herab", schurrte mit den Stiefeln den Fußboden. Dieses scheuernde Geräusch erfolgte in ziemlich regelmäßigen Pausen von fünf Minuten und veranlaßte den Trompetenbläser unwillkürlich einzufallen. Drob aber gerieth der Dritte, ein alter Justizrath, wieder in einen nervösen Zustand und stieß mit einem von mir nie wieder gehörten Nasallaut die Luft heftig und wiederholt aus den Nüstern.

Acht Tage hielt ich aus, dann aber entfloh ich diesem prustenden, scharrenden und schnaubenden Durcheinander und kam nicht wieder. Sie aber lesen noch heute um dieselbe Stunde und ertragen Unabänderliches.

Unerschöpflich ist das Kapitel! Ich erinnere zum Schluß noch an andere Gewohnheiten beim Sprechen, die Jedermann bekannt sind. Es giebt eine Klasse von „Das heißt, das heißt", und „Ich meine, ich meine", und „Wissen Sie, wissen Sie".

Es läßt sich z. B. ein solcher wie folgt vernehmen: „Ich habe mit ihm gesprochen, aber ich meine — ich meine, viel war nicht aus ihm herauszukriegen und ich meine, ich meine, wenn der Mann nicht einmal offen ist — nicht einmal mir gegenüber, ich meine: mit der Sprache heraus will, dann ꝛc."

Die „Das heißt-Leute" haben mehr eine erklärende Ader, während jene Einschiebsler sind. Ein „Das heißt-Mitglied" spricht etwa so: „Das heißt, das heißt, nur unter der Bedingung, daß Sie in acht Tagen wieder zurück sind. Mein Sohn will auch verreisen, das heißt — eine Geschäftsreise unternehmen, und wenn Alles so liegt, so werde ich am 24., das heißt, das heißt, jedenfalls gegen Ende des Monats meine diesjährige antreten."

Bei Damen findet man häufig die Gewohnheit des Uhrkettenreibens. Die Kette hängt offener heraus, als bei den Männern, und ihre Hände zerren gern an den einzelnen Gliedern. Tragen Frauen Blumen an der Brust, müssen sie eifrig rücken und schieben, und junge Mädchen zupfen häufig mehr an ihrer Toilette, als sie reden. Ich kenne eine alte Dame, welche die sonderbare Gewohnheit hat, mit dem Kopf Nein zu schütteln, wenn sie beipflichten will, und wenn sie entgegengesetzter Meinung ist, neigt sie das Haupt und zieht die Unterlippe herab. An dieser Bewegung erkennt man, daß sie nicht derselben Ansicht ist.

Die halbe Welt der Bärtigen streicht und zupft und kräuselt an dem Haarwuchs. Einem Kräusler rief ich einmal zu: „Sie, Bernewitz! Sie kräuseln ja schon wieder!"

„So? Wieder?" rief er bestürzt, zog die Hand zurück und schloß, sofort die Bartenden abermals in die Hand nehmend: „Eine dumme Gewohnheit! Ich werd's jetzt lassen!"

Fortſchritte und Erfindungen der Neuzeit.

Ein Wettkampf zwiſchen Geſchütz und Panzer.

Aus dem erbitterten Wettkampfe, welcher ſeit Jahrzehnten zwiſchen Geſchütz und Panzer geführt wird, ſchien noch vor Kurzem die Angriffswaffe als endgültige Siegerin hervorgehen zu ſollen. Wie der Harniſch der Ritter früherer Zeiten ſich machtlos gegen die Büchſenkugel erwies, ſo ſollte auch der Rieſenpanzer der Kriegsſchiffe und der Strandbatterien keine Schutzwehr mehr bilden gegen die Wucht der Geſchoſſe, welche aus den größten Feuerſchlünden der Neuzeit, den 100-Tons-Geſchützen, geſchleudert werden. Und in der That gab es bis zu den Schießverſuchen in Spezia keine Panzerplatte, welche den Kugeln dieſer von der Firma Armſtrong gebauten, auch unter der Bezeichnung 43-Centimeter-Kaliber bekannten Kanonen hätte Widerſtand leiſten können. Kein Wunder, da dieſelben in der Regel mit 350 Kilogramm Pulver geladen werden und das Gewicht ihrer Geſchoſſe $17\frac{1}{2}$ Centner beträgt!

Die Verſuchs-Panzerplatte in dem Gruſon'ſchen Etabliſſement.

Die italieniſche Regierung iſt bis jetzt die einzige geweſen, welche einige ihrer Kriegsſchiffe mit dieſen furchtbaren Zerſtörungsmaſchinen armiren ließ und die auch den Plan gefaßt hatte, dieſelben zur Vertheidigung der Küſte zu verwenden. Hier ſollten ſie in Panzerthürmen aufgeſtellt werden, wie dieſelben ſchon früher in der „Gartenlaube“ (vgl. Jahrg. 1883, S. 207 u. f.) beſchrieben und abgebildet wurden. Die Ausführung dieſes Planes würde jedoch nur dann einen ſichtbaren Nutzen bringen, wenn dieſe Panzerthürme mit Platten geſchützt werden könnten, welche den Geſchoſſen der 100-Tons-Geſchütze Widerſtand leiſteten.

Die berühmte Firma Gruſon in Buckau bei Magdeburg hatte ſich bereit erklärt, den gewünſchten Panzer zu liefern, und es wurde in Folge deſſen zwiſchen ihr und der italieniſchen Regierung ein Kontrakt abgeſchloſſen, daß ſie zwei Panzerthürme in dem Kriegshafen zu Spezia errichten ſolle, wenn eine von ihr probeweiſe gelieferte Panzerplatte drei Schüſſen aus einem 100-Tons-Geſchütze widerſtände, ohne Verletzungen davonzutragen, welche den Schutz des Panzerthurmes fraglich machen würden.

Das 100-Tons-Geſchütz auf dem Ponton „Valente“.

Schon im vorigen Jahre war dieſe Probeplatte im Gewicht von 88 000 Kilogramm in dem Gruſon'ſchen Etabliſſement aus Hartgußeiſen angefertigt worden und ſtand zur Verladung bereit. Unſer erſtes Bild zeigt uns den Rieſenblock in dieſem Zuſtande. Er bildet nur einen Theil der Kuppel des Panzerthurmes, die aus 15 derartigen Platten zuſammengeſtellt wird.

Um dieſe ſchwere Maſſe von den Ufern der Elbe nach Spezia zu befördern, mußte ein beſonderer zwölfaxiger Transportwagen gebaut werden, welcher auch die ungeheure Laſt durch den Gotthard-Tunnel glücklich nach Italien brachte. Hier wurde die Platte nahe am Meeresufer in einer in dem Felſen ausgeſprengten und ausgemauerten Niſche aufgeſtellt, wobei ihr Anſchluß durch drei gewaltige gußeiſerne Platten von 42 000 bis 45 000 Kilogramm Gewicht vermittelt wurde. Außerdem war noch über und vor der Platte, um dem Zurückfliegen von Geſchoßtrümmern vorzubeugen, ein aus ſtarken Balken gebildeter Schutzbau angeordnet und nur eine kleine Oeffnung zum Paſſiren des Geſchoſſes freigelaſſen.

Das Geſchütz ſelbſt wurde auf dem Ponton „Valente“ aufgeſtellt. Unſere zweite Abbildung giebt uns die Anſicht des Koloſſes, neben welchem ſich noch ein kleineres Geſchütz von 15 Centimeter Kaliber befindet. Die Entfernung zwiſchen der Mündung des Geſchützrohres und der Platte betrug nur 133 Meter, und für das Verſuchsſchießen wurde das Geſchütz ausnahmsweiſe mit 375 Kilogramm braunem prismatiſchen Pulver der Rheiniſch-Weſtfäliſchen Pulverfabriken geladen, während als Geſchoſſe Krupp'ſche gehärtete Stahlgranaten im Gewicht von 1000 Kilogramm verwendet wurden.

So waren auf dem Schießplatze zu Spezia die bedeutendſten Firmen der modernen Fabrikation des Kriegsmaterials vertreten, und auch viele Abgeordnete europäiſcher, amerikaniſcher und ſelbſt aſiatiſcher Staaten als Zeugen des Rieſenduells zwiſchen Geſchütz und Panzerplatte erſchienen. Die Koſten dieſer großen militäriſchen Schauſtellung beliefen ſich auf eine halbe Million Franken.

Am 20. April war das Meer ruhig; die Bewegungen des Pontons „Valente“ erfolgten in den zuläſſigen Grenzen; der erſte Schuß konnte abgefeuert werden. Gegen 9 Uhr brachten mehrere Barkaſſen ſämmtliche Theilnehmer nach dem Schießplatze. Das Richten und Laden der Kanone, ſowie die Kompletirung des Schutzbaues vor der Platte nahmen etwa zwei Stunden in Anſpruch. Nach Ablauf derſelben begaben ſich die Zuſchauer auf ihren Standplatz, der ſich im Freien in einer Entfernung von etwa 300 Meter von der Platte befand. Um $\frac{1}{2}$11 Uhr erfolgte die Detonation des Schuſſes, die rings im Golfe vielfach widerhallte. Eine mächtige Rauchwolke verdeckte den Ponton, und man ſah in ihr Holzbalken in die Höhe fliegen, Trümmer der von dem Luftdruck aus einander geſprengten Landungsbrücke, an welcher der Ponton feſtgelegt war.

Man eilte nunmehr zu der Platte und entfernte zum Theil den hölzernen Schutzbau (vergl. unſere Abbildung S. 402). Die meiſten Sachverſtändigen waren feſt überzeugt, daß ſie die Platte zertrümmert finden würden, ſtatt deſſen ſtand dieſe faſt unverletzt, während das 1000 Kilogramm ſchwere Geſchoß faſt in Atome zerſplittert war. Der Schuß hatte auf der Platte nur einen flachen etwa 5 Centimeter tiefen Eindruck hinterlaſſen, von welchem 5 radiale Riſſe ausgingen. Nur einer derſelben pflanzte ſich bis in den unterſten Theil der Platte als feiner Haarriß fort. Die Zahl der geſammelten Splitter, zu welchen die Stahlgranate zerſchellt war, betrug gegen 1000. Nachdem der Schutzbau und die Landungsbrücke wieder hergeſtellt worden waren, erfolgte am 24. April der zweite Schuß. Eine 10 Centimeter tiefe Ausſchleifung, deren größte Länge und Breite etwa 40 Centimeter betrug, und 5 radiale Riſſe bildeten keine ernſtliche Beſchädigung der Platte, die auf der Innenſeite vollkommen intakt blieb und auch gegen den dritten Schuß widerſtandsfähig erſchien.

Dieſer konnte wegen ungünſtiger Witterung erſt am 29. April abgefeuert werden. Diesmal zeigte die Platte eine neue Ausſchleifung von 4 Centimeter Tiefe, 40 Centimeter Länge und 30 Centimeter Breite, von welcher wieder mehrere radiale Riſſe ausgingen. Auf der Innenſeite war

Digitized by Google

ein neuer Riß wahrzunehmen. Das Geſchoß ging in Trümmer und beſchädigte die über die Platte hinausragende Seitenmauer und die Decke des Schutzbaues. — Der Verſuch war zu Ende, die Platte hatte ſich bewährt, ſie beſaß nach den drei wuchtigen Angriffen noch Widerſtandskraft genug, um noch einem vierten Schuß, wenn man ihn abgefeuert hätte, trotzen zu können. Dieſer Erfolg muß um ſo überraſchender erſcheinen, wenn man die Treffpunkte der drei Schüſſe genauer betrachtet. Die Entfernung des zweiten und dritten Schuſſes von dem erſten hatte nur 0,85 Meter beziehentlich 1 Meter und die Fläche des von dieſen drei Punkten eingeſchloſſenen Dreiecks nur 0,35 Quadratmeter betragen, während die treffbare Fläche der Platte überhaupt 12,5 Quadratmeter enthält. Da es nun undenkbar iſt, daß im Ernſtfalle eine und dieſelbe Platte dreimal mit ſolcher Wucht getroffen werden könnte, ſo wird ſicher ein aus ſolchen Platten zuſammengeſtellter Panzerthurm jedem denkbaren Angriffe mit heutigen Geſchützen Stand halten. — In jenen für die Kriegswiſſenſchaft denkwürdigen Tagen von Spezia hat mit der Firma Gruſon auch die deutſche Induſtrie einen glänzenden Triumph gefeiert. Der Bau der unüberwindlichen Panzerthürme wird nunmehr ſofort in Angriff genommen werden, und Jahre lang wird der 12achſige 23 Meter lange Frachtwagen mit der ſchweren Panzerlaſt auf den Geleiſen der Eiſenbahnen fortrollen, von der Niederung der Elbe hinauf in die Alpenberge, durch den Schoß des mächtigen Gotthard und dann hinunter zu den Geſtaden des ſüdlichen Meeres; Tauſende werden ihn anſtaunen und bewundern und in ihm ein Zeichen der Wunder wirkenden Menſchenkraft erblicken, bis die Panzerthürme vor Spezia wie Giganten daſtehen werden — ein gewaltiger Schutz Italiens, ein ſtählernes Denkmal deutſchen Fleißes und Geiſtes.

C. Falkenhorſt.

Beſichtigung der Panzerplatte nach dem erſten Schuſſe.

Was will das werden?

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Friedrich Spielhagen.**

(Fortſetzung.)

Fünftes Buch.

Fünf Tage ſpäter — in der letzten Stunde eines ſchwülen Sommerabends — ſtand vor einem jener uralten, windſchiefen, mit jedem Stockwerk ein wenig vorſpringenden Häuſer, welche ſich in langer Zeile an dem Innenhafen von Hamburg hinziehen, ein junger Menſch und betrachtete ein großes Schild, auf welchem ein Schiff gemalt war, das mit vollen Segeln durch grasgrüne Wogen ſtrich. Unter dem Schiff las man in großen Buchſtaben: Nach Amerika. Darunter in kleiner Schrift: Billet-Ausgabe nach New-York, Philadelphia, Boſton, New-Orleans und Auſtralien. Wieder darunter: Geldwechſel.

Der junge Menſch war ich, und das Schild betrachtete ich nur ſo aus Langeweile, denn, wenn ich auch nach Amerika wollte, ſo war dies nicht meine Route. Ich hatte vielmehr mein Billet bereits in der Taſche. Es lautete auf einen ſüdamerikaniſchen Hafen mit dem Segelſchiff „Cebe“, Kapitän Karl Haltermann: und mein alter Spielgenoß aus den Knabenjahren, Fritz Brinkmann, hatte es mir beſorgt.

Fritz Brinkmann war Unterſteuermann auf der „Cebe“, und der Kapitän war auch aus unſerer Stadt, ein älterer Mann, den ich vom Anſehen wohl gekannt hatte, und der um der Landsmannſchaft willen und weil mich Fritz Brinkmann ſo warm empfohlen, ein Auge über den gänzlichen Mangel an Legitimationspapieren bei mir zudrücken und mich mitnehmen wollte.

Ich aber hatte Fritz Brinkmann geſtern Morgen hier am Hafen zufällig getroffen. Die Freude des Wiederſehens war auf beiden Seiten gleich groß geweſen, und ich hatte den braven Burſchen ohne Weiteres mit meiner Lage ſo weit vertraut gemacht, als es für ihn nothwendig war. Ich ſagte ihm, daß nach dem Tode des Vaters meine Verhältniſſe immer mißlicher geworden ſeien, bis ich den Entſchluß gefaßt habe, Europa den Rücken zu kehren und in Amerika mein Heil zu verſuchen. Mit Geld ſei ich hinreichend verſehen, um die Ueberfahrt nach New-York in der zweiten Klaſſe eines Poſtdampfers bezahlen zu können. Aber, abgeſehen davon, daß dabei faſt mein ganzes kleines Kapital draufgehen und ich ſo ziemlich pfenniglos drüben ankommen würde, mache man mir wegen meiner Legitimationsloſigkeit Schwierigkeiten, die mich beinah ſchon mit der Polizei in böſen Konflikt gebracht hätten. Ob Fritz keinen Rath wiſſe?

Nun, und der gute Fritz hatte Rath gewußt. Ganz glatt lief die Sache freilich auch jetzt noch nicht, und Vorſicht und Geheimniß waren dringend geboten, wenn auch über die Schiffe nach Südamerika, die im Außenhafen vor Anker lagen, eine ſo ſcharfe Kontrole nicht geübt wurde und zumal die „Cebe“, die nur gelegentlich Paſſagiere beförderte, kaum etwas nach dieſer Seite zu fürchten brauchte. Gegen das Geſetz verſtieß der Kapitän immer, wenn er mich hinter dem Rücken der Polizei mitnahm, und ſo hatte er ſich denn den Dienſt, den er mir leiſten ſollte, nicht nur ganz anſtändig, wie Fritz meinte, bezahlen laſſen, ſondern dieſem auch auf die Seele gebunden, daß er mich „auf ſeine Gefahr“ an Bord zu ſchaffen, das heißt: wenn er dabei abgefaßt würde, „vor dem Riß zu ſtehen habe“. Er — der Kapitän — werde in dieſem Falle von der ganzen Geſchichte „nichts nicht wiſſen“.

Fritz hatte geſagt, er habe es auch nicht anders verſtanden, und was die Gefahr betreffe, ſo „pfeife er darauf“.

Zwiſchen mir und Fritz aber war verabredet worden, daß wir uns Punkt neun Uhr vor dem Saxonia-Hôtel begegnen, den Abend — er hatte zu dem Zweck vom Kapitän Urlaub erhalten — mit einander zubringen und Punkt zwölf Uhr von einem ihm bekannten völlig ſicheren und verſchwiegenen Jollenführer an Bord rudern laſſen wollten.

Das Saxonia-Hôtel war mein Hôtel: von all' den ſchiefen, wurmſtichigen Häuſern am Hafen das ſchiefſte und wurmſtichigſte; trotz ſeiner drei Stockwerke, über denen nach rechts und links je ein Giebel aufragte, nicht höher, als die zweiſtöckigen Nebenhäuſer, welche auch nicht eben hoch waren. Die Fenſter klebten dicht nebeneinander und bildeten, da das Haus ſich nach der Mitte zu geſenkt hatte, anmuthige Kurven. Nur die beiden oberen Reihen (nebſt den Giebeln) gehörten zum „Hôtel“; zu ebener Erde und in dem Souterrain hatten neben und über einander noch ein Holz- und Kohlenhändler, ein Uhrmacher und ein Wein- und Spirituoſenhändler Raum gefunden.

Vor dieſem intereſſanten Gebäude, welches ich auf meiner Wanderung nun ſchon ein paar Dutzend Male paſſirt — jedes Mal dem Himmel dankend, daß ich in der gräßlichen heißen Koje da oben in dem Giebel rechts nicht noch eine Nacht zuzubringen

Digitized by Google

brauchte — machte ich jetzt wieder Halt. Denn die Uhr in dem Laden des Uhrmachers zeigte auf neun, und gleich darauf schlug es auch neun von irgend einem Thurme in der Nähe: die verabredete Stunde.

Ich wartete fünf, zehn Minuten, nach allen Richtungen spähend: unter den Passanten wollte Fritz' breitschultrige Gestalt nicht auftauchen. Es mußte ihm irgend Etwas dazwischen gekommen sein. Geduldig begann ich meine Wanderung von neuem, jetzt aber mich auf die Nähe des Saxonia-Hôtel beschränkend und nur manchmal über die Straße herüber bis an den Rand des Quai gehend und dort, mich auf die hölzerne Brüstung lehnend, in den Hafen hinein nach der Richtung spähend, wo, wie ich wußte, die „Cebe" vor Anker lag.

Es lagen nicht eben viele Schiffe im Hafen — hatte mein Wirth gesagt, und Fritz hatte es bestätigt — trotzdem mir, dem an die bescheidenen Verhältnisse meines kleinen Heimathsortes Gewöhnten, der Anblick der langen schier endlosen Reihen von so viel Fahrzeugen jeder Größe und Gattung mit dem Wald von Masten, Raaen, Spieren, der von einem unentwirrbaren Netz von Tauen übersponnen und von zahllosen Wimpeln überflattert war, gewaltig imponirte. Gerade in diesem Moment, wo sich das ungeheure Bild von dem rothglühenden abendlichen Himmel, bis in die kleinsten Einzelheiten deutlich erkennbar, abhob, schwimmend auf dem Wasser, welches die rothe Gluth zurückstrahlte, daß es, aller Erdenschwere entrückt, mir wie ein Abbild der Freiheit erschien, nach der meine Seele lechzte, wie der Hirsch nach Wasser.

Und die Worte Faust's, der der scheidenden Sonne nachblickt, kamen mir in den Sinn:

„Ich eile fort, ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht —"

Welche Nacht! so dunkel, so voll von Schrecken, daß mir, der ich jetzt an sie zurückdachte, an dem brutwarmen Sommerabend das Blut kalt durch die Adern rieselte. O, der grausigen Stunden, die ich — drei endlose Tage und Nächte hindurch — in dem Giebelstübchen der Mühle verbrachte, bis die Jagd, welche man ringsumher nach mir, wie nach einem entsprungenen Verbrecher, anstellte, an ihrer Erfolglosigkeit ermüden würde! Damals, als man glaubte, daß die Wasser des Baches sich über meiner Mutter und ihrem Kinde geschlossen, hatte man es sich bequemer gemacht. Die böse Sache sollte eben geheim bleiben. Heute hatte es gerade nur noch an einem Steckbrief in den Zeitungen hinter mir her gefehlt. Woher der Unterschied zwischen damals und jetzt? War es, daß man die vermeintlich Todte nicht zu fürchten brauchte, oder höchstens, wenn ihre Leiche gefunden wurde, und deßhalb lieber den Bach gar nicht absuchte; wohl aber den voraussichtlich Lebenden scheute, der am Ende gar die Indiskretion hatte, die Welt mit seinen Erlebnissen am herzoglichen Hofe bekannt zu machen? War es Adele's Einfluß, die, nachdem sie ihren Frieden mit dem Herzog gemacht, nicht daran zweifelte, daß es ihr gelingen werde, den Bruch zwischen ihm und mir wieder auszuheilen? War es die kindisch lächerliche Ursache dieses Bruches, deren man sich nachträglich schämte, und die man vergessen machen wollte, bis — nun ja, bis man den Ueberlästigen wenigstens auf eine anständige Weise entfernen konnte? War es, daß die momentane thörichte Wallung denn doch einer besseren Empfindung hatte weichen müssen; man sich des Wohlwollens erinnerte, mit dem man den jungen Menschen behandelt hatte, und das dieser doch auch zu verdienen schien, und in Folge dessen wirkliche Reue über das Geschehene empfand und das Verlangen, es nach Kräften wieder gut zu machen?

Gleichviel: mir gebot die Ehre, daß ich lieber mich von Trabern nähren müsse, ein verlorenes Menschenkind, als mit ihm an einem Tische essen, für den meine Mutter sich sammt ihrem Kinde extränkt hatte.

Sechzehn Jahre hatte er die Schuld auf seinem Gewissen fühlen können, wenn ein Etwas der Art in seinem moralischen Haushalt sich vorfand. Denn nicht, wie er mir an jenem Abend sagte, unmittelbar nach dem bösen Vorfall war er in die Müllersleute gedrungen, ihm die Wahrheit zu entdecken, und hatten sie ihm dieselbe entdeckt — nein! erst im vorigen Herbst, als Weißfisch die Todtgeglaubte wiedergefunden und durch das Bild, welches er mir aus dem Koffer stahl, die Identität der Tischlersgattin mit der einstigen Primadonna des Hoftheaters auch für den hohen Herrn konstatirt hatte, war der Müller halb durch Bitten, halb durch Drohungen vermocht worden, einen Schwur zu brechen, welcher durch die Thatsache des Lebens meiner Mutter und ihres Kindes inhaltlos geworden war.

Was hätte der hohe Herr wohl jetzt darum gegeben, wäre der schlaue Weißfisch weniger schlau gewesen, und sein Gewissen hätte die leichte Last weiter tragen dürfen!

Aber weßhalb kehrten meine Gedanken immer wieder zu ihm zurück, der fürder für mich todt sein mußte, wie ich selbst es für die war, die ich doch wenigstens Mutter hatte nennen dürfen?

Und die mir doch in den ersten Jahren meines Lebens wirklich Mutter gewesen war und ihre Mutterpflichten an mir erfüllt hatte, ich durfte nicht zweifeln, mit derselben Leidenschaftlichkeit, mit der sie Alles bis ins Uebermaß steigerte, was immer ihre phantastische Seele erfaßt hatte. War es doch dieser Gedanke, daß sie den Sohn in ihre Arme und an ihr leidenschaftliches Herz schließen würde, wenn er jetzt vor sie trat und sprach: ich weiß nun, was an uns Beiden gefrevelt ist, und verzeihe dir, wie ich hoffe, daß du mir verzeihen wirst — der mir den Weg nach Amerika gewiesen. Gutmüthiger Narr! — —

So stand ich, in Gedanken vertieft, auf das hölzerne Geländer gelehnt, während die Abendgluth allmählich verblich und der dumpfheulende Ton einer Signalpfeife von einem der kleinen Schlepper im Hafen mich daran mahnte, daß ich vorläufig noch sehr weit von dem Lande meiner Hoffnung sei und, wenn mich Fritz Brinkmann im Stich lasse, wie es nun allen Anschein hatte, auch schwerlich jemals dahin gelangen werde.

Verzweifelnd schier starrte ich in den Abend hinein. Schon begannen die Gestalten der Passanten schattenhaft zu werden; die Lichter der Laternen blitzten längs des Quai auf, die Fenster in den alten Häusern erhellten sich allgemach — und noch immer kein Fritz! Das hätte ich dem sonst so braven Kerl nicht zugetraut!

„Endlich! — Aber Du hast mich lange warten lassen!"

„Konnte bi Gott nicht eher! gab zu viel zu thun an Bord; und just, als ich da unten anlege, begegne ich ein paar Jungen, die ich in Australien glaubte und mit denen ich nothwendig ein Glas trinken mußte — dammi!"

Es war augenscheinlich nicht bei dem einen Glas geblieben. In dem Licht der Laterne, das plötzlich neben uns aufflammte, sah ich, daß sein breites Gesicht von einer bedenklichen Röthe war und aus dem breiten Gesicht die kleinen Augen unbehaglich hell glitzerten. Indessen, der Fritz konnte einen Hieb vertragen — das wußte ich; und — betrunken oder nüchtern — er war mein Stab und meine Stütze.

Und die auch nicht wesentlich schwankte, als wir jetzt Arm in Arm den Quai hinunterschlenderten, vorüber an dunklen Gestalten, die uns nur noch seltener begegneten, und mit denen Fritz gelegentlich einen kurzen Gruß oder ein derbes Schifferwort austauschte. Dazwischen sprach er ganz vernünftig mit mir über unsre bevorstehende Reise, die voraussichtlich sechzehn Wochen dauern würde; über den Kapitän, der so weit ein ordentlicher Mann und nur ein bischen sehr hinter dem Gelde her sei. Ich hoffte, den guten Jungen so im Gespräch zu erhalten bis zur Stunde, in welcher wir an Bord gehen sollten; aber plötzlich bog er vom Hafen ab in eine schmale und dunkle Seitengasse, aus der uns in einiger Entfernung das Licht einer rothen Laterne entgegendämmerte. Das sei seine Lieblingskneipe, sagte Fritz — und man hörte ordentlich das Behagen, mit dem er es sagte; — und so oft er noch von Hamburg ausgefahren sei, habe er seinen letzten Abend da verbracht. —

Was sollte ich thun? Dem guten Jungen ein Vergnügen stören, auf das er sich offenbar schon so lange gefreut hatte, und welches auf Monate hinaus das letzte nach seinem Geschmacke sein würde? Dazu hatte ich kein Recht, und ich war seit mindestens drei Stunden ununterbrochen auf den Beinen gewesen, gründlich ermüdet und einer Erquickung dringend bedürftig. So bat ich denn den Kameraden nur, der Verantwortung, die er sich mit mir aufgeladen, eingedenk zu sein und sich nicht vollends —

„Zu betrinken?" unterbrach mich der Vergnügte lachend. „Als ob ich bi Gott nicht so nüchtern wäre, wie die Spritzen

bei uns zu Hause, wenn sie im Sommer mal probirt wurden, und das Wasser aus allen Schläuchen platzte. Weißt noch? Nein, sei ganz ruhig! Erstens betrinke ich mich nie; und zweitens würde sich das in der Gesellschaft von einem so noblen jungen Herrn auch gar nicht schicken.

Ich blickte zaghaft zu dem Schild über der Thür, auf dem noch eben „Mermaid" zu entziffern war über einer Gestalt, welche vermuthlich die betreffende Nixe in Person vorstellen sollte, wie sie im obligaten Kostüm aus spritzenden Wogen taucht und einem Herrn in Matrosenkleidung, der sich von einem Felsen zu ihr herabbiegt — auf die Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren — einen weitbauchigen, von dem edlen Inhalt überschäumenden Pokal kredenzt. —

„Es wird Dir schon gefallen," raunte mir Fritz mit vor anticipirtem Vergnügen rauher Stimme zu; „bi Gott!"

Und wir gingen in das Haus.

Ein dunkler oder doch kaum erhellter Flur; Fritz faßte mich bei der Hand und führte mich gerade aus bis zu der hinteren Wand, in welcher er eine Thür öffnete, durch die er mich vor sich herschob, um dann selbst zu folgen.

Ich mochte mir von dem Lokal in der Eile ein schauerliches Bild gemacht haben und war deßhalb angenehm überrascht, als nun, was ich sah, jenem Bilde in keiner Weise entsprach: ein sehr großer, allerdings drückend niedriger, mäßig beleuchteter, aber durchaus reinlicher, mit einem rohen, offenbar gut gemeinten Geschmack dekorirter Raum, der mit seinen glatten Dielen wohl als Tanzplatz dienen mochte, und von dem nach allen Seiten (außer der Flurseite) sich größere und kleinere, zum Theil mit rothen Vorhängen verhüllte Kojen öffneten. Der große Raum war bis auf einige wenige Paare, welche sich nach den Klimpertönen eines verstimmten Klaviers, das ein alter Mann bearbeitete, im Walzer drehten, leer; in den Kojen mußten sich hier und da Gesellschaften befinden, denn man hörte sprechen, lachen oder singen, aber keineswegs übermäßig laut, oder doch nicht viel lauter, als es in unserem ersten Restaurant auch zugegangen war, wenn mich Renten nach einem Hoffest abgeholt hatte, noch eine Flasche Sekt mit ihm und anderen Hofkavalieren en petit comité zu trinken.

Allmählich hatten sich die Räume gefüllt, die dadurch und weil sich von der Decke der Tabaksrauch wie ein graues Tuch immer tiefer senkte, um vieles kleiner und noch niedriger als im Anfang erschienen. Die verhältnißmäßige Stille war einem wüsten Lärm gewichen, in welchem man nur noch manchmal das Klavier hörte, trotzdem der alte Mann ohne Aufhören die Tasten bearbeitete. Auch schienen die Tänzer der Musik nicht zu bedürfen, sondern machten sich solche nach Bedarf durch Schreien, Jauchzen und Klappern mit Stückchen Holz, die sie zwischen den Fingern hielten, auch wirklichen Kastagnetten, welche ein paar braunschwarze Bursche mit großen Ringen in den Ohren aus den Taschen ihrer verschlissenen Sammetjacken genommen hatten. Und so wenig wie der Musik, bedurften die Lärmenden der Tänzerinnen — glücklicherweise! denn es waren schreckliche Tänze zum Theil, die da getanzt wurden, wenn man dies Gliederverrenken, dies Schleudern mit Armen und Beinen noch so nennen durfte: Tänze, vielmehr Tanzscheusale, wie sie nur die Lasterhöhlen überseeischer Hafenorte so grauenhaft hatten ausbrüten können. Der Anblick wäre unerträglich gewesen, hätte ich dabei nicht beständig das Gefühl gehabt, daß es die Bursche im Grunde gar so schlimm nicht meinten, ja, daß sie sich zum guten Theil gar nichts dabei dachten und in der Welt nichts wollten, als die überschüssige Kraft vertoben und eine Stunde lustig sein im Rückblick auf die monatelangen Entbehrungen und Strapazen, von denen sie gestern heimgekehrt waren, oder denen sie mit dem nächsten Morgen entgegengingen.

Dennoch sehnte ich mich von Herzen aus diesem traurigen Tempel der Lust, den ich doch ohne Fritz nicht verlassen konnte; und Fritz raste schon seit einer Stunde mit den Rasenden und war jetzt sogar gänzlich verschwunden.

„Er wird schon wieder kommen," tröstete mich die Wirthin, die sich, wie sie das schon mehrmals im Laufe des Abends gethan, zu mir gesetzt hatte.

Ich saß auf glühenden Kohlen, und meine Situation wurde dadurch nicht weniger peinlich, daß ich wiederholt die Gesichter der vorüberstreifenden Gäste mit einem spöttischen Ausdruck auf das seltsame Paar in dem Winkel gerichtet sah. Denn wir befanden uns in einem äußersten Winkel des Lokals, den die Wirthin wohl für sich und etwaige bevorzugte Gäste reservirt hielt, deren einziger ich Aermster heute Abend war. Und keiner der Anderen wagte uns zu stören! Und Fritz schien mich ganz vergessen zu haben! Wie sollte dies enden? Plötzlich wurde ich starr vor Schrecken. Meine Augen, die ziellos in dem weiten Lokal umherschweiften, hatten an dem entgegengesetzten Ende eine Gestalt entdeckt, welche auf den ersten Blick Weißfisch zu ähneln schien, und in der ich mit einem zweiten Blick Weißfisch erkannte. Er war in Begleitung eines um einen Kopf kleineren Mannes, der sicher kein Schiffer war. Beide konnten eben erst eingetreten sein und standen noch in der Nähe der Thür, in diesem Augenblick im Gespräch, zu welchem Weißfisch, des Lärmens wegen, der in dem Lokal tobte, den Kopf tief zu dem Kleinen herabbog. Noch hatte er offenbar, den er suchte, nicht gesehen; denn daß er mich suchte, daß man die Spur des gehetzten Wildes, der Himmel mochte wissen wie, aufgefunden hatte und derselben bis hierher gefolgt war, — daran zweifelte ich nicht einen Moment.

„Retten Sie mich!" flüsterte ich der Wirthin ins Ohr.

Mein starrer Blick hatte der Klugen gesagt, wovor und vor wem: vor dem Fremden, der da eben mit dem Kleinen, den sie nur zu gut kannte, hereingekommen war.

„Der verdammte Polizist!" murmelte sie durch die weißen Zähne.

Sie hatte sich schnell erhoben und vor mich gestellt, der Art, daß sie mich mit ihrer Gestalt, wenigstens gegen die in der Tiefe des Lokals, beinahe vollständig deckte. So schob sie mich vor sich her, nur zwei oder drei Schritte bis zu einer Thür unmittelbar neben dem „Bar", die ich vorher nicht bemerkt hatte, und durch diese Thür, die sie sofort hinter uns schloß.

Wir befanden uns in einem kleinen Zimmer, das wohl ihr eigenes war, und in welchem eine auf dem Tisch vor dem Sofa stehende Lampe ein mäßiges Licht verbreitete.

„Ist es schlimm?" flüsterte die Frau.

„Was?"

„Was Du gethan hast?"

„Nein. Aber, die mich verfolgen, sind sehr mächtig. Ich will lieber sterben, als wieder in ihre Hände fallen."

„Es ist gut."

Sie hatte mich wieder bei der Hand gefaßt und leitete mich so aus dem Zimmer auf einen dunklen Korridor, dann ein paar Stufen hinab, dann wieder durch dunkle Gänge, in welchen es feucht und kühl war, bis zu einer Thür, deren Riegel sie vorsichtig zurückschob.

„Man kann nicht wissen," flüsterte sie.

Nun öffnete sie langsam die Thür und schaute hinaus.

„Es ist Alles sicher," flüsterte sie. „Halt Dich links den Hof hinauf! Du kommst direkt an den Hafen. Da nimm das erste beste Boot und laß Dich an das Schiff bringen! Hast Du Geld?

„Ja."

„Dann geleit Dich Gott!"

Ich eilte mit so raschen Schritten, als die Dunkelheit erlaubte, durch die lange, enge Passage in der von der Wirthin angewiesenen Richtung davon.

2.

Schneller, als ich gedacht, — denn der schmale Gang schien endlos, und ich hatte wiederholt über Bretter, Fässer oder was sonst im Wege lag, mühsam klettern müssen — gelangte ich ins Freie, das heißt auf jenen breiten Quai, der auf der einen Seite die Häuser und auf der anderen den Hafen hatte. Aber es war nicht jener Theil des Quai, den ich kannte, in der Nähe meines Gasthofes, dem gerade gegenüber eine „Abfahrt der Jollenführer" sich befunden hatte, nach der ich jetzt suchte, denn wie sollte ich anders an Bord der „Cebe" gelangen? Ich hielt mich auf gut Glück rechts, merkte aber bald, daß ich von der gesuchten Stelle mich nur noch weiter entfernte. So kehrte ich denn wieder um, diesmal die Häuserseite wählend, die im Schatten lag, während

Die Grundſteinlegung des neuen Rathhauſes zu Hamburg am 6. Mai 1886.

Nach einer Lichtdruck-Reproduktion von Dorn u. Merfeld in Leipzig.

Momentphotographie von G. Koppmann u. Co. in Hamburg

Digitized by Google

die andre Seite von dem Mond, der eben über die Giebel heraufkam, hell beleuchtet war. Auch hoffte ich hier im Nothfalle mich hinter einem der Kellerhälse, oder in irgend einer jener dunklen unendlichen Gänge — wie jener, aus dem ich gekommen — eher verbergen zu können. Daß ich im Grunde keine Ursache habe, meinen Verfolgern auszuweichen, sondern ihnen kühn die Stirn bieten müsse und mir einen freien Abzug ertrotzen — daran dachte ich auch nicht einen Augenblick. Vielmehr war meine Seele von einer Angst erfüllt, die etwas Grauenhaftes hatte und mir jede klare Besinnung raubte: sie hätten zweifellos die Macht, mich festzuhalten, zur Rückkehr zu zwingen, und ich müßte noch einmal ihm, vor dem ich geflohen war, gegenübertreten. Lieber sterben! wiederholte ich mir fortwährend, indem ich so mit klopfendem Herzen, auf jedes Geräusch lauschend, mit starren Augen das Dunkel durchspähend, an der Häuserzeile hinstrich.

Ich war bis jetzt nur wenigen Personen begegnet und keiner, die meine scharfen Augen nicht schon aus einiger Entfernung als unverdächtig erkannt hätten. Auch bemerkte ich zu meiner großen Beruhigung, daß ich mich jetzt in der rechten Richtung bewegte. Das mußte die Hafenwache sein, die ich von meinem Fenster im Gasthof hatte liegen sehen — das die hohen Masten des Auswandererschiffes, welches mir der Wirth gezeigt hatte — ich konnte nur noch etwa fünfzig Schritt bis zum Saxonia-Hôtel haben. Und da war es mit seinen beiden Giebeln, schräg vom Monde beschienen, der auf den krummen Fensterzeilen glitzerte und — auf drei Gestalten fiel, die vor der Thür standen. Im nächsten Moment war ich in einen jener schmalen Gänge getaucht, dessen schwarzer Mund sich gerade an der Stelle, wo ich mich befand, nach links zwischen den Häusern aufthat. Ich hatte in den Gestalten Weißfisch, den Polizisten von vorhin und meinen Wirth völlig deutlich erkannt — denn ich war höchstens noch dreißig Schritte entfernt gewesen, und nur ein paar großen Füssern, welche bis beinahe auf das Trottoir gewälzt waren, und hinter denen ich eben hervortreten wollte, hatte ich es zu verdanken, daß sie mich nicht ebenfalls gesehen.

Wenn sie mich nicht gesehen! Gleichviel: man war mir auf der Spur und hart auf den Fersen. Das gehetzte Wild mußte seine ganze Schlauheit aufbieten, wollte es den Jägern entrinnen.

Und nun kam auch etwas von jener Ruhe über mich, deren ich mich in den kritischen Momenten meines Lebens noch immer zu erfreuen gehabt hatte. Ich überlegte, was ich thun sollte, wenn der Gang, wie ich hoffte, auf der anderen Seite einen Ausweg hatte, und was, wenn er sich als eine Sackgasse erwiese. Im ersteren Falle wollte ich auf dem kürzesten Wege, den ich auffinden könnte, zum Hafen zurückkehren und — von welchem Punkte auch immer — ein Boot, das mich ans Schiff brächte, und wäre es um den ganzen Rest meiner Baarschaft, zu erlangen suchen; im zweiten hier in dem Gange noch eine halbe Stunde bleiben und dann umkehren, auf die Gefahr hin, meinen Verfolgern in die Hände zu laufen. Die „Gebe" sollte um zwei Uhr die Anker lichten; bei dem trüben Schein, der aus einem Fensterchen in dem Gäßchen dämmerte, las ich von meiner Uhr halb zwölf; ich konnte nicht wissen, wie lange es währen würde, bis ich ein Boot fand; die andere Gefahr also, daß, wenn ich zögerte, das Schiff ohne mich abging, war nicht minder groß.

In dem Gäßchen, das keine acht Fuß breit sein konnte und bei der Dunkelheit noch schmaler schien, war es völlig still; so leise ich auftrat, hallte mein Schritt doch unheimlich laut auf dem holperigen Pflaster, welches wie mit einem zähen Schleim überzogen schien, so daß mein Fuß fortwährend ausglitt. In den Jammerhöhlen zur Rechten und zur Linken mochten hier und da die Fenster aufstehen; ich vernahm, wie ich so vorüberschlich, dann und wann röchelndes Schnarchen oder das erstickte Wimmern eines Kindes oder ein paar dumpfe Worte, wie von Leuten, die aus dem Halbschlaf heraus zu einander sprechen. Ein mephitischer Dunst, der von der Gasse selbst, aus den Baracken herausqualmte, benahm mir fast den Athem, und immer noch wollte das entsetzliche Gäßchen kein Ende nehmen.

Da hörte ich plötzlich ein Geräusch wie von Schritten. Lauschend, mich dicht an die Wand drückend, blieb ich stehen. Ich hatte mich nicht getäuscht: es waren Schritte, hinter mir das Gäßchen herauf, und von mehreren Personen, mindestens zweien, wenn nicht dreien, die sich schnell näherten, da sie offenbar nicht, wie ich, eine ängstliche Vorsicht beobachten zu müssen glaubten. Wer sollte das sein, wenn nicht meine Verfolger? Noch war mein Vorsprung groß genug, daß ich im Schutze der Dunkelheit ihnen zu entkommen hoffen durfte. Ich that ein paar eilige Schritte, verlor plötzlich den Boden unter den Füßen und glitt mit Blitzesschnelle, seltsamerweise, ohne zu fallen, die klebrigen Stufen einer Holztreppe hinab, die unten in einer Thür endete, durch deren oberen Theil ein mattes Licht dämmerte. Von den gewaltsamen Verrenkungen, durch die ich mich beim Hinabgleiten instinktiv vor dem Fallen bewahrt hatte, in allen Gliedern wie gerädert, lehnte ich noch keuchend in der Ecke von Thür und Treppenwand, als die Tritte meiner Verfolger bereits über mir in dem Gäßchen erschallten. Sie standen unmittelbar an der Treppe still, und in demselben Moment blitzte ein scharfer Schein schräg die Stufen hinab hart an mir vorüber, der ich mich gerade in die andere Ecke gedrückt hatte. Es war glücklicherweise auch eben nur für einen Moment, dem sofort wieder die alte Finsterniß folgte.

„Was giebt es?" hörte ich Weißfisch's Stimme.

„Nichts!" war die Antwort. „Eine alte Gewohnheit, wenn ich hier vorbeikomme. Die Hinterthür zu einem Lokal, das Ihr in Berlin einen Verbrecherkeller nennen würdet."

„Da kann er nicht sein?"

„O nein," sagte der Beamte. „Dazu gehört mehr."

„Wenn er nicht am Hafen zu finden ist, ist er nirgends zu finden," hörte ich eine dritte Stimme sagen, die wohl dem Wirth gehören mochte.

„Ich will nur noch eben den Gang zu Ende gehen," sagte der Polizist. „Die Herren können hier stehen bleiben, oder auch gleich umkehren. Umkehren müssen wir so wie so; es ist eine Sackgasse."

„Und eine reizende Gasse," sagte Weißfisch, „in der man sich Hals und Beine brechen kann. Wenn Sie doch nur wenigstens Ihre Laterne auflassen wollten!"

„Dann könnte ich sie ebenso gut ausmachen," sagte der Beamte lachend. „Also ich treffe Sie am Hafen wieder."

Man trennte sich. Der Beamte ging die Gasse weiter hinab, die Anderen kehrten um. Sobald die Schritte nach beiden Seiten nicht mehr zu vernehmen waren, pochte ich leise gegen die Thür. Der Beamte konnte, zurückkommend, aus „alter Gewohnheit" die Treppe noch einmal hinableuchten und weniger flüchtig als das erste Mal. Ich pochte stärker, da keine Antwort erfolgte, trotzdem ich jetzt dumpfe Stimmen von drinnen zu vernehmen glaubte. Was sollte ich beginnen? In wenigen Minuten mußte der Beamte die Treppe abermals passiren. „So öffnet mir doch!" rief ich durch das Schlüsselloch, das ich endlich entdeckt hatte. Und wirklich drehte sich ein Schlüssel. Die Thür wurde vorsichtig so weit zurückgezogen, als die Sperrkette es zuließ; durch die Spalte sah ich das brutale Gesicht eines Kerls, der mir jetzt mit der Laterne, die er bei sich führte, in das Gesicht leuchtete.

„Was wollt Ihr?"

„Obdach."

„Könnt Ihr bezahlen?"

„Ja."

Die Sperrkette wurde geräuschlos ausgehoben, und die Thür geöffnet, daß ich eben durchschlüpfen konnte. Dann schloß der Mann hinter mir ab, hängte die Kette wieder ein und beleuchtete mich, die Laterne hebend, von Kopf bis zu Fuß und wieder bis zum Kopf. Das Examen schien günstig für mich ausgefallen zu sein. Von einem Menschen wie ich, mochte mich nun hergeführt haben, was da wollte, hatte man offenbar nichts zu fürchten.

„Kommen Sie!" sagte der Mann.

(Fortsetzung folgt.)

Das Publikum der Kunst.

Von Fritz Mauthner.

In der Hochfluth der künstlerischen Begeisterung, welche die Eröffnung der großen Jubiläumskunstausstellung in Berlin über uns heraufbeschworen hat, möchte auch ich einen kleinen Beitrag bringen; nur vier winzige Geschichten, von denen die drei ersten den Vorzug haben, buchstäblich wahr zu sein. Für die Echtheit der vierten kann ich selbst nicht bürgen, doch hat ein glaubwürdiger Mann sie mir berichtet. Meine harmlosen Anekdoten sind weder symbolisch noch allegorisch; Jedermann erlebt solche kleine Abenteuer auf jeder Bilderausstellung, und ich schreibe mir bei der Wiedergabe kein anderes Verdienst zu, als dieses: die charakteristische Aeußerung aus dem gleichgültigen Beiwerke rein ausgeschält zu haben. Denn nicht Alles, was man um sich her in Galerien sprechen hört, ist erzählenswerth dumm.

Der erste Ausspruch, den ich zu berichten habe, stammt aus der Masse der wackeren Leute, welche vor berühmten Bildern stehen bleiben, weil sie Andere schon davor stehen sehen. Es sind dieselben Menschen, welche auf der Straße unwillkürlich einen Auflauf vermehren helfen, wenn ein Kind überfahren worden ist, oder wenn eine fremdländische Uniform sich zeigt. Die geistige Bescheidenheit dieser ewigen Majoritätsläufer ist so rührend, daß nur die Bosheit über sie lachen kann. Also nicht lachen!

Es war in Kassel und irgend ein Vereinstag. In der Galerie drängten sich die wackeren Vereinsmitglieder. Hinter mir machte ein Gastwirth den Erklärer.

„Du, das Bild mußt Du sehen, das ist von Rafael."

„Was ist denn daran so Rares?"

„Das weißt Du nicht? Rafael ist ein weltberühmter Maler. Er hat alle seine Bilder mit den Füßen gemalt, weil er ohne Hände geboren worden ist."

Wörtlich. Einen Geschichtsforscher mag die Untersuchung locken, wie hier das bekannte Paradoxon Lessing's mythenbildende Kraft bewiesen hat. Ich aber muß gestehen, daß ein Meister der Reklame für Rafael nicht mehr hätte thun können, als dieser ehrliche Gastwirth in seiner Unschuld that. Das Gesicht, mit welchem seine Begleiter das Bild ansahen, weil es mit den Füßen gemalt war, glich auf ein Haar der Verblüffung, mit welcher die Sehenswürdigkeiten einer Hauptstadt von Ungeübten betrachtet werden. —

Den zweiten Ausruf verdanke ich einer Dame, welche ohne Zweifel den oberen Zehntausend, den Blasirten, angehörte. Diese Auserwählten unterscheiden sich von der blinden sensationsgläubigen Menge vor Allem dadurch, daß sie in jedem Bilde, welches von ihnen bemerkt werden will, irgend eine persönliche Beziehung entdecken müssen. Es ist nicht gerade nothwendig, daß sie den Maler oder den Gegenstand des Bildnisses kennen; es genügt, wenn sich vom Maler oder vom Modelle etwas erzählen läßt. Und steht der Stoff des Bildes zu hohen Kreisen oder zu einem Erdbeben oder zu der neuesten Mode in einem menschlichen Verhältniß, so ist das Kunstwerk schon einer halben Minute und einer halben Aeußerung werth.

Es war also vor einigen Jahren zu Berlin in der akademischen Ausstellung. Im letzten Saale hing ein Bild, dessen sich viele Besucher noch erinnern werden; ich glaube, es war von einem Belgier. Vor uns die unabsehbar weite Fläche des Meeres. Und rechts und links die unabsehbar weite graugelbe Fläche der Düne. Der Berliner Kreuzberg würde sich von dieser mathematischen Ebene wie ein Chimborasso abheben. Im Vordergrunde sieht man zwei lebensgroße graue Esel, auf denen bunte Kinder reiten. Und vor dem Bilde stehen zwei lebendige Damen in tadellos eleganten Frühlingskostümen. Es sind Mutter und Tochter.

„Ganz wie auf dem Rigi," erklärt die Mutter laut und energisch und will weitergehen.

„Aber Mama," flüstert die Tochter, „man sieht doch nicht das Berner Oberland?"

„Da hast Du Recht, Else, die Berge sind dort höher. Aber sonst — die Esel — ganz wie auf dem Rigi." —

Meine dritte Geschichte spielt in zwei Akten, der Schauplatz ist Dresden, die handelnden Personen gehören einer höheren Menschenklasse an: es sind Kenner. Diese beneidenswerthen Sterblichen haben bekanntlich das Schöne mit so großen Löffeln gegessen, daß sie für das bescheidene Genießen eines Laien kein Verständniß mehr haben. Wo unser einer bewundert, da forschen sie; wo wir schweigen, da halten sie Vorträge.

Es war also in der Dresdener Galerie, an einem Tage, wo höchstens zehn Menschen das Eintrittsgeld gewagt hatten. Es war schön still in den Räumen. Nur zwei Herren machten sich durch ihre lauten Reden bemerkbar; doch was sie sprachen, war höchst lehrreich für die wenigen Besucher, die auf hundert Schritt in ihre Nähe kamen. Die „Schulen", „Tinten", „Lasuren" und „Gründe" flogen nur so durch die Luft. Der ältere Herr, ein Einheimischer, docirte. Der Jüngere, ein Ostländer, war offenbar zum ersten Mal in der Galerie. Ich war so glücklich, dreimal ihren Weg zu kreuzen. Dann stampften sie in die Kapelle der Sixtinischen Madonna, wo ich ein Veilchen allein gewesen war. Sie verstummten für mehrere Minuten. Offen gesagt, ich war begierig, ein anregendes Wort von so beredten Lippen zu hören. Endlich sprach der Jüngere:

„Ja, Sie haben Recht. Scheußlich!"

Und sie stampften hinweg.

Ich weiß nicht, ob mich die Sehnsucht, die Lösung dieses räthselhaften Rufes zu erfahren, jemals hätte zur Ruhe kommen lassen. Den ganzen Tag gingen mir die Worte des Kenners im Kopfe herum. Aber ich hatte Glück; ich traf die Herren Abends im Theater wieder. Ich verfolgte sie in ihr Gasthaus, und dort bei Tische, nachdem die Bekanntschaft gemacht war, durfte ich endlich fragen, was in dem Allerheiligsten der Galerie ihren Zorn erregt hatte.

Der alte Dresdener schien froh, seine Kenntnisse an den Mann bringen zu können.

„Das Interessanteste an der Sixtina ist die rechte Hand des Papstes," sagte er. „Das ist das Einzige, was lohnt. Die Verkürzung ist hier nämlich so ungeschickt ausgefallen, daß es aussieht, als hätte seine Heiligkeit sechs Finger an der rechten Hand. Das müssen Sie sehen, und wenn Sie drum noch einen Tag in Dresden bleiben sollten."

Und der jüngere Herr rief noch einmal: „Sie haben ganz Recht — scheußlich!" —

Nummer vier habe ich, wie gesagt, nicht selbst erlebt; doch selbst, wenn mein Gewährsmann das Ganze erfunden haben sollte, wäre es zu beachten, denn es handelt sich um eine Menschenschicht, welche von den Künstlern fast noch höher gestellt wird, als die der Kenner: es handelt sich um Käufer.

Kam ein solcher in den Laden und verlangte ein Pendant zu seinem Achenbach, einer Mühle am Bach. Der Händler hatte etwas Passendes im Hinterzimmer hängen. Der Preis war mäßig, 300 Mark. Der Käufer lachte. Auch schien ihm das Bild um einen Zoll zu hoch zu sein. Der Händler schnitt einen Zoll von der Leinwand ab und empfahl das Bild demselben Besucher vier Wochen später für 1000 Mark. Der Käufer lächelt.

„Ich brauche ein besseres Bild. Neben Achenbach, ich bitte Sie! Auch ist es um zwei Zoll zu breit."

Der Händler schnitt zwei Zoll von der Leinwand ab und besorgte einen großen Rahmen. Als der Herr wiederkam, verlangte der Verkäufer 3000 Mark. Das Geschäft kam zu Stande.

„Das nenn' ich doch ein Bild!" rief der Käufer. „Aber sagen Sie! Haben die billigen Bilder, die Sie mir aufreden wollten, nicht ganz ähnlich ausgesehen?"

„Die Maler werden dasselbe Motiv benutzt haben, das kommt oft vor," sagt der Händler. „Sie können zufrieden sein, und stolz auf Ihren Blick. Sie besitzen einen echten Müller-Rügenwalde. Es ist ein werthvolles Bild, ein sibyllinisches Bild."

Blätter und Blüthen.

Die Grundsteinlegung des neuen Rathhausbaues zu Hamburg. (Mit Illustration Seite 405.) Die alte „freie und Hansestadt" an der Elbe und Alster befand sich am 6. Mai dieses Jahres in ungewohnter Aufregung. Die Mitglieder „Eines hohen Senates" legten, was nur höchst selten und bei ganz besonders feierlichen Veranlassungen geschieht, ihre Amtstracht an, kostbare altspanische Kostüme von Sammet und Seide (der sogenannte „Stalt"), um den Hals breite weiße, gesteifte und gefältelte Kragen, auf dem Kopfe das Barett. Der würdigen, sich sehr stattlich ausnehmenden Herren harrten die mit dem dreithürmigen Wappen geschmückten Staatskarossen aus dem Marstall der Republik, welche die „Magnifici" und „Wohlweisheiten" nach derjenigen Stätte tragen sollten, wo sich nach einigen Jahren ihr neues Heim erheben wird und die schon seit reichlich vier Jahrzehnten den Namen „Rathhausmarkt" führt.

Dorthin wallfahrtete zugleich Alles, was sich zu den Honoratioren Hamburgs zählt, sowie die Ehrengäste, welche zu der Feier der Grundsteinlegung eingeladen worden.

Die Tribunen der umfangreichen Baugrube, reich mit Flaggen, Bannern und Blumengewinden geschmückt, boten trotz des Vorherrschens des schwarzen Fracks ein farbenreiches Bild, da auch zahlreiche Damen anwesend waren und manche Militär- und Beamtenuniform für Abwechselung sorgte. Rings um den unter einer Baldachinpyramide an den Ketten eines Flaschenzuges schwebenden granitenen Grundstein standen Zimmerleute mit blanker Axt auf der Schulter, sowie andere Bauhandwerker in idealisirter Arbeitskleidung, unter Führung derjenigen acht hamburgischen Architekten, welche vereint den schließlich genehmigten Bauplan entworfen hatten: Joh. Grotjan, Martin Haller, Wilh. Hauers, Bernh. Hansjen, Leop. Lamprecht, Emil Meerwein, Hugo Stammann, Gust. Zinnow. — Inmitten des Platzes erhob sich, von prächtigen Palmgruppen umgeben, das überlebensgroße goldbronzirte Standbild Kaiser Wilhelm's.

Vor demselben stehend, nahm, nachdem die Klänge des von den Sängern mit Pauken- und Posaunenbegleitung vorgetragenen Chorals „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'" verhallt waren, der Bürgermeister Dr. Petersen das Wort zu einer kurzen und kräftigen Ansprache. Daran erinnernd, daß an demselben Datum vor 44 Jahren, am 6. Mai 1842, das frühere seit dem Jahre 1292 bestehende hamburgische Rathhaus dem großen Brande zum Opfer gefallen war, betonte er, daß die Halle desselben in lateinischer Sprache den Spruch getragen habe: ‚Die Freiheit, welche die Altvordern errangen, würdig zu wahren, sei die Nachwelt bestrebt.' „Mögen Hamburgs Söhne," fügte er daran anknüpfend hinzu, „stets eingedenk sein der Bürgertugenden: Opferwilligkeit, unbedingte Achtung vor dem Gesetz, Mäßigung und Selbstbeherrschung, Fernhaltung verleitlichen Ehrgeizes, einfache Sitte."

Nach eine Ansprache ward seitens des ersten Vorsitzenden der Bürgerschaft, Landesgerichtsdirektor Dr. Mönckeberg, gehalten; sodann verlas der Rechtsanwalt Dr. John Israel Namens der Raths- und Bürgerkommission, in deren Hände die Ausführung des Baues gelegt worden war, die in den Grundstein zu verschließende Urkunde, und es erfolgte die Grundsteinlegung mit den feierlichen Hammerschlägen in üblicher Form; der Senior der hamburgischen Geistlichkeit, Dr. Hirsche, Hauptpastor zu St. Nikolai, gab durch einen über den Grundstein gesprochenen Segen dem Feste auch die religiöse Weihe. — Sänger und Orchester, welche in den Pausen zwischen den einzelnen Rede-Akten noch einige Tondichtungen zum Vortrag gebracht hatten, stimmten schließlich das zum Mitsingen für alle Festtheilnehmer bestimmte „Nun danket alle Gott" an, und langsam, nach etwa 1½stündiger Dauer der Feier, leerte sich alsdann unter den Klängen des Lieblingsmarsches der ehemaligen Hamburger Bürgergarde der Festplatz. G. K.

Die größte Orgel der Welt. Um Mitte December vorigen Jahres wurde in der Heiligen Dreifaltigkeitskirche zu Libau in Kurland durch den bewährten Orgelbaumeister B. Grüneberg in Stettin ein Orgelwerk vollendet, das heute als das größte seiner Art bezeichnet wird.

Dieses Riesenwerk, mit 4 Manual-Klaviaturen und einem Pedal, nimmt auf dem Orgelchor die ganze Breite genannter Kirche, etwa 18 Meter ein, besitzt 131 klingende Stimmen und ca. 8000 Pfeifen, denen durch 14 Gebläse größter Dimension der erforderliche Wind zugeführt wird.

Von den 131 Stimmen gehören allein 42 dem Hauptwerk, 24 dem Brustwerk, 17 dem Oberwerk, 13 dem Feen- oder Echo-Werk und 35 dem Pedal an; die größte Pfeife des letzteren (C) Kontrabaß ist aus Bohlen von 75 mm Stärke hergestellt, besitzt eine Länge von 32 Fuß, mißt im Durchschnitt 48 Quadratcentimeter und hat ein Gewicht von 14 Centnern! Außer den 131 Registerzügen sind noch 21 Nebenzüge vorhanden, durch deren theilweise Benutzung der Spieler in den Stand gesetzt wird, die zu verschiedenen Gruppen kombinirten Stimmen oder einzelne derselben ohne weitere Registrirung momentan in Gebrauch zu nehmen. Mittelst der in dem Werk angelegten, vorzüglich konstruirten „pneumatischen Maschine" vermag der Organist die zusammengekoppelten 4 Manual-Klaviaturen, welche 96 Stimmen repräsentiren, technisch wie einen Konzertflügel zu behandeln.

Die Tonwirkung des vollen Werkes ist eine überwältigende, wie denn auch jede der einzelnen Stimmen charakteristisch erklingt! Das Urtheil Sachverständiger fiel daher sehr günstig aus.

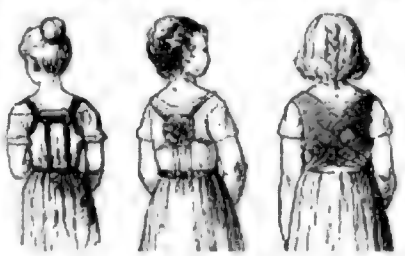
Vergleichsweise mögen die bisher bestehenden größten Orgelwerke hier noch Erwähnung finden. Es besitzen: Orgel im Dom zu Riga 125 Stimmen, Gardens City, Long Island 120 St., Albert-Hall, London 100 St., Dom in Ulm 100 St., St. Georgs-Hall, Liverpool 100 St., Notre Dame de Paris 90 St., Kathedrale zu Boston 86 St., Dom zu Schwerin 85 St., desgl. Nikolaikirche zu Leipzig 85 St., während Deutschlands größtes Gotteshaus, der Kölner Dom, ein Werk von nur 42 Stimmen aufzuweisen hat. Dr. Ludwig Klug-Stettin.

Sprechsaal.

Zur Frage 13 wird uns noch Folgendes mitgetheilt: „Die Lösung der Frage: ‚Wie entfernt man alten Schellackanstrich aus Fußböden?' ist, glaube ich, der des Gordischen Knotens ähnlich, man **hobelt nämlich den Fußboden ab.** Es kann das allerdings nicht von zarten Händen geschehen, ein Tischler besorgt's jedoch zu geringem Preise, billiger noch als Schmierseife, Lauge und Spiritus, mit denen man nie auf ‚einen grünen Zweig' — wollte sagen: ‚weißes Holz' kommen wird." Die meisten uns inzwischen zugegangenen Zuschriften empfehlen gleichfalls einen gewandten Tischler und einen guten Hobel.

Frage 16: „Welche tragbaren Geradehalter würden Sie mir empfehlen?"

Antwort: Die „tragbaren Geradehalter", welche bei Tage beständig und zwar unmittelbar über dem Korset getragen werden, haben den Zweck, durch Zurückziehen der Schultern die Wirbelsäule zu strecken und die besonders bei heranwachsenden Mädchen nicht seltene vorgebeugte, krumme Haltung des Oberkörpers zu bessern. Von den verschiedenen Formen führen wir Ihnen zwei einfache, mit Riemen und Schnallen versehene vor, wie sie bei Bandagisten (in Leipzig unter Anderem bei Reichel, Schädel 2c.) vorräthig sind. Auch fügen wir das Bild einer dritten hinzu, bei welcher das unangenehme Vortreten der das Kleid leicht durchscheuernden Schnallen vermieden und der Zug durch sich kreuzende, dem Körper sich besser anschmiegende Stoffstreifen ausgeübt wird, die man nach vorn mittelst Haken schließt. Letztere Form des Gradehalters wird unter Anderem von Frau Knaur-Hormann, Leipzig, Jablonowsky-Straße, angefertigt. Ob das Tragen eines Geradehalters bei Ihrem Kinde angezeigt ist, darüber muß Ihr Hausarzt entscheiden.



Frage 17: „Wie vertilgt man am einfachsten und sichersten Holzwürmer? Gemeint sind die kleinen, silberglänzenden, in der Form fischähnlichen, äußerst flinken Thierchen, welche nicht nur in alten Möbeln, sondern auch in Gebäuden großen Schaden anrichten können."

Frage 18: „Wie kann man Bernstein zusammenschmelzen, ohne daß er seine schöne Farbe verliert? Vielleicht läßt sich derselbe auf eine andere Art und Weise zusammenbringen, ohne zu kitten. Welche Versuche sind damit gemacht worden?"

Kleiner Briefkasten.

(Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.)

E. G. in K. Die in dem Artikel „Die Aufstellung des Ornithologischen Vereins in Wien" („Gartenlaube" 1880, Nr. 18) genannten Nistkästchen können Sie von dem Erfinder derselben, Herrn Fritz Zeller in Wien, II., Untere Donaustr. 13, beziehen.

F. A. M. Die Unterschrift des betreffenden Bildes ist richtig. Wassergenuß ist die Gefahr, die übertretendes Wasser bringt; Wassermuth das dringende Bedürfniß an Wasser.

Abonnent seit 1853 in A. Die von Ihnen gewünschte Adresse genügt.

Inhalt: Am Pfingstmorgen. Gedicht. Mit Illustration S. 393. — Die Hexe-Hitze. Novelle von Stefanie Keyser (Schluß). S. 394. — In der Kunstausstellung. Illustrirter. S. 397. — Vom Nordpol bis zum Aequator. Populäre Vorträge aus dem Nachlaß von Alfred Edmund Brehm. 2. Bilder aus dem Affenleben. IV. Von der Begattung der Menschenaffen. Schlußbetrachtung. S. 398. — Studien nach dem Leben. Von Hermann Heiberg. Gewohnheiten und Unarten. II. S. 400. — Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit. Im Wettkampf zwischen Geschütz und Panzer. Von C. Falkenhorst. S. 401. Mit Abbildungen S. 401 und 402. — Was will das werden? Roman von Friedrich Spielhagen (Fortsetzung). S. 402. — Das Publikum der Kunst. Von Fritz Mauthner. S. 407. — Blätter und Blüthen: Die Grundsteinlegung des neuen Rathhausbaues zu Hamburg. S. 408. Mit Illustration S. 405. — Die größte Orgel der Welt. Von Dr. Ludwig Klug-Stettin. — Sprechsaal. — Kleiner Briefkasten. S. 408.

In der nächsten Nummer der „Gartenlaube" wird der längst mit Spannung erwartete Roman

„Sankt Michael" von E. Werner

beginnen. Neu eintretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Nummern des Quartals nachgeliefert.

Die Redaktion und Verlagshandlung der „Gartenlaube".

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redakteur Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger, Druck von A. Wiede, sämmtlich in Leipzig.

No. 24. Die Gartenlaube. 1886.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernſt Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Sankt Michael.

Nachdruck verboten.
Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Roman von **E. Werner**.

Oſtern war gekommen, das Feſt des Lichtes und der Erlöſung für die ganze Natur! Der Winter hatte ſich bei ſeinem Scheiden in düſtere Nebelſchleier gehüllt, und auf jagenden, gährenden Wolken nahte jetzt der Frühling. Er hatte ſeine Sturmesboten vorausgeſandt, um die Erde wach zu rufen aus ihrem langen Traume, ſie brauſten über Ebenen und Wälder, ſie ſchwangen ihre Flügel um die mächtigen Gipfel des Hochgebirges und wühlten das Meer auf in all ſeinen Tiefen. Es war ein wildes Kämpfen und Toben in den Lüften, und doch klang es daraus hervor wie Siegesruf. Es waren ja Frühlingsſtürme, und in ihnen brauſte das Leben, ſie kündeten die Auferſtehung an.

Das Gebirge lag noch halb im Schnee begraben, und die alte Bergveſte, die von der Höhe in das Thal herabblickte, ragte aus beſchneiten Tannen hervor. Es war eines jener grauen Felſenneſter, die, einſt der Schrecken ihrer Umgebung, jetzt meiſtentheils verödet und vergeſſen daliegen und oft nur noch in Trümmern von der einſtigen Herrlichkeit erzählen. Das Letztere traf nun hier allerdings nicht zu, die Grafen von Steinrück ſchützten die Stammburg ihres Geſchlechtes ſorgfältig vor dem Verfalle, ſonſt aber kümmerten ſie ſich nicht viel um das alte Gemäuer, das, fernab von der Welt, tief in den Bergen lag. Nur zur Jagdzeit ſah es regelmäßig eine größere Menge von Gäſten, die auf einige Zeit Leben und Lärm in die Einſamkeit brachten.

Diesmal freilich fand eine Ausnahme ſtatt, die Gäſte waren ſchon im Frühjahre eingetroffen, aber ſie kamen zu einer ernſten Feier. Der Schloßherr wurde zu Grabe geleitet und mit ihm erloſch die jüngere Linie des Hauſes, wenigſtens in ihren männlichen Sproſſen, da er nur eine Wittwe und eine Tochter hinterließ. Graf Steinrück war auf einem der anderen Güter, ſeinem gewöhnlichen Wohnſitze, geſtorben, und dort hatte auch die große Trauerfeier ſtattgefunden, dann war die Leiche nach der Familiengruft des Stammſchloſſes überführt worden, wo die eigentliche Beſtattung in aller Stille und nur in Gegenwart der nächſten Verwandten vor ſich ging.

Es war an einem jener ſtürmiſchen Märztage, der das ganze Thal mit grauen Wolkenmaſſen erfüllte. Das trübe Licht des Nachmittags fiel in das Gemach, das der verſtorbene Schloßherr zu bewohnen pflegte, wenn er zu dem gewohnten kurzen Herbſtaufenthalte hierherkam. Es war ein tiefer, ziemlich niedriger Raum mit einem einzigen breiten Erkerfenſter und einer Einrichtung, die noch aus der ehemaligen Glanzzeit der Burg ſtammte. Das dunkle Holzgetäfel der Wände, die mächtigen Eichenthüren und der rieſige, ſäulengetragene Kamin im Hintergrunde, mit dem Wappen der Steinrück, behaupteten ſeit Jahrhunderten ihren Platz, und die ſchweren, alterthümlichen Möbel, die alten Familienbilder an den Wänden gehörten gleichfalls einer längſt vergangenen Zeit an. Das Feuer, das im

Die Erbgroßherzogin von Baden in Miesbacher Tracht.

Nach einer Photographie von X. Beuthauſer, Hofphotograph, Bad Krankenheil-Tölz.

Kamine loderte, vermochte den düsteren Raum nicht behaglicher zu machen, aber es lag ein Stück Geschichte darin, die Geschichte eines alten, mächtigen Geschlechtes, dessen Geschick von jeher mit dem seines Landes eng verknüpft gewesen war.

Soeben wurde die Thür geöffnet, und es traten zwei Herren ein, die wohl zu den Verwandten des Hauses gehören mußten, denn die Uniform des Einen und die Civilkleidung des Andern trugen die Abzeichen der Trauer. Sie kamen in der That soeben von der Bestattung zurück, und auf den Zügen des Aelteren lag noch der ganze Ernst dieser düsteren Feier.

„Das Testament soll morgen eröffnet werden," sagte er. „Es ist allerdings nur eine Form, da ich die Bestimmungen bereits kenne. Der Gräfin ist ein sehr reiches Witthum und Schloß Berkheim, ihr bisheriger Wohnsitz, zugewiesen, die sämmtlichen anderen Güter fallen an Hertha, zu deren Vormund ich ernannt bin. Dann kommt noch eine Reihe von Legaten, und mir, als Haupt der älteren Linie, ist Steinrück vermacht."

Der jüngere Gefährte zuckte bei den letzten Worten leicht die Achseln.

„Ein riesiger Besitz, der jetzt in der Hand dieses Kindes vereinigt wird!" bemerkte er. „Deine Erbschaft ist nicht gerade glänzend, Papa, ich glaube, das alte Bergschloß mit seinem Waldreviere kostet beinahe so viel, als es einbringt."

„Gleichviel, es ist die Stammburg unseres Geschlechtes, die nunmehr in unsere Hände übergeht. Mein Vetter hätte mir kein besseres Vermächtniß hinterlassen können, und ich bin ihm dankbar dafür. Du willst morgen schon wieder abreisen, Albrecht?"

„Ich hatte mich nur auf einige Tage eingerichtet, wenn Du es indessen wünschest —"

„Nein, es ist nicht nöthig, daß Du bleibst. Ich werde allerdings um Verlängerung meines Urlaubs ersuchen müssen. Es giebt noch Vieles zu besprechen und zu ordnen, und die Gräfin zeigt sich in allen Dingen so unselbständig, daß ich ihr nothgedrungen noch eine Zeit lang zur Seite bleiben muß."

Er trat in den Erker und blickte hinaus in die verschleierte Berglandschaft. Der Graf hatte die Mittagshöhe des Lebens bereits überschritten, aber seine Erscheinung zeigte noch die vollste ungebrochene Kraft, eine prächtige Gestalt in gebietender Haltung, die freilich in jedem Zuge den Soldaten verrieth. Er war ohne Zweifel einmal sehr schön gewesen und konnte noch jetzt dafür gelten, wo er bereits an der Schwelle des Alters stand, aber das volle, nur leicht ergraute Haupthaar, die raschen lebhaften Bewegungen und die Sprache, die noch tief und voll klang, liehen ihm etwas Jugendliches, wie das Feuer, das noch in seinen Augen blitzte.

Sein Sohn war von dem Allem das Gegentheil, eine schmächtige Gestalt von kränklichem Aussehen. Das blasse Gesicht mit den schlaffen Zügen machte einen ziemlich nüchternen Eindruck, und doch glichen diese Züge auffallend denen des Vaters. Der Ausdruck der Persönlichkeit wirkte als vollster Gegensatz, aber trotzdem war die Familienähnlichkeit unverkennbar.

„Die Gräfin scheint überhaupt eine unselbständige Natur zu sein," sagte er, „und der Trauerfall findet sie nun vollends ganz fassungslos."

„Es ist aber auch hart, den Gemahl nach so kurzer Krankheit, in der Blüthe des Lebens zu verlieren, weiche Naturen werden durch solchen Schlag völlig niedergeworfen."

„Eine Andere hätte ihm Stand gehalten! Louise würde das Unabänderliche mit einer Fassung ertragen haben, —"

„Schweig'!" unterbrach ihn der Graf finster, indem er sich abwandte.

„Verzeih', Papa, ich weiß, Du willst nicht daran erinnert sein, aber gerade heute drängt sich die Erinnerung unabweisbar auf. Von Rechts wegen sollte Louise um den Todten trauern. Sie wäre schwerlich mit einem wenn auch noch so reichen Witthum abgefunden worden, Steinrück hätte sie unbedingt zur Herrin über das ganze Erbe gemacht, er ließ sich ja schon damals völlig von ihr beherrschen. Und seine Hand zurückzustoßen! Namen, Heimath, Familie, Alles zu opfern, um das Weib eines Abenteurers zu werden, der sie ins Verderben zog — man möchte wahrhaftig an die alte Sage von den Liebestränken glauben, denn auf natürlichem Wege ist das nicht zu erklären."

„Thorheit!" sagte der Graf kalt. „Das Schicksal des Menschen ist in seine eigene Hand gelegt. Louise hat das ihrige zum Abgrund gelenkt, es war nur natürlich, daß sie hineinstürzte."

„Und vielleicht hättest Du trotz alledem die Verlorene wieder aufgenommen, wenn sie reuevoll zurückgekehrt wäre."

„Nie!" Das Wort klang in unbeugsamer Härte. „Uebrigens wäre sie auch nicht zurückgekehrt. Sie konnte zu Grunde gehen in der Schmach, in dem selbstverschuldeten Elend, aber um Gnade betteln bei dem Vater, der sie verstoßen, das hätte Louise nicht gekonnt. Sie war trotz alledem mein Blut!"

„Und Dein Liebling!" ergänzte Albrecht mit aufwallender Bitterkeit. „Ich habe das oft genug empfinden, es oft genug hören müssen, daß ich keinen Zug Deines Charakters besitze. Nur Louise hatte Dein Blut geerbt, die schöne, geistvolle, energische Louise, die war das Kind Deines Herzens, Dein Stolz und Dein Glück. Nun, wir haben es ja erlebt, wohin diese Energie führte, wir erfuhren es ja noch, daß sie von Stufe zu Stufe sank an der Seite jenes Mannes und endlich —"

„Deine Schwester ist todt," unterbrach ihn der Graf schneidend. „Laß die Todten ruhen!"

Albrecht schwieg, aber die Bitterkeit wich nicht aus seinen Zügen, er konnte es offenbar seiner Schwester noch im Grabe nicht verzeihen, was sie der Familie angethan hatte. Zu einer weiteren Erörterung kam es nicht, denn so eben erschien ein Diener und meldete:

„Hochwürden der Herr Pfarrer von Sankt Michael."

Der Gemeldete schien erwartet zu werden, denn der Diener öffnete, ohne erst eine Antwort abzuwarten, die Thür, und der Pfarrer trat ein.

Es war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, mit schon völlig ergrautem Haar, einem Antlitz voll stiller, ernster Ruhe, mit tiefen, blauen Augen, und auch Haltung und Sprache verriethen dieselbe Ruhe und Milde, die von dieser Erscheinung unzertrennlich zu sein schienen.

Graf Steinrück ging ihm einige Schritte entgegen und begrüßte ihn höflich, aber fremd. Die ältere Linie des Hauses war protestantisch, und ein katholischer Priester hatte als solcher keine Bedeutung für sie.

„Ich habe Ihnen zunächst meinen Dank auszusprechen, Hochwürden," begann er, indem er den Pfarrer mit einer Handbewegung einlud, Platz zu nehmen. „Es war der ausdrückliche Wunsch der verwittweten Gräfin, daß Sie die Trauerceremonien leiten sollten, und Sie haben ihr an dem heutigen schweren Tage so aufopfernd zur Seite gestanden, daß wir Alle Ihnen dankbar dafür sind."

„Ich erfüllte nur meine Pflicht als Seelsorger," erwiderte der Geistliche ruhig. „Dafür bedarf es keines Dankes. Zu Ihnen aber, Herr Graf, komme ich in einer anderen Angelegenheit, unaufgefordert und in Ihren Augen vielleicht unberechtigt, dennoch muß ich sie zur Sprache bringen, da der Trauerfall Sie so ganz unerwartet in unsere Berge führt. Ich ersuchte Sie deßhalb um eine Unterredung."

„Und ich wiederhole, daß ich Ihnen zur Verfügung stehe, Herr Pfarrer Valentin. Wenn die Unterredung eine geheime sein soll, so wird mein Sohn uns sofort —"

„Ich bitte, daß der Graf bleibt," fiel Valentin ein. „Er kennt gleichfalls die Angelegenheit, die mich herführt, sie betrifft den Pflegesohn des Försters Wolfram."

Er hielt inne, wie um eine Antwort zu erwarten, doch diese erfolgte nicht; der Graf saß mit völlig unbewegter Miene da, während Albrecht plötzlich aufmerksam zu werden schien, doch auch er äußerte nichts, und so war der Pfarrer genöthigt, fortzufahren.

„Sie werden sich erinnern, Herr Graf, daß ich es war, durch den Sie die Nachricht von dem Aufenthalt des Knaben erhielten und die Bitte, sich seiner anzunehmen."

„Eine Bitte, der ich unverzüglich entsprochen habe. Wolfram nahm auf meine Weisung das Kind in Empfang, ich unterrichtete Sie ja davon."

„Allerdings, ich hätte es freilich lieber in anderen Händen gesehen, indessen die Bestimmung hing von Ihnen ab. Jetzt aber ist der Knabe herangewachsen und kann unmöglich länger in derartiger Umgebung bleiben. Ich bin auch überzeugt, daß dies keineswegs Ihr Wille ist."

„Weßhalb nicht?" fragte Steinrück kalt. „Ich kenne Wolfram als durchaus zuverlässig und hatte meine Gründe, gerade ihn zu wählen, oder wissen Sie irgend etwas Nachtheiliges von ihm?"

„Nein, der Mann ist brav in seiner Art, aber roh und halb verwildert in der Einsamkeit. Seit dem Tode seiner Frau kommt er kaum noch in Berührung mit Menschen, und sein Haushalt unterscheidet sich nicht von dem des ersten besten Bauern. Das ist schwerlich eine passende Umgebung für einen heranwachsenden Knaben, am wenigsten für den Enkel des Grafen Steinrück."

Albrecht, der hinter dem Stuhle seines Vaters stand, machte eine Bewegung, der alte Graf zog nur finster die Brauen zusammen, aber er entgegnete mit voller Schärfe:

„Ich besitze nur einen Enkel, das Kind meines Sohnes, und ich bitte Sie, das im Auge zu behalten, Hochwürden, wenn von jener Angelegenheit die Rede ist."

Die milden Augen des Priesters richteten sich ernst und vorwurfsvoll auf den Sprechenden.

„Verzeihung, Herr Graf, aber der legitime Sohn Ihrer Frau Tochter hat doch wohl Anspruch auf diese Bezeichnung."

„Gleichviel, er existirt als solcher nicht für mich, wie jene Heirath überhaupt nie für mich und die Meinigen existirt hat."

„Und dennoch haben Sie meine Bitte gewährt, als Michael —"

Der Graf stutzte. „Michael?" wiederholte er langsam.

„Der Name des Jünglings! Kannten Sie ihn nicht?"

„Nein, ich habe das Kind ja überhaupt nicht gesehen, als es Wolfram zur Erziehung übergeben wurde."

„Von Erziehung konnte bei einem Manne von dem Bildungsgrade Wolfram's wohl keine Rede sein, und doch hätte sie gerade hier Vieles gut machen müssen. Michael war schon als Kind verwahrlost, verwildert und verschüchtert zugleich durch das unstäte Leben, das er so lange mit seinen Eltern geführt hat. Ich habe mich allerdings seiner angenommen und ihn unterrichtet, so viel das bei der weiten Entfernung der Försterei möglich war."

„Haben Sie das wirklich gethan?" Es klang eine offenbar unangenehme Ueberraschung aus der Frage.

„Gewiß, ein anderer Unterricht war in der Abgeschiedenheit nicht zu ermöglichen, und ich konnte doch nicht annehmen, daß der Knabe geistig verkommen und verbauern sollte in jenem Lebenskreise. Diese Strafe für das Unrecht seiner Eltern wäre doch allzu hart."

Es lag ein schwerer Vorwurf in den einfachen Worten, und er mußte wohl treffen, denn es flog ein zorniges Aufleuchten über Steinrück's Züge.

„Hochwürden, welchen Einblick Sie auch in unsere Familiengeschichte erhalten haben, Sie urtheilen als ein Fremder, und da mag Ihnen Manches hart und unbegreiflich erscheinen. Ich habe als Haupt des Hauses die Ehre unseres Namens zu wahren, und wer diese Ehre antastet und befleckt, der wird hinausgestoßen aus meinem Hause und aus meinem Herzen, sei es auch mein eigenes Kind! Ich that, was ich mußte, und wenn die furchtbare Nothwendigkeit noch einmal an mich heranträte, ich würde das Gleiche thun."

Es lag eine eiserne Entschlossenheit in diesen Worten. Valentin schwieg, er mochte wohl fühlen, daß eine solche Natur sich keinem Priesterwort beugte.

„Gräfin Louise ruht im Grabe," sagte er endlich, und seine Stimme bebte leise, als er den Namen aussprach, „und mit ihr der Mann, dem sie angetraut war! Ihr Sohn steht allein und schutzlos da, ich bin gekommen, für den Jüngling zu erbitten, was Sie jeder fremden Waise gewähren würden, die Sie in Ihren Schutz genommen haben, eine Erziehung, die ihn befähigt, dereinst in die Welt und in das Leben zu treten. Bleibt er in Wolfram's Händen, so ist das ausgeschlossen, er taugt dann höchstens noch für das halbwilde Dasein auf irgend einer einsamen Bergförsterei, für eine Bauernexistenz. Wenn Sie, Herr Graf, die Verantwortung dafür übernehmen können und wollen —"

„Genug!" unterbrach ihn Steinrück heftig, indem er sich erhob. „Ich werde die Sache in Erwägung ziehen und dann Bestimmungen über Ihren Schützling treffen, verlassen Sie sich darauf, Hochwürden."

Der Pfarrer stand gleichfalls auf, er sah, daß die Unterredung zu Ende war, und hegte wohl auch nicht den Wunsch, sie zu verlängern.

„Mein Schützling?" wiederholte er. „Möge es auch der Ihrige werden, Herr Graf, ich glaube, er hat ein Recht darauf."

Und mit einer kurzen, ernsten Verneigung sich von den beiden Herren verabschiedend, verließ er das Gemach.

„Das war ja ein eigenthümlicher Besuch!" sagte Albrecht, der sich bisher völlig schweigsam verhalten hatte. „Was giebt denn diesem Pfarrer das Recht, sich in unsere Familienangelegenheiten zu mischen?"

Steinrück zuckte die Achseln.

„Er war früher der Beichtiger unserer Verwandten und nimmt noch jetzt eine Vertrauensstellung bei ihnen ein, trotzdem er hoch oben in einem einsamen Alpendorfe lebt. Er und kein Anderer sollte Steinrück zu Grabe geleiten. Ich werde ihm aber klar machen, daß ich priesterlichen Einflüssen nicht zugänglich bin; ganz zurückweisen konnte ich ihn nicht, da er es war, der damals meine Hilfe für den verwaisten Knaben anrief, so wenig, wie ich jene Hilfe verweigern konnte."

„Nun ja, man mußte für den Buben sorgen, und das ist auch geschehen," stimmte Albrecht in sehr kühlem Tone bei. „Du hast die Sache damals allein in die Hand genommen, Papa; dieser Wolfram — ich erinnere mich noch dunkel des Namens — stand ja wohl früher als Jäger in Deinen Diensten?"

„Ja, mein Fürwort verschaffte ihm die Försterstelle bei unserem Vetter. Er ist verschwiegen und zuverlässig und kümmert sich überhaupt nicht um Dinge, die über seinen Horizont hinausgehen. Er fragte auch damals nicht, was für eine Bewandtniß es mit dem Knaben hatte, den man ihm anvertraute, sondern that, was ihm befohlen wurde, und nahm ihn in sein Haus."

„Wo er jedenfalls am besten aufgehoben war. Du wirst darin doch keine Aenderung treffen?"

„Das wird sich finden. Zunächst will ich ihn einmal sehen."

Albrecht stutzte, und eine sichtlich unangenehme Ueberraschung prägte sich in seinen Zügen aus.

„Wozu denn das? Weßhalb ihn uns persönlich nahe bringen? Dergleichen unliebsame Dinge schiebt man doch möglichst weit von sich."

„Das ist Deine Art," sagte der Graf scharf. „Die meine ist es, diesen Dingen Stand zu halten und Auge in Auge mit ihnen zu rechten, wenn es nothwendig ist." Er stampfte in plötzlich ausbrechender Heftigkeit mit dem Fuße. „Verkommen und verbauern sollte, als Strafe für das Unrecht seiner Eltern! Das muß ich mir ins Antlitz sagen lassen von diesem Priester."

„Ja, es fehlte nur noch, daß er die Eltern vertheidigte," warf Albrecht spöttisch ein. „Und Michael haben sie ihren Buben genannt! sie haben es gewagt, ihm Deinen Namen zu geben, den alten, traditionellen Namen unseres Hauses, das ist doch offenbarer Hohn."

„Es kann auch Neue gewesen sein," sagte Steinrück finster. „Dein Sohn heißt allerdings Raoul."

„Nicht doch, er ist nach Dir getauft und trägt Deinen Namen."

„Im Kirchenbuche! Genannt wird er Raoul, dafür hat Deine Frau von Anfang an gesorgt."

„Es ist der Name von Hortense's Vater, an dem sie mit kindlicher Pietät hängt. Du weißt das ja und hast es niemals getadelt."

„Wenn es nur der Name allein wäre! Aber es ist nicht das Einzige, was mir an meinem Enkel fremd ist. Raoul hat auch nicht einen Zug der Steinrück, weder im Gesicht noch im Charakter, er gleicht einzig seiner Mutter."

„Nun, ich dächte, das wäre kein Nachtheil für ihn. Hortense hat von jeher für eine Schönheit gegolten, Du ahnst nicht, welche Triumphe sie noch feiert."

Die Worte klangen scherzhaft, fanden aber keinen Anklang, der alte Graf blieb kühl und ernst.

„Daher stammt vermuthlich auch ihre Anhänglichkeit an den Schauplatz dieser Triumphe. Ihr seid ja mehr in Frankreich, bei ihren Verwandten, als daheim. Die Besuche werden immer häufiger und dauern immer länger, und jetzt ist sogar die Rede davon, Dich unserer Gesandtschaft in Paris zu attachiren. Dann hat Hortense ihren Willen vollends durchgesetzt."

„Ich muß doch gehen, wohin ich gesandt werde," vertheidigte sich Albrecht, „und wenn man gerade mich wählt —"

„Willst Du mir etwa Deine diplomatischen Erfolge anführen?" unterbrach ihn der Vater mit herbem Spott. „Ich weiß es besser, welche geheimen Federn da spielen, und der Posten ist wahrlich unbedeutend genug. Ich hatte doch mehr von Deiner Laufbahn erwartet, Albrecht! Es standen Dir Wege genug offen, um wenigstens einigermaßen zur Geltung zu gelangen, aber dazu gehört Ehrgeiz und Energie, und die hast Du nie besessen. Jetzt bewirbst Du Dich um eine Stellung, die Du nur

Deinem Namen verdanken wirst und in der Du ein Jahrzehnt bleiben kannst, ohne vorwärts zu kommen — auf Befehl Deiner Frau."

Albrecht biß sich auf die Lippen bei diesem mit vollster Rücksichtslosigkeit ausgesprochenen Vorwurf.

„Papa, in diesem Punkte bist Du von jeher ungerecht gewesen, Du hast meine Heirath nie mit günstigen Augen angesehen. Ich glaubte bei meiner Wahl Deines vollen Beifalls sicher zu sein, und Du hast mir beinahe einen Vorwurf daraus gemacht, daß ich Dir eine schöne, geistvolle Tochter aus dem edelsten Hause zuführte —"

„Die uns bis auf diese Stunde fremd geblieben ist!" ergänzte Steinrück. „Sie hat es noch immer nicht eingesehen, daß sie zu uns gehört, nicht Du zu ihr. Ich wollte, Du hättest mir die Tochter des einfachsten deutschen Landedelmannes in das Haus geführt, statt dieser Hortense de Montigny. Es thut nicht gut, dies heiße französische Blut in unserem alten germanischen Stamm, und Raoul hat nur zu viel davon. Es wird ihm heilsam sein, wenn er in die strenge militärische Zucht kommt."

„Ja — Du bestehst ja darauf, daß er in die Armee eintritt," sagte Albrecht zögernd. „Hortense fürchtet nur — und ich fürchte es auch — daß unser Kind den Anstrengungen nicht gewachsen ist. Es ist ein zarter Knabe, er wird diese eiserne Disciplin nicht aushalten."

„So muß er es lernen! Dich hat Deine Kränklichkeit allerdings vom Waffendienste ausgeschlossen, Raoul ist gesund, aber es ist die höchste Zeit, ihn Eurer Verweichlichung und Verzärtelung zu entziehen, und die Armee ist gerade die rechte Schule für ihn. Ich will nicht, daß mein Enkel dereinst ein Schwächling wird. Er soll unserem Namen Ehre machen — dafür werde ich sorgen!"

Albrecht schwieg, er kannte den unbeugsamen Willen seines Vaters, der ihm, obwohl er selbst längst Gatte und Vater war, noch unbedingt Gesetze vorschrieb, und Graf Michael Steinrück war der Mann danach, diesem Willen Geltung zu verschaffen.

„Ja, ich kann mir nicht helfen, Hochwürden, ich bleib' dabei, es ist ein Elend mit dem Menschen. Nichts kann er, nichts versteht er, vom Morgen bis zum Abend läuft er in den Bergen herum, und dabei wird er immer dümmer von Tag zu Tag. Aus dem wird weder ein richtiger Weidmann noch sonst etwas, das ist verlorene Müh'."

Die Worte kamen aus dem Munde eines Mannes, dessen Aeußeres schon verrieth, daß er sich mit dem Weidwerk abgab. Er war mit Flinte und Jagdtasche ausgerüstet, eine untersetzte, kraftvolle Gestalt, mit breiten Schultern und derben Zügen. Haar und Bart gänzlich verwildert, der Anzug, eine Mischung von Jäger- und Bauerntracht, gleichfalls im höchsten Grade verwahrlost, dazu eine Sprache so derb und rauh, wie sein ganzes Wesen — so stand er vor dem Geistlichen. Die Beiden befanden sich in der Pfarrwohnung von Sankt Michael, dem kleinen, hochgelegenen Wallfahrtsorte des Gebirges, und der Pfarrer, der vor seinem Schreibtisch saß, schüttelte mißbilligend das graue Haupt.

„Ich habe es Euch schon so oft gesagt, Wolfram, Ihr versteht Michael nicht zu behandeln. Mit Schelten und Drohen richtet Ihr bei ihm gar nichts aus, er wird nur noch scheuer dadurch, und ich dächte, er wäre schon scheu genug, wenn er wirklich einmal mit den Menschen in Berührung kommt."

„Das macht seine Dummheit," erklärte der Förster. „Der Bube weiß ja nichts vom hellichten Tage, den muß man derb anfassen, wenn er aufwachen soll, und ich habe es Ihnen ja in die Hand geloben müssen, Hochwürden, ihn nicht mehr zu schlagen."

„Und ich hoffe, Ihr habt Wort gehalten. Es ist viel an dem Kinde gesündigt worden, Ihr und Eure Frau habt es ja fast täglich gemißhandelt, ehe ich hierher kam."

„Das war ihm gesund! Alle Buben brauchen Schläge, und der Michel hat von jeher die doppelte Portion gebraucht. Nun, er hat sie auch reichlich bekommen; wenn ich aufhörte, da fing meine Frau an, aber geholfen hat es nie etwas, und klüger ist er auch nicht dadurch geworden."

„Nein, aber er wäre zu Grunde gegangen an dieser rohen Behandlung, wenn ich nicht eingeschritten wäre."

Wolfram lachte laut auf.

„Zu Grunde gehen? der Michel? Der hätte das Zehnfache ausgehalten, er hat ja eine wahre Bärennatur. Es ist wirklich eine Schande mit dem Burschen, er ist so stark, daß er Bäume ausreißen könnte, und läßt sich häuseln von den Dorfbuben, ohne einen Finger zu rühren. Ich weiß schon, warum er heute wieder nicht mitging, sondern absolut nachkommen wollte. Er will nicht mit mir durch das Dorf, lieber macht er den Umweg durch den Wald, wie immer, wenn er zu Ihnen geht — der feige Bub' der!"

„Feig ist Michael nicht," sagte der Pfarrer ernst. „Das solltet Ihr doch am besten wissen, Wolfram, Ihr habt mir ja selbst erzählt, daß er gar nicht zu bändigen ist, wenn er mit seinem Jähzorn losbricht."

„Ja, dann ist er eben verrückt, und dann muß man ihn laufen lassen. Wenn ich nicht wüßte, daß hier oben bei ihm nicht Alles richtig ist, dann würde ich noch ganz anders mit ihm umgehen, aber ein Kreuz ist's doch! Es ist nur merkwürdig, daß er so gut schießt und trifft, wenn er nämlich das Wild sieht, aber das kommt nicht oft vor. Er guckt sich die Bäume und den Himmel an, und derweil läuft ihm der Zwölfender vor der Nase vorbei. Ich bin nicht neugierig, aber das möchte ich doch wissen, wo dies Mondkalb eigentlich herstammt!"

Um die Lippen Valentin's zuckte es schmerzlich bei den letzten Worten, aber er erwiderte ruhig:

„Das kann Euch ja gleichgültig sein. Bringt nur Michael nicht auf solche Ideen, er fängt sonst an darüber nachzugrübeln und stellt Euch Fragen, die Ihr ihm nicht beantworten könnt."

„Dazu ist er viel zu dumm!" behauptete der Förster, für den diese Eigenschaft seines Pflegesohnes ein Dogma zu sein schien, das unerschütterlich feststand. „Ich glaube, er weiß nicht einmal, daß er überhaupt geboren ist. Aber da schlägt mein Tyras an, er wird den Michel gesehen haben."

In der That vernahm man draußen das freudige Gebell eines Hundes und nahende Schritte, und gleich darauf trat Michael ein.

(Fortsetzung folgt.)

Der Phönix.*

Von Franz Herzfeld.

Hamburgs Flotte liegt in der Bucht von Cadix.
Sie umdrängt den Phönix, die Kriegsfregatte,
Die ihr Schutz gewährt vor der Türken-Yachten
Enger Belag'rung.

Rings auf hohem Meere der Feinde Flotte
Möchte gern das reiche Geschwader plündern,
Doch es sperrt die Bucht der gewalt'ge Phönix
Mächtig gewaffnet.

Auf dem Deck des Schiffs, zu den Masten blickend,
Steht der Admiral mit den Officieren:
„Was doch will das Kreischen des blut'gen Vogels
Hoch aus den Raaen?"

Sieh! Was huscht dort leis von dem Bord seewärts?
„Ha! Ein Brander! Ließ ihn die Wache nahen?
Eine Salve drauf! Zu den Innenräumen
Folgt mir ein Fähnlein!"

Da mit Keuchen schreit der Kajütenwächter:
„Feuerjo! Es brennt in des Schiffes Bauche!"
Alles stürzt von dannen — am Holze knuspern
Grinsende Flammen —

Alles schwingt die Eimer — Kommandorufe —
Hilfebrüllen glühender Schiffskartaunen —
Ruf nach Booten — — da mit gezücktem Degen
Unter das Schiffsvolk

Tritt der Admiral: „Wer vom Platz sich rühret,
Ist des Tods! Wo bleibt Euer Eid, Ihr Schurken?"
Neubelebet regen sich hundert Hände —
Aber vergeblich!

Bohlen krachen, Böller und Anker schmelzen!
Feuersäulen steigen zum Firmamente!
Todte Möven taumeln aus Purpurwolken
Nieder in Blutgischt.

Jetzt des Führers eiserne Knie' umklammern,
Wild gepackt vom Grausen, die Officiere:
„Weh! Schon naht das Feuer der Pulverkammer —
Rette die Mannschaft!"

* Nach einem Bericht in Gustav Freytag's: „Aus dem Jahrhundert des großen Kriegs".

Untergang des Phönix.

Originalzeichnung von Johs. Gehrts.

Digitized by Google

Doch er ruft: „Ihr Memmen! Die Pulverkammer
Iſt geſchützt durch mächtige Eiſenplatten —
Waſſer drauf zur Kühlung! Der Phönix darf nicht
Sinken! Verloren

Wär' die ganze Flotte durch uns're Feigheit!
Löſcht! Und gafft nicht! Löſcht, bis die Eimer brennen!
Oder ſelber werf' in die Pulverkammer
Ich eine Lunte!"

Doch des Vaters eiſerne Knie' umklammert
Nun ſein Sohn: „Gedenke des ſtillen Hauſes,
Das Du füllen willſt mit der Wittib Klagen,
Ach! und der Waiſen!"

Da aus Feuerbrauſen die ſanfte Alſter
Sieht er ſchimmern — doch er zerdrückt die Thräne:
„Fort mit Dir! Wie darfſt Du es wagen, Knabe,
Mich zu erweichen!

Weißt Du nicht, daß ernſter, als Weiberklagen,
Schallt der Pflicht erhabener Ruf dem Manne?
Hier zu ſtehen, hab' ich gelobt den Bürgern —
Hier will ich feſt ſtehn!

Dieſer Bord war Wiege dem Schifferkinde,
Dieſe Segel ſeien mein Leichenlinnen —
Dieſes Feuer preiſe mit tauſend Zungen
Männliche Treue!"

Doch dem Jüngling winken die blauen Augen
Seiner Braut, der holden, vom Heimatſtrande —
„Sei's denn!" ruft er, „Noth vor Befehl, Ihr Männer!
Senkt die Schaluppe!"

Hundert Kehlen ſchreien dem Kühnen Beifall!
Alles drängt und haſtet zum Rettungsboote.
Doch der Admiral mit erhob'ner Rechten
Tritt vor den Sohn hin:

„Stirb, Rebell! Du haſt Dir den Tod ertrotzet!!"
Seine Waffe ſauſt — der Getroff'ne ſtürzet
Hoch vom Bord — o weinet, ihr blauen Augen
Fern in der Heimat!

Da durchbrauſt die Rotten ein drohend Murren,
Wüthend ſchwillt es: „Stoßet den Mörder nieder!"
Ein Matros, um Diebſtahl gezüchtigt, rennt den
Stahl in die Bruſt ihm.

Und er ſtürzt! Wie kniet um ihn her ſo Mancher
Seiner wetterfeſten, ergrauten Freunde!
„Rettet Euch," ſo ſtöhnet er, „ich doch rette
Mehr noch — die Ehre!"

Nun verlaſſen, ſchaut er mit matten Blicken,
Wie ein wilder Knäuel zum Boot ſich wälzet,
Um den Eingang ringt — die Schaluppe kentert —
Alle verſinken!

Alle traf ein gräßlich Gericht des Aufruhrs!
Doch der Alte wankt zu der hohen Brücke,
Rings umrauſcht vom Blähen des Feuerſegels,
Wie von der Fahne!

Doch der Alte ragt auf der hohen Brücke,
Stark die nerv'ge Fauſt ans Geländer klammernd.
Nun erglüht's — da ſinkt ſeine Hand — es ſinkt des
Sterbenden Wimper.

Weh! Welch abgrundſpaltendes Donnerkrachen
Drob äonenjährige Felſen zittern?
's war die Pulverkammer. Den ſtolzen Phönix
Schaut kein Aug' mehr.

Und ein Sturm zerſtreute die Türkenflotte.
Ungeſchädigt ſegelten Hamburgs Schiffe
Heimwärts, ſchwarz beflaggt um des Phönix Ende
Und ſeines Führers.

Nein! Nicht ſank das Schiff, ob die Planken barſten!
Nein! Ein Phönix, ſtieg's aus der Gluthenwiege
Geiſterhell empor und den todten Helden
Trägt's durch die Sturmnacht!

Wo die Meerſchlacht tobt, da erſcheint's den Streitern,
Und der Alte winkt mit den Feuerhänden —
Und auf Meeresgrund ein erſchlag'ner Wiking
Schlägt an den Erzſchild.

Segle, ſel'ger Geiſt, durch die Seen des Weltrunds,
Wenn mit Macht die deutſchen Kanonen donnern,
Und der Mannſchaft rauſche dein Flammenmantel
Todesbegeiſt'rung!

Der kleine Schuh.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Skizze aus dem italieniſchen Badeleben von Iſolde Kurz.

In die Farben des wärmſten Juliſonnenſtrahls möchte ich den Pinſel tauchen, um den ganzen Golf mit ſeinem tiefblauen Waſſer, ſeinen klaren Inſeln, ſeinen felſigen Buchten und Grotten auf dieſes Blatt zu zaubern. Denn Worte ſind machtlos vor dieſer Fülle von Licht und Farben. Die weite See iſt wie eine Palette, auf welcher der große Künſtler alle ſeine Farben probirt und planlos mit dicken Strichen durch einander gemiſcht hat, ehe er damit die zarten Schattirungen der lachenden Landſchaft malte.

Da ſitze ich nun auf meiner meerumſpülten alten Felſenburg unter dem dichten Schatten eines Feigenbaumes, um deſſen vielverſchlungenen Doppelſtamm ſich üppige Reben winden, und ſtehle dem lieben Gott den Tag ab.

Und die Gedanken kommen und ſchwinden wie die Wellen drunten am Ufer, ſie haben keine feſte Geſtalt, Alles ſchwimmt und rinnt, bis es vom großen Meere wieder verſchlungen iſt.

Aber je länger ich dem raſtloſen Treiben zuſehe, deſto mehr ſcheint es mir, als ſei jede dieſer Wellen ein perſönliches Weſen, das ſich für einen kurzen Moment mit ſeiner Eigenart behauptet, um ſchon im nächſten nicht mehr zu ſein. Die eine wogt anmuthig herbei, und ſowie ſie am Ufer iſt, dehnt ſie ſich wallend aus und giebt in friedlichem Zerrinnen dem Meere ihren Inhalt wieder, die andere muß ſich gewaltſam an den Kieſeln zerſchlagen, die dritte bringt es gar nicht bis ans Ziel, ſondern fällt auf halbem Wege zurück wie eine matte Kugel.

Ein grenzenloſer Fatalismus kommt über mich (in Deutſchland würde man's Faulheit nennen), eine Stimmung, die nicht fröhlich, nicht traurig iſt, aber jede Thatkraft lähmt, eine wahrhaft orientaliſche Beſchaulichkeit!

Da wogt eine große Welle prahleriſch herbei mit ihrer weißen Schaumkrone, aber ſie iſt ſo hohl wie die andere, denn wenn ſie an die Klippe ſchlägt, zerbricht ſie, ſpritzt ein wenig Schaum, und es bleibt Alles wie zuvor.

Ich begreife nicht, daß die Menſchen, die an dieſer Küſte aufwachſen, überhaupt zum Leben zu gebrauchen ſind. Die Tage ſchwinden hier wie ein ſeliger Traum, und wer wie ich den Kalender zu Hauſe gelaſſen, verliert jeden Begriff der Zeit, wie die Eingeborenen, die Einem nicht genau ſagen können, wie alt ſie ſind. Und doch wohnt hier ein thatkräftiges Volk, kaum einer von dieſen braunen, wetterharten Matroſen, der nicht ſchon in den kaliforniſchen Goldgruben oder am Ganges ſein Glück geſucht hätte. Die männliche Jugend, die dem Staat die beſten Seeleute liefert, iſt faſt immer von Hauſe fort, nur wenn Einer in der Welt Etwas vor ſich gebracht hat, kommt er nach San Terenzo zurück, kauft ſich hier an und lebt mit Frau und Kindern wie die andern Dorfbewohner.

Es macht einen ſeltſamen Eindruck, wenn man dieſe Männer, die zum Theil ſtattliche Güter beſitzen, barfuß ihre Netze ans Land ziehen und ihre Fiſche ſelber kochen ſieht. Tritt man zu ihnen ins Haus, ſo bieten ſie dem Fremden mit dem Anſtande eines homeriſchen Fürſten einen Platz bei ihrem Mahle, das am Herde verzehrt wird, und ein Glas Wein an, und erzählen von fernen Ländern und von den Gebräuchen fremder Völker, deren Sprachen ſie auch zum Theile bei langem Aufenthalte erlernt haben.

Mein Hauswirth, der alte Giacomino, iſt der Patriarch des Orts, bei ihm holen ſich die Mitbürger Rath, und ſein Wort entſcheidet jede Frage. Er hat auch eine Odyſſee hinter ſich, wie keiner ſeiner Gefährten, alle Länder der bewohnten Erde hat er befahren, unzählige Abenteuer zu Waſſer und zu Land beſtanden, ehe er ſich in San Terenzo ſeinen Herd gegründet hat. Jetzt ſagt er, die Erde ſei eigentlich doch gar zu klein, es gebe nichts mehr zu ſehen.

Wäre dieſer Weltumſegler nur ein beſſerer Schriftgelehrter, ſo hätte er es mit Leichtigkeit zum Kapitän gebracht; aber die Buchſtaben haben ihn ſtets gelangweilt. In dem großen Buche des Lebens aber, in dem ſo viele verſchollene Generationen ihre Erfahrungen niedergelegt haben und das vor jedem hellen Auge aufgeſchlagen liegt, hat er geblättert wie Wenige. Wenn er mir Mittags das Fleiſch aufträgt, das er ſelbſt gebraten hat, und von dem Weine einſchenkt, den er auf dem Kaſtell zieht, ſo ſcheint es mir nicht anders, als ich ſei landfremd bei dem vielgewandten Beherrſcher von Ithaka zu Gaſt. Und dann erzählt er mir von ſeinen Abenteuern unter den Beduinen, den Indianern, den

Chinesen, von Kämpfen an fernen Küsten mit Haifischen und Klapperschlangen, mit eingeborenen wilden Völkern, von Inseln, die er mit Feuer versengte, um sich vor den Raubthieren zu schützen, von zerbrochenen Schiffen auf dem Eismeere — und nicht die kleinste Rolle in diesem vielbewegten Leben spielen Frauen aus allen Menschenrassen.

Das Meer singt dazu seine eintönige Begleitung, vier weißliche Möwen tauchen über dem Wasser auf und nieder und ziehen große langsame Bogen durch die Luft, als ob sie zusammen einen feierlichen Tanz aufführten. Die Schiffer im Hafen unten liegen in ihren schaukelnden Kähnen ausgestreckt und schlafen, Dutzende halb nackter Kinder spielen in dem seichteren Wasser und wälzen sich im Sand. Hier oben aber schmettern die Cikaden, die Käfer und Mücken schwirren und taumeln umher wie trunken von Sonne und Seligkeit. Einzelne Luftwellen tragen von dem Bergabhang den heißen würzigen Pinienduft herauf, der wie ein warmer Strom durch die kühlere Luftregion zieht.

Das ist der Sommer im Süden, das ist die wonnige Faulheit des italienischen Badelebens.

Da plötzlich ein starker Donnerschlag. Der Himmel ist dunkel verhangen und schwere Tropfen fallen. Giacomino ist aufgesprungen; mit kundigem Auge wirft er nur einen Blick auf Himmel und Meer und eilt dann mit seinen bloßen Füßen die Stufen des Kastells hinunter. Eine Minute später sehe ich ihn schon unten am Hafen, wo er seine verschiedenen Barken losbindet und ins Trockene bringt. Eine Menge brauner Gestalten läuft geschäftig durch einander, überall werden die Anker gelöst, und bald sind über vierzig Kähne hoch ans Land hinaufgezogen.

Jetzt bläst der Wind von Süden her, das Meer hebt sich höher, die Nachen, die noch draußen sind, suchen das Land, denn sie werden schon herumgeworfen wie Nußschalen. Breite Wellen kommen wie Mauern heran und werfen sich mit Brüllen und Zischen an den Hafendamm, andere schwellen hoch auf wie einzelstehende Thürme, indem sie um sich her Abgründe aufreißen, dann schlägt ihre Spitze über, sie brechen in sich zusammen, und wehe dem Schiffchen, das ihnen ungeschickt entgegen käme! Es ist ein Krachen und Donnern wie auf einem Schlachtfelde. Der Regen schlägt mir ins Gesicht, der Sturm rüttelt an mir, als ob er mich von meinem luftigen Standorte ins Meer herunterschleudern wolle, und unversehens mit einem zweimaligen Rucke bricht die Dunkelheit herein. Ich flüchte mich auf mein Zimmer, wo mich das Toben des Meeres die ganze Nacht nicht schlafen läßt.

Am Morgen, der trüb und neblig heraufkommt, kann ich in der grauen zischenden Wassermasse zu meinen Füßen die freundliche klare Fluth nicht mehr erkennen, der ich mich noch vor Kurzem so zutraulich überlassen habe. Der Tag schleicht griesgrämlich hin, erst gegen Abend treten die Wolken aus einander, der Regen hört auf und die Sonne lacht einen Augenblick hervor, als wolle sie der Welt noch vor Schlafengehen kund thun, daß sie jetzt ausgeschmollt hat. Nur das Meer wüthet immer weiter und kann sich nicht zufrieden geben.

Reine Regenluft, vermischt mit dem köstlichen Duft frisch durchnäßter Erde, dringt mir von außen entgegen, und ich eile, im Freien Athem zu schöpfen. Auf der Rückseite des Kastells, wo die Schießlöcher einen Ausblick auf Portovenere und die Inseln gewähren, war um die hohen Klippen eine prächtige Brandung. Das kleine Thörchen in der Schloßmauer war vom Winde aufgerissen, der die Fichten und immergrünen Eichen an diesem Abhang wie Weiden zusammenbog.

Hier tritt das schroffe Felsengestade zu einer kleinen Bucht aus einander und bildet zugleich nach innen eine natürliche Grotte mit einem kleinen halbmondförmigen Strand, auf dem das Meer immerwährend Kies und Muscheln ablagert. Aber der Ausgang ist heute abgeschnitten, denn das Wasser spritzt jetzt hoch über die Felsen weg, von denen man nach dieser Bucht hinabklettern muß. Noch immer nimmt der aus Südwesten kommende Libeccio seine Backen voll, hundert Blasebälge arbeiten in der Fluth, und ich meine, den Erderschütterer Poseidon zu sehen, wie er mit seinem Dreizack die Tiefen aufwühlt und unter Sprudeln des Wassers allerlei fremde Gegenstände herausschleudert, die schon seit Jahren friedlich auf dem Grund geruht haben. Kork, Stücke Holz, vielleicht die Ueberreste zerschmetterter Schiffe, treiben, vermischt mit Seetang, auf der Fluth und werden mit Muscheln und Kieseln an den Strand geworfen. Aber die Welle, die sie eben hergewälzt hat, reißt sie auch wieder zurück, wie einen Ball, den eine kundige Hand wirft und hascht, und so kann das Spiel stundenlang dauern, bis ihm einmal ein stärkerer Wasserschwall ein Ende macht, indem er das Spielzeug aufs Trockene schleudert. Ein seltsam geformter dunkler Gegenstand besonders, an dem es zuweilen aufblitzt wie von Silber, kann gar nicht zur Ruhe kommen. Immer wieder angeschwemmt, wird er stets aufs Neue zurückgerissen. Einmal hing er schon an einer Klippe fest, aber eine nachstürzende Welle warf ihn wieder herunter. Gar zu gern möchte ich wissen, was das für ein Ding ist, aber seine Form läßt sich nicht unterscheiden, nur will es mir scheinen, als sei es ein Werk von Menschenhand. Darüber fängt es zu dunkeln an, heute Abend kann ich meine Neugier nicht mehr befriedigen. Unten ist schon Vieles angehäuft, vielleicht liegt morgen früh auch der räthselhafte Gegenstand auf dem Sande der Bucht. —

In dieser Nacht beruhigte sich endlich das Meer, und heute früh liegt der alte Ländererstürmer wieder so friedfertig da, als ob er nie ein Wässerchen getrübt habe. Nur der Wasserstand ist noch höher als sonst, und ein leises Wallen läuft von Zeit zu Zeit über den Spiegel, wie die Brust eines Kindes, das vom Schreien müde ist, sich noch eine Zeitlang in krampfhaften Stößen hebt. Auch bei den Klippen an der kleinen Bucht ist das Wasser gefallen.

Ich lasse eilig die Leiter an die kleine Pforte legen und steige auf den ersten Rasenvorsprung hinab. Ueber die Felsen rutschend und kletternd gelangte ich in die Tiefe, aber hier begann erst der mühselige Theil der Wanderung. Die höchsten Klippen, die mir im Wege lagen, mußte ich hinauf- und hinunterklettern, häufig durch den heraufschlagenden Wasserschaum von der einen zur andern springen, bis ich endlich mit nassen Schuhen und zerrissenen Kleidern auf der kleinen Bucht stand.

Ich sah jetzt, daß sie bedeckt war von Holzsplittern, die die Fluth zerrieben hatte, von angebrannten Kohlen, zertrümmertem Geräth, von Bimsstein, weißgewaschenen Thierknochen — darunter vielleicht auch menschliches Gebein. Ich zweifelte keinen Augenblick, daß ich die Trümmer eines Schiffbruchs vor mir hatte. Als ich eine zerfetzte, von Wasser schwere Strohmatte aufhob, blitzte mir etwas Blankes entgegen, und ich zog einen ganz durchweichten kleinen Schuh hervor, an dem eine feine silberne Agraffe nur noch lose hing. Es war ein schmaler winziger Frauenschuh, wie ich noch sehen konnte, vom feinsten Leder und der zierlichsten durchbrochenen Arbeit, mit rothem Saffian gefüttert und vielfach mit Seide durchsteppt; kleine Quästchen, die jetzt zu Klumpen zusammengeballt waren, hatten ihn verziert. Der hohe Absatz war gleichfalls lose. Ich betrachtete nachdenklich die schmale hochgewölbte Sohle und stellte mir den hübschen Fuß vor, dem dieser Schuh gepaßt hatte. Wer weiß, wo jetzt die Haifische an dem nagen? mußte ich mit Grausen denken.

Ich kletterte über die Klippen zurück ins Kastell, zeigte Giacomino meinen Fund und sprach meine Vermuthungen aus. Der aber schüttelte den Kopf.

„Der Schuh kann keiner Ertrunkenen gehören," sagte er, „denn wenn das Leder einmal in Wasser eingeweicht ist, so bringt es keine Gewalt mehr vom Fuße. Eher glaube ich, daß ein Schiff mit solcher Waare beschädigt worden ist und seine Befrachtung über Bord geworfen hat. Es braucht darum noch nicht gerade untergegangen zu sein. In unserem Golf kommen, wie Sie wissen, selten Unglücksfälle vor."

„Aber was bedeuten denn die vielen Holzsplitter, die zusammengewickelten Stiele, die Küchengeräthe, wie z. B. ein völlig erhaltener zinnerner Seiher und ein Theelöffel von Neusilber, die ich gefunden habe?"

Der Seemann zuckte die Achsel.

„Diese Gegenstände müssen nicht nothwendig mit dem Schuh in Verbindung sein. Da die Küste hier überall felsig ist, so treibt das Meer solche Dinge oft von weit her zusammen und wirft sie dann alle mit einander an irgend einer flachen Stelle aus. Und wer weiß, wie manches noch da unten ruht von langer Zeit her! Dort hinter dem Tino liegt ja der ‚Oncle Joseph' auf dem Grund mit Mann und Maus. Da mag wohl hier und da von den Fischen etwas herausgezerrt werden und an die Oberfläche kommen."

„Uebrigens unmöglich ist es ja nicht," fügte er, auf meine Vermuthungen zurückkommend, hinzu. „Das Meer ist diese letzten Tage wild genug gewesen."

Das Feſt der Roſenkönigin.
Originalzeichnung von F. Schlegel.

Digitized by Google

Er hielt den Schuh in der Hand und betrachtete ihn aufmerksam von allen Seiten.

„Eine reizende Arbeit," sagte er. „So etwas wird nicht hier zu Lande gemacht."

Ich nahm ihm den Schuh wieder ab und stellte ihn zum Trocknen auf das Gesimse.

Giacomino ging gleichmüthig seinen Geschäften nach und legte sich dann mit den andern Schiffern auf die Marina in den Sand, um sich zu sonnen.

Ich sprach ihm den ganzen Tag nicht mehr von dem Schuh, aus Furcht, er möchte mich auslachen.

Aber ich hatte gar keine Ruhe mehr. Immer betrachtete ich den Schuh, der räthselhaft und geheimnißvoll dastand und keinen Aufschluß gab.

O, wenn du reden könntest, dachte ich immer, was würdest du für eine Geschichte erzählen!

Unablässig irrt meine Phantasie mit ihm auf der Wasserwüste herum nach der Stelle zurück, wo er ins Meer geschleudert wurde, und diese Stelle kann nur ein sinkendes Schiff sein. Aber ob er in der letzten Todesangst von einem schönen Fuße abgestreift worden ist, der sich zum Schwimmen rüstete — ach, zu einer hoffnungslosen Verlängerung des Kampfes — ob er nur zufällig von den krachenden, berstenden Planken weggespült wurde, darüber wird mir keine Auskunft.

Tausend schmerzliche Bilder stehen mir vor der Seele, ich kann mich nicht wie sonst zum Träumen unter meinen Baum setzen, unruhig gehe ich hin und her und denke an den geheimnißvollen Schuh.

Endlich, um mich zu zerstreuen, griff ich nach dem einzigen Buche, das mich an das brausende Meer begleiten durfte. Da las ich die Stelle:

„Schon zween Tag' und der Nächte soviel in dem wogenden Aufruhr
Irrt er umher und oft umschwebete Tod ihn die Seele."

Diese Verse klangen wie ein Orakelspruch und vermehrten meine Unruhe. War es nicht gerade vor zwei Tagen, daß der große Sturm begonnen hatte? Wie wenn am Ende gar ein menschliches Wesen eben jetzt hilflos da draußen umhergetrieben würde, immer die Küste in Sicht, die es nicht erreichen kann? Und dann kommt die Nacht, Haifische tauchen aus der Tiefe, schwimmen neben dem Boote her und warten ruhig auf den Fang, der ihnen nimmer entgehen kann. Denn das Boot ist vielleicht schon leck oder die nächste Welle kann es umwerfen, und dann die Kälte, wenn es dem Morgen zugeht. —

Hier merkte ich erst, wie weit sich meine Phantasie schon verirrt hatte. Ich mußte selber lachen, und alsbald verschwanden die Spukbilder. Was ist denn daran so Besonderes, daß ich einen Schuh am Strand gefunden habe?

Als mir Giacomino das Nachtessen auftrug, sagte er ruhig:

„Mit Ihrer Vermuthung könnten Sie doch Recht haben. Es wird ein spanischer Küstenfahrer vermißt, der am 22. mit vielen Waaren von Barcelona abgefahren ist. Am Ersten sollte er hier sein, aber seit Genua weiß man nichts mehr von ihm. Ein Mann aus Lerici hat es mir heute erzählt."

„Ich wußte es ja," rief ich, und die Befriedigung des Rechthaltens übertäubte fast für einen Augenblick das menschliche Mitgefühl.

(Schluß folgt.)

Was will das werden?

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Friedrich Spielhagen.**

(Fortsetzung.)

Ich hatte es ja aus dem Munde des Polizisten, daß dies ein „Verbrecherkeller" sei, und um hier einzudringen, „mehr gehöre", und darunter verstanden: mehr Muth, als er mir zutraue. Nun, ich hatte den Muth gehabt und war auf Alles gefaßt; vielmehr ich glaubte es zu sein. Auf das hier war ich nicht gefaßt gewesen: nicht auf das scheußlige Elend, das hier zusammengehäuft war, wie der Kehricht einer Gasse, und über das die Laterne des Wirthes schauerliche Streiflichter warf, wie er jetzt vor mir her durch diese entsetzlichen Höhlen schlürfte, hier und da das Bein, den Arm eines der auf dem faulenden Stroh rechts und links Schlafenden mit dem Fuße bei Seite stoßend, einmal auch über einen Haufen Lumpen, der mitten in dem schmalen Gang lag, und in dem ein Menschenleib steckte — ich weiß nicht, ob eines Mannes oder Weibes — ruhig wegschreitend, wie ich es, ihm nach, auch thun mußte, während Ekel mir das Herz zusammenschnürte und Entsetzen mir die Glieder wie im Fieberfrost schüttelte. Ich hatte vorhin geschaudert bei der wüsten Orgie in der Matrosenkneipe und gemeint, das sei die äußerste Tiefe, bis zu welcher das Laster sinken könne; und war doch Alles nur kaum getrübtes Wasser gewesen, in Vergleich zu dem stinkenden Schlamm, durch den ich jetzt zu waten hatte. O, der grauenhaften Stunde, die mir noch jetzt nach Jahren in ihren gräßlichen Einzelheiten dann und wann ein Traum zurückbringt, aus dem ich, in Angstschweiß gebadet, erwache! Und mir einreden möchte, es sei eben nur ein Traum und nicht denkbar, daß so wahnsinnig Scheußliches in der Wirklichkeit existire. Und das ich deßhalb weiter zu schildern nicht versuchen will, da man mir doch nicht glauben und, vermöchte ich das Entsetzliche Zug für Zug wiederzugeben, nun erst recht annehmen würde, ich habe nur eben der Phantasie die Zügel der Vernunft abgestreift und lasse sie dahinrasen, Kinder und Thoren zu schrecken. O Kinderweisheit, o Thorenklugheit, die sich schrecken lassen! O Aberwitz, der die Gefahr nicht sieht! unselige Verblendung, welche die Augen vor dem Abgrund schließt, dem klaffenden Höllenrachen, dem nimmersatten, der Jahr aus Jahr ein und Tag für Tag seine Speise in sich schlingt, hungrig nach mehr und immer mehr — die elle Speise, die doch nur Stücke sind, so er von dir losriß mit gierig giftigen Zähnen, von deinem Leib, o Menschheit!

Ich erinnere mich genau, daß es gerade dieser Gedanke war, an dem sich mein betäubtes Gehirn abquälte, als ich, die Augen mit der Hand bedeckend, vor einem Glase Schnaps saß, das der Wirth ungeheißen vor mich hingestellt hatte, nachdem wir aus den Schlafhöhlen heraus in einen Raum gelangt waren, welcher die Gaststube dieser fürchterlichen unterirdischen Herberge zu sein schien. Ein etwas größerer Raum, von dessen schmutzigen, nackten Wänden das Wasser in dicken Tropfen rann, die hier und da aufglitzerten im trüben Schein der Talglichter, welche vereinzelt auf den von übergegossenem Schnaps und Bier klebrigen Tischen qualmten. Es waren nur noch wenige Gäste da, wohl die zuletzt gekommenen, oder solche, die noch ein paar Pfennige dran zu wenden hatten, den letzten Rest von Verstand und Besinnung vollends zu ersäufen: aufgedunsene, todtbleiche oder gräßlich geröthete Gesichter, aus denen die verglasten Augen stumpfsinnig ins Leere stierten oder wie im Wahnsinn brannten. Ich hatte den Anblick nicht länger ertragen können und zwang mich nun doch, wieder hinzusehen, als sei es meine Pflicht, mich, bevor ich aufbräche, noch einmal zu überzeugen, daß dies Fürchterliche wahr und wahrhaftig sei, und ich es sei, der es gesehen und erlebt — derselbe Mensch, der vor noch nicht acht Tagen den Wind hatte rauschen hören durch die Riesentannen oben „auf dem Walde", und von der Freiheit geträumt hatte, die er sich erringen müsse um jeden Preis. Nun, dies hier war der Preis: die Gesellschaft der Elendesten der Elenden — ein grausamer Hohn scheinbar, und der doch die Rechtfertigung dessen, was ich gethan, in sich barg. Der mir sagte: ja, du thatest recht, als du eine Herrlichkeit von dir wiesest, welche sich auf diesem Schlammgrund aufbaut, und deßhalb nicht sein sollte, ja, in Wirklichkeit gar nicht ist, nur ein Schein ist, wie Irrlichttanz auf einem faulen Sumpfe. So hatte Adalbert die Welt gesehen, in deren Glanz beim Sonnenuntergang ich mich berauschte. Ich hatte ihn einen Pessimisten gescholten. Jetzt wußte ich es besser. Es ist leicht, Optimist sein, wenn man nicht sehen will oder — sehen kann.

Der Wirth war eben einmal wieder in den Raum gekommen: ich erhob mich, an allen Gliedern wie geschlagen, und trat zu ihm heran und fragte, was ich zu zahlen habe? Er

sah mich verwundert mißtrauisch von der Seite an und versetzte brummend: „Das hat Zeit bis morgen früh.“ — Ich erwiderte, ich müsse fort; ich habe keinen Augenblick zu verlieren.

„So!“ sagte er gedehnt. „Und vorhin hatte man's so eilig? Wer ist man denn eigentlich?“

„Das gehört nicht hierher,“ erwiderte ich trotzig.

„Nicht hierher? so? Vielleicht gehört man überhaupt nicht hierher unter ehrliche Leute?“

Er sah mir starr in die Augen mit einem Ausdruck im Blick, vor dem mir schauderte. Offenbar hielt er mich — und hatte er nicht Grund dazu? — für einen Verbrecher, der eben von der frischen That kam. Schwerlich wurde ich dadurch schlechter vor diesen gräßlichen, blutunterlaufenen Augen, wohl nur kostbarer. Er hatte mich in seiner Gewalt. Wie hoch war der Preis, für den er mich losgeben konnte?

Ich bin überzeugt, daß der Mensch in diesem Moment sich das fragte, wie ich mich fragte, was ich ihm wohl bieten dürfe? Es war ein harter Schlag für mich, dessen Barschaft so schon gering genug war. Aber was sollte ich thun? Eine halbe Stunde mochte ich doch wohl schon in dieser Hölle zugebracht haben. Ich mußte fort, oder das Passagierbillet in meiner Tasche wurde zu einem werthlosen Stück Papier, und dann war ich ganz verloren.

„Wieviel?“ sagte ich.

„Taxiren Sie sich selbst,“ sagte der Wirth, „werde dann schon sagen, ob's langt.“

Ich war im Begriff, eine für meine Verhältnisse thörichte Summe zu nennen, bei der es doch schwerlich sein Bewenden gehabt hätte, als ein Mann, der in dem äußersten, dunkelsten Winkel des Raumes, das Gesicht in beide Hände gedrückt, an einer Tischecke gesessen und, wie ich meinte, geschlafen hatte, plötzlich den Kopf hob und nach uns stierte. Mir war, als müßte ich das Gesicht schon gesehen haben; aber der aus Tabaks- und Torfrauch gemischte bläuliche Qualm, welcher den Raum, wie das ganze gräßliche Lokal füllte, war zu dicht — ich konnte es nicht herausbringen, und was war auch daran gelegen? Dennoch hatte der Anblick meine Aufmerksamkeit auf einen Moment in Anspruch genommen und meine Antwort verzögert; im nächsten war der Mann von seinem Sitze aufgetaumelt und hatte ein paar Schritte auf uns zu gemacht. War es möglich? konnte das mein Bruder August sein?

Der Mann war stehen geblieben und fixirte jetzt mich, wie ich ihn. Auf einmal flog ein Lachen über das verwilderte bärtige Gesicht, und einen gurgelnden Laut des Wiedererkennens ausstoßend, der in einen gräulichen Fluch endete, stürzte er auf mich zu und riß mich in seine Arme: „Muttersöhnchen, Zuckersöhnchen! kennst Du mich denn nicht mehr?“ — Und derselbe gräuliche Fluch noch einmal.

Es war ein schlimmes Wiedersehen und das mir doch das Herz seltsam bewegte. Nicht bloß, weil ich in dieser äußersten Noth einen Menschen fand, der zu mir stehen würde! Er hatte mich stets mißhandelt, und ich war froh gewesen, als er aus dem Hause kam; aber er war der Sohn des Mannes, den ich Vater nannte; ich hatte ihn wie einen Bruder geliebt — trotz alledem. Das alte Gefühl der Zugehörigkeit, das ich längst erloschen glaubte, wallte mächtig in mir auf, und so erwiderte ich seine Umarmung.

„Na, was heißt denn das?“ sagte der Wirth verwundert.

„Das heißt, daß Du dich zum Teufel scheeren kannst, anstatt hier zu stehen und Maulaffen feil zu halten,“ schrie August den Kerl an. „Oder ja, geh' hin und mach' uns einen Grog, Peter — halb und halb! Und von Deinem Besten, Du . . .“ hier folgte ein wüstes Schimpfwort — „oder ich komme Dir auf Deine Glatze. Du kennst mich.“

Der Wirth murmelte Unverständliches in seine Bartstoppeln, aber schlürfte gehorsam davon. August hatte mich zu sich an einen Tisch gezogen, der jetzt, wie auch so ziemlich die übrigen, leer geworden war, — von den trunkenen Gästen waren die meisten einer nach dem andern in die gräßlichen Hinterräume getaumelt.

„So,“ sagte er, „wir sind hier ganz unter uns, von den . . . hört uns keiner. Nun erzähle einmal, Brüderchen, was Du dem Peter nicht auf die Nase zu binden brauchtest — war ganz recht von Dir! Mir kannst Du's ruhig erzählen: was hast Du ausgefressen?“

„Nichts, August,“ erwiderte ich, „oder es wäre doch eine lange Geschichte, zu der ich keine Zeit habe. Ich muß fort von hier, auf der Stelle, und ich bitte Dich, hilf mir dazu!“

„Wo willst Du denn hin?“

„Nach Amerika, und das Schiff segelt um zwei.“

Ich sah nach der Uhr. Es war bereits über halb eins. Ich wollte erschrocken aufspringen; August hielt mich fest.

„So eilig wird's nicht sein.“

„Ja, es ist!“ rief ich; „ich habe höchstens noch anderthalb Stunden, und ich weiß nicht, wie ich an Bord komme. Ich bitte Dich, halt' mich nicht auf!“

Der Wirth war wieder hereingekommen, in jeder Hand ein dampfendes Glas, die er vor uns auf den Tisch stellte.

„Trink!“ rief August mir zu.

„Ich kann nicht,“ sagte ich schaudernd.

Er nahm das Glas an den Mund und leerte es bis zur Hälfte in langsamen Zügen. Ich blickte ihm, während er trank, stumm flehend in die Augen.

„Na,“ sagte er, das Glas niedersetzend, „meinetwegen.“

Und dann auf französisch — und einem guten Französisch dazu, das mir aus seinem Munde gar seltsam klang: — „Hast Du Geld?“

Ich nickte.

„Dann“ — er sagte das wieder französisch — „gieb dem Kerl — “

Er nannte eine kleine Summe und fügte, als ich ihn unsicher anblickte, lachend hinzu: das sei genug, ich könne aber ein paar Groschen mehr geben, wenn ich wollte.

Ich that, wie er geheißen, und zählte das Geld auf den Tisch, von dem es der Wirth in seine hohle Hand strich, augenscheinlich wenig erbaut von diesem Ausgang des Handels, aber ohne Widerrede, von der er sich keinen Vortheil versprechen mochte.

August hatte unterdessen sein Glas vollends geleert, sich erhoben und mit dem Wirth, den er ein wenig auf die Seite zog, ein paar Worte geflüstert. Dann wandte er sich wieder zu mir und sagte, abermals französisch: „Wenn Du aber denen in die Hände läufst, die Dich suchen?“

„Es ist mir Alles eines,“ erwiderte ich ebenso; „aber fort muß ich.“

„Dann komm!“

Der Wirth war mit uns auf einen schmalen Flur hinausgetreten, wo eine Laterne an der Wand schwälte, und an dessen Ende es eine Reihe Stufen hinaufging bis zu einer Thür, die er aufschloß. Wir gelangten in ein Gäßchen, das ziemlich steil abfiel. Nach der abfallenden Seite sah ich gegen den helleren Himmel die dunklen Linien der Schiffsmasten. Der Anblick und die frische Luft, die von dort heraufstrich, erfüllten mich nach dem Grausen dieser letzten Stunde mit einem unendlichen Dankesgefühl, das ich doch ihm schuldete, der mich aus jener Hölle erlöst hatte. Die Thränen stürzten mir aus den Augen, während ich, unfähig zu sprechen, August an beiden Händen faßte.

„Ja, ja,“ sagte er. „Du bist das nicht gewohnt; unser einer schüttelt das ab, wie der Hund die Flöhe. Wir sind ja nur Hunde, und das Hundeleben, das ich schon seit vierzehn Tagen führe — Tag und Nacht in der Spelunke, und nur des Nachts einmal eine Stunde draußen, wie jetzt, um ein Bischen frische Luft zu haben, immer in Gefahr, abgefaßt zu werden, wie jetzt. Und dann ein paar Jahre Festung und hinterher noch ebenso viele Zuchthaus. Und das Alles, weil man kein Tyrannenknecht ist und sich für die Tyrannen nicht die Knochen entzwei schießen lassen will, daß sie ihre schönen Siege gewinnen und sich Retter des Vaterlandes schelten lassen, damit's doch hübsch beim Alten bleibt. Vereinigtes Deutschland — ich pfeife darauf! Schönes vereinigtes Deutschland da unten in der Spelunke, he? mit dem braven Peter als souveränem Herrscher! Möchte nur alle Fürsten und Minister da mal auf eine Nacht zusammen haben, damit sie wenigstens wissen, wie das Leben der Armen riecht! Sie scheert's nicht! Beim Teufel, mich scheert's auch nicht, wenn ich so wollte. Könnte da ruhig unten in der Schweiz sitzen und von anderer Leute Fett leben. Aber wir sind ehrlich und tragen unsre Haut zu Markte, wenn's für die Brüder sein muß. Hätten mich ums Haar abgefaßt in Berlin; bin nur noch eben mit heiler Haut davongekommen — just das nackte Leben —

zwei Treppen hoch zum Fenster hinaus — hoffe, daß ich sie noch alle einmal an dem Strick baumeln sehe! Gehetzt von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, wie sie ihre Sauen hetzen, die Herren im rothen Frack — hinter den Hecken geschlafen, auf einem Heuboden, wenn's hoch kam, bis hierher, wo sie mir auch schon wieder auf den Hacken sind, daß ich wohl nächstens das Quartier werde wechseln müssen, obgleich Peter soweit ein ehrlicher Kerl ist und so leicht keinen von der Partei verräth. Siehst Du, Brüderchen, das nennt man in der Patsche sitzen! Weiß nicht, in welcher Du sitzest; schlimm wird's just nicht sein, wie ich Dich kenne. Aber, schlimm oder nicht, Du bist besser dran als ich. Denn Du hast Geld und hast ein Billet nach Amerika."

„Da hast Du es!" sagte ich.

Ich hatte das Papier aus meiner Brieftasche genommen und drückte es ihm in die Hand. — „Und da hast Du Geld — hier und hier und hier! Du siehst, ich behalte nur den einen Schein für mich, und würd' Dir auch den geben, wenn — willst Du ihn haben?"

„Gar nichts will ich," sagte August, „bist Du betrunken?"

Er war es bis zu diesem Augenblicke gewesen; ich hatte es wohl aus seinem Schwanken und an der schweren Zunge gehört, mit der er mir die konfuse Geschichte seiner Mission nach Berlin und seiner Flucht nach Hamburg erzählte. Jetzt war der Rausch mit einem Male verflogen. Er stand fest auf den Füßen und blickte mich, wie ich im fahlen Licht des Mondes wohl bemerken konnte, mit prüfenden Augen an.

„Ich bin nicht betrunken," sagte ich; „aber Du brauchst es nothwendiger, als ich. Nimm, und mach', daß Du an Bord kommst! Es ist die höchste Zeit."

„Und Du? kannst Du denn noch einen Platz bezahlen?"

„Nein, ich bleibe hier. Es war das nur so ein Einfall. Ich habe drüben nichts zu suchen. Du mußt fort. Und ich geb's Dir von Herzen gern. Nimm, nimm!"

Ich drückte ihm nun noch die Scheine in die Hand; er zögerte, sie einzustecken.

„Das habe ich nicht um Dich verdient," murmelte er.

„Du hast Dich ja schon meiner annehmen wollen, — nach des Vaters Tode — erinnerst Du Dich nicht? und mir eine Zuflucht bei Dir angeboten. Wollt', ich hätt's angenommen und nicht zu erleben brauchen, was ich jetzt erlebt habe. Komm! komm! oder es ist zu spät!"

„Wenn Du wenigstens von der Partei wärest," sagte er durch die Zähne.

„Und bin ich's nicht?" erwiderte ich in athemloser Hast, „von der Partei der Armen und Elenden, so gut wie Du? Die uns zu Brüdern machen würde, wenn wir es nicht schon wären? Bei dem Andenken an unsern Vater beschwöre ich Dich, thu' mir den Willen! Ich habe keine ruhige Stunde im Leben wieder, wenn Du es nicht thust!"

Ich weiß nicht, wie es gekommen war, aber wir hatten uns auf einen Haufen Bretter gesetzt, der in der Gasse in einem wüsten Winkel lag, ein paar Schritte vor dem Ausgang der Gasse auf den Hafenquai. Der Mond schien hell in den Winkel, und in dem Licht des Mondes betrachtete August das Papier, das er noch in den Händen hielt.

„Ist denn das ein richtiges Passagierbillet?" fragte er.

Es war in der That nur ein Blatt Papier, auf welchem in des Kapitäns Karl Haltermann steifer Hand geschrieben stand, daß er den Inhaber dieses für so und so viel nach Rio in seinem Barkschiffe „Cebe" mitnehmen wolle — Verköstigung inklusive — und daß Inhaber die Summe bezahlt habe.

Ich erklärte das Alles, und wie gut es sich treffe, daß es ein Segelschiff sei und der Kapitän keine Legitimation verlange, die ich meinerseits auch nicht habe. Und weiter, wie Fritz Brinkmann, den August ja so gut und besser noch kannte, wie ich, mich habe an Bord schaffen wollen, und wie ich von dem Fritz auf so unglückliche Weise fortgekommen sei. Zu dieser Auseinandersetzung hatte ich nur wenige Minuten gebraucht, indem ich mich auf das durchaus Nothwendige beschränkte. Ich konnte die Zeit von der Uhr lesen: es war in fünf Minuten ein Uhr.

„Nur noch eine Stunde!" rief ich aufspringend.

Er erhob sich langsamer.

„Es wird nichts helfen," sagte er; „wir kommen — oder ich komme nicht an Bord ohne Fritz. Sie halten scharf Wache am Hafen. Und wenn nicht wenigstens Einer dabei ist, der, selbst unverdächtig, den Anderen legitimiren kann, geht es nicht."

„Versuchen müssen wir's," sagte ich; „auf alle Fälle."

„Nun denn: auf alle Fälle," sagte er.

Er hatte schon vorher den Rock über dem Billete, das er mit dem Gelde in eine schmutzige Brieftasche gesteckt, zugeknöpft. Bei den letzten Worten hatte er in eine Seitentasche gegriffen und Etwas hervorgezogen, das er mir hinhielt. Es war ein langes Dolchmesser.

„Hast Du auch so was?" sagte er mit finsterem Lächeln, das Messer halb aus der Scheide ziehend.

„Nein," sagte ich, „wozu?"

„Eben auf alle Fälle!" erwiderte er, das Messer wieder in die Tasche gleiten lassend.

Ich weiß nicht, was ich zu einer andern Zeit, in anderer Stimmung dabei empfunden haben würde. Jetzt sah ich nichts als einen wilden Eber, den die Hunde verbellt haben und der seine Hauer wetzt. Und wahrlich, das Bild mußte mir wohl kommen, als im Scheine des Mondes das Messer in der Hand dieses finsteren, breitschulterig-stämmigen Mannes blinkte, dem ein stachliger schwarzer Bart bis beinahe in die funkelnden Augen starrte. Ich hatte immer einen tiefen Respekt vor seiner Alles wagenden Kühnheit und seiner schier übernatürlichen physischen Kraft gehabt, und die knabenhafte Bewunderung solcher Eigenschaften war dem Jüngling noch unverloren. Er wird's schon durchwettern, sprach ich bei mir, besser, als Du's irgend gekonnt hättest. Und so gebührt ihm die Fahrt ins Land der Freiheit und nicht Dir.

Wir waren eben aus unserem Winkel herausgetreten, als ein eiliger Schritt das Gäßchen herabkam.

„Es ist nur Einer," sagte August ruhig, mit der Hand in die Tasche fassend, wo das Messer stak. Ich reckte meine waffenlosen Arme — gutwillig gab ich mich nicht, das stand bei mir fest.

Da war der Eilige schon bei mir.

„Hollah! Lothar, bist Du's?"

„Fritz!"

„Dammi! das war zur rechten Zeit! Ich lauf' schon seit einer Stunde Gass' auf, Gass' ab. Wo zum Teufel hast Du denn gesteckt? Wer ist das?"

„Ein alter Freund, Fritz: der August!"

„Dammi! welcher Satan führt denn Dich hierher?"

„Er geht statt meiner mit Dir, Fritz."

„Dammi! Warum?"

„Das kann Dir gleich sein und Deinem Kapitän auch. Mach nur, daß wir fortkommen!"

Fritz hatte als Junge stets Alles gethan, was ich gewollt, und an jenem Herbsttage, als wir auf dem wackligen Boot jene unsinnige Probefahrt machten, sein Leben für ein Gelüst von mir in die Schanze geschlagen. Es bedurfte auch diesmal nur weniger Worte, den Gutmüthigen unter meine Autorität zu beugen. Wenn ich darauf bestehe, nun, er hätte mich dammi gern mitgehabt, aber der August sei ihm auch recht, und der Kapitän wolle nur sein Geld. Das habe er, und einen tüchtigen Schlosser an Bord, das sei auch nicht bitter auf einer Fahrt von sechzehn Wochen — bi Gott! Das Boot liege schon seit einer Stunde da — gerade vor uns. Aber ich solle nun zurückbleiben. Einen könne er schon herausreden, im Fall wir angehalten würden; zwei — dammi! das gehe über den Flaggenstock.

„Gut denn! so geht Ihr Beide. Leb' wohl, August! leb' wohl, Fritz!"

Ich hatte August umarmt und Fritz die große harte Hand gedrückt; zu langem Abschied war nicht die Zeit. Ich begleitete sie ein paar Schritte, bis zum Ausgang des Gäßchens; da blieb ich im Schatten der Häuser stehen. Sie huschten über den mondbeschienenen Quai schräg weg nach der Stelle, wo unten an der Treppe, deren oberes Geländer ich noch eben sehen konnte, das Boot lag, und verschwanden hinter der Brüstung. Würden sie unbehelligt fortkommen? Ich stand da, spähend, mit hochklopfendem Herzen. Eine Militärpatrouille kam den Quai herauf gleichmäßig

hallenden Schrittes: ein Officier auf der Ronde mit seinen Leuten. Sie konnten eben so wohl in mein Gäßchen biegen; mochten sie den Vagabunden mit zur Wache nehmen! Ich hatte nur Aug' und Ohr für meinen Flüchtling.

Die Patrouille war vorüber, Alles war wieder still. Da der dumpfe, mir so wohl bekannte Ton, wenn die Riemen eines Bootes gegen die Pricken drücken. Und noch ein paar bange Minuten, dann gleitet über die offene Stelle des Hafens, welche ich gerade von meinem Standpunkt überblicken kann, zwischen den großen Schiffen ein Boot. Ich sehe es deutlich in dem hellen Mondschein, und daß Zwei die Riemen führen, während ein Dritter am Ruder sitzt. Es gleitet pfeilschnell dahin und ist im nächsten Moment hinter dem dunkeln Schiffskörper rechts verschwunden. Die „Cebe" liegt weiter draußen; aber einmal in dem Außenhafen, sind sie vor jeder Verfolgung sicher. Gott sei Dank!

Und dann saß in dem Gäßchen, in dem Winkel auf dem Bretterhaufen, auf welchen der Mond schien, ein armer Junge, den Kopf in die Hand gestützt. Er hatte gethan, wozu ihn sein Herz getrieben, und er bereute es nicht. Aber, als jetzt eine benachbarte Thurmuhr zwei schlug und von den andern Thürmen es weiter hallte in der großen fremden Stadt, die ihm nach dem, was er hier durchlebt, als ein schlingendes Ungeheuer erscheinen mußte, und er nun im Geist die Ankerketten des Schiffes rasseln hörte, das einen Geretteten in das Land der Freiheit trug — es wird wohl Keiner so grausam sein, den armen Jungen zu verachten, wenn er da das Gesicht in die Hände drückte und bitterlich weinte.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Jubelfest der Berliner Dienstmannschaft.

Zur Erinnerung an die Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Dienstmanns-Institute.

„Er ist bei Leuten in gute Lehre,
Nachgrade kriegt er Bildung,
Er liert mit Fleiß des Publikum,
Des heißt man ist die Schuldung."
„Eckensteher Nante" von Friedrich Beckmann

Eine interessante Erinnerung taucht mir jedesmal auf, wenn ich über den Dönhofsplatz von Berlin gehe und in der Nähe der gewaltigen Erzsäule, welche die dankbare Nachwelt dem großen Bürger Stein gesetzt hat, mich umblicke; ich muß dann eines längst verstorbenen Mannes gedenken, dessen Thätigkeit recht bedeutungsvoll für das Wohl und Wehe einer Anzahl seiner Mitmenschen gewesen. Hier auf den Bänken lagern nämlich die sogenannten Sonnenbrüder, jene Bummler und Tagediebe, in denen wir die alten Eckensteher, wie sie dereinst Friedrich Beckmann so gemüthlich und urkomisch geschildert und wie sie uns Eduard Jakobson im „Lachenden Berlin" jetzt wieder vor Augen führt, wenigstens einigermaßen lebenstreu vor uns haben. Vergleichen wir nun aber mit dem Eckensteher Nante seine Nachfolger, die Dienstmänner von Berlin, so finden wir wohl ernste Veranlassung dazu, uns den zu vergegenwärtigen, der in humanem Streben und mit genialem Weitblick jene Einrichtung, welche man als die Dienstmanns-Institute bezeichnet, ins Leben gerufen und diesen Leuten also dazu verholfen hat, daß man sie nicht mehr bloß als gemüthliche Bummler ansehen darf, sondern als **gewissenhafte und treue, geschickte und kenntnißreiche Arbeiter schätzen muß.**

Nur zu oft im Leben bringt das Columbus-Ei einer guten, hochwichtigen Idee dem, der es zuerst thatsächlich fest auf die Spitze gestellt, leider nur geringen oder gar keinen Nutzen; so auch hier. Der Kaufmann Eduard Berger in Bromberg, dessen Portrait in dem Medaillon unserer Anfangsvignette unter dem Dienstmann aus der guten alten Zeit wiedergegeben ist, war ein reichbegabter und strebsamer Mensch; trotzdem ließ ihn einerseits ein ruheloses und unstätes Wesen und andrerseits ein unheilvolles Geschick keineswegs zum Genuß der Früchte seines Strebens gelangen. Den höchsten Lohn, welcher ihm zu Theil geworden, fand er in der Ehre, daß die von ihm ins Leben gerufenen Dienstmanns-Institute sich rasch von Ort zu Ort verbreiteten und daß städtische Behörden von weit und breit her sich an ihn wandten mit der Bitte um Belehrung über die Grundzüge dieser für die dienenden Leute so wohlthätigen, wie für das große Publikum vortheilhaften Einrichtung. Im Uebrigen fand er keine thatsächliche Belohnung, sondern er ging elend zu Grunde und starb im Schuldgefängnisse.

Nach meiner Ueberzeugung führte Berger zur Errichtung dieser Institute viel weniger das Streben nach Erwerb und Reichthum, als der leider nur nicht genug geklärte und solid begründete Drang, seinen Mitmenschen zu nützen. Ed. Berger hatte beim Magistrat von Bromberg nach und nach die Pläne für siebzehn verschiedene Unternehmungen eingereicht, darunter: Vertretung der Bürger beim Feuerlöschen durch Dienstmänner (Feuerwehr gab's damals noch nicht), Einrichtung von Stadttelegraphen, Vermittelung von Vermiethung aller dienenden Personen (Dienstboten-Vermiethungsbureaus waren ja auch noch nicht vorhanden) u. A. m.

Berger selbst gab seiner Schöpfung den Namen Gepäckträger-Institute. Die mit gleichmäßigen Abzeichen versehenen Angehörigen derselben hießen jedoch in Bromberg, wo das erste Gepäckträger-Institut begründet wurde, dann auch in Posen, Schneidemühl, Danzig, Königsberg u. a. O. Bergersleute; erst seitdem solche Einrichtungen auch in Berlin ins Leben getreten, wurden sie Dienstmänner genannt.

Die Organisation der Dienstmanns-Institute wurde von folgenden Grundsätzen aus festgestellt. Jeder dieser Arbeiter muß eine durchaus zuverlässige Persönlichkeit sein; das Polizeipräsidium von Berlin ist gegenwärtig bei der Ertheilung der Berechtigung so streng, daß ein Führungszeugniß für die letzten zehn Jahre verlangt wird. Ferner muß jeder Dienstmann eine gewisse Summe, die sogenannte Kaution, niederlegen, mit welcher er für jeden von ihm etwa verursachten Schaden, durch Vernachlässigung, Verlieren, Veruntreuung ꝛc. aufzukommen hat. In der Regel beträgt diese Summe 75 Mark, in der Gesellschaft der selbständigen Dienstmänner von Berlin aber für jedes Mitglied 100 Mark. Jeder Dienstmann hat seine bestimmte Nummer, sein Dienstbuch mit einer Uebersicht aller Verrichtungen, die er übernehmen muß, mit Angabe der Preise für seine Leistungen, einem sogenannten Wegmesser, und Alles dies ist durch eine ausführliche „Polizeiverordnung betreffend den Betrieb des Dienstmanns-Gewerbes" geregelt; außerdem hat jeder seine bestimmten Abzeichen, insbesondere ein Schild mit seiner Nummer an der Mütze zu tragen, und schließlich muß er gedruckte Marken mit Nummer und Preis bei sich führen.

Wenngleich alle diese Vorschriften im Laufe der Zeit allerdings auch immer weiter ausgebaut und vervollkommnet wurden, so waren sie im Wesentlichen doch bereits sämmtlich von Berger aufgestellt. Zu den wohlthätigsten Einrichtungen gehören auch die damit verbundenen verschiedenen Kassen, wie Kranken-, Altersversorgungs- und Wittwenkasse. Die Grundzüge der Dienstmanns-Institute beruhten also von vornherein auf den mehr

oder minder wohlthätigen socialen Ideen, deren Erörterung und Verwirklichung unsere Gegenwart so mächtig bewegt. Die staatliche Oberaufsicht führt die Polizeibehörde, und gegenwärtig steht die Dienstmannschaft von Berlin unter dem Polizeihauptmann Maurer. Die Gesammtzahl aller Dienstmänner hier beträgt etwa 1000 Köpfe, und zwar vertheilt in mehreren sogenannten Instituten, deren zwei älteste bereits im Jahre 1861 begründet worden, während das letzte, die „Genossenschaft selbständiger Dienstmänner", seit 1877 besteht. Bekanntlich haben sich die Dienstmanns-Institute über die ganze civilisirte Welt verbreitet — und dieser Erfolg seiner Idee würde den Begründer, falls er ihn eben erlebt hätte, sicherlich hoch beglückt haben.

Das Jubelfest fand in Kellers Hofjäger, einem der in den weitesten Volkskreisen sehr beliebten Vergnügungslokale der Hasenhaide von Berlin, statt und war von etwa 500 Personen besucht. Als Volksfest im vollen Sinne des Worts bot es: „Von Nachmittags 4 Uhr ab großes Gartenconcert, Familien können Kaffee kochen, Tanz ohne Pause nach der wechselnden Musik einer bürgerlichen und einer Soldatenkapelle, Vorträge des Gesangvereins ‚Modestia', Festrede und in der Kaffeepause zwischen 12 und 1 Uhr noch einen Festprolog." Zu Nante's Zeit hieß es:

„Un wenn ick denn nach Hause komm',
Thut mene Olle brummen,
Da reich ick ihr die Pulle hin,
Sogleich dhut se verstummen."

Heut zu Tage aber ist es anders; da gehen in Berlin mit dem Mann zusammen gemüthlich Weib und Kind in die Kneipe, und zwar eben so wohl zum Münchener und Nürnberger Bier, als dorthin, wo die Familien Kaffee kochen.

Da der eingeladene Festredner, Abgeordneter Albert Traeger, durch dringende Abhaltung im letzten Augenblick verhindert worden, so trat ich ein, erinnerte die Versammelten an den verdienten Begründer ihrer Institute, hob den Unterschied hervor zwischen ihrer Thätigkeit und der ihrer Vorgänger, der Eckensteher, schilderte die hohe Bedeutung und den Werth der Arbeit für das Menschenleben und schloß mit einem Hoch auf Alle, die tüchtig arbeiten können und wollen.

Zum Schluß muß ich es mir gestatten, noch auf eine absonderliche Seite der Dienstmannschaft hinzuweisen — was sich der Volksmund nämlich von ihr erzählt. So gar manche gesunkene, verkommene Persönlichkeit hat hier den letzten Halt gefunden, und nachdem sie aus Glanz und Ehren, Wohlleben und Vergnügen durch eigene Schuld oder Schicksalstücke hinausgestoßen worden, konnte sie sich noch retten in den Hafen, der für Tausende allein noch im Leben Schutz und Heil gewähren kann: die Arbeit. Da, flüstert uns unser Gewährsmann zu, der große, stattliche Mensch an jener Straßenecke ist ein früherer Gymnasial-Oberlehrer; der dort auf dem Platz war einst Kavallerie-Officier, ein dritter denkt mit Wehmuth daran, daß er auf einem großen Rittergut das Licht der Welt erblickt hat ꝛc. Das sind sogenannte gescheiterte Existenzen, die dem Blick des Eingeweihten hier — wie in den Reihen der Droschkenkutscher, Straßenkehrer u. A. — nur zu zahlreich entgegentreten. Raum erfreulicher ist der Gedanke an die jungen Männer, welche, um zeitweiser Noth und der Verzweiflung zu widerstehen, hier vorübergehend Zuflucht suchen, gleichsam untertauchen in den Wogen des Lebens, sich verbergen mit ihrem Leid und Ungemach, bis es ihnen gelingt, wieder emporzukommen und einen festen Halt im bürgerlichen Leben zu gewinnen. So haben wir hier und da einen Studenten oder Kandidaten, einen Referendar, zahlreiche junge Kaufleute oder auch Handwerker u. A. im Dienstmannskittel vor uns, die darin den einzigen Weg finden, um ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Dr. Karl Bath.

Berliner Dienstmann.

Verlorene Briefe.

— — — — — — Doch nun, lieber Neffe, komme ich zu dem eigentlichen Gegenstande meines heutigen Briefes.

Gewiß erinnerst Du Dich noch, daß, als Du uns vor drei Jahren besuchtest, Du Dich öfters mit meinem braven alten Nachbarn und Freunde Werner unterhalten hast, wenn dieser nach vollbrachtem Tagewerk Abends auf ein Plauderstündchen zu uns herüber kam.

Du äußertest damals wiederholt Deine Freude darüber, in dem alten Werner ein Prachtexemplar unseres westfälischen Bauernstandes mit allen seinen Licht- und Schattenseiten kennen gelernt zu haben.

Kurz nach Deiner Abreise fanden in unserer Gegend die Herbstmanöver statt. Das ganze große Dorf war mit Einquartierung überfüllt. Für den Frieden des Werner'schen Hauses sollte diese Einquartierung verhängnißvoll werden. Ein schmucker Unterofficier verliebt sich in Werner's einziges Kind Marie. Die Neigung war gegenseitig. Paul Kunze, so hieß der unternehmende Kriegsmann, war nach seinem bürgerlichen Berufe ein tüchtiger Schlosser, der in wenigen Wochen — nach Ablauf seiner Militärdienstzeit — eine gut bezahlte Stelle in einer größeren Maschinenbauanstalt der Hauptstadt übernehmen sollte. Dann, so hofften die jungen Leute, würde der Hochzeit nichts weiter im Wege stehen. Doch wie so oft im Leben erwiesen sich auch diese Hoffnungen als trügerisch.

Vater Werner wollte durchaus nichts davon wissen, daß seine Marie einen städtischen Handwerker heirathen sollte.

Um es kurz zu machen — es wiederholte sich wieder einmal die alte Geschichte von dem hartherzigen Vater und dem standhaften Liebespaare. Nach langem vergeblichen Ringen, nach vielen kummervollen Tagen, fruchtlosen Thränen, Bitten und Vorstellungen von beiden Seiten zerriß endlich das Band zwischen Vater und Tochter. Marie heirathete gegen den Willen des Vaters den Mann ihrer Wahl und zog mit ihm in die entfernte Stadt. Ein Verkehr zwischen Vater und Tochter fand nicht statt. Der alte Werner ließ die Briefe seiner Kinder, in deren letztem Marie ihm die erfreuliche wirthschaftliche Lage der jungen Leute und den Erwerb eines eigenen Häuschens in der Vorstadt mittheilte, unbeantwortet.

So vergingen mehrere Jahre. Da plötzlich, vor etwa vier Wochen, wurde der alte Werner von einem Schlaganfalle betroffen. Der Arzt erklärte, es sei bei einer leicht möglichen Wiederholung des Anfalles Lebensgefahr vorhanden. Ich bat den Kranken, seiner Tochter schreiben zu dürfen und sie zu seiner Pflege kommen zu lassen. Ich stieß jedoch auf den entschiedensten Widerspruch. Wie sehr freute ich mich dagegen, als mir der alte Werner, der inzwischen auch geistlichen Zuspruch empfangen hatte, einige Tage später mittheilte, er selber habe an seine Tochter geschrieben und sie zu sich eingeladen.

Groß war die Ungeduld und der Aerger des Alten, als selbst nach Verlauf einer Woche noch keine Antwort auf den Brief eingetroffen war. Auf mein Zureden und meine bestimmte Erklärung, der Brief könne unmöglich in die Hände der Adressatin gelangt sein, entschloß Vater Werner sich endlich, nochmals zu schreiben. Um völlig sicher zu gehen, wurde der Brief unter „Einschreiben" abgesandt. Unbegreiflicherweise ist auch auf diesen vor länger als acht Tagen abgesandten Brief eine Antwort nicht erfolgt. Der alte Werner ist vor Kummer und Zorn außer sich. Heute nun hat er vor Notar und Zeugen ein Testament errichtet, durch das seine Tochter auf den Pflichttheil gesetzt wird und das ganze nicht unbedeutende Vermögen entfernten Verwandten zufällt.

Vermag ich nun auch nicht, mir das Schweigen der Tochter zu erklären, so bin ich doch gewiß, daß keine Absicht zu Grunde liegt. Als alter Freund der Familie habe ich den dringenden Wunsch, den Sachverhalt schleunigst aufzuklären, um dadurch hoffentlich nicht nur die junge Frau vor einem höchst empfindlichen Vermögensnachtheil zu bewahren, sondern auch zugleich Kummer und Zorn von den letzten Lebenstagen meines alten getreuen Nachbars zu verscheuchen.

Zu diesem Zwecke nun, mein lieber Neffe, wende ich mich an Dich, da Du in Deiner Stellung als Postbeamter am ehesten wirst beurtheilen können, was hier zu thun ist. In dem letzten Briefe, den Frau Kunze vor cirka zweieinhalb Jahren ihrem Vater geschrieben hat, theilt sie mit, daß sie ihr eigenes Haus, Auguststraße 17, bewohnten. Von einem Bekannten, der vor einigen Monaten dort war, habe ich gehört, daß die Familie Kunze ihr inzwischen durch einen Anbau vergrößertes Besitzthum auch jetzt noch inne hat. Ich bitte Dich, mir sobald als möglich mitzutheilen, ob es Dir gelungen ist, die Sache aufzuklären. Inzwischen . . .

Dein Onkel

Liebster Onkel!

Dein Brief traf gestern zu gelegener Zeit ein. Ich war am Nachmittage dienstfrei und dadurch in der Lage, mich sogleich der Angelegenheit widmen zu können. In Auguststraße 17, wohin ich mich zunächst begab, war ein Schlosser Paul Kunze gänzlich unbekannt. Mit Hilfe des Adreßbuchs ermittelte ich jedoch, daß der Genannte in derselben Straße zwar, aber in Nr. 38 wohnhaft sei. Ich traf demnächst nicht den Mann, wohl aber Frau Marie geborene Werner zu Haus. Ich theilte ihr den sie interessirenden Abschnitt Deines Briefes mit. Frau Kunze war vor Ueberraschung und Aufregung fast außer sich. Die beiden Briefe des alten Werner sind nicht in die Hände seiner Tochter gelangt. Es ist dieses völlig begreiflich, da die Adresse unrichtig war. Die Briefe werden als unbestellbar an den Aufgabe-Ort zurückgeschickt sein. Frau Kunze sagte mir, daß vor zwei Jahren aus Anlaß zahlreicher Neubauten die Häuser neu numerirt seien, und daß ihr Haus damals in Stelle von Nr. 17 Nr. 38 erhalten habe. Da Frau Kunze noch mit dem Abendzuge nach dort abreisen wollte, so wird sie vermuthlich noch vor diesen Zeilen dort eingetroffen sein.

Was wegen Wiedererlangung der beiden Briefe des alten Werner zu geschehen hat, darüber ist Frau Kunze von mir genau unterrichtet.

Dein Neffe.

Die junge Frau traf noch rechtzeitig am Krankenlager ihres Vaters ein. Eine völlige Aussöhnung fand statt. Das Testament des alten Werner wurde zurückgenommen. Acht Tage später wurde Vater Werner zur ewigen Ruhe bestattet. Die durch Vermittelung der Aufgabepostanstalt zurückerlangten beiden Briefe, die „An Frau Marie Kunze in B. Auguststraße 17" adressirt waren, trugen auf der Rückseite den Vermerk: „In der angegebenen Wohnung gänzlich unbekannt, daher zurück." Bei der Aufgabe-Postanstalt, wohin die Briefe seiner Zeit zurückgelangt waren, konnte der Absender aus Handschrift oder Siegel nicht erkannt werden. Die Briefe wurden daher an den bei der Ober-Postdirektion des Bezirks bestehenden „Ausschuß zur Eröffnung der unbestellbaren Briefe" eingesandt.

Nun hatte aber der alte Werner die Briefe nur mit „Dein Vater" unterzeichnet.

Der Ausschuß, der sich lediglich auf die Prüfung der Unterschriften beschränkt, konnte also nach Wiederverschluß der Briefe nur die für die Ermittelung des Absenders in den meisten Fällen und so auch hier ungenügende Angabe niederschreiben.

Die Aufgabe-Postanstalt vermochte nun nicht, hiernach den Empfänger zu ermitteln. Nachdem auch die vorschriftsmäßige Nachfrage bei der Ortspolizei-Behörde erfolglos geblieben war, wurden daher die Briefe als endgültig unanbringlich der Ober-postdirektion wieder eingesandt. Hier würden sie, wäre nicht der vorstehend erwähnte Zwischenfall eingetreten, nach vierteljährlicher Lagerfrist und — bezüglich des Einschreibbriefes — Erlaß einer meist wenig beachteten amtlichen Bekanntmachung im Amtsblatt, mit vielen andern Schicksalsgenossen dem Flammentode geopfert worden sein.

Im Jahre 1884 ist im Deutschen Reichspost-Gebiete (zu welchem bekanntlich Bayern und Württemberg nicht gehören) eine Viertelmillion unanbringlicher Briefe und Postkarten durch Feuer vernichtet worden.

Selbst die Phantasie eines Dante müßte erlahmen, wollte sie versuchen, in Worte zu fassen, welche Wirkungen — von der Qual vergeblichen Wartens, der Bitterkeit der Enttäuschung, dem Aerger über vermeintliche Vernachlässigung, den oft bedeutenden Vermögensnachtheilen bis zu den kummervollen Nächten, den zahllosen Thränen und dem verzehrenden Gram so mancher Mutter oder Braut — mit der Vernichtung dieser Viertelmillion Briefe, die nie in die Hände der Empfänger gelangten, in der kurzen Frist eines Jahres verknüpft sind.

Die Zahl dieser unanbringlichen Sendungen steigt mit der Zunahme des Briefverkehrs von Jahr zu Jahr. (Wie erheblich diese Verkehrssteigerung ist, geht daraus hervor, daß, während 1871 die Reichspostanstalten 319 Millionen Briefe absandten, diese Zahl 1884 bereits auf 785 Millionen gestiegen war. Verbrannt wurden 1871 — 171000 Briefe.)

Thatsächlich vergegenwärtigen sich wohl nur sehr wenige Briefschreiber die Möglichkeit, daß der Brief, den sie gerade unter der Feder haben, aus irgend einem Grunde (z. B. der Empfänger ist verstorben, abgereist ohne Angabe einer Adresse, in der angegebenen Wohnung nicht aufzufinden, hat die Annahme verweigert, in X. wohnen mehrere Adressaten gleichen Namens, welcher von diesen ist gemeint? ꝛc.) unbestellbar werden könnte, und unterlassen es daher, den Brief oder noch besser die Rückseite seines Umschlages mit ihrem vollen Namen nebst Wohnungsangabe zu versehen.

So wird denn, wohl dem Empfänger, nicht aber dritten Personen verständlich, der Brief mit: Deine Tante Anna, Freundin Auguste, Dein Onkel Karl, treuer Schwiegerpapa ꝛc. unterzeichnet.

Diese ungenügende Angabe des Absenders verhindert die sonst sichere Rückkehr der sich etwa als unbestellbar erweisenden Briefe in die Hände ihrer respektiven Verfasser und zieht, wie so oft im Leben, so auch hier, eine anscheinend geringfügige Unterlassung häufig die schmerzlichsten Folgen nach sich.

So einfach und selbstverständlich bei der geringsten Ueberlegung der hier eben geschilderte Vorgang und Zusammenhang erscheint, so zeigt doch die Erfahrung, daß das Bewußtsein desselben noch lange nicht genügend in das Verkehrsleben eingedrungen ist, Beweis eben jenes alljährliche Brandopfer von einer Viertelmillion unanbringlicher Briefe.

Die Erfahrung lehrt aber auch ferner, wie schwer es ist, auf die breite Masse des Volkes, aus welcher die mit überwiegende Mehrzahl der in Flammen aufgehenden Briefe stammt, belehrend einzuwirken.

Hier giebt es, da der Einfluß einer auch noch so verbreiteten Zeitschrift naturgemäß immerhin ein enger, begrenzter und auch flüchtiger ist, wohl nur ein zuverlässiges, wenngleich langsam wirkendes Mittel, die Belehrung der Schuljugend.

Daß an entscheidender Stelle diese für die Volkswohlfahrt gewiß nicht ganz unwichtige Angelegenheit in Erwägung genommen und daß demnächst die Schulbehörden mit entsprechendem Hinweis versehen werden möchten, dies ist der Zweck und hoffentlich auch die Rechtfertigung dieser Zeilen.

Eisleben. W. P.

Ein Feſt des deutſchen Buchhandels in Leipzig.

Am Sonntage Cantate, dem 23. Mai d. J., bewegte ſich ein Feſtzug durch die Straßen Leipzigs. Trotz der ſengenden Sonnenhitze marſchirten die 4000 Theilnehmer freudig, mit ſichtbarem Stolze inmitten der fahnengeſchmückten Häuſerreihen. Waren es doch zumeiſt Buchhändler oder Freunde des Buchhandels, die nach der Oſtſtadt hinauszogen, um dort den Grundſtein zu einem neuen deutſchen Buchhändlerhauſe zu legen. Wer die Bedeutung des Buchhandels „in ſeiner Ehrenarbeit für des Vaterlandes Geſittung, Wiſſenſchaft und Kunſt“ zu würdigen weiß, dem wird auch die Bedeutung dieſer Feier nicht entgangen ſein, und er wird in ihr ein ſichtbares Zeichen der erfreulichen Entwickelung eines der edelſten Zweige unſerer Nationalinduſtrie erblicken.

Auf dem weiten Auguſtusplatze, welchen der Zug durchſchritt, herrſchte gerade das Meßgewühl, ſtanden die bunten Buden der Verkäufer, ein Stück Vergangenheit, welches aus früheren Jahrhunderten ſich noch in die Zeit des Dampfes hinübergerettet, und zugleich die ſinnreichſte Dekoration für den impoſanten Zug. Unwillkürlich mußte man bei dieſem Anblicke daran denken, daß in dieſen Meſſen einſt die Wiege des deutſchen Buchhandels ſtand, und mit aufrichtiger Freude die Thatſache wahrnehmen, daß, während das Meßweſen früherer Zeit altersſchwach geworden iſt und einem neuen mächtigeren Verkehre weichen muß, der deutſche Buchhandel gleichfalls mit der Zeit fortzuſchreiten wußte, mit Jahrzehnten und Jahrhunderten erſtarkte und heute ſo lebenskräftig auftritt, wie noch niemals in der Kulturgeſchichte unſeres Volkes.

Das neue deutſche Buchhändlerhaus in Leipzig.

Nach dem preisgekrönten Entwurf der Architekten Kayſer und von Großheim.

Langſam nur brach ſich die „ſchwarze Kunſt“ Gutenberg's am Ende des 15. Jahrhunderts Bahn. Der Handel mit Büchern, eine ſeltſame Neuerung, mußte ſich an den gewöhnlichen Weg des übrigen Handels und Wandels halten und an deſſen Stapelorten ſich ein beſcheidenes Plätzchen zu erringen ſuchen. Und ſo kamen denn die Leute, welche Bücher druckten oder drucken ließen, mit ihrer gelehrten „Waare“ zur Meſſe wie die anderen Kaufleute. Hier tauſchten ſie ihre „Neuigkeiten“, neu verlegte Werke, mit ihren Standesgenoſſen aus und zogen reich beladen mit den Schätzen der Weisheit nach allen Richtungen der Windroſe in ihre Heimath, um dort als vermittelnde Kräfte in der Ausbreitung der Aufklärung zu wirken.

Anfangs ließ man ſie gewähren, und ſo zogen ſie alljährlich mit Vorliebe nach der alten Krönungsſtadt Frankfurt am Main, wo der Mittelpunkt geiſtiger Regſamkeit und nationalen Lebens ſich befand. Aber die Zeit der Prüfung kam ſchneller, als man es erwartete. Die „ſchwarze Kunſt“ erſchien gefährlich und mußte beobachtet werden. Man ſetzte in Frankfurt am Main eine kaiſerliche Bücherkommiſſion ein, welche den Auftrag hatte, alle Buchläden in Frankfurt zu unterſuchen, verbotene Bücher wegzunehmen und von jedem neuen Werke ſieben Exemplare zu reklamiren — eine läſtige Polizei, gegen welche wiederholte Beſchwerden nichts fruchteten.

Da vernahmen die nach Frankfurt ziehenden Buchhändler, daß in Kurſachſen ein milderer Geiſt herrſche, daß auf den Leipziger Meſſen dem Buchhandel größere Freiheiten eingeräumt würden, und ſie beſchloſſen, Frankfurt zu meiden und Leipzig zu beſuchen. Allmählich gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts vollzog ſich dieſe Wandlung, die für den deutſchen Buchhandel von großem Nutzen begleitet war, denn die Leipziger nahmen die Vortheile dieſer für ſie ſo erfreulichen Wandlung wahr und ſetzten Alles daran, um für den Buchhandel in ihrer Stadt einen wichtigen Centralpunkt zu ſchaffen.

Zu dieſem Zwecke rief der Buchhändler Philipp Erasmus Reich im Jahre 1765 den erſten deutſchen Buchhändler-Verein ins Leben, deſſen Statuten von 59 Buchhandlungen unterzeichnet wurden. Der Verein ſollte zur Kräftigung des deutſchen Buchhandels beitragen und war namentlich gegen den Nachdruck gerichtet, welcher in jener Zeit, wo nur in einem einzigen Staate, in Sachſen, geſetzlicher Schutz dagegen beſtand, den Büchermarkt unſicher machte.

Aus der Schöpfung Reich's ging nach den Stürmen der napoleoniſchen Kriege der Börſenverein der deutſchen Buchhändler hervor, welcher im Jahre 1825 in Leipzig begründet wurde. Man darf ohne Zweifel behaupten, daß durch dieſen Verein der deutſche Buchhandel ungemein gehoben wurde und jene feſte Organiſation erhielt, welche ſeine Leiſtungsfähigkeit zu dem erſtaunlichen Umfang geſteigert hat, welchen er heut zu Tage zum allgemeinen Nutzen entwickeln kann. Die Betheiligung an dem Börſenverein wuchs ſo ſchnell, daß man ſchon in dem nächſten Jahrzehnt an den Bau eines eigenen Heims denken konnte, und in der That wurde am 26. April 1836 die deutſche Buchhändlerbörſe feierlich eingeweiht. In jenem Jahre zählte der Verein ſchon 570 Mitglieder, „welche“, wie der damalige Vorſteher des Vereins hervorhob, „nicht nur über Deutſchland, ſondern von der Themſe bis zum Urſprung des Rheines, von der Seine bis zur Newa ſich erſtreckten.“

Aber mit der zunehmenden Bildung der Nation, mit dem gewaltigen Aufblühen der Kunſt und Wiſſenſchaft wuchs auch der Buchhandel an Macht und Größe; ja er beſchränkte ſich nicht mehr auf die Vermittlerrolle zwiſchen dem Schriftſteller und ſeinem Publikum, ſondern er begann ſelbſt Anſtoß zu neuen litterariſchen Schöpfungen zu geben und dadurch mächtig auf die weiteſten Volkskreiſe zu wirken. Zahlreiche hervorragende Mitglieder des deutſchen Buchhandels ſchufen Unternehmungen, welche die Vereinigung vieler wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Kräfte erforderten, riefen illuſtrirte Zeitungen ins Leben, gaben Konverſationslexika heraus, ſtellten Volks- und Jugendbibliotheken zuſammen oder wußten den Werth der Werke durch reichen Schmuck prachtvoller Kunſtblätter zu erhöhen. Immer fühlbarer wurde der Einfluß des Buchhandels im nationalen Kulturleben, das Kapital, mit dem er arbeitete, immer größer, zu Millionen wurden endlich die Summen, mit welchen alljährlich auf der Leipziger Oſtermeſſe die Buchhändler mit einander abrechneten.

Digitized by Google

Die Zahl der Börsenvereinsmitglieder wuchs auf 1610 heran, und da wurde das alte Heim zu eng, zu unscheinbar; man beschloß, einen neuen Bau aufzuführen, und bewilligte zu diesem Zwecke die Summe von 900 000 Mark. Aus der Konkurrenz, die für den Plan des monumentalen Gebäudes ausgeschrieben wurde, gingen die Berliner Architekten Kayser und von Großheim als Sieger hervor, und nach ihren Entwürfen wird in der nächsten Zeit das neue deutsche Buchhändlerhaus auf dem Grund und Boden errichtet werden, welchen die Stadt Leipzig dem deutschen Buchhandel als Ehrengeschenk überlassen hat.

Unter solchen Auspicien, in der pietätvollen Erinnerung einer ruhmreichen Vergangenheit und in der frohen Zuversicht einer glücklichen Zukunft, wurde die Feier der Grundsteinlegung in herkömmlicher Weise abgehalten. Und wenn die Festfreude auch schnell verrauscht ist, lange noch werden in den Herzen der Theilnehmer als ernste Mahnung die Worte erklingen, welche den Schluß der Urkunde, die nunmehr in Leipzigs Boden ruht, bilden, die Worte, die auch als Weihe bei den ersten drei Hammerschlägen gesprochen wurden:

„Gott schütze das neugeeinte Reich, Gott schütze dieses blühende Land Sachsen und die gastliche Hauptstadt des deutschen Buchhandels, Er schirme diesen Bau, die Bauleute und die Bauherren, Er segne unseren Buchhandel in seiner Ehrenarbeit für des Vaterlandes Gesittung, Wissenschaft und Kunst."

E. Ziegfried.

Blätter und Blüthen.

Das Fest der Rosenkönigin in Ungarn. (Mit Illustration S. 416.) Seit alter Zeit bestand in vielen Ortschaften Ungarns die Sitte, um die Pfingstzeit, wo die Rosen am herrlichsten blühen, eine Dorfschöne zur Rosenkönigin zu erwählen und sie im festlichen Zuge in dem Orte umherzuführen. Allmählich war diese Sitte während der Türkenherrschaft in Vergessenheit gerathen, und erst in neuester Zeit wurden Versuche gemacht, sie von Neuem zu beleben. Unter Anderem wußte der vor einem Jahre verstorbene ungarische Magnat Graf Guido Karácsonyi das Fest der Rosenkönigin in sinniger Weise mit einer Hochzeitsfeier zu verschmelzen. Er hat zu diesem Zwecke für die Einwohner seiner großen Besitzungen eine Stiftung von 20 000 Gulden gemacht, deren Zinsen alljährlich einer tugendhaften und armen Braut aus Vörösvár, Solimár und Szent-Iván als Heirathsgut zum Geschenke gemacht werden. Die Freude des Hochzeitstages soll nach seiner Bestimmung noch dadurch besonders erhöht werden, daß die glückliche Braut an demselben als Rosenkönigin gefeiert wird.

Eine Scene aus diesem seltenen Feste führt uns unsere Illustration vor. Sonnig, heiter ist der Tag, ein echter Festtag! Alles ist fröhlich, übermüthig gestimmt! Wie stolz und stattlich sitzt der junge Brautführer auf seinem Rappen, der den alten Gutsherrn durch Scharren zu begrüßen scheint, wie munter schaut der Bräutigam drein, wie hoch heben sich die Spitzen seines schwarzen Schnurrbartes bei dem überlauten „Eljen", das er seiner gütigen Herrschaft zurufe! Und wie freundlich lächeln uns die schönen Freundinnen der rosengekrönten Braut an, die neben ihrem Triumphwagen schreitend Rosen streuen. Sie haben ihre Gärtchen wohl ganz beraubt, um den Wagen ihrer Freundin so herrlich zu schmücken; sie selber haben sich nicht minder geschmückt, ihre schönste Tracht angelegt, und diese bunte Tracht ist so malerisch, daß uns daneben die modische der beiden eleganten Edeldamen nicht mehr in das Bild passen will, und wir wünschten, sie hätten sich, wie der alte Gutsherr, auch mit dem Nationalkostüm bekleidet. Und die Braut — sie senkt ihr liebliches Köpfchen, als sei sie beschämt durch die ihr erwiesene Ehre; sie träumt wohl von vergangenen Tagen und kommenden Freuden — sie lauscht der herzbewegenden Streichmusik der Zigeuner, die wirklich Zauber ausüben können durch ihre wunderbaren Melodien.

Unmittelbar nach der Trauung wird der jungen Frau das Heirathsgut ausgezahlt und ein Festgelage, welches gleichfalls aus der Stiftungskasse bestritten wird, beschließt die Feier des Tages. T. S.

Die Erbgroßherzogin von Baden in Miesbacher Tracht. (Mit Portrait Seite 409.) Am 20. September des vorigen Jahres wurde auf dem Schlosse Hohenburg bei Lenggries (Oberbayern) eine Hochzeit gefeiert, welche in der ländlichen Bevölkerung eine besonders lebhafte Freude hervorrief. Die junge Braut war Hilda, die am 5. November 1864 geborene Tochter des Herzogs von Nassau, welche sich auf dem väterlichen Schlosse mit dem Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm von Baden vermählte. Durch ihr heiteres liebenswürdiges Wesen hatte sich die junge Fürstin in den ländlichen Kreisen eine aufrichtige Liebe und Verehrung erworben, und die ländliche Jugend von Lenggries, Miesbach, Tölz erzählt es mit Stolz, daß die jetzige Erbgroßherzogin mit ihren Hofdamen noch vor Kurzem in dem kleidsamen Kostüm der Miesbacher und Tölzer Landmädchen sich froh an ihrem Sang und Tanz betheiligte. In Nr. 30 des Jahrgangs 1884 brachte die „Gartenlaube" eine Abbildung der Miesbacher Tracht; wer jenes Bild vergleicht, wird in dem Kostüm der jungen Erbgroßherzogin leicht das Miesbacher Vorbild erkennen.

* * *

Für die Reisezeit. Mit dem Wiederbeginn der eigentlichen Reisezeit hat die geschäftsführende Direktion des Vereins deutscher Eisenbahn-Verwaltungen eine neue Ausgabe des Verzeichnisses der im Jahrgang 1884 S. 440 der „Gartenlaube" erwähnten kombinirbaren Rundreisebillette veranstaltet, welches nebst der zugehörigen in Farbendruck ausgeführten Uebersichtskarte zum Preise von 50 Pfennig durch die Eisenbahnstationen zu beziehen ist. Die kombinirbaren Rundreisebillette werden nunmehr das ganze Jahr hindurch ausgegeben; die Gültigkeit derselben ist bei einer Rundreise von mindestens 600 Kilometer auf 45 Tage, und wenn mindestens 2000 Kilometer benutzt werden, auf 60 Tage erweitert. Auch die Zahl der einzelnen Kouponstrecken ist auf 1349 vermehrt worden, von denen 896 auf das Deutsche Reich, 341 auf Oesterreich-Ungarn, der Rest auf die Niederlande, Luxemburg und Rumänien entfallen. Verschiedene Strecken am Rhein, an der Donau, am Bodensee 2c. können nach Belieben mit der Bahn oder mit dem Dampfschiff befahren werden, auch ist für Gebirgstouren und Ausflüge zur See, so z. B. nach Helgoland, Föhr oder Sylt, durch Einschiebung entsprechender Koupons gesorgt, ebenso kann das Vereinsgebiet verlassen und wieder betreten werden, ohne daß es der Rückkehr über dieselbe Ausgangsstation bedarf. Es ist ferner in das Belieben des Reisenden gestellt, Koupons verschiedener Wagenklassen für bestimmte Strecken zu vereinigen, und werden für die erste Klasse gelbe, für die zweite grüne, für die dritte Klasse braune Koupons ausgegeben, die zu einem Hefte vereinigt sind. Kinder von 4 bis 10 Jahren zahlen die Hälfte des Preises für Erwachsene. Freigepäck wird nicht gewährt. ....d.

Emil Rittershaus, der beliebte Sänger aus dem Wupperthal, bringt sich den zahlreichen Freunden seiner Muse von Neuem in willkommene Erinnerung. Nicht nur sind seine „Neuen Gedichte" (Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger) in fünfter, vermehrter und verbesserter Auflage erschienen, ein schöner Erfolg in der heutigen, der lyrischen Muse allzusehr abgewendeten Zeit; auch eine neue Sammlung: „Das Buch der Leidenschaft" (Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung) hat Emil Rittershaus so eben herausgegeben. Hier sind zum Theil Töne angeschlagen, welche bisher dem Sänger der schlichten Empfindung und des patriotischen Aufschwungs ferner lagen. Die größere Hälfte der Sammlung besteht allerdings aus Liebesgedichten der Jugendzeit — und hier ist Alles schlicht und innig, in liederartigen Klängen austönend, bisweilen in eine wehmüthige Beleuchtung gerückt. Dieser Abschnitt macht den Eindruck einer lyrischen Nachlese, wobei auch manches weniger Hervorragende mit aufgenommen wird, weil es für den Dichter selbst ein pretium affectionis besitzt, ihm ans Herz gewachsen ist. Dagegen sind die „Bilder" mehr in düstere Farben getaucht: die Nacht- und Schattenseiten der Empfindung und der Leidenschaft treten vor uns hin: Haß und Rache, zerstörtes Leben, zertrümmertes Liebesglück. Des Dichters Eigenart hat keinen dämonischen Zug, der sonst leicht zu Ausschreitungen und Ueberschwenglichkeiten verführt. Davon hält sich unser Dichter frei, indem er auch bei solchen Schilderungen ein anmuthiges Maß bewahrt. G.

Das Testament einer Zwergin. Zu den großen Berühmtheiten gehörte lange Zeit die Zwergin Kate Bowsand, die in Europa unter dem Namen Madame la Marquise in allen Hauptstädten zur Schau gestellt wurde. Sie kam, sah und siegte — und trug nie Begehren, sich größer zu machen, als sie war. Dadurch unterschied sie sich von vielen namhaften Künstlern und Künstlerinnen; doch da sie so wenig unsterblich war, wie die mit Lorbeer überschütteten Tragödinnen, so mußte sie auch an ihren Tod denken. Sie machte daher ihr Testament, ohne aus ihrer Rolle zu fallen, das echte Testament einer Zwergin: sie bestimmte darin, daß 25 Puppen ganz nach jenem Körpermaße, welches ihre Erwerbsquelle gewesen, angefertigt werden sollten. Sie hatte wie alle Künstlerinnen eine sehr reichhaltige Toilette, obschon dieselbe nicht so viele Kisten in Anspruch nahm, wie etwa die Garderobe der Frau Geistinger. Madame la Marquise hatte nie unter enormen Transportkosten zu leiden. Mit den besten Kleidern ihres Nachlasses sollten nun jene 25 Puppen bekleidet und dann an arme Waisenmädchen vertheilt werden. G.

Allerlei Kurzweil.

Astronomisches Problem.

Auflösung des Rebus auf Seite 392: „Jugendreize"

Inhalt: Sankt Michael. Roman von E. Werner. S. 409. — Der Phönix. Gedicht von Franz Herrfeld. S. 412. Mit Illustration S. 413. — Der kleine Schuh. Skizze aus dem italienischen Badeleben von Ferdinand Kurz. S. 414. — Was will das werden? Roman von Friedrich Spielhagen. Fortsetzung. S. 417. — Vom Jubelfest der Berliner Dienstmannschaft. Zur Erinnerung an die Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Dienstmanns-Institute. Von Dr. Karl Ruß. S. 420. Mit Illustrationen S. 420 und 421. — Verlorene Briefe. S. 421. — Ein Fest des deutschen Buchhandels in Leipzig. Von E. Ziegfried. Mit Illustration S. 413. — Blätter und Blüthen: Das Fest der Rosenkönigin in Ungarn. S. 424. Mit Illustration S. 416. — Die Erbgroßherzogin von Baden in Miesbacher Tracht. S. 424. Mit Portrait S. 409. — Für die Reisezeit. — Emil Rittershaus. — Das Testament einer Zwergin. — Allerlei Kurzweil: Astronomisches Problem. — Auflösung des Rebus auf Seite 392. S. 424.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redakteur Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger. Druck von A. Wiede, sämmtlich in Leipzig.

N°. 25. Die Gartenlaube. 1886.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernſt Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Sankt Michael.

Nachdruck verboten.
Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Roman von E. Werner.

(Fortſetzung.)

Michael war ein Jüngling von etwa achtzehn Jahren, zwar ungewöhnlich groß und ſtark für ſein Alter, aber dieſe kraftvoll derbe Geſtalt mit den ungelenken Bewegungen hatte ſo gar nichts von der Friſche und Anmuth der Jugend. Das Geſicht, unregelmäßig und unſchön in jeder Linie, zeigte einen halb ſcheuen, halb träumenden Ausdruck, der es noch weniger anziehend machte. Das dicke blonde Kraushaar lag wirr und wild um Stirn und Schläfen, und darunter blickten ein paar Augen hervor, dunkelblau, aber ſo leer und träumeriſch, als berge ſich gar kein Seelenleben dahinter. Der Anzug war ebenſo verwahrloſt und halb bäueriſch wie der des Förſters, und in der ganzen Erſcheinung lag auch nicht ein einziger Zug, der Sympathie erwecken konnte.

Elektriſationsmethode im vorigen Jahrhundert.

„Nun, kommſt Du endlich?“ empfing ihn der Pflegevater unfreundlich. „Du haſt wohl unterwegs geſchlafen, ſonſt müßteſt Du längſt hier ſein.“

„Ich bin durch den Wald gekommen,“ verſetzte Michael, indem er ſich dem Geiſtlichen näherte, der ihm freundlich die Hand hinſtreckte. Wolfram lachte höhniſch auf.

„Sagt' ich es Ihnen nicht, Hochwürden? Er hat ſich wieder nicht durch das Dorf getraut, ich wußte es ja.“

Michael ließ den anſcheinend ganz begründeten Vorwurf mit vollſter Gleichgültigkeit über ſich ergehen, ohne eine Silbe zu erwidern, er war an dieſe Behandlung von Seiten des Pflegevaters längſt gewöhnt; dieſer nahm jetzt ſeinen Hut und machte ſich zum Gehen fertig.

„Ich muß noch hinauf nach dem Bannwald,“ ſagte er. „Da oben ſieht es bös aus, mehr als ein Dutzend der ſtärkſten Stämme ſind niedergebrochen, die wilde Jagd hat wieder einmal arg gehauſt in den Forſten.“

„Die Stürme der letzten Nächte, wollt Ihr ſagen, Wolfram.“

„Die wilde Jagd iſt's geweſen, Hochwürden! Jetzt zur Frühjahrszeit iſt ſie ja Nacht für Nacht los. Vorgeſtern, als wir im Dunkeln durch den Wald kamen, iſt der Spuk dicht an uns vorüber gezogen, keine hundert Schritte weit. Das tobte und heulte und ſtürmte, als ob die ganze Hölle los wäre, und ein Stück davon wird es wohl auch geweſen ſein. Der Michel in ſeiner Dummheit

Digitized by Google

wollte grade darauf los, aber ich ergriff ihn noch rechtzeitig am Arme und hielt ihn fest."

„Ich wollte mir den Spuk doch einmal in der Nähe anschauen," sagte Michael ruhig, der Förster zuckte ärgerlich die Schultern.

„Sehen Sie, Hochwürden, so ist der Bub' nun! Vor den Menschen läuft er, und solche Dinge, bei denen jedem Christenmenschen die Haut schaudert, wo Jeder sich scheu bei Seite drückt und sein Kreuz schlägt, die will er sich anschauen, da geht er mitten hinein! Ich glaube, er hätte sich in aller Ruhe mit den Gespenstern herumgeschlagen, wenn ich ihn nicht gepackt hätte. Dann läge er jetzt im Walde, denn wer in die wilde Jagd hineingeräth, der ist hin."

„Aber Wolfram, kommt Ihr denn nie los von diesem sündlichen Aberglauben?" mahnte der Priester. „Ihr wollt ein Christ sein und steckt noch mit beiden Füßen im Heidenthume. Und den Michael habt Ihr auch schon damit angesteckt, er hat den ganzen Kopf voll von den heidnischen Sagen."

„Ja, eine Sünd' mag's sein, aber wahr ist's doch," beharrte Wolfram. „Ich glaub' es schon, daß Sie nichts davon spüren. Sie sind ein heiliger Mann, ein geweihter Priester, vor Ihnen hat es Furcht, all das unheimliche Gesindel, das Nachts in den Wäldern und Bergen sein Wesen treibt, aber Unsereins sieht und hört oft mehr davon, als ihm lieb ist. — Also der Michel bleibt hier?"

„Gewiß, ich sende ihn am Nachmittage zurück."

„Nun, dann Gott befohlen," sagte der Förster, indem er den Riemen seiner Flinte fester zog. Er grüßte den Pfarrer und ging, ohne von seinem Pflegesohne weiter Notiz zu nehmen.

Michael, der im Pfarrhause vollständig heimisch zu sein schien, holte jetzt aus einem Wandschränkchen verschiedene Bücher und Hefte hervor, die er auf den Schreibtisch legte. Der gewohnte Unterricht sollte offenbar beginnen, aber noch ehe es dazu kam, hörte man draußen das Geläut eines Schlittens. Valentin sah befremdet auf, die wenigen und seltenen Besuche, die er erhielt, bestanden ausschließlich aus den Pfarrern der einzelnen Alpendörfer, und Wallfahrer waren um diese Zeit kaum zu erwarten. Sankt Michael gehörte nicht zu jenen großen und berühmten Gnadenorten, wohin die Gläubigen das ganze Jahr hindurch in Scharen pilgern. Zu dem kleinen, stillen Wallfahrtsorte, hoch oben im Gebirge, brachten nur die armen Aelpler ihre Gebete und Gelübde, und nur an hohen Kirchentagen sah er eine größere Zahl von Andächtigen dort versammelt.

Der Schlitten war inzwischen näher gekommen und hielt vor dem Pfarrhause. Ein Herr im Pelze stieg aus, erkundigte sich bei der alten Magd, die ihm an der Thür entgegen kam, ob der Herr Pfarrer daheim sei, und trat dann ohne Weiteres in das Studirzimmer.

„Ich wünschte Seine Hochwürden zu sprechen," sagte er, noch auf der Schwelle.

Valentin zuckte zusammen bei dem Klange der Stimme, dann fuhr er mit dem Ausdrucke der freudigsten Ueberraschung empor:

„Hans! Du bist es!"

„Also erkennst Du mich doch noch! Ein Wunder wäre es freilich nicht, wenn wir das beiderseitig verlernt hätten," entgegnete der Fremde, ihm die Hand hinstreckend, die der Pfarrer mit voller Herzlichkeit ergriff.

„Sei willkommen! Hast Du wirklich den Weg zu mir gefunden?"

„Ja, ein Freundschaftsstück war es allerdings, bis zu Dir heraufzukommen," meinte der Gast. „Stundenlang haben wir uns durch den Schnee arbeiten müssen, bald lagen die gestürzten Tannen quer über den Weg, bald ging es mitten durch einen verschneiten Wildbach, und zur Abwechselung stäubte eine kleine Lawine von den Felsen nieder. Und dabei behauptet mein Kutscher hartnäckig, das sei eine Fahrstraße! Dann möchte ich Eure Fußwege sehen, die werden wohl nur für Gemsen gangbar sein."

Valentin lächelte. „Du bist der Alte geblieben, immer spottend und kritisirend. — Laß uns allein, Michael, und sage dem Kutscher des Herrn, er möge ausspannen."

Michael gehorchte und entfernte sich, der Fremde hatte sich umgewandt und streifte ihn mit einem flüchtigen Blicke.

„Hast Du Dir einen Famulus angenommen? Wer ist denn dies Traumgesicht?"

„Mein Schüler, den ich unterrichte."

„Nun, das mag eine Arbeit sein! In den Kopf da ist wohl nichts hineinzubringen, das ganze Talent des Burschen scheint in den Fäusten zu stecken, so sieht er wenigstens aus."

Der Gast hatte inzwischen seinen Pelz abgelegt. Er mochte fünf bis sechs Jahre jünger sein, als der Pfarrer, die Gestalt war kaum mittelgroß, aber der entschieden bedeutende Kopf mit der hohen Stirn und den geistvollen Zügen fesselte auf den ersten Blick. Die hellen, scharfen Augen schienen gewohnt zu sein, Alles und Jedes bis auf den Grund zu durchdringen, und in der Haltung wie in dem ganzen Wesen gab sich die Ueberlegenheit eines Mannes kund, der in seinem Kreise für eine Autorität gilt.

Augenblicklich musterte er die Umgebung, das Wohn- und Studirzimmer des Pfarrers, das allerdings von einer wahrhaft klösterlichen Einfachheit war, seine Augen schweiften langsam umher in dem engen Raume, dann sagte er, diesmal ohne jeden Spott, aber mit einem Anfluge von Bitterkeit:

„Also hier hast Du Anker geworfen! So öde und welt verloren habe ich mir Deine Einsamkeit denn doch nicht gedacht Armer Valentin! Du mußt es büßen, daß ich mit meinen Forschungen so unerbittlich Euren Dogmen zu Leibe gehe, und daß meine Werke auf dem Index stehen."

Der Pfarrer machte eine sanft abwehrende Bewegung.

„Was fällt Dir ein! Es findet ja oft ein Wechsel in den Pfarrämtern statt, und ich bin nach Sankt Michael gekommen —"

„Weil Du Hans Wehlau zum Bruder hast!" ergänzte dieser. „Wenn Du Dich öffentlich von mir losgesagt und auf der Kanzel einige Male gegen den Atheismus gedonnert hättest, wärst Du in eine behaglichere Pfarre gekommen, darauf gebe ich Dir mein Wort. Man weiß es recht gut, daß wir nicht mit einander gebrochen haben, wenn wir uns auch seit Jahren nicht mehr sahen, und das mußt Du büßen. Warum hast Du mich nicht öffentlich verdammt, ich hätte es Dir wahrhaftig nicht übelgenommen, da Du ja doch meine Lehre unbedingt verwirfst."

„Ich verdamme Niemand," sagte der Pfarrer leise. „Auch Dich nicht, Hans, wenn es mir auch wehe genug thut, Dich auf diesem Wege zu sehen."

„Ja, Du hattest nie Talent zum Fanatiker, höchstens zum Märtyrer, aber daß ich auch helfen muß, Dich dazu zu machen, quält mich oft. Ich habe übrigens dafür gesorgt, daß mein heutiger Besuch unbemerkt bleibt, ich bin gänzlich inkognito hier. Versagen konnte ich es mir nicht, Dich noch einmal zu sehen, da ich jetzt nach Norddeutschland übersiedle."

„Wie? Du willst die Universität verlassen?"

„Schon im nächsten Monat. Ich habe einen Ruf nach der Hauptstadt selbst erhalten und habe ihn sofort angenommen, denn ich fühle, daß dort erst der eigentliche Boden für mich und mein Wirken ist. Da wollte ich Dir doch vorher noch Lebewohl sagen und hätte Dich beinahe verfehlt, denn wie ich höre, warst Du gestern in Steinrück zur Bestattung des Grafen."

„Auf ausdrücklichen Wunsch der Gräfin. Ich habe die Trauerceremonie vollzogen."

„Ich dachte es mir! Ich bin gleichfalls telegraphisch nach Berkheim an das Sterbebett gerufen worden."

„Und Du bist dem Rufe gefolgt?"

„Gewiß, wenn ich auch die ärztliche Praxis längst aufgegeben und mich dem Lehrstuhl zugewendet habe — das war ein Ausnahmefall. Ich habe es nicht vergessen, daß ich als junger, unbedeutender Arzt von den Steinrück's angenommen wurde, allerdings auf Deine Empfehlung, aber sie kamen mir doch mit vollem Vertrauen entgegen. Ich konnte freilich nichts weiter thun, als dem Grafen die Todesstunde erleichtern, aber meine Anwesenheit war doch eine Beruhigung für die Familie."

Der Wiedereintritt Michael's unterbrach das Gespräch. Er brachte die Nachricht, daß der Meßner den Herrn Pfarrer nur auf einige Minuten zu sprechen wünsche und draußen warte.

„Ich komme sogleich zurück," sagte Valentin. „Lege Deine Schreibereien fort, Michael, der Unterricht fällt für heute aus."

Er verließ das Zimmer, während Michael sich daran machte, die Bücher und Hefte zusammenzupacken. Der Professor sah ihm dabei zu und fragte flüchtig:

„Also der Herr Pfarrer unterrichtet Dich?"

Michael nickte nur und fuhr in seiner Beschäftigung fort.

„Das sieht ihm ähnlich!" murmelte Wehlau. „Da quält er sich damit ab, diesem beschränkten Burschen Lesen und Schreiben

beizubringen, weil vermuthlich keine Schule in der Nähe ist. — Zeig' doch einmal her!"

Damit griff er ohne Umstände nach den Heften und schlug eines derselben auf, hätte es aber vor Ueberraschung beinahe fallen lassen.

„Was? Lateinisch? Wie kommst Du denn dazu?"

Michael begriff die Verwunderung nicht, ihm kam es ganz selbstverständlich vor, daß er Latein verstand, und ruhig entgegnete er:

„Das sind meine Arbeiten."

Der Professor sah den Jüngling, den er seiner Kleidung nach für einen Bauernburschen gehalten hatte, von oben bis unten an, dann fing er an in dem Hefte zu blättern, las einzelne Seiten und schüttelte den Kopf.

„Du scheinst ja ein vortrefflicher Lateiner zu sein. Wo bist Du denn eigentlich her?"

„Aus der Försterei, eine Stunde von hier."

„Und wie heißest Du?"

„Michael."

„Da führst Du ja denselben Namen wie der Wallfahrtsort. Bist wohl nach ihm genannt?"

„Ich weiß nicht — ich glaube nach dem Erzengel Michael."

Er sprach den Namen mit einer gewissen Feierlichkeit aus, und Wehlau, der das bemerkte, fragte mit einem sarkastischen Lächeln:

„Du hast wohl großen Respekt vor den Engeln?"

Michael warf den Kopf zurück.

„Nein, die beten und lobsingen nur die ganze Ewigkeit hindurch, und das mag ich nicht, aber Sankt Michael, den mag ich. Der thut doch wenigstens etwas — er stößt den Satan nieder!"

Es mußte in den Worten oder in dem Ausdruck wohl etwas Ungewöhnliches liegen, denn der Professor stutzte und heftete seine scharfen Augen fest auf das Gesicht des Jünglings, der dicht vor ihm stand, hell überfluthet von dem Sonnenschein, der durch das niedrige Fenster hereindrang.

„Merkwürdig!" murmelte er wieder. „Das ist ja auf einmal ein ganz anderes Gesicht! Was liegt nur in diesen Zügen?"

In diesem Augenblicke trat Valentin wieder ein, und als er das Heft in der Hand seines Bruders sah, fragte er:

„Hast Du Michael examinirt? Nicht wahr, er ist ein guter Lateiner?"

„Gewiß, aber was soll er mit seinem Latein auf einer einsamen Bergförsterei anfangen? Der Vater hat wohl nicht die Mittel, ihn auf eine Schule zu schicken?"

„Nein, aber ich hoffe, auf anderem Wege etwas für ihn zu erreichen," sagte der Pfarrer und fuhr dann, während Michael an den Wandschrank ging, leise fort: „Wenn der Arme nur nicht so häßlich und so unbeholfen wäre! Es hängt Alles von dem Eindrucke ab, den er an einem gewissen Orte macht, und ich fürchte, der wird sehr ungünstig sein."

„Häßlich, nun ja, das ist er allerdings, und doch, als er vorhin eine übrigens ganz gescheite Aeußerung that, brach plötzlich blitzähnlich etwas hervor, das mich unwillkürlich erinnerte an — jetzt habe ich's — an den Grafen Steinrück."

„An den Grafen Steinrück?" wiederholte Valentin auf das Aeußerste betroffen.

„Ich meine nicht den Verstorbenen, sondern seinen Vetter, das Haupt der älteren Linie. Er war in Berlheim anwesend, und dort lernte ich ihn kennen. Er würde eine solche Idee übrigens als Injurie betrachten, und da hätte er im Grunde Recht. Der schöne, imposante Steinrück und der Hans Träumer da! Auch nicht einen Zug haben sie mit einander gemein — ich weiß nicht, woher mir auf einmal der unsinnige Gedanke kam, als ich das Aufflammen dieser Augen sah."

Der Pfarrer schwieg zu dieser Aeußerung, er sagte nur ablenkend:

„Ja, ein Träumer ist Michael allerdings. Er kommt mir in seiner Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit oft wie ein Nachtwandler vor."

„Nun, das wäre noch nicht das Schlimmste," meinte Wehlau. „Nachtwandler kann man wecken, wenn man sie bei dem rechten Namen ruft, und wenn der da einmal aufwacht, kommt vielleicht etwas ganz Erträgliches zum Vorschein. Seine Arbeiten sind gar nicht so übel."

„Und doch ist ihm das Lernen schwer genug gemacht worden! Wie oft hat er sich durch Sturm und Unwetter kämpfen müssen, um den Unterricht nicht zu versäumen, und er hat es stets unverdrossen gethan."

„Das wäre so etwas für meinen Hans gewesen," sagte Wehlau trocken. „Der zeichnet in den Schulstunden Karikaturen von seinen Lehrern, ich habe schon ein paarmal ernstlich dazwischen fahren müssen. Der Bube wird zu übermüthig, weil er so eine Art Glückspilz ist. Was er anfängt, gelingt ihm, wo er anklopft, findet er offene Thüren und Herzen, und darum bildet er sich ein, man brauche überhaupt nichts mit Ernst anzugreifen, und das Leben sei nur ein einziges Vergnügen von Anfang bis zu Ende. Nun, ich werde ihm schon eine andere Meinung beibringen, wenn es erst an das Studium der Naturwissenschaften geht."

„Hat er denn Neigung zu diesem Studium?"

„Gott bewahre! Er hat höchstens Neigung zum Kritzeln und Pinseln, und wenn er eine bemalte Leinwand wittert, ist er nicht zu halten, aber ich werde ihm die Narrenspossen austreiben."

„Wenn er aber Talent hat —" warf der Pfarrer ein, doch der Bruder unterbrach ihn heftig:

„Das ist ja eben das Unglück, daß er Talent hat! Da setzen ihm seine Zeichenlehrer allerhand Dummheiten in den Kopf, und neulich rückt mir ein Freund unseres Hauses, ein Maler, in förmlich tragischer Weise auf den Leib. Ob ich es denn verantworten könnte, der Welt ein solches Talent zu entziehen? Ich konnte mir nicht helfen, ich bin grob geworden."

Valentin schüttelte halb mißbilligend den Kopf.

„Aber weßhalb läßt Du Deinen Sohn nicht seiner Neigung folgen?"

„Das fragst Du noch? Weil ich meine geistige Erbschaft keinem Anderen gönne, als ihm. Mein Name hat einen Klang in der Wissenschaft, und der soll dem Hans Thür und Thor öffnen im Leben. Tritt er in meine Fußtapfen, so ist ihm der Erfolg gesichert, er ist eben der Sohn seines Vaters. Aber Gnade ihm Gott, wenn er sich einfallen läßt, ein sogenanntes Genie zu werden!"

Michael hatte inzwischen seine Bücher fortgepackt und kam jetzt herbei, um sich zu verabschieden; da der Unterricht heute ausfiel, hatte er keine Veranlassung, länger im Pfarrhause zu verweilen. Sein Gesicht zeigte wieder ganz den leeren, träumenden Ausdruck, der ihm sonst eigen war, und als er ging, sagte Wehlau halblaut zu seinem Bruder:

„Du hast Recht, er ist gar zu häßlich — der arme Teufel!"

Die Grafen von Steinrück waren ein altes, einst sehr mächtiges Adelsgeschlecht, das seinen Stammbaum weit in die Jahrhunderte zurückführte. Die beiden Zweige des Hauses rühmten sich allerdings einer gemeinsamen Abstammung, waren aber jetzt nur weitläufig verwandt, und es hatte Zeiten gegeben, wo sie gar nicht mit einander verkehrten, stand doch schon die Verschiedenheit der Konfession trennend zwischen ihnen.

Die ältere, protestantische Linie, die in Norddeutschland heimisch war, besaß nur ein Majorat, das ein ziemlich mäßiges Einkommen gewährte, die süddeutschen Vettern dagegen waren Herren eines sehr bedeutenden Grundbesitzes, ausschließlich Allodialgüter, und gehörten zu den Reichsten des Landes. Dieser Reichthum lag gegenwärtig in der Hand eines achtjährigen Kindes, das Töchterchen des eben verstorbenen Grafen war die einzige Erbin desselben. Der schon hoffnungslos Erkrankte hatte seinen Vetter zu sich rufen lassen und ihn zum Testamentsvollstrecker und Vormund seines Kindes ernannt. Damit wurde zugleich eine Entfremdung ausgeglichen, die seit Jahren zwischen den beiden Familien bestand und ihren Grund in einem erst geknüpften und dann jäh zerrissenen Bande hatte.

Graf Steinrück hatte außer seinem Sohne noch eine Tochter besessen, ein schönes, reichbegabtes Mädchen, den Liebling des Vaters, dem sie an Charakter sehr ähnlich war. Sie sollte sich dereinst mit ihrem Verwandten, dem jetzt Dahingeschiedenen vermählen, das war längst in der Familie beschlossen, und die junge Gräfin war in Folge dessen oft wochenlang im Hause ihrer künftigen Schwiegereltern.

Da trat, noch ehe die förmliche Verlobung stattgefunden hatte, in das Leben des achtzehnjährigen Mädchens eine jener Leidenschaften, die zum Unglücke führen, führen müssen, nicht wegen des Standesunterschiedes, auch nicht, weil sie den Familienzwist heraufbeschwören, sondern weil ihnen das Einzige fehlt, was einem solchen Bunde Segen und Dauer geben kann, die wahre, echte Liebe. Es war ein Rausch, dem Reue und Ernüchterung folgten, aber sie kamen erst, als es zu spät war.

Louise lernte einen Mann kennen, der, obgleich bürgerlicher Herkunft, sich doch den aristokratischen Kreisen vielfach zu nähern wußte. Eine blendende Erscheinung, voll glänzender Eigenschaften und von bestechender Liebenswürdigkeit, gelang es ihm, sich überall Eingang zu verschaffen, aber er war einer jener unstäten, abenteuerlichen Menschen, die in keinem Verhältnisse und an keinem Orte aushalten. Voll leidenschaftlicher Begier nach dem Glanze und Genusse des Lebens besaß er dennoch nicht die Fähigkeit, sich aus eigener Kraft emporzuarbeiten, und war ein Glücksritter im vollsten Sinne des Wortes. Vielleicht liebte er die junge Gräfin wirklich, vielleicht wollte er durch sie nur eine Lebensstellung und einen Platz in der Gesellschaft erobern, genug, er wußte sie so vollständig an sich zu ketten, daß sie entschlossen war, trotz des voraussichtlichen Widerstandes des Vaters und der ganzen Familie, sein Weib zu werden.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Graf Steinrück von der Sache erfuhr, und er griff sofort mit einer Energie ein, die in diesem Falle verhängnißvoll wurde. Er glaubte mit einem Machtworte, mit Befehlen und Drohungen der Sache ein Ende zu machen, und rief damit nur jenen Trotz wach, den die Tochter von ihm geerbt hatte. Sie weigerte sich entschieden, zu gehorchen, widerstrebte energisch allen Versuchen, sie zur sofortigen Verlobung mit ihrem Vetter zu zwingen, und wußte trotz der strengsten Bewachung in Verbindung mit dem Geliebten zu bleiben. Plötzlich war sie verschwunden, und schon nach wenigen Tagen traf die Nachricht ein, daß die Trauung vollzogen und sie die Gattin Rodenberg's sei.

Die Ehe war unanfechtbar, trotz der Eile und Heimlichkeit, mit der sie geschlossen wurde, Rodenberg hatte dafür gesorgt und Alles längst vorbereitet. Er rechnete darauf, daß Graf Steinrück den Gemahl seiner Tochter schließlich nicht verleugnen und fallen lassen könne, rechnete auf die Neigung des Vaters zu seinem Lieblingskinde, aber er kannte jene eiserne Natur nicht. Steinrück antwortete auf die Vermählungsanzeige mit der vollständigen Lossagung von seiner Tochter und verbot ihr, ihm je wieder zu nahen — sie existire hinfort nicht mehr für ihn.

Er hielt das mit unerbittlicher Konsequenz aufrecht bis zu ihrem Tode und noch darüber hinaus. Rodenberg machte anfangs noch Versuche, eine Annäherung an den Vater seiner Frau zu erreichen oder zu ertrotzen, er mußte aber endlich einsehen, daß sich von dem Grafen nichts erreichen und erzwingen ließ, und da ihm alle Hilfsquellen abgeschnitten waren, so warf er sich mit Weib und Kind wieder in das Abenteuerleben, das die Zügellosigkeit seiner Natur vollends entfesselte.

Was nun folgte, war ein unlösliches Gewebe von Schuld und Elend, ein stufenweises Sinken zum Abgrunde, und das Los der jungen Frau an der Seite dieses Gatten, dem sie Glanz und Reichthum, Heimath und Familie geopfert hatte, ließ sich nur zu leicht errathen, waren doch all die Hoffnungen gescheitert, die er an sie und ihren Besitz knüpfte. Sie verleugnete auch jetzt ihren Charakter nicht und hielt aus an der Seite des Mannes, dessen Weib sie einmal geworden war, ohne je einen Versuch zu machen, bei ihrem Vater Hilfe und Rettung zu suchen, sie wußte freilich, daß es vergebens gewesen wäre, vermochte doch nicht einmal ihr Tod ihn zu versöhnen. Jetzt deckte sie und ihren Gatten schon seit Jahren das Grab, und damit war auch jenes unselige Familiendrama begraben. —

Eine volle Woche war seit der Bestattung auf Steinrück vergangen. Graf Michael, der die ehemaligen Zimmer seines Vetters bewohnte, befand sich in dem Erkergemach und hatte soeben die Meldung empfangen, daß der Förster Wolfram, den er zu dieser Stunde befohlen hatte, angelangt sei. Er war heute in voller Uniform, denn es galt eine Fahrt nach dem benachbarten Städtchen, wo der Bruder des Souveräns eingetroffen war, um einer Gedenkfeier beizuwohnen. Selbstverständlich hatte man auch die vornehmsten Persönlichkeiten der Umgegend dazu eingeladen, und der nunmehrige Herr von Steinrück konnte sich dieser ersten officiellen Veranlassung nicht entziehen, wenn er auch mit Rücksicht auf die Familientrauer nur der Feier selbst, nicht den späteren Festlichkeiten beizuwohnen beabsichtigte. Die Stunde der Abfahrt war bereits bestimmt, indessen blieb immer noch Zeit zur Audienz für den Förster. (Fortsetzung folgt.)

Sommerferien in Berlin.

Von Oskar Justinus.

„Dabei bleibt es also, mein Schatz!“ rief der Herr Regierungs-Assessor Lustig und drückte seiner jungen Frau wie zur Besiegelung eines soeben gemeinsam gefaßten Entschlusses einen herzhaften Kuß auf die Lippen: „wir verleben unsere Ferien in Berlin.“

Der Entschluß war ihnen aber auch nicht ganz leicht geworden: auf dem Tische lagen verschiedene, vom Buchhändler zur Ansicht erbetene Bädeker und Grieben. — Die Pläne waren ausgezogen, und neben dem gelben aufgeschlagenen Reichskursbuche erblickte man ein Blatt Papier, über und über mit Bleistiftziffern bedeckt, schier, als gälte es, eine neue Kometenbahn zu berechnen. Gegen jedes der Reiseprojekte hatten sich gewichtige Bedenken erhoben: jene Tour hatte eines der beiden Eheleute schon einmal vor ihrer Verheirathung kennen gelernt; hier war es zu geräuschvoll und dort zu öde; hier die fremde Sprache, dort die Hôtelpreise zu ungemüthlich; von überall kamen jämmerliche Regenberichte und überall war es voll von Bekannten, denen zu entgehen ja mit zu den hygienischen Forderungen an den Sommeraufenthalt gehörte. Kurz, man einigte sich, den flüssig gestellten Betrag für das nächste Jahr zu der lange geplanten italienischen Reise zurückzulegen und den Urlaub für eine vierwöchentliche Erforschung Berlins ebenso genußreich, als zweckmäßig zu verwenden, des Berlins, das man sich noch niemals, wenigstens nicht in der Weise eines Durchreisenden angesehen, des Berlins, das man vom sicheren Port der Wohnung aus genießen konnte, und zwar nicht nur zur Sommerszeit, nein, auch im Winter, wenn es schneit, des Berlins schließlich, in dem sie sicherer, als in irgend welchem Sommeraufenthalte des Erdrunds, Fidschi-Inseln und Madagaskar nicht ausgeschlossen, waren, in der Zeit der Ferien keine Bekannten zu finden.

Schnell waren Bädeker und Grieben bei Seite geschoben und Aloys Henne's „Hundert Nachmittagsausflüge“ nebst dem Fahrtableau der Stadt- und Verbindungsbahn an ihre Stelle gelegt. Bald war ein vollkommener Schlacht-Ferienreiseplan entworfen: auf eine Meerfahrt — etwa auf dem Lietzensee — sollte immer eine Alpentour folgen, etwa die Besteigung des Kreuzberges, und dazwischen eine Besichtigung des zoologischen Gartens am Tage vorgenommen werden — wie neun Zehntel aller Besucher hatte man diesen nämlich immer nur des Abends gesehen, wo die Thiere schliefen ꝛc. Die Phantasie unserer Berlin-Reisenden erfüllte sich mit den wonnigsten Bildern, die Aussicht, nach fünfjähriger Ehe wie ein verliebtes Flitterwochenpaar im fremden Menschengewühl sich umherzutreiben, entfesselte alle Fröhlichkeit in ihren Herzen.

Aus diesen behaglichen Träumen riß sie — ein ziemlich unvermitteltes Reißen an der seit langer Zeit wenig in Anspruch genommenen Klingelschnur. Beide sprangen erschrocken auf: Alles, was Interesse oder Beziehung zu ihnen hat, ist ja doch verreist; wer wagt es, Rittersmann oder Knapp, um neun Uhr Abends ihre Ruhe zu stören? Es war der Depeschenbote, der mit einer diesen Leuten eigenen Unschuldsmiene das verhängnißvolle Telegramm überbrachte:

„Komme 10. 26. Schlesischen Bahnhof. Eugen.“

Eine Zeit lang glaubten Beide, daß dieses Telegramm nur durch einen Irrthum an ihre Adresse gelangt sei, und man war

Der Sieger im Schweinauskegeln. Nach dem Oelgemälde von W. Zimmer.

Digitized by Google

eben im Begriff, das Dokument, lachend über den glücklich überstandenen Schreck, dem Amte zurückzusenden, als plötzlich Herr Assessor kleinlaut und verlegen wurde und zugab, es könnte doch am Ende seine Richtigkeit damit haben. Der Unselige hatte nämlich, wie er sich jetzt dunkel zu erinnern glaubte, seinem Schulfreunde Eugen Waldmann, der eine kleine Beamtenstelle in der Nähe von Tarnowitz bekleidet, auf einen sehnsüchtigen und etwas Neid verrathenden Brief vor einigen Monaten gutmüthig zugeredet, sich doch einmal auf ein paar Tage herauszureißen, und ihm, der jeden Pfennig zu Rathe ziehen mußte, für diesen Fall angeboten, bei ihm zu wohnen. Nun hatte der Schulfreund diesen leichtfertigen Vorschlag für schweren Ernst genommen und kam — kam am ersten Abend des Urlaubs und kam so, daß der Assessor noch gerade Zeit fand, sich eilig anzukleiden und die weite Tour zum Schlesischen Bahnhof ihm zur Begrüßung entgegenzufahren.

Frau Assessor eilt in die Küche, das Dienstmädchen kommt und geht, und in aller Eile wird für den Gast ein warmes Abendbrot präparirt, was recht zeitgemäß war: denn der gute Schulfreund brachte einen Hunger mit, als hätte er in demselben direkt bei den Wölfen des angrenzenden Rußlands Unterricht genommen. Er brachte außerdem noch Etwas mit, dessen man sich längst in dem kinderlosen Hause unseres Paares entwöhnt hatte: Lärm und Unordnung. Er war ja natürlich hauptsächlich bei seinem Freunde eingekehrt, um alte Schulbankreminiscenzen auszutauschen, freilich meistens solche, an deren Exhumirung dem Herrn Assessor recht wenig gelegen war und für deren Humor er längst das Verständniß verloren hatte. Die Wände hallten wider von dem Gewieher des Gastes, der sich da hinten an der Grenze seine Burschikosität wie in Wickersheimer Flüssigkeit unverändert frisch erhalten hatte; alle Stuben bedeckten sich mit Cigarrenstummeln, Stöcken und Hemdkragen; Sofas und Teppiche wurden zum Ruheplatz seiner nägelbeschlagenen Stiefel oder trugen deren Spuren. Frau Assessor leistete Bewunderungswürdiges, um dem Gaste das Leben in Berlin recht behaglich zu machen, und schloß sich nicht einmal aus, als unter Leitung eines gleich am zweiten Tage ausfindig gemachten in Berlin angesessenen weiteren Schulfreundes, der nun auch immer mit eingeladen und freigehalten werden mußte, die ausgedehntesten Bierreisen unternommen wurden, deren Resultate dem Gastfreunde mehr am Herzen zu liegen schienen, als der Besuch von Museen und Sammlungen. Dieser stürzte in der That von Begierde zu Genuß, fand es überall wonnig, beglückwünschte ein über das andere Mal den Assessor um seines lieben „gemüthlichen" Weibchens willen und wurde schließlich, als der Präklusivtermin des Retourbillets heranrückte, wenn er auf die Trennung zu sprechen kam, derart sentimental, daß unseren Freunden nichts Anderes übrig blieb, als ihm zuzureden, dieses verfallen zu lassen und den Aufenthalt noch um einige Tage zu verlängern. Das geschah denn auch, und als der Schulfreund aus Tarnowitz auf das vom Assessor gekaufte neue Billet, unter dem Komitat einer ganzen Reihe neu gewonnener Freunde, überfließend vor Dankbarkeit, die Augen vom Weinen und vom Weine glänzend, ins Koupé stieg und das karrirte Taschentuch zum Abschiede flattern ließ, da wollten sie schier auch vor Dankbarkeit überfließen, daß sie nun endlich frei und ledig heimkehren konnten — obwohl der dritte Theil des Urlaubs glücklich oder vielmehr unglücklich verflossen war.

„Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell."

Als sie in ihre Wohnung eintraten, bedeutete sie das Dienstmädchen, daß eine Dame auf Frau Assessor schon nahe an ein Stündchen wartete; nichts Gutes ahnend öffnet diese die Thür und fliegt direkt in die Arme der Pensionsfreundin. Trudchen, glücklich in der Provinz verheirathet, hatte eine Reise zur Konsultation eines Frauenarztes nach Berlin unternommen, hier aber erst erfahren, daß dieser verreist und nicht vor nächster Woche zurückzuerwarten war. Fremd und unbekannt in der ungeheuren Stadt, von Niemand verstanden und gepflegt, nervös von dem Geräusch in den Straßen und eine Feindin des Hötellebens, wo der Mensch zur Nummer herabsinkt, habe sie sich der Adresse ihrer geliebten Freundin erinnert, und sie sei glücklich, daß diese nicht auch, wie die anderen, verreist sei. Sie täuschte sich in dieser nicht: Frau Assessor glaubt den Wink verstehen zu müssen, und nach kurzer Konsultation mit dem Gemahl wird das Gepäck vom Bahnhof geholt und das Zimmer des Schulfreundes für den neuen Besuch hergerichtet. Die Nervosität des Gastes ist übrigens nicht danach angethan, ihre Genußfähigkeit im geringsten herabzusetzen: sie läßt sich freilich immer sehr bitten und bringt ein Opfer nach dem andern, aber wer kann so liebenswürdiger Gastfreundschaft widerstehen, und diese Fahrten im offenen Wagen durch Thiergarten und Grunewald sind an und für sich so erquickend wie eine Kur; die Abende an der Oberspree, im Ausstellungspark sind nicht zu theuer erkauft, wenn man auch den folgenden Tag immer bis zur Mittagszeit Ruhe hält, zumal ja die gute Freundin neben dem Bett sitzend ihr plaudernd Gesellschaft leistet. Der nervöse Ton, das Opfern, die verlorenen Vormittage würden den armen Assessor, der zu Gunsten des Besuches längst sein Privatzimmerchen geopfert, nicht nur aus dem Kabinett, sondern auch aus dem Häuschen gebracht haben, hätte er nicht seine Separatbeschäftigung gefunden. Auf der Bildfläche war nämlich eines Tages der alte Sanitätsrath Wassermann, aus dem Kreisstädtchen, wo man früher amtirt hatte, erschienen. Derselbe hatte seine Gemahlin, zu seiner Erholung, ins Bad geschickt, wollte sich hier einmal für die langjährige Theaterkarenzzeit schadlos halten, in den Tragödien sich gruseln, in den Possen herzlich auslachen: vor allem aber unter der Führung eines Jüngeren, Eingeborenen all die Stätten aufsuchen, an welche ihn Jugenderinnerungen banden, und überhaupt — das erste Mal seit zwanzig Jahren, daß er ohne Gattin reist — ein wenig „durchgehen". Der Herr hinkt zwar und hat keinen Zahn mehr im Munde, ist aber dennoch ein recht unternehmender Vokativus, und das Erste, um was er seinen Führer, nachdem er ihn von seiner Frau ausgebeten hat, inquirirt, ist Kroll und Orpheum: er zeigt für die ganzen Gestalten lebender Olympierinnen ein unzweifelhaft höheres Interesse, als für die Bruchstücke der pergamenischen Götterjungfrauen. Alle Morgen muß der Herr Assessor — der Respekt verlangt das schon so — bei dem alten Herrn im Hôtel antreten, und nachdem er hier Zeuge gewesen, wie alle Toiletten künste der Neuzeit aus ihm eine halbwegs promenadenfähige Erscheinung zuwege gebracht, wird die Rundreise angetreten durch das Reich der Langeweile.

Fast weinend vor Wuth und Aerger über das verlorene zweite Drittel der Ferien setzt sich unser abgehetztes Ehepaar zum ersten Mal nach drei Wochen wieder allein zum Mittagessen nieder, als eine wohlbekannte kreischende Stimme und ein Gewirr von Tönen ihnen das Blut in den Adern erstarren macht. „Gott sei Dank, daß sie da sind; hier herein, Gepäckträger — stellen Sie nur Alles über einander; vorwärts, Kinder!" und im nächsten Augenblick steht Tante Amélie aus Belzig, um sie herum im Thürrahmen einige Neffen und Nichten, im Reisekostüm, lustig vor ihnen da. Die gute Allerweltstante hatte den lange gehegten Herzenswunsch einiger ihrer Lieblinge durch diese Reise nach Berlin zu der Jubiläumsausstellung erfüllt. Das Unterbringen, hatte sie gleich erklärt, würde bei den vielen lieben Verwandten keine Schwierigkeiten bieten, und es bot auch in der That keine — wenigstens nicht für sie, obwohl alle Verwandten ausnahmslos, als ob sie eine Ahnung des zugedachten Ueberfalls gehabt, das Feld geräumt hatten. Aber Tante Amélie ist ja so gemüthlich und die Kinder so gar nicht verwöhnt oder anspruchsvoll, und Alles ist so sehr zufriedengestellt mit den Zimmern und Betten, welche ihnen die bedrängten Gastgeber zur Verfügung stellen, während diese selbst irgendwo — im Waschkorb kampiren. Das Lager und die Verpflegung ist ja auch Nebensache; die Hauptsache ist „das gemüthliche Zusammensein" mit den lieben Menschen, von Tagesanbruch bis zur Nacht und die Kenntnißnahme von Allem, was in Berlin zu sehen und zu hören ist, unter ihrer sachverständigen Leitung. So geht der Zug, selbst einer Hagenbeck'schen Karavane vergleichbar, von Lokal zu Lokal, durch Menschengewühl und idyllische Einsamkeiten, Alles sehend, Alles zur Kenntniß nehmend: der gute liebe Neffe, wie ein Kornak voran, an seinem Arm die kolossale Tante — die treue Nichte „wehrend den Knaben, lehrend die Mädchen" im Nachtrab.

Am vorletzten Tage des Urlaubs verläßt auch diese Heuschreckenwolke das Weichbild Berlins. Mit dem nächsten Zuge dampft unser schwergeprüftes Paar nach — Wildpark, um wenigstens Einen Tag nach seiner Neigung, allein mit der Natur zu verleben: denn Beide sind in einer so hochgradigen Nervosität, daß

sie, wenn der Wind an die Fenster weht, zusammenschrecken, in der Meinung: es könnte ein Ferienbesuch sein. Der eine Tag genügt, sie wieder zu erfrischen, und mit wehmüthigem Humor blicken sie noch einmal zurück nach dem Casamicciola ihrer Ferienträume. Der Aufenthalt in Berlin hat ihnen mehr gekostet, als eine Reise nach dem Pyramidenlande.

Künftighin aber, das erheben sie zum festen Entschluß, wollen sie mit dem Glockenschlage des Urlaubsbeginnes das Weichbild hinter sich lassen — namentlich in solchen Jahren, wo in Berlin etwas Besonderes zu sehen — und das Jahr soll noch geboren werden im Schoße der Zeiten, in welchem dies nicht der Fall ist.

Der kleine Schuh.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Skizze aus dem italienischen Badeleben von **Isolde Kurz.**

(Schluß.)

„Der Kommandant des vermißten Küstenfahrers ist aus dieser Gegend gebürtig," fuhr Giacomino fort. „Er hat seine Frau drüben in Lerici. Sie war das schönste Mädchen im Ort, mit schwarzen Haaren, die ihr bis zu den Knöcheln reichten, und Augen wie eine Sultansgeliebte. Aber das Allerschönste waren ihre Füße — weiß und zierlich wie aus Elfenbein geschnitzt und mit Zehen so wohlgebildet wie Finger. Ein Bildhauer aus Florenz ruhte nicht eher, als bis sie ihm erlaubte, ihre Füße in Gyps zu gießen — ‚er brauche sie für die Statue einer Madonna,' sagte er, ‚daher sei es ein frommes Werk' — der Schelm! Wenn sie Abends mit den andern Weibern zum Waschen an den Kanal kam, so standen die jungen Leute oft die halbe Nacht oben auf der Brücke, spielten die Guitarre, daß kein Mensch im ganzen Ort schlafen konnte, und sangen die Stornelli, die Einer an sie gedichtet hatte. Sie aber wollte Keinen als ihren Pietro, der hält sie jetzt als Signora und bringt ihr immer die schönsten Kleider und Putzsachen von seinen Reisen mit. Vor ein paar Wochen kam ihr erstes Kind zur Welt, und nun soll die arme Frau in großer Sorge um ihren Mann sein, weil das Schiff so lange ausbleibt."

Mich überkam es wie eine plötzliche Erleuchtung.

„O, jetzt ist Alles klar," sagte ich. „Am Ersten sollte er hier sein, das war gerade der Tag, an dem der Sturm begann. Diese Holzsplitter, das viele Geräthe, die Strohmatten und der kleine Schuh — ja, es ist kein Zweifel, diese Schuhe hat der Kapitän aus Spanien mitgebracht, um die schönen Füße seiner Frau zu schmücken — da ereilte ihn das Verhängniß."

Diesmal erhob Giacomino keine Einwendung mehr, sondern machte ein nachdenkliches Gesicht.

„O, ich kann mir Alles vorstellen, als sei ich dabei gewesen," fuhr ich fort. „In Barcelona hat wohl der zärtliche Gatte die Nachricht von der Geburt seines Kindes erhalten. In der Freude seines Herzens geht er, nachdem die Waaren geladen sind, noch bis zur Stunde der Abfahrt in den Straßen an den Schauläden herum, um seiner Frau das Schönste zu suchen, was nur für Geld zu haben ist. An einem Schaufenster stechen ihm diese Schuhe in die Augen, die soll sie tragen, wenn sie zum ersten Mal zur Kirche geht, um den Segen zu empfangen. Das sind zwar Schuhe wie für eine Fürstin, aber dem glücklichen Kapitän ist kein Preis zu hoch, um die schönen Füße würdig zu kleiden. Zufrieden kehrt er mit seinen Schuhen an Bord zurück, der Anker wird gelichtet und bald ist bei gutem Fahrwind die französische Küste erreicht. Aber der Kapitän muß zu seiner Qual an allen Häfen anlanden, um Waaren aus- und einzuladen. Acht Tage ist er schon unterwegs, und auf dem ganzen Schiff ist Niemand so ungeduldig wie er selbst. Endlich — am neunten Morgen — kommt er nach Genua, seiner letzten Station. Jetzt nur noch nach Spezia und von da im Nachen heim zu seinem Glück. Da ändert sich auf einmal das Wetter, es ziehen drohende Wolken auf, aber der ungeduldige Kapitän sticht trotz ungünstiger Zeichen in See. In der Nähe von Portovenere muß das Schiff vom Sturm ereilt worden sein —"

Giacomino, der während meines hastigen Sprechens schon mehrmals zustimmend mit dem Kopf genickt hatte, fiel jetzt ein:

„In der Enge zwischen der Palmaria und Portovenere muß das Unglück geschehen sein."

„Ja," rief ich „ich weiß Alles. Mit zerschmettertem Mast wurden sie an die gefährlichen Riffe der Palmaria getrieben und stark beschädigt; die Kisten, Tonnen und Geräthschaften, deren Trümmer am Strande liegen, sind in dieser letzten Noth über Bord geworfen worden. Aber es ist zu spät — das Schiff sinkt. Die Bemannung flüchtet sich in die Boote, der Kapitän, der wie immer den Kopf oben behält, will als Letzter folgen —"

„Ja, kennen Sie ihn denn?" unterbrach mich Giacomino ganz erstaunt.

„Ich kann ihn vor mir sehen, er ist ein schlanker, brauner Matros — im Arm hält er sein Kästchen mit den Schuhen, das Einzige, was er von seiner ganzen Ladung gerettet hat. Aber im Augenblick, wo er über Bord springt, wirft eine Welle das Boot weit hinaus und der aufgerissene Schlund reißt den Unglücklichen hinunter. Beim Wiederauftauchen sieht er vielleicht den Leuchtthurm seiner Heimath, und wäre nicht der Sturm, so könnte er vielleicht die Glocken von Lerici das Ave läuten hören.

Aber neue Wellen schmettern über ihn herein, bewußtlos versinkt er in dem Strudel — und aus dem Kästchen, das die Wellen zermalmt haben, treibt ein kleiner Frauenschuh an unsere Bucht."

Giacomino schwieg ernsthaft, ich hatte schließlich mit meiner Einbildungskraft auch ihn angesteckt.

„Ja, es ist ein böses Handwerk," sagte er schließlich nach einer langen Pause seufzend. „Gute Nacht!"

Die ganze Nacht dachte ich an den Unglücksschuh, und so oft ich aus einem kurzen unruhigen Schlaf auffuhr, stellte ich mir die unglückliche Wittwe vor, die jetzt wohl schlaflos auf ihrem Lager stöhnte, während das Meer die Leiche ihres Geliebten nach fernen Küsten wälzt. Das war für mich nunmehr eine ausgemachte Thatsache.

Als ich am nächsten Morgen aus meinem hohen Thurmzimmer auf die Plattform stieg, wo man zugleich das Meer und die Landschaft überblickt, da sah ich unten an den Stufen des Kastells ein weißes Kleid und bunte Bänder durch das Grün des Gartens schimmern und ich erkannte meine treffliche Freundin Signora Clelia, die sich mühsam die steilen Stufen heraufarbeitete, um mir einen Morgenbesuch zu machen. Man muß die Signora kennen, um die ganze Größe dieses Opfers zu würdigen.

Signora Clelia ist unbestritten die eleganteste und vielleicht auch die hübscheste Frau im Ort, und sie läßt sich diesen Ruhm wahrlich sauer werden. Ich glaube sogar, ihr nicht ganz Unrecht zu thun, wenn ich vermuthe, daß dies der Grund ist, warum sie alljährlich unser stilles San Terenzo zum Badeaufenthalt wählt, denn sie ist darin dem großen Cäsar ähnlich, daß sie lieber in einem Fischerdorf die Erste, als in Rom die Zweite sein mag. Sie allein hält hier die Sitte der großen Welt aufrecht, sich viermal des Tages umzukleiden, gleichviel wie der Stand des Barometers sei. Und doch kann auf der abgelegenen Villa, die sie bewohnt, Niemand ihre Standhaftigkeit würdigen, als ihr Gatte, der sich darüber ärgert.

Aber daraus macht sie sich nichts, ihr ist es nicht um den Beifall zu thun, sie leidet für die gute Sache selbst, sie ist eine Märtyrerin ihres Princips. Dabei ist sie aber stets guter Laune und zwitschert den ganzen Tag wie ein kleiner Vogel. Dieses liebenswürdige, aber etwas anspruchsvolle Geschöpf ist die Frau eines deutschen Professors.

Ich sah, daß sie große Mühe hatte, mit ihrem enggebundenen Kleide und den hohen Stöckelschuhen durch das Geröll heraufzuklettern, und daß sie nach jedem Schritte schwer athmend stehen blieb. Ich eilte ihr entgegen und brachte sie nicht ohne einige Anstrengung vollends herauf.

Auf meinem Zimmer angekommen, ließ sie sich erschöpft in einen Lehnstuhl fallen und fing eifrig mit einem riesigen japanischen Fächer zu wedeln an.

„Ein herrlicher Morgen," sagte sie, „heute sind wieder einmal alle Farben durch einander geschüttet in dem großen mittelländischen Farbentopfe."

Plötzlich sprang sie auf.

„Ja, um aller Heiligen willen, wie kommen Sie denn zu meinem Schuh?“ rief sie und nahm das kleine Pantöffelchen vom Gesimse.

Ich stand wie versteinert.

„Gehört dieser Schuh Ihnen?“ fragte ich endlich kleinlaut.

„Jawohl,“ antwortete sie heiter, „und wenn Sie etwa daran zweifeln, so will ich Ihnen gleich beweisen, daß ich die rechte Braut bin, der der kleine Schuh paßt.“

Dabei streckte sie ihren niedlichen Fuß vor, nachdem sie das etwas gröbere Schuhwerk abgestreift hatte, und hielt das feine, von der Nässe eingeschrumpfte Pantöffelchen daneben.

Ich sah wohl, daß es ihr Maß hatte.

„Aber wie kommt es denn ins Meer?“ fragte ich noch immer in der äußersten Verwunderung.

„Damit hat es seine eigene Bewandtniß,“ antwortete sie lachend. „Sie kennen ja meinen Mann und seine geologischen Grillen. Nun sehen Sie, seit einiger Zeit hat ihn das wissenschaftliche Fieber wieder erfaßt, da klettert er den ganzen Tag in Geklüft und Dickicht herum, und mich schleppt er immer mit sich. Kommen wir dann an eine Pfütze oder einen Graben, so darf ich nicht etwa ausweichen, nein, ich muß mitten hindurch. So auch im Walde bricht er mit mir durch das dichteste Gesträuch, und wenn die schönste Fahrstraße nebenher läuft. Daß ich dabei alle Kleider zerreiße und hundertmal stolpere, ist ihm einerlei. Höchstens legt er los und schilt über wahnsinnige Moden. Weil ich nun diese Tyrannei nicht länger dulden wollte, lud er vor einigen Tagen ein paar befreundete Familien zu einem Ausfluge nach Portovenere ein. Ich glaubte wirklich, diesmal handle es sich um ein geselliges Vergnügen, und legte zum ersten Male diese zierlichen Schuhe an. Er selbst hatte sie mir von seiner letzten botanischen Reise in Spanien mitgebracht nebst einem andalusischen Schleier; das sei doch das einzige exotische Gewächs, wofür ich Sinn habe, sagte er. Zuweilen hat er doch auch menschliche Anwandlungen. Diese Schuhe also zog ich an, denn ich dachte, wir machen die Partie ja im Nachen, diesmal giebt es also nichts zu klettern. Aber ich hatte meine Rechnung ohne den Wirth gemacht. Gleich bei der Landung in Portovenere begann meine Noth. Da mußte der sogenannte Venustempel erstiegen werden, und von dort aus ging es trotz meiner Vorstellungen über Felsblöcke und Marmorquadern hinauf in das alte Festungsgemäuer. Wenn mein Mann dabei ist, so kann man sicher sein, alle Gemsenwege zu finden. Die ganze Gesellschaft schien von demselben Dämon besessen zu sein. Für mich war diese Anhöhe ein Leidensweg, ein Kalvarienberg. Sie wissen, ich bin nun einmal mit meinem ganzen Wesen nicht auf so schwindelhafte Unternehmungen eingerichtet. Kaum hatten mich die Herren mit vereinten Kräften auf irgend einen Felsblock hinaufgezogen, so blieb ich mit dem Absatze hängen und lief Gefahr, die ganze Höhe wieder hinunter zu stürzen.“

Während sie so sprach, zog sie an dem kleinen Schuh den lose gewordenen Absatz herunter und ließ ihn klappernd zurückschnellen.

„Sehen Sie, da sind noch die Risse im Leder von all den Felsenzacken, an denen ich hängen blieb. Ich könnte kein Ende finden, wenn ich Ihnen alle meine Drangsale schildern wollte.

Mein Mann, der anfangs sehr ungeduldig war und zornige Blicke auf mein Schuhwerk warf, sagte schließlich gar nichts mehr, aber er brütete über einem finstern Entschluß.

Endlich waren wir Alle lebendig wieder unten am Strand und ließen uns in der Venusgrotte nieder, um zu frühstücken.

Die Diener hatten unterdeß auf den Steinen Feuer angezündet und das Fleisch gebraten. Die übrigen Eßwaaren hatten wir in den Booten mitgebracht, der Wein war aus dem Ort beschafft worden, aber jetzt stellte es sich heraus, daß die Gläser fehlten.

‚Was Gläser,‘ rief mein Mann voll arger List. ‚Jeder galante Kavalier trinke aus dem Schuh seiner Dame!‘

Die andern Damen, die sich vorsichtiger als ich mit grobem Schuhwerk versehen hatten, machten jetzt verlegene Gesichter, und eilig wurde ein Fischerjunge beauftragt, Gläser aus dem Dorf zu holen.

Ich aber ließ mir arglos den Schuh vom Fuß streifen. Mein Mann goß ihn voll mit goldenem Cinque-Terre-Wein und leerte ihn auf einen Zug.

Dann schwenkte er ihn hoch wie einen Pokal und sagte feierlich: ‚Das war dein Letztes.‘

Ich ahnte jetzt, was folgen würde, und wollte ihm in den Arm fallen, aber er flüchtete sich mit seinem Raube blitzschnell auf die höchste Klippe.

‚Marterwerkzeug einer verirrten Kultur!‘ rief er, ‚Ausgeburt eines wahnwitzigen Schustergehirns! Jetzt ist deine Rolle aus, liege du bei den Ungeheuern der Salzfluth.‘

Damit schleuderte er den Schuh weit ins Meer hinaus. Ich sah ihn noch lange als schwarzen Punkt auf der Oberfläche treiben, die silberne Agraffe blitzte zuweilen auf wie ein Stern. Endlich schwand er mir aus den Augen, ich mußte unter den Neckereien der Gesellschaft barfuß nach Hause und hätte nicht gedacht, daß ich noch einmal im Leben meinen verlorenen Schuh wiedersehen sollte.“

In diesem Augenblick trat Giacomino herein.

„Der vermißte Schoner ist aufgefunden, Gott sei Dank!“ rief er mir zu. „Sie hatten mit Ihrer Phantasie mich selber angesteckt, daß ich die ganze Nacht von Schiffbruch träumte. Er ist allerdings in den Sturm gekommen und nach Korsika verschlagen worden. Dort hat er sich aber in Bastia vor Anker gelegt, um seine Schäden auszubessern. Gestern Mittag ist er in Spezia eingelaufen, alle Ladung ist gerettet. Der Kommandant ist gestern Abend im Boot nach Lerici gekommen. Aber er hat seiner Frau keine Schuhe mitgebracht, auch ist er kein schlanker, brauner Matros, sondern ein untersetzter, ziemlich beleibter Mann, auch schon bei Jahren. Ich habe ihn heute selbst im Hafen von Lerici gesehen.“

Wir lachten Beide herzlich. Signora Clelia nahm ihr wiedergefundenes Eigenthum an sich, das zwar durch die erlittene Havarie unbrauchbar geworden ist, ihr aber dazu dient, den Gemahl täglich an seine Unthat zu erinnern und ihn künftig vor ähnlichen Ausschreitungen zu bewahren. Ich höre auch, daß der Professor bereits ein neues Paar Schuhe genau nach dem Modell des ersten aus Madrid verschrieben haben soll.

Giacomino aber, der auch boshaft sein kann, meinte, ich hätte diesen Schuh eigentlich zum Andenken in meinem Zimmer aufstellen sollen, gleichsam als ein Warnungszeichen vor den Tiefen der Einbildungskraft.

Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit.

Die Elektricität im Dienst der Heilkunde.

I.

Scheinet es nicht, geneigter Leser, als wenn wir jetzo in einem elektrischen Seculo lebten? Man höret in unseren Tagen von keiner Materie so viel sprechen, als von der Elektricität. Die öffentlichen Zeitungen haben bishero beynahe mehr von dem elektrischen als kriegerischen Feuer Meldung gethan. Schon damalen, vor ohngefähr zehen Jahren, als die Elektricität in Teutschland wiederum mehrers getrieben und bekannt wurde, waren derselben Versuche als neue Wunder, ja, wenn ich es frey sagen darf, zuweilen als Hexereyen von vielen Zuschauern gehalten und angesehen.“ Also beginnt Herr Johann Gottlieb Schäffer, der Weltweisheit und Arzneigelahrtheit Doktor und praktischer Arzt zu Regensburg, die Vorrede eines im Jahre 1752 herausgegebenen Werkes „Die elektrische Medicin oder die Kraft und Wirkung der Elektricität in dem menschlichen Körper und dessen Krankheiten“, in welchem er die mannigfachsten mittels elektrischer Apparate erzielten Heilungen, insbesondere gelähmter Personen, schildert. Sollte man nicht glauben, diese einleitenden Worte zu einem für die damalige Zeit höchst beachtenswerthen und mit wissenschaftlicher Strenge durchgeführten Werkchen wären in unserem Jahrzehnte geschrieben? In der That war das allgemeine Interesse, welches die großen Entdeckungen Benjamin Franklin's auf dem Gebiete der Elektricitätslehre im vorigen Jahrhundert hervorriefen, ganz analog der heutigen Bewegung! Es waren nicht nur Männer der Wissenschaft, welche im vorigen Jahrhundert diesem neuen Zweige der Naturlehre ihre Aufmerksamkeit zuwendeten, sondern in den höchsten Kreisen, an den großen und kleinen fürstlichen Höfen damaliger Zeit galt es als „standesmäßig“, sich mit elektrischen Studien und elektrischen Experimenten zu befassen.

Eine der damals üblichen Methoden der Elektricitäts-Erzeugung ist aus unserer Abbildung (S. 425) ersichtlich. Mittels des von einem Abbé gedrehten großen Schwungrades einer Gueride'schen Elektrisirmaschine wird eine Schwefelkugel in rasche Umdrehung versetzt, welcher der linksstehende Kavalier dadurch, daß er durch Andrücken seiner gut getrockneten Hände die Kugel reibt, Elektricität entlockt. Diese eigenthümlich erzeugte Reibungs-Elektricität findet ihren Weg durch den Körper eines Mannes,

welcher auf einem an ſeidenen Stricken befeſtigten Brette ſchwebt. Derſelbe läßt den elektriſchen Strom durch einen mit einem Ringe verſehenen Metallſtab über dem Kopfe der rechts ſitzenden Dame ausſtrahlen, wodurch die Haare derſelben angezogen werden. Der elektriſche Strom fließt durch den Körper der Dame in die Erde ab. Durch dieſe Art von iſolirter Körperſtromleitung ſollte die Wirkung der Elektricität erhöht werden. Mittels ſolch primitiver Methode der Elektricitäts-Erzeugung wurden trotzdem im vorigen Jahrhundert manche merkwürdige Heilreſultate erzielt, von denen die Chroniken jener Zeit zu berichten wiſſen.

In Folge der Ende des vorigen Jahrhunderts (in dem Jahre der großen franzöſiſchen Staatsumwälzung 1789) von Galvani entdeckten Berührungs-Elektricität, des Galvanismus, wobei bekanntlich durch Berührung von Metallen und erregenden Flüſſigkeiten in einfacher Weiſe Elektricität entſteht, wurde die ſogenannte Reibungs-Elektricität, die man mittlerweile durch ſich drehende geriebene Glasſcheiben zu erzeugen gelernt hatte, für die praktiſche Verwendung in den Hintergrund gedrängt.

Krankenbehandlung in dem elektrotherapeutiſchen Kabinet des Profeſſors Charcot auf der Salpêtrière zu Paris.

Nicht nur die Vervollkommnung und Vereinfachung der Erzeugung elektriſcher Ströme hatte zu einer Aenderung in deren Anwendungsweiſe für den menſchlichen Körper Veranlaſſung gegeben, ſondern auch die hohe Entwickelung der Elektrophyſiologie in unſerem Jahrhundert verdrängte die Reibungs-Elektriſirmaſchine, indem die Phyſiologen ſich vornehmlich bei ihren Unterſuchungen mit Erfolg des galvaniſchen Stroms bedienten.

Es iſt von hervorragenden deutſchen und ausländiſchen Gelehrten, in erſter Linie durch die auf dieſem Gebiete bahnbrechenden Arbeiten des Berliner Profeſſors Dubois-Reymond, erwieſen worden, daß der thieriſche und menſchliche Körper ſelbſt elektriſche Ströme zu erzeugen vermag. An ausgeſchnittenen Muskel- und Nervenſtücken laſſen ſich mit feinen Meßinſtrumenten elektriſche Ströme nachweiſen, ja es iſt ſogar experimentell ſchon vor vielen Jahren die Beobachtung gemacht worden, daß die Magnetnadel eines ſehr empfindlichen, bei phyſiologiſchen Forſchungen benutzten Meßinſtruments, des ſogenannten Multiplikators, ausſchlägt, wenn eine Anzahl von Menſchen dadurch, daß ſie ſich gegenſeitig die Hände reichen, eine Kette bilden und die Letzten dieſer Kette je ein cylindriſches Metallſtück zur Hand nehmen, das durch eine Drahtleitung mit dem erwähnten Zeigerapparat in Verbindung gebracht iſt. Wenn nun auf ein gegebenes Zeichen die in die Kette Eingeſchloſſenen eine kräftige Beugung des Vorderarmes vornehmen, ſchlägt die Magnetnadel des Zeigerapparates nach einer beſtimmten Seite aus, ein Beweis, daß ein elektriſcher Strom vorhanden war, welcher jene Bewegung der Nadel verurſachte. Unter den Thieren iſt es insbeſondere der Froſch, welcher mannigfach zu einſchlägigen Experimenten herhalten mußte. Bekanntlich hat auch Galvani in Folge Experimentirens mit friſch getödteten Froſchen ſeine große oben erwähnte Entdeckung gemacht. Die Elektricitäts-Erzeugung im lebenden Körper dient einer Anzahl von Thieren ſogar zur Friſtung ihres Lebens. Die elektriſchen Fiſche, Raja torpedo, der Zitterrochen, Gymnotus electricus, der Zitteraal und Malopterurus electricus, der Zitterwels, beſitzen eigenthümliche, nach Dubois-Reymond zu dem Muskelſyſtem gehörige elektriſche Organe, die vom Gehirn aus regiert werden. Mit dieſen elektriſchen Organen vermögen die Thiere je nach ihrer Größe und ihrem Alter kleinen beziehungsweiſe größeren Thieren, ja ſogar im Waſſer in ihre Nähe kommenden Menſchen lähmende, unter Umſtänden den Tod herbeiführende elektriſche Schläge auszutheilen. Die Thiere benutzen dieſe Kraft ſowohl als Waffe zur Vertheidigung gegen äußere Angriffe, als auch aggreſſiv zur Beſchaffung der nothwendigen Nahrung. Die willkürliche Verwendungsweiſe der dieſen Thieren eigenen elektriſchen Energie wird durch die Ganglienzellen ihres Gehirns beſtimmt, welche durch Nervenſtränge mit dem elektriſchen Organ verbunden ſind.

Auch die Muskelthätigkeit der höheren Thiere und des Menſchen hängt von großen Nerven- und Ganglienzellen ab, welche im Rückenmark und im Gehirne ihren Sitz haben. Von dieſen Organen gehen alle Lebensthätigkeiten aus. Ob es ſich bei der Ueberſetzung des Willens in Muskelbewegung um ein elektriſches oder ein anderes Nervenfluidum handelt, iſt bis jetzt trotz der mannigfachſten phyſiologiſchen Unterſuchungen noch nicht erwieſen. So viel aber ſteht feſt, daß durch von außen auf Gehirn, Rückenmark, Nerven und Muskeln einwirkende elektriſche Ströme alle Arten von Bewegungen bei geſunden Thieren und dem geſunden Menſchen ausgelöſt, ſowie daß die mannigfachſten Lebensthätigkeiten, die im Muskelſyſtem, in den feinſten Vertheilungsbezirken des Blutes, oder in den Drüſen vor ſich gehen, durch von außen in geeigneter Weiſe einwirkende elektriſche Ströme zu erhöhter Thätigkeit gereizt werden können. Funktionelle Störungen auf den betreffenden Gebieten werden durch für jeden einzelnen Fall in ihren Eigenſchaften richtig zu wählende elektriſche Ströme wieder zu normaler Thätigkeit in vielen Fällen zurückgeführt. Welche Apparate und Methoden heut zu Tage zu dieſem Zwecke in Gebrauch, und welche Schranken der elektriſchen Behandlung von Krankheiten gezogen ſind, ſoll durch die folgenden Erörterungen klargelegt werden.

Die, wie oben erwähnt, ſchon im vorigen Jahrhundert zu Heilzwecken benutzte, aber gänzlich in Vergeſſenheit gerathen geweſene Reibungselektricität iſt jüngſt wieder zu namhafter Geltung gekommen. Vor mehreren

Digitized by Google

Jahren (1877) zog nämlich der berühmte Nervenarzt Professor Charcot in Paris in Folge des Studiums jener alten Schriften die Elektrisirmaschine für ärztliche Zwecke von Neuem in den Bereich seiner Thätigkeit. Freilich waren mittlerweile auch die maschinellen Vorrichtungen der sogenannten statischen Elektricitätserzeugung durch geeignete neue Konstruktionen bedeutend verbessert worden und zu einer gewissen Vollkommenheit gediehen. Dr. Holtz, früher in Berlin, und Professor Töpler in Dresden konstruirten sogenannte Influenz-Elektrisirmaschinen, welche es ermöglichten, kontinuirliche elektrische Ströme von hoher Spannung für gewisse Zwecke der elektrischen Heilkunst zu erzeugen und zu verwenden. Unsere Abbildung (S. 433) stellt das große elektrotherapeutische Kabinet des Professor Charcot in Paris dar, welches derselbe auf seiner Abtheilung in der Salpêtrière, einem großen Krankenhause für Nerven- und Gemüthskranke, hat einrichten lassen.

Fast alle in der modernen Elektrotechnik in den jüngsten Jahren zu Tage getretenen Errungenschaften werden in dem erwähnten großen Heilinstitute zu Paris verwerthet. Zwei große, durch Glaskasten vor Staub geschützte Influenz-Elektrisirmaschinen werden mittels Transmissionsriemen in rasche Umdrehung versetzt und geben ihre Ströme an die auf dem Tabouret sitzenden Personen ab. Die bewegende Kraft wird durch eine Dampfmaschine erzeugt, welche in einem dem elektrotherapeutischen Kabinette benachbarten Gebäude steht, und mittels Dynamomaschine und Transmissionswellen den beiden Influenzmaschinen zugeführt.

Von den positiven Polen derselben führt je ein Leitungsstab auf das Elektrisirtabouret, während von den negativen Polen die negative Strömung zur Erde geleitet wird und von hier aus durch eine Kette dem Elektrisirstabe des behandelnden Arztes zufließt.

Im Hintergrunde des Saales, auf unserem Bilde links, sehen wir einen Elektrisirtisch mit den verschiedensten elektrotherapeutischen Apparaten und Meßinstrumenten zur Behandlung mittels des galvanischen Stroms. Im Vordergrunde des Bildes erklärt der ärztliche Dirigent der Anstalt einem besuchenden Arzte die interessanten Apparate und deren Wirkungsweise. Der Zudrang zu dieser öffentlichen Heilstätte ist so groß, daß täglich zwei- bis dreihundert Patienten daselbst Hilfe suchen; es muß daher immer eine größere Zahl von Leidenden zugleich, wie es unsere Abbildung zeigt, dem elektrischen Strome ausgesetzt werden. Auf die Krankheitsformen, welche sich zur Behandlung mit den erwähnten hochgespannten Strömen eignen, ebenso wie auf die Anwendung des galvanischen und faradischen Stroms zu Heilzwecken, werden wir in einem zweiten Artikel zurückkommen.

Was will das werden?

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Friedrich Spielhagen.

(Fortsetzung.)

An dem Bach, da wo er eine Viertelstunde unterhalb des kleinen Badeortes aus dem Walde tritt, stehen zwei junge Leute auf einer erhöhten Stelle des Ufers und lassen ihre Angelleinen in dem hier ziemlich tiefen Wasser schwimmen. Der starke Strom führt die Leinen binnen einer halben Minute regelmäßig so weit, daß sie dieselben wieder herausnehmen und mit weitem Schwunge bachaufwärts schleudern müssen.

Dies monotone Spiel mochten sie wohl bereits seit zwei Stunden getrieben haben, ohne daß während dessen ein anderes Wort, als etwa ein kurzes, welches das gemeinsame Geschäft betraf, über ihre Lippen gekommen wäre. Jetzt schnellte der Größere von den Beiden, der weiter bachaufwärts stand, seine Leine, an der „beinahe“ ein Fisch gehangen hätte, nur daß der Schlaue im letzten Augenblick vorgezogen, „wieder nicht“ anzubeißen, zum vielhundertsten Male leer aus dem Wasser und sagte gähnend: „Sie wollen wirklich nicht beißen. Ich denke, wir hören auf!“

„Hören Sie auf!“ erwiderte der so Angeredete; „ich will nicht Lamarque heißen, wenn ich nicht der Peller das versprochene Gericht mit nach Hause bringe.“

„Ich hätte gewiß nichts dagegen,“ sagte der Andere, „da Sie mich dazu eingeladen haben. Aber was nicht sein soll, das ist eben nicht.“

„Es soll sein und deßhalb wird es sein,“ sagte Lamarque. „Wenn Sie noch eine halbe Stunde bleiben, können Sie sich selbst davon überzeugen.“

„Wüßte nicht, daß ich etwas versäumte, wenn ich bliebe,“ sagte der Andere, sich in das Moos streckend, welches die Wurzeln der Rieseneiche mit einem dicken Teppich überspann. „Ist auch hier so viel schöner als in dem langweiligen Nest. Was ich sagen wollte, Lamarque, Sie spielten gestern Abend wirklich —“

„Ausgezeichnet, süperb, ich weiß. Aber so gern ich mich loben höre, zumal von Ihnen, bitte, jetzt weiter kein Wort!“

„Wie, kein Wort?“

„Denken Sie, daß man angeln und konversiren kann zu gleicher Zeit? Sehen Sie, den hätte ich gehabt, wenn ich aufgepaßt hätte. Verdammt! Das kommt von dem Schwatzen.“

Der Kleine hatte den beschädigten Köder erneuert und warf abermals seine Leine aus. Der Andere legte die Hände unter den Kopf und fing an, in das mächtige Laubdach über ihm hinaufzustarren.

Die jungen Leute waren die beiden „Liebhaber“ des Sommertheaters, das sich seit acht Wochen in dem kleinen Badeorte etablirt hatte; Lamarque war der erste; ich war der zweite.

Ich sollte morgen eine größere Rolle in einem alten Benedix'schen Stück spielen und begann, mir meinen Text im Stillen herzusagen. Ich fand, daß mir kein Wort fehlte — nicht einmal ein Stichwort — und daß ich mir den Rest schenken könne. Ueberdies hatte über mir eine Amsel angefangen zu singen, und die Sonne, die im Untergehen war, warf einzelne Streifen durch das Laubdach, sodaß hier und da ein Stück Ast, ein Convolut Blätter in tiefem Purpur glühten, während aus den dichten Massen schon die Dunkelheit „mit hundert schwarzen Augen sah“. Und ich hatte noch keine zwei Minuten so hinaufgeblickt, als ich Zeit und Ort und den Gefährten und das Stück morgen und Alles vergessen hatte und im Geist bei den Liebenden des Lustspiels war, an dem ich in meinen Mußestunden schrieb, und darüber grübelte, ob ich die entscheidende Scene nicht, anstatt im Zimmer, im Walde spielen lassen könne, — in einem Eichwald wie dieser. Nur daß ich dann die Entdeckung des Handels durch den eifersüchtigen Sekretär — ich müßte denn —

Und so spann ich weiter an den bunten Fäden meines Gewebes, während droben die Purpurgluth verlosch, die Amsel sich den Unterschlupf für die Nacht längst gesucht hatte, und Lamarque wortlos weiter angelte, bis er plötzlich mit einem hellen Jauchzer die tiefe Stille und meine Träume unterbrach. Erschrocken fuhr ich in die Höhe und griff mir an die Stirn, denn das Blut war mir von dem langen Liegen in den Kopf gestiegen, und vor meinen Augen schwammen große blaue Wolken.

„Was giebt's?“

„Das versprochene Abendessen! Sehen Sie!“

Ich sah nun wirklich fünf oder sechs größere und kleinere Fische, die in dem Korb, welchen er mir triumphirend hinhielt, zappelten.

„Sie sind ein Tausendkerl, Lamarque,“ sagte ich.

„Bah!“ sagte er; „ich habe nur Ausdauer. Das ist alles.“

„Das ist auch alles,“ sagte ich, „oder doch viel, sehr viel.“

„Freilich. Wenn Sie —“

Lamarque brach ab, nahm seine Angelruthe auseinander, den zugedeckten Korb unter den Arm, und wir machten uns auf den Rückweg am Ufer des Baches hin durch den schweigenden Wald.

„Sie wollten vorhin etwas sagen, Lamarque. Sie fingen an: ‚Wenn Sie‘ —“

„Ich weiß es nicht mehr.“

„Haben Sie Ihre Rolle so schlecht gelernt, daß Sie nicht einmal auf den Souffleur weiter spielen können? Soll ich Ihnen den ganzen Text bringen?“

„Wenn Sie können —“

„Ich glaube, Sie wollten sagen: ‚Wenn Sie Ausdauer hätten, wären Sie kein so schlechter Schauspieler‘.“

„Oder doch: ein besserer.“

„Das kommt auf Eines heraus.“

„Nicht ganz. Sie sind kein schlechter Schauspieler: aber Sie könnten ein guter sein, wenn —“

„Mir nicht eben Alles fehlte, was zu einem guten Schauspieler gehört; zu einem, wie Sie, zum Beispiel.“

„Lassen wir mich aus dem Spiel! Was meinen Sie, was zu einem guten Schauspieler gehört und Ihnen fehlt?“

„Soll ich Ihnen das wirklich expliciren, Lamarque, stehe ich mir sehr im Licht, lasse ich Sie aus dem Spiel. Ich brauche

nämlich bloß aufzuzählen, was Sie haben, und ich habe die sämmtlichen Requisiten zu dem betreffenden guten Schauspieler beisammen."

„Na, dann schießen Sie meinetwegen los! Was habe ich denn?"

„Zuerst, was Sie sich ja selbst zusprechen, Ausdauer. Und welche Ausdauer! Sie haben mir selbst gesagt, Ihre Schulkenntnisse seien über Lesen, Schreiben und Rechnen nicht weit hinausgegangen —"

„Wie sollten sie," unterbrach mich Lamarque. „Ich ging in eine Bürgerschule in einem kleinen polnischen Nest. Mein Vater — hieß übrigens eigentlich Markus — Jude selbstverständlich — war Barbier. Er brauchte mich im Geschäft von meinem zehnten Jahre an. Als ich sechzehn war, lief ich ihm weg —"

„Um Schauspieler zu werden — ganz recht. Weil Sie den unwiderstehlichen Drang hatten — das ist das Zweite zu der Ausdauer — und doch eigentlich dasselbe mit jener. Denn wohnte Ihnen nicht früher und später dieser unwiderstehliche Drang inne, so hätten Sie eben nicht die Ausdauer gehabt, Ihre schwache, dünne Stimme — pfeifende, sagten Sie — so zu schulen, daß Sie sich jetzt eines starken, wohlklingenden, vor allem unermüdlichen Organs erfreuen und einer Pronunciation, der man Ihre halb polnische Abkunft nicht im geringsten mehr anmerkt. Dasselbe Kunststück haben Sie mutatis mutandis —"

„Was heißt das?"

„In ähnlicher, wenn auch in anderer Weise mit Ihrem Körper fertig gebracht, der, nach Ihren eigenen Worten, anfangs gebrechlich oder doch ungelenk war, und jetzt die Kraft und Elasticität selbst ist, sodaß Sie mit ihm machen können, was Sie wollen. Nun kommt das Dritte, das freilich die Hauptsache ist: Ihr für mich und alle Kunstverständigen, die Sie gesehen haben, staunenswerthes Talent, Ihr theatralisches Genie: die reine, ganz spontane und momentane schauspielerische Intuition —"

„Was ist das nun wieder?"

„Eine Anschauung von dem darzustellenden Charakter, ohne daß Sie über denselben: sein Wesen, seinen Gehalt, seine psychologische oder gar historische Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit lange nachzudenken brauchen."

„Oho, Sie meinen, ich denke gar nicht!"

„Keineswegs, nur daß Ihr Denken über einen Charakter mit dem inneren Nachschaffen desselben Hand in Hand geht. Und das innere Nachschaffen auch wieder sofort in das äußere Nachbilden, Herausformen, die eigentliche schauspielerische Darstellung mit einem Worte, übergeht, so daß im Grunde die Rolle, wenn Sie beim letzten Worte angekommen sind, auch eigentlich schon fertig ist."

„Das ist wahr," sagte Lamarque. „Ich muß mich manchmal über mich selbst wundern, wie ich dazu komme, und wie fix das geht. Aber ich vergreife mich auch manchmal."

„Gewiß, wenn auch sehr selten. Und selbst dann kann man Ihnen nicht gram sein, weil das etwa Unrichtige, sagen wir: in der Anlage Verfehlte, das Sie bringen, tausendmal interessanter und werthvoller ist, als das schulmäßig Richtige anderer Leute. Sehen Sie, Lamarque, das sind Sie. Brauche ich Ihnen nun noch zu sagen, was und wie ich bin?"

Lamarque antwortete nicht. Wir gingen eine Weile schweigend neben einander hin; plötzlich rief er:

„Sagen Sie mir nur das Eine: weßhalb sind Sie denn Schauspieler geworden?"

Ich mußte lächeln; in dieser Frage lag das ganze Urtheil des Mannes über mich und die Verfehltheit meines Berufes. Aber er sagte mir ja nichts, was ich nicht längst gewußt hätte, und mit einer Heiterkeit, die doch nicht ganz ohne Wehmuth war, erwiderte ich:

„Weil man mir so lange eingeredet hatte, ich habe Talent zum Schauspieler, bis ich es am Ende selbst beinahe glaubte. Beinahe, nicht ganz; und wären meine Verhältnisse nicht gar so mißlich gewesen, ich hätte mich doch wohl noch im letzten Augenblicke besonnen. Aber meine Situation war zu langem Besinnen nicht angethan. Sehen Sie: es sind nun eben vier Jahre her, da war ich einmal nach Hamburg verschlagen. Ich hatte nach Amerika gewollt; daraus wurde nichts. Nach einer schlimmen Nacht, in welcher der leibhaftige Teufel mit mir sein Spiel zu treiben schien — Sie brauchen sich dabei nichts Arges zu denken — ich kam leidlich unschuldig, wie ich hineingerathen, aus seiner Küche heraus — war ich einen ganzen Tag freudlos, ziellos und auch bis auf ein Weniges mittellos in den fremden Gassen umhergeirrt mit diversen Selbstmordsanwandlungen, denen ich aber glücklich widerstand. Der Abend fand mich in Sankt Pauli — Sie kennen Hamburg nicht? — nun, das ist eine Vorstadt, in welcher sich so ziemlich auf einem Platz Alles zusammendrängt, was im Genre der sogenannten Volksbelustigungen von den Cafés-chantants bis zu den Karrousels und den Buden mit der größten Dame der Welt, oder dem Schafe mit zwei Köpfen und so weiter geleistet werden kann. Ich hatte da so wenig zu suchen, wie überall sonst in der großen Stadt, aber ich war einmal da; und das bunte Treiben zerstreute mich doch ein wenig und lenkte mich vor Allem von jenen tristen Hamlets phantasien ab, die jetzt, wo die Sonne zur Rüste ging, in Erinnerung der furchtbaren verlebten Nacht, sich wieder stärker zu regen begannen. So trieb ich mich da herum, innerlich einem verlaufenen Hunde ähnlicher, als irgend einem anderen lebenden Wesen, wenn ich auch hier und da stehen blieb und mir irgend eine Wunderlichkeit oder Abenteuerlichkeit dieser tollen Welt scheinbar aufmerksam betrachtete; oder ebenso an den Schaubuden eine und die andere der Affichen las, die denn freilich manchmal ebenfalls wunderlich und abenteuerlich genug lauteten. Zum Beispiel folgende, die ich aus guten Gründen im Gedächtnisse behalten habe, und die Sie sich mit den nöthigen Absätzen untereinander gedruckt denken müssen: ‚Felicia-Theater. Dreizehntes Gastspiel der kleinen Mimili — Der Liebling der Welt. — Das geehrte Publikum wird gebeten, während des Gastspiels der kleinen Mimili nicht zu rauchen. — Viertes Auftreten des englischen Original-Bauchredners Mister S. Vox mit seinen acht Automaten in sechs verschiedenen Sprachen. — Zum ersten Male: Badekuren. Lustspiel in einem Akte von G. zu Putlitz.'

Nicht wahr, die Zusammenstellung ist originell? Wenigstens interessirte sie mich, vielleicht nur deßhalb, weil mein Lehrer mir die Rolle des Reinhold eingeübt und mich auf dem kleinen Probirtheater, auf welchem ich meine praktischen Studien machte, ein paarmal hatte spielen lassen. Wie ich noch da so stehe und den Zettel lese — es war an der Hinterseite des Kunsttempels neben der Ausgangsthür — wird diese Thür geöffnet; ein plumper kurzer Mann tritt auf die Schwelle und blickt, die Hände auf dem Rücken, vor sich hin mit einem verdrießlich-nachdenklichen Gesicht. Plötzlich wendet er sich zu mir, der ich noch immer bald die Affiche ansehe, bald den Mann, ohne mir bei dem Einen mehr zu denken, als bei dem Andern, und fragt mich in grobem Ton: ‚Sind Sie Schauspieler?' Ob ihn mein unbärtig jugendliches Aussehen zu der Frage bewogen hat oder nur der Umstand, daß ich so eifrig die Affiche zu lesen schien — ich weiß es nicht. Und auch nicht, warum ich mit Ja antwortete. Ich bin überzeugt, es ist die reine Zerstreutheit gewesen, und ich hatte, der Wahrheit gemäß, Nein sagen wollen. — ‚Können Sie den jungen Kerl da in dem Stück da spielen?' fragte er weiter, mit der rothen Hand auf den Zettel schlagend. Diesmal konnte ich mit einiger Ueberzeugung Ja sagen. — ‚Dann sind Sie mein Mann!' ruft der Dicke, jetzt mit strahlendem Gesicht. ‚Kommen Sie herein, wie Sie gehen und stehen! Sie finden Alles! Rönner ist gerade von Ihrer Statur; es wird Ihnen passen, als wär' es Ihnen auf den Leib gearbeitet.'

Ich mochte dazu wohl ein recht verdutztes Gesicht gemacht und der Mann das für eine Abneigung, auf den Handel einzugehen, gehalten haben. Er ließ sich deßhalb zu einer Erklärung herbei. Herr Rönner habe sich vor zehn Minuten krank melden lassen — werde wohl mit der Krankheit nicht weit her sein — sei überhaupt ein unzuverlässiger Patron, der Musjö Rönner. Aber herbeizuschaffen sei er nicht; die Möglichkeit, ihn zu ersetzen oder ein anderes Stück zu geben, ebenfalls ausgeschlossen, und die kleine Mimili und Mister Vox hielten für den Abend nicht vor. Ich solle meine Gastrolle nicht umsonst geben. Und wenn ich dem Publikum gefalle und ich meine Ansprüche nicht zu hoch spanne, so sei ich sein Mann nicht bloß für heute Abend; und der Teufel möge den Bummler, den Lumpen — nämlich den Herrn Rönner — holen!

Nun, ich hatte wahrlich nicht die Absicht, einem anderen armen Unglücksraben sein Stück Brot wegzunehmen, aber so

waren doch wenigstens der Abend und die Nacht untergebracht, denn der Mann hatte mir freies Quartier in dem Hause selbst zugesagt; und die Stelle an der Außenalster, die mir für mein Valet aus dieser Welt ganz besonders geeignet schien, war ich sicher, auch morgen wieder zu finden. Ich schlug also ein und spielte den Reinhold nicht schlechter und nicht besser, als ich ihn heute noch spielen würde. Das Vorstadtspublikum war in seiner Sonntagslaune, überhäufte den ‚Gast' mit großmüthigem Beifall; mein Patron umarmte mich nach der Vorstellung, lud mich zum Abendessen im Kreise der Familie und — die deutsche Bühne hatte einen schlechten Schauspieler mehr."

„Blieben Sie lange in Hamburg?"

„Kaum ein Vierteljahr. Mein Patron war ein roher Trunkenbold, der heute mit seinen ‚Künstlern' Brüderschaft trank und sie morgen ein gut Theil schlechter behandelte, als Mister Box seine Automaten. Doch hatte ich mir während der kurzen Zeit einige Routine angeeignet, ein kleines Repertoire geschaffen, und fand leicht ein anderes Engagement. Seitdem bin ich noch auf sieben oder acht anderen Bühnen gewesen, ohne irgendwo festen Fuß fassen zu können."

„Oder zu wollen," rief Lamarque. „Ich behaupte noch einmal, es liegt nur an Ihnen, wenn Sie, ich will nicht sagen, ein Ludwig Devrient oder Seydelmann, aber doch ein guter Schauspieler sind."

„Ich habe die Hoffnung definitiv aufgegeben," erwiderte ich; „und, offen gestanden, der Gedanke, der mich früher allerdings begeisterte, hat jetzt allen Reiz für mich verloren. Auch bin ich entschlossen, daß dies mein letztes Engagement sein soll."

„Ja, aber was wollen Sie dann anfangen?"

„Ich weiß es selbst noch nicht. Ich weiß bloß, ich möchte eine Thätigkeit, der ich wirklich gewachsen und von der ich überzeugt wäre, daß bei derselben, und sei sie noch so gering, wirklich etwas, und sei es noch so wenig, zum Vortheil und Nutzen der anderen Menschen herauskäme. Und eine, bei der man die leidigen Gedanken, die sich nur immer um unser eigen Ich drehen, los würde und Zeit und Geistesfreiheit behielte, an die Anderen und ihr Wohl und Wehe zu denken; — zum Beispiel die Thätigkeit eines Handwerkers."

„Im ‚Fest der Handwerker'?"

„Nein, in der hausbackenen Wirklichkeit."

„Als ob ich ein Wort von all dem Unsinn glaubte! — So — da wären wir. Ich will nur schnell die Fische zur Peller bringen. Sie kommen doch sicher?"

„Gewiß!"

„Also auf Wiedersehen in einer Stunde etwa!"

„Auf Wiedersehen!"

3.

Es war mir bei dieser Gelegenheit ergangen, wie das ja öfter im Leben vorkommt: daß man mit Jemand ein Gespräch beginnt, ohne eine andere Absicht als die einer ganz harmlosen Plauderei, und dabei zu einem folgenschweren, den weiteren Lebensgang bestimmenden Resultat gelangt, welches freilich wohl schon fertig in der Seele lag, aber doch jetzt erst gleichsam geboren und zum Entschluß erhoben wird. Von diesem Abend an war ich entschlossen, nicht nur dem Theater zu entsagen, — das hatte schon so ziemlich festgestanden, — sondern alles Ernstes Handwerker zu werden.

Auf dem Wege ging es nicht weiter und wollte ich nicht weiter.

Mich aus meinen augenblicklichen Verhältnissen zu lösen, war herzlich leicht. Die Geschäfte der kleinen Truppe, zu der ich gehörte, gingen in diesem Jahre noch ganz besonders schlecht. Einen Direktor hatten wir eigentlich nur dem Namen nach, um dem Dinge vor den Augen des Publikums doch ein gewisses Ansehen zu geben. Im Uebrigen spielten wir bereits seit vier Wochen „auf Theilung", und den Anderen war es ganz genehm, wenn durch mein Ausscheiden der Divisor in den schmalen Dividendus sich um eines verringerte. Man mußte dann freilich einige Stücke vom Repertoire streichen; aber das war kein Verlust, da dem wenig zahlreichen Publikum völlig gleichgültig war, was gespielt wurde, wenn nur gespielt wurde, und es so noch öfter als zuvor Gelegenheit hatte, Lamarque zu sehen, den es sich mit Recht zu seinem Liebling erkoren. Er hatte sich zum Winter ein Engagement an einem der besseren kleinen Berliner Theater zu verschaffen gewußt. Ich freute mich darüber seinethalben, der damit den Fuß auf die erste Sprosse der Leiter setzte, deren letzte zu erreichen er berufen und entschlossen war, und auch ein wenig um meinetwillen. Wir waren in der kurzen Zeit Freunde geworden, da ich ihn aufrichtig bewunderte und er keinerlei Veranlassung hatte, in mir einen Rivalen zu sehen. So nahm ich denn keinen Anstand, ihm mein Geheimniß mitzutheilen.

Auch ich wollte nach Berlin.

Ich war stets mit meinem Bruder Otto in Verbindung geblieben, wenn dieselbe auch nur darin bestanden hatte, daß ich ihm das wenige Geld schickte, welches ich erübrigen konnte, und er mir dafür, anstatt des Dankes, den ich nicht begehrte, mit Briefen antwortete, die unweigerlich nur die alten stereotypen Klagen über die bösen Menschen und die schlechten Zeiten enthielten und ebenso unweigerlich auf Blättern von verschiedenem Format geschrieben waren, zu denen aus Schulheften gerissene das Hauptkontingent stellten. Er trieb noch immer sein altes Metier eines Fenster- und Thürentischlers, manchmal mit, meistens ohne Hilfe eines Lehrlings; zu einem Gesellen hatte er sich meines Wissens noch nie aufgeschwungen. Ich hatte noch an dem Abend der Unterredung mit Lamarque bei ihm angefragt, ob er mich aufnehmen wolle. „Ich hoffe," schrieb ich ihm, „nicht lange Lehrling zu bleiben; übrigens kann ich auch ein kleines Lehrgeld zahlen als einen Zuschuß zur Wirthschaft, bis ich im Stande sein werde, mir meinen Unterhalt zu verdienen, und bald hoffentlich ein Uebriges, das ich dann brüderlich mit Dir theilen will."

Die Antwort hatte auf sich warten lassen; es nahm mich bei dem allezeit Lässigen kein Wunder. Endlich war sie denn doch gekommen: er habe nicht früher schreiben können; ein fünftes Kind sei geboren worden; eine größere Bestellung gegen alles Erwarten eingelaufen — er wisse nicht, wo ihm der Kopf stehe — (als ob der Arme das jemals gewußt hätte!) —. Natürlich freue er sich außerordentlich, nach so langen Jahren wieder mit mir beisammen zu sein; aber bei ihm sei, wie ich wisse, Schmalhans Küchenmeister und — ich solle es mir doch ja noch einmal recht überlegen.

Ich schrieb ihm zurück: „Ich habe Alles überlegt; am nächsten Sonnabend treffe ich ein."

Und nun, nachdem dieser entscheidende Brief abgesandt war, befiel mich jäh eine neue Sorge.

Ich hatte in allen diesen Jahren von den Menschen, die mir in meiner Jugend nahe gestanden, nichts gesehen und nichts gehört. Kein Wunder, da ich mich fast beständig fern von der eigentlichen Heimath (wenn anders ich von einer Heimath sprechen durfte), meistens in kleinen obskuren Orten der verlorensten Winkel des Vaterlandes umgetrieben! War auch nach Böhmen und Deutsch-Oesterreich, einmal sogar bis nach Pest verschlagen und so selten an meine Vergangenheit erinnert worden, daß sich mir dieselbe allmählich in ein Traumland verwandelte.

Denn nur zweimal während dieser ganzen Zeit hatte eine solche Erinnerung stattgefunden, das erste Mal vor etwa zwei Jahren, und peinlich genug war sie für mich gewesen.

Sie ging von einer Schauspielerin aus, welche kurze Zeit mit mir an demselben Theater wirkte. In jenen Reminiscenzen, denen sich alternde Bühnenkünstlerinnen so gern hingeben, war die Dame auch auf die Zeit zu sprechen gekommen, während derer sie das Fach einer ersten tragischen Liebhaberin am herzoglichen Hoftheater bekleidete. Es war die Zeit ihrer Triumphe gewesen — eine glanzvolle Zeit, nach ihrer Behauptung, in welcher es nur einen dunklen Punkt gegeben: daß sie sich in die Gunst des Publikums mit einer jungen Sängerin aus Amerika theilen mußte, einer Miß Howard. Freilich sehr ungerechter Weise. Denn die junge Dame habe eine zwar wohllautende, aber völlig ungeschulte Stimme gehabt, keine Ahnung vom Komödienspiel und den Leuten nur durch ihre allerdings große Schönheit und Anmuth die Köpfe verdreht. Nicht bloß den Leuten: nicht minder dem Chef — dem bekannten Kammerherrn von Trechow — und in erster Linie Serenissimus selbst. Das heißt, es sei immer zweifelhaft gewesen, wer von den beiden Herren in erster Linie gestanden; und auch die Katastrophe, in welcher die Unglückliche mit ihrem Kinde zu Grunde ging, habe diesen Zweifel nicht völlig gelöst. Denn hätte auch die Katastrophe in der unmittelbaren Nähe eines der Schlösser von

Aus der Jubiläums-Kunſtausſtellung in Berlin:
Fiſchmarkt in Amſterdam. Nach dem Oelgemälde von Hans Herrmann.

Digitized by Google

Serenissimus und unmittelbar nach einer heftigen Scene mit demselben stattgefunden — die Veranlassung dieser Scene sei immer ein Geheimniß geblieben, und könne so gut in einer etwaigen gerechtfertigten Eifersucht des hohen Herrn gefunden werden, als in einem anderen Umstande. Ueberdies sei es, wiederum unmittelbar nach jener Katastrophe, zwischen Serenissimus und dem Herrn Intendanten zu einem jähen und völligen Bruch gekommen, der denn doch die angedeutete Erklärung als die weitaus natürlichste und einfachste erscheinen lasse.

Ich hatte mich selbstverständlich gehütet, wenn die Dame diese Geschichte erzählte — was sie gern und mit Hinzufügung aller möglichen und unmöglichen Details that — auch nur mit einer Miene, geschweige denn einem Worte anzudeuten, in welch' grausam inniger Beziehung ich zu der Heldin derselben stand. Glücklicherweise konnte ich bald das betreffende Theater verlassen, und ich verließ es nur deßhalb, um aus der Nähe der Dame zu kommen und der Versuchung nicht zu erliegen, die famose Geschichte richtig zu stellen und das Andenken meiner Mutter von dem Flecke zu reinigen, welcher aus der behaupteten Nebenbuhlerschaft des Herzogs und des Kammerherrn auf demselben haften blieb. Zwar auch Weißfisch hatte in seinem ersten Bericht damals in Rommendorf dasselbe angedeutet, und der Kammerherr selbst nie ein Hehl daraus gemacht, daß er meine Mutter geliebt habe. Aber niemals hatte er behauptet, der Begünstigte gewesen zu sein; und welchen Grund hätte er gehabt, das zu verschweigen, wäre es der Fall gewesen? Nein, mein Unglück blieb, wie es war, und hatte durch Erzählungen der alten Müllersleute seine volle Bestätigung erhalten. Ihnen, besonders der guten Frau, hatte meine Mutter ihr volles Vertrauen geschenkt. Die Mühle war ihr Lieblingsaufenthalt gewesen; sie hatte den ganzen letzten Sommer dort verlebt. Da war auch von einem berühmten Künstler das Medaillonbild, das jetzt wieder auf meinem Herzen ruhte, gemalt worden. In aller Heimlichkeit. Es hatte eine Ueberraschung sein sollen, und die Aermste sich in ihrer phantastischen Weise mit den reizendsten Farben die Freude ausgemalt, die sie „ihm" durch dieselbe bereiten würde. Wie sie sich denn auch sonst gerade in der Zeit vor der Katastrophe in den glänzendsten Hoffnungsträumen gewiegt zu haben schien. Nur noch gegen den Gedanken, nicht die rechtmäßige Gattin des geliebten Mannes werden zu können, hatte sich ihr Stolz gesträubt. Sie, die Abkömmlingin eines adligen Geschlechtes, das seinen Stammbaum bis auf die Zeit der ersten Kreuzzüge zurückführte, die Erbin — sobald sie wollte — von Millionen, die Bürgerin des größten Freistaates der Welt — sie, die sich gerade so vornehm glaubte wie er, und vielleicht reicher war als er — sie sollte ihm nur zur linken Hand angetraut werden dürfen! Und so war über die Ahnungslose das Furchtbare hereingebrochen, das sie nicht hatte überleben wollen. Worin es bestanden? Auch nicht die leiseste Andeutung darüber war während der wenigen Tage, die sie dann noch bei den Müllersleuten verbrachte, über ihre Lippen gekommen. Sie hatte nur gesagt: es ist Alles vorbei, fragt mich nicht! Ich hätte es wissen können. Aber ihr habt ganz Recht: die Schmach, es nicht vorausgesehen zu haben, wäre durch meinen Tod nicht gesühnt worden. Das kann nur dadurch geschehen, daß ich die Last des Lebens in Reue und Buße weiterschleppe.

War es ein Theil dieser Buße gewesen, daß sie die Liebe zu ihrem Kinde erstickte und von der Pflicht sich lossagte, welche selbst die Barbarin heilig hält?

Aber daß wenigstens das Band von mir zu ihr nicht zerrissen war, hatte ich empfunden an dem Glücksgefühl, welches mich durchströmte, wenn ich sie so wenigstens von jener anderen Schuld der Treulosigkeit gegen den Mann ihrer Wahl freisprechen durfte. Sie hatte ein hohes Spiel gespielt und es verloren; es war ein ehrliches gewesen. Und dafür war ich ihr so dankbar, daß mir dagegen, was sie früher und später an mir gesündigt, geringfügig erschien, und es Momente gab, wo mir bei Betrachtung des geretteten Bildes die alte heiße Kinder- und Knabensehnsucht nach ihrer Liebe voll zurückkam.

Die zweite Erinnerung an die Vergangenheit war von jüngerem Datum und mir ebenfalls indirekt, sogar nicht einmal durch eine Person, nur durch Zeitungen vermittelt worden.

Ich las aber in einer derselben, daß der bekannte Graf Pahlen, der vor zwei Jahren in die famose nihilistische Verschwörung Netschajeff verwickelt, seitdem in dem Alexejewitschen Ravelin in Petersburg gefangen gehalten worden, zum Tode verurtheilt, aber vom Kaiser, bei dem er früher in so hohem Ansehen gestanden, zu lebenslänglicher Deportation nach Sibirien begnadigt war, auf dem Wege dorthin entsprungen sei und sich nach London gerettet habe. Wie das möglich gewesen, wisse mit Bestimmtheit wohl nur eine Dame, welche kurze Zeit vor der Beendigung des Processes an einem gewissen deutschen Hof, als dessen erster Stern sie gegolten, durch ihr plötzliches und völlig räthselhaftes Verschwinden die größte Bestürzung hervorrief. Ob der betreffende Hof durch die Nachricht, daß die Dame jetzt — und zwar in London und an der Seite des Grafen Pahlen (dessen Flucht sie zweifellos veranstaltet und geleitet) — wieder aufgetaucht sei, in einen geringeren Schrecken versetzt worden, als vor zwei Monaten durch ihre räthselhafte Flucht, wage der Berichterstatter nicht zu entscheiden.

Diese Nachricht, welche andere Zeitungen zum Theil mit mehr oder weniger pikanten Details bestätigten, hatte auf mich einen tief wehmüthigen Eindruck gemacht. Ich beklagte alle Betheiligten von ganzem Herzen: den unglücklichen Grafen, den aller Wahrscheinlichkeit nach die Verzweiflung an seinem Lebensglück in die Verschwörung getrieben; die theure Adele, welche ihrer Liebe so ungeheure Opfer bringen mußte; schließlich ihn — und ihn nicht zum mindesten, — den seine Hartnäckigkeit und die Kurzsichtigkeit seines Egoismus nun auch die Tochter gekostet hatte, vielleicht das einzige Wesen auf Erden, das er wahrhaft liebte, so weit sein Herz eben lieben konnte.

Aber diese Trauer mußte denn doch bald der Freude weichen, daß sie, der ich alles Glück der Erde gönnte, nun doch ihr höchstes Glück sich errungen mit einem Heldenmuth, um dessenwillen ich sie, welche ich von ganzer Seele zu lieben nie aufgehört hatte, nun auch ebenso bewundern mußte. Welch' andere Bedeutung gewann jetzt jenes unvergessene Bild der beiden Liebenden, wie sie, in der Salonthür sich umschlungen haltend, zu den Sternen emporblickten! Da hatte sicher schon die Schwere des kommenden Geschickes auf ihren Herzen gelastet, die ich von eitel Seligkeit erfüllt wähnte! Wie verstand ich so jetzt erst jenes räthselhafte Wort Adele's, das sie vor der verhängnißvollen Unterredung mit ihrem Vater mir zuflüsterte: „sei gut!" Sei gut, damit, wenn er mich verliert, er wenigstens dich behält! Nun, ich hätte sie ihm doch niemals ersetzen können. Aber ihrem Herzen machte es Ehre, daß sie noch frauenhaft für den zu sorgen bemüht war, den sie doch kränken mußte, weil er ihr keine Wahl ließ. Zweifellos war die Flucht schon damals beschlossen gewesen, wenn ein letzter Versuch, auf dem Wege der Bitte zum Ziel zu gelangen, mißglücken sollte. Der Versuch war mißglückt, und welche Qualen mochte die Aermste erduldet haben, als nun die Kerkerthüren sich dem unglücklichen Verschwörer öffneten, ihr jeder Tag die Nachricht seines schmählichen Todes bringen konnte! Gott sei Dank, es war anders gekommen. Ich brauchte mich dieser Schwester nicht zu schämen, und der Heroismus ihrer Handlungsweise hatte sicher, ohne daß ich es merkte, meinen jetzigen Entschluß zeitigen helfen. Weib oder Mann, es kam eben darauf an, daß jeder seiner Ueberzeugung lebte. Sollte sich der Mann von dem Weibe beschämen lassen?

Nun, der Brief, welcher mich bei Bruder Otto ankündigte, war fort, und hinter ihm kam die Sorge, von der ich vorhin sagte, daß sie mich jetzt erst befallen: die Sorge, in Berlin wieder denen zu begegnen, die mich als hoffnungsvollen Knaben, als strebenden Jüngling gekannt hatten und mich jetzt wieder finden würden — wenn sie mich wiederfanden — als einen, der alle Hoffnung hinter sich gelassen und nur noch von dem einen Wunsche erfüllt war, sich in der Menge verlieren zu dürfen. Die Werins, das wußte ich ja, lebten in Berlin: Mutter und Tochter jedenfalls, Adalbert sehr wahrscheinlich — gehört doch der Sturmvogel auf das hohe Meer! Ellinor war damals zu ihrer Tante dorthin gegangen, und ich erinnerte mich, daß Schlagododro mir immer gesagt, er werde das erste Jahr in Heidelberg und die übrige Zeit in Berlin studiren. Er mußte nach meiner Berechnung jetzt mit seinem Studium fertig und voraussichtlich dort sein. Ebenso wie Adolf, der ja in einem der Garderegimenter Officier war und seine Kousine jedenfalls schon geheirathet hatte. Möchte er! — Professor Hunnius, hatte er seinen Plan, in die Hauptstadt überzusiedeln, ausgeführt?

Vermuthlich: er gehörte nicht zu den Leuten, die sich mit müßigen Plänen ihre Zeit verderben.

Das gab schon eine lange Reihe, und wer von den alten Bekannten mochte sich nicht noch angeschlossen haben! Aber dann: ich war längst kein Knabe mehr, und das Schicksal hatte während meiner Jünglingsjahre hinreichend an mir herumgehämmert, daß es nicht seine Schuld, wenn es mich nicht zum Manne geschmiedet, der sich durch die Einreden der Freunde nicht aus seinem Wege drängen ließ. Thor, der ich mir den frischen Muth mit solchen Phantasien beschwerte! Woher sollten die Einreden kommen, wenn die höchste Wahrscheinlichkeit dafür sprach, daß ich von allen den Genannten auch nicht einem in der Riesenstadt jemals auf meinen dunklen Lebenspfaden begegnen würde! Oder wollte ich, daß sie mir begegneten und mir ausredeten, was ich mir eben auch nur eingeredet? Dann hätte ich nur gleich bei meinem alten Handwerk bleiben können.

Sie machten mir den Abschied schier schwer, die guten Gesellen, meine Herren Kollegen, und die Damen, meine liebenswürdigen Kolleginnen. Wir kannten uns alle einander erst seit ein paar Monaten, aber die gemeinschaftliche Misère hatte uns längst zu den besten Freunden gemacht. Nie hatte es ein unfreundliches Wort zwischen uns gegeben, und es gab wahrlich keines an dem letzten Abend, an welchem sie mich wegfeierten. Auf gemeinschaftliche Kosten natürlich — es war so ziemlich Alles zwischen uns gemeinschaftlich — auf der Bühne selbst, auf der wir uns eben noch in einem schauderhaften französischen Sensationsstück abgequält, und die uns der Direktor zu dem Zwecke großmüthig zur Verfügung gestellt, auf die Gefahr hin, daß die „alte Scheune" — es war wirklich nur eine alte, ein wenig herausgeputzte Scheune — bei der Gelegenheit in Feuer aufging. Ich saß zwischen Fräulein Peller, unsrer ersten Liebhaberin, einem gutmüthigen Mädchen von unbestimmtem Alter, und Frau Sorge-Schellhorn, der Anstandsdame und Heldenmutter, einer würdigen Matrone, deren Jahre mit denen der weißköpfigen Krähe rivalisiren mochten. Mir gegenüber Lamarque, der bei dem Symposion — das Kouvert eine Mark, inclusive Bowle — den Vorsitz führte. Ich erinnere mich nicht, daß wir etwas Nennenswerthes gegessen haben: aber die Bowle war unergründlich. Ach, und welche prächtigen Anekdoten stiegen aus ihrer Tiefe — funkelnagelneue von der heutigen Vorstellung, in der wir alle „geschwommen" hatten, und solche, die sich schon Roscius und seine Kollegen erzählt haben mochten, und von denen alle ausnahmslos mit demselben schallenden Gelächter begrüßt wurden! Und welche Reden! eine immer schöner und länger und rührender als die andre, daß die Damen in Thränen zerflossen, und wir Männer uns schier die Hände wund drückten! Und welche improvisirte Possen und übermüthige mimische Karrikaturen, daß wir Männer uns die Seiten hielten, und die Damen erklärten, sie könnten nicht mehr lachen!

Und dann hatte unser Baß-Buffo (der allerdings tief zu tauchen verstand) irgend wie doch den Grund der Bowle gefunden, und dann gab's ein Schluchzen und Küssen und Umarmen, als wäre mit dem fahlen Morgenlicht, das durch die Soffiten fiel, der jüngste Tag angebrochen, und nicht einer wie die andern auch, an dem nur eben ein Kollege, den nach vierundzwanzig Stunden Keiner vermissen würde, von dannen ziehen wollte.

Außer Lamarque wußte Keiner, was ich vorhatte, sondern sie meinten, ich ginge nach Berlin, mir ein neues Engagement zu suchen. So wagte auch Keiner — dem alten schauspielerischen Aberglauben folgend — mir „gut Glück" auf die Reise zu wünschen, als sie mich in corpore zur Bahn gebracht hatten, und ich in dem Wagon (dritter Klasse) am Fenster stand und ihnen, Einem nach dem Anderen, aus dem Fenster noch einmal stumm die Hand zum Abschied reichte.

Aber sie wünschten mir Glück nichts destoweniger. Ich sah es an ihren Gesichtern. — Lebt wohl, ihr lieben, verrunzelten, verschminkten Gesichter, über deren manchem in diesem Augenblick eine so ehrliche Thräne rinnt! Lebt wohl! auf Nimmerwiedersehen!

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Auch ein Siegesfest. (Mit Illustration S. 429.) „Heisajuchheia Dudeldumdei! Da geht's hoch her!" So braucht es nicht bloß in Wallenstein's Lager zu heißen, dieser Jubelschrei paßt auch für die friedlichen Feldlager ländlicher Festfreude überall, wo das Volk noch kerngesunder Lustbarkeit fähig ist. Zu den bestimmten Landvolksfesten gehören neben den alljährlichen Kirmsen die in guter Jahreszeit von Wirthen oder auch von Gesellschaften veranstalteten Ausschießen oder Auskegeln von allerlei Werthgegenständen; dazu wählt man auch Thiere und giebt häufig Gänsen oder Schweinen den Vorzug. Unser Künstler führt uns zu einem Feste, welches dem Borstenthier gewidmet war und dessen Sieger auf der Kegelbahn soeben im Triumph herumgetragen wird, während man das erkegelte Gewinnstück nöthigt, den Triumphzug zu eröffnen.

Der Verlauf eines solchen Volksvergnügens ist in der Regel ein einfacher und gewohnheitsfester. Wo es, wie in Thüringen und Franken, so Gebrauch ist, bilden Bratwürste und Bier die ganze Speisekarte. Oft tanzt die Jugend schon während des Kegelns oder Schießens im Freien. Sicherlich geht es aber nach dem Preiswettkampfe zum Tanzsaal, da tobt die Lust sich kräftig aus, und wenn am Schluß noch als außerordentliche Zugabe eine Prügelei ihre Helden mit Beulen ziert, so muß wohl auch das zum Ländlichsittlichen gerechnet werden.

Unser Künstler läßt von einem solchen Ausgang seiner Schweine-Auskegelei nichts ahnen. Wir sehen nur die verschiedenen Auslassungen der Freuden des Tags. Es ist mit diesem Bilde ihm wieder eine der vielen Dorflust-Darstellungen, mit denen er namentlich seine Thüringer Landsleute schon so oft erfreut hat, herrlich gelungen. Wilhelm Zimmer ist selbst ein Thüringer. Am 16. April 1853 in dem „Arbeitsmekka der Thüringer Frauenwelt" (vergl. „Gartenlaube" 1866, S. 89), in Apolda als der Sohn eines Strumpfwirkers geboren, wurde für diese Haupt- und Hausthätigkeit nicht nur seiner Familie, sondern seiner ganzen Vaterstadt auch er bestimmt. Nach einjähriger Lehrzeit kam er zu einem Lithographen nach Weimar und erlebte dort die glückliche Entdeckung seines Talents. Denn da er zugleich die dortige Zeichenschule besuchte, so fand der berühmte Landschafter, Graf Stanislaus von Kalckreuth, welcher 1860 in Weimar eine Kunstschule gegründet hatte, die er selbst bis 1876 leitete, Gelegenheit, in diesem Apoldaer so viel eigenthümliche Begabung zu finden, daß er ihn in sein Institut aufnahm und der Ausbildung desselben seine besondere Theilnahme widmete. Seitdem hat Zimmer seine fruchtreiche Schaffenslust fröhlich walten lassen und für dieselbe ein Gebiet gewählt, das ihm immer frischen Stoff zu liefern im Stande ist, das Dorfleben und zwar vorzugsweise in seiner Heimath.

Der Fischmarkt in Amsterdam. (Mit Illustration S. 437.) Eine der interessantesten, sowohl durch ihr Aussehen als durch ihr Volksleben fesselndsten Regionen Amsterdams war mir stets der Nieuwe Markt mit seiner nächsten Umgebung, besonders dem Zee Vischmarkt. Ein Besuch desselben lohnt sich weniger wegen der verschiedenen Meeresprodukte, die dort feilgeboten werden, als wegen der interessanten Volkstypen, welche der Fremde dort zu beobachten vermag. Zwei darunter sind es, welche uns sofort in die Augen fallen und unsere Theilnahme voll in Anspruch nehmen. Unter den kräftigen, in Holzschuhen („Klompen") umherwandelnden Männern, welche ihre Fischkörbe zur Stelle bringen, erkennt man unschwer den holländischen Fischer. Das sind wahrhaft merkwürdige Leute. Ob der Fischer auf der See mit Wind und Wogen ringt, um seinen Lebensunterhalt zu finden, ob er angelangt am Strand den Ertrag seiner Mühen zu bergen trachtet und sorgfältig sichtet, was für eigenen Verbrauch oder Winterbedarf gehört, und vor Allem, was zum Handel sich eignet und blankes Geld für den Haushalt liefern soll; ob er endlich, heimgekehrt nach seiner Hütte, mit Weib und Kindern an Netz und Fischereigeräthen hantirt, oder nach dem städtischen Fischmarkte zieht — stets liegt ein tiefer Ernst in seinen Mienen und Bewegungen, und gelingt es, den Mann in ein Gespräch zu ziehen, so erhält man da gute und bedachte Antworten, die aber selten weiter gehen, als die Frage. Nur die Thätigkeit und Umsicht des holländischen Fischers erklären den großartigen Erfolg seiner mühseligen Arbeit. Kein Zeitpunkt wird übersehen, und wäre das Wetter, wie es häufig genug vorkommt, auch nicht günstig; keine Chance wird unversucht gelassen, tage- und wochenlang treiben die Fischer auf der See, um jeden Augenblick zu erhaschen, der dem Unternehmen günstiger werden will. Um Fischer zu sein, muß der Mann vorerst ein vorzüglicher Schiffer sein und ist es auch im vollsten Maße, denn mit den primitivsten Instrumenten, einem einfachen Kompaß u. dergl. unternimmt der ernste Holländer, den wir auf dem Fischmarkte so gemessen seinen Beschäftigungen nachgehen sehen, in seinem Boote die weitesten Reisen bis an die Shetlandsinseln, ja bisweilen bis in die Nähe von Island und findet seinen Rückweg nach der heimathlichen Küste.

Den vollendeten Gegensatz zu diesen ernsten Gestalten bilden die freundlichen Nixen, welche mit ihrem blonden, glatt geschreitelten Haar, ihren hellen klaren Augen, wohlgefärbten Wangen und ihrer freilich mitunter etwas derben Frische von dem Menschenschlage in den Niederlanden eine recht günstige Meinung erwecken. Ich meine die Dienstmädchen, welche des Morgens sich unter den Käuferinnen auf dem Fischmarkte zahlreich einfinden und wegen ihrer kleidsamen Tracht auch sonst zur Staffage des holländischen Straßenlebens dienen. In den Niederlanden huldigt man nämlich noch immer der anderwärts längst überwundenen Ansicht, wonach es weder gut noch schicklich sei, daß Frau und Dienerin in ihrem äußeren Erscheinen keinen Unterschied zeigen, und selbst die einfachste Bürgersfrau sieht strenge darauf, daß die Magd in ihrer Kleidung sich innerhalb der durch die Sitte vorgeschriebenen Grenzen bewege. Diese verlangt nun für die Dienstmädchen Sommers und Winters schmucklose Kleidung aus meist weiß und violett gestreiftem Kattun, weiße Schürze und Häubchen, schwarze Schuhe und weiße Strümpfe, welche unter dem Röckchen zum Vorschein kommen. Alles muß stets von tadelloser

Sauberkeit sein, und es läßt sich nicht leugnen, daß die zahlreichen, oft recht zierlichen lichten Gestalten dieser dienstbaren Geister, welche geschäftig durch die Straßen eilen oder in den Morgenstunden an den Fenstern sichtbar werden, ein ungemein belebendes, heiteres Element in das Gewühl der sonst dunklen Straßen bringen. Diese „Uniform" der Dienstmädchen, wie wir sie auf dem Amsterdamer Fischmarkte in größerer Gesammtwirkung beobachten können, herrscht übrigens mit sehr geringfügigen Unterschieden in ganz Holland und hat jedenfalls den Vortheil, dem fremden Besucher eine unliebsame Verwechselung etwa mit der Tochter des Hauses zu ersparen. Natürlich fällt es auch Niemanden ein, wie bei uns, die pförtenöffnende Zofe mit „Fräulein" anzureden, sondern man nennt sie ohne Rücksicht auf ihr Alter einfach: „meisje", das heißt Mädchen.

Um die Mittagsstunde erstirbt das Leben und Treiben auf dem Fischmarkte; die Menschen verlaufen sich, und auch die Körbe mit den Fischen sind verschwunden. Wer Nachmittags oder des Abends über jene Stätte schreitet, sieht in ihr nichts als einen Theil des Nieuwe Markt. — Das treffliche Gemälde, nach welchem unser Holzschnitt ausgeführt wurde, befindet sich gegenwärtig auf der Jubiläums-Kunstausstellung in Berlin.

Friedrich von Hellwald.

Ein billiges und wohlschmeckendes Erfrischungsmittel aus Apfelsinen- (Orangen-) schalen. Durch Trocknen, Einschichten in oder Kochen mit Zucker suchen unsere Hausfrauen nicht selten die Schalen der jetzt für wenige Pfennig zu habenden Apfelsinen oder, wie man in Süddeutschland sagt, Orangen zu längerer Aufbewahrung tauglich zu machen, und gewinnen dadurch ein für manche Zwecke sich recht wohl eignendes Gewürz. Immerhin dürften noch ungezählte Apfelsinenschalen unbenutzt zu Grunde gehen, aus denen mit wenig Mühe und Kosten ein Erfrischungsmittel sich herstellen ließe, welches bei Allen, denen wir es vorsetzten, namentlich auch bei Arbeitern und Handwerkern, Beifall gefunden hat. Dasselbe dient zur Herstellung einer Nachahmung der in Sachsen und manchen anderen Gegenden Deutschlands beliebten „Wasserkaltschale". Man bereitet dieselbe bekanntlich aus frischem Wasser, dem geriebene Brotkrumen, in kleine Würfel geschnittene Brotrinde, Zucker, etwas Wein und Citronenscheiben, oder an Stelle der beiden letzteren auch nur Citronensaft oder etwas Essig zugesetzt werden. Manche fügen auch noch einige in kochendem Wasser aufgequellte und wieder abgegossene Korinthen hinzu. Die letzteren sind aber entbehrlich. Der Wein und die Citronen können nach unseren Versuchen mit bestem Erfolge durch starken Essig ersetzt werden, den man durch mehrwöchentliches Ansetzen mit möglichst dünn abgeschälter Apfelsinenschale aromatisirt hat. Auf einen halben Liter Einmache-Essig genügen die Schalen von zwei Apfelsinen. Im Interesse der Haltbarkeit benutzten wir Essig, der mit Hilfe der bekannten Essig-Essenz bereitet war. Der nach beliebig langer Zeit von den Schalen abgegossene, angenehm duftende Essig hielt sich auch unfiltrirt stets mehrere Jahre. Um etwa zurückbleibende kleine Theilchen der Schale zu entfernen, kann der Essig durch ein feines Tuch oder Filtrirpapier gegossen werden; nöthig ist es aber nicht. Mit jedem Jahre nimmt in Folge des günstigen Handelsvertrags mit Spanien und der Eröffnung der St. Gotthardbahn der Apfelsinenhandel einen immer größeren Umfang an; die wohlfeileren (spanischen) Sorten werden heut zu Tage auf Wochen- und Jahrmärkten nicht selten auch von kleinen Leuten gekauft, denen der ohne Umstände und Zeitopfer zubereitete Apfelsinenschalenessig während der heißen Jahreszeit, sei es als Kaltschale oder auch nur als Limonade, eine recht willkommene und — was die Hauptsache ist — wohlfeile Erquickung bieten dürfte. Vielleicht ließe sich diese Kaltschale auch in den Volkskaffeehäusern einführen, deren Entstehen und kräftiges Gedeihen eines der erfreulichsten Ergebnisse der Thätigkeit des seine großen Ziele mit so viel Geschick und Umsicht verfolgenden „Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke" ist. Für die Volkskaffeehäuser wären die Schalen in großen Städten, wo der Apfelsinenverbrauch ein massenhafter geworden ist, gewiß leicht schenkungsweise zu erlangen. Auch könnten Freundinnen der Mäßigkeitsbewegung aus den in ihren Haushaltungen abfallenden Schalen Essig für Volkskaffeehäuser oder zum Verschenken an Arbeiter, kleine Handwerker, Briefträger u. A. bereiten. Hat man nur erst die Leute mit diesem einfachen Genußmittel bekannt gemacht, so werden die Meisten jede aufzutreibende Apfelsinenschale zu seiner Bereitung verwenden. Ein Handwerker, der auf unsere Empfehlung hin den Apfelsinenschalenessig in seiner Familie benutzte, meinte, in einfachen Familien und Volkskaffeehäusern brauche man das Brot zu der Kaltschale nicht zu reiben. Jeder könne sich dasselbe mit den Händen zerkrümeln und die Rinde in kleine Stückchen schneiden. Bemerkt sei noch, daß für eine Portion oder ein Viertel Liter Wasser ein Eßlöffel Essig und 20 Gramm Zucker genügen.

Marie Ernst.

Zwei seltsame Professoren. Im holländischen Indien giebt es noch Sultane, die den alten Glanz der Herrschaft und eine hohe Civilliste genießen, aber thatsächlich mediatisirt sind. Bei jedem derselben ist ein holländischer „Resident" angestellt, der ihm alle Sorgen und Mühen des Regierens und der Verwaltung abnimmt. Zum standesgemäßen Hof- und Herrscheraufwand des Sultans gehört u. A. auch eine prachtvolle große Menagerie, die von einem malayischen Direktor verwaltet wird. Nun kommt einmal ein holländischer Professor der Zoologie nach Java, um dort seine Studien zu machen. Der Resident führt ihn in die Menagerie des Sultans. Der Professor interessirt sich sehr für einen großen dickköpfigen Affen mit tiefblauen Backen und zinnoberrother Nase. Das Gesicht des Professors erstrahlte in ähnlichen, jedoch etwas gemäßigteren Farben. „Ich würde behaupten", sagte der Professor zum Residenten, „dies sei ein Mandrill, wenn ich nicht wüßte, daß dieser Affe nur in Afrika vorkommt. Ich möchte wissen, wie die Eingeborenen dies Thier nennen." Der Resident fragte also den Menagerie-Direktor auf Malayisch: „Wie nennt Ihr Den?" Der Direktor zeigte auf den Professor und stellte die Gegenfrage: „Wie nennt Ihr denn Den?" „Professor Hollanda," sagte der Resident. Der Malaye dankte mit einer tiefen Verbeugung, die Arme über der Brust kreuzend, für die Belehrung: dann zeigte er auf seinen schönen blauen Affen und stellte ihn vor mit den Worten: „Professor Borneo." Das Geschöpf stammte aus Borneo, wie der Professor aus Holland.

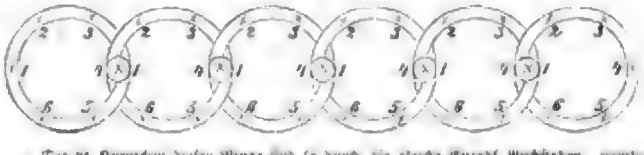
K. B.

Neues in der Kartographie. Die Sektion „Wienerwald" des österreichischen Touristenklubs läßt zu Beginn des heurigen Sommers eine auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende, jedoch populär gehaltene Monographie des herrlichen Wienerwaldgebietes, an der es bisher mangelt, erscheinen und werden die einzelnen Theile derselben fast durchweg von Fachautoritäten verfaßt. Diesem Werke nun wird eine neue Höhenschichtenkarte des Wienerwaldes (1 : 100000) von Freitag beigegeben, auf der, wie ich glaube, eine Neuerung eingeführt ist, die den Touristen höchst willkommen sein dürfte. Es werden nämlich auf dieser Karte diejenigen Wege, welche in sommerlicher Zeit stark der Mittagssonne ausgesetzt sind, besonders bezeichnet werden, und so der Ausflügler bei ersten Touren in einer ihm unbekannten Gegend in die Lage versetzt, ein oft stundenlanges Marschiren auf schattenlosen Pfaden in versengender Gluth vermeiden zu können. Die Anregung zu dieser unstreitig beachtenswerthen neuen Einführung ist von dem Begründer der Sektion, Herrn Gerbers ausgegangen, dem bisher noch keine derartig bearbeitete Karte zu Gesicht gekommen ist, was jedoch nicht ausschließt, daß etwa ein Kartograph bereits diese Idee praktisch verwerthet hätte.

Ernst Reiter.

Allerlei Kurzweil.

Ring-Räthsel.



Die 31 Kreischen dieser Ringe sind so durch die gleiche Anzahl Buchstaben, nämlich 9 a, 1 b, 2 d, 2 e, 1 h, 2 i, 1 k, 2 l, 1 m, 2 n, 3 r, 2 s, 1 t, 2 u und 1 v zu ersetzen, daß in jedem Ringe ein bekanntes Wort entsteht, und daß die 2 Kreisen angehörenden Buchstaben den Namen einer griechischen Göttin bilden. Die Wörter der ein einen Ringe bezeichnen: 1. einen Gott der alten Germanen, 2. einen König der Perser, 3. eine griechische Insel, 4. eine nutzliche, aus Brasilien stammende Treibhauspflanze, 5. einen Staat der nordamerikanischen Union, 6. eine Person aus Schiller's Drama „Die Räuber".

Auflösung des astronomischen Problems auf Seite 424: Werden die Buchstaben in der Reihenfolge der dargestellten Lichterscheinung geordnet, so ergiebt sich das Wort: „Mondfinsterniß".

M. L. Engel.

Kleiner Briefkasten.

(Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.)

A. G. in Tilsit. Die Schwalben gehören bekanntlich zu den vorzüglichsten Fliegern die es überhaupt giebt, dagegen bewegen sie sich mit ihren kleinen zarten Füßen nur unbeholfen auf dem Erdboden; namentlich wird es ihnen schwer, sich Anlauf und Geschwindigkeit zu erdenken und in die Luft hinaufzuschwingen. Zum Niederpunkt muß die Schwalbe daher immer eine Stelle wählen, wo sie ohne Hinderniß die langen Flügel schnell ausbreiten und loskommen kann. So sehen wir sie auf den Dachziegeln, den Telegraphendrähten und weit hervorstehenden, dürren Zweigspitzen sitzen. Alle diese Gegenstände sind einerseits frei, so daß die Flügel bei der Ausbreitung nicht behindert sind, und andererseits glatt, damit die Füße sich zunächst nicht drücken und sodann leicht und rasch loskommen können.

Dr. Karl Ruß.

„Struppius". Nicht geeignet. Das Manuskript steht zu Ihrer Verfügung.

Inhalt: Sankt Michael. Roman von E. Werner (Fortsetzung). S. 425. — Sommerferien in Berlin. Von Oskar Justinus. S. 428. — Der kleine Schuh. Skizze aus dem italienischen Badeleben von Isolde Kurz (Schluß). S. 431. — Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit. Die Elektricität im Dienst der Heilkunde. I. Mit Illustrationen S. 425 und 433. — Was will das werden? Roman von Friedrich Spielhagen (Fortsetzung). S. 434. — Blätter und Blüthen: Auch ein Segensfest. S. 439. Mit Illustration S. 429. — Der Fischmarkt in Amsterdam. Von Friedrich von Hellwald. S. 439. Mit Illustration S. 437. — Ein billiges und wohlschmeckendes Erfrischungsmittel aus Apfelsinen-Orangen-)Schalen. Von Marie Ernst. — Zwei seltsame Professoren. — Neues in der Kartographie. — Allerlei Kurzweil: Ring-Räthsel. — Auflösung des „Astronomischen Problems" auf S. 424. — Kleiner Briefkasten. S. 440.

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das zweite Quartal dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift, wir ersuchen daher die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das dritte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig).

☞ Einzeln gewünschte Nummern liefern wir pro Nummer incl. Porto für 35 Pfennig (2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf.). Den Betrag bitten wir bei der Bestellung in Briefmarken einzusenden.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redakteur Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger. Druck von A. Wiede, sämmtlich in Leipzig.

BIBLIOGRAPHY (INCL. LIBRARY SCIENCE)

No. 26. Die Gartenlaube. 1886.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernſt Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Sankt Michael.

Nachdruck verboten.
Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Roman von E. Werner.

(Fortſetzung.)

Der Graf ſtand am Schreibtiſche und nahm aus einem der Fächer einen funkelnden Gegenſtand, den Stern eines hohen Ordens, der reich mit Brillanten beſetzt war. Im Begriff, ihn zu befeſtigen, bemerkte er, daß das Band ſich gelöſt hatte, und da Wolfram in dieſem Augenblicke bereits eintrat, ſo legte er das offene Etui auf den Schreibtiſch nieder.

Der Förſter war heute in der vollen Gala, in der er ſich zeigte, eine ganz ſtattliche Erſcheinung. Haar und Bart hatten ſich zur Ordnung bequemen müſſen, und der Jagdkleidung war die gleiche Sorgfalt zugewendet. Auch ſchien er ſeinem ehemaligen Herrn gegenüber nicht ganz die Formen verlernt zu haben, denn er blieb mit ehrerbietigem Gruß an der Thür ſtehen, bis der Graf ihm einen Wink gab, näher zu treten.

„Da biſt Du ja, Wolfram,“ ſagte er freundlich, ſich noch der alten vertraulichen Anrede bedienend. „Ich habe Dich lange nicht geſehen, wie iſt es Dir ergangen?“

„Mir iſt's ganz leidlich gegangen, Herr Graf,“ verſetzte der Förſter, der in ſtrammer Haltung daſtand. „Ich hab' ja mein Auskommen, und der hochſelige Herr Graf war auch zufrieden mit mir. Ich komm' freilich das ganze Jahr nicht heraus aus meinen Wäldern, aber daran iſt Unſereins gewöhnt, man muß ſich halt finden in das Alleinſein.“

„Du warſt ja verheirathet, iſt Deine Frau nicht mehr am Leben?“

„Nein, ſie ſtarb vor fünf Jahren, Gott hab' ſie ſelig, und Kinder haben wir nie gehabt. Man hat mir wohl zugeredet, wieder zu freien, aber ich mochte nicht. Wer die Geſchicht' einmal probirt hat, der hat genug davon.“

„Alſo war Deine Ehe nicht glücklich?“ fragte ihn Steinrück, über deſſen Züge ein flüchtiges Lächeln glitt, bei dieſer naiven Behauptung.

„Wie man's nimmt!“ ſagte der Förſter gleichmüthig. „Wir ſind eigentlich ganz gut mit einander ausgekommen, gezankt haben wir uns freilich alle Tage, aber das gehört dazu, und wenn uns dann der Michel dazwiſchen kam, dann ſchlugen wir Beide auf den los, und dabei vertrugen wir uns wieder.“

Matthias Stein's Blockhütte in Milwaukee vor fünfzig Jahren. (S. 449.)

Digitized by Google

Der Graf hob mit einer jähen Bewegung den Kopf.

„Auf wen habt Ihr losgeschlagen?“

„Ja so — das war eine Dummheit!“ brummte Wolfram verlegen in seinen Bart.

„Ist etwa von dem Knaben die Rede, der Dir übergeben wurde?“

Der Förster senkte das Auge vor dem zornigen Blick, der ihn traf, und vertheidigte sich etwas kleinlaut.

„Es hat ihm nichts geschadet, und es hat auch bald aufgehört, denn der Herr Pfarrer von Sankt Michael verbot es uns, und da ließen wir es bleiben. Uebrigens hat der Bube die Schläge reichlich verdient.“

Steinrück erwiderte nichts; er hatte es freilich gewußt, daß der Knabe in rohe und gewaltsame Hände kam, aber der Einblick, den er jetzt erhielt, berührte ihn doch peinlich, und ziemlich ungnädig fragte er: „Hast Du Deinen Pflegesohn mitgebracht?“

„Jawohl, Herr Graf, wie es befohlen war.“

„So laß ihn eintreten.“

Wolfram ging, um den im Vorzimmer harrenden Michael herbeizurufen, während der Blick des Grafen sich mit unruhiger Spannung auf die Thür heftete, durch die in der nächsten Minute sein Enkel treten sollte, das Kind der verstoßenen, der erbarmungslos gerichteten und doch einst so geliebten Tochter. Vielleicht war der Jüngling das Ebenbild seiner Mutter, jedenfalls trug er einige Züge von ihr, und Steinrück wußte selbst nicht, ob er diese Erinnerung fürchtete oder — ersehnte.

Da öffnete sich die Thür, und an der Seite seines Pflegevaters trat Michael ein. Auch er hatte mit Rücksicht auf diese Vorstellung seinem Aeußeren größere Sorgfalt zuwenden müssen, aber bei ihm half das wenig. Das Sonntagsgewand kleidete ihn nicht besser und war überdies, obgleich neu, doch halb bäuerisch in Schnitt und Aussehen. Die dichten, wirren Locken ließen sich nun einmal nicht glätten, und die Ordnung, die er heute Morgen mühsam hineingebracht hatte, war auf dem Wege hierher längst wieder verloren gegangen, sie legten sich eben so wild wie sonst um die Stirn. Dazu prägte sich die Scheu und Befangenheit, die er hier in der fremden Umgebung empfand, deutlich auf seinem Gesicht aus, das ausdrucksloser als je erschien, und die nachlässige Haltung, die schwerfälligen Bewegungen machten seine Erscheinung nur noch abstoßender.

Der Graf warf einen raschen, scharfen Blick auf den Eintretenden, nur einen einzigen, dann preßte er mit dem Ausdruck herbster Enttäuschung die Lippen zusammen. Das also — das war Louisen's Sohn!

„Das ist der Michel, Herr Graf,“ sagte Wolfram, indem er Michael in nicht gerade sanfter Weise vorwärts schob. „Mach' Deine Reverenz und bedank' Dich bei dem gnädigen Herrn, der Dich blutarme Waise aufgenommen und für Dich gesorgt hat. Es ist ja das erste Mal, daß Du Deinen Wohlthäter zu Gesicht bekommst.“

Aber Michael machte keine Reverenz und sprach auch keinen Dank aus. Seine Augen hingen wie gebannt an dem Grafen, der sich freilich in der glänzenden Uniform imponirend genug ausnahm, er schien über dem Anschauen alles Andere zu vergessen.

„Nun, kannst Du nicht reden?“ fragte Wolfram ungeduldig. „Sie dürfen es ihm nicht übelnehmen, Herr Graf, es ist nur Dummheit, nichts weiter. Er thut schon daheim kaum den Mund auf, und wenn er viel Neues und Fremdes sieht, wie heut, dann ist es vollends zu Ende mit seinem bischen Verstand.“

Es war ein Ausdruck offenbaren Widerwillens, mit dem Steinrück sich jetzt endlich an den Jüngling wandte, und seine Stimme klang kalt und herrisch, als er fragte:

„Du heißest Michael?“

„Ja,“ versetzte dieser, wie mechanisch, er schien das Auge noch immer nicht losreißen zu können von der hohen Gestalt und dem gebietenden Antlitz, das so herb und verächtlich auf ihn niederblickte. Steinrück sah nicht die grenzenlose Bewunderung, die in diesen Augen lag, er sah nur den träumerischen Ausdruck darin, nur ein dumpfes, neugieriges Anstarren, das ihn verletzte.

„Wie alt bist Du?“ fuhr er, in dem gleichen Tone wie vorhin, fort.

„Achtzehn Jahr.“

„Und was hast Du bisher gelernt und getrieben?“

Die Frage schien Michael in Verlegenheit zu setzen, er schwieg und sah den Förster an, der denn auch für ihn das Wort nahm.

„Getrieben hat er eigentlich nichts, Herr Graf, obgleich er den ganzen Tag im Walde herumläuft, und gelernt wird er wohl auch nicht viel haben. Ich hab' keine Zeit, mich darum zu kümmern, zu Anfang thaten wir ihn in die Dorfschule, und später hat sich der Herr Pfarrer seiner angenommen und ihn unterrichtet. Viel wird es aber auch nicht geworden sein, trotz aller Mühe, der Michel begreift nun einmal nichts.“

„Aber er muß sich doch für irgend eine Thätigkeit entscheiden. Wozu taugt er denn und was will er werden?“

„Gar nichts — und er taugt auch zu nichts!“ sagte der Förster lakonisch.

„Das ist ja ein glänzendes Zeugniß, das Dir ausgestellt wird!“ sagte der Graf verächtlich. „Also den ganzen Tag im Walde herumlaufen, das ist Deine Arbeit, das kostet allerdings keine Anstrengung, und viel zu lernen braucht man auch nicht dabei, aber es ist eine Schande, daß ein junger, kräftiger Bursche wie Du sich so etwas sagen lassen muß.“

Michael schaute betroffen auf bei diesen herben Worten, und in seinem Antlitz begann langsam eine dunkle Röthe aufzusteigen, der Förster aber stimmte bei:

„Ja, das mein' ich auch, aber mit dem Michel ist ja nichts anzufangen. Sehen Sie ihn sich nur an, Herr Graf, der giebt sein Lebtag keinen richtigen Weidmann ab.“

Es schien dem Grafen Ueberwindung zu kosten, sich überhaupt noch mit einer Sache abzugeben, die ihm so zuwider war, aber er bezwang sich und sagte hart und befehlend:

„Tritt näher!“

Michael rührte sich nicht, er stand da, als habe er den Befehl gar nicht gehört.

„Hast Du so wenig Gehorsam gelernt?“ fragte Steinrück drohend. „Tritt näher, sage ich.“

Michael blieb noch immer regungslos, bis der Förster sich veranlaßt fand, seiner vermeintlichen Dummheit zu Hilfe zu kommen, er faßte ihn derb an der Schulter, traf aber auf entschiedenen Widerstand seines Pflegesohnes, der sich mit einer heftigen Bewegung losriß. Es lag nur Trotz in diesem jähen Zurückweichen, aber es sah wie Flucht aus und so faßte es auch der Graf auf.

„Also auch noch feig!“ murmelte er. „Wahrhaftig, es ist genug!“

Er zog die Klingel und rief dem eintretenden Diener zu: „Der Wagen soll vorfahren,“ wandte sich dann aber wieder an den Förster.

„Mit Dir habe ich noch ein paar Worte zu reden, folge mir.“

Er öffnete die Thür eines kleinen Nebengemaches und schritt voran. Wolfram versuchte, indem er ihm folgte, das Benehmen seines Pflegesohnes zu entschuldigen.

„Er hat sich vor Ihnen gefürchtet, Herr Graf, der Bub' hat nun einmal keine Kourage im Leibe!“

„Das sehe ich!“ sagte Steinrück mit grenzenloser Verachtung; wenn er Alles verzieh, Feigheit verzieh er nicht, das war in seinen Augen ein unauslöschlicher Makel.

„Laß gut sein, Wolfram, ich weiß, Du kannst nichts dafür, aber Du wirst den Burschen wohl einstweilen noch behalten müssen, denn der taugt höchstens für Deine Bergförsterei. Da mag er meinetwegen sein Leben verdämmern und verdummen, zu etwas Anderem auf der Welt taugt er nicht!“

Er ging mit dem Förster, ohne sich weiter um Michael zu kümmern, der noch regungslos an demselben Platze stand. Noch lag die dunkle Röthe auf seinem Gesicht, aber es war jetzt nicht mehr leer und ausdruckslos. Finster, mit zusammengebissenen Zähnen schaute er dem Manne nach, der so erbarmungslos den Stab über ihn und seine Zukunft brach. Er hatte ja oft genug Aehnliches gehört, aus dem Munde des Försters, ohne daß es ihn aus seiner Gleichgültigkeit aufzurütteln vermochte, aber es klang so anders von jenen stolzen Lippen, und der verächtliche Blick jener Augen bohrte sich wie ein schmerzender Stachel in seine Seele. Zum ersten Male empfand er die Behandlung, an die er von Kindheit an gewöhnt war, als ein brennendes Weh, als einen Schimpf, der zu Boden drückte.

Der Diener war gegangen, um den erhaltenen Befehl auszuführen, und Michael befand sich allein in dem Gemache. Durch das Erkerfenster strömte der Sonnenschein herein und lag hell auf dem Schreibtische, wo es gleißend aufblinkte, die Diamanten des Ordenssternes sprühten und glänzten in allen Regenbogenfarben

Aber auch über das dunkle Holzgetäfel zuckten goldene Lichter und auf dem Fußboden einten sie sich mit dem Scheine des Kaminfeuers, das schon in Gluth zusammensank.

„Was thust Du hier?“ fragte auf einmal eine Kinderstimme.

Michael wandte sich um, auf der Schwelle des anstoßenden Schlafzimmers, dessen Thür offen geblieben war, stand ein etwa achtjähriges Kind, ein kleines Mädchen, und blickte verwundert auf den Fremden, der jetzt lakonisch antwortete:

„Ich warte.“

Die Kleine, das hinterlassene Töchterchen des Grafen Steinrück, kam näher und besah sich neugierig den Fremden, mußte aber wohl bald zu der Ueberzeugung kommen, daß dieser junge Mensch in der halb bäurischen Kleidung nicht als Gast im Schlosse war, denn sie rümpfte das feine Näschen, da er aber auf Jemand wartete, so ließ sich gegen sein Hiersein füglich nichts einwenden. Sie ließ ihn deßhalb stehen und lief an den Kamin, wo sie sich damit unterhielt, in die Gluth zu blasen und sich an den sprühenden Funken zu ergötzen.

Es war ein kleines, zierliches Geschöpf, schlank und zart wie eine Elfe und unleugbar ein schönes Kind, trotz des stark röthlichen Haares. Aber gerade dies Haar, das in langen Locken über Hals und Schultern auf den schwarzen Krepp des Trauerkleidchens fiel, gab der Kleinen einen eigenthümlichen Reiz. Aus dem rosigen Kindergesichte blickten ein Paar große Augen von unbestimmbarer Farbe, sie glänzten wie Sterne, aber es lag ein seltsam schillernder Glanz darin, harmlose lachende Kinderaugen waren es nicht.

Es dauerte nur kurze Zeit, dann wurde die Kleine des Spiels mit den Funken überdrüssig und sah sich nach einer andern Unterhaltung um, ihr Blick fiel wieder auf Michael, der diesmal einer näheren Beachtung gewürdigt wurde.

„Wo kommst Du her?“ fragte sie, sich dicht vor ihn hinstellend.

„Aus dem Walde,“ versetzte er ebenso einsilbig wie vorhin.

„Weit von hier?“

„Sehr weit.“

„Und gefällt es Dir in unserem Schlosse?“

„Nein!“

Hertha sah ihn höchst verwundert an mit ihren glänzenden Augen, sie hatte die Frage sehr herablassend gethan, und nun unterstand sich dieser fremde Mensch, kurz und trocken zu erklären, daß es ihm in dem Grafenschlosse nicht gefalle. Die Kleine überlegte augenscheinlich, ob sie das übelnehmen solle, da fiel ihr Blick auf den Hut, den Michael in der Hand hielt, und den ein Strauß großer, prachtvoller Schneerosen zierte.

„O, die schönen Blumen!“ rief sie erfreut. „Gieb sie mir!“ Sie streckte begehrlich die kleinen Arme empor und hatte den Hut ergriffen und den Strauß losgenestelt, ehe Michael auch nur antworten konnte. Er sah etwas betroffen aus, als so ohne Weiteres über sein Eigenthum verfügt wurde, machte aber keinen Versuch, es zu hindern.

Die Kleine hatte sich in den Lehnstuhl am Kamine gesetzt mit ihren Blumen, von denen sie ganz entzückt schien, und begann jetzt unbefangen und zutraulich zu plaudern. Sie erzählte von dem großen Schlosse, wo sie gewöhnlich mit ihren Eltern wohne und wo es viel schöner sei als hier, von ihrem Pony, auf dem sie spazieren reite und der leider dort geblieben sei, von der Mutter, kurz von allem Möglichen. Die Blödigkeit ihres Zuhörers schien ihr großen Spaß zu machen, sie versuchte immer wieder, ihn zum Reden zu bringen, und brachte es denn auch wirklich heraus, daß er der Sohn des Försters sei und in der Försterei hoch oben in den Bergen wohne, sie schien sich sehr dafür zu interessiren.

Es lag etwas Berückendes in dieser süßen, schmeichelnden Kinderstimme und in der kleinen Elfengestalt, die sich so zierlich und geschmeidig in die Polster schmiegte, und dazu leuchtete das Haar förmlich auf dem dunklen Grunde. Michael kam langsam näher und fing allmählich an, Rede und Antwort zu geben, dies Schmeicheln, Lachen und Plaudern umspann ihn mit einer Macht, die er nur dunkel empfand, der er sich aber nicht zu entziehen vermochte.

Hertha hatte während der ganzen Zeit unaufhörlich mit ihren Blumen gespielt, die sie bald zusammenfügte, bald wieder trennte, jetzt aber schien sie auch dieses Spiels müde zu werden und begann den eben noch so heiß begehrten Strauß zu zerpflücken. Die kleinen Hände zerstörten erbarmungslos die weißen Blüthen, um sie dann achtlos auf den Boden zu werfen, und waren unendlich flink dabei.

Michael zog die Stirn kraus, und mahnend zwar, aber doch im Tone der Bitte sagte er:

„Nicht zerpflücken! Die Blumen waren schwer zu finden.“

„Ich mag sie aber jetzt nicht mehr!“ erklärte Hertha, indem sie, ohne auf das Verbot zu achten, in ihrem Zerstörungswerke fortfuhr, da aber ergriff Michael ohne Weiteres ihren Arm und hielt sie fest.

„Laß mich los!“ rief die Kleine zornig, indem sie sich zu befreien versuchte. „Ich mag Deine Blumen nicht mehr, und ich mag Dich auch nicht mehr! Geh' fort!“

Es lag nicht bloß ein kindischer Trotz in diesen Worten. Das „Ich mag Dich auch nicht mehr!“ klang höhnend und verächtlich, und dabei schillerten die Augen wieder in jenem seltsamen Glanze, der sie so unkindlich machte. Michael gab plötzlich die kleine Hand frei, die er festgehalten, aber in demselben Momente entriß er ihr auch den Strauß.

Hertha glitt von dem Armsessel, um ihren Mund zuckte es wie ausbrechendes Weinen, aber die Augen sprühten dabei im hellsten Zorne.

„Meine Blumen! Gieb mir meine Blumen zurück!“ trotzte sie und stampfte dabei mit ihrem Füßchen auf den Boden. Da trat Wolfram aus dem Kabinette. Die Entlassung mußte wohl sehr gnädig gewesen sein, denn er sah äußerst zufrieden aus.

„Komm, Michel, wir wollen gehen,“ sagte er, seinem Pflegesohne zuwinkend.

Hertha kannte den Förster, der zur Jagdzeit einmal auf dem Schlosse gewesen war, als einen Untergebenen ihres Vaters und begriff auf der Stelle, daß er ihr helfen werde, ihren Willen durchzusetzen, sie wandte sich schleunigst zu ihm.

„Ich will die Blumen wieder haben!“ rief sie mit der ganzen Heftigkeit eines verwöhnten, verzogenen Kindes. „Sie sind mein, er soll sie mir zurückgeben!“

„Was für Blumen?“ fragte Wolfram. „Die Schneerosen dort? Nun, so gieb sie doch her, Michel! Es ist ja die kleine Gräfin, das Kind unserer Herrschaft.“

Die Kleine schüttelte triumphirend ihre Locken und streckte wie vorhin die Arme empor, aber diesmal war Michael auf seiner Hut, er hielt den Strauß so hoch, daß sie ihn nicht erreichen konnte.

„Nun, wird es bald?“ fragte der Förster ungeduldig. „Begreifst Du wieder einmal nicht? Du sollst der kleinen Gräfin die Blumen geben, auf der Stelle!“

„Auf der Stelle!“ wiederholte Hertha, die vorhin so süße Kinderstimme klang schneidend und befehlend. Michael blickte einige Sekunden stumm nieder auf die kleine Tyrannin und schleuderte dann plötzlich den Strauß in den Kamin.

„So hole ihn Dir!“ sagte er herb, wandte ihr den Rücken und schritt aus dem Zimmer.

„Wahrhaftig, mit dem Menschen leg' ich heute Ehre ein! Gnade Dir Gott, wenn wir erst wieder daheim sind!“ murmelte Wolfram mit unterdrückter Wuth, indem er ihm folgte.

Hertha blieb allein zurück, sie stand regungslos da und sah mit großen Augen den Beiden nach, in der nächsten Minute aber besann sie sich und lief schleunigst wieder an den Kamin. Die Gluth sprühte auf und verzehrte knisternd ihre Beute, die zarten weißen Blüthensterne färbten sich glühend roth und leuchteten einen Moment lang wie Wunderblüthen, dann krümmten sie sich und sanken in Asche zusammen.

Die Kleine hatte die Hände in einander geschlungen und sah zu, auf ihrem Gesichte lag noch der Ausdruck des Trotzes, aber ihre Augen füllten sich allmählich mit Thränen, und als die letzte der Blumen den Flammentod gestorben war, brach sie plötzlich in lautes Schluchzen aus. —

Als Graf Steinrück nach einer Weile in das Arbeitszimmer zurückkehrte, fand er Niemand mehr dort. Ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, daß die Zeit der Abfahrt gekommen war, und er trat rasch an den Schreibtisch, um den Orden anzulegen, der seine Uniform vervollständigen sollte. Das Etui lag noch an demselben Platze wie vorhin, aber es war leer, wahrscheinlich hatte der Diener das fehlende Band entdeckt und war eben damit beschäftigt, es zu ersetzen, Steinrück zog die Klingel.

„Meinen Orden,“ sagte er flüchtig zu dem Eintretenden. „Ist der Wagen da?“

Aus der Jubiläums-

Die alte Schau mit der Sebalduskirche zur Zeit des Einzuges

Photographie im Verlag

Digitized by Google

ns-Kunſtausſtellung in Berlin:
s Guſtav Adolf's in Nürnberg 1632. Nach dem Oelgemälde von Paul Ritter.
lag von Franz Hanfſtängl in München.

Digitized by Google

„Zu Befehl! Aber der Orden — die Ordenszeichen pflegen der Herr Graf ja stets selbst zu verwahren."

„Gewiß, ich habe ihn auch heute selbst herausgenommen. Es war der große Stern mit den Brillanten. Hast Du denn nicht bemerkt, daß das Band gelöst war?"

Der Diener schüttelte den Kopf.

„Ich habe den Stern gar nicht gesehen, ich kam ja nur auf einen Augenblick in das Zimmer, als der Herr Graf den Befehl hinsichtlich des Wagens ertheilten."

Steinrück blickte mit dem äußersten Befremden auf das leere Etui nieder.

„Du bist seitdem nicht im Zimmer gewesen?"

„Mit keinem Schritte."

„Auch sonst Niemand?"

„Doch, der Sohn des Försters blieb allein hier, als ich ging, den Wagen zu bestellen, und ich glaube, er ist ziemlich lange allein geblieben."

Es lag ein deutlich ausgesprochener Argwohn in diesen Worten, aber der Graf machte eine heftig abwehrende Bewegung.

„Thorheit, davon kann keine Rede sein! Ist wirklich kein Anderer hier gewesen? Besinne Dich."

„Nein, Herr Graf, es hat Keiner auch nur den Korridor betreten."

„Aber das Schlafzimmer — es hat freilich keinen eigenen Eingang."

„Nur die Tapetenthür, und die führt direkt in die Zimmer der Frau Gräfin."

Steinrück erbleichte, seine Hand krampfte sich unwillkürlich zusammen, aber noch wehrte er sich gegen den aufsteigenden Verdacht.

„Sieh nach!" sagte er kurz. „Der Stern muß sich finden, unter den Papieren oder den Büchern, vielleicht habe ich ihn verlegt."

Und ohne die Hilfe des Dieners abzuwarten, begann er selbst zu suchen. Er wußte genau, daß er den Stern in das Etui gelegt und dies offen gelassen hatte, trotzdem wurde jedes Papier aufgehoben, jedes Buch nachgesehen, sogar die einzelnen Fächer aufgezogen, vergebens, das Vermißte fand sich nicht.

„Es ist nicht da," sagte der Diener endlich leise. „Wenn es hier in dem offenen Etui gelegen hat, so — bleibt nur eine Erklärung."

Steinrück antwortete nicht, aber auch er zweifelte jetzt nicht mehr. Also Diebstahl! Gemeiner niedriger Diebstahl! Das brachte das bis an den Rand gefüllte Maß des Hasses und der Verachtung zum Ueberlaufen.

Es folgte ein sekundenlanges Schweigen, der Diener stand da und wartete auf Befehle, zu sprechen wagte er nicht, denn das Gesicht seines Herrn erschreckte ihn, so hatte er es noch nie gesehen.

„Ist Wolfram noch im Schlosse?" fragte der Graf endlich.

„Ich glaube wohl, er wollte noch zum Kastellan."

„So rufe mir seinen Sohn her! Aber kein Wort von dem Vorgefallenen, auch gegen den Förster nicht, Du überbringst nur den Befehl."

Der Diener entfernte sich, und einen Moment lang legte Steinrück die Hand über die Augen. Das war furchtbar! Und doch, war es denn so ungeheuerlich bei einem Sproß aus solchem Stamme? Daß er keinen Tropfen von dem Blute der Mutter in sich hatte, verrieth schon sein Aeußeres, und jenes andere Blut, das der Vater auf ihn vererbte, nun das zeigte sich eben jetzt und zeigte, daß man das Recht und die Pflicht hatte, es auszustoßen. Fort damit!

Der Graf stand wieder aufrecht da, mit der alten eisernen Entschlossenheit, als Michael eintrat, der keine Ahnung hatte, was der erneute Ruf bedeutete, aber ihm nur widerwillig folgte.

„Schließe die Thür," gebot Steinrück, „und komm näher!"

Diesmal war kein zweiter Befehl nothwendig, Michael gehorchte ohne Zögern. Er stand jetzt vor dem Grafen, der das Auge durchbohrend auf ihn richtete und ihm dabei das leere Etui entgegenhielt.

„Kennst Du das?" fragte er anscheinend ruhig.

Der Gefragte schüttelte langsam verneinend den Kopf, er begriff die seltsame Frage nicht.

„Es lag hier auf dem Schreibtische," fuhr Steinrück fort, „aber es war nicht leer, wie jetzt, ein Stern mit funkelnden Steinen befand sich darin. Hast Du den auch nicht gesehen?"

Michael besann sich, das mußte der funkelnde Gegenstand gewesen sein, der so gleißend aufblinkte im Sonnenschein, der er aber nicht weiter beachtet hatte.

„Nun, ich warte auf Antwort," sagte der Graf, ohne das Auge von seinem Gesicht zu lassen. „Wo ist der Stern geblieben?"

„Wie soll ich denn das wissen?" fragte Michael, immer mehr verwundert über dies seltsame Examen, die Lippen des Grafen zuckten in tiefster Bitterkeit.

„Also Du weißt es wirklich nicht? Scheinst doch nicht so beschränkt zu sein, wie Du Dich anstellst, wenigstens spielst Du trefflich Komödie. Wo ist der Stern geblieben? Ich will es wissen, heraus damit!"

Der drohende Ton der letzten Worte machte dem Jüngling endlich die Wahrheit klar, er stand da wie vom Blitze getroffen, so entsetzt, so fassungslos, daß er im Augenblick gar nicht fähig war, sich zu vertheidigen, und das nahm Steinrück den letzten Zweifel, es sah in der That aus wie Schuldbewußtsein.

„Gesteh', Bube!" sagte er, mit gedämpfter Stimme, aber mit einem furchtbaren Ausdruck. „Gieb das Gestohlene heraus und danke Gott, wenn ich Dich dann laufen lasse. Hörst Du nicht? Deine Diebsbeute sollst Du herausgeben!"

Michael zuckte zusammen, als habe er eine Wunde empfangen, im nächsten Augenblick aber fuhr er auf.

„Ich ein Dieb? Ich soll —"

„Still!" unterbrach ihn Steinrück heftig. „Ich will keinen Lärm, kein Aufsehen, aber Du kommst nicht von der Stelle, bis Du gestanden hast. Gestehe!"

Er faßte ihn hart am Arm, und seine Hand verstand es, festzuhalten, sie schloß wie eine eiserne Klammer, doch mit einem einzigen kraftvollen Ruck hatte sich Michael losgerissen.

„Lassen Sie mich!" keuchte er. „Sagen Sie das nicht noch einmal — nicht noch einmal, oder —"

„Willst Du mir etwa noch drohen?" rief der Graf, der diesen Ausbruch für den Gipfel der Frechheit hielt. „Wahre Dich, Bube! Noch ein Wort, und ich vergesse, daß ich Dich schonen muß."

„Ich bin aber kein Dieb!" schrie Michael gellend auf. „Und wer mich so nennt — den schlage ich zu Boden!"

Zugleich riß er einen schweren silbernen Armleuchter von dem nächsten Tische und schwang ihn wie eine Waffe gegen den Grafen, dieser trat einen Schritt zurück, nicht vor der drohenden Bewegung, sondern vor dem Anblick, der sich ihm bot. War denn das noch derselbe junge Mensch, der vorhin hier gestanden hatte, mit dem leeren, träumenden Gesicht, dem scheuen blöden Wesen? Jetzt bäumte er sich auf wie ein verwundeter Löwe, bereit, sich auf den viel stärkeren Gegner zu stürzen, maßlose Wuth und maßlose Wildheit in jedem Zuge. Und die Augen Steinrück's, die so vernichtend niederflammten, trafen auf ein anderes Augenpaar, dunkelblau wie das seinige und in diesem Moment auch flammend wie das seinige, es war ein starres, athemloses Anschauen, aber — so sah kein Feigling und so sah auch kein Dieb aus.

Da flog die Thür auf — man mochte im Vorzimmer wohl die lauten, drohenden Stimmen gehört haben — der Förster stand auf der Schwelle und hinter ihm zeigte sich das erschrockene Gesicht des Dieners.

„Bube — bist Du unsinnig geworden?" schrie Wolfram, indem er seinem Herrn zu Hilfe eilte und Michael an der Schulter packte, doch dieser schüttelte ihn ab, wie ein angeschossenes Wild die Meute, schmetterte dann wüthend den Leuchter zu Boden und stürzte nach der Thür. Hier aber vertrat ihm der Diener den Weg.

„Halten Sie ihn auf!" rief er dem Förster zu. „Er darf nicht fort, er hat den Herrn Grafen bestohlen!"

Wolfram, der eben Miene machte, sich seines Pflegesohnes zu versichern, hielt entsetzt inne.

„Der Michel — ein Dieb?"

Ein Aufschrei brach aus der Brust des Gequälten, so wild und verzweiflungsvoll, daß Steinrück rasch dazwischen trat. Er wollte Halt gebieten, aber es war zu spät, schon taumelte der Diener, von einem Schlage getroffen, seitwärts, und Michael stürzte, wie gejagt von dem furchtbaren Worte, an ihm vorüber, zur Thür hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Dunkle Gewerbe am Wege der Wissenschaft.

Mit dem Fortschritte der Kultur treten innerhalb der menschlichen Gesellschaft nicht allein neue Anschauungen, neue Bedürfnisse, neue Genüsse und neue Krankheiten, sondern auch neue Arten von Schwindelei und Betrügerei auf. Der Giftmischer von früher, der aus Rache oder, um eine Erbschaft zu erlangen, einen Einzelnen aus dem Wege räumte, bleibt weit hinter den Massenmördern zurück, die nicht davor zurückschrecken, ganze Schiffe oder Eisenbahnzüge in die Luft zu sprengen, um Entschädigungen von Versicherungsgesellschaften zu erschwindeln. Neben diesen grausenvollen Verbrechen, die aber glücklicherweise doch nur höchst selten zur Ausführung gelangen, treffen wir auf eine Art von Schwindelei, die, wenigstens in ihrer fast geschäftsmäßigen Ausübung, der neuesten Zeit angehört und die Ausbeutung wissenschaftlicher Bestrebungen zum Ziele hat. Wir meinen die Fälschung von Objekten, besonders solcher, welche in das Gebiet der Alterthumsforschung und Urgeschichte fallen. Vereinzelt sind Fälschungen dieser Art stets vorgekommen, aber systematisch betrieben wurden sie doch wohl erst seit den letzten Jahrzehnten.

Eines der merkwürdigsten Beispiele dieser Art sind Fälschungen von Briefen bedeutender historischer Persönlichkeiten, durch welche ein gewisser Lucas gegen Ende der sechziger Jahre den berühmten französischen Gelehrten Chasles und durch diesen die halbe wissenschaftliche Welt Frankreichs zum Besten hielt, dabei aber für seine Fabrikate 50 000 Franken einheimste. Ursprünglich sollten diese „Dokumente" nur beweisen, daß nicht der Engländer Newton, sondern der Franzose Pascal der Entdecker des Weltgesetzes der Schwere sei. Als die Briten dawider demonstrirten und bemerkten, Pascal sei zur Zeit des Auftretens von Newton noch ein Kind gewesen, brachte Chasles ein neues „Dokument", welches bewies, daß dieses Kind bereits einen gelehrten Briefwechsel mit Galilei geführt habe. Nun erhoben sich die italienischen Gelehrten und erinnerten daran, daß Galilei zu jener Zeit bereits blind gewesen, worauf Chasles ein weiteres „Dokument" hervorzog, in dem Galilei erklärte, er sei gar nicht blind, sondern verstelle sich nur, um seine Feinde irre zu führen. In dieser Weise spann sich der Streit immer weiter; wurde der „Gelehrte" Chasles in die Enge getrieben, so trug ihm der schlaue Fälscher emsig neue Dokumente zu und ging endlich so weit, sogar Briefe Karl's des Großen, Zuschriften von Julius Cäsar, zuletzt selbst Originalschreiben der Apostel dem gelehrten Forscher zu verkaufen. Man weiß in der That nicht, wer einfältiger war, der Fälscher, der Apostelbriefe verfaßte, oder der Gelehrte, der sie als echt kaufte und vertheidigte. Natürlich endigte die Sache zuletzt mit einem eklatanten Krach, und der Fälscher wanderte ins Zuchthaus.

Um dieselbe Zeit arbeiteten in Nordamerika zwei Männer, H. B. Morton und George Hull daran, einen urgeschichtlichen Fund von möglichst hohem (Geld-) Werthe zu fabriciren. Sie verfielen darauf, einen versteinerten Riesen herzustellen, denselben zu vergraben und dann mit möglichst viel Pomp aufzufinden. Die Beschaffung eines genügend großen Steines erforderte die meiste Mühe. Endlich fand man einen solchen, doch mußte er hundert Meilen weit auf Ochsenwagen transportirt und bei Nacht und Nebel in einer Scheune zu Chicago abgeladen werden. Diese Scheune wurde innen mit Teppichen ausgekleidet, und nun arbeitete — ein Bildhauer zwei Monate lang daran, den Riesen herauszumeißeln. Nachdem dies geschehen, wurde ihm durch Säuren und Farbstoffe ein verwittertes Aeußere gegeben, dann packte man ihn in eine große eisenbeschlagene Kiste und schaffte diese mit vieler Mühe nach dem Staate New-York, wo der Riese vergraben und am 16. Oktober 1869 „zufällig" aufgefunden wurde. Diese Entdeckung machte großes Aufsehen; allein die Fälscher geriethen bald einander in die Haare, und im März 1870 verrieth einer derselben den ganzen Schwindel.

Nichts desto weniger erschien ein paar Jahre später ein neuer „steinerner Mann", den Herr Conant in der Nähe von Puebla entdeckt haben sollte oder wollte. Dieses Gebilde war 7½ Fuß lang und 300 Kilo schwer; es wurde behauptet, er sei der endlich gefundene Beweis für die Hypothese von der Abstammung des Menschen vom Affen, man könne solches besonders an der Stirn des versteinerten Mannes sehen. Vielleicht hat es Narren gegeben, die an die Echtheit desselben glaubten, für jeden nüchtern Denkenden war der Betrug aber doch etwas zu plump.

Viel schlauer und billiger faßten Arbeiter in Europa die Sache an, indem sie vorgeschichtliche Werkzeuge nachmachten und den Forschern als echt verkauften. Vorzugsweise blüht dieses Gewerbe in den Steinbrüchen von Amiens, in jener Gegend, in welcher der geniale Boucher de Perthes zuerst die Spuren der Thätigkeit des vorgeschichtlichen Menschen in roh behauenen Steinwerkzeugen erkannt hatte. Der Umstand, daß Forscher und Sammler aus allen Theilen Europas nach Amiens und Abbeville kamen, um die gefundenen Steinartefakte zu hohen Preisen zu kaufen, führte die Arbeiter auf den naheliegenden Gedanken, solche Steinwerkzeuge selbst zu machen. Das ist natürlich leicht genug, denn was der vorgeschichtliche Wilde aus einem Flintsteinknollen zusammenschlagen konnte, ist für einen intelligenten heutigen Arbeiter eine Kleinigkeit. So kommen denn diese Leute nach Feierabend oder auch Sonntags in den Steinbrüchen zusammen und fabriciren „vorgeschichtliche Waffen". Die Steine sind in Menge zur Hand, ein alterthümliches Aussehen wird ihnen mit Thonwasser gegeben und die dem Alterthumsforscher bekannte Glätte durch Reiben an den Kleidern leicht hervorgebracht. Die sogenannten Steinpfeilspitzen werden auch bisweilen mit Oel gerieben und dann über Feuer gehalten, oder man steckt sie eine Zeit lang in feuchte Erde, vergräbt sie in Düngerhaufen u. dergl. Um möglichst sicher zu gehen, studiren manche dieser Fälscher kostbare echte Stücke in den Sammlungen und orientiren sich aus Büchern über Beschaffenheit und Aussehen seltener Artefakte. Einzelne Arbeiter erwarben sich auf diese Weise — durch Theorie und Praxis — eine größere Routine in Beurtheilung solcher Stücke, als mancher Forscher von Profession besitzt. Wie schwunghaft dieses Fälschergeschäft dort betrieben wird und wie groß also die Zahl der Dummen ist, die noch immer darauf hereinfallen, beweist die Thatsache, daß ein Händler in Amiens gedruckte Preiskourante verschickt, in denen er gefälschte prähistorische Objekte als solche anbietet mit der Empfehlung, sie seien „von schlauen Arbeitern" angefertigt.

Gelegentlich der Ausgrabungen in der Thäynger Höhle bei Schaffhausen kamen eingekratzte Zeichnungen auf Knochen des Renthiers zu Tage, die also von Menschen der Eiszeit ausgeführt worden sein müssen und deßhalb einen hohen wissenschaftlichen und pekuniären Werth repräsentiren. Dadurch gerieth ein Arbeiter auf die Idee, dergleichen Zeichnungen nachträglich auf solche urweltliche Knochenstücke eingraviren zu lassen. Er beauftragte hiermit einen Knaben, der denn auch das Bild eines Bären und eines Fuchses einkritzelte und sich als Vorlage einiger Illustrationen von Leutemann bediente. Den Sachkennern kamen diese Stücke zwar etwas eigenthümlich vor, denn die Umrisse der beiden Thiere waren so charakteristisch, daß man schon ein sehr großes Vertrauen in die künstlerische Befähigung des Urmenschen setzen mußte, um anzunehmen, sie hätten solche Zeichnungen bloß mit Feuersteinsplittern auf Renthierknochen eingekratzt. Der Verdacht war also da, allein den ersten sicheren Nachweis der Fälschung lieferte der Zufall, indem dem Archäologen Lindenschmit die Leutemann'schen Zeichnungen in dem Buche „Die Welt der Jugend" zu Gesichte kamen, während er eine Kopie der Thäynger Zeichnungen vor sich hatte. „Sonderbar, ja wunderbar," rief der gelehrte Forscher, „wie kann wohl der urweltliche Kunstgenosse eine Ahnung von den Darstellungen Leutemann's gehabt haben, und wie hat dieser eine so zutreffende Erinnerung urweltlicher Kunstversuche geben können, die erst sechs Jahre nach seinen Zeichnungen ans Tageslicht kamen? Das Räthsel dieser Erscheinung findet seine ganz natürliche Lösung darin, daß die Darstellungen Leutemann's, welche von unserer Jugend so oft schon in Schreibhefte, auf Schiefertafeln und in Schulbücher kopirt wurden, auch einmal auf dem weniger üblichen und geeigneten Materiale von urweltlichen Knochen zur Nachbildung gelangt sind." Die Richtigkeit dieses Schlusses fand durch die polizeilichen Erhebungen ihre Bestätigung. Aehnlich mag es sich mit manchen anderen Zeichnungen und Schnitzereien

aus der vorhistorischen Zeit der europäischen Menschheit verhalten. Wenigstens ist es schwer zu begreifen, wie die wilden Rentierjäger der Eiszeit, die Jahrtausende vor der Gründung von Athen und Rom lebten, dazu gekommen sind, Zeichnungen zu machen, ja Statuetten zu fabriciren.

Wie in Europa Betrügereien in Herstellung prähistorischer Steingeräthe verübt werden, so fabricirt man in Mexiko aztekische Götzenbilder und irdene Gefäße, die den Liebhabern für alte echte Waare verkauft werden. Indessen sind die Fabrikanten dieser Waaren doch im Grunde genommen nur Stümper gegenüber den Fälschern, die in Jerusalem sitzen, und die nicht nur den harmlosen Pilger beschwindeln, sondern denen es sogar mit den berüchtigten „moabitischen Alterthümern" gelang, selbst die Gelehrten zu täuschen und den preußischen Staatsschatz um 60 000 Mark zu brandschatzen. Der unverfrorenste dieser Fälscher war ein zum Protestantismus übergetretener Israelit Namens Schapira, der damit debütirte, den echten Sarkophag Samson's zu entdecken, der später im Verein mit Selim Oari die moabitischen Terrakotten in Schwung brachte und zuletzt so glücklich war, auch in den Besitz von uralten Thorarollen zu kommen, für die er jedoch zu seinem Leidwesen keine gläubigen Käufer finden konnte. Der Mann hätte, wenn es gewünscht worden, auch noch ein Stück von der ehernen Schlange des Moses oder eine Planke von der Arche Noah's herbeigeschafft.

Solche Leute sind aber in Palästina durchaus nicht selten, im Gegentheil kann der Reisende dort kaum einen Schritt thun, ohne daß der Versuch gemacht wird, ihm irgend eine faule Merkwürdigkeit für gutes Geld anzuhängen. Auch mit dem Nachweis interessanter Lokalitäten wird dort ein Schwindel getrieben, der unter Umständen einen ergötzlichen Anstrich hat. Wünscht man z. B. den Baum zu sehen, in dessen Ast Absalom mit den Haaren hängen blieb, so werden sich sogleich zwanzig Menschen bereit erklären, diesen Baum zu zeigen, ebenso wird es nicht so schwierig sein, einen Führer nach dem Orte zu finden, wo Elias gen Himmel fuhr.

Wie viel Schwindeleien mit kleinen nachgemachten Alterthümern in Palästina verübt werden, entzieht sich jeder Berechnung und beweist, daß die im letzten Grunde von der Habgier inspirirte Leichtgläubigkeit heute kaum geringer ist als vor Jahrhunderten. Auch in Aegypten wird die Fabrikation von Antiquitäten schwungvoll betrieben, daneben blüht noch gelegentlich das Geschäft, Unerfahrene durch Vorspiegelung des Nachweises großer irgendwo vergrabener Schätze um eine kleine Summe zu prellen. In sehr seltenen Fällen ereignet sich wohl auch einmal das Umgekehrte, daß nämlich ein Araber wirklich einen wissenschaftlich werthvollen Schatz aufgestöbert und Mühe hat, ihn an den Mann zu bringen. Ein solches Beispiel erzählt der berühmte Reisende Rüppell. Als er sich in Kairo aufhielt, kam eines Tages ein alter Araber zu ihm und machte ihm mit geheimnißvoller Miene das Anerbieten, für 20 spanische Piaster den Aufbewahrungsort eines Schatzes von ungeheurem Werth zu zeigen. Als Rüppell den Mann fragt, warum er denn selbst den Schatz nicht hebe, betheuert dieser, solches sei ihm unmöglich, da derselbe von grauenhaften Dämonen bewacht würde, die aber nur für einen Araber gefährlich seien. Rüppell hielt das Ganze für Schwindel, doch erzählte er gelegentlich davon einem Manne, der mit der Ausgrabung eines nubischen Tempels beauftragt war. Dieser beschloß, der Sache nachzuspüren, und fand an dem Orte, den der alte Araber bezeichnete, in der That einen Schatz, nämlich den kostbaren Alabastersarg mit der Mumie des Pharao Psammetich. Derselbe wurde von ihn gehoben und für eine sehr hohe Summe nach London verkauft. Solche Glücksfälle sind, wie man schon denken kann, äußerst selten; im Allgemeinen handelt es sich bei derartigen Erzählungen nur um Schwindelei. Dr. A.

Arbeiter- und Heimatkolonien im Moor.

Von A. Lammers.

„Sprecht, warum zieht Ihr von dannen?" Diese Frage Freiligrath's an deutsche Auswanderer, die er in Havre das Schiff nach der neuen Welt besteigen sah, hat ein thätiger Menschenfreund in Bremerhaven, der freisinnige protestantische Pastor Cronemeyer, oft auf dem Herzen gehabt, wenn vor seinen Augen die dichten Züge Europamüder in das Zwischendeck der großen Lloyddampfer hinabkletterten; zumal da er nicht selten Amerikamüde wieder heimkehren sah, um Geld, Hoffnung und Lebensmuth beträchtlich ärmer. Aber sein praktischer Sinn blieb nicht bei der Empfindung und zwecklosen dichterischen Frage stehen. Er hatte sich schon an der Organisation weiblicher Armenpflege in seiner Stadt, an einer Volksküche, an einem Obdache ohne Verzehrungszwang und geistige Getränke für beschäftigungslose Hafenarbeiter erprobt und verstand daher einigermaßen zusammenzufügen, was zu socialer Neuschöpfung gehört. Er beschloß darum, den Auswanderern ein neues Ziel vor Augen zu führen und die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Moore Norddeutschlands zu lenken. Die Versuchsstation der Central-Moorkommission zu Bremen hat seit einigen Jahren die ungemeine bodenbessernde Wirksamkeit des Schlamms oder Schlicks, der sich in den Seehäfen festsetzt, erwiesen. Hier ist er ein höchst unbequemes Hinderniß der Zwecke, zu denen man Häfen baut — auf ödes Land aber, namentlich auf den im deutschen Nordwesten so weit ausgedehnten Moorboden gebracht, wirkt er Wunder der Fruchtbarkeit. War diese Thatsache auch schon länger bekannt, namentlich um den Dollart herum, so fehlte doch bis vor Kurzem der planmäßige und exakte chemisch-physiologische Nachweis derselben. Ihn hat die Bremer Versuchsstation geliefert; Pastor Cronemeyer aber schlägt vor, daß man hierauf, nicht wie im vorigen Jahrhundert auf das den unangenehmen Moor- oder Höhen- oder Haarrauch erzeugende Moorbrennen, das obendrein ein Raubbau und eine Art von Lotteriespiel zugleich ist, neue eigenartige Moorkolonien gründe. Nach der menschlichen Seite hin lehnt er diese an die Arbeiterkolonien seines Bielefelder Amtsbruders von Bodelschwingh an, mit dem er überhaupt in vollem Einvernehmen handelt.

Zunächst soll in einem Moore unweit Bremerhavens, During bei Loxstedt, eine gewöhnliche Arbeiterkolonie entstehen; dann aber, was er eine „Heimatkolonie" zu nennen vorschlägt, bestimmt, allen Denen ein Heim zu verschaffen und eine Zukunft als kleine Landwirthe zu gründen, die aus den verschiedenen deutschen Arbeiterkolonien gebessert und gehoben, das heißt tüchtiger Arbeit wiedergewonnen, hervorgehen.

Dies der Grundgedanke des Planes, auf dessen ohnehin noch nicht ganz feststehende Einzelheiten hier nicht weiter einzugehen ist. Genug, daß man denselben überall mit dem größten Antheil und Wohlwollen aufgenommen hat, wo Pastor Cronemeyer in seiner schlichten einleuchtenden Weise ihn vortragen konnte: in Bremerhaven selbst und den Nachbarorten, in einer Sitzung der preußischen Central-Moorkommission zu Bremen, Ende November, in einer Audienz beim Kronprinzen, an der auch Pastor von Bodelschwingh theilnahm, endlich am 20. Mai zu Bremen, wo die Hauptsumme des vorläufigen Anlagegeldes flüssig gemacht werden soll. An der wirklichen Durchführung des Planes wird nicht mehr zu zweifeln sein. Gelingt er nur einigermaßen, wie sich zuversichtlich hoffen läßt, so ist der Anfang gemacht mit einem vielversprechenden Unternehmen innerer Kolonisation. Mit der Zeit werden wohl neben den Zöglingen der Arbeiterkolonien auch tüchtige Auswanderer, nicht bloß gebesserte unbeschäftigte, nach Bremerhaven ziehen, nicht um über das Atlantische Meer zu schiffen, sondern um ihr „Amerika" in den Mooren und Haiden des deutschen Nordwestens zu finden. Das wüste Moor birgt in seinem schwerzugänglichen Innern Schätze höchster Fruchtbarkeit, welche nur durch ein nicht ganz leichtes und einfaches Verfahren erst gehoben werden müssen. Aber dieser Aufgabe dient, seit die 1870 unternommene und mehrere Jahre lang eifrig unterhaltene Agitation wider das Moorbrennen die öffentliche Aufmerksamkeit nachhaltig darauf gelenkt hat, der Kanalbau Preußens und Oldenburgs in ihren Moorgebieten, dient die genannte Versuchsstation zu Bremen sammt der ihr vorgeordneten, ausgezeichnet geleiteten und besetzten Central-Moorkommission, die sich dem preußischen Landwirthschaftsministerium als eine Art Fachstelle anschließt. Diese vereinten, zusammenstrebenden Bemühungen sind nun nachgerade soweit gediehen, daß umfassendes Kolonisiren beginnen kann. In Cronemeyer's „Heimatkolonie" soll es mit den menschlichen Arbeitskräften ganz ähnlich gehalten werden, wie mit dem Hafenschlick: von der Landstraße weggenommen, in anderen, erziehend wirkenden Niederlassungen an tüchtige Arbeit zurückgewöhnt, schlagen sie um in eine lebendige Bereicherung der Gesellschaft, der sie bisher zur Last waren, in einen Grundstamm gedeihender, glücklicher Familien und Menschengeschlechter.

Ein Sängerfeſt im „Deutſch-Athen“ Nordamerikas.

Anſicht von Milwaukee.

Originalzeichnung von Richard Püttner

Deutſche Sängerfeſte bilden in Nordamerika keine Seltenheit. Unſere Brüder unter dem Sternenbanner pflegen deutſche Weiſen mit demſelben Eifer, wie dies innerhalb der Reichsgrenzen der Fall iſt. Zahlloſe deutſche Sängervereine blühen in den Vereinigten Staaten und beſitzen in dem „Nordamerikaniſchen Sängerbund“, der im Jahre 1857 gegründet wurde und heute die größte Vereinigung dieſer Art in der Union bildet, einen wichtigen Mittelpunkt. Und dennoch ſehen ſangesfrohe Scharen jenſeit des Oceans mit ſpannender Erwartung der Zeit vom 21. bis 25. Juli entgegen, wo in dem lieblichen Milwaukee das 24. Sängerfeſt des genannten Bundes abgehalten werden ſoll.

Schon der Umſtand, daß für dieſes Jahr die deutſcheſte Stadt Amerikas zum Feſtort gewählt wurde, würde dieſe Erwartung rechtfertigen. Sie wird aber noch geſteigert durch den großen Aufwand für die Vorbereitungen zum Feſte, wie ſolcher bei allen bisherigen Feiern dieſer Art in der neuen Welt noch nicht erreicht wurde — verfügt doch das Feſtkomité allein über einen Garantiefond von dreiviertel Millionen Mark. Ueber 90 deutſch-amerikaniſche Vereine werden in Milwaukee zuſammentreffen, und auch Gäſte aus Deutſchland werden nicht fehlen. So wird der königliche Muſikdirektor Hermann Mohr von Berlin auf dem Feſt erſcheinen, um ſeine 1865 auf dem erſten Deutſchen Sängerfeſt zu Dresden preisgekrönte Hymne „Jauchzend erhebt ſich die Schöpfung“ perſönlich zu dirigiren; auch iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß Herr Profeſſor C. Brambach von Bonn, der den von dem Milwaukeer Bürger John Plankinton ausgeſetzten Preis von 1000 Dollar für die Feſtkompoſition „Columbus“ erhielt, die Aufführung ſeines Werkes leiten wird.

Die Leitung des Feſtes, an deren Spitze die Herren Heinrich M. Mendel, Bundespräſident, und E. Catenhuſen, Muſikdirigent, ſtehen, liegt in den Händen umſichtiger Männer. Herr Mendel iſt ein Breslauer Kind. Er wanderte 1854 nach den Vereinigten Staaten aus, kam nach Milwaukee und wurde 1859 Mitglied des Muſikvereins, in welchem er wiederholt zu den verſchiedenſten Ehren- und Vertrauensposten gewählt wurde.

Herr E. Catenhuſen wurde zu Ratzeburg im Großherzogthum Lauenburg im Jahre 1841 geboren, beſuchte daſelbſt das Gymnaſium und dann die Univerſitäten Göttingen und Leipzig, wo er Philoſophie und Geſchichte ſtudirte. Er iſt ein Schüler Ignaz Lachner's. In den Städten Riga, Königsberg, Köln, Chemnitz, Hamburg und Berlin (Friedrich Wilhelmſtädtiſches Theater) wirkte er als Operndirigent. Während ſeiner Hamburger Thätigkeit komponirte er die beiden Görner'ſchen Volksſtücke: „Der Rattenfänger von Hameln“ und „Frau Holle“. Das erſtere Stück wurde zweihundertdreißigmal in Berlin aufgeführt. Dann folgte die Kompoſition der Muſik zu dem Beaumarchais'ſchen Stück „Die Hochzeit des Figaro“, das Dingelſtedt neu bearbeitet hatte und für das Wiener Hofburgtheater ankaufte. Von Berlin ging Catenhuſen nach New-York, um die Stelle des Kapellmeiſters am Thalia-Theater zu übernehmen. Nach ſechs Monaten aber vertauſchte er dieſen Platz ſchon mit einer Thätigkeit an der engliſchen Bühne. In dieſer Stellung als Kapellmeiſter und Regiſſeur des Kaſino brach er die Herrſchaft der Londoner Oper und führte die deutſche zum Sieg. Im Sommer 1884 wurde er zum Dirigenten des Milwaukeer Muſikvereins gewählt und in dieſer Stellung auch mit der muſikaliſchen Leitung des großen Bundesſängerfeſtes betraut. —

Noch in einer Beziehung iſt das bevorſtehende Feſt bemerkenswerth. Zum erſten Male wird ſich an demſelben auch ein engliſcher Verein betheiligen. Nicht mit Unrecht darf man dieſe Thatſache als eine Errungenſchaft der deutſchen Muſik betrachten. Denn wirft man einen Blick rückwärts und erinnert ſich, mit welcher Verachtung vor ungefähr 40 Jahren das Stockamerikanerthum auf die deutſchen Sänger herabſah, ja wie ſelbſt vor 15 Jahren eine bedeutende Zeitung in Cincinnati über das Programm des berühmten Theodor Thomas'ſchen Orcheſters ſich dahin ausſprach: ſie — die Amerikaner — hätten noch nicht genug Sauerkraut und Limburger Käſe gegeſſen, um die Programme verdauen zu können, ſo kann man ſich jetzt nicht genug wundern, wie es gekommen, daß heute dieſelben Amerikaner Beethoven, Mozart, Gluck, Haydn, Schubert, Bach, Wagner ꝛc. als die vorzüglichſten Heroen der Muſik anerkennen und förmliche Pilgerfahrten zu den Sängerfeſten der Deutſchen machen. Es iſt dies von vielen ein Beiſpiel, daß der deutſche Geiſt ſich immer mehr Bahn bricht in Amerika.

Nach dem verdienſtvollen deutſch-amerikaniſchen Geſchichtsforſcher H. A. Rattermann in Cincinnati ward die älteſte Muſik, die in Amerika gepflegt wurde, von ſpaniſchen Geiſtlichen und Mönchen nach der neuen Welt verpflanzt. Sie beſtand ausſchließlich in dem zum Gottesdienſte gehörigen gregorianiſchen Geſang. Mit den Puritanern, welche im Jahre 1620 mit der „Mayflower“ auf Plymouth Rock landeten, ward das erſte Kirchenlied eingeführt. Die Melodien waren höchſt einfach und dem von Morot und Beza herausgegebenen Pſalmbuch entlehnt, zu welchem der Elſaſſer Wilhelm Frank paſſende Choralmelodien ſchrieb und wahrſcheinlich auch komponirt hat. Bis zum Jahre 1815, als in Boſton die „Haydn and Händel Society“ gegründet wurde, diente der Geſang ausſchließlich dem Gottesdienſte. Durch dieſe Geſellſchaft trat die Muſik, das heißt der Geſang, aus der Kirche in den Koncertſaal über, freilich noch die religiöſe Richtung im Auditorium, dem ſich zunächſt die Meſſen der größeren Komponiſten anreihten, verfolgend.

Merkwürdig iſt es jedenfalls, daß die Einführung des erſten mehrſtimmigen Geſanges in Amerika, ſoweit man fühlbaren Grund in dieſer Beziehung hat, von einem Deutſchen ausging. Dieſer Pionier des vierſtimmigen Geſanges und auch wohl der Inſtrumentalmuſik in Amerika iſt der zu Rechegg, jetzt Recha, bei Kaltern an der Etſch in Tirol geborene deutſche Jeſuitenmiſſionar Pater Antonius Sepp, welcher am Rio Plata in Paraguay bereits im Jahre 1692 einen vierſtimmigen Chor, Sopran, Alt, Tenor und Baß, ſowie ein dazu gehöriges Orcheſter aus den Indianern eingeübt hatte, welche lateiniſche und deutſche Geſänge — Meſſen, Veſpern, Litaneien ꝛc. — mit Muſik und Orgelbegleitung ſangen. Pater Sepp ſelber war Muſiker und ſpielte alle damals bekannten Inſtrumente mit ziemlicher Fertigkeit. Er hatte in Augsburg Theorie — Generalbaß und Harmonielehre — ſtudirt und komponirte ſelbſt viele der Tonwerke, welche er mit ſeinen Indianern aufführte. Er hatte ſomit den erſten deutſchen Geſang- und Muſikverein ins Leben gerufen.

Die Feſtſtadt Milwaukee am Michiganſee, obgleich noch ſehr jung — ſie feierte im vergangenen Jahre das fünfzigſte Jahresfeſt ihrer Gründung —

Digitized by Google

iſt eine Großſtadt, denn ihre Bevölkerung zählt 160 000 Einwohner, von denen wohl rund 100 000 deutſch ſprechen. Dementſprechend herrſcht in ihr auch ein recht reges deutſches Leben. Zahlreiche Geſangvereine pflegen das deutſche Lied. Fünf Turnvereine blühen, und die neueſten von ihren Hallen würden jeder Großſtadt Europas zur Zierde gereichen, ſo prachtvoll ſind ſie ausgeführt. Neun deutſche Zeitungen, darunter drei tägliche, „Herold“, „Seebote“ und „Freie Preſſe“, verſorgen das deutſche Leſepublikum. Von den Wochenblättern verdient die „Germania“, deren Auflage 80 000 Exemplare überſteigt, genannt zu werden. Die hauptſächlichſten Aemter der Stadt befinden ſich ihrer Mehrzahl nach in Händen der Deutſchen, auch das Oberhaupt der Stadt, der Bürgermeiſter Emil Wallber, iſt ein Deutſcher. Wer Milwaukee beſucht hat, der erkennt willig an, daß es mit Recht den ehrenvollen Beinamen „Deutſch-Athen“ führt.

C. Catenhuſen,
Feſtdirigent des 24. Sängerfeſtes des N.-A. Sängerbundes.

H. M. Mendel,
Feſtpräſident des 24. Sängerfeſtes des N.-A. Sängerbundes.

An der Stelle, wo ſich heute die Stadt befindet, wohnten ſchon in grauer Urzeit Menſchen, die jedoch, nach den zu Tauſenden gefundenen Schädeln, nicht der Raſſe der Rothhäute angehörten. Nach ihrem Verſchwinden ließen ſich hier verſchiedene Indianerſtämme nieder. Dr. Rud. Koß erzählt in ſeiner Chronik, daß die Hügel und Höhen, auf denen Milwaukee liegt, ein geweihter, heiliger Platz waren. Ehe die Indianer denſelben betraten, wurden die Tomahawks vergraben, die Waffen abgelegt, und vor Eröffnung des dem Großen Geiſte geweihten Feſtes führten die Rothhäute den Pauwau — Friedenstanz — auf. Dereinſt begraben zu werden am Fuße dieſer Hügel, war der ſehnlichſte Wunſch manches Indianers. Als Solomon Juneau, der erſte wirkliche Anſiedler und ſpätere Gründer Milwaukees, ſich mit einer Frau und einem Kinde am 14. September 1818 unter den Rothhäuten anſiedelte, lag das Indianerdorf Milwaukee an der Mündung des gleichnamigen Fluſſes. Es wurde von Pottawatomies bewohnt, deren Häuptling Onaugeſa hieß. Im Gegenſatz zur Mehrheit der berüchtigten Milwaukee-Indianer, war er ein freundlicher würdiger Mann, der ſich die Zuneigung der Weißen in hohem Grade zu gewinnen wußte. Er erreichte ein hohes Alter, und ſein Name wird von den noch lebenden alten Anſiedlern mit Achtung genannt.

Nahezu 16 Jahre wohnten Juneau und die Seinen als die einzigen Weißen unter den Rothen. Dann erſt kamen andere Pioniere. Der erſte Deutſche traf ſchon 1834, von Detroit in Michigan kommend, ein. Er hieß Bleyer und war ſeines Handwerks ein Drechsler. Drei Jahre ſpäter ließ ſich der Büchſenſchmied Matthias Stein nieder. Die Illuſtration auf S. 441 zeigt uns die Blockhütte dieſes Pioniers auf einem Berge im Waldesdickicht. Am Fuße des Berges haben Pottawatomies ihre Wigwams aufgeſchlagen. Das Wild war ſo zahlreich, daß es bis an die Behauſung der Bewohner kam. Der alte Stein, deſſen Bild unten links auf der Illuſtration ſichtbar iſt, erfreut ſich noch des Lebens, während ſein Freund, der Häuptling Onaugeſa (deſſen Portrait rechts auf der Illuſtration angebracht iſt), nach dem Glauben ſeiner Stammesgenoſſen längſt in den ewigen Jagdgründen weilt. Nichts iſt mehr geeignet, das Emporblühen einer Stadt in den Hinterwäldern des Nordweſtens zu veranſchaulichen, als wenn man mit dieſem Bilde die Geſammtanſicht der Stadt vergleicht, die ſich jetzt, 50 Jahre ſpäter, an demſelben Orte erhebt, wo früher nur vereinzelt unter den Bäumen des Urwaldes Blockhütten ſtanden. Welch kurze Zeit! Welch große Veränderung! Dort, wo vor 50 Jahren das Geheul der Wilden durch die Luft erſcholl, erklingen heute deutſche Weiſen; dort, wo die Rothhäute in ganzen Stämmen nach ihrem Brauche Feſte feierten und Gebete zum großen Geiſte emporſandten, werden in wenigen Wochen die Sänger aus der ganzen Union zuſammenſtrömen, um deutſche Lieder an dem Ufer des Michigan ertönen zu laſſen zum Ruhme und zur Ehre des Germanenthums.

H. M. H.

Was will das werden?

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Friedrich Spielhagen.

(Fortſetzung.)

I.

Da Zeit Geld iſt und ich dieſe Geldſorte im Ueberfluſſe beſaß, hatte ich einen ſogenannten Bummelzug gewählt und zu der ſonſt nicht langen Fahrt von dem kleinen Bade am Fuße des Harzes bis zur großen Stadt an der Spree einen ganzen Tag gebraucht. Wenigſtens war der Sommerabend ſchon ſtark hereingebrochen, als die Eiſenbahnſchnecke langſam in die Halle glitt, und der Durchrüttelte das Gefängniß, welches er zuletzt mit dreißig oder vierzig tabakrauchenden Perſonen getheilt, verlaſſen durfte, um alsbald von Jemand umarmt zu werden, den er im erſten Augenblicke nicht kannte: einem ſchmächtigen, in ſeinem Anzuge vernachläſſigten, mit farbloſen Augen träumeriſch aus blaſſem Geſichte blickenden Mann, der fünfzig Jahre alt zu ſein ſchien, und in welchem er dann doch Bruder Otto erkennen mußte, der nach ſeiner Berechnung noch nicht dreißig zählte. Ich hütete mich, der traurigen Empfindung Ausdruck zu geben, die bei dieſem Anblicke mein Herz erfüllte und mit dem traurigen Lächeln auf dem blaſſen Geſichte korreſpondirte; konnte aber doch einen leiſen Ruf des Schreckens nicht ganz unterdrücken, als jetzt eine ſchwere Hand auf meine Schulter ſchlug und eine rauhe Stimme rief: „Haben wir den Ausreißer endlich!“

Nun, es war kein Schutzmann; es war H. H. — Herr Heinrich Hopp — der vor mir ſtand und mich jetzt in ſeine Arme ſchloß, wobei ein böſer Fuſelgeruch mich rings umhauchte. Und ach, dem böſen Dufte entſprach die Erſcheinung des alten Freundes: als wenn der joviale Fuhrherr von ehemals inzwiſchen zum Fuhrknechte geworden wäre — ſo vergröbert däuchte mir ſeine Geſtalt, Miene, Stimme, ſein Lachen — Alles, Alles!

Ich ſuchte meine Verlegenheit hinter der Frage nach meinem Gepäcke zu verſtecken; H. H. hatte bereits für Alles geſorgt, oder würde doch für Alles ſorgen. Ob Einer, wie er, nun ſchon zwei Jahre lang in dem vertrackten Neſte von Berlin wohnen und tagtäglich drei Droſchken unterwegs haben ſolle — dazu eine Nachtdroſchke — und den Rummel nicht kennen! Draußen halte ſeine Droſchke — Gepäckdroſchke, Nummer einundzwanzig — vierundvierzig; dahin ſollten wir uns ſcheeren. In fünf Minuten habe er den ganzen Krempel auf dem Verdecke, und wenn's zehn Koffer wären.

Er ſagte oder ſchrie das Alles vielmehr in unſerem heimiſchen Platt zum Ergötzen der Umſtehenden und zum Verdruſſe eines Schutzmannes, der jetzt herantrat und ihn gelaſſen hieß, nicht dergleichen ungebührlichen Lärm zu machen. H. H. maß den Mann mit wüthenden Blicken, begnügte ſich dann aber doch auf Otto's ängſtlich-leiſes Zureden mit ein paar in die Bartſtoppeln gemurmelten Worten, welche der verſtändige Beamte lieber nicht hören wollte.

„So iſt er nun immer,“ ſagte Otto ſeufzend, während wir bereits, H. H.'s harrend, in der bezeichneten Droſchke ſaßen: „immer wüthend auf die Welt, als ob die an ſeinem Unglücke ſchuld wäre. Ich ſollte nur die Hälfte von ſeinem Vermögen gehabt haben — nur ein Viertel, ich wollte jetzt ein anderer Kerl ſein.“

Und der gute Menſch ſeufzte abermals. Ich hatte ſtarke Bedenken an der Richtigkeit dieſer Behauptung. „Wie ſteht es denn bei Dir?“ fragte ich.

„So, ſo, la, la!“ war die Antwort.

Ich hatte allen Muth zu weiteren Fragen, ja, in diesem Momente überhaupt allen Muth verloren. Der Eintritt in die neue Welt war auch gar so kläglich. Dieser Nummermann, der da jetzt, als hätten wir uns sonst auf der Welt nichts zu fragen und zu sagen, von mir abgewandt zur offenstehenden Wagenthür ins Leere starrte; ein alter Freund, der in so fragwürdiger Gestalt so unerwartet vor mich getreten war in seiner Atmosphäre von Fusel und jedenfalls selbstverschuldetem Unglück; das Schreien der auf dem Platze sich drängenden, schiebenden, stoßenden Menschen; das Rasseln der vorrückenden oder abfahrenden Wagen; der Regen dazu, der den ganzen Tag gedroht und jetzt erst langsam, dann heftiger und bald in Strömen fiel — das war die Wirklichkeit, nach der ich mich gesehnt aus der geschminkten Lüge heraus, die mir jetzt wie ein Feenland erscheinen wollte!

„Da hätten wir den Krempel!“ sagte H. H., zu uns in den Wagen steigend, während mein Koffer oben auf das Verdeck herabkrachte — „fort!“

Und fort ging es, nicht eben schnell. H. H. hatte die Mähre erst gestern gekauft, und eine niederträchtige Schindmähre war's mit Gallen und Spat, ein Krippensetzer, der nicht fünf Thaler werth sei und für den er fünfzig gegeben habe. Er müsse betrunken gewesen sein; anders könne er sich so eine dicke Dummheit nicht erklären; aber das komme von dem niederträchtigen Schnaps in dem niederträchtigen Neste, wo man einen richtigen Kognak oder auch nur Korn nicht für eine Million haben könne.

In diesem Tone ging es fort (mit untermischtem Schimpfen auf den Schutzmann, die dämliche Blechklappe, die einem ehrlichen Kerl das Maul verbieten wollte), während Otto, uns gegenüber, kein Wort sprach, und ich nur den einen Wunsch hatte, daß diese triste Fahrt endlich einmal ein Ende nehme, auf der mir der beständig gegen die Scheiben klatschende Regen nur unsichere Blicke auf die Umgebung erlaubte: stattliche Häuser anfangs und Prachtbauten, unter denen ich nach gesehenen Abbildungen das Brandenburger Thor zu erkennen glaubte; weiter durch Straßen; über mächtige Plätze, die mit Lichtern übersäet waren, deren Strahlen sich in den Regentropfen auf den Scheiben brachen; über Brücken; wieder über Plätze; durch engere Straßen, kümmerliche Gassen, weiter, weiter — nach Moabit, wie ich endlich aus dem schweigsamen Otto nach mancher wiederholten Frage herausbekam. Es sei keine gute Geschäftslage für einen Tischler; aber was wolle man machen? Man wohne da noch immer ein bischen billiger, er wenigstens; es sei aber auch danach.

Otto schwieg; ich schwieg, und H. H., der zuletzt sehr undeutlich gesprochen hatte, schwieg ebenfalls. Noch immer rumpelte das Gefährt auf dem jetzt sehr holprigen Pflaster in monotoner Langsamkeit weiter. Dann hörte auch das Pflaster auf; es ging Schritt vor Schritt in einem sandigen Wege, der, nach den hier und da aufgeschichteten Balken und Brettern zu schließen, über einen Zimmerplatz zu führen schien; endlich hielten wir. H. H. erwachte und schrie: „Halloh!“ Otto reichte mir die Hand und sagte mit muthloser Stimme: „Willkommen!“ schlug dann aber sofort den Rockkragen in die Höhe und lief durch den Regen in das Haus, ohne sich nach mir und H. H. umzusehen, der sich inzwischen mit meinem Koffer beladen hatte. Ich wollte es nicht leiden; es gab einen kleinen Streit, während dessen in der Hausthür ein paar Kinder sichtbar wurden, die aber bei meiner Annäherung sofort wieder verschwanden. Otto stand mit einer Lampe auf dem Flure und leuchtete uns voran in ein Zimmer linker Hand, wo er die Lampe auf den runden Tisch vor dem Sofa setzte und sagte, daß seine Frau gleich kommen werde. Dann war er wieder verschwunden, auch Herr Hopp hatte draußen noch mit dem Kutscher zu sprechen; ich blieb allein und hatte Zeit, mich in dem Zimmer umzusehen.

Ein ziemlich weites, niedriges Gemach, in welchem ein muffiger Geruch herrschte, als ob das Haus sehr feucht sei oder in der unmittelbaren Nähe eines Sumpfes liege. Dennoch konnten die beiden Fenster erst während des Regens geschlossen sein, denn vor jedem derselben stand auf den wurmstichigen Dielen eine große Lache, von welchen nasse Spuren nach allen Richtungen liefen, augenscheinlich von Kinderfüßen. Auch sonst war es wüst und unwirthlich in dem großen Raume, der fast keine Möbel enthielt und es doch fertig gebracht hatte, unordentlich auszusehen. Auf dem Tische vor dem Sofa mit dem kattunenen, stellenweise zerfetzten Ueberzuge, auf den paar Rohrstühlen, auf der Kommode, an dem Boden selbst lag allerhand umher: zerknitterte Zeitungen, Anzugsstücke, ein zerrissenes Hemdchen, an dem eben noch genäht schien; eine kleine Puppe ohne Kopf, ein Spielwägelchen mit zwei Rädern und einem Holzpferde, dem sämmtliche Beine fehlten; gebrauchtes und ungebrauchtes Geschirr, angebissenes Butterbrot, daneben ein mit einer durchlöcherten Brotscheibe bedecktes Glas, inwendig schwarz von ertrunkenen Fliegen. Ich kam eben aus Kreisen, in denen man es mit den Geboten der Ordnung nichts weniger als streng nahm; aber da hatte selbst die Unordnung einen heiteren Anstrich gehabt. Hier sah sie trostlos aus und drückte schwer auf mein so schon gepreßtes Gemüth. Wie sollte dies werden?

Otto kam zurück: seine Frau bitte noch für einige Minuten um Entschuldigung, sie müsse erst die Kleinsten zu Bett bringen; ob er mir unterdessen meine Stube zeigen dürfe?

Ich war es mehr als zufrieden; überdies hatte ich mich noch von dem Staube der langen Fahrt zu reinigen. Otto führte mich über den Flur eine schmale steile Treppe hinauf über einen Boden, der, wie ich sah, ihm als Werkstatt diente, in ein Giebelzimmerchen mit nur oben etwa drei Fuß breit horizontaler, an den Seiten stark abgeschrägter Decke und einem kleinen viereckigen Fenster. Die ganze Einrichtung bestand aus einem Bette, einem Stuhle und einem Tischchen, das zugleich als Waschtisch figurirte.

„Ein Schelm giebt mehr, als er hat,“ sagte Otto, sich verlegen in dem Zimmerchen umsehend.

„Und ich will ein Schelm sein, wenn ich mehr erwartet habe,“ sagte ich, indem ich zugleich das Fensterchen aufstieß, frische Luft hinein zu lassen, an der es hier wie unten fehlte.

„Es ist von dem Leim und dem feuchten Holz,“ sagte Otto; „ich dachte mir gleich, Du würdest das nicht aushalten.“

„Und ich sage Dir,“ erwiderte ich, „mir ist auf der Welt kein Geruch lieber. Das ist ja gerade wie beim Vater. Ich das nicht aushalten! Und sieh doch! Das ist ja gar Wasser — Schiffe — was heißt denn das?“

Ich stand an dem offenen Fenster. Dicht vor mir, nur durch einen schmalen Uferstreifen getrennt, dämmerte es durch den Regen, der jetzt nur noch rieselte: ein nächtiges Flußbild, in welchem ich viel Einzelheiten just nicht mehr erkennen konnte, trotzdem die Regenluft von einem unsichtbaren Mond ein wenig durchhellt war, hier und da auf den Ufern hüben und drüben die Laternen brannten und von den Schiffen oder aus Nachbarhäusern ein matteres Licht durch den Dunst herüberschimmerte.

„Das ist die Spree,“ sagte Otto. „Ich freue mich, wenn es Dir gefällt. Meine Frau meint, es sei sehr ungesund, hier zu wohnen; aber es ist billig — das ist die Hauptsache. Na, Du kommst wohl hernach herunter. Das Licht lasse ich oben.“

Als ob ich mich ohne das Licht hätte wieder herunter finden können!

Kopfschüttelnd ging ich an das Reinigungswerk, bei dem ich mich möglichst beeilte, obschon es mich, der Himmel weiß es, gar nicht drängte, wieder nach unten zu kommen. Dieselbe Stunde, in der wir uns gestern Abend nach der Vorstellung zu einem Abschiedsschmaus zusammengefunden hatten! Es fehlte nicht viel, so wären mir bei der Erinnerung die Augen naß geworden. Indessen: die Reue kam zu spät. Und ich bereute ja nichts. Es hätte da unten noch viel armseliger aussehen können, wenn es nur ordentlicher gewesen wäre. Ich erinnerte mich, daß Goethe einmal gesagt hatte, er möchte noch eher ein Verbrechen begehen, als Unordnung dulden. Aber gab es nicht armselige Verhältnisse, und waren Bruder Otto's etwa solche, welche, weil sie wider die Ordnung sind, auch wiederum die Ordnung nicht dulden? Das war eine von den vielen Fragen, auf welche mir die Antwort zu holen ich ja eben hierhergekommen war. Also vorwärts!

Und da öffnete ich denn unten wieder die Thür, um alsbald von zwei kräftigen Frauenarmen umfangen und von einem kräftigen Frauenmunde herzlich geküßt zu werden. Die gute Frau Hopp! und ich hatte auch nicht mit einem Gedanken daran gedacht, daß, wenn H. H. in Berlin war, seine weitaus bessere Hälfte schwerlich fern sein würde! So war denn meine Ueberraschung, die alte Freundin hier zu finden, ganz aufrichtig, und meine Freude wahrlich nicht minder. Und wahrhaftig, da tritt hinter dem breiten Rücken des Vaters, der nun in ein schallendes Gelächter ausbricht, Christine hervor und reicht mir beide Hände, trotzdem der Vater ruft: „Ei, so mache es doch wie die Mutter, dummes

Gör! Ihr seid ja Nachbarskinder!" — Nun, Christine war damals schon aus den Kinderschuhen, und ist jetzt ein schönes, schlankes Mädchen, dessen Augen lange nicht mehr so hell blicken, als damals, und dessen Wangen nicht mehr die fröhliche gesunde Röthe haben. Auch sonst liegt es wie ein melancholischer Hauch über dem schönen bleichen Gesicht. Dafür ist ihr Anzug, mit dessen Akkuratesse und Sauberkeit es immer bedenklich stand, von fast ausgesuchtem Geschmack, was mir mißfällt, ich weiß nicht warum; vielleicht nur, weil Mama Hopp sich die ganze alte Gleichgültigkeit gegen ihre Erscheinung mit der obligaten Frisur von gestern unter der zerknitterten Haube treu bewahrt hat.

Aber ich habe keine Zeit, darüber zu grübeln, denn ich muß jetzt meine Schwägerin begrüßen, die eben aus dem Nebenzimmer kommt: eine kleine schwächliche Person mit einem kleinen Gesicht, das früher vielleicht hübsch gewesen ist, jetzt aber durch Krankheit und Sorgen etwas beängstigend Fades, Verkümmertes und Ver säuertes hat. Doch versucht sie zu lächeln, als sie mir nun die Hand reicht und ein paar Worte sagt, die gewiß freundlich gemeint sind, obgleich ich kaum eine Silbe verstehe, so leise spricht sie. Ich antworte ihr, wie mir's ums Herz ist: daß ich hoffe, ihr durch meine Gegenwart keine neue Last aufzubürden, und ihr aufrichtig für das freundliche Willkommen danke, auf das ich freilich gerechnet, nachdem sie Otto die Erlaubniß gegeben, mich kommen zu lassen.

Ich habe der Frau nicht schmeicheln wollen, aber sie sieht geschmeichelt und dankbar aus; ich sage mir, daß sie durch Komplimente nicht verwöhnt ist, und daß, Alles in Allem, es nicht schwer halten wird, mich mit ihr auf einen guten Fuß zu stellen. Sie läuft auch sogleich in das Nebenzimmer und kommt mit den beiden ältesten Kindern zurück, die eben haben ins Bett gehen sollen und nicht wollen, da sie den neuen Onkel erst sehen möchten. Es sind Zwillinge: ein Knabe und ein Mädchen von sechs oder sieben Jahren mit blassen, dürftigen Gesichtchen. Sie wollen nun doch nicht hinter der Mutter hervor, die darüber schilt, worauf Beide anfangen zu weinen und wieder in die Schlafstube zurücktransportirt werden.

Unterdessen hat sich die andere Gesellschaft um den Sofatisch gesammelt, Herrn Hopp zuzusehen, der mit großem Eifer in einer Suppenschüssel Punsch braut, zu welchem die Damen Hopp die Ingredienzen mitgebracht haben. Einen alten Freund wie mich nach so langen Jahren nicht mit einem guten Trunk zu empfangen, das gehe gegen Hopp'sche Gewohnheiten, so viel werde ich wohl noch wissen. Und Nachbarn seien wir auch wieder, wenn auch nicht gerade Wand an Wand, wie ehemals. Da wollen wir Eines auf die alte neue, gute Nachbarschaft trinken!

So redeten Herr und Frau Hopp durch einander; Christine lächelte manchmal dazu, wenn auch nicht mit der Lustigkeit von ehemals, und ich empfand es seltsam, daß Otto und seine Frau, die wieder hereingekommen war, dabei standen und die Hopp's in ihren Räumen die Honneurs machen ließen, als ob sie dabei nicht weiter betheiligt seien.

Endlich war das schwierige Werk vollendet. H. H. wischte sich den Schweiß von der Stirn, kostete das Gebräu noch einmal und meinte, er glaube, daß es so gut sei. Wir waren im Begriff uns zu setzen, als die Thür nach dem Flur langsam geöffnet wurde und auf der Schwelle ein anderes altes bekanntes Gesicht erschien: Karl Brinkmann! Wie hatte ich vergessen können, daß die Fuhrherr Hopp'sche Familie ohne Kutscher Karl Brinkmann sich gar nicht denken lasse! Ich mußte mit meiner Freude, den alten lieben Menschen, den treuen Mentor unserer Kinder- und Knabenspiele, meinen Exercirmeister aus der kriegerischen Zeit, wieder zu sehen, einigermaßen an mich halten, um nicht Frau Hopp's Eifersucht zu erregen. Auch kam mir der gute Mensch darin entgegen, indem er selbst sich bescheiden zurückhielt und sich wohl mit an den Tisch setzte, aber etwas abseits, genau so, wie ich ihn in den guten Hopp'schen Tagen, wenn ein Fest im engsten Familienkreise gefeiert wurde, auch hatte sitzen sehen.

Ach! sie waren vorüber, die guten Hopp'schen Tage, auf Nimmerwiederkehr! Wenn ich daran noch hätte zweifeln können, so erfuhr ich jetzt in den Gesprächen, die sich fast nur darum drehten und in welchen H. H. selbst das große Wort führte, die ganze tragische Geschichte von dem Niedergang und Fall der Hopp'schen Herrlichkeit. Den Niedergang hatte ich selbst ja noch in der letzten Zeit beobachten können, ohne freilich zu ahnen, daß der Fall so schnell eintreten und so tief sein würde. Natürlich war Bismarck an Allem schuld. Bismarck hatte den Krieg eingerührt, und der Krieg den Ruin gebracht. Erst das Kriegsjahr selbst, wo Handel und Wandel stockte, das Geld sich verkroch und nur mit Wucherzinsen herauszulocken war, es keine Lustbarkeiten mehr gab und die Menschen vor lauter Aufregung nicht mehr ans Sterben dachten; dann das Milliardenjahr, wo, wie H. H. sich ausdrückte, die Juden im dicken Rohr saßen und sich die besten Pfeifen schnitten, und der kleine Mann flöten ging.

„Das hat mir den Rest gegeben," schrie er, auf den Tisch schlagend, „und wem nicht noch! der ganzen Hafengasse, wie wir da waren! Zwischen den Fingern hatte er uns ja schon alle vorher, der verdammte Manichäer; aber nun konnte er fest zufassen und uns ausquetschen — so!"

Und H. H. ergriff ein paar Citronenschalen, die neben der Punschschüssel lagen, preßte sie in seiner rothen Faust und warf sie wüthend wieder auf den Tisch.

Ich bekam nun schlimme Dinge über den kleinen Mann im Giebelhause zu hören. Nach H. H.'s Darstellung hatte Herr Israel schon vor dem Kriege sämmtliche Bewohner der Hafengasse zu seinen Schuldnern gehabt, so daß ihm die Hälfte aller Häuser thatsächlich gehörte; die andere habe er noch während des Kriegsjahres und in dem folgenden durch Angebote, denen die Leute nicht zu widerstehen vermochten, in seinen Besitz gebracht. Darüber dürfe man sich nicht wundern, wenn man bedenke, daß eine lange Reihe der großen Herren auf dem Lande ebenso von ihm ausgewuchert und ausgekauft worden wären, die freilich zum Theil noch auf ihren Gütern gesessen hätten, Eigenthümer zum Schein, in Wirklichkeit Verwalter J. J.'s, der sie jeden Augenblick von Haus und Hof hätte jagen können. Denen in der Hafengasse sei es so gut noch nicht einmal geworden; sie hätten von Haus und Hof gemußt, da J. J. Alles niederreißen ließ, um für sechs große Kornspeicher Platz zu schaffen, die er einen neben dem anderen dahin gebaut, wo früher die fünfundvierzig Häuser mit ihren Höfen und Gärtchen gestanden. Auch der Wall sei abgetragen worden — alles Speicher vom Hafenthor bis zur Johanniskirche! Könne man es den armen Leuten verdenken, die so für ein elendes Stück Geld, das ihnen der Jude hinterher doch wieder aus der Tasche zu ziehen gewußt habe, um ihr Eigen gebracht waren, wenn sie sich nicht gutwillig in ihr Schicksal hätten finden und dem Manichäer nachträglich den Spaß versalzen wollen?

Und hier kam in der traurigen Geschichte eine Episode, die, um der dabei Betheiligten willen, mein Interesse aufs Schmerzlichste erregte.

Was ich aber aus den sich durchkreuzenden und zum Theil widersprechenden Berichten als Faktum herausschälen konnte, war Folgendes:

Es hatte sich der Bewohner der kleinen, durch den Israel'schen Spekulationsgeist aus ihrem jahrhundertelangen Schlafe erweckten Stadt eine fieberhafte Unruhe bemächtigt, an welcher freilich alle Gemüther theilnahmen, aber in sehr verschiedener Weise. Eine liberale Minorität, an ihrer Spitze selbstverständlich Professor von Hunnius, hatte sich für die Neuerungen und den großen Neuerer, in welchem sie den Wohlthäter und Regenerator der sonst ihrem Untergange entgegengehenden guten alten Stadt sahen, begeistert, während eine starke konservative Majorität aus eben diesen Neuerungen umgekehrt den Untergang der Stadt prophezeite, die ihnen nur, weil sie eine alte war und so lange sie am Alten festhielt, eine gute dünchte. Der unermüdliche Vorkämpfer dieser Partei war der Pastor Renner von der Johanniskirche, der allsonntäglich gegen den Tanz um das goldene Kalb von der Kanzel donnerte und an den Wochentagen in seiner neugegründeten konservativen Zeitung (Redakteur Ernst Streben) für Gott, König und Vaterland gegen die neugegründete liberale Zeitung (Herausgeber Professor von Hunnius) und die goldene jüdische Internationale mit ihrem sogenannten christlichen, in Wahrheit atheistischen Anhang zu Felde zog.

Nachdem dieser Streit in Wort und Schrift lange genug gewüthet, war denn geschehen, was — ich mußte es annehmen — die Führer mindestens der einen Partei nicht bloß vorausgesehen, sondern gewollt und auf jede Weise ins Werk zu setzen sich bemüht hatten: der Streit war aus den Zeitungsbureaus und den Versammlungslokalen auf die Straße getragen worden, um dort endgültig ausgefochten zu werden.

Von der Jubiläums-Kunſtausſtellung in Berlin:
Der Tempel von Pergamon mit dem Obelisken.
Originalzeichnung von G. Theuerkauf.

Digitized by Google

So weit war mir der Zusammenhang klar. Nun aber, als es an die Erzählung der Katastrophe ging, drohte, da Alle zugleich sprachen oder zu sprechen versuchten, eine solche Verwirrung hereinzubrechen, daß ich mir die Bemerkung erlaubte, ob es nicht besser sei, vorläufig wenigstens dem Familienvater allein das Wort zu lassen.

Ich hätte aber den Muth zu diesem Vorschlage nicht gehabt, wenn der dicke Herr, je mehr er von dem „Frauenzimmergetränk" zu sich nahm, nicht immer nüchterner geworden wäre. Vielleicht war es auch nur, daß die bei der Erinnerung so merkwürdiger und für ihn so verhängnißvoller Tage erwachende leidenschaftliche Theilnahme den Sieg über den Rausch davontrug. Jedenfalls blickte aus seinen verschwommenen Augen etwas von der alten Kraft und dem alten Trotz des Bürgers der weiland freien und Hansa-Stadt, als er, mir seine breite Gestalt voll zuwendend, sagte:

„Haben ganz Recht, Lothar! Was wissen die Frauenzimmer von Dingen, bei denen sie nicht zugegen gewesen sind oder doch nicht Hand angelegt haben? Und Brinkmann war immer ein alter scheuer Fuchs, der sich retirè hält, wenn's brenzlich wird, und gar Otto, der die ganze Geschichte nur aus den dämlichen Zeitungen kennt! Sie wissen Alle nichts; ich aber weiß es, und so ist es gewesen."

5.

„An dem Hafen hat es angefangen, denn der sollte erweitert und ausgebaggert werden, daß die Schiffe bis unmittelbar an die Speicher herankommen konnten. Darüber mußten aber in dem alten Hafen eine Menge Leute ihr Brot verlieren: die Strandkarrer und Sackträger und die Anderen, die Alle oder doch zum größten Theil bei der neuen Einrichtung, wo die Schiffe aus den Speichern heraus beladen werden und ebenso bequem ihre Ladung löschen konnten, überflüssig wurden. Na, und Lothar, Sie kennen ja die Sorte! Und Matrosen, die nichts zu thun hatten, gab's in dem Jahre auch genug; die thaten sich denn zusammen, und wo sie sich mit den Maurern und Zimmerern begegneten, da gab es blutige Köpfe. Meinetwegen, sie hatten kein Recht, die Leute von der Arbeit abzuhalten, aber wenn man die verdammten Speicher so in die Höhe steigen sah, das r'ßte einen ja wurmen, und da man dem Juden selbst nicht an d.n Kragen konnte, hielten wir uns an die, die ihm dabei geholfen. Ich sage: wir, denn ich bin ein- oder zweimal dabei gewesen. Zu thun hatte ich nichts mehr, und ich gönnte es dem Schuft von J. J. Kommt eines Tages der Pastor Renner zu mir und sagt: ‚Das ist Alles ganz schön, Herr Hopp; aber die Speicher werden darum doch zum Herbst fertig, und jetzt hat er ein großes Terrain vor dem Schwedenthor gekauft, darauf will er eine Bierbrauerei en gros bauen, und vor dem Teichthor die sämmtlichen Gärten, die er rasiren lassen wird für eine Villen-Vorstadt.' — ‚Ja,' sage ich, ‚Pastor, der wird uns ja wohl noch Alle in die See werfen, wie verfaulte Heringe. Ist denn dagegen gar nichts zu thun?' — ‚Man muß sehen, ob man nicht die Maurer und Zimmerer zum Streiken bringen kann,' sagt der Pastor. ‚Viel hilft's auch nicht; aber er kriegt dann doch die Speicher bis zum Herbst nicht unter Dach und hat dadurch Tausende an Schaden.' — Der Gedanke gefiel mir so weit ganz gut, und der Pastor schickte mir den Kerl, den Streben, mit dem sollte ich mich ins Benehmen setzen. Nun, ich und er, der übrigens ein ausgefeimter Schuft ist, wie nur je einer einen ehrlichen Kerl in die Tinte gebracht hat — aber ich hatte damals ordentlich einen Narren an dem Kerl gefressen — also er und ich, wir beriefen dann eine Volksversammlung zusammen, zu der wir die Maurer und Zimmerer auch einluden, und auf der wir unsere Sache mit ihnen ins Gleiche bringen wollten. Ich präsidirte, und der Hauptredner war der Pastor selbst. Und eine schöne Rede war's von Einigkeit und Brüderlichkeit, und daß wir alle arme Teufel wären zu unserm Seelenheil, damit wir dereinst in den Himmel kämen, wo wir sicher sein könnten, Herrn Israel nicht zu treffen, der freilich nicht ganz so groß wie ein Kamel — das gab ein Gelächter, Lothar, kann ich Ihnen sagen! — aber eben so wenig wie ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe und durch die Himmelspforte auch nicht. Das behaupte er, denn er könne es aus der Bibel beweisen. Wenn die Herren Maurer und Zimmerer aber doch so schlechte Christen seien und durchaus einen Juden im Himmel haben wollten, so sollten sie wenigstens dazu das Ihre thun, indem sie ihm von seinem irdischen Mammon so viel als möglich abnähmen und nicht für den elenden Lohn arbeiteten, da sie doch jeden Augenblick einen doppelt so großen haben könnten, wenn sie nur zusammenhielten. Na, Lothar, nun war der Rummel im Gang. Mit dem Zusammenhalten sah es freilich man schwach aus, denn die Maurer wollten streiken und auch nicht alle; die Zimmerer und Tischler aber nicht, und nun lagen sich wieder die unter einander in den Haaren. Das ging wohl so acht Tage lang, und jeden Tag ein größerer Krawall als an dem vorangehenden, bis wir — Streben und ich — wieder eine Volksversammlung ausschrieben, zu der auch der Professor mit seinen Leuten kam. Das gab einen Tanz! Der Professor und der Pfaff sagten einander die schönsten Dinge. ‚Jesuit, Volksverführer!' rief der Professor; ‚Herrgottsleugner, Judenfreund!' schrie der Pfaff. Na, Lothar, wenn ich die Sache recht bedenke, der Professor meinte es mit uns ehrlich, und der Pfaff wollte nur sein Müthchen kühlen an dem Juden, und wir sollten ihm die Kastanien aus dem Feuer holen; aber er redete uns nach dem Munde, und der Andere nicht. Und da wir gegen ihn und seine Leute vier zu eins waren, warfen wir sie hinaus, oder wollten sie doch hinauswerfen, und es gab einen furchtbaren Spektakel, als der Streben auf den Tisch sprang und eine Rede anfing, so was haben Sie nie gehört. Der Kerl war wie besessen, raufte sich das Haar und heulte und schrie: es sei eine Sünde und Schande, daß sich tausend ehrliche Christenmenschen in den Haaren lägen um des einen Juden willen, und wir sollten von einander lassen und Buße thun und es machen wie die Vorfahren von dem Juden es gemacht hätten, die ihre Sünden alle auf einen Haufen warfen und den Haufen auf einen Bock luden und den Bock zur Stadt hinaus in die Wüste trieben. Na, Lothar, da war denn der Wagen geschmiert. Der Jud' muß zur Stadt hinaus, schrien sie alle, auch die von der anderen Seite, denn wir waren auf beiden Seiten des Streitens und Raufens müde, und der Jud' war doch am Ende an Allem schuld. Der Professor wollte dagegen reden; aber sie ließen ihn nicht mehr zu Worte kommen, und so ging's denn in hellen Haufen in die Stadt zurück — wir waren in dem großen Evers'schen Tanzlokal vor dem Teichthor gewesen, wissen Sie, Lothar — und durch die Stadt, wo Alles mitlief, was Beine hatte, daß wir gut und gern an die Zweitausend sein mochten, als wir in die Hafengasse kamen, das heißt an die Speicher, denn eine Hafengasse giebt's ja wohl nicht mehr, außer dem Haus von dem Juden. Na, Sie kennen es ja, Lothar!"

Ob ich es kannte, das alte hochgegiebelte Haus! Ich sah es im Geist vor mir und war im Hause unten im Familienzimmer linker Hand bei den geängstigten Frauen und sah die wüsten Haufen die Gasse heraufkommen, voran den Mann da mit der rothglühenden Nase (die er eben in sein Punschglas tauchte) und den schuftigen Streben.

H. H. wischte sich die Lippen und fuhr fort:

„Streben und ich und noch ein Dutzend Anderer hatten als Deputation hineingehen und dem Juden den Beschluß der Volksversammlung, daß er binnen vierundzwanzig Stunden aus der Stadt müsse, ausrichten sollen; aber als wir heranrückten, war die Straße von Polizisten gesperrt, und auf den Stufen vor der Hausthür standen auch noch welche. Der Schuft von Streben war plötzlich von meiner Seite weg, als wär' er in die Erd' geschlupft: das Kunststück verstand ich nicht, und da hatte mich einer von den Polizisten vor die Brust gestoßen, und das läßt sich Heinrich Hopp nicht gefallen, nicht einmal, wenn er nüchtern ist. Und das, will ich gern zugeben, war ich an dem Tage nicht. Aber wenn meine Frauenzimmer sagen, ich hätte nun wenigstens umkehren sollen, so sind sie eben nicht dabei gewesen. Da soll Einer umkehren, wenn ein paar Tausend hinterherdrängen: Komité, so viel noch da war, Polizisten, Alles in einem Haufen bis vor das Haus, wo der Polizeidirektor selber stand und auf mich ein schrie und ich auf ihn, ohne daß Einer ein Wort vom Anderen verstanden hätte. Denn die Menschen tobten wie besessen, und es dauerte auch nicht lange, da hatten sie einen Balken herbeigeholt, mit dem wollen sie die Thür einstoßen. Die Frauenzimmer sagen wieder, das hätte ich nicht leiden sollen; aber sie haben gut reden hinterher. Wenn Einer selbst mitten mang ist, sieht die Sache anders aus. So sollt's denn eben mit dem Balken

gegen die Thür, als die von inwendig aufgemacht wird, und Jettchen dasteht. Ich werd's mein Lebtag nicht vergessen, wie die ausgesehen hat: wie der Kalk an der Wand mit ein Paar so großen schwarzen Augen, daß ich sie kaum wieder erkannte. Und sagt ganz ruhig: wir wollten gewiß ihren Vater sprechen; das sei aber unmöglich, denn er sei todt."

„Was?" rief ich entsetzt, „todt?"

H. H. kraute sich den breiten Schädel, während die Frauen niederwärts blickten, und für einige Momente eine unheimliche Stille in dem Zimmer herrschte.

„Wie ist denn das gewesen?" fragte ich unsicher.

„Ich weiß es selbst nicht," erwiderte H. H., nachdem er, sich zu stärken, einen mächtigen Schluck von dem „Frauenzimmer getränk" genommen. „Sie sagen ja, daß wir ihn auf dem Gewissen hätten; aber er war schon die ganze Zeit in einer mächtigen Aufregung gewesen, was ja auch begreiflich ist, und als er nun die ganze Menge die Straße herauf gegen sein Haus kommen sah, das hat ihm den Rest gegeben. Er ist in sein Komptoir gelaufen — wissen Sie, Lothar, gleich rechts, wenn man 'rein kommt — und hat wohl noch schnell die wichtigsten Sachen aus dem eisernen Schrank nehmen wollen, aber so weit ist er gar nicht mehr gekommen. Sondern nur bis zu dem kleinen schwarzen Sofa — wissen Sie, Lothar — und da lag er, mausetodt, und seine Frau kniete davor und hatte ihren Kopf an seiner Schulter, und richtete sich auch nicht auf und blickte sich nicht um, als ich und ein paar Andere, die mit mir hereingekommen waren, in der Thür standen, und Jettchen, wieder ganz ruhig, zu mir sagte: ‚Sie sehen, daß ich Sie nicht belogen habe. Nun sagen Sie es denen da draußen, daß wir hier doch in Ruhe weinen können.' Na, Lothar, ich habe die Israels nie leiden mögen; hatte auch weiter keine Ursache dazu; aber ein schlechter Kerl bin ich nicht, und als das Mädchen so sprach und mich wieder mit den großen schwarzen Augen anblickte, daß man es gar nicht beschreiben kann, da wurde mir doch ganz kurios zu Muth, und ich hätte viel darum gegeben, wär' ich zehntausend Meilen weit weg gewesen. Und wie ich da noch so stehe und nicht weiß, was ich sagen oder thun soll, wird draußen, wo es inzwischen ruhig gewesen war — oder hatte ich den Lärm nur nicht mehr gehört? — ein mordsmäßiges Geschrei: die Soldaten! die Soldaten! Und richtig, als ich herauskomme, sehe ich, wie sie von der Hafenseite heraufmarschiren, über die ganze Breite der Straße, und voran zu Pferde der Major."

„Von Vogtriz?" rief ich.

„Na, natürlich! er war ja schon seit dem Frühjahr wieder zurück, weil er vor Paris verwundet war. Darüber war denn der Friede gekommen, und er war gleich bei uns geblieben; war auch, glaube ich, noch nicht ganz auskurirt, und das Bataillon war jetzt auch wieder eingerückt, aber erst vor acht Tagen. Na, Lothar, jetzt kriegte ich es aber mit der Wuth. Was? erst sieht man ruhig zu, daß der arme Mann ausgewuchert und haus- und brotlos wird, und dann bringen sie uns unsere Stadtjungens, die wir auf unsere Kosten in den bunten Rock gesteckt haben, und die Jungens vom Lande, deren Väter auch nicht besser dran und ebenso in den Händen der Juden sind, und sollen uns Alten Mores lehren und, wenn wir nicht Order pariren, mit blauen Bohnen traktiren? Na, das schrie ich denn dem Major zu, als er so weit herangekommen war. Er hat geantwortet: daß es ihm selbst leid thue; aber er habe seinen Befehl und dem müsse er gehorchen. Es kann auch was Anderes gewesen sein — ich weiß es nicht mehr. Wie es nun so gekommen ist, weiß ich auch nicht. Sie sagen, ich hätte dem Pferd in die Zügel gegriffen. Es ist möglich; fuchswild war ich, das leugne ich nicht, und er wollte weiter, und ich konnte nicht ausweichen, so dicht drängten sie hinter mir. Sollte ich mich etwa überreiten lassen? Und wie man einen Gaul zum Stehen bringt, das hat doch unser Einer im Griff. Das war aber auch das Letzte, was ich sah und was ich weiß. Denn im nächsten Moment hatte ich einen Kolben zwischen den Schulterblättern, daß es mir schwarz vor den Augen wurde, und dann ging Alles drunter und drüber, und es ist nur ein Wunder, daß sie mich nicht todgetreten haben, als ich so auf dem Pflaster lag. Na, so haben sie mich wenigstens nicht todgeschossen."

„Sind denn dabei noch andere Menschen ums Leben gekommen?" rief ich.

„Zwei auf dem Platze," sagte H. H., einen Schluck nehmend, „und drei sind hernach im Krankenhause gestorben. Aber haben Sie denn von der Sache gar nichts gehört? Sie hat ja kolossales Aufsehen gemacht und stand in allen Zeitungen!"

„Ich habe damals keine gelesen," murmelte ich.

„Ja, dann weiß er auch wohl nicht einmal, daß mich die Geschichte anderthalb Jahr Gefängniß gekostet hat?" rief H. H., die Anderen stirnrunzelnd anblickend, als wollte er sie für meine Unwissenheit verantwortlich machen.

„Kein Wort!" sagte ich.

„Na, das ist schön!" rief H. H., „da wird man ein Märtyrer und trägt seine Haut zu Markt für das Volk und ruinirt darüber sein Geschäft, muß aus der Stadt, in der Einem seine Väter und Großväter gewohnt haben ein paar Jahrhunderte lang, und in das elende Nest von Berlin, wo man nicht begraben sein, geschweige denn leben mag und doch leben muß als Droschkenfuhrherr, und wie lange wird's dauern, als Droschkenkutscher — da möchte man doch gleich —"

H. H. leerte in großer Aufregung sein Glas. Es war glücklicherweise das letzte in der Terrine gewesen, wie wir Anderen alle denn längst nicht mehr getrunken hatten. Die Frauen waren müde und wollten nach Hause. Ich stand auf und erklärte, daß ich kaum noch die Augen offen halten könne.

„Oho!" rief H. H., der gern noch geblieben und, wie er sagte, „irgend etwas" getrunken hätte, „thut mir leid, wenn ich die Gesellschaft gelangweilt habe!"

„Ich glaube, Niemand, Herr Hopp," entgegnete ich, „und mich gewiß nicht. Im Gegentheil, ich habe Ihnen mit dem größten, wenn auch schmerzlichen Interesse zugehört."

„Hab' ich's nicht gesagt," rief Herr Hopp, zu seinen Frauen gewandt; „schmerzlichen Interesse! Als ob ich den alten J. J. todt geschlagen hätte! und er nicht aus schierer Angst um seine Papierchen in dem eisernen Schranke gestorben wäre! Aber er ist und bleibt ein Judenfreund, der Herr Lothar!"

„Ich bin ein Freund der Familie Israel gewesen," sagte ich, „das leugne ich nicht, und Sie, Herr Hopp, der Sie meine Verhältnisse so genau kennen, werden das gewiß begreiflich finden, und daß mir der Tod des alten Mannes nahe geht."

„Gar nicht finde ich das begreiflich," schrie Herr Hopp, „nie habe ich das begreiflich gefunden. Paßt auf, paßt auf: er wird noch 'mal Jettchen heirathen! Ich habe es immer gesagt!"

„Komm' nach Hause, Alter!" sagte Frau Hopp ärgerlich.

„Na, na!" rief H. H., „er wird doch einen Scherz von einem alten Freunde nicht übelnehmen! Und eine mächtig gute Partie ist es. Funkelnagelneues Haus — bin gestern erst vorbei gefahren: die Alte mit Fräulein Jettchen oben, und Beletage Herr Emil mit der jungen Frau. Soll ja auch eine vielfache Millionärin sein."

„Komm, Papa!" sagte Christine.

„Was habt Ihr nur Alle gegen mich?" rief H. H. wüthend. „Willst Du nicht auch noch anfangen, Karl?"

„Ich sage ja kein Wort, Herr," erwiderte Karl Brinkmann, und es war wirklich das erste, das er nach der Begrüßung wieder sprach.

„Das ist auch so ein Aristokrat," rief H. H.; „der hätte am liebsten gesehen, wenn der Herr Major — exküse: Oberstlieutnant und jetzt ist er ja wohl Oberst? Was?"

„Ja," sagte Karl Brinkmann, „das ist er — im Kriegsministerium."

„Und das freut Dich wohl noch gar?"

„I, Herr!" sagte Karl Brinkmann mürrisch; „lassen Sie mich zufrieden!"

Die Frauen wollten den Zornigen besänftigen, was ihn nur noch mehr reizte.

„Hol' der Teufel alle Aristokraten!" rief er, „und die Vogtriz an der Spitze! Die taugen Alle nichts. Das laß Dir gesagt sein, Christine!"

Hier fing plötzlich Christine heftig an zu weinen, auch Frau Hopp weinte; die Kinder nebenan, die der Lärm aufgeweckt hatte, begannen zu schreien; ich suchte den Tobenden zu beruhigen, der mir um den Hals fiel und mich unter Schluchzen seinen besten Freund, seinen einzigen Freund nannte, der mit einem alten, vom Unglück auf Schritt und Tritt verfolgten Mann Mitleid habe.

Ich benutzte die weiche Stimmung, um den jetzt wieder völlig Trunkenen mit Karl Brinkmann in die Droschke zu schaffen, die

schon seit einer Stunde vor der Hausthür wartete. Den noch immer schluchzenden Frauen versprach ich, sie morgen nachbarlich, wie in alter Zeit, zu besuchen.

Dann lag ich noch lange oben in meinem Giebelstübchen in dem schmalen Bette, ohne die Erregung, in welche die Erzählung jener traurigen Ereignisse in meiner Heimathstadt mich versetzt hatte, besänftigen zu können. Kannte ich doch jeden Quadratfuß der Bühne, auf der das Drama sich abgespielt hatte, und sämmtliche Akteurs: Professor Hunnius, den Pastor Renner, seinen würdigen Helfershelfer Ernst Streben — Alle! Die gute Frau Israel, das arme Jettchen! Welche Stunde mußte es für sie gewesen sein: die tobende Menge draußen, und drinnen der alte Mann auf dem Sofa, dem kein „He, he?“ und „Sie sagten?“ mehr über die bleichen Lippen kam! In meines Geistes Aug' sah ich es, das schmächtige todesblasse Mädchen mit den großen, glänzenden, todesmuthigen Augen — den Augen, die mir geleuchtet hatten, als ich in den Krieg wollte und sie mir aus ganzer Seele den Segen dazu gab! Und ich konnte sie leibhaftig wieder sehen. Sie waren in Berlin! Ich würde sie nicht aufsuchen — selbstverständlich nicht; so würden wir uns schwerlich je begegnen. Es war auch besser, wenn es nicht geschah.

Und der Major, der jetzt Oberst war! und der ja nun auch in Berlin lebte! Lieber Himmel, mich würde er gewiß nicht wieder kennen; ich ihn auf den ersten Blick unter Tausenden! Ihn, den ich so oft sah im Wachen und im Traume; ihn, dessen theures Bild ich von der Stelle im Herzen, die ihm der kleine Knabe eingeräumt, so oft hatte reißen wollen, ohne es zu können, bis ich jetzt längst keinen solchen Versuch mehr machte und mir sagte, daß ich, und wäre ich tausendmal Demokrat, diesen Aristokraten lieben müsse!

Auch wenn er Feuer kommandirte auf das Volk?

Wie hatte es mich gepackt, als der Mann in seiner Erzählung an die gräßliche Scene kam!

Bürgerblut war geflossen — das Blut von Vätern und Brüdern durch die Kugeln ihrer Söhne und Brüder — auf sein Kommando. Ich konnte das Entsetzliche nicht fassen: auf sein Kommando! des Gütigen, Liebevollen!

Hatte es sein müssen? Waren alle anderen Mittel erschöpft gewesen? Und ist das ein Mittel, bethörte, verhetzte Menschen zur Vernunft zu bringen, wenn man auf sie schießt? Zur Ruhe! o ja! zur Todesruhe! Zur Vernunft? nimmermehr!

Und war es denn so ganz unvernünftig, was sie verlangt und angestrebt? Wenn das der Fall, weßhalb hatte der alte Mann, den sie aus der Stadt haben wollten, einst in einer schwachen Stunde, als ihn ein momentanes Grauen packen mochte vor den ungeheueren Reichthümern, die er unersättlich zusammenscharrte auf Kosten des Volkes, halb zu mir, halb zu sich selbst sprechend, gesagt: „Ich glaube, sie schlagen mich und uns Alle noch einmal todt!“ — Nun, Thomas Münzer hätte nichts dagegen gehabt. Er hätte an jenem Tage auf der Seite des Pöbels gestanden, der Armen und Elenden, die durch die Unvernunft socialer Zustände, die sie nicht geschaffen und deren Verantwortung sie nicht zu tragen haben, zu ihrer Armuth, ihrem Elende, ihrer Unwissenheit verdammt sind. Und zu den Folgen, deren letzte darin besteht, daß die Vertreter der staatlichen Ordnung auf sie Feuer geben.

So taugt doch wohl diese Ordnung nicht ganz? So ist doch wohl etwas faul in diesem Staate?

Er aber war an jenem Tage für diese Ordnung, diesen Staat eingetreten bis zur äußersten Konsequenz und würde es immer thun.

Und so würde ich nie seine Hand wieder in der meinen halten und halten wollen; er nie die meine in der seinen, wenn er meine Gesinnung kannte.

Es wäre denn, daß er mich zu der seinen bekehrte, oder ich ihn zu der meinen. Wie konnte das Eine oder das Andere je geschehen? Eh' mochten Himmel und Erde zusammenkommen!

Und es ging ein Riß durch die Menschheit, daß sich als Todfeinde bekämpfen mußten, deren Herzen sich sonst in herzlicher Liebe gefunden haben würden.

So sollte ich denn auch diese meine Liebe zu ihm, der mir immer als mein Ideal gegolten hatte, aus dem Herzen reißen. Es war das schwerste von allen Opfern, die ich früher und später meiner Ueberzeugung gebracht hatte.

Das zu bringen ich doch entschlossen war und so den Schwur zu halten, den ich geschworen am Sarge des Vaters.

Und den ich im Herzen und in der Gesinnung nie gebrochen, aber auch nie zur herzhaften, leibhaftigen Wahrheit zu machen mit allen Kräften der Seele und des Leibes mich bemüht hatte.

Bis ich den Entschluß gefaßt, der mich hierher gebracht auf einem langen Umwege, welcher dem Träumer, dem Zauderer so viel Zeit gekostet, daß ihm nun keine mehr zu verlieren blieb.

Und er sich durch nichts auf dem Wege, dem rechten, den er endlich betreten, aufhalten lassen durfte.

Durch Nichts und durch Niemand! Hörst du's, du stolzer Soldat? Du Mann der strengen Pflicht und der staatlichen Ordnung? Auch nicht durch dich!

Der Himmel weiß, wie gern ich dich zum Freunde gehabt hätte. Nun, da du mein Feind sein willst und sein mußt — sei's drum! Ich ringe mit dir auf Tod und Leben.

So rasten die Gedanken durch mein pochendes Gehirn.

Und als dem ganz Erschöpften endlich die Augen sich schlossen zu fieberhaftem Schlafe, rang er weiter im Traume mit dem geliebten Manne, wie Jakob mit dem Engel.

Und stöhnte im Traume wieder und wieder die verzweifelnden Worte: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“

(Fortsetzung folgt.)

Ausstellungs-Briefe.

Von **Hermann von Pandiſſin.** Mit Originalzeichnungen von **H. Theuerkauf.**

1. Ein Abend in der Jubiläums-Kunstausstellung in Berlin.

Ihren Wunsch erfülle ich sogleich! Gewohnheit nimmt den Dingen rasch ihren Glanz und ihre Farbe, und ich möchte Ihnen gern ein Bild der Jubiläums-Ausstellung entwerfen, das noch „staubfrei“ ist, in dem die Gegenstände und Erscheinungen unter dem Reiz der Neuheit ein besonderes Gesicht haben. Ausführliche Berichte mit allen Einzelheiten bringen die Zeitungen, ich muß schon versuchen, Ihnen über das, was ich mit meinen Augen gesehen, was mich insbesondere fesselte, — etwas vorzuplaudern.

Sie wissen, daß selbst die großen Städte noch ihren Taumel haben können, daß kein Fleck Erde so groß ist, daß das Außergewöhnlichste nur wie etwas Alltägliches wirkt. Vielleicht feiern Sie in Ihrem kleinen Provinzialstädtchen gerade das alljährlich wiederkehrende Schützenfest, und Alles rührt und regt sich — wenn auch zum Theil mit erhabener Miene — um daran Theil zu nehmen.

Also: Berlin befindet sich in einem Ausstellungstaumel. Noch sind die Ueberlegungen wegen der Sommerausflüge nicht ernsthaft — noch giebt es keine Blasirten, die schon wieder nach neuen Anreizungen auslugen — vorläufig ist Moabit der Mittelpunkt des Tages-Vergnügungs-Denkens!

„Wohin gehen wir also morgen?“ „Wo speisen wir um sechs Uhr?“ „Wo treffen wir uns Abends?“ schwirrt's durch die Gesellschaftsklassen. Und: „Rechts neben der Musik vorm Haupt-Restaurant!“ „Im Café!“ „In der Eingangshalle!“ so lauten die Verabredungen.

Ich hatte keine solche. Ich war allein, als ich gestern meinen Weg nach Moabit nahm. Kurz vor dem Eingang blieb ich stehen, um das Gesammtbild ringsum auf mich wirken zu lassen. Eine endlose Wagenreihe und ein dadurch sich stauender Verkehr! Mit der den meisten Menschen anhaftenden Eile, derselben Hast, die man kurz vor dem Beginn der Theater beobachten kann, verlassen die Ankömmlinge die Wagen, schlagen den Kutschenschlag zu und stürmen zur Kasse. An ihnen vorüber einige Hundert, welche eben den „Tempel der Kunst“ verlassen haben und die auf den Gleisen wartenden Pferdebahnwagen benutzen wollen. Eben speien diese ihre Insassen aus. Herrische Rufe der Schutzleute ertönen. Rasch biegen Wagen aus — hier flieht noch ein Verspäteter über den Straßendamm. Nun geht's ans Erobern der Plätze — — vor mir breitet sich Moabit mit dem gewaltigen Justizpalast zur Rechten aus; links im Grunde auf den großen Terrains der Lehrter Bahn ist noch spätes eilfertiges Hin und Her. Zwischen den rothen, grünen und gelben Lichtern — es ist gegen neun Uhr Abends — rasen Züge und einzelne gluthäugige, dampfende und schreiende Lokomotiven. Jetzt aber stürmt hoch über den Häuptern der Tausende auch ein Vorortszug der Stadtbahn vorüber — und das Auge, hin und herschweifend, bleibt endlich haften an den bewimpelten Spitzen und Thürmen der Ausstellung! Ein reizvolles, großartiges Bild!

Auch ich löse mir jetzt ein Billett und steige die große Treppe hinab. Vor mir der große Kuppelbau, breite Wege, grüne Rasen — das Rauschen des Wasserfalles dringt an mein Ohr. Eilfertig plätschern die silbernen Wellen herab und reinigen mit ihrem Athem die Luft.

Aus der Eingangshalle quillt das fluthende Licht und wirft eigene Reflexe auf das Grün und den weißen Sand der Gänge. Da steht Siemering's gewaltiges Reiterbild Washington's zur Linken. Das martige Gesicht schaut in die Ferne; fest hält die kräftige Faust die Zügel des Riesenthieres. Selbst ein Riesenwächter vor dem Eingange in das Allerheiligste des — Vergnügens!

Das Allerheiligste der Kunst — die Gemälde-Ausstellung — mit ihren schier zahllosen Schätzen zu beschreiben, muß ich den Kunstbewanderten überlassen. Ich könnte höchstens die Vermuthung aussprechen, daß auch Sie — ohne Hinweis von Seiten der Kundigen — vor den beiden Perlen der Ausstellung stehen bleiben und einmal eines der größten Virtuosenstücke und einmal das Produkt höchster Kunsteinfachheit bewundern würden: Gussow's und Herkomer's Portraits einer Dame!

Denken Sie sich zwei große Bilder auf einem weißen Hintergrunde — plastisch zum Erstaunen.

Nur in die Tiefen der gefalteten Hände legte Gussow einen dunklen Ton. Alles ist weiß. Der ganzen Lehre von Schatten und Licht wird ein entzückendes Schnippchen geschlagen!

Herkomer aber, verschmähend alle kleinen Partikelchen, durch welche dieses Bild zu seiner großen Wirkung gelangt, grub einen lebenden Menschen in die Leinwand ein. Man möchte auf die schöne Frau zugehen und ihr die Hand zum Gruße bieten. — Kein Schmuck! Selbst die wundervollen Arme dem Beschauer zu zeigen, verschmähte der Realist. Hochgeknöpfte Handschuhe verbergen die Formen und die Farben; nur oben quillt das vornehme Weiß der Arme zwischen den edlen Linien hervor. — —

Von der Jubiläums-Kunstausstellung in Berlin: **Osteria im Ausstellungspark.**

Ich stand oben auf dem Plateau der Osteria, welche unser Bild wiedergiebt. Von dem gerade anwesenden genialen und unermüdlichen Arrangeur der Künstlerfeste, dem Bildhauer Neumann, hatte ich mir die Erlaubniß zum Eintritte in das sonst nur den Künstlern und ihren Familien geöffnete „Bijou" erwirkt. Ich ließ mein Auge über den ganzen Park schweifen. Noch erschienen die elektrischen Flammen wie fremde, ein unberechtigtes Dasein führende Lichter; nur ihre silberfarbenen Töne wirkten mit, um das schöne Bild noch eigenartiger zu machen. Zur Rechten dehnt sich die mit Bäumen besetzte Avenue — eine zweite Lästerallee des zoologischen Gartens — aus. Alles ist dichtgedrängt von Menschen; Tausende wandeln auf und ab. Aus dem Grün der Bäume und Gebüsche schimmern die Lichter wie funkelnde Sonnen. Noch heller strahlt's hervor aus dem Kafé, besetzt mit hundert Tischen und zahllosen lachenden, schwatzenden und lärmenden Menschen. Bald wälzt sich der Strom vorüber, bald wendet er sich links über die Brücke und entschwindet zeitweilig dem Auge. Mitten aus der großen Fläche erhebt sich eine dichte Waldpartie, durchleuchtet von den Lichtern der kleinen Pavillons und märchenhaft verschönt durch den Millionenstaub der silbernen Fontainen, die über den grünen Gebüschen emporsteigen.

Hoch ragt die Kuppel des Haupt-Restaurants empor. Alles ist von Licht umstrahlt, die Militärkapelle spielt; in den Sälen und Glasveranden sitzen Hunderte über Hunderte, ebenso viele drängen, eilen, schleppen, zögern an einander vorüber — ein endloser Rundgang — ein summendes, gurrendes, von der Musik übertöntes Geräusch tönt herüber — Lachen erschallt — Kinder haschen sich — Kellner eilen — Berlin ist lustig!

Nun taucht hinter mir ein vorüberbrausender Zug auf. Wie eine glühende langgestreckte Raupe erscheint und verschwindet dieser. — Stille tritt ein. Die Musik schweigt zeitweilig. Es paßt die größere Ruhe zu dem Eindruck, den ich jetzt, zur Linken mich wendend, empfange. In der Abenddämmerung steigt der riesige vornehme, hochaufgetreppte Tempel von Olympia-Pergamon empor. Ernst, würdevoll, umflossen von einem heiligen Etwas der Unnahbarkeit — ein Sitz der Götter — fesselt er das Auge. Mächtige dorische Säulen stützen das Giebelgebälk, das den Prachtbau krönt. Menschen steigen langsam hinauf und schreiten herab. Winzig erscheinen sie, und Ehrfurcht, meint man, müsse sie durchdringen, wenn sie sich dem Zeusaltar nähern. — Vor dem Tempel — von hier gesehen weniger störend für den Gesammteindruck — der Obelisk, einst im Jahre 1878 von Kyllmann und Heyden erbaut als Ovation für unseren großen Kaiser, jetzt — zur Ausführung geplant — noch einmal als Modell dem Beschauer geboten.

Weiterhin, näher der Osteria, bleibt der Blick haften an dem altägyptischen Tempel mit seinen großen eingelassenen Pharaobildern. Ruhende Sphinxe flankiren den Eingang des von Säulen getragenen, mit Inschriften und Zeichen geschmückten und durch eine Kolossalstatue von Ramses gehobenen großartigen Baues. Zu vollerer Wirkung gelangen diese Nachbildungen älterer Kunst durch die flachere und weniger belebte Umgebung. In ihrer einsamen Größe wirken sie überraschend.

Ich steige hinab und trete in die Osteria ein. Diese Kopie einer zum Theil auf altem Gemäuer aufgebauten, durchweg von Künstlern besuchten italienischen Schenke ist so eigenartig schön, daß eine Beschreibung — die beste — hinter der Wirklichkeit zurückbleiben muß. Jedes Künstlerauge wird davon entzückt sein. Mit dem äußersten Raffinement ist jeder kleinsten Einzelheit Rechnung getragen, und doch wirkt das Ganze durchaus unabsichtlich.

Man hat keine träge, abgenutzte Farbe verschmäht, keine Unregelmäßigkeit, keine Spuren des Alters und des Gebrauchs.

Die hochaufstrebende Säule mit dem Heiligen, der Treppenaufgang, die Seitenmauer, das plätschernde Wasser, das von Weinlaub umrankte Dach, die Wände mit ihrem ziellos angebrachten Schmuck, das Innere mit seinen Säulen, den beiponierten Flaschen und Zwiebelgewächsen, das kleine Küchenfenster und das Büffett, die Tische, die Stühle — und vor Allem die mit einer wahrhaft genialübermüthigen Laune von den ersten Künstlern Berlins bemalten Wände — das Alles muß man sehen!

Und zum Schluß bitte ich Sie, noch mit mir einzutreten in das Innere der großen Bauten. Im Pergamon-Tempel breitet sich, von der Sonne umflossen, in den eigenthümlich gedämpften Farben des Südens das Halbpanorama der Stadt und der Burg von Pergamon aus.

Von der Jubiläums-Kunstausstellung in Berlin: **Der ägyptische Tempel.**

Berge, Hügel, Kunststraßen, Plateaus, Villen, Paläste, Tempel, Riesentreppen, Volk, Menschen, Heerzüge, Reiter, Krieger, Elefanten, Gärten, Stillleben, Einsamkeit, ein Häusermeer und eine in Schönheit eingetauchte traumhafte Gegend im Hintergrunde! Die Maler Kips und Max Koch haben diese gewaltige Aufgabe in vollendeter Weise gelöst.

Der ägyptische Tempel enthält das von einer Reihe hervorragender Künstler gemalte Diorama, welches in seinen einzelnen zum Theil äußerst gelungenen Bildern überseeische Begebenheiten zum Ausdruck bringt und an Bekanntes oder Charakteristisches anknüpft. Voran steht Stanley am Kongostrom, dann folgen Nachtigal's Bestattung, eine Elefantenjagd (äußerst plastisch gemalt), Blutsbruderschaft des mehrfach genannten Dr. Peters mit einem afrikanischen Sultan und endlich eine Flottendemonstration vor Sansibar.

Inzwischen hatte sich vollständige Dunkelheit auf die Erde gelegt.

Als ich die Stufen des ägyptischen Tempels herabstieg, war das elektrische Licht bereits zu seinem Recht gelangt und hatte dem Himmel ein Blau verliehen, als sei ein Riesenpinsel gleichmäßig hinübergeglitten, um das Schönheitsbild zu vervollständigen. Rauschendes, schneeweißes Wasser, ein blauer Himmel, hundert bunte Farben, grüne Bäume und Gebüsche, Spitzen, Thürme, Kuppeln, Fahnen, bewegtes Leben in den Wegen und auf den Plätzen, lustige Fanfaren aus den Musikhallen — und Alles umflossen und verklärt und tageshell erleuchtet von den elektrischen Lichtströmen. Und nun kommen Sie selbst und erfreuen Sie sich an den Eindrücken der Jubiläums-Ausstellung in Berlin!

Die bayerische Königstragödie.

1. An der Todesstätte König Ludwig's II.

Von R. Artaria.

Der Starnberger See von der Dampfschiffstation Starnberg aus.

Schloß Berg.

Aus den lichtgrünen Wassern des Starnberger Sees ansteigend, von dichten, köstlichen Laubmassen umgeben, hebt Schloß Berg seine hellglänzenden Zinnen in den Himmel hinein — ein Aufenthalt für Glückliche, die schönste Ruhestätte eines jungen poesievollen Königs. Und heute liegt dieser König nach einem gräßlichen Ende todeskalt und starr in dem schönen Schloß; die Fahne, die sonst lustig über seinem Haupte in den blauen Himmel flatterte, hängt auf Halbmast, und Gruppen schreckensbleicher Menschen umstehen die See-Ufer, wo das Furchtbare geschah, und strömen hinauf, um zum letzten Mal den König zu sehen, der bei seinem Regierungsantritt geliebt und gefeiert war, wie wenige Herrscher. Man sah ihn so gern, den wunderschönen Jüngling, wenn er am See-Ufer entlang im Mondschein ritt und seine großen dunkeln Augen zauberhaft aus dem blassen Gesicht herausglänzten, während das reiche Lockenhaar im Winde flog.

„Wie ein Märchenprinz!" sagten die Leute, wenn er auf seinem leichtfüßigen Roß vorüberstob und die Hufschläge fern in der Sommernacht verhallten. Und ganz leise wurde hinzugesetzt, daß der Mondschein ihn locke, daß man ihn habe wandeln sehen im Park von Berg, im Krönungsornat mit dem langen, blauen silberverbrämten Mantel und der Krone auf dem Kopf, die im Mondlicht funkelte, bald da, bald dort in den Waldschatten auf- und niedersteigend . . . Aber es waren nur Wenige, die dies gesehen, und sie wagten viel dabei, denn der Park, der unter König Max Allen offen stand, war nun streng verschlossen, und wehe dem Neugierigen, der den König in seiner Märchen-Einsamkeit belauschte! Sie hat ihn immer tiefer umsponnen, die gefährliche, verführerische Einsamkeit, unheimlich wuchsen die Wahnvorstellungen in dem mehr und mehr sich umnachtenden Geist, und seit Jahren war es den Anwohnern des Sees kein Geheimniß, daß im Schloß von Berg allerhand Sonderbares und Unheimliches vorgehe.

Und doch standen in diesem Schloß für seinen Bewohner so heiterschöne Erinnerungen! Als der unglückliche König noch ein munterer, schlanker Knabe war, fuhr er im Frühjahr mit den Eltern heraus und nahm Theil an dem fröhlichen, Allen zugänglichen Treiben auf Schloß Berg, dessen Räume nicht ausreichen wollten, alle Die zu fassen, die der gastliche König zu sich einlud. Maximilian II. war ein Freund seinen, geistigen Lebensgenusses, er hat es, wie wenige Hochgestellte, verstanden, dem Glanz des Königthums noch den schönsten Reiz menschlicher Existenz hinzuzufügen, und er verstand es auch, den Dichtern und Gelehrten, die er um sich versammelte, das Leben auf seinen Schlössern genußvoll zu gestalten.

Neigte sich die Sonne den Höhen über Possenhofen zu, so bevölkerte sich der Seespiegel vor dem Schloß mit Gondeln, oder das Dampfschiff fuhr an den Steg, um den König und seine schöne und liebenswürdige Gemahlin und das Gefolge nach der Roseninsel überzusetzen, wo eine ganz von Rosen umhegte Villa steht. Dort war auf der Terrasse ein ländliches Abendessen gerichtet, das unter Scherz und Heiterkeit verfloß, und dann, während der Mond über die Höhen heraufkam und die Sommernacht sich duftend ausbreitete, entspannen sich zwischen dem König und seinen Genossen die langen und interessanten Gespräche, die er wie Einer ihres Gleichen mit ihnen führte und die Alles berührten, was der Kreis menschlichen Wissens einschließt. Zu früh hat dieses gütige Herz aufgehört zu schlagen, zu früh vor Allem für den Sohn, der, bisher vor jeder Berührung mit der Außenwelt ängstlich gehütet, in keiner Weise für seinen schwierigen Beruf vorbereitet war. Und doch hat er in verhängnißvoller Stunde diesen Beruf königlich ausgeübt, und Deutschland wird ihm ewig Dank wissen für die männliche That, mit welcher er ihm zum Sieg und zur Wiedergeburt in schwerer Entscheidungsstunde verhalf, und die Erinnerung an ihn ewig in Ehren halten.

In den bangen Augusttagen 1870 klopften hier in Berg rastlos die telegraphischen Apparate, eine Siegesnachricht um die andere verbreitete sich vom Schloß aus um den See, und endlich hallte er wider von der großen Kunde des 2. September, und des Königs Wagen wurde, wo er sich zeigte, jubelnd umringt.

Das sind Erinnerungen, die sich heute mit Macht aufdrängen, aber sie sind nicht die einzigen, die an Schloß Berg haften. Vor 200 Jahren hielt dort und in Starnberg Kurfürst Ferdinand Maria Hof mit seiner prachtliebenden Gemahlin Adelheid, und damals hatte der See eine Glanzzeit, die von der unserigen kaum wieder erreicht ist. Wo heute das große Dampfschiff „Bavaria" kreuzt, schwamm einst in stolzer Majestät das kurfürstliche Prachtschiff „Bucentaur", hochragend und goldstrahlend wie die Fahrzeuge der Dogen von Venedig. Ein Fries von Tritonen, Nereiden und Sirenen umschlang das ganze Schiff, am Vorderende ragte Neptun empor, am Hinterende Minerva, im Halbrund lief eine Galerie für Trompeter und Pauker, 16 Feldstücke gaben weithin dröhnende Salven ab und ein Geschwader von Gondeln und Lustschiffen voll geputzter Leute zog rechts und links und hinterher, den fürstlichen Herrschaften das Geleite gebend. Doch Alles wandelt und wechselt. Der „Bucentaur" ist längst dahin, eine einzige Laterne nur blieb erhalten von all der Pracht. Der See gerieth in Vergessenheit und war Anfangs des Jahrhunderts, wo Tegernsee in Flor kam, nur den Wenigsten bekannt. Von den vierziger Jahren an aber entdeckten ihn die Künstler wieder, kam er in Aufnahme, und heute umgiebt ihn ein Kranz von Dörfern und Villen, die Tausenden Genuß und Erholung bieten.

Ueber dem Seegelände aber stehen hoch und klar die leuchtenden Alpengipfel, und sie werden ruhig und unverändert stehen, wenn längst keine Spur mehr übrig ist, weder von dem idyllischen Glück an den Ufern des Sees, noch von dem furchtbaren Leid, welches heute, von Schloß Berg ausgehend, jedes Herz aufs Tiefste erschüttert.

Blätter und Blüthen.

Der Einzug Gustav Adolf's in Nürnberg. (Mit Illustration S. 444 und 445.) Schwere Prüfungen brachte der Dreißigjährige Krieg über die ehemalige Reichsstadt Nürnberg. Fortgesetzt zogen feindliche Truppen durch das Gebiet der protestantischen Stadt, welches sich bis an die Oberpfalz erstreckte. Die Kommandeure erhielten neben den von ihnen auferlegten schweren Kriegssteuern noch reiche Geschenke, um den Ausschreitungen ihrer barbarischen Truppen gegenüber den Unterthanen der Stadt außerhalb deren Ringmauern nach Möglichkeit Einhalt zu thun. Aber obwohl der Nürnberger Rath dem Herzoge von Friedland die Summe von 100 000 Gulden für das Versprechen gezahlt hatte, sein Heer nicht durch das Terrain der Stadt marschiren zu lassen, so respektirten die Wallensteiner dieses Abkommen doch nicht besonders, und Opfer auf Opfer mußte seitens der Stadt gebracht werden, um ihre Unterthanen nur einigermaßen vor Raub und Plünderung zu schützen. So gab der Rath den hervorragendsten Schatz Dürer'scher Kunst, den die Stadt von ihrem größten Sohne besaß: die jetzt in der Pinakothek zu München befindlichen vier Apostel, dem Kurfürsten Maximilian I. von Bayern im Jahre 1627 auf sein wiederholtes Drängen hin, um das ausgesogene nürnbergische Gebiet von Truppendurchzügen verschont zu sehen. Die Noth der Stadt nahm mit jedem folgenden Jahre zu; das Landvolk flüchtete in Massen, Schutz begehrend, in die sicheren Mauern der Stadt. So standen die Sachen, als im Jahre 1631 der zur Rettung der Protestanten herbeigeeilte König Gustav Adolf von Schweden seinen Siegeslauf durch Deutschland hielt. Von den nur noch wenige Stunden von Nürnberg entfernten Heerscharen Tilly's bedroht, sandte der Rath der Stadt Hilfe suchend den Patricier Jobst Christoph Kreß mit mündlicher Instruktion an den König nach Obernburg bei Aschaffenburg, der ihn auf das Huldvollste empfing und der Stadt seinen vollen Beistand zusicherte mit der Mahnung, treu zum evangelischen Wesen zu halten. Am 20. März 1632 traf das schwedische Heer, 40 000 Mann stark, bei Fürth ein, und Tags darauf hielt, von dem Rathe feierlich empfangen, der König seinen Einzug in Nürnberg unter dem unbeschreiblichen Jubel der Bevölkerung.

Diesen Moment hat der Künstler Paul Ritter als Staffage seines Architekturbildes gewählt. An der Spitze des Zuges sehen wir sechs schwedische Trompeter und einen Heerespauker. Inmitten des Platzes vor der Kirche steht, des Winkes des Königs gewärtig, der Hofmarschall Bernulph von Crailsheim*, der, wie die Chronik sagt, durch sein einnehmendes Wesen Aller Herzen für sich gewann. Die ritterliche Gestalt des Königs auf seinem weißen Schlachtroß ist von einer Gruppe adeliger Damen und junger Patricier umgeben, die in ihm den Retter der Stadt begrüßen. Die Bürger erheben die Hand zum Schwur der Treue, und liebliche Kinder reichen dem Könige Sträuße und streuen ihm Blumen. Ringsum tönt der Jubel; Hüte werden geschwungen und in die Luft geworfen, und aus den teppichbehangenen Fenstern der Häuser wehen von zarten Händen weiße Tücher. Ein lahmer Greis wird auf einem Wagen herbeigefahren; auch er will den König sehen und sich an seinem Anblick ergötzen. Aber auch Feinde der protestantischen Sache waren in der Stadt. Einen Italiener Namens Benedikt Savioli ließ dieserhalb der Rath heimlich überwachen, und der städtische Spruchsprecher und Hochzeitlader Wilhelm Weber, welcher Spottlieder auf den König sang, wurde seines Amtes entsetzt. Diese Beiden hat der Künstler, rechts in der Ecke an einem Wagen stehend, dargestellt. Im Zuge, zur Linken des Königs, befindet sich der entthronte König von Böhmen, Friedrich von der Pfalz, ihm folgen Herzog August, Pfalzgraf zu Sulzbach, Markgraf Karl von Baden-Durlach, ein Herzog von Holstein, dann eine große Anzahl Offiziere und Adeliger. Den Schluß bilden schwedische Dragoner mit einer Standarte, die ein gespaltenes blutrothes Kreuz und einen Todtenkopf mit kreuzweise gelegten Knochen, als Sinnbild menschlicher Vergänglichkeit, zeigt.

Der König nahm sein Absteigequartier im Hause des Patriciers Wilhelm Imhof auf dem Egidienplatz, woselbst ihm der Rath vier Karthaunen, ein schönes Pferd (Rothschimmel) und zwei Pokale von Silber, in Gestalt eines Himmels- und Erdglobus zum Geschenk machte.

Was die Architektur des Ritter'schen Bildes anbelangt, so ist das in der Mitte desselben befindliche Gebäude, die alte Schau, eine Perle gothischer Baukunst, leider nicht mehr vorhanden. Es wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts abgebrochen und an seiner Stelle steht jetzt die Militärhauptwache, ein dem damaligen Stile entsprechendes, nüchternes, schmuckloses Gebäude. Das „Schau-Ambt der Löblichen Stadt Nürnberg", wie die Inschrift des Gebäudes lautete, war aber die Probestätte der Arbeiten des Nürnbergischen Kunstfleißes, und gar manches Werk des berühmten Goldschmieds Wenzel Jamnitzer mag dort den Stempel auf echten Metallgehalt empfangen haben. Einen prächtigen Anblick gewähren auf dem Bilde der im Jahre 1361 vollendete Chor der St. Sebalduskirche und die im Westen sichtbaren schlanken Thürme derselben.

Das Gemälde befindet sich gegenwärtig auf der Jubiläums-Ausstellung in Berlin und ist Eigenthum des Fabrikbesitzers Emil Seitz in Nürnberg. Der Künstler ließ es sich nicht nehmen, den ebenso bescheidenen wie trefflichen Mann, der eine große Sammlung von Gemälden der besten Künstler der Neuzeit sein eigen nennt, rechts in der Ecke des Bildes mit seiner Tochter in der Tracht damaliger Zeit zur Darstellung zu bringen. Dem Meister Paul Ritter aber, den man mit Recht als den hervorragendsten Architekturmaler Deutschlands bezeichnet, wünschen wir, daß es ihm beschieden sein möge, noch viele derartige Werke zu schaffen!

Marcus Schüßler.

* Da von Bernulph von Crailsheim ein authentisches Bildniß nicht vorhanden ist, so hat der Künstler einen Nachkommen desselben, den jetzigen bayerischen Staatsminister Freiherrn von Crailsheim, an des Ersteren Stelle porträtirt.

Zur Sprachreinigung. Diese Angelegenheit scheint immer mehr in ein gutes und richtiges Fahrwasser zu kommen. Von der von Hermann Riegel herausgegebenen „Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins" (der hoffentlich eine noch immer weitere Ausdehnung gewinnen wird) sind die ersten Nummern erschienen, und in vielen Zeitschriften macht sich offenbar das Bestreben geltend, entbehrliche Fremdwörter durch rein deutsche Ausdrücke zu ersetzen. So findet sich z. B. in der von J. Neumann in Berlin herausgegebenen „Zeitschrift für Versicherungswesen" vom 31. Mai ein Aufsatz von Dr. H. Zimmermann über „Verdeutschung der Fachausdrücke in der mathematischen Statistik", worin z. B. für die hier noch viel gebrauchten Fremdwörter aktiv nebst Aktivität im Gegensatz zu invalide mit Invalidität die deutschen Bezeichnungen: arbeits- oder dienstfähig, -tauglich, -unfähig, -untauglich nebst den Fortbildungen auf -keit empfohlen werden, ferner für Morbidität (falsch Morbilität) als „vorübergehende Arbeitsunfähigkeit" auch Krankfälligkeit und Krankheit. Für weitere Anführungen aus dem sehr anregenden Aufsatz reicht der mir zugemessene Raum nicht aus; denn ich muß hier noch ein kleines eben erschienenes Heft (von 24 Seiten) erwähnen, das den Titel führt: „Verdeutschung der Speise-Karte so wie der hauptsächlichsten in der Küche und im Gastwirths-Gewerbe vorkommenden entbehrlichen Fremdwörter. Bearbeitet von dem Dresdener Zweigverein des allg. deutschen Sprachvereins in Verbindung mit dem Verein Dresdener Gastwirthe und dem Verein Dresdener Köche." Es ist gerade dies ein Gebiet, auf welchem die Sprachreinigung noch sehr viel zu schaffen hat. Das Heftchen ist jedenfalls als ein sehr erfreulicher Anfang zu begrüßen, wenn es auch (wie die Verfasser nach dem Vorwort sich selbst nicht verhehlen) noch in mancher Beziehung verbesserungsbedürftig ist.

Altstrelitz, den 10. Juni 1886. Daniel Sanders.

Arzt und Spaßmacher. Zu der Zeit der Geheimen Sanitäts- und Medicinalräthe und der Hochwürdenträger der medicinischen Fakultäten an den Hochschulen muß es einen befremdlichen Eindruck machen, wenn wir erfahren, wie die ärztliche Praxis am Schluß des 17. Jahrhunderts aussah. Da zogen die Aerzte mit Pferd und Wagen auf den Jahrmärkten umher, ausgestattet mit kaiserlichen Privilegien, die ihnen das Recht einräumten, als Aerzte, Zahnbrecher, Okulisten, Bruchschneider und sonst zur Hebung menschlicher Gebrechen, wo es ihnen genehm war, ihre Bude aufzuschlagen; auch bedienten sie sich zur Anlockung des Volkes der Pickelheringe und Hanswürste, deren Treiben oft so ausgelassen war, die sich oft in so groben Zoten ergingen, daß mehrfach, auch in Leipzig, Verordnungen erlassen wurden, welche den Aerzten dieses Mittel der Reklame untersagten. In späterer Zeit gab es allerdings eine Sorte von Aerzten, welche sich selbst als Spaßmacher zu empfehlen suchten, und manche dieser medicinischen Hauskomiker, die immer für ihre Patienten ein Späßchen, ein Geschichtchen in Bereitschaft hatten, gewannen eine große Praxis; jetzt sind unsere Aerzte ernste Naturforscher geworden und haben die Hanswurstiaden dem Quacksalberthum überlassen, das bei der heutigen Gewerbefreiheit zum Theil noch in recht unerfreulicher Blüthe steht. G.

Jubelfeier der Schützengilde in Schweidnitz. Die schlesische Stadt Schweidnitz, die nach manchem herben, ihre Entwickelung immer wieder hemmenden Geschick, das sie im Laufe der Jahrhunderte erfahren, nunmehr, nachdem ihre Festungsmauern gefallen, zu einer in fröhlichem Aufblühen begriffenen Wohnstätte einer lebhaft thätigen Bevölkerung geworden, feiert in der Woche vom 11. bis 18. Juli d. J. das 600jährige Jubiläum ihrer Schützengilde zugleich mit einem Volksfeste, weil einer Tradition nach der mit dem Beinamen Bellicosus belegte schlesische Herzog Bolko I. es gewesen, der das Schießen unter den Schweidnitzer Bürgern (Armbrustschießen) im Jahre 1286 eingeführt hat.

Unter Anderem ist auch ein historischer Festzug vorbereitet worden, in welchem der erwähnte Herzog in schwerer Eisenrüstung, hoch zu Roß, umgeben von seiner Gemahlin, seiner Tochter und dem fürstlichen Hofstaat erscheinen wird. Eine Festschrift, herausgegeben von dem Verleger des Tageblattes, Otto Maisel, und eine Festzeitung — von A. Schreyer — bilden die litterarischen Spenden der Jubelfeier. M. H.

Gehalt der Schauspieler im Ciceronischen Zeitalter. Aus der Rede, welche Cicero, zur Vertheidigung seines Freundes, des Schauspielers Quintus Roscius hielt, ersehen wir nicht nur, daß die Vorurtheile, welche die Römer in den früheren Zeiten der Republik gegen den Stand der Schauspieler hegten, zu Cicero's Zeit verschwunden waren, sondern wir erhalten zugleich Aufschluß über das Gehalt, welches Schauspieler von Ruf bezogen. Cicero sagt in der erwähnten Rede, daß Roscius 6 Millionen Sestertien, die er in 10 Jahren auf die ehrenvollste Art hätte verdienen können, ausgeschlagen habe. Diese Summe, welche Cicero selbst sehr groß nennt, würde nach unserem Gelde 750 000 Mark betragen und mithin ein Jahresgehalt von 75 000 Mark voraussetzen. Nach Plinius VII, 30. belief sich des Roscius Jahresgehalt nur auf etwa 62 490 Mark, dagegen bestimmt Makrobius Lib. II, 10. das tägliche Gehalt auf 1000 Denare oder 4000 Sestertien, was nach unserem Gelde ein Jahresgehalt von mehr als 180 000 Mark ausmachte.

Das Beispiel des Roscius steht in dieser Hinsicht keineswegs vereinzelt da. Makrobius berichtet, daß der Schauspieler Aesopus seinem Sohn ein Vermögen von beinahe 3 Millionen Mark, die er nur durch seine Kunst erübrigt, hinterlassen habe. Bedenkt man, daß die Schauspieler damals ebenso wenig wie jetzt Meister in der Sparsamkeit waren, so scheint dieser Aesopus allerdings eine recht schöne Summe eingenommen zu haben, und wir würden es keinem unserer Schauspieler verübeln, wenn er dem bescheidenen Wunsch nach der Rückkehr jenes goldenen Zeitalters Ausdruck gäbe. E. R.

Das Schiller-Denkmal in Chicago. Das Deutschthum in Amerika hat in seinen Annalen ein neues schönes Fest zu verzeichnen. Im Lincoln-Park von Chicago, nahe den schönen Blumenanlagen desselben und dem Gestade des Michigansees, ist am 8. Mai ein Schiller-Denkmal enthüllt worden: eine Bronzestatue auf einem Granitsockel, nach dem Muster derjenigen, die in Marbach, Schiller's Geburtsstadt, errichtet ist, welche der große Bildhauer Ernst Rau modellirt und Wilhelm Pelargus in Stuttgart in Erz gegossen hat. Auch der Guß der neuen Statue wurde dem Letzteren anvertraut, die Zeichnungen des Sockels dem Professor Dollinger in Stuttgart. Von dem Schwabenverein in Chicago, der seit 1878 besteht, ging die Anregung aus, dem großen Dichter ein Denkmal zu stiften: die Deutschen aller Stämme betheiligten sich an den Sammlungen zu dem schönen Zweck. So erhebt sich jetzt in Chicago das stattliche Schiller-Denkmal als ein Zeichen der Zusammengehörigkeit aller Deutschen, diesseit und jenseit des Oceans, durch das Band, das die großen Geister der Nation für alle Zeiten gewoben. G.

Der Waareneinkaufsverein zu Görlitz, über dessen Entstehung und Entwickelung die „Gartenlaube" ihren Lesern bereits vor 10 Jahren (1876, Nr. 36 „Ein Unicum in Deutschland") ausführlich berichtet hat, feierte kürzlich das 25jährige Jubiläum seines Bestehens; denn am 6. April 1861 war es, wo 11 Görlitzer Arbeiter, zumeist Tuchmacher, zusammentraten, um durch wöchentliche Einzahlungen von je einem Silbergroschen ein kleines Betriebskapital zum Einkauf von Verbrauchsgegenständen (zunächst Cigarren, Streichhölzer, Seife, Zucker und Kohlen) aufzubringen. Gegenwärtig hat der Verein, außer dem Centrallager und der Centralverkaufsstelle sowie einem Engroslager auf eigenen Grundstücken, noch zehn Detailverkaufsstellen, und das Geschäft erstreckt sich auf Waaren aller Art. Die Mitgliederzahl beträgt 928, doch ist der Verkauf nicht auf diese beschränkt geblieben. Zu den Abnehmern gehören außer dem größten Theile der Einwohnerschaft von Görlitz die Kleinhändler der Städte und Dörfer in etwa zehnmeiligem Umkreise.

Die Feier des Jubiläums für die Mitglieder und ihre auswärtigen Gäste soll in sommerlicher Zeit, Ende Juli stattfinden, während den Beamten und Arbeitern schon in den letzten Tagen des März ein Jubelfest gegeben und ihnen namentlich durch die Begründung einer Pensions- und Unterstützungskasse eine Jubiläumsfreude bereitet worden ist.

Für den kranken zweiundsiebzigjährigen Schriftsteller („Gartenlaube" 1885 Nr. 36) gingen ein:

J. G. Ulrich, Geh. Sekr. in Dresden Mark 6; Deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten in Leipzig 10; M. in Braunschweig 5; O. R. in Meißen 5; M. in Breslau 2; O. T. in Eibenstock 1; G. H. in Breitenbrunn b. Schwarzenberg 3; E. Rey in Memel 1,40; Friedr. Lug in Stuttgart 3; Fritz Pechlmann in Erlangen 4; v. v. Blumröder in Idendain b. Waltershausen 10; M. G. in Pirna 3; R. v. Einsiedel in Dresden 3; Von 3 Hamburgern je 3 M. u. von 2 Italienern je 1,50 M. durch J. Koch in Hamburg, zusammen 12; Anonyma, eine schwergeprüfte Mitschwester in Frauenstadt 3; M. D. in Leipzig 5; Geschw. Thieme in Halle a. d. Saale 3; E. Cantler in Erding 20; Familie Myr. in Nbg. in Sachs. 12; Wilhelm in Braunschweig 3; H. M. in Braunschweig 3; R. R. in C. u. A. J. in B. (je 5 M.) 10; Frau Bwe. Otto Kerlen in Köln 10; A. Erb in Heidelberg 10; K. in Lambach 2; Eine Dame aus Gmunden 10; C. L. L. S. 9 in L. 20; Paul Busse in Berlin 3; Moses Meyer in Soest in W. 1; O. B. in Berlin 6; H. in P. Postst. Düsseldorf 40; Aus Großendain 0,50; R. Hanno in Heidelberg 5; R. M. in Prinzenstein 1,50; H. A. G. in Hamburg 1; R. E. in Schalke 5; R. R. in Burgsteinfurt 2; Bauer in Wächtersbach 5; M. in Luckau i. d. L. 10; A. Müllkald in Donaueschingen 5; Ungenannt in Wertingen 5; Von einem weitläufigen Kollegen in Koethen 2; Oberlieutenant von Brömbsen in Braunschweig 10; Else in Berlin 1; Heinrich Scheel in Stralsund 6; Hedwig Landreck in Erfurt 3; L. H. H. in Wandsbeck 10; J. C. W. in Berlin 5; Paul Berste in Breslau 1,10; R. R. in Blankenburg a. H 6,05; Postst. Stralsund-Berlin 1; Frl. M. Rottmann, H. Wendel b. Brühl 10; Von einer Magd des Herrn 2; Robert Wilms in Straßburg i. E. 2; Leserin der „Gartenlaube" C. R. in Forst in L. 1,30; O. J. Rath Lehmann in Oldenburg 3; A. Hahn in Barth 2; Redaktion der „Gartenlaube" 50; B. Schmidt in Paris 20; J. R. in Kassel 3,05; C. Schmidt in Bückeburg 3; Aus Schwenningen 3; Aus Lübeck 5; Felix in Leipzig 0,50; A. Hartmann in Frankfurt a. M. 3; M. v. Besser in Perkau 5; H. M. Teichmann in Dresden 3,05; Frau Dir. Therese Gronau in Berlin 3; Eine langjährige Abonnentin in Bremervörde 5; Aus St. Petersburg 25; Grabow in Bergen bei C. 3; Dtb. in Warnemünde 3; P. M. in P. 2; Marie M. in Hamburg 10; Familie Müller in Bovenden 2; Unbekannt, Frankfurt a. M. 3; Aus Magdeburg 3; „Dank dem Spender, Gott vergelt's," Darmstadt 5; An einem Sonntag Abend im Familienkreise gesammelt d. Gustav Brehme in Magdeburg 4,50; Ernst Anders in Berlin: „Wenig aber gern" 3,05; M. H. in Dresden 3; E. Rein in Dresden 5; Sammlung durch O. C. in Berlin 22,05; B. K. in Berlin 5; A. A. 3; Frau E. M. 5; K. Bieble in Karlsruhe in B. 3,05; J. B. in Linden vor Hannover 4; Geschwister Alexander, Mathilde, Alfred und Klara Rödecke in Freiburg i. B. 4; Durch Paul Schneider in Leipzig 3; Otto Krenig in Eisfeld 10; G. Sch. in Göring 20; M. St. in Altenburg 1; Aus Frankenhausen am Kyffh. 1; J. St. in Mainz 20; Louise in Weißenthurm 1,40; Abonnentin der „Gartenlaube" Frau M. Baronesse von Korff in St. Petersburg durch C. Hirschelmann (10 Rubel) 19,50; M. Th. in Krimmitschau 20; M. Herrmann in Schönebeck a. d. E. 10; „Wenig aber wohlgemeint," Frankfurt a. M. 5; Mary Werner in München 10; R. M. in Herzberg am H. 3; G. G. in Magdeburg 1; J. E. in Rostock 1; Adele Schönberg in Linden 3; Von einer Leidensgenossin u. deren Schwester in Dresden 3; R. R. in Endenich 5; Aus Hadersleben 1; L. R. in Schwerin 3; Marie, Hohenlohehütte 1; Rechnungsrev. a. D. Moeller in Gaarden b. Kiel 6; E. Erlen in Braunschweig 2; Kosmerolit 5; W. K. in Dresden 5; M. L. in Heidelberg 1,40; Eine langjährige Abonnentin der „Gartenlaube" in Hamburg-Hoselderf 5; H. Sch. u. A. F. in Neheln (1 Gulden ö. W.) 1,50; L. D. in Leipzig 10; C. Werke in Hamburg 2; M. Kaufmann Bwe. in Ladenburg 3,05; S. in Wandsbeck 20; Aus Rendsburg: „Wenig aber von Herzen" 5; Tante Liebetrb in Stettin 6; Th. R. in Hamburg 5; Ein Scherflein aus Hamburg 3; Mitklang in Marienthal b. Helmstedt 5; Emil Brandt in Wiesbaden 2; Aus Gotha 2; M. v. O. in Kassel 5; K. K. in Halle a. S. 1; Frau S. in Dresden 3; J. Aff., Heimweg Pöseldorf 14; Alban Haberland in Rauenkirchen 3; E. Bode in Lichtenberg 2; Dr. Friedrich Peym in Würzburg 20; „Selbst die kleinste Gabe ist willkommen." Aus Mainz 0,30; Pastor M. in K. 2; J. M. in Gr. Strehlitz 1,50; O. Martini in Waldenhead 3,05; Prof. Dr. H. in Tübein 3; Gesammelt in Regenwalde 16,50; Fr. Neumann in Berlin 3; Ungenannt in Bergen a. R. 5; Marie S. in Dresden 20; M. S. in Oschatz 12; Aus Bergen a. R. 2; [illegible] Aus Linz a. Rh. 3; E. verw. Rein in Zittau 3; A. H. in Friedberg 1,50; H. in Berlin 3; Dr. Hagemann in Wiesbaden 10; G. f. R. in Weimar 10. Summa 931 ℳ 21 ₰.

Indem wir die Sammlung hiermit schließen, sagen wir all den menschenfreundlichen Gebern herzlichen Dank, welche es ermöglichten, die letzten durch Noth und Trübsal verkümmerten Lebenstage eines Veteranen der Feder erträglicher zu gestalten. In dem tröstenden Bewußtsein, von denjenigen nicht verlassen zu sein, denen er so manche Stunde des heitersten Genusses verschaffte, schloß der kranke lebensmüde Greis die Augen. Die nach seinem Tode noch eingegangenen Gaben haben wir der Wittwe des Verewigten, welche in aufopfernder, treuer Pflege ihre eigene Gesundheit schädigte, übergeben. Die Redaktion.

Allerlei Kurzweil.

Skataufgabe Nr. 3.*

Von K. Buhle.

(Die drei Könige zu Heimsen.)

Die Mittelhand spielt Eichel (tr.)-Solo und hat, nachdem sie die ersten 6 Stiche mit 53 Augen hereinbekommen hat, noch folgende Karten:

(tr K.) (p. K.) (e. K.) (car. D.)

verliert aber das Spiel, denn die Gegner erhalten 60 Augen. Hätte jedoch der Spieler zu den drei Königen auch noch den vierten gehabt, also statt Schellen-Ober (car. D.) den Schellen-König (car. K.), so würde er sein Spiel mit 70 Augen gewonnen haben.

Wie saßen die Karten und wie war der Verlauf des Spieles?

Auflösung der Skataufgabe Nr. 2 auf Seite 360.

Die Karten der Gegner sind so vertheilt:

Vorhand: eK, eO, gD, gO, g9, sK, sO, s9, s8, s7;
Hinterhand: rW, eD, eZ, e9, gZ, rK, rO, r9, r8, r7.

Im Skat liegen: g8, g7, und der Gang des Spieles ist folgender:

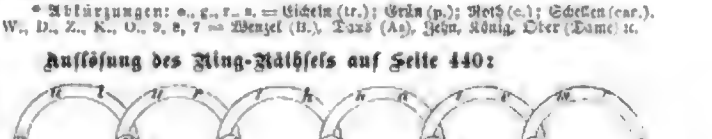
1. sK, sD, **eD** (— 26),	4. rO, **eO**, rD (— 17),
2. rK, **eK**, rZ (— 18),	5. **gD**, gK, gZ (— 25),
3. sO, sZ, eZ (— 23),	6. gO, gW, r7 (+ 5),

wonach Hinterhand noch einen Stich auf rW erhält. Uebernimmt der Spieler gO nicht mit einem hohen Wenzel, so erhält er nur 6 Augen.

Auch Grand hätte der Spieler bei der angegebenen Sitzung verloren, obwohl im praktischen Spiel Grand auf die gegebene Karte allerdings sicherer zu gewinnen war als Eicheliolo, ein Umstand, welcher jedoch, entgegen der Meinung einiger Einsender, die Richtigkeit der Aufgabe nicht beeinträchtigen kann, da er außerhalb des Rahmens der Aufgabe liegt.

* Abkürzungen: e., g., r., s. = Eicheln (tr.); Grün (p.); Roth (e.); Schellen (car.). W., D., Z., K., O., 9, 8, 7 = Wenzel (B.), Daus (As), Zehn, König, Ober (Dame) ꝛc.

Auflösung des Ring-Räthsels auf Seite 440:



Inhalt: Sankt Michael. Roman von E. Werner (Fortsetzung). S. 441. — Dunkle Gerüchte am Wege der Wissenschaft. S. 447. — Arbeiter- und Heimatkolonien im Moor. Von A. Lammers. S. 448. — Ein Sängerfest im „Deutsch-Athen" Nordamerikas. S. 449. Mit Illustrationen und zwei Porträts S. 441, 449 und 450. — Was will das werden? Roman von Friedrich Spielhagen (Fortsetzung). S. 450. — Ausstellungs-Briefe. Von Hermann von Baudissin. 1. Ein Abend in der Jubiläums-Kunstausstellung in Berlin. S. 456. Mit Illustrationen S. 453 und 457. — Die bayerische Königstragödie. 1. An der Todesstätte König Ludwig's II. Mit Illustration S. 458. — Blätter und Blüthen: Der Einzug Gustav Adolf's in Nürnberg. Von Marcus Schüßler. S. 449. Mit Illustration S. 444 und 445. — Zur Straßenreinigung. Von Daniel Sanders. S. 458. — Arzt und Spaßmacher. — Intelligenz der Schlangenbrut in Schweidnitz. — Gehalt der Schauspieler im Chronischen Zeitalter. S. 459. — Das Schiller-Denkmal in Chicago. — Der Waareneinkaufsverein zu Görlitz. — Quittung für den kranken zweiundsiebzigjährigen Schriftsteller. — Allerlei Kurzweil: Skataufgabe Nr. 3. Von K. Buhle. — Auflösung der Skataufgabe Nr. 2 auf Seite 360. — Auflösung des Ring-Räthsels auf Seite 440 S. 460.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das zweite Quartal dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift, wir ersuchen daher die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das dritte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig).

☞ Einzeln gewünschte Nummern liefern wir pro Nummer incl. Porto für 35 Pfennig (2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf.). Den Betrag bitten wir bei der Bestellung in Briefmarken einzusenden.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redakteur Dr. Fr. Hofmann. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger. Druck von A. Pries, sämmtlich in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google